Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

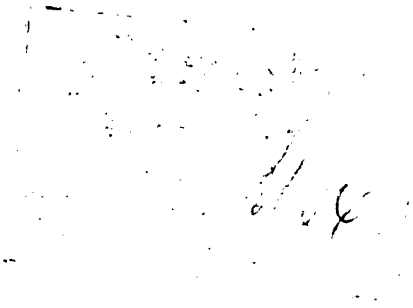
Digitized by Google

BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Wissen und Wehr

Monatsschrift
der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik
und Wehrwissenschaften



Zwanzigster Jahrgang
1939

Verlag E. S. Mittler & Sohn / Berlin

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Baeumler, Alfred, Friedrich der Große und der Reichsgedanke 164
Boeck, Gauamtsleiter und Senator Adalbert, Danzig, Tag der Freiheit . . . 681
Cochenhausen, General d. Fl. von, Vor 125 Jahren. Politische und militärische Führung im Feldzug 1814 81
Friedrich von Cochenhausen zum 60. Geburtstag 481, 482
„Committee of Imperial Defence" 1904—1939, 35 Jahre britischer Reichs-Verteidigungsausschuß 778
Die Deutsche Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften 485
Ebert, Kapitän z. S. a. D., Die seestrategische und politische Bedeutung des Stützpunktes der Sowjetunion an der Murmanküste 18
Fernau, Dr. F. W., Erdölversorgung und Erdölpolitik im Britischen Weltreich 336
Flemmig, Dr. Walter, Wie steht es mit Frankreichs Treibstoffversorgung? 792
Flügge, Dr. Kurt, Wehrpolitische Bemerkungen zur Volkszählung vom 17. Mai 1939 und zur Bevölkerungsentwicklung 603
Foerster, Wolfgang, Das Bild des modernen Feldherrn. Ein Wort der Abwehr und Verständigung 243
Dem Führer zum 50. Geburtstag 241
Gladisch, Admiral z. V. Walter, Entscheidungsschlacht oder Kreuzerkrieg? . . 490
derſ., Die Praxis des Prisenrechtes 721
Glahn, Landrat a. D., Oberlt. a. D., Welche Bedeutung kommt dem Saloniki-Unternehmen der Entente für den Verlauf und Ausgang des Weltkrieges zu? 607, 664
Grimme, General d. Art. a. D. H., Gedanken über den Luftschutz in den Kriegen seit 1918 511
Gürtler, Oberheeresarchivrat, Neue Forschungsergebnisse über die Mutter des Generalfeldmarschalls Grafen Neidhardt von Gneisenau 138
Japans Feldzug in China. Vom Fall Nankings bis zum Hoang-ho-Ausbruch . . 52
desgl., Von der Schließung des Lunghai-Korridors bis zum Fall Hankous . . . 110
Kamal Atatürk 274
Kannengießer Pascha, Generalmajor a. D. Hans, Kleine Ursachen — große Wirkungen. Beginn der Augustschlacht 1915 auf Gallipoli . . . 286, 366
Kessel, Eberhard, Zum Problem des Wandels der Kriegskunst vom 18. zum 19. Jahrhundert 100
derſ., Napoleonische und Moltkesche Strategie 171
derſ., Moltke vor hundert Jahren in der Schlacht bei Nisib 409
derſ., Das erste Jahr der preußischen Heeresreform 1807/08. Die neue Publikation der Preußischen Staatsarchive 784
Kundt, Jaspar, Generalmajor a. D., Zwanzig Jahre Königreich SHS. — Jugoslawien 1
Linnebach, Karl, Zum Problem Krieg und Kultur 528
derſ., Neutrale. Napoleon I. über die englische Seekriegsrechts-Politik 659
Mantey, Oberst a. D. von, In welchem Maße vermögen Verkehrsmittel den Ansatz und Verlauf militärischer Operationen zu beeinflussen? (Dargelegt an der Ost-Offensive 1915) 37
Maurach, Amtsgerichtsrat Dr. jur. habil. Reinhart, Zur Neuregelung des politischen Überwachungssystems in der Roten Wehrmacht 362
Metzsch, General d. Art. z. V. von, Über den Abwehrkampf im Osten 642
Zum 150jährigen Bestehen des Verlages E. S. Mittler & Sohn 163
Mizuyo Ashiya, Sun Tsi, der chinesische Kriegsphilosoph der vorchristlichen Zeit 416

Digitized by Google

Seite

Muff, Gen. d. Inf., Die Entwicklung der Anschauungen über neuzeitliche Heere seit dem Weltkriege 766
Nagel, Oberst a. D., München, Aus- und Umquartierung der Bevölkerung großer Städte 454
Nippold, Oberst z. V. von, Lagarde, das erste größere Gefecht im Weltkriege, am 11. August 1914 . . . . . 126, 202
Osthold, Dr. Paul, Die Wehrwirtschaft der großen Demokratien 181
derf., Die internationale Arbeiterbewegung und der Wehrgedanke 536
Rosenberger, Ministerialdirektor a. D., Die Seebeute als wichtigstes Kampfmittel des englischen Seekriegs, Bemerkungen zu dem Buche „Die Stärke Englands" von George F. S. Bowles 703
Rüdt von Collenberg, Oberstleutnant Frhr., Über Kriegsursachen 1864, 1866 und 1870 561
Schmitz, Ernst, und B. Schenk Graf von Stauffenberg, Erlaubte Angriffsziele im Luftkriegsrecht 521
Schoppen, Dr. jur. Werner, Großbritannien und die Ostsee 1780 bis 1812 713, 745
Schumacher, Edgar, Vom Wesen des Schweizer Soldaten 321
Sowjetrussische Kriegserfahrungen in Spanien 584
Tempelhoff, Generalmajor z. V. von, Der Krieg der schnellen Entscheidung 500
Wagenführ, Dr. Rolf, Die wirtschaftliche Mobilmachung der ausländischen Flugzeugindustrie 257
Waldeyer-Hartz, Kapitän z. S. a. D. von, Tankschiffe im Seekrieg 358
Welsch, Major a. D. Otto †, Der Einfluß der Verkehrsmittel auf die Kriegführung in China 427
Wendt, Dozent Dr. Hermann, Das Kriegswesen im deutschen Danzig 599
Xylander, Oberst z. V. Rudolf Ritter von, Der deutsche Krieg gegen die Einkreisung 686, 735, 761
Xylander, Hauptmann im Genst. d. H. Wolfdietrich Ritter von, Die Entwicklung des französischen Heeres von Kriegsende 1918 bis zur Heeresreform 1928 646
Wehrpolitische Übersicht 63, 142, 221, 307, 391, 467, 548, 620, 678
Bücherschau 69, 154, 226, 311, 403, 471, 553, 629, 758
Zeitschriftenschau 75, 155, 235, 315, 403, 476, 557
Aus der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften 78, 159, 238, 318, 407, 478, 559, 639
Preisaufgaben 1938/39 757

Verzeichnis der besprochenen Bücher.

Seite

Altrichter, Oberst Dr. Friedrich, Der soldatische Führer 555
Barandon, Paul, Das System der politischen Staatsverträge seit 1918 229
Beyerhaus, Gisbert, Einheitlicher Oberbefehl. Ein Problem des Weltkrieges . . 555
Blume, Hellmut, Die Führungstruppe der Wehrmacht 231
Böttcher, Oberst, Artillerie-Taschenbuch . 556
Borchardt, Georg, Herrschen und Dienen 637
Brekenfeld, Dr. F. W., Das Deutsche Rote Kreuz 638
Büdingen, Oberstlt., Entwicklung und Einsatz der deutschen Flakwaffe und des Luftschutzes im Weltkrieg 312
Bülow, v., Kranz und Sonne, Wehrgeologie 154
Bugnet, Charles, Drei Diktaturen. Der Kampf um die Kriegführung in Frankreich 1914 bis 1918 473
Burkhardt, Werner, u. Hans-Joachim Voigt, Signal „Tot Dora" 70
Busch, Korvettenkapitän a. D. Fritz Otto, Das Volksbuch vom Skagerrak 154
Corbett, J. S., Die Seekriegführung Großbritanniens 758
Creswell, John, Der Seekrieg gestern und heute 229

Seite

Czuber, Emanuel, Die statistischen Forschungsmethoden 232
Darsow, Dr. Hubert, Müller, Dr. Berthold, und Dipl.-Ing. Friedrich Nicolaus, Kommentar zum Luftschutzgesetz . 633
Deutsch, W., Waffenlehre 760
Dietz, Heinrich, Disziplinarstrafordnung für das Heer 234
Eimannsberger, Gen. d. Art. Ludwig Ritter von, Der Kampfwagenkrieg 631
Erfurth, Genlt. Waldemar, Die Überraschung im Kriege 228
Die europäischen Heere und ihr Kampfverfahren. 1. Jahrgang 639
Gallian, Otto, Der österreichische Deutsche im Weltkrieg 1914—1918 554
Giamberardino, Ital. Vizeadmiral D. di, Seekriegskunst 230
Giese, Kapitänltn., Die Laufbahnen in der Kriegsmarine 636
Gräfer, Gustav, Die Wehrmacht Großbritanniens 759
Greiner, Oberstltn., Taktische Aufgaben im Regimentsverbande 636
Greiner und Uebe, Majore, Gefechte besonderer Art 75

U3 11'54 v.20

Digitized by Google

Seite

Groſche, Dr. Eberhard, Frankreichs wirtſchaftliche Kriegserfahrung und Kriegsvorbereitung 474
Hanſen, Admiral a. D. Gottfried, ſ. Nauticus.
Haushofer, Karl, und Ulrich Crämer, Macht und Erde, Hefte zum Weltgeſchehen 403
Hedler, Dr. rer. pol. W., Aufbau des Erſatzweſens der deutſchen Wehrmacht . . 314
Heerführer des Weltkrieges, Hrsg. von der Deutſchen Geſellſchaft für Wehrpolitik und Wehrwiſſenſchaft 227
Heſſe, Kurt, Mein Hauptmann 638
Heuſer, Dr. Walter, Die Phyſik des Steuermanns 233
Heymann, Egon, Balkan. Kriege, Bündniſſe, Revolutionen 71
Holdack, Heinz, Söhne der Wölfin, Wandlung Italiens 71
Huber, Ernſt Rudolf, Heer und Staat in der deutſchen Geſchichte 631
Jahrbuch der Finniſchen Wehrwiſſenſchaftlichen Geſellſchaft 226
Jahrreiß, Hermann, Völkerrecht und Völkerfrieden um Europa 231
Jenſen, Dr. phil. Guſtav, Japans Seemacht 74
Klüfer, Kurt von, Seelenkräfte im Kampf um Douaumont 472
Kreß von Kreſſenſtein, Frhr., Mit den Türken zum Suezkanal 554
Kreutzer, Dr. Karl, Die Mathematik des Steuermanns: Trigonometrie der Ebene und der Kugel 233
Krieg auf Schienen 636
Kruſe, Ernſt Wilhelm, Neuzeitliche Seekriegführung 231
Kruſe, Oberſtlt. K., Artilleriſtiſcher Ratgeber auf dem Gefechtsfeld 235
Kühlwein, Oberſtlt., Gefechtstaktik des verſtärkten Bataillons 636
Lampe, Adolf, Allgemeine Wehrwirtſchaftslehre 475
Leeb, Gen. d. Art. Wilhelm Ritter von, Die Abwehr 635
Leonhardt, Dr. Hans, Induſtrielle Wehrwirtſchaft 634
Leutwein, Paul, Das deutſche Afrika und ſeine Zukunft 70
Loeſch, Carl C. von, Die außenpolitiſchen Wirkungen des Geburtenrückganges, dargeſtellt am Beiſpiel der Franzoſen 634
Loewenſtern, Oberſtlt. Baron Clard von, Eine falſche engliſche Rechnung 471
Lohmann, Kap. z. S., Die Offizierslaufbahn in der Kriegsmarine 636
Ludwig, Gen. d. Art. a. D. Max, Neuzeitliche Feſtungen 557
März, Joſeph, Jugoſlawien 154
Die Militärluftfahrt im Völkerrecht und deutſchen Recht der Vorkriegszeit . . 633
Miltner, Franz, Germaniſche Köpfe der Antike 69
Minden, Gerold von, Die Kriegswirtſchaft der USA. 1917/18 759
Möbius, Karl, und Johann Garczyńſki, Flugfunkweſen 475
Möller, Hans, Fritz v. Below 758
Nauticus, Hrsg. v. Admiral a. D. Gottfried Hanſen 71
Neubronn, Oberſt Alexander Frhr. von, Der franzöſiſche Dolmetſcher 636
Nowack, Dr. Robert, Der künſtliche Staat 313
Orlovius, Dr. Heinz, und Dr. Ernſt Schultze, Die Weltgeltung der deutſchen Luftfahrt 639

Seite

Pahl, Walther, Das politiſche Antlitz der Erde 637
Palmer, John Mc Auley, General von Steuben 553
Pauſer, Franz, Spaniens Tor zum Mittelmeer und die katalaniſche Frage 154
Peterſen, Dr. Hellmut, Die Erziehung der deutſchen Jungmannſchaft im Reichsarbeitsdienſt 635
Rabenau, Genlt. Dr. h. c. Friedrich von, Hans von Seeckt. Aus meinem Leben, 1866 bis 1917 471
Rebold, Genieoberſt J., Die Feſtungskämpfe im Weltkriege 631
Das Reichsverſorgungsgeſetz in der neueſten Faſſung (Okt. 1938) 634
Reinhardt, Fritz, Die Mathematik des Steuermanns, Arithmetik und Geometrie . 233
Rohden, Peter Richard, Geſtalten deutſcher Vergangenheit 631
Sänger, Privatdozent Dr. R., Artilleriſtiſche Schallmeſſung 233
Schenke, Wolf, Kampfplatz Oſtaſien . . . 231
Schnell, F., Das Antlitz der Wehrmacht . 556
Schüttel, Lothar, Luftkrieg bedroht Europa 232
Schumacher, Oberſtlt. Edgar, Ich werde Soldat 637
Schwertfeger, Oberſt a. D., Dr. h. c. Bernhard, Kriegsgeſchichte und Wehrpolitik. Vorträge u. Aufſätze 227
Seeckt, Generaloberſt von, Moltke. Ein Vorbild 629
Société des Nations. Annuaire statistique du commerce des armes et des munitions. 13. Jahrgang 74
Sokol, Kap. Hans Hugo, 20 000 Meilen im U-Boot 637
Sommer, William, Geſchichte Finnlands . 630
Sperlich, Dr. Dr. Otto, Arbeitslohn und Unternehmergewinn der Kriegswirtſchaft . 633
Starke, Dr. jur. K., Luftſchutzrecht und Luftſchutzpflicht 632
Studders, H., Die Facharbeiterfrage in der Kriegswirtſchaft 313
Theil, Karl Hermann, Rumänien. Land im Werden 632
Thoran, Dr. Alfred, Neuer Wirtſchaftsatlas 314
Uebe, Major K. W., Das verſtärkte Bataillon 234
Ullmann, Hermann, Die Völker im Südoſten 630
Ullrich, Johannes, Das Kriegsweſen im Wandel der Zeiten 759
Volckheim, Unſere neue Panzertruppe . . 638
Volkmann, Hellmuth, und Friedrich-Joachim Fangohr, Befehlstechnik . . . 234
Wagner, Min.-Rat C., und Reg.-Rat Dr. H. F. Roeder, Wehrleiſtungsgeſetz . . 632
Waninger, Carl, und Peter Füſſen, Das Richten der Geſchütze 233
Weltgeſchichte der Gegenwart in Dokumenten, Teil 2 (Michael Freund), Teil 3 (Werner Frauendienſt) u. Kalender der Weltgeſchichte 69
Weniger, Erich, Wehrmachtserziehung und Kriegserfahrung 228
Wichmann, Dr. Hans, Vormilitäriſche Ausbildung in Frankreich, Italien und der Sowjetunion 635
Ziegler, Wilhelm, Volk ohne Führung . . 311
Zoellner, Genlt. a. D., Schlieffens Vermächtnis 630

Alle Rechte aus dem Geſetz vom 19. Juni 1901 ſowie das Überſetzungsrecht ſind vorbehalten.

Digitized by Google

Jahrgang 1939 Erstes Heft

Wissen und Wehr

Monatsschrift

der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften

INHALTSANGABE

	Seite
Zwanzig Jahre Königreich SHS-Jugoslawien. Von Generalmajor a. D. Jaspar Kundt	1
Die seestrategische und politische Bedeutung des Stützpunktes der Sowjetunion an der Murmanküste. Von Kapitän z. S. a. D. Ebert, Weimar	18
In welchem Maße vermögen Verkehrsmittel den Ansatz und Verlauf militärischer Operationen zu beeinflussen? Von Oberst a. D. von Mantey (Hirschberg, Ries. Geb.)	37
Japans Feldzug in China. Vom Fall Nankings bis zum Hoang-ho-Ausbruch. Von ***	52
Wehrpolitische Übersicht über den osteuropäischen Raum	63
Bücherschau	69
Zeitschriftenschau	75
Aus der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften	78

NACHDRUCK, AUCH UNTER QUELLENANGABE, UNTERSAGT
ÜBERSETZUNGSRECHT VORBEHALTEN

AUSGEGEBEN IM JANUAR 1939

VERLAG E. S. MITTLER & SOHN, BERLIN SW 68

POSTVERSANDORT BERLIN

Eing. - 6. FEB. 1939

Digitized by Google

Ständige Mitarbeiter:

Prof. Dr. Andreas, Heidelberg,
Prof. Dr. von Arnim, Charlottenburg,
Vizeadmiral Aßmann, Berlin,
General d. Art. Prof. Dr. Becker, Berlin,
General d. Inf. a. D. v. Bergmann, Berlin,
Major a. D. Dr. Bertkau, Berlin,
Generalleutnant z. V. Boehm-Tettelbach, Berlin,
Oberstleutnant z. V. Professor Boehm-Tettelbach, Lübeck,
Prof. Dr. Bruns, Berlin,
Generalmajor a. D. Buchfinck, Potsdam,
Direktor Prof. Dr. Burgdörfer, Berlin,
Generalmajor Freiherr v. Bülow, Rom,
Geheimrat Prof. Dr. Cranz, Stuttgart,
Oberstleutnant Dr. Däniker, Bern,
Konteradmiral Donner, Kiel,
Gen. d. Art. a. D. v. Eimannsberger, Wien-Mödling,
Professor Dr. W. Elze, Berlin,
Dr. Engelmann, Istanbul,
Präsident Oberstleutn. a. D. Foerster, Potsdam,
Oberst Foertsch, Berlin,
Oberst a. D. Dr. h. c. Fonck, Berlin,
Universitätsprofessor Dr. v. Frauenholz, München,
Vizeadmiral a. D. Frhr. von Freyberg-Eisenberg, Berlin,
Dr. H. Gackenholz, Berlin,
Konteradmiral a. D. Gadow, Berlin,
Admiral a. D. Gladisch, Berlin,
Minister Dr. Glaise v. Horstenau, Wien,
Professor Dr. Goebel, Harzburg,
General d. Art. a. D. Grimme, Berlin,
Vizeadmiral a. D. Dr. h. c. Groos, Berlin,
Dozent Oberstlt. Dr. Hesse, Potsdam,
Oberstleutnant a. D. Justrow, Berlin,
Generalleutnant a. D. Kabisch, Stuttgart,
Dr. E. Kessel, Berlin,
Oberst Dr. Knauß, Greifswald,
Gen. d. Art. a. D. Krafft v. Dellmensingen, München,
Generalleutnant a. D. v. Metzsch, Berlin,
Prof. Dr. A. O. Meyer, Berlin,
Oberstudiendirektor Dr. Mühle, Dresden,
Oberregierungsrat Dr. Mühlmann, Potsdam,
Oberstarbeitsführer Müller-Brandenburg, Berlin,
Oberstleutnant a. D. Müller-Loebnitz, Berlin,
Professor Oberst Dr. v. Niedermayer, Berlin,
Oberst (E) Dr. Nuber, Berlin,
Oberregierungsrat Dr. Pantlen, Stuttgart,
Generalmaj. a. D. A. v. Pitreich, Wien,
Admiral z. V. Prentzel, Berlin,
Generalleutnant Dr. h. c. v. Rabenau, Potsdam,
Oberkriegsgerichtsrat Rittau, Breslau,
Oberstleutnant a. D. Direktor v. Schäfer, Potsdam,
Major W. Schenk, München,
Dozent Major a. D. Dr. Schering, Berlin,
Staatsminister Professor Dr. Schmitthenner, Heidelberg,
Oberst a. D. Dr. h. c. Schwertfeger, Hannover,
Oberreg.-Rat Dr. Simoneit, Berlin,
Professor Dr. Spranger, Berlin,
Generalmajor a. D. v. Tempelhoff, Berlin,
Generalmaj. a. D. Wagner, Königsbrück,
Kapitän z. S. a. D. v. Waldeyer-Hartz, Hannover,
Major a. D. Welsch, München,
General d. Infanterie Werth, Budapest,
General d. Inf. a. D. Wetzell, Berlin,
Professor Dr. F. Wirth, Berlin,
Oberst a. D. Ritter von Xylander, Berlin.

Briefe redaktionellen Inhalts und Manuskripte sind zu senden an den Hauptschriftleiter i. N.:
Karl Linnebach, Potsdam, Burggrafenstraße 28.
Besprechungsstücke von Neuerscheinungen sind zu senden an die Deutsche Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften, Berlin W 35, Matthäikirchplatz 12III.
Zur Beantwortung von Anfragen und Rücksendung von Manuskripten ist Rückporto beizufügen.

Die unter dem Ehrenpräsidium des Reichsstatthalters General d. Inf. Ritter von Epp stehende und von General der Flieger von Cochenhausen geleitete

Deutsche Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften,

deren Organ „Wissen und Wehr" ist, hat es sich zur Aufgabe gemacht, das wehrpolitische Verständnis und das Interesse an den Wehrwissenschaften zu fördern. Anträge zum Beitritt sind zu richten an das Generalsekretariat Berlin W 35, Matthäikirchplatz 12III. Fernsprecher: über O. K. W. 21 81 91.

Beilage: *Der Gesamtauflage dieser Ausgabe liegt ein Prospekt des Verlages der „Militärwissenschaftlichen Mitteilungen", Wien I, Liebiggasse 6, bei.*

Digitized by Google

Erstes Heft Jahrgang 1939

Wissen und Wehr

MONATSHEFTE

In sämtlichen Aufsätzen handelt es sich um die privaten Ansichten einzelner Persönlichkeiten, keinesfalls um die Anschauungen maßgebender militärischer Dienststellen.

Zwanzig Jahre Königreich SHS. — Jugoslawien.

Von Generalmajor a. D. Jaspar Kundt.

Als in den letzten Tagen des November 1915 dem von Norden, Osten und Süden eingekreisten serbischen Heere kein anderer Ausweg mehr blieb, als unter Preisgabe der Heimat die Flucht nach Westen an das rettende Meer, und als die sich überstürzenden Kolonnen, in ihrer Mitte der altersschwache König in einem Büffelwagen fahrend, und der schwerkranke Woiwode Putnick in einer Sänfte getragen, die schneeverwehten Gebirgspfade hinauf und hinunter drängten, barfuß, in Lumpen gehüllt, hungernd und frierend, da schien Serbiens Stern erloschen. Wieder war, wie schon einmal am St. Veitstage 1389, das Amselfeld dem serbischen Volke zum Verhängnis geworden. 1389 folgte der Niederlage auf dem Amselfelde fünfhundertjährige türkische Fremdherrschaft. Wie wird sich nach der zweiten Niederlage das Schicksal Serbiens gestalten? Das ganze Land in Feindeshand, der große slawische Bruder, der den Befehl zum Kriege gegeben hat, selbst so schwer krank geschlagen, daß an seinem Wiederaufkommen gezweifelt werden muß. An die großen Alliierten des Westens sind vergebens die dringendsten Hilferufe gerichtet worden, diese Mächte waren nicht einmal imstande gewesen, die Bahn von Saloniki bis Nisch für den Nachschub frei zu halten, noch entlastend in das Todesringen des serbischen Bundesgenossen einzugreifen. So landen schließlich die Trümmer eines tapferen Heeres, das seit vier Jahren Krieg geführt hat, in hoffnungslosem Zustande in Korfu, um sich dort zu erholen. Mit ihnen ist geflohen, was an Jugend von der Schule, aus der Lehre, vom Acker fort zu den Waffen strebt. Insgesamt um hunderttausend Mann, aber Serben! Schon am 12. September 1916 greifen wiederhergestellte serbische Verbände —

Digitized by Google

6 Infanteriedivisionen — im Verein mit französischen und schwachen russischen Kräften bei Florina erfolgreich die durch kriegserprobte deutsche Bataillone und Batterien verstärkte bulgarische 1. Armee an und erstürmen am 30. September in einer der blutigsten Schlachten, die auf dem Balkan geschlagen, die Höhen von Kajmaktschalan, von denen aus sich dem stolzen Sieger der Blick in die Ebene auf das bald danach wieder befreite Monastir öffnet. Und so fechten die serbischen Divisionen weiter den Kampf um die Wiedergewinnung der Heimat durch bis zum siegreichen Ende.

Die tapfere Selbstbehauptung des serbischen Volkes im großen Völkerringen ist auf die angrenzenden Südslawen nicht ohne Eindruck geblieben. Tief in der Seele dieser Völker ruht wie eine südslawische Barbarossasage die Erinnerung an ein mächtiges jugoslawisches Reich unter dem Zaren Stephan Duschan, das alle südslawischen Bruderstämme umfassend in strahlender Größe wieder erstehen wird. So war es eigentlich eine Selbstverständlichkeit, daß beim Zusammenbruch der Donaumonarchie deren südslawische Gebiete sich unter den Schutz des stärksten und am Tische der Sieger sitzenden Stammes der Serben retteten. Am 1. Dezember 1918 schließen sich Serben, Kroaten und Slowenen unter Führung des Königs der Serben zum Staate SHS. zusammen. Doch ein Staat blieb dem Bunde fern, Bulgarien. Bei Kajmaktschalan hatten die Bulgaren ihr Königgrätz verloren. Hier wie dort verhinderten dynastische Interessen, daß dem zwecklosen Bruderstreit um die Vorherrschaft durch Aufgehen in einem Reich ein Ende gemacht wurde. Die Zeit war noch nicht reif dafür.

Es zeigte sich aber bald, daß auch der im Chaos des Zusammenbruchs und im Überschwang der Freude über die gewonnene Freiheit erfolgte Schritt zur Vereinigung der Serben, Kroaten und Slowenen eine Entwicklung vorweg genommen hatte, die noch nachreifen muß. Wohl sind es Stämme des gleichen völkischen Ursprunges mit gleicher Sprache — Slowenisch unterscheidet sich von Serbisch etwa so wie Plattdeutsch vom bayerischen oder schlesischen Dialekt — aber der jugoslawische Gedanke ist noch nicht stark genug, um die in jahrhundertelanger Trennung und Zugehörigkeit zu entgegengesetzten Kulturkreisen entstandenen Gegensätze schnell zu überwinden. Das harte Volk der Kroaten und Slawonen, aber auch die weicheren Slowenen, alle stolz darauf, in tausendjährigem Kampf unter Ungarn und Habsburg ihre nationale Art und Eigenstaatlichkeit bewahrt zu haben, fühlen sich als Vertreter der westlichen Kultur den Serben überlegen, auch sind sie wirtschaftlich die stärkeren. Sie sind nicht nach Belgrad gegangen, um die gute österreichische und die immer noch erträgliche ungarische Verwaltung gegen die harte und gewalttätige serbische Faust einzutauschen, sie wollen frei und selbständig sein, nicht nur die führende Schicht, die sich bald überall zurückgesetzt sieht, sondern auch der kroatische Bauer, der, von Raditsch geführt, sogar die am 1. Dezember 1918 voll-

Digitized by Google

zogene Vereinigung im Königreich SHS. nicht anerkennt und eine kroatische Bauernrepublik auf pazifistischer Grundlage — Entwaffnung und Aufhebung der Militärpflicht — anstrebt.

Dagegen beanspruchen die Serben die absolute Vorherrschaft und Führung im Staate, als die — unter Einschluß des 1912/13 erworbenen Mazedoniens, jetzt Südserbien genannt — stärkste Volksgruppe, die in den Kriegen seit 1912 die größten Blutopfer für die jugoslawische Sache gebracht hat, die den König stellt und damit allein über die für den Aufbau des Reiches so notwendigen Beziehungen zu den Siegerstaaten verfügt. Für den Serben sind die aus der k. u. k. Monarchie herübergewechselten Teile, die Pretschani, d. h. die von drüben, Verräter an der großjugoslawischen Sache gewesen, die vor und nach während des Krieges kein höheres Ziel kannten, als im sicheren Schoß der k. u. k. Monarchie sich durch Zusammenschluß bessere Lebensbedingungen zu verschaffen, die im Kriege gegen die Serben gefochten und ihnen die schwersten Verluste beigebracht hatten. Erst als das k. u. k. Bett, in dem sie weicher ruhen wollten, zerbrochen und ihnen kein anderer Weg mehr übrig blieb, um dem Chaos des Bolschewismus oder italienischem Zugriff zu entgehen, hatten diese Slawen den Weg nach Belgrad gefunden, wobei sie dem jungen Königreich ihre traditionelle Feindschaft mit Italien als Mitgift mitbrachten, die nun die Außenpolitik von SHS. so schwer belastet. Endlich war der Serbe auch überzeugt, daß ihm die Führung gebühre, weil er den festesten Willen zum Staate besaß, während Kroaten und Slowenen, in sich nicht einig in ihren Zielen, in ihrer Staats- und Königstreue nicht genügend verläßlich erschienen.

Hart mußten die Gegensätze aufeinander prallen. Nur mit geringer Mehrheit und in Abwesenheit der kroatischen Rechten wie der kroatischen Bauernpartei wurde am 28. Juni 1921 die erste Verfassung (Vidovdanverfassung genannt) angenommen, die unter Aufhebung der Nationalräte der Einzelstaaten das Königreich in 33, ohne Rücksicht auf die früheren Landesgrenzen gebildete Departements einteilt, die von Belgrad aus scharf zentral regiert werden sollen. Als aber Alexander und sein Minister Paschitsch nach der Abstimmung das Parlament verlassen, wird auf den Regenten ein zum Glück erfolgloses Attentat verübt, der Beginn eines Kampfes, der sich über 16 Jahre hinziehen wird, teils in aller Öffentlichkeit in der Skupschtina und auf der Straße ausgetragen, das Ansehen des Staates im In- und Auslande schwer schädigend und die Arbeit der Regierung lähmend, teils aber auch in den geheimen Emigrantenzirkeln in Italien, Ungarn und Bulgarien geschürt, die Sicherheit und Integrität des Reiches gefährdend. Der Kampf erreicht seinen Höhepunkt, als im Sommer 1928 der Gedanke an die „Amputation", die freiwillige Lostrennung Sloweniens und Kroatiens vom Königreich, greifbare Formen anzunehmen beginnt und der Zerfall droht. Da krachen im Parlament die Schüsse, die

Digitized by Google

den gefährlichsten Führer der Opposition, Raditsch, tötlich verwunden, so daß er nach wenigen Monaten stirbt, und zwei seiner Parteigenossen sofort töten. Der Kampf endet erst, als nach dem Gesetz der Blutrache dem Führer der Kroaten auch der Führer der Serben, König Alexander, durch rächende Hand im Tode gefolgt ist. Am 9. Oktober 1934 wird der König beim Einzug in Marseille ermordet. Der Mörder ist nach den Feststellungen des Gerichtes in der Ustasa (Schule der Aufständischen) bei Nagykanisza auf ungarischem Boden für seine Aufgabe vorbereitet worden, seine Gehilfen in einer Ustasa in Norditalien.

Dabei ist die wehrpolitische Lage dieses jungen, so von innerpolitischen Kämpfen erschütterten Staates voller Gefahren. Sieben Staaten umschließen ihn mit fast 3800 km langer Grenze. Nur zu einem derselben, zu Rumänien, bestehen freundschaftliche Beziehungen, nachdem SHS. sich mit dem Verlust von Temesvar abgefunden hat. Mit dem mächtigsten Nachbar, Italien, besteht latenter Kriegszustand, da die Ansprüche Italiens auf den Alpenkamm als Grenze und auf Istrien und das östliche Adriaufer nur auf Kosten von SHS. befriedigt werden können. Mit Österreich, Ungarn, Bulgarien und Griechenland ist das Verhältnis so gespannt, daß jederzeit damit gerechnet werden muß, daß diese Länder im politischen Spiel der Großmächte zur Einkreisung von SHS. mit eingesetzt werden. Aber SHS. ist nahezu wehrlos. Das serbische Heer hat in sechs Jahren Krieg schwer gelitten, das Offizierkorps ist fast aufgerieben, die gesamte Kriegsindustrie vernichtet. Für Beschaffung von Waffen und Munition fehlt es dem finanziell und wirtschaftlich ausgebluteten Lande an Mitteln. In den ehemals österreichisch-ungarischen Ländern haben sich die Truppen unter bolschewistischen Begleiterscheinungen aufgelöst und hausen zum Teil als „grüne Kader" in den großen Waldungen hinter der einstigen Front zum Schrecken der Bevölkerung, deren Besitz sie plündern oder aufteilen. Jede Disziplin ist verloren gegangen. Die Niederlage der slowenischen Truppen, die 1919 in Kärnten einbrechen, zeigt, was von diesen Formationen zu halten ist. Auch hier muß neu aufgebaut werden.

Das an sich wenig entwickelte Eisenbahnnetz ist durch den Krieg stark mitgenommen, die Kunstbauten zerstört, das rollende Material verschleppt oder unbrauchbar. Zu den neu hinzugekommenen Gebieten fehlt die organische Verbindung über die bisherigen Grenzen, besonders nach Bosnien und Montenegro hinein. 57 Projekte für vollspurige und 17 für schmalspurige Bahnen werden vom Verkehrsministerium als Sofortprogramm vorgelegt.

König Alexander, dieser weitblickende Staatsmann und vorzügliche Soldat, erkennt von Anfang an, daß die Existenz dieses so plötzlich gewachsenen, voller Gegensätze steckenden Reiches davon abhängt, daß es gelingt, Wehrmacht und Verkehrswesen wieder hoch zu bringen, wobei der

Digitized by Google

auf den König als obersten Kriegsherrn vereidigten Wehrmacht die besondere und entscheidende Aufgabe zufällt, Trägerin des jugoslawischen Staatsgedankens zu sein und durch Verschmelzung der Volksstämme im Heer über alle föderativen Strömungen hinweg den Willen zum Einheitsstaat zu bilden und zu stärken.

An Mitteln wird hierzu bereit gestellt, was möglich ist. Das Heeresbudget beträgt — wie auch das des Verkehrsministeriums — mindestens ein Fünftel der jährlichen Staatsausgaben, d. h. etwa 2,2 Milliarden Dinar bei etwa 11 Milliarden Dinar Gesamtausgaben, doch sind eine ganze Reihe militärischer Ausgaben in den Etats anderer Ministerien getarnt untergebracht. Im Jahre 1929 beziffert der Finanzminister z. B. die Ausgaben für die Landesverteidigung — offizielles Budget und getarnte Ausgaben zusammen — auf 60 v. H. des gesamten Staatshaushaltes. Daneben gehen die inneren und Auslandsanleihen, die meist — wie die französische Anleihe 1922 in Höhe von 300 Millionen Dinar — nur für Rüstungszwecke gewährt wurden.

Die Stärke der Armee wird auf den Satz von 1 v. H. der Bevölkerung festgelegt. Damit sollen zunächst 17 Divisionen aktives Heer, zu 5 Armeen zusammengefaßt, aufgestellt werden, ferner ein Kommando der Grenztruppen von 50 Kompanien, eine der Wehrmacht unterstellte Gendarmerie von 1000 Offizieren und 20 000 Mann, das Kommando der Bucht von Kattaro, und die Marine mit einem Etat von 300 Offizieren und 3400 Mann.

Die fünf Armeen sichern:

4. Armee, AOK. in Agram, italienische und österreichische Front (die Divisionen Drau, Save, Esseg und 1. Kavallerie-Division);
1. Armee, AOK. in Novisad, ungarische und rumänische Front (die Divisionen Garde, Potiska, Donau, Drina);
2. Armee, AOK. Sarajevo, Adriafront und Nordalbanien (die Divisionen Vrbas, Bosna, Adria, Zeta);
5. Armee, AOK. Nisch, bulgarische Front (die Divisionen Timok, Schumadija, Morawa, 2. Kavallerie-Division);
3. Armee, AOK. Skoplje, südbulgarische, griechische und albanische Front (die Divisionen Wardar, Bregalnica, Kossowa).

Die Grundlage für die Wehrpflicht bildet das Wehrgesetz von 1923. Danach dauert die Dienstpflicht vom 21. bis 50. Lebensjahr, und zwar vom 21. bis 40. im Operationsheer, vom 41. bis 50. im Reserveheer. Die aktive Dienstzeit beträgt 18 Monate. Während der Zugehörigkeit zum Operationsheer haben die Reservisten jährlich eine Übung von 4, im Reserveheer von 2 Wochen abzuleisten. Im Kriege können die 18- bis 20jährigen zum Operationsheer eingezogen werden.

Digitized by Google

Die Ergänzung der Truppe erfolgt derart, daß etwa 50 v. H. der Rekruten nicht territorial eingestellt werden, sondern in anderen Landesteilen. Dadurch sollen die Volksstämme gemischt werden und Gelegenheit haben, sich kennen zu lernen. Außerdem sollen in die serbischen Teile ausreichende Bestände an besser vorgebildeten Mannschaften aus den ehemals k. u. k. Ländern für Artillerie und technische Formationen zur Verfügung gestellt werden. Ein nicht so leicht zu lösendes Problem stellte der Aufbau des Offizierkorps dar. Der Bedarf war groß und nicht annähernd gedeckt. Trotzdem wurde im allgemeinen bewußt auf die Einstellung der ehem. k. u. k. Offiziere verzichtet, ohne Frage aus einem gewissen Mißtrauen und weil man dem serbischen Soldaten nicht zumuten konnte, unter Offizieren zu dienen, die eben noch mit der Waffe in der Hand gegen Serbien gefochten hatten. Diese Maßnahme hat gerade unter den stolzen, kriegsbewährten kroatischen Offizieren viel böses Blut gemacht und sie in die Opposition getrieben. Im Interesse einer einheitlichen Führung, Ausbildung und Erziehung der Truppe war es aber doch geboten, daß die oberen Stellen in der Armee fast ausschließlich von Serben besetzt wurden. Im übrigen wurde in zielbewußter Weise für schnellen Nachersatz an jungen Offizieren aus allen Volksstämmen gesorgt und diese ebenso wie die Mannschaft durcheinander gemischt. Im Friedensetat 1927/28 betrug bei einem Offiziersetat von 7000 die Zahl der Offizierschüler 1400; 1928/29 wurde sie noch einmal um 300 auf 1700 erhöht. Die Verstreuung der jungen Offiziere und Rekruten über das ganze Reich hat sich sehr bewährt und den jugoslawischen Einheitsgedanken in der Wehrmacht außerordentlich gefördert, alle Stammes- und Religionsunterschiede überbrückend, wobei als Kuriosum überblieb, daß für die muselmanischen Soldaten immer besonders gekocht werden mußte.

Das vorstehend kurz skizzierte Wehrprogramm ging organisatorisch und zahlenmäßig, entsprechend dem höheren Geburtenüberschuß von SHS. — 16 v. T. in SHS. gegen 6 v. T. in Csl. — über das Programm der damaligen Tschechoslowakei noch hinaus, seine Durchführung wurde aber im Gegensatz zu genanntem Staat durch die Schwierigkeiten erheblich verzögert, die sich der Beschaffung von Bewaffnung und Ausrüstung entgegenstellten.

Ein Querschnitt durch den Stand der Bewaffnung Mitte 1928 ergibt noch folgendes Bild:

Infanterie: Eingeführt ist das Mausergewehr 1924, einheitlich damit ausgerüstet ist bis dahin nur die Gardedivision. Bei Heristal laufen allerdings große Bestellungen darauf, doch führt die Infanterie noch vier weitere alte Modelle: Mannlicher M 95, deutsches Mausergewehr, französisches Lebelgewehr und russisches Drei-Linien-Gewehr. Infanteriemunition hat Roth A.-G. in Preßburg rund 1 Milliarde Schuß geliefert. Frankreich ist

Digitized by Google

seiner Verpflichtung, die Gewehrfabrik im Arsenal in Kragujewac in Gang zu bringen, noch nicht voll nachgekommen, erst Ende 1928 hat die Fabrikation von täglich 30 bis 40 Gewehren eingesetzt. MG. und automatische Pistolen werden von Frankreich und der Tschechoslowakei geliefert, im Gebrauch sind die verschiedensten Modelle.

Artillerie: Die gesamte Neubewaffnung der Artillerie wird von Skoda geliefert. Die Tschechoslowakei führt ein neues Feldgeschütz 8,35 ein und gibt im Verhältnis der Anfertigung ihr altes, nur überholtes Geschützmaterial billig an SHS. ab. Bis Mitte 1928 sind geliefert:

420 österreichische Feldgeschütze,
20 Batterien 10,5 Gebirgsgeschütze,
12 15 cm-Kanonen,
16 15 cm-Haubitzen,
20 8,5 cm-Flakgeschütze,
4 24 cm-Eisenbahngeschütze,
8 schwere 30 cm-Mörser. Diese Mörser waren den Serben beim Zusammenbruch in die Hände gefallen und bei Skoda wieder kriegsbrauchbar gemacht, die Munition dafür liefert Skoda.

Soweit nicht alte serbische Geschütze noch benutzt werden konnten, war demnach noch nicht die Hälfte der Artillerie mit neuen Geschützen ausgerüstet. Artilleriemunition wurde aus eingeführten Rohlingen im Lande fertig gemacht, einschließlich Zünder, jedoch waren die Bestände sehr gering. Panzerabwehrgeschütze waren nicht vorhanden.

Von den modernen Waffen wurde die Luftwaffe einigermaßen gefördert. SHS. verfügte damals über etwa 300 kriegsbrauchbare Flugzeuge, die in drei Regimenter, zwei selbständige Fliegergruppen und drei Seefliegerkommandos aufgeteilt waren. Außerdem bestand ein Ballonregiment, eine Flakabteilung und zwei Scheinwerferkompanien, Verbände, die nur als Lehr- und Versuchsformationen angesehen werden konnten. Geflogen wurden französische und tschechische Maschinen sowie Dornier-Wasserflugzeuge. Die Herstellung von Apparaten im Lande in der Fabrik von Novisad hatte sich nicht bewährt. Die Maschinen waren eineinhalbmal so teuer wie die im Ausland gekauften.

Panzerstraßenwagen, Kampfwagen und Automobile konnten damals weder im Lande hergestellt werden, noch waren sie bei der Wehrmacht eingeführt. Die Lieferung von 40 Kampfwagen von Frankreich stand in Aussicht, und eine entsprechende Mannschaft befand sich in Frankreich zur Ausbildung. Wegen Lieferung einiger Straßenpanzerwagen stand das Kriegsministerium mit der tschechischen Heeresverwaltung in Unterhandlung.

Bei einem solchen Stand der Bewaffnung des aktiven Heeres war anzunehmen, daß SHS. bis dahin nicht in der Lage gewesen wäre, im Kriegsfalle Reserveformationen in größerem Umfange aufzustellen, daß

Digitized by Google

vielmehr die oberste Heeresleitung nur mit den aktiven Verbänden rechnen konnte. Dies mußte für die außenpolitische Haltung der Regierung von entscheidendem Einfluß sein. Jeder bewaffnete Zusammenstoß mußte unter allen Umständen vermieden werden. Dauernd mußte SHS. besonders vor den italienischen Forderungen zurückweichen. Es mußte zusehen, wie 1920 durch den Rapallovertrag 500 000 Slowenen und Kroaten, die „jenseits der natürlichen Grenzen" wohnten, dem Reich verloren gingen; mußte zusehen, wie Zara durch geschickte Verhandlungen des italienischen Unterhändlers entgleitet, wie Italien sich gegenüber von Spalato — und nebenbei auch in Saseno gegenüber Albanien — festsetzt, wie Fiume, das den Jugoslawen von Wilson fest versprochen worden war, im Januar 1924 endgültig an Italien fällt, und muß wenige Tage danach um einer weiteren Atempause willen mit demselben Italien einen Friedens- und Freundschaftsvertrag (Adriapakt) abschließen und später durch das Abkommen von Nettuno erweitern, wodurch den in Dalmatien wohnenden Italienern weitgehende Rechte in bezug auf Niederlassung, Erwerbung von Grund und Boden, Kapitalinvestierung, Schiffahrt und Fischfang an der im Gegensatz zur sterilen Westküste sehr fischreichen Ostküste der Adria gewährt werden. Empfindlicher noch trifft SHS. das Herübergreifen Italiens nach Albanien, die Störung des Verhältnisses zu Griechenland und die Wühlarbeit in Bulgarien, in deren Folge die Imro (innermazedonische revolutionäre Organisation) wieder lebhaft in Südserbien zu arbeiten beginnt. Um Italien nicht zu reizen, geht SHS. immer noch nicht auf das wiederholt von Frankreich angebotene Bündnis ein, um dann zusehen zu müssen, wie Italien, ohne sich an die Abmachungen des Adriapaktes zu halten und ohne SHS. vorher in Kenntnis zu setzen, 1926 den ersten Vertrag von Tirana mit Albanien abschließt, der die militärische Festsetzung Italiens in der Flanke „Serbiens" und auf dem Balkan einleitet, während der im Frühjahr 1927 von Italien mit Ungarn abgeschlossene Vertrag die Einkreisung von SHS. auch im Norden vollendet.

Zwar gelingt es dem König Alexander noch, durch offenes Abschwenken zu Frankreich — am 11. November 1927 wird der Vertrag zwischen Frankreich und SHS. ratifiziert — die Lage zu retten. Da aber die Folgen der nachgiebigen Politik Italien gegenüber hauptsächlich die Kroaten und Slowenen zu spüren bekommen, wächst in diesen Ländern die Unzufriedenheit mit der Belgrader Regierung von Tag zu Tag, und als Mussolini nun den Abschluß des französisch-jugoslawischen Bündnisses mit dem zweiten Vertrag von Tirana beantwortet, der Albanien auf zwanzig Jahre die Unterstützung Italiens im Falle eines Angriffes durch Dritte zusichert — man weiß, wie leicht an der albanischen Grenze ein Angriff konstruiert werden kann —, da greift die Opposition auch weit in serbische Kreise über, und die allge-

Digitized by Google

meine Auflehnung, verstärkt durch die Unruhen nach der Ermordung von Raditsch, erreicht einen Grad, der Schlimmstes befürchten läßt.

In dieser kritischen Lage entschloß sich der König Alexander, seine Person und das Ansehen der Krone einzusetzen, um den Staat zu retten. Er hebt die Verfassung vom 28. Juni 1921 auf und erklärt die königliche Diktatur. Er stützt sich hierbei allein auf die Armee, indem er den Kommandanten der Königlichen Garde, General Schiwkowitsch, mit der Leitung des Kabinetts beauftragt. Es war ein Beweis höchsten Vertrauens, welchen der König der Wehrmacht des jungen Staates damit ausstellte, sie hat sich dieses Vertrauens würdig erwiesen. Das Ansehen, welches die Armee im ganzen Lande genoß, und die Tatsache, daß niemand an ihrer Zuverlässigkeit zu zweifeln wagte, hat den Staat über die schwierigen Monate des Winters 1928/29 hinweggebracht und dem König ein Regierungsprogramm zu verwirklichen gestattet, das an der alten Richtung, Aufbau des einheitlichen jugoslawischen Staates, unentwegt festhielt.

Äußerlich gab der König dem dadurch Ausdruck, daß der die Dreiteilung betonende Name „Königreich SHS." in „Königreich Jugoslawien" geändert wurde. Das Königreich führt von da ab unter Aufhebung der einzelnen Landesfahnen nur die blauweißrote Fahne. Es zeugt für den einheitlichen Geist in der Armee, daß auch die serbischen Truppen am 30. Juni 1930, dem Geburtstag des Thronfolgers, ihre alten zersetzten Kriegsfahnen in feierlicher Form abgaben, um sie mit der blauweißroten jugoslawischen Fahne zu tauschen.

Des weiteren löste der König die 33 Departements, die sich für die zentrale Regierung als zu klein erwiesen hatten, auf und faßte sie in neun Banate und die selbständige Hauptstadt Belgrad zusammen. Bei der Zusammenlegung wurde zwar eine Wiederherstellung der ehemaligen Landesgrenzen, wie sie von den Slowenen und Kroaten erhofft wurde, absichtlich vermieden — die historischen Grenzen sollten für immer beseitigt werden —, es wurden aber, um ein möglichstes Entgegenkommen zu zeigen, ein vorwiegend slowenisches Banat — das Drau-Banat, Hauptstadt Laibach — und zwei kroatische Banate — das Save-Banat, Hauptstadt Zagreb, und das Banat Küstenland, Hauptstadt Split (Spalato) — gebildet und Stammesangehörige als Banus eingesetzt. Eine gewisse Auflockerung der zentralen Regierungsform stellte die neue Einteilung dar, weil der Banus, als politischer Beamter nur dem König verantwortlich, weiter gehende Befugnisse besaß als der frühere Leiter eines Departements.

Mit Aufhebung der Verfassung war auch das Parlament aufgelöst worden, das sich bei einem Verbrauch von 24 Regierungen mit 130 Ministern in zehn Jahren als völlig unfähig zur Lösung wichtiger Fragen erwiesen hatte und nur der Tummelplatz egoistischer Parteibestrebungen, korrumpierter Kliquen und persönlicher Leidenschaften gewesen, die in der

Digitized by Google

Öffentlichkeit auszutragen eine spezielle Eigenschaft der Slawen ist. Gleichzeitig waren alle Parteien verboten und die Pressefreiheit sowie das Vereins- und Versammlungsrecht eingeschränkt worden.

So von allen Fesseln befreit, konnte der König auf diktatorischem Wege in kaum 1½ Jahren im Staate Ordnung schaffen und die Arbeiten durchführen, die das Parlament nicht hatte zu Ende bringen können: die Rechtsangleichung der verschiedenen Stammesrechte, die Regelung der kirchlichen Organisationen, Hebung der Landwirtschaft und Vereinheitlichung von Unterricht und Verkehr. Seine vornehmste Sorge galt aber wie immer der Armee.

Frankreich hatte nach Abschluß des französisch-jugoslawischen Bündnisses und nachdem König Alexander durch Nichterneuerung des Adriapaktes sich eindeutig zur französischen Orientierung bekannt hatte, einen erheblichen Rüstungskredit zur Verfügung gestellt, der zum beschleunigten Ausbau der Lücken in Bewaffnung und Ausrüstung benutzt wurde. Bald führte die ungarische Presse lebhafte Klage über die außerordentlich umfangreichen Waffentransporte, die nach Jugoslawien liefen. Auch über die Bildung von Setniki, Hundertschaften, an der slowenischen und albanischen Grenze wußte die italienische Presse zu berichten, die dafür bestimmt waren, bei feindlichem Einmarsch den Aufstand des ganzen Landes, auch soweit es noch planmäßig von der aktiven Armee geräumt werden sollte, vorzubereiten.

Besonders wichtig waren aber die Maßnahmen, die zur allgemeinen Mobilisierung aller Kräfte des Landes getroffen wurden. Es waren dies in der Hauptsache:

a) die Errichtung eines Verteidigungsrates, dem alle Minister und der Chef des Generalstabes angehörten;
b) beratende Ausschüsse für Wehrfragen bei allen Ministerien;
c) Errichtung eines industriellen Komitees bei jedem Armeeoberkommando, dem je ein Vertreter der Ministerien für Handel und Industrie, für Sozialpolitik und für Verkehr sowie Vertreter der Industrie, der Kaufmannschaft, der Gewerbetreibenden und der Arbeiter angehörten;
d) Verpflegungskomitees bei jedem Banat sowie für die Stadt Belgrad;
e) in jeder Gemeinde ein Gemeindeausschuß für Verpflegungsfragen. Durch Wehrgesetz vom 5. September 1929 wurde die Dienstzeit für die Luftwaffe und Marine auf zwei Jahre festgesetzt.

Für den Mobilmachungsfall wurde die territoriale Ergänzung der Truppe angeordnet, ein Zeichen, wie weit sich das Vertrauen in den Geist und die Zuverlässigkeit der Staatsbürger, welche ihre Dienstzeit abgeleistet hatten, gestärkt hatte.

Digitized by Google

Erhebliche Mittel wurden für die Luftwaffe bereitgestellt, die bis 1932 auf acht Regimenter mit 750 Flugzeugen gebracht werden sollte. Besondere Bedeutung im Rahmen der vormilitärischen Jugenderziehung kam der im September 1929 verfügten Verstaatlichung der Sokol zu. Die Sokol — anfangs eine unserer Vater-Jahn-Bewegung ähnliche Organisation — waren von Anfang an der besondere Stolz der Jugoslawen gewesen. Jeder Staat und Stamm hatte seine eigenen Sokol, die aber über die Landes- und Stammesgrenzen hinaus mit den anderen Sokol enge Kameradschaft hielten und sich gegenseitig in militärischer Strammheit zu überbieten suchten. So war zur Propagandierung des Allslawentums für den September 1914 ein großes Sokoltreffen nach Laibach einberufen worden, veranstaltet von den Sokol der Slowenen und Kroaten, zu dem auch Polen, Tschechen und Bulgaren ihr Erscheinen zugesagt hatten.

Nach dem Zusammenbruch hatten sich die kroatischen Sokol anfangs mit den serbischen zusammengeschlossen, 1923 aber unter dem Druck der zunehmenden Spannung sich wieder selbständig gemacht. Die hierin für die Erziehung zu einheitlicher Staatsgesinnung liegende Gefahr wurde wohl gesehen, doch wagte die Regierung es lange nicht, hiergegen vorzugehen, da jeder Angriff auf die Sokol das Stammesgefühl besonders empfindlich traf und die kroatische Opposition nur verschärft hätte. Jetzt griff der König durch. Die Sokol wurden verstaatlicht, ihre Führer werden von der Regierung eingesetzt, die Schirmherrschaft über den gesamten Sokol übernimmt der Thronfolger. Sokol, welche sich nicht verstaatlichen lassen wollten, mußten sich auflösen. Die katholisch beeinflußten slowenischen Sokol (Orel) lösten sich daraufhin auf, während ein großer Teil der kroatischen übertrat. Nunmehr haben sich die staatlichen Sokol unter dem Motto: „ein Volk, ein Staat, ein Sokol" über das ganze Land ausgebreitet, hatten 1932 bereits eine Mitgliederzahl von 280 000 organisierten Mitgliedern und sind neben Schule und Wehrmacht ein wichtiges und wirksames Instrument zur Erziehung der Jugend im militärischen und vaterländischen, d. h. jugoslawischen Geiste, geworden. Zu erwähnen ist hierbei, daß zu dem großen Sokoltreffen 1934 auch die bulgarischen Sokol, die „Junaci", gekommen waren und von der Bevölkerung jubelnd begrüßt wurden.

Hand in Hand mit den Maßnahmen zur Verstärkung der Wehrmacht ging die Verdichtung des Eisenbahnnetzes entsprechend den Forderungen der Mobilmachung und der erstarkenden Wirtschaft. Bis 1928 hatten die budgetären Mittel sowie ein Teil der Blairanleihe dazu verwandt werden müssen, die Strecken und das rollende Material zunächst wieder herzustellen. An Neubauten waren außerdem 787 km — davon 517 km normalspurig — gebaut worden. Das neue Bauprogramm sah bis 1932 den Neubau von 1772 km — davon 1584 km normalspurig — vor, wozu englisches Geld gesucht wurde. Dem Ausbau lag der Plan zugrunde, vier durchlaufende

Digitized by Google

Aufmarschlinien von Südost nach Nordwest gegen die Linie Varasdin—Zagreb—Karlovac—Ogulin zu schaffen. Ferner sollte das Bahnnetz in Südserbien weiter verstärkt und Anschlüsse und Querverbindungen aus Altserbien besonders zur Adria durch Bosnien und Montenegro ausgebaut werden. Der Bahnbau in Jugoslawien hat durchweg große Geländeschwierigkeiten zu überwinden und ist mit unverhältnismäßig hohen Kosten verbunden. Die erzielten Ergebnisse verdienen daher volle Anerkennung.

Die geschilderte Aufbauarbeit des Königs und ihr wehrpolitisches Ergebnis charakterisiert am besten das Wort eines hohen serbischen Offiziers, das Ende 1928 die Runde im Südosten machte: Zwei Jahre lang müssen wir noch alles einstecken, um nicht angegriffen zu werden, zwei weitere Jahre können wir dann schon freier in die Zukunft blicken, und Ende 1932 werden wir selbst den Frieden auf dem Balkan garantieren. Als sich 1933 im September das Gerücht von einem Eingreifen Italiens in die österreichischen Verhältnisse verdichtete, ließ Jugoslawien beim Sekretariat des Völkerbundes die Erklärung niederlegen, daß es mobilisieren werde, sobald italienische Truppen den Boden Österreichs betreten würden. Das Ziel war erreicht.

Ein empfindlicher Rückschlag in der Entwicklung trat allerdings noch ein, als im Zusammenhang mit der Weltwirtschaftskrise auch in Jugoslawien eine schwere wirtschaftliche Depression Platz griff, noch verschärft durch falsche Maßnahmen auf dem Gebiet der Agrarpolitik und einer damit verbundenen Zerstörung des landwirtschaftlichen Kredites und der Steuermoral im ganzen Lande. Die Staatseinnahmen sanken von 1930/31 bis 1933/34 um mehr als 4 Milliarden Dinar. Auch bei der Wehrmacht mußte gekürzt werden: Der Plan einer erheblichen Heeresvermehrung durch Bildung einer 6. Armee und Aufstellung von 5 neuen Divisionen, mit dem schon begonnen worden war, wurde aufgegeben, und für 1932/33 mußte sogar der Friedensstand der Armee auf 104 000 Mann herabgesetzt werden (gegen durchschnittlich 135 000).

Auf innerpolitischem Gebiet war der König der sich schon 1931 bemerkbar machenden wirtschaftlichen und politischen Krise dadurch begegnet, daß er, ohne die Führung aus der Hand zu geben, seine Stellung durch parlamentarische Untermauerung zu stützen suchte, um die Last der Verantwortung auf breitere Schichten des Volkes zu verteilen. Am 3. September 1931 wurde eine neue Verfassung proklamiert. Sie sah ein Zweikammersystem vor: den Senat, dessen Mitglieder zur Hälfte vom König berufen, zur Hälfte von der Regierung ernannt werden, und die vom Volke gewählte Skupschtina. Die Wahlordnung war so getroffen, daß jede Bildung slowenischer, kroatischer und sonstiger Länderparteien unmöglich gemacht war, da es nur Staatslisten gab, die in jedem Landesteil des Königreiches Listen mit einer bestimmten Zahl von Unterschriften beizubringen

Digitized by Google

hatten. Um auch sonst jede Absplitterung und Gruppenbildung zu verhindern, waren außerdem alle Vereinigungen auf religiöser, stammespolitischer und regionaler Grundlage verboten. Tatsächlich war das viel umstrittene Ergebnis der Wahlen die Bildung nur einer Staatspartei, die am 20. Juli 1933 schon mit 1½ Millionen Mitgliedern vor die Öffentlichkeit treten konnte. Gestützt auf diese Partei gelang es der Regierung im Zusammenhang mit dem 1933 wieder einsetzenden wirtschaftlichen Aufschwung, die innerpolitischen Krisen zu überwinden. Besonders gestärkt wurde die Stellung des Königs jedoch durch die außenpolitischen Erfolge der Jahre 1933 und 1934. Zwei Aufgaben waren zu lösen:

Besserung des Verhältnisses zu Bulgarien und Abwehr der durch die Unsicherheit der Lage in Österreich drohenden Entwicklung.

Mit Bulgarien kam es zu weitgehender Einigung. Bulgarien fand sich zu durchgreifenden Maßnahmen gegen die Imro bereit, die immer wieder durch Wühlereien in Mazedonien das beiderseitige Verhältnis gestört hatte. Unter dem Druck dieser Maßnahmen löste sich die Imro selbst auf, ein Ereignis, das wohl jeder „Balkankenner" bis dahin für unmöglich erklärt hätte, und der Imrowoiwode Michailow floh über die türkische Grenze. Milderungen des Verkehrs über die bulgarische Grenze, die bisher auf 300 km durch dichte Hindernisse völlig unpassierbar gehalten war, wurden getroffen, und der Bau einer Bahn von Negotin nach Vidin und von Kumanowo über Kriva Palanka nach Südbulgarien gemeinsam in Aussicht genommen. Gegenseitiger Besuch der Könige unterstrich die geschlossene Freundschaft.

Die österreichische Frage betraf die nach Albanien empfindlichste Stelle Jugoslawiens, weil hier immer Möglichkeiten für eine habsburgische Restauration bestanden. Schon 1920 hatte SHS. in einem Zusatzabkommen zum Rapallovertrag mit Italien Maßnahmen gegen eine etwaige Rückkehr der Habsburger vereinbart und dementsprechend beim zweiten Karl-Putsch 1921 alles, was damals militärisch verfügbar war — sechs durch Einberufung von drei Jahrgängen aufgefüllte Divisionen —, an die ungarische Grenze geworfen und nicht zum wenigsten dadurch den Zusammenbruch des habsburgischen Unternehmens beschleunigt. Die Übernahme der Macht durch Adolf Hitler in Deutschland brachte dann die österreichische Frage erneut in den Vordergrund. Die Stellung Jugoslawiens zur Anschlußfrage hatte schon im Jahre 1926 die Balkankorrespondenz dahin präzisiert, daß Jugoslawien den Anschluß nur begrüßen könne, da es ihm lieber wäre, an Stelle eines schwachen Österreich, das doch nur den Paravent für gewisse Großmächte abzugeben hätte, Deutschland als Nachbarn zu haben, das dann aber gleichzeitig auch Nachbar von Italien sein würde. Und noch deutlicher wurde der in seinen Worten sonst so vorsichtige Minister Jeftitsch, der als Außenminister am 12. März 1934 in der Skupschtina bei Besprechung der außenpolitischen Lage den Satz prägte: „Sobald der Versuch unternommen

Digitized by Google

wird, etwas Ernstes zugunsten einer Habsburger Dynastie in Ungarn wie in Österreich zu tun, so fließt nach einem unvermeidlichen Schicksal Blut. Was uns betrifft, so wird das jugoslawische Volk, das vor der lebenden österreichisch-ungarischen Großmacht nicht zurückgewichen ist, selbstverständlich auch vor ihrem Phantom nicht zurückweichen."

So kam es dem König Alexander in erster Linie darauf an, eine Blockbildung Österreich—Ungarn zu verhindern, deren Übergreifen nach Slowenien und Kroatien dann vielleicht nicht mehr abzuwehren war. 1933 riß er die Führung der Kleinen Entente an sich, veranlaßte die Bildung eines ständigen Bündnis- und Wirtschaftsrates und setzte in der Konferenz von Sinaja am 24. September 1933 die Bewaffnungs- und Rüstungsangleichung durch, um durch den engsten militärischen Zusammenschluß der drei Staaten der Kleinen Entente mit 46 Millionen Einwohnern das Gegengewicht gegen eine Kombination Österreich-Ungarn zu schaffen. Dabei lehnte er, um Deutschland nicht zu verletzen, jede Bindung an Sowjetrußland und an eine Sowjetrußland einbeziehende Politik ab, weshalb auch der Besuch Barthous in Belgrad ergebnislos verlief. Den Höhepunkt der politischen Arbeit des Königs bildeten die Tage zu Beginn des Jahres 1934 in Agram, wo er, um die Kroaten und ihre Hauptstadt zu ehren, seinen und der Königin Geburtstag verlebte, den griechischen Außenminister zum Abschluß des mit Griechenland, Türkei und Rumänien verhandelten Balkanpaktes empfing, durch den Jugoslawiens Stellung zu Bulgarien eine weitere Stütze bekam, und wo schließlich die Kleine Entente tagte, in der Jugoslawien die führende Rolle übernommen hatte. Die kroatische Bevölkerung bereitete dem Königspaar immer wieder begeisterte Ovationen, wenn es auch an den üblichen Attentatsversuchen nicht fehlte. Die Stellung Jugoslawiens schien nach außen und im Innern gefestigt und nicht zu erschüttern. Als die Ermordung Dollfußs und der Aufmarsch starker italienischer Kräfte an der österreichischen Grenze eine gewaltsame Lösung der österreichischen Frage unvermeidlich erscheinen ließ, mobilisierte auch Jugoslawien von neuem und hat dadurch auch mit dazu beigetragen, daß Otto von Habsburg nicht in Wien eingezogen ist. Als schließlich König Alexander am 7. Oktober 1934 die verhängnisvolle Reise nach Paris antrat, war es seine feste Absicht, Frankreich zu sagen, daß nur eine Annäherung an Deutschland, nicht aber die Einkreisung Deutschlands den Frieden in Europa bringen könne, und daß Jugoslawien sich an einer Einkreisung nicht beteiligen werde.

König Alexander ist von dieser Reise nicht lebend wieder zurückgekehrt. Er fiel als Opfer seiner Politik, die über alle Widerstände hinweg ein einheitliches, starkes und unabhängiges Jugoslawien schaffen wollte, das keine Opposition frondierender Kroaten, keine Intrigen staatsfeindlicher Emigranten und kein feindlicher Nachbar mehr zu sprengen vermag, und weil er dieses Jugoslawien unter dem vollen Einsatz seiner Person auch ge-

Digitized by Google

schaffen hat. Denn sein Werk steht, und es ist, als ob erst der Opfertod des Königs dem Reich den inneren Halt gegeben, als ob erst dieser Tod allen Jugoslawen die Augen darüber geöffnet hat, daß der König keine großserbische, sondern eben eine jugoslawische Politik getrieben hat, und daß nur auf diesem Wege Einheit und Sicherheit des Staates und aller in ihm wohnenden Stämme erzielt werden konnte, daß aber nur diese Einheit und Geschlossenheit dem Staat die Macht und das Ansehen verschafft hat, worüber Jugoslawien verfügte, als der König starb.

Im ganzen Lande war die Trauer über den ermordeten König groß und von starker Wirkung. Es ist seitdem sehr still geworden im Lager der Opposition, und es hat sich kein Widerspruch erhoben gegen die — an sich nicht verfassungsmäßigen Anordnungen, welche der König in Vorahnung kommenden Geschickes im Januar 1934 für den Fall seines Todes, solange der Thronfolger noch minderjährig, getroffen hat. Demgemäß hat Prinzregent Paul die Regierung übernommen und führt sie im Geiste König Alexanders weiter. Außenpolitisch bedeutet dies Herstellung und Erhaltung guter Beziehungen zu allen Nachbarn und Beschränkung auf den Balkan, nicht sich hineinziehen lassen in die Politik der Großmächte. Die Ablenkung Italiens durch den abessinischen Feldzug erleichterte die Innehaltung dieser Politik. In entspannter Lage nahm Dr. Milan Stojadinowitsch, seit den Maiwahlen 1935 Ministerpräsident und Außenminister des Königreiches, die von König Alexander 1934 begonnenen Verhandlungen mit Bulgarien wieder auf, die am 24. Februar 1937 zum Abschluß eines Freundschaftsvertrages mit Bulgarien führten, dem die Bildung einer Zollunion folgen soll. Am 25. März 1937 folgte der politische Ausgleich mit Italien, der ein gegenseitiges Neutralitätsabkommen, die Verpflichtung zur Unterdrückung politischer Agitation im eigenen Lande gegen die Regierung des Vertragspartners und eine Milderung der Verwaltungspraxis gegenüber den geschlossen auf italienischem Boden wohnenden Jugoslawen umfaßte.

Im Innern standen die ruhigen Jahre 1935/36 im Zeichen der Vorarbeiten eines großzügigen Programmes zur Hebung der Landwirtschaft, des Handels und der Industrie. Den Kern des Programmes bildet der in Zukunft auch wehrwirtschaftlich außerordentlich bedeutungsvolle Erz- und Metallplan zum Aufbau einer jugoslawischen Schwerindustrie unter stärkster Ausnutzung der heimischen Erzvorkommen. Hierzu wurde unter staatlicher Beteiligung die Jugostahl A. G. mit einem Aktienkapital von 600 Millionen Dinar gegründet, in welche der Staat als Grundkapital das Kohlenbergwerk in Senica, das Eisenbergwerk in Ljubija und das Bergwerk in Breza einbringt und das Berg- und Eisenwerk in Vareſch in Unterpacht gibt. Außerdem hat sich die Jugostahl mit der Eisenwerk A. G. in Senica fusioniert. Hier soll der jugoslawische Krupp entstehen. Das neue, ganz mo-

Digitized by Google

derne Walzwerk in Senica ist bereits in der Lage, den ganzen Bedarf der jugoslawischen Bahnen einschließlich der Vollbahnen an Schienen zu decken.

Wehrwirtschaftlich wichtig ist ferner die erhöhte Gewinnung von Aluminium in der neuen Fabrik von Losovac, die Anweisung der Regierung an die chemische Industrie, die Produktion von Glyzerin, Stickstoff und Schwefelsäure zu steigern, und schließlich die Bestimmung, deren gesetzliche Festlegung bevorsteht, nach der die Ausfuhr von Roherzen, die Jugoslawien später ohne jeden volkswirtschaftlichen Nutzen vom Auslande in veredelter Form teuer wieder zurückkaufen muß, nicht mehr zugelassen wird. Die Erze müssen im Inlande verhüttet werden, einmal, um den jugoslawischen Arbeitern Arbeit und Brot zu verschaffen, zum anderen, um im „Bedarfsfalle" das Metall sofort zur Verfügung zu haben bzw. schnell verhütten zu können. Diese Bestimmung trifft vornehmlich die französische Kupfergewinnung in Bor und die englischen Bleigruben in Trepscha und Zinkgruben in Sabatsch. Die französische Firma hat ihr bereits durch die Anlage einer großen Kupferraffinerie bei Bor entsprochen. Der Bau von Hütten für die Blei- und Zinkgewinnung durch die englischen Firmen ist im Gange. Auch die ausländischen Firmen haben sich sonach den Forderungen des Metallplanes einzuordnen.

Wenn der wirtschaftliche Neuaufbau auch erst begonnen hat und die Kapitalbildung in einem Agrarlande, das Jugoslawien zu 80 v. H. noch ist, nur sehr langsam vor sich geht, so läßt das auf den Staatseinnahmen von 1937 aufgebaute Budget für 1938 doch schon einen finanziellen Aufstieg erkennen. In erster Linie hat hiervon wieder das Heeresbudget Vorteil gezogen, das um 313 Millionen Dinar gegen 1937 erhöht wurde und mit 2,75 Milliarden den bisher höchsten Voranschlag darstellt. Da von einer Heeresvermehrung nichts bekannt geworden, ist anzunehmen, daß die Mehreinnahmen für den inneren Ausbau der Wehrmacht verwendet werden sollen. Hier kommt der Ausbau der militärischen Schulen, die Beschaffung von Bekleidung, Bewaffnung und Ausrüstung zur Auffüllung der Lücken bei den aktiven Formationen sowie für den Mobilmachungsfall in Frage und damit im Zusammenhang der weitere Ausbau der staatlichen Rüstungswerke, besonders des Arsenals von Kragujewac, der Sprengstoffabrik Obilizewo und der verschiedenen Flugzeugfabriken. Hier ist alles so im Fluß, daß genauere Daten sich nicht geben lassen. Es ist aber anzunehmen, daß die einheitliche Bewaffnung der Infanterie mit dem Mausergewehr M. 24 durchgeführt ist, und daß die Erzeugung von Inf.- und Art.-Munition wesentlich gesteigert wurde. Geschütze können auch jetzt noch nicht im Lande hergestellt werden.

Zu bemerken ist, daß der Mehrbedarf an Fachkräften für Unterricht, Verwaltung und Waffenerzeugung schon seit 1930 zu einer immer zunehmenden Wiedereinstellung ehemaliger k. u. k. Offiziere und Beamten geführt

Digitized by Google

hat, wodurch die so gedrückte Stellung dieser brauchbaren Schicht gebessert und viel Verstimmung gegenüber der Regierung beseitigt wurde.

Keine Rolle spielt wohl noch auf lange Zeit in der jugoslawischen Rüstung die Frage der Motorisierung und Mechanisierung. Trotz des Baues mancher schönen Autostraße, wie die internationale Strecke Subotica—Belgrad—Zajecar und die entstehende schöne Uferstraße an der dalmatinischen Küste, ist Jugoslawien noch kein Land für Automobile. Im ganzen laufen z. Z. etwa 16 000 Wagen in Jugoslawien, davon etwa 6000 über 6 Jahre alt. Bei dem kleinen Markt lohnt sich der Bau einer Autofabrik noch nicht. Vom militärischen Standpunkt aus liegt aber auch — abgesehen von der Verwendung von Lastautomobilen auf wenigen guten Straßen zur Entlastung der Bahnen — kaum eine Möglichkeit zur Verwendung von Automobilen oder Kampfwagen vor. Bei der Verteidigung der wegearmen, gebirgigen Grenzen Jugoslawiens spielt noch immer die Infanterie die erste Rolle, und vom Grad ihrer Ausbildung, Tapferkeit, Zähigkeit und Bedürfnislosigkeit hängt der Erfolg ab. Jugoslawien kann sich in dieser Beziehung auf seine Infanterie verlassen.

Erscheint so die Lage des Königreiches am Beginn des 20. Jahres seines Bestehens in jeder Beziehung gefestigt und in aussichtsreichem Aufstieg begriffen, so sind im Laufe desselben Jahres Ereignisse eingetreten, durch welche die geo- und wehrpolitische Lage noch einmal entscheidend beeinflußt wurde: die Bildung Großdeutschlands durch den Anschluß der Ostmark und des Sudetenlandes an das Reich, das damit wie Italien zum unmittelbaren Nachbarn Jugoslawiens geworden ist. Diese beiden mächtigen Nachbarn, durch die Achse Rom—Berlin untrennbar miteinander verbunden, die besten Handelspartner Jugoslawiens, haben durch die letzten Verträge und durch ihre Handelspolitik bewiesen und beweisen es täglich aufs neue, daß sie mit Jugoslawien in besten freundschaftlichen Beziehungen leben wollen. Es geht eine gewaltige Kraft der Befriedigung von dieser Achse Rom—Berlin aus, die Sicherheit dafür bietet, daß es im Verhältnis zu den Ländern, mit denen Frieden und Freundschaft gehalten werden soll, nichts gibt, was nicht auch freundschaftlich gelöst werden kann, das gilt besonders von den Minderheitenfragen. Und noch eine andere Sorge wurde von Jugoslawien genommen, die Sorge wegen Habsburg. Für intrigierende Emigranten kroatischer oder mazedonischer Herkunft ist von jetzt ab in Graz oder Wien kein Betätigungsfeld mehr, und der jugoslawische Generalstab braucht nicht mehr zu fürchten, daß über die eigens zu dem Zweck von Österreich gebaute Packstraße schnelle italienische Divisionen die Vereinigung mit ungarischen Kräften suchen, um über Marburg in die offene Flanke Jugoslawiens einzufallen. Habsburgs Traum ist ausgeträumt. Damit erscheint auch das Verhältnis der zu Jugoslawien gekommenen ehemaligen österreichisch-ungarischen Länder zum Staate end-

Digitized by Google

gültig geregelt und ist von einer politischen zu einer leicht lösbaren reinen Verwaltungsfrage geworden. Die kroatische Opposition unter Dr. Matschek wird sich dieser Erkenntnis nicht verschließen können.

So geht das Königreich Jugoslawien in nach außen wie im Innern gesichertem Frieden in das dritte Jahrzehnt seines Bestehens hinein. Die Regierung Stojadinowitsch, des Vertrauens der Mehrheit des Volkes sicher, hat freie Bahn zur Durchführung der großen wirtschaftlichen Pläne, deren Vollendung Jugoslawien eine führende Stellung auf dem Balkan sichern soll.

Die seestrategische und politische Bedeutung des Stützpunktes der Sowjetunion an der Murmanküste[1]).

Von Kapitän z. S. a. D. Ebert, Weimar.

Zur Ozeanographie des Nördlichen Eismeers.

Ein Blick auf die Karte des Nordpolargebietes lehrt, daß das Becken des Nördlichen Eismeers hauptsächlich an zwei, einander gegenüberliegenden Stellen mit dem Weltmeere in Verbindung steht: Mit dem Atlantischen Ozean durch die breite Lücke zwischen Grönland und dem nordwesteuropäischen Festlande; mit dem Stillen Ozean durch die schmale Beringstraße. Karten der Isothermen und der Meeresströmungen zeigen, daß der nordatlantische Golfstrom seine lauen Fluten, an dem in etwa nordöstlicher Richtung verlaufenden Festlandssockel Nordwesteuropas entlang, ungehindert der Barents-See zuführt, während der wesensverwandte pazifische Kuroschio durch die weit nach Westen ausholende Küste Nordamerikas und die Aleuten aufgefangen wird. Ferner ist ersichtlich, daß die an der Westseite beider Ozeane vom Nördlichen Eismeere südwärts strömenden kalten Wassermassen die im Sommer flottwerdenden Eisberge im Atlantik bis zu den Neufundlandbänken bringen, während die enge Beringstraße die Eismassen staut. Infolge dieser Naturvorgänge ist das Eismeer Eurasiens in seinem südwestlichen Teile, der Barents-See, etwa bis zur Verbindungslinie des Südkaps von Spitzbergen mit dem südlichen Nowaja Semlja jederzeit schiffbar, von jahreszeitlichen Verschiebungen der Eisgrenze abgesehen, während östlich von Nowaja Semlja bis zur Beringstraße die Schiffahrt nur während einiger Wochen unter Schwierigkeiten möglich ist.

---

[1]) Bearbeitung des vierten Themas der Preisaufgabe 1937/38. Mit einer Prämie ausgezeichnet.

Digitized by Google

Die germanische Erschließung der Barents-See.

Auf die nordisch-germanische Rasse, deren seelische, geistige und körperliche Merkmale unter dem strengen Rhythmus des Golfstromklimas in ungezählter Geschlechterfolge entwickelt wurden, hat das Nordmeer schon früh seine Anziehungskraft geltend gemacht. Dem Golfstrom folgend, rundete im neunten Jahrhundert der Häuptling Othar, der im norwegischen Finnmarken beheimatet war, das Nordkap. An der Küste der Halbinsel Kola entlangfahrend, erreichte er das Weiße Meer, in dessen westlichsten Ausläufer, die Kandalakscha-Bucht, er eindrang. Schon das nächste Jahrhundert brachte Handelsverbindungen der Normannen nach der „Murmanküste", die nach ihnen benannt wurde. Von Nowgorod aus wurde anfangs des 11. Jahrhunderts das Städtchen Kola gegründet. Das norwegische Grenzfort Vardöhuus am Varangerfjord bestand schon im 15. Jahrhundert.

Den stärksten Antrieb erhielt die Eismeerschiffahrt aber erst durch die im Anschluß an die großen Entdeckungen der Spanier und Portugiesen einsetzenden Versuche zur Auffindung eines Seeweges vom Nordatlantik zum Fernen Osten, entweder nordwestlich um Amerika oder nordöstlich um Eurasien. Die erste Anregung zur Erkundung der Nordostpassage ging von Sebastian Cabot aus, der schon an den Forschungsfahrten seines Vaters zur Ermittlung des Nordwestwegs beteiligt gewesen war. Auf Cabots Vorschlag entsandte die von englischen Kaufleuten gebildete „Moskowitische Handelsgesellschaft" 1553 drei Schiffe, von denen aber nur eins ins Weiße Meer bis zur Mündung der Dwina gelangte. Dessen Führer drang, einer Einladung des russischen Zaren folgend, bis nach Moskau vor, wo ihm der Abschluß eines günstigen Handelsvertrages glückte. Zwei weitere Versuche, 1556 und 1580, weiter ostwärts zu segeln, kamen schon am Eingang zur Karischen See zum Stillstand, erbrachten aber die Kenntnis, daß russische Fahrzeuge zeitweise das Karische Meer befuhren.

Den Spuren der Engländer folgten die Holländer, die an der Stelle des heutigen Archangelsk 1584 sich niederließen. Sie nahmen 1594 die Versuche zur Entdeckung der Nordostpassage noch einmal auf, bei denen ihr bester Nordmeerfahrer, Barents, schließlich den Tod fand. Er hatte die Absicht, wenigstens bis zum Jenissei, von dem man gehört hatte, vorzudringen.

Ungeachtet dieser Fehlschläge setzte im Raume des nach Barents benannten Eismeerteils bald eine Entwicklung ein, deren geopolitische Ausstrahlungen den Gang der Weltgeschichte schlechthin entscheidend beeinflußt haben. Es hatte sich nämlich gezeigt, daß das Meer in der Nähe der von Barents wiederentdeckten Inselgruppe Spitzbergen — sie war bereits 1175 von den Normannen gefunden worden — märchenhafte Reichtümer an Fischen und Trantieren barg. Dorthin wendeten sich nun die Engländer, die vorher bei der Bäreninsel gefischt hatten. Als 1611 König Jakob I. von

Digitized by Google

England der „Moskowitischen Kompanie" ein Fischereiprivileg für Spitzbergen erteilte, das alle fremden Fänger — Basken, Franzosen, vor allem aber Holländer — ausschloß, kam es zu schweren Zusammenstößen mit den Holländern, deren „Nordische Kompanie" von den Generalstaaten das Privileg von der Davis-Straße bis Nowaja Semlja erhalten hatte. Beide Parteien ließen ihre Fangflotten durch Kriegsschiffe begleiten. Es kam zu erbitterten Kämpfen in den sturmgepeitschten Gewässern am Rande des ewigen Eises. Erst 1627 wurde ein Abkommen geschlossen, wonach Engländer und Holländer ihre Fanggründe bei Spitzbergen gegeneinander abgrenzten. Aber diese grimmigen Kämpfe der beiden germanischen Völker im unwirtlichen Norden wurden ihnen zur Hohen Schule der Seemannschaft, die sie befähigte, das spanisch-portugiesische Weltherrschaftsmonopol für immer zu brechen.

Das zaristische Rußland am Eismeer.

Die Tatsache, daß am Anfang der ersten, ernst zu nehmenden russischen Seemachtbestrebungen der Name „Archangelsk" stand, ist heute von hoher geschichtlicher und symbolhafter Bedeutung. In Archangelsk, das damals der einzige Seehafen war, der Rußland mit den übrigen Staaten Europas verband, empfing Peter der Große, der Schöpfer russischer Seemacht, beim Anblick holländischer und englischer Schiffe erste Eindrücke der See, die ihn begeisterten. Sein klares Auge durchschaute aber die Schwäche von Archangelsk und erkannte, daß Rußland den Zugang zur Ostsee gewinnen müsse, wenn es eine Seemacht werden wollte. Nachdem Peter im Auslande sich gründliche Kenntnisse vom Seewesen erworben hatte, nahm er den Schweden Ingermanland, Estland und das östliche Finnland ab, gründete seine neue Hauptstadt St. Petersburg und schuf eine aus 48 Linienschiffen und zahlreichen kleineren Fahrzeugen bestehende Kriegsflotte. Auch am Schwarzen Meere versuchte er festen Fuß zu fassen.

Damit ging das Interesse Rußlands an Archangelsk und am Eismeere überhaupt erheblich zurück. Auch der spätere Anschluß an das russische Eisenbahnnetz durch die Linie Archangelsk—Jaroslawl—Moskau im Jahre 1897 brachte keine durchgreifende Änderung, zumal das Weiße Meer alljährlich sechs Monate lang zufriert. Verkannt wurde dabei, insbesondere vom militärischen und maritimen Standpunkte aus, daß Rußland keinen unmittelbaren Zugang zum offenen Weltmeere hat, abgesehen von seinen Niederlassungen am Stillen Ozean, die aber auch nicht eisfrei sind. Rußlands Kurzsichtigkeit sollte ihm im Weltkriege zum Verhängnis werden: Infolge der Sperrung der Dardanellen und der nie ernstlich bestrittenen Beherrschung der westlichen Ostsee durch die deutschen Seestreitkräfte, war Rußland von der Versorgung mit dringend benötigtem Kriegsmaterial seitens seiner Verbündeten von vornherein im wesentlichen abgeschnitten.

Digitized by Google

Denn Wladiwostok blieb, der großen Entfernung wegen, praktisch außer Betracht, und das schon im Sommer nicht genügend leistungsfähige Archangelsk war im Winter vom Eise blockiert. Erst die steigende Not öffnete den Russen die Augen für die große Bedeutung der eisfreien Murmanküste und der Kola-Bucht im besonderen. Im Jahre 1915 wurde dort Murmansk gegründet und durch die Murmanbahn, deren Bau unter Hinopferung von Tausenden deutscher Kriegsgefangenen überstürzt durchgeführt wurde, an das russische Eisenbahnnetz angeschlossen. Schon 1916 konnte die Strecke, wenigstens teilweise, in Betrieb genommen werden.

Die Maßnahmen der deutschen Seekriegsleitung zur Schädigung der russischen Materialzufuhr machten die Barents-See zum Kriegsschauplatz. Der Hilfskreuzer „Meteor" drang 1915 in das Weiße Meer ein, deutsche U-Boote führten 1916 vor der Murmanküste den Handelskrieg und legten Minen vor dem Eingang zum Weißen Meere.

Weil befürchtet wurde, daß die den Befreiungskampf Finnlands unterstützenden deutschen Truppen den Verkehr auf der Murmanbahn abschneiden könnten, landeten die Alliierten im Frühjahr 1918 unter dem britischen General Meynard Truppen in Murmansk. Im August wurde auch Archangelsk besetzt, um die dort lagernden reichen Vorräte aller Art zu retten. Aber bald wurden diese Truppen in den Strudel der russischen Revolution gerissen; die Lage wurde immer verworrener. In Archangelsk unterstützten die Verbündeten die Weißrussen, in Murmansk standen sie auf Seiten der roten Finnen gegen die von Deutschland geförderten weißen Finnen. Als die Stimmung unter den verbündeten Truppen sich immer bedrohlicher gestaltete, wurde im Herbst 1919 zunächst Archangelsk geräumt und einige Monate später auch Murmansk.

Sowjetrußlands Eismeerpolitik.

Als diese Erfahrungen des Weltkrieges die unabsehbare politische, wirtschaftliche und militärische Bedeutung des einzigen ständig eisfreien russischen Hafens, der unmittelbar am Weltmeere liegt, erwiesen hatten, zog die Sowjetregierung mit rücksichtsloser Entschlossenheit und brutalster Großzügigkeit daraus ihre Folgerungen. Es galt, den Hafenplatz Murmansk leistungsfähig auszubauen, ihn militärisch auszuwerten, eine höchsten Anforderungen genügende Verbindung mit dem Herzen Rußlands herzustellen und die im Norden der Sowjetunion neuerschlossenen Gebiete wirtschaftlich auszubeuten. Bedenken verursachte dabei den bolschewistischen Machthabern die periphere Lage der neuen Lebensader Sowjetrußlands, die ihrem kontinentalen Fühlen zuwiderläuft. An diesem Punkte also setzte zunächst die politische Arbeit ein, die sich indes keineswegs auf defensive Maßnahmen beschränkte, sondern mehr und mehr stark expansiven Charakter annahm und die heute die vor wenig mehr als einem Jahrzehnt weltentlegenen

Digitized by Google

Gegenden am Rande der Ökumene zum Schauplatze wachsender politischer Spannungen umgestaltet hat. Der erste Schritt zur Sicherung des neuen Korridors zum Weltmeere war die Vernichtung der „Karelischen Autonomen Sozialistischen Sowjetrepublik", der 1920, nach einem mißglückten

Skizze 1.

Versuche der Angliederung an Finnland, eine weitgehende staatliche Autonomie im Rahmen der Sowjetunion zugebilligt war, sogar mit eigenen militärischen Formationen. Die Karelier gehören nämlich, ebenso wie die benachbarten Finnen, zu der uralischen Völkergruppe. Um jedem künftigen Annäherungsversuch zwischen den beiden rassisch verwandten Völkern ein für allemal einen Riegel vorzuschieben, wurde die karelische Bevölkerung zunächst aus einem 30 km breiten Streifen entfernt, der sich längs der gesamten finnischen Grenze von der Eismeerküste bis Leningrad hinzieht,

Digitized by Google

nach neueren Nachrichten übrigens die ganze Westgrenze der Sowjetunion entlang fortgesetzt wird. Dann begann die G. P. U., die Karelier massenweise nach anderen Teilen der Sowjetunion gewaltsam zu verschicken, während sogenannte Wirtschaftssaboteure, wozu auch die sich der Kollektivierung widersetzenden Kulaken rechneten, in die menschenarmen subarktischen Zonen Nordrußlands verpflanzt wurden. So wird also der Untergang dieses uralischen Volks und die Russifizierung seiner Heimat durch Strafgefangene brutal durchgeführt.

Finnland, Sowjetrußlands unerwünschter Nachbar am Weltmeerkorridore, hatte seinen Freiheitskampf am 14. Oktober 1920 durch den Frieden von Dorpat siegreich beendet. Im Friedensvertrage abtrat Rußland das 10 470 qkm umfassende Petsamogebiet und damit einen Zugang Finnlands zum Eismeere, der es diesem ermöglichte, an der Ostküste des eisfreien Petsamofjords den Hafen Linamahari anzulegen. Allerdings erfolgte diese wichtige Gebietserweiterung Nordfinnlands nur unter erheblichen Vorbehalten, vor allem militärischer Natur: Finnland darf höchstens nur 15 Kriegsschiffe bis zu einer Größe von je 400 Tonnen an der Eismeerküste halten, U-Boote und Kriegsflugzeuge sind ihm dort untersagt, der russische Personen- und Frachtverkehr durch das Petsamogebiet nach Norwegen soll unbehindert und zollfrei sein, ebenso unbehindert das Überfliegen durch sowjetrussische Zivilflugzeuge. Die finnländische Regierung hat in der Erschließung und Besiedlung des menschenarmen Nordens schon Vorbildliches geleistet und auch die Ausbeutung der reichen Lager an Nickel und anderen Erzen in die Wege geleitet. Eine vorzügliche Autostraße, „Eismeerstraße" genannt, läuft von Linamahari südwärts mehr als 500 km lang nach Rovaniemi, das 114 km Eisenbahn von der finnischen Küste entfernt ist.

Murmansk, das 1920 nur 2687 Einwohner zählte, hat sich inzwischen stark entwickelt und ist, zusammen mit dem ihm vorgelagerten Poljarnoje — Gesamteinwohnerzahl beider nahe an 200 000 —, zu einem starken militärischen und maritimen Stützpunkt ausgebaut worden. Inzwischen ist die Murmanbahn zweigleisig erweitert, die 1929 gegründete, heute etwa 45 000 Einwohner zählende Stadt Kirowsk, der Mittelpunkt des Bergbaus, ist durch eine 30 km lange Zweigstrecke ihr angeschlossen worden, Stichbahnen nach der finnischen Grenze sind — aus militärischen Gründen — geplant. Auch Archangelsk ist bedeutend erweitert worden; Eisenbahnen zur Murmanbahn und nach den anderen Häfen des Weißen Meeres sind im Bau oder geplant. Der Ostsee—Weißmeer-Kanal, der seit 1933 von Leningrad über den Ladoga- und Onega-See nach Soroka an der Onega-Bucht des Weißen Meeres führt, ist soweit erweitert und vertieft, daß er für leichte Seestreitkräfte von Zerstörergröße benutzt werden kann. Der Straßenbau wird eifrig gefördert. Es wird angenommen, daß an Truppen im Weltmeer-Korridor, nördlich von Leningrad, mindestens zwei Divisionen

Digitized by Google

stehen. Indessen hat der schwedische Oberstleutnant N. Harleman in der „Tidskrift i Sjöväsendet" die Auffassung ausgesprochen, daß im Kriegsfalle etwa 30 sowjetrussische Divisionen des Leningrader und Moskauer Militärbezirks gegen die baltische Front angesetzt werden. Entlang der Eisenbahnstrecke Poljarnoje—Leningrad sollen mehr als 40 Flugplätze angelegt worden sein. Die wirtschaftliche Erschließung dieses Gebiets erstreckt sich, abgesehen von der Landwirtschaft, auf die Ausbeutung der reichen Vorkommen an Kupfer, Nickel und Eisenerzen, auf die Gewinnung von Aluminium und künstlichen Düngemitteln, die Verwertung der Wälder und die Seefischerei in den arktischen Gewässern.

Die Entwicklung der Sibirischen-Eismeer-Schiffahrt.

Die Bedeutung des Stützpunkts der Sowjetunion an der Murmanküste hat indessen noch eine weitere gewaltige Steigerung erfahren durch die mit allem Nachdruck betriebene Entwicklung des sowjetrussischen Seeverkehrs entlang der sibirischen Eismeerküste. Die schon von Engländern und Holländern vergeblich versuchte Bezwingung der Nordostpassage wurde aussichtsreicher nach der Erfindung des Dampfschiffs. Sie war zuerst 1878/79 dem schwedischen Polarforscher Nordenskjöld mit dem Schiffe „Vega" geglückt, allerdings noch mit einer Überwinterung im Eise. Die bitteren Erfahrungen im Russisch-Japanischen Kriege veranlaßten die Russen, der Erforschung des Sibirischen Eismeers erhöhte Aufmerksamkeit zu widmen, wobei sie sich auf die Arbeit zahlreicher Forscher stützen konnten, unter anderem auf Nansens hochbedeutsame Untersuchung der „Eisdrift". Sie verwendeten dazu besonders konstruierte Fahrzeuge, mit denen sie schon in der Ostsee und in Wladiwostok wertvolle Erfahrungen gewonnen hatten, die Eisbrecher. Den in den Jahren 1912 bis 1915 von der Beringstraße aus westwärts eingesetzten Eisbrechern „Taymir" und „Waygatsch" gelang der Versuch erst nach mehreren mißglückten Anläufen, wiederum aber nur mit Hilfe einer Überwinterung unterwegs. Erst 1932 konnte der Eisbrecher „Sibirjakow" unter Leitung von Prof. Otto Schmidt die Fahrt von Archangelsk bis Wladiwostok in einer Sommerperiode durchführen. In entgegengesetzter Richtung glückte das Unternehmen zuerst 1934 dem Eisbrecher „Litke" in 83 Tagen. Dagegen geriet der Eisbrecher „Tscheljuskin", der 1933 in einer Schiffahrtsperiode von Leningrad bis Wladiwostok kommen wollte, vor der Beringstraße ins Treibeis, durch das er am 23. Februar 1934 erdrückt wurde.

Wesentlich zugute kam der Erkundung der Arktis die Entwicklung der Luftfahrt. Mit dem Freiballon hatte bereits 1897 der schwedische Ingenieur Andree mit seinen Begleitern Strindberg und Fraenkel den Pol zu überfliegen versucht, war aber dabei verschollen. Über das Eis zu Fuß erreichte

Digitized by Google

den Nordpol als erster der Amerikaner Peary am 9. April 1909. Schon vor dem großen Kriege hatte Graf Zeppelin eine Studienfahrt nach Spitzbergen unternommen, die aber zu dem Ergebnis führte, daß das Luftschiff damals den polaren Anforderungen noch nicht gewachsen war. Mit dem Seeflugzeug drang 1914 der russische Leutnant Nagurski von Nowaja-Semlja aus bis zum 76. Breitengrad vor. Nach dem Weltkriege nahm die auf Grund der Kriegserfahrungen erheblich verbesserte Luftfahrt die Arktisforschung wieder auf. Der Norweger Amundsen — der auch den Südpol bezwang und die erste Nordwestpassage zu Schiff ausführte — erwarb sich sowohl mit dem Flugzeug wie mit dem halbstarren Luftschiff „Norge" (1926) bahnbrechende Verdienste. Mit einer Fokkermaschine überflog als erster der Amerikaner Byrd 1925 von Spitzbergen aus den Nordpol. Auch die deutsche Luftfahrt war bei der Erforschung der Arktis erfolgreich beteiligt; so unternahm im Juli 1931 das Luftschiff „Graf Zeppelin" unter Führung Dr. Eckeners seine erste Arktisfahrt. Dagegen endete der beabsichtigte Polflug der italienischen halbstarren „Italia" unter Nobile mit einer Katastrophe.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß erst durch den Eisbrecher und das Flugzeug die technischen Voraussetzungen erfüllt waren für eine erfolgreiche Erkundung und wirtschaftliche Erschließung des Sibirischen Eismeers, seiner Küsten und Inseln. Die Sowjetregierung hat in den letzten Jahren eine großzügige Organisation geschaffen zur Lösung dieser Aufgaben: „Die Hauptverwaltung des nördlichen Seewegs" hat Häfen, Funkstationen, meteorologische Observatorien, die Fahrwasserbezeichnung, Flugplätze eingerichtet und sammelt Erfahrungen für den Bau zweckentsprechender Eisbrechertypen; ein besonderes wissenschaftliches Institut ist ihr angegliedert. Eisbrecher und Flugzeuge wirken zusammen beim sicheren Geleit der Frachtdampfer während der kurzen Schiffahrtsperiode. Die „Hauptverwaltung" beaufsichtigt auch drei große, zur wirtschaftlichen Ausnutzung der sibirischen Arktis gegründete Truste, die in Obdorsk, in Igarka und in Jakutsk ihre Hauptsitze haben.

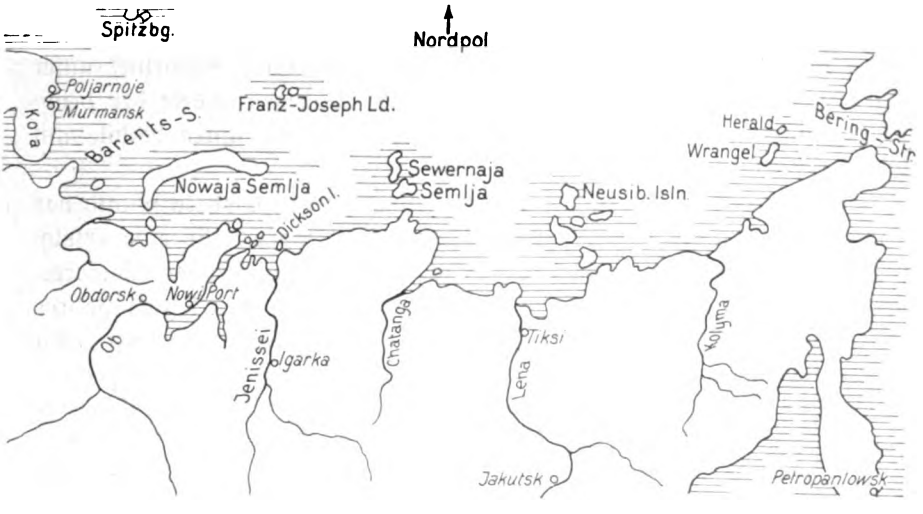
Sibiriens Einfallstraßen für den Eismeerverkehr sind die Flüsse; in erster Linie Ob, Jenissei, Lena und Kolima. Nowij-Port an der Ob-Bucht ist, einer Barre wegen, allerdings nur für kleinere Seeschiffe zugänglich. Günstiger liegt Igarka am Jenissei, 673 km von dessen Mündung entfernt. Ein neuer Hafen ist auf der Dikson-Insel vor der Jenissei-Mündung entstanden, am Chatanga-Fluß die gleichnamige Niederlassung. Ust-Lena an der Tiksi-Bucht wird auf 71° 31′ nördlicher Breite angelegt. Im Sommer 1935 gelangte der Dampfer „Arbeiter" in einer Schiffahrtsperiode von Murmansk nach Kolima und zurück; dort sind neue Städte im Entstehen. Gleichzeitig wurde der erste durchgehende Frachtdampferverkehr von Murmansk nach Wladiwostok ausgeführt.

Digitized by Google

Inzwischen hat der Winter 1937/38 der Schiffahrt auf dem „nördlichen Seewege" schwerste Rückschläge und schmerzlichste Verluste gebracht. Es ist bisher schwer zu übersehen, ob und inwieweit diese ungünstigen Erfahrungen die hochgespannten Erwartungen dämpfen werden, die von den bolschewistischen Machthabern bisher gehegt wurden.

Sibirien, ein Zukunftsland.

Nansen hat schon vor dem Weltkriege Sibirien ein Zukunftsland genannt. Der „nördliche Seeweg" ist bestimmt, die Hebung der noch unermeßlichen Schätze Nordsibiriens zu ermöglichen. Der Reichtum an Holz ist unschätzbar. Steinkohle und Naphtha sind an zahlreichen Orten sowohl des



Skizze 2.

Festlands wie der Eismeerinseln festgestellt worden. Die Kohlenlager im Gebiet der Tunguska, eines Nebenflusses des Jenissei, werden allein auf Hunderte von Millionen Tonnen geschätzt. Im Kolima-Gebiet liegen die Kohlenflöze in einer Mächtigkeit von etwa 20 m offen zutage. Nordsibirien hat Gold, Platin, Nickel, Zinn, Kupfer, Graphit, isländischen Spat, Eisenerze, Bernstein, Marmor und feuerfeste Tone. Der aufblühenden sibirischen Landwirtschaft können die schon erwähnten künstlichen Düngemittel der Kola-Halbinsel auf dem nördlichen Seewege zugeführt werden. Renntierzucht, Fisch- und Pelzindustrie gewinnen Aufschwung.

Die Bedeutung des Flugwesens als helfende Schwester der Schiffahrt auf dem nördlichen Seewege ist oben schon erwähnt worden. Darüber hinaus und abgesehen vom militärischen Flugdienst, erstehen hier dem Verkehrsfluge gewaltige Aufgaben. Demgemäß ist die „Hauptverwaltung" bemüht, die für Polarflüge bestimmten Flugzeugtypen noch weiter zu ver-

Digitized by Google

vollkommnen und durch die Verdichtung des Fluglinienneţes die wichtigsten Plätze Nordsibiriens und des vorgelagerten Eismeerraums in regelmäßige Verbindung miteinander zu bringen. Vor allem aber wird den transpolaren Luftverbindungsmöglichkeiten stärkste Beachtung gewidmet. Der hohe Stand der russischen Arktisflieger fördert diese Bestrebungen wesentlich. Es sei daran erinnert, daß die kürzeste Flugstrecke von Moskau nach San Franzisko über Murmansk, Spitzbergen und dicht am Pol vorbeiführt, und daß von Moskau nach Tokio die Mündung des Jenissei gestreift und Jakutsk berührt wird.

Infolge der ständig wachsenden Bevölkerungszahl der Erde und der Steigerung der menschlichen Bedürfnisse nimmt auch der Bedarf an Siedlungsraum und die Inanspruchnahme der Rohstoffe unaufhaltsam zu; zumal der mancherorts betriebene Raubbau sich dort empfindlich fühlbar macht. Das trifft auch für Sowjetrußland zu, das weite Gebiete ehemals fruchtbarer Schwarzerde durch gedankenlose Abholzung der Wälder der Dürre überliefert und den Boden infolge mangelhafter Düngung und ausschließlichen Weizenanbaus ausgesogen hat. So wurden annähernd 20 Millionen ländlicher Bevölkerung der Gefahr des Verhungerns überliefert. Daher nun der fieberhafte Eifer der Sowjetmachthaber bei der Erschließung der noch vor kurzem als nutzlose Anökumene beurteilten arktischen Flächen; wobei auf Menschenleben um so weniger Rücksicht genommen wird, als sich so eine sehr erwünschte Gelegenheit bietet, politisch unbequeme Elemente durch Verpflanzung in den eisigen Norden unschädlich zu machen.

Der Streit um die Arktis.

Da auch andere Interessenten den gewaltigen Wert der unter Eis und Schnee des hohen Nordens ruhenden Schätze erkannt haben und nicht gewillt sind, ältere Ansprüche sowjetrussischer Anmaßung preiszugeben, häuft sich der Konfliktstoff im nordpolaren Raume. Am 18. April 1926 vereinnahmte die Sowjetunion durch eine Erklärung alles schon bekannte oder noch unbekannte Land innerhalb eines Sektors, der vom Nordpol, dem 32° 4′ östlicher Länge im Westen und dem 168° 49′ westlicher Länge im Osten gebildet wird, also von Spitzbergen bis zur Beringstraße reicht und den weitaus wichtigsten Teil des zirkumpolaren Gebiets umfaßt. Schon 1923 hatte England verkündet, daß es das Polargebiet zwischen 160° östlicher und 15° westlicher Länge seinem Imperium einverleibe. Kanada beschlagnahmte die seiner Nordküste vorgelagerten Inseln. Um die Inseln Wrangel und Herald stritten sich England, Amerika und Rußland. Im Jahre 1933 annektierte Sowjetrußland die Inselgruppe Franz-Josephs-Land — eine einstweilige Besitzergreifung war schon 1929 erfolgt — gegen den Einspruch Norwegens. Diese Inseln waren 1865 von einem norwegischen Schiffe entdeckt worden und wurden seitdem überwiegend von nor-

Digitized by Google

wegischen Fischern — neben wenigen russischen — angelaufen. Nach der Annektion verboten die Russen den Norwegern den Fischfang und ließen sich auf Franz-Josephs-Land häuslich nieder. Ende Oktober 1937 wurde aus Oslo gemeldet, daß das norwegische Außenministerium von der norwegischen Fischerei-Vereinigung ersucht sei, hinsichtlich der Annektion des Franz-Josephs-Lands mit dem sowjetrussischen Außenministerium Verhandlungen zwecks Rückgabe der Inseln anzuknüpfen. Auch für Spitzbergen — dessen geopolitische Bedeutung eingangs geschildert wurde —, wo die Norweger einstmals Walfängerniederlassungen angelegt, um 1700 aber wieder aufgegeben hatten, droht die sowjetrussische Gefahr. Weil russische Pelzjäger gelegentlich auf Spitzbergen gejagt hatten, bestritt Rußland die norwegischen Souveränitätsansprüche. Erst 1920 erfolgte eine Regelung durch die von einer Reihe von Staaten unterschriebene Konvention von Sèvres, in der Norwegens Souveränität über Spitzbergen zwar grundsätzlich anerkannt, gleichzeitig aber empfindlich beschnitten wurde. Norwegen darf auf Spitzbergen keinen Flottenstützpunkt und keinerlei militärische Anlagen errichten, keine Zölle erheben, muß fremden Handel und fremde industrielle Anlagen dort dulden, die Jagd für jeden freilassen, fremde Funkanlagen gestatten. Außer den norwegischen Kohlenbergwerken liegt dort die Kohlengrube Barentsburg, die ein holländisches Konsortium 1932 an die Sowjetrussen verkauft hat. Es überwinterten zuletzt auf Spitzbergen mehr sowjetrussische Bolschewisten als Norweger. Dieser Zustand birgt den gefährlichsten Zündstoff. Die riesigen, leicht abzubauenden Steinkohlenlager auf Spitzbergen geben allein noch keine überzeugende Erklärung der unverkennbaren sowjetrussischen Annektionsabsichten. Es dürften vielmehr militärische Überlegungen mitsprechen. Denn die von Sowjetrußland erstrebte Beherrschung der Barents-See und des eurasiatischen Eismeeres überhaupt heischt den unbeschränkten Besitz dieses natürlichen Bollwerks am Rande des ewigen Eises.

Sowjetrußlands antiskandinavische Politik.

Dieser Gedanke führt zwangsläufig zur Betrachtung des Spitzbergen gegenüberliegenden, südlichen Torpfeilers am Eingang zur Barents-See. Das Einflußgebiet der Norweger, die einstmals die Herren der Kolahalbinsel waren, war durch das immer weiter nordwärts strebende Zarenreich stetig verkleinert worden. Als das Petsamogebiet, das erst 1826 von Rußland einverleibt wurde, 1920 an Finnland fiel, verschwand auch die gemeinsame Grenze zwischen Rußland und Norwegen.

Seit 1935 wurden nun im nördlichen Norwegen wiederholt Flugzeuge unbekannter Herkunft beobachtet und gleichzeitig unverständliche Funkzeichen gehört. U-Boote, deren Nationalität nicht festzustellen war, wurden in den norwegischen Gewässern, selbst vor Narvik gesichtet. Schließlich

Digitized by Google

wurde eine geheime Sendestation entdeckt, und in Tana konnte ein sowjetrussischer Spion dingfest gemacht werden. Weitere Verhaftungen schlossen sich an. Auch über Nordfinnland und Nordschweden erschienen unbekannte Flugzeuge. Noch am 21. September 1937 sind elf sowjetrussische Flugzeuge an verschiedenen Stellen längs der finnisch-russischen Grenze weit über finnisches Gebiet vorgedrungen. Auf die Protestnote Finnlands erfolgte erst nach drei Monaten eine höchst provozierende Antwort.

Die Veranlassung des bedrohlichen Interesses der Sowjetmachthaber für ihre finnischen, schwedischen und norwegischen Nachbarn ist vermutlich dreifacher Art. Einmal locken die schwach besiedelten Räume in Nordfinnland und in den nördlichen Provinzen Norwegens — Troms und Finnmarken —, die der Viehzucht, dem Gemüsebau und der Landwirtschaft ein lohnendes Feld der Tätigkeit bieten, sofern die erprobten frostharten Getreide- und Kartoffelarten angebaut werden. Wenig erschlossen ist auch bisher der Bergbau Nordnorwegens — Eisen, Kupfer, Nickel u. a. —. Eine wirksame Abwehrmaßnahme würde die schleunige Besiedelung der gefährdeten Gegend sein, worin Norwegen aber noch viel zu wünschen übrig läßt. Mustergültig geht in dieser Hinsicht Finnland vor, das längs der „Eismeerstraße" fleißige, saubere und kinderreiche Kolonisten heimisch gemacht hat. Im finnländischen Petsamogebiet wird neben anderen Erzen hauptsächlich Nickel gewonnen, so bei Kolosjoki, dem Zentrum der anglo-kanadischen Nickelkonzession. Schließlich liegt auch das nordschwedische Erzgebiet im Bereiche eines sowjetrussischen Handstreichs. Neuerdings sollen übrigens in Nordschweden in der Nähe von Liikavara Goldvorkommen festgestellt sein, ebenso ergiebig wie die schwedischen Goldgruben in Boliden.

Wichtiger als diese wirtschaftlichen Wertobjekte erscheinen den Sowjetrussen vielleicht die Möglichkeiten politischen Machtzuwachses in Nordskandinavien. Dahin deutet die äußerst zielbewußte kommunistische Propaganda unter der norwegischen Arbeiterschaft; freilich ohne wirksamen Erfolg. In Finnland haben wegen des gesunden Empfindens der Bevölkerung solche Versuche ohnehin nur wenig Aussicht.

Die Haupttriebkraft der aggressiven Haltung Sowjetrußlands gegenüber seinen nordischen Nachbarn ist aber offensichtlich militärischer und maritimer Natur. Denn dem entstehenden seegewaltigen Stützpunkt der Sowjetmacht an der Murmanküste sind weltweite Aufgaben vorbestimmt, bei deren Lösung die Nähe der fjordreichen Küste Nordskandinaviens als unbequem empfunden wird. Die allgemeine Aufmerksamkeit wurde geweckt, als im Dezember 1937 die holländische Zeitung „Telegraaf" darauf hinwies, daß die sowjetrussische Marineleitung beschlossen habe, ihre Ostseestreitkräfte nach Murmansk und Poljarnoje zu verlegen. Es sei dahingestellt, inwieweit diese Nachricht sich bewahrheiten

Digitized by Google

wird; indes erscheint ein in der Presse behauptetes Aufgeben der sowjetrussischen Marineanlagen im Finnischen Meerbusen — insbesondere Kronstadt auf der Insel Kotlin — selbstverständlich ausgeschlossen. Denn es liegen keinerlei Anzeichen dafür vor, daß die sowjetrussischen Bolschewisten an ihrer auf Machterweiterung auch im Ostseeraume gerichteten Außenpolitik irgend etwas zu ändern beabsichtigen. Deshalb darf auch nicht vorausgesetzt werden, daß die Sowjetunion sich mit dem Verluste der neuen Ostsee-Randstaaten am Finnischen und Rigaer Meerbusen ein für allemal abgefunden hat; viele Beobachtungen sprechen für das Gegenteil. Die Union hat vielmehr keineswegs vergessen, daß Peter der Große von der Ostsee aus das Fenster nach dem Westen aufstieß. Dazu kommt aber heute noch, daß Rußlands Ausfalltor am Eismeer die Ausgangsstellung eines im Ausbau begriffenen gigantischen Kanal- und Eisenbahnsystems ist, das alle Teile des Riesenreiches umfassen wird. In diesem System bildet Leningrad die wichtigste, infolge der peripheren Lage aber auch am meisten gefährdete Schlüsselstellung. Seine militärische Sicherung, vor allem gegen Angriffe von See her, ist also von unermeßlicher Bedeutung. Die Verlegung des Sitzes der politischen Zentralgewalt nach Moskau kann diese Auffassung nur bestätigen. Leningrads Fall würde die Lebensader für Murmansk—Poljarnoje durchschneiden.

Die seestrategischen Aufgaben für Murmansk—Poljarnoje.

a) Die militärische Lage am „nördlichen Seeweg".

Daß die ständig fortschreitende Besiedlung und die Ausdehnung von Wirtschaft und Verkehr an der Sibirischen Eismeer-Küste auch die militärische Lage dort völlig verändert haben, leuchtet ohne weiteres ein. Sibiriens Schutzanlehnung an die bisherige Anökumene schwindet mehr und mehr dahin. In dem Maße, wie der Blutkreislauf des sowjetrussischen Wirtschaftskörpers sich auf die neue Verkehrsader einstellt, steigert sich auch seine Verwundbarkeit. Die zwar örtlich unterschiedliche, aber alles in allem nur etwa 2½ bis 3 Monate umfassende Schiffahrtsperiode macht starke Verkehrsballungen unvermeidlich. Fast auf den Tag genau läßt sich die Ankunft der von Eisbrechern und Flugzeugen betreuten, wertvolle Ladungen bergenden Geleitzüge vor den Engen der Beringstraße im Osten und den schmalen Durchlässen Nowaja Semljas zum Karischen Meer im Westen vorausberechnen. Die Zerstörung oder, vorteilhafter vielleicht, Wegnahme der für die Eismeerfahrt unentbehrlichen meteorologischen Beobachtungsstellen, der Flugstützpunkte, der Eisbrecher und ihrer Ausrüstungsplätze, schließlich der Hafenanlagen und der industriellen Einrichtungen stellt dem Angreifer lohnende Aufgaben. Freilich muß dieser auch ein erhebliches Risiko auf sich nehmen. Denn vom Eise drohen, selbst

Digitized by Google

während der kurzen Schiffahrtsperiode, Gefahren, die doppelt bedenklich sind für den fremden Eindringling, dem, mangels jedes Stützpunktes, die geringste Havarie zum Verhängnis werden kann. Den wirksamsten Schutz für den nördlichen Seeweg bilden aber die auf Murmansk—Poljarnoje gestützten sowjetrussischen Seestreitkräfte, die der Angreifer zunächst unschädlich machen muß, wenn er sie nicht auf seinem Beutezuge im Nacken haben will. Deshalb erfordert jedes ernsthafte, über nebensächliche Handstreiche hinausgehende Unternehmen gegen den nördlichen Seeweg die vorhergehende Erkämpfung der Seeherrschaft in der Barents-See.

Neben dieser mehr defensiven Zweckbestimmung des Murman-Stützpunktes findet sich in der Fachliteratur die Auffassung, daß man, eingedenk der trüben Erfahrungen mit Rojestwenskys Flotte, eine etwaige Verstärkung der Fernostflotte von Polarnoje her, auf dem nördlichen Seewege, weit schneller und mit größerer Sicherheit durchführen könne, als auf der Golgathastraße des unglücklichen Admirals. Das würde allerdings eine hinreichende Erklärung abgeben für die angebliche Absicht der sowjetrussischen Marineleitung, ihre kampfkräftigsten Verbände an die Murmanküste zu verlegen. Es bleibt aber zu bedenken, daß die Überführungsmöglichkeit von dort nach Ostasien zeitlich eng begrenzt ist, die Gefahr ernster Havarien durch Eis einbezieht, und trotzdem, oder gerade deshalb, keine sichere Gewähr für die Vermeidung eines zweiten „Tsuschima" — wenn auch auf anderem Schauplatze — bietet.

b) Ozeanische Strategie.

Alles andere weit überragend ist aber die Bedeutung des eisfreien Murman-Stützpunktes als ständig benutzbares, wohlgesichertes Ausfalltor für seestrategische Schachzüge ozeanischen Ausmaßes, die Rußland bisher nie versucht hat — von dem verunglückten Unternehmen Rojestwenskys abgesehen —, weil die wichtigsten natürlichen Voraussetzungen dafür fehlten. Denn die Stützpunkte der Ostsee und des Schwarzen Meeres liegen an Nebenmeeren, die nur durch Meerengen mit dem Ozean zusammenhängen; für Wladiwostok gilt, wenn auch eingeschränkt, das gleiche; die Ostseehäfen sind nicht eisfrei, noch weniger Wladiwostok, von den übrigen pazifischen Stützpunkten Sowjet-Rußlands ganz zu schweigen. Sollten solche kühnen Pläne tatsächlich vorliegen — und es ist kaum daran zu zweifeln —, so würden sie unter allen Umständen geeignet sein, alle bisher angestellten strategischen Überlegungen der Seegroßmächte des Westens und Ostens völlig über den Haufen zu werfen. Wenn der derzeitige Rüstungsstand der sowjetrussischen Seestreitkräfte auch eine so weiträumige Entfaltung seestrategischer Unternehmungen noch nicht zuläßt, so muß doch in absehbarer Zeit damit gerechnet werden. Auch die jüngst erfolgte Schaffung eines

Digitized by Google

besonderen Volkskommissariats für die Kriegsmarine ist nicht lediglich als innerpolitische Maßnahme zu werten, sondern deutet darauf hin, daß es der Sowjetunion mit dem Entschluß ernst ist, sich in die Reihe der Seegroßmächte zu stellen, und daß ihre maritimen Ziele offenbar sehr weit gesteckt sind.

Noch während des Weltkrieges 1914—18 war Rußlands Seemacht nicht nur vom Atlantischen Ozean und vom Mittelmeer abgesperrt; schon die westliche Ostsee blieb für die russischen Ostseestreitkräfte unerreichbar, ungeachtet ihrer Überlegenheit gegenüber den deutschen für diesen Kriegsschauplatz verfügbaren Flottenteilen. In Ansehung des in unserer schnellbewegten Zeit kaleidoskopartig wechselnden Bildes der weltpolitischen Lage ist es müßig, Betrachtungen anzustellen über die vermutliche Rollen- und Kräfteverteilung in einem künftigen Weltkriege. Künftig wird aber die Möglichkeit eines operativen Zusammenwirkens der an der Murmanküste stationierten Sowjetgeschwader mit den auf den Finnischen Meerbusen gestützten, die seestrategischen Maßnahmen, zumindest der am Ostsee- und Nordseeraum unmittelbar interessierten Mächte, sehr wesentlich beeinflussen. Schweden hat dem schon Rechnung getragen durch die im Herbst 1937 erfolgte Verstärkung des Stützpunktes Gothenburg durch zwei ältere Küstenpanzerschiffe und leichte Seestreitkräfte. Auch heißt es in einer Denkschrift des Oberbefehlshabers der schwedischen Kriegsmarine, Vizeadmiral de Champs, daß durch die Stationierung starker ausländischer Seestreitkräfte im Nördlichen Eismeer für Schweden eine ganz neue Lage sich ergebe. Die schwedische Flotte solle in Zukunft nicht nur imstande sein, ihre Schären und Küstenfahrwasser in der Ostsee zu verteidigen, sondern sie müsse auch mit der Notwendigkeit von Operationen auf hoher See gegen Angriffe vom Ozean her rechnen. Auch wir glauben, daß im Zuge dieser Entwicklung hier ein neuer seestrategischer Brennpunkt im Entstehen begriffen ist, und daß die grauen Gewässer des „Skagerrak" am 31. Mai 1916 nicht zum letzten Male den Schauplatz weltgeschichtlichen Geschehens abgaben. Darüber kann jedenfalls kein Zweifel aufkommen, daß Sowjet-Rußland seine Tore zum Weltmeer weit aufstößt. Einem sinnvoll geleiteten Handelskriege auf den meistbenutzten Straßen des nordatlantischen Weltverkehrs, darüber hinaus aber auch auf fernöstlichen Seewegen, also in planmäßiger Zusammenarbeit mit den Schwarzmeer- und den Fernost-Kreuzern, winkt reiche Beute.

c) Der skandinavische Prellstein.

Wenn also auch feststeht, daß durch die Errichtung des Murman-Stützpunktes der seestrategische Wert der Sowjetunion eine Steigerung erfahren hat, die kaum überschätzt werden kann, so stehen dem auch Nachteile gegenüber. Denn die wehrgeographische Lage des neuen maritimen Kraft-

Digitized by Google

zentrums ist recht exponiert am äußersten Zipfel des Riesenreichs. Das gleiche trifft zu für seine Zufuhrwege, Kanal und Eisenbahn, deren Leistungsfähigkeit übrigens in strengen Wintern nicht unerheblichen Abminderungen unterworfen sein kann. Und was die Zufuhr über See betrifft, so schwebt den Sowjetrussen vielleicht der Einfuhrverkehr des Weltkrieges vor, der Murmansk und Archangelsk überlastete, und dem auch deutsche Hilfskreuzer und U-Boote nicht wesentlich Abbruch zu tun vermochten. Wie wird sich aber alles gestalten, wenn überlegene Seestreitkräfte die auf Murmansk—Poljarnoje gestützten und im wesentlichen auf deren Hilfsmittel angewiesenen sowjetrussischen Flottenteile in der Barents-See blockieren? — Ohne auf unfruchtbare politische Mutmaßungen einzugehen, dürfte die Auffassung kaum zu widerlegen sein, daß eine solche Kriegslage durchaus nicht wirklichkeitsfern ist, zumal die Heranziehung sowjetrussischer Verstärkungen aus dem Stillen Ozean oder dem Schwarzen Meer aus politischen und militärischen Gründen ziemlich ausgeschlossen sein wird.

Wie im einzelnen der Blockierende seine Aufgabe anpacken wird, ob als weite Blockade, etwa mit einer Überwachungslinie vom Nordkap in Richtung Spitzbergen oder in engerer Form, das wird sich nach Zahl und Art der verfügbaren Kampfeinheiten ergeben. Vielleicht wird die Blockade veränderlich gehandhabt werden, je nach der Jahreszeit (Polarnacht, Nebel). Daß sie kriegstechnisch undurchführbar wäre, wird nach den Erfahrungen des Weltkrieges niemand behaupten wollen; allerdings unter einer bedingungslosen Voraussetzung: die Blockadeflotte bedarf eines sicheren Stützpunktes, vielleicht auch deren mehrere, in den Fjorden der nordskandinavischen Küste! — Hier liegt der Prellstein, an dem die Eismeer-Strategie Sowjetrußlands sich stößt.

Es war ein Meisterstück weitblickender Staatskunst, daß die Finnländer im Frieden von Dorpat einen Küstenstreifen am Eismeere und den eisfreien Hafen am Petsamofjord erwarben. Wenn auch Finnland dort keinen Kriegshafen anlegen darf, so ist die enge Nachbarschaft — der Petsamofjord ist von Poljarnoje in der Luftlinie nur etwa 90 km entfernt — den Sowjetrussen höchst lästig. Ein sowjetrussischer Einfall in das Petsamogebiet und weiter westwärts nach Nordnorwegen würde zwar durch die mangelhaften Wegeverhältnisse verlangsamt werden; indes sind solche Schwierigkeiten, wie der Abessinien-Feldzug gezeigt hat, durchaus nicht entscheidend. Die finnischen Grenztruppen sind zwar wohlgeschult, aber doch nur gering an Zahl. Die norwegische Wehrmacht wurde im vergangenen Jahre neuorganisiert, die Befestigungsanlagen wurden verbessert, die Luftwaffe vergrößert, die Luftabwehr ausgebaut. Alle diese Maßnahmen wurden begründet mit der Notwendigkeit, das Land vor den Ausdehnungsbestrebungen Sowjetruß-

Digitized by Google

lands zu schützen. Gleichwohl läßt die Landesverteidigung Norwegens noch manches zu wünschen übrig. Die Lage Schwedens im nordeuropäischen Kraftfelde, schon vor dem Weltkriege, wird grell beleuchtet durch eine Auslassung des bekannten Marine-Fachschriftstellers Linienschiffsleutnant a. D. Frhr. von Handel-Mazzetti, in der es heißt, daß „der russische Admiral Essen die feste Absicht hatte, die schwedische Frage durch den Angriff gegen Schweden bei Gotland zu lösen. Dies wäre auch die einzige Möglichkeit gewesen, sich für immer den Zugang zum Atlantik zu verschaffen". Daß sich in Schweden die verantwortlichen Stellen über die heute noch drohender gewordene Gefahr keiner Täuschung hingeben, erweist die schon erwähnte Denkschrift des Oberbefehlshabers der schwedischen Kriegsmarine über die erforderliche Vergrößerung der schwedischen Flotte, ihre Neugliederung und die Entwicklung zweckentsprechender Schiffstypen. Dem schwedischen Oberstleutnant N. Harleman gibt die Denkschrift Anlaß, auf die Notwendigkeit einer nordischen Verteidigungsgemeinschaft hinzuweisen. In diesem Falle seien Finnland und Dänemark als Außenwerke im Osten bzw. Westen der nordischen Festung aufzufassen mit je dreieinhalb Millionen Bevölkerung; Schweden und Norwegen als der Kern mit zusammen neun Millionen. Das finnische Heer, das die Aufgabe habe, mit Hilfe der Flugwaffe die Ostgrenze zu verteidigen, sei durch schwedische und norwegische Truppen zu verstärken; die Flotte und die Luftwaffe hätten die Seewege zu schützen. Hier erscheint wieder einmal, im Blickfeld grell beleuchtet, die wehrpolitische Bedeutung der Ålandinseln, die schon seit Jahrhunderten in der Kriegführung Nordeuropas eine entscheidende Rolle gespielt haben.

Daß die Befürchtungen der nordischen Staaten durchaus begründet sind und daß insbesondere die nordskandinavische Fjordküste schwer bedroht erscheint, wird durch die vielfachen und noch andauernden sowjetrussischen Neutralitätsverletzungen unwiderleglich bewiesen. Die friedliche Beschaulichkeit solcher Städtchen wie etwa Narvik am Ofotenfjord dürfte nicht mehr mit Sicherheit gewährleistet sein.

Daß die wehrschwachen nordischen Staaten einem solchen sowjetrussischen Eroberungszuge keinen wirklich erfolgversprechenden Widerstand zu leisten vermögen, ist kaum zu bezweifeln. Vermutlich würde sich aber in Europa mehr als eine Großmacht finden, für die eine derartige Ausweitung der bolschewistischen Machtsphäre eine unerträgliche Belastung wäre. Insbesondere die Seegroßmächte müssen sich dessen bewußt sein, daß die Ergänzung der sowjetrussischen Murman-Stellung durch einen Stützpunkt an der nordskandinavischen Küste die ohnehin schon kaum übersehbaren seestrategischen Möglichkeiten für die Sowjetunion noch sehr erheblich, vielleicht entscheidend verbessern würde. Der infolge des Eingreifens einer den Skandinaviern verbündeten europäischen Großmacht bewirkte Rückschlag könnte dann aller-

Digitized by Google

dings, im Hinblick auf die exponierte Lage von Murmansk-Poljarnoje und seiner rückwärtigen Verbindungen, für die dort abgeschnittenen sowjetrussischen Streitkräfte vernichtende Folgen haben.

Die psychischen Kräfte des sowjetrussischen Seemachtstrebens.

Zu den Eigenschaften, die den großen Staatsmann sowohl wie den genialen Führer ausmachen, gehört an erster Stelle die Fähigkeit treffsicherer Beurteilung der „moralischen Hauptpotenzen" des Gegners. Clausewitz, den wir hier zitieren, nennt als solche „die Talente des Feldherrn, kriegerische Tugend des Heeres, Volksgeist desselben".

Gewißlich soll man sich davor hüten, die Leistungsfähigkeit des Feindes gering zu achten; größer ist indes der Fehler, sie zu überschätzen, weil dadurch die eigene Entschlußkraft Abbruch erleiden kann. Das Studium der Geschichte, auch nach Clausewitz das beste Mittel zur Erkenntnis des „Werts der moralischen Größen", zeigt, daß keineswegs zahlenmäßige oder materielle Überlegenheit allein entscheidend sind, sondern weit mehr die geistigen und seelischen Kräfte der Kämpfer und ihrer Führer. Das gilt in vollem Umfange auch für den Seekrieg. In Ansehung des gewaltigen Aufwands Sowjetrußlands für seine Seerüstung und der von seinem neuen Ozeanstützpunkte ausgehenden, kaum verhüllten Bedrohung ist deshalb eine Untersuchung der bisherigen Leistungen Sowjetrußlands auf dem Gebiete des Seewesens geboten. Rußlands Streben nach Seegeltung und Seemacht setzte ein unter Peter dem Großen. Ein wirklich nachhaltiger Erfolg ist diesen Bemühungen aber bis heute versagt geblieben. Nachdem es dem Russen gelungen war, im Fernen Osten festen Fuß zu fassen und 1898 durch Pachtvertrag mit China die wichtigen eisfreien Häfen Port Arthur und Dalni zu gewinnen, schien seine große Stunde gekommen. Die Bemühungen der russischen Regierung um die Schaffung einer entsprechenden Seegeltung blieben aber ohne voll befriedigenden Erfolg. Verhängnisvoller noch war das völlige Versagen der russischen Seemacht im Kriege mit Japan. Auch im Weltkriege hat die russische Kriegsmarine nicht das geleistet, was ihr möglich gewesen wäre. Alles in allem ergibt der geschichtliche Rückblick auf den Werdegang des russischen Seewesens im allgemeinen und des Seekriegswesens im besonderen während der letzten zweihundert Jahre eine nur von wenigen Ausnahmen unterbrochene Reihe von Mißerfolgen. Die Ursache ist leicht erkennbar: Weil der ungeheuere Lebensraum Rußlands weitgehend autarke Möglichkeiten bietet, fehlen ihm die wirtschaftlich zwangsläufigen Voraussetzungen zur Schaffung einer erheblichen Seegeltung. Rußland hat ja infolgedessen auch nie nach Kolonien verlangt, sondern im Gegenteil ungeheuer reiche Landstriche, die es in Nordamerika besaß — so Alaska, das in vielem Nordsibirien ähnlich ist —, zu lächer-

Digitized by Google

lichen Schleuderpreisen abgestoßen. Wo aber eine wohlbegründete Seegeltung fehlt, entbehrt auch die Seemacht der natürlichen Grundlage. Ferner steht fest, daß es Völker gibt, deren rassische Eigenart eine ausgesprochene Begabung für die Belange der See aufweist, und andere, denen diese Begabung ebenso unzweideutig fehlt. Die Geschichte des russischen Seewesens hat hinreichend bewiesen, daß der Bewohner Rußlands ein erklärter Kontinentalmensch, ein Sohn melancholischer Steppen und Wälder, träge dahinfließender Riesenströme, aber kein wikinghafter Seemann ist. Der Mangel an Seebegabung liegt dem Durchschnittsrussen im Blut, ist rassegebunden, also schicksalhaft zwangsläufig. Dazu kommt, daß Sowjetrußland mit den Ostseerandstaaten seine brauchbarsten Seeleute und mit den „baltischen Baronen" den fähigsten Seeoffiziernachwuchs eingebüßt hat.

Schlußbetrachtung.

Sowjetrußlands den natürlichen Bedarf weit übersteigende Seerüstung verfolgt also offenbar das politische Ziel der Bolschewisierung der Menschheit. Es ist unbestreitbar, daß der diesem Ziele dienende neue Stützpunkt an der Murmanküste künftige Kriegsgegner der Union vor eine ungewöhnlich schwierige Aufgabe stellt. Nicht weniger neuartig ist das Problem aber für die sowjetrussische Seekriegsleitung. Das gilt nicht nur für die genial durchdachte Planung und kriegskunstgerechte Durchführung weitreichender Operationen kampfstarker Verbände, die den Feind zur Entscheidungsschlacht stellen sollen; schwieriger noch ist der Kreuzerkrieg, der neben dem Schutz der eigenen Schiffahrt den feindlichen Widerstand durch Abwürgung seines Seehandels brechen will. Nach der Lehre Mahans „verlangt die Handelsvernichtung durch unabhängige Kreuzer weitgehende Verzettelung der Streitkräfte". Der offensive Kreuzerkrieg ist am meisten lohnend an den Brennpunkten des Seeverkehrs, muß dort aber auch auf die stärkste Gegenwirkung rechnen. Die gewaltige Ausdehnung des zu bewältigenden Seeraumes zwingt zur Heranziehung geeigneter Handelsschiffe als Hilfskreuzer. Der Mangel Sowjetrußlands an eigenen überseeischen Stützpunkten für den Kreuzerkrieg macht die Einrichtung provisorischer Ausrüstungsstellen und die Regelung der Zufuhr dorthin notwendig. Die zweckmäßige Verteilung der vorhandenen Kampfmittel aller Art — Schiffe, U-Boote, Luftwaffe —, die sich der wechselnden Kriegslage mit äußerster Beweglichkeit elastisch anzupassen hat, erfordert kurzentschlossenes Handeln. Die Frage, ob Handelskrieg durch „unabhängige Kreuzer" (s. Mahan) oder durch volle oder teilweise Konzentration der Kräfte an den natürlichen Brennpunkten des Seeverkehrs bedarf ständiger Nachprüfung. Die alle Mittel restlos ausschöpfende Handhabung des Kriegsnachrichtendienstes, die klare Sichtung und scharfsinnige Auswertung der eingelaufenen Nachrichten,

Digitized by Google

schließlich der entscheidende Entschluß stellen an die Männer der Seekriegsleitung, vor allem an den Höchstkommandierenden Anforderungen, für die dem neuzeitlichen Seekriege hinreichende Erfahrungen noch nicht zur Verfügung stehen.

Es liegen bisher keinerlei Anzeichen dafür vor, daß unter dem Terror bolschewistischer Machthaber sich an der geschichtlich erhärteten unzureichenden Seebegabung der Russen grundlegende Änderungen vollzogen haben. Insbesondere ist schwer ersichtlich, ob die höheren Flottenführer ihr operatives Können, das hinter dem anderer Seemächte bisher zurückgeblieben war, inzwischen soweit vervollkommnet haben, daß sie den außergewöhnlich hohen seestrategischen Aufgaben gerecht zu werden vermögen, die der Stützpunkt an der Murmanküste stellt.

Mag der weltbedrohende, kulturfeindliche Bolschewismus sein neuestes Werkzeug, die sowjetrussische Seerüstung, zu ungeahnter Höhe entwickeln; die dem bastardierten Halbasiatentum rassisch und damit seelisch überlegenen Völker Europas können dem barbarischen Ansturm so lange mit ernsthafter Gelassenheit entgegensehen, wie sie ihre rassische Eigenart zu erhalten wissen. Das deutsche Volk ist seinem Führer und Reichskanzler zu heißem Dank verpflichtet, der mit plastischer Deutlichkeit die Gefahr aufzeigt, aber auch den Weg zu ihrer Bezwingung gewiesen hat.

In welchem Maße vermögen Verkehrsmittel den Ansatz und Verlauf militärischer Operationen zu beeinflussen?

Darzulegen an einem Beispiel aus dem Weltkriege[1]).

Von Oberst a. D. von Mantey (Hirschberg, Ries. Geb.).

Die in Frage kommenden Verkehrsmittel sind: Bahnen, Kraft- und pferdebespannte Wagen in Verbindung mit den Straßen, Brücken und der Witterung, das Binnenwasserschiff in Verbindung mit den Wasserstraßen, die Meeresschiffe, das U-Boot, Luftschiff und Flugzeug. Von diesen traten Binnenwasserschiff, Luftschiff und Flugzeug im Weltkrieg kaum in Erscheinung. Der Kraftwagen bildete eine wertvolle Ergänzung der Bahnen und soll als selbständig später behandelt werden. Das pferdebespannte Fahrzeug war in Verstärkung des normalen Trosses ein Hilfsmittel. Das wichtigste Verkehrsmittel war die Bahn, beim Feinde auch das Schiff.

---

[1]) Mit dem dritten Preise ausgezeichnete Bearbeitung des sechsten Themas der Preisaufgaben 1937/38.

Digitized by Google

Fassen wir zunächst den Aufmarsch für die Operationen als ersten Teil des Kräfteansatzes ins Auge, so kann festgestellt werden, daß wir eigentlich überall über ein solches Bahnnetz verfügten, daß der Ansatz der Operationen gewährleistet war. Das war der Fall für den West- und Ostaufmarsch 1914 sowie für die Überführung von Kräften vom Westen nach dem Osten und umgekehrt, für den Aufmarsch zur Winterschlacht in Masuren, für Gorlice, für Serbien, nicht in gleichem Maße für Rumänien. In letzterem Falle trat schon der Einfluß der unzulänglichen österreichisch-ungarischen Verkehrsmittel, die meist nur eingleisig waren (Siebenbürgen), auf die Führerentschlüsse sehr stark hervor. —

Aber der Ansatz der Kräfte hängt nicht nur vom Gelingen des Aufmarsches ab, vielmehr muß die Führung schon beim Ansatz weit voraus-denken und prüfen, ob bei dem gedachten Ansatz auch die Durchführbarkeit der Operation gewährleistet erscheint. Friedrich der Große sagte, ein guter Plan, selbst wenn er der eines Cäsars wäre, nutzt nichts, wenn er nicht durchführbar ist. —

Damit kommen wir zum Einfluß der Verkehrsmittel auf die Operationen selbst. Vorbedingungen für das Gelingen jeder Operation sind: Überraschung und höchste Beweglichkeit nicht nur bei Operationsbeginn, sondern bis zum siegreichen Ende. Hierbei muß auch eine dem Feinde zuzutrauende Beweglichkeit in Rechnung gestellt werden.

Um die Überraschung zu gewährleisten, ist also für den Aufmarsch ein Bahnnetz erwünscht, das es uns ermöglicht, selbst dann noch schneller zu handeln als der Gegner, wenn er unsere Absichten erkennen und Gegenmaßregeln treffen sollte. Die Erfahrung lehrt, daß selbst nach Gelingen der ersten Überraschung ein schweres Ringen um den Endsieg folgt. Dazu muß eine überlegene Beweglichkeit bei der Operationsdurchführung einsetzen, und diese ist von entscheidender Bedeutung. Beispiele hierfür sind: Die Westoperation 1914, Gorlice-Tarnow, Winterschlacht in Masuren, Serbien und Tolmein. —

Die Beweglichkeit wieder erfordert: daß wir imstande sind, die Überlegenheit der Zahl auch dann noch auf der nötigen Höhe zu halten, wenn der Feind frische Kräfte heranzieht, und daß wir die Kampfkraft dieser Zahl erhalten, also alle Truppen mit Verpflegung und Munition versehen. Hierin liegt meist die große Schwierigkeit, und so kommt die gestellte Aufgabe vorwiegend auf die Frage des Heeresnachschubes hinaus. Diese ist so alt, wie die Kriegsgeschichte selbst.

Friedrich der Große sagt in seinen Generalprinzipien 1754: „Wenn man eine große Armee aufbauen will, muß man mit dem Magen anfangen, denn er bildet die Grundlage." Dieses Wort hat noch heute volle Gültigkeit, nur dürfen wir das Wort Magen nicht auf die Verpflegung beschränken, müssen es vielmehr auf Munition und sonstigen Heeresbedarf, wozu in

Digitized by Google

Zukunft die Betriebsstoffe rechnen, erweitern. Napoleon I. hat die Bedeutung des Nachschubes in rauhester Wirklichkeit erfahren und ist vorwiegend an ihm gescheitert. Der große Moltke bezeichnet die Nachschubfrage als den kitzligsten Punkt der Operation, und unser großer Lehrer aus der Vorkriegszeit, Graf Schlieffen, gab dieser Frage greifbaren Ausdruck in den Worten: „Ein neuzeitliches Heer kann sich nur etwa 120 km von den Bahnendpunkten entfernen, dann tritt ein schleppender Verlauf, wenn nicht gar ein Stillstand ein." Freilich sind solche Zahlen nur Anhaltspunkte. Unter ungünstigen Verhältnissen, bei mangelndem Verständnis der Bearbeiter kann ein solcher Zeitpunkt schon früher eintreten, bei sorgsamster Vorbereitung aber das Maß von 120 km weit überschritten werden, und zwar, wenn bei guten Straßen und günstigem Wetter Kraftwagenkolonnen helfend eingreifen können. Bei zunehmender Verkraftung wird das noch leichter der Fall sein.

Im Herbst 1915 schrieb General von Falkenhayn an General von Conrad, daß diese Lehre Schlieffens sich im Kriege als richtig erwiesen habe. Eine Betrachtung aller sich weit erstreckenden Operationen bestätigt das. Am schärfsten tritt sie eigentlich im Feldzuge gegen Serbien hervor. Hier war unser Kräfteeinsatz vom 6. 10. 1915 an im Verhältnis zu den Serben so überlegen, 20 gegen 11 Divisionen, daß bei leidlich günstigen Verkehrsmitteln (Bahnen, Straßen, Brücken) dieser Feldzug in etwa vier Wochen mit der Vernichtung des serbischen Heeres hätte enden müssen. Das war aber nicht der Fall. So lesen wir im amtlichen Werk über den Weltkrieg, Bd. 9, S. 219 ff., schon am 10.: „Das Vorwärtskommen hatte unter der Nachschubschwierigkeit gelitten", am 13./14. 10.: „Die Nachschublage zwang zum Anhalten des Angriffes", so meldete General von Gallwitz am 15., daß ein Vorgehen infolge von Nachschubverhältnissen nicht einmal dann möglich wäre, wenn der Feind zurückginge, usw. Am 17. 11. heißt es, daß aus Nachschubgründen sogar eine erhebliche Schwächung der Kampffront habe Platz greifen müssen, daß ein Nachfolgen wegen der Nachschublage nicht möglich sei, und den rückblickenden Betrachtungen ist zu entnehmen, daß jede nennenswerte Verstärkung der Truppen in Mazedonien durch die Nachschubverhältnisse verhindert wurde, solange die Bahn nicht wiederhergestellt sei. Diese Proben aus Band 9 beleuchten die Abhängigkeit der Operationen im serbischen Feldzuge von den Verkehrsmitteln, und doch soll dieser Feldzug nicht als Beispiel für die Bedeutung des Einflusses der Verkehrsmittel auf die Operationen gewählt werden, weil auf diesem Kriegsschauplatze außergewöhnliche, für uns Deutsche eigentlich fernliegende Verhältnisse vorlagen. Sie haben einmal in dem zunächst brückenlosen 1000 m breiten Donaustrom, dann auch in der Eigenart des Landes ihre Ursache, zumal auch das Wetter bald nach Operationsbeginn schon eine schwerwiegende Rolle spielte.

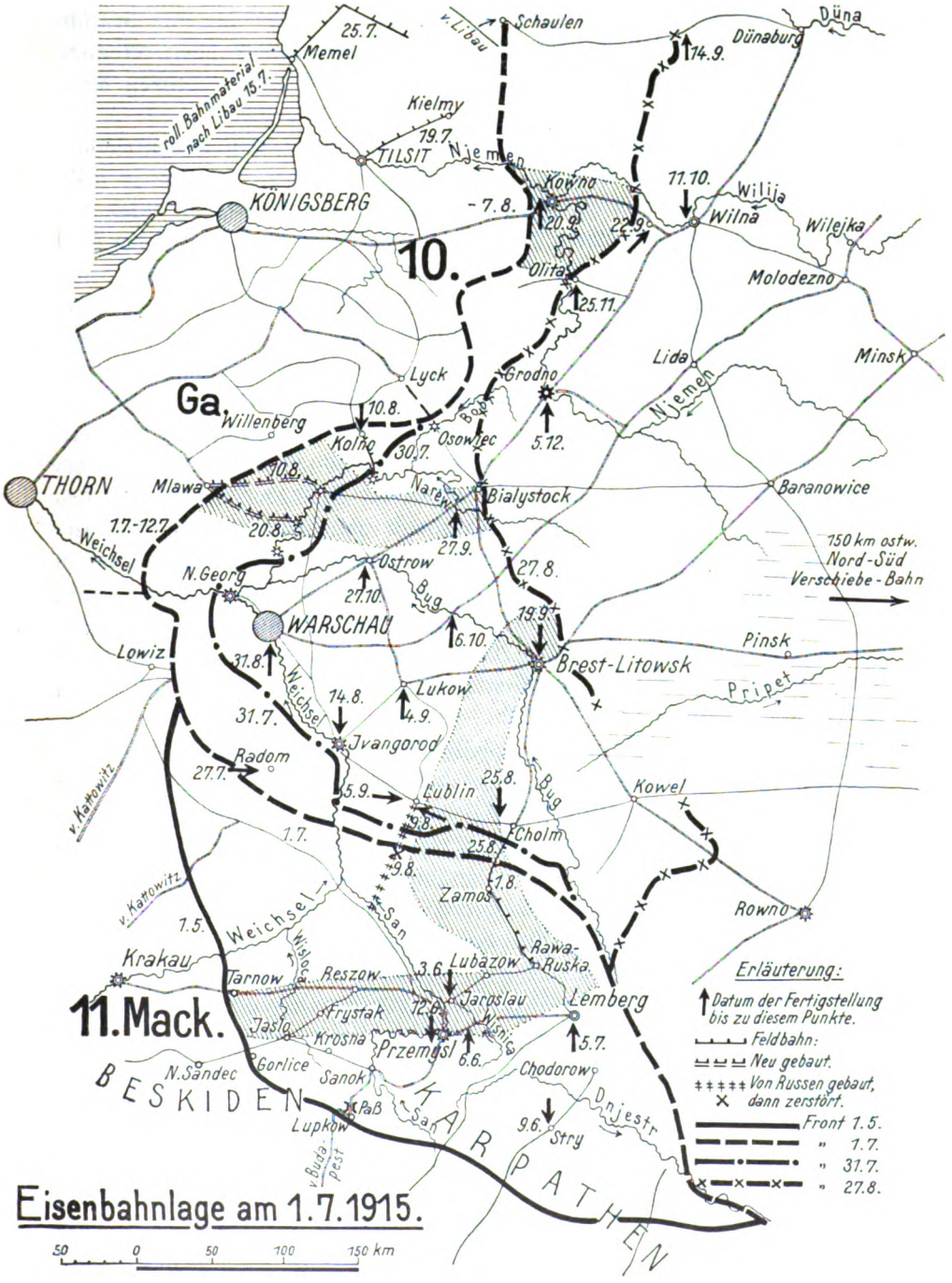
Digitized by Google

In rein operativer Beziehung trat, selbst für Laien verständlich, der Einfluß der Verkehrsmittel im Feldzuge in Polen 1914 in die Erscheinung, in dem Herumwerfen der 9. Armee von Ostpreußen nach Süd- und dann wieder nach Nordpolen. Hier bewahrheitete sich am Russen, nach den von Ludendorff veranlaßten nachhaltigen Zerstörungen, der von Schlieffen gelehrte zu erwartende Stillstand der Operationen, genau 120 km westlich der Weichsel (Bahnendpunkten), und nur auf dieser sicheren Erwartung konnte der Stoß aus der Linie Thorn—Gnesen gegen die russische Nordflanke mit Aussicht auf Erfolg aufgebaut werden. Hier kam uns das eigene vorzügliche Bahnnetz zugute.

Das lehrreichste Beispiel (nebenstehende Karte enthält die Ortsnamen) zur Erläuterung des Einflusses der Verkehrsmittel auf die Operationsführung in jeder Beziehung dürfte die große Ost-Offensive 1915 um so mehr bieten, als sie kriegsentscheidend werden konnte. Dem General von Conrad schwebte schon zu Beginn des Jahres 1915 eine entscheidungsuchende Operation durch beiderseitige Umfassung der Russen vor, die sogenannte große Zange, deren Spannung aber 650 km maß. General von Falkenhayn lehnte diesen Gedanken ab, weil er eine so weitgehende Umfassung von je 320 km der beiden Hebelarme in dem wege- und bahnlosen Gebiet nicht für durchführbar hielt. Es war dieses die Ansicht, die General von Falkenhayn, ein Kind des Ostens, sich nun einmal gebildet hatte, zumal ihm das Jahr 1812 Recht zu geben schien. In der Lage, die sich für Falkenhayn nun einmal ergeben hatte, nachdem er die sich ihm gebotene Gelegenheit, die Russen im November 1914 vernichtend zu schlagen, die ihm zeitweise selbst vorschwebte, hatte entgehen lassen, hatte er augenscheinlich insofern recht, als das österreichische Heer auf dem Ostflügel „völlig unzulängliche Verbindungen" hatte (7, 439): nur eine zweigleisige Bahn über Lemberg (siehe Skizze). So sagt das amtliche Werk für die Zeit vier Monate später, „es gebührt Falkenhayn das Verdienst, die Grenzen der Möglichkeit und des Erreichbaren klar erkannt zu haben" (7, 438). Und doch forderte das Schicksal schließlich von ihm eine Ostlösung: den Durchbruch von Gorlice-Tarnow am 2. 5. 1915. Das Ziel war, wie es nun einmal in Falkenhayns Denken über die Kriegsführung — Westentscheidung — lag, zunächst nur ein beschränktes: Hilfe für unsere Bundesgenossen, die Räumung der Karpaten durch die Russen bis Lupkower Paß, wobei er allerdings die Vernichtung der Russen gegenüber der 3. österreichischen Armee im Sinne hatte. Um dieses Ziel sicherer zu erreichen, sollte die 2. und 3. österreichische Armee einen Tritt rückwärts ausführen, um die Russen in das Gebirge hineinzuziehen und um so einen tieferen Stoß zu gewährleisten.

General von Falkenhayn prüfte zunächst die Bahnfrage für den Aufmarsch von vier Armeekorps. Er schrieb an General von Cramon (7, 353): „Große Schwierigkeit bereitet wahrscheinlich die geringe Leistung der österr.

Digitized by Google



Digitized by Google

Bahnen auf Tarnow und über Neu-Sandec. Immerhin wäre es mir lieb, bald von Ihnen einen Vorschlag zu erhalten, wie Sie sich eine deutsche Operation denken. Angaben über Leistungsfähigkeit der Bahnen, Möglichkeit, auf dortigen Wegen unsere Fahrzeuge zu gebrauchen, dürfen dabei nicht fehlen."

Der Antwort Cramons (7, 355) ist zu entnehmen, daß Bedenken hinsichtlich Aufmarsch von 8 Tage Dauer nicht bestanden, wohl aber weist Cramon darauf hin, daß die besetzten Bahnen die Russen in die Lage versetzten, Kräfte an die bedrohten Punkte zu werfen. Hier kommt also der Einfluß der beiderseitigen Verkehrsmittel klar zum Ausdruck.

Nachschubschwierigkeiten waren voraussichtlich selbst dann nicht zu erwarten, wenn es den überraschten Russen etwa gelang, im Zurückgehen die Bahnen zu zerstören, denn das gewählte Ziel führte die Armee Mackensens[2]) kaum über 120 km weit vom Ausgangspunkte der Operation hinaus. Was nach Erreichen dieses Zieles zu geschehen hätte, wurde nicht erörtert, war doch die Entwicklung an den anderen Fronten, namentlich angesichts des Eintritts Italiens in den Krieg, noch in der Schwebe. So lag also das Ziel innerhalb des Raumes, wo mit einem schleppenden Operationsverlaufe, geschweige denn einem Stillstande einstweilen noch nicht gerechnet zu werden brauchte. Das erste größere Hindernis war die Wisloca 45, dann der San, etwa 130 km entfernt. Bis dorthin mochte man kommen, dann war man immer noch in der Lage, das Ziel weiter zu stecken. Ein Umstand spielte jedenfalls vorläufig keine Rolle: Das Umnageln der Bahnen wegen anderer Spurweite.

Bis zum 13. Mai war die russische Front rund 100 km tief durchstoßen. Und schon jetzt heißt es, „es bestätigte sich die Erfahrung, daß der Nachschub an Munition und Verpflegung erheblichen Schwierigkeiten begegnet, sobald man sich weiter von der Bahn entfernt". Eine Entfernung von 150 km von den Bahnendpunkten mußte durch pferdebespannte Kolonnen überwunden werden. General von Falkenhayn wies daher auch das A. O. K. 11 schon vor Erreichen des San darauf hin, daß die Nachschubfrage zu klären sei (7, 428), und mit den Worten: „ihre Regelung war unerläßliche Vorbedingung für die Fortführung der Offensive über den San hinaus", bringt das amtliche Werk den Einfluß der Verkehrsmittel auf die Fortführungsmöglichkeit der Operation zum Ausdruck.

Am 12. Mai bestand kein Zweifel, daß die Gunst der Lage die Fortführung der Operation erforderte. Als nächstes Ziel wurde „Erreichung des San—Wisnica—Dnjester-Abschnittes" bezeichnet (8, 140). Da man aus aufgefangenen Nachrichten wußte, daß der Russe hier starken Widerstand leisten würde, war mit einem vorübergehenden Stillstande zu rechnen, der

[2]) Die Vormarschstreifen Mackensens, Gallwitz und 10. Armee sind in der Skizze leicht schattiert.

Digitized by Google

der Wiederherstellung der Verkehrsmittel zugute kam. Das A. O. K. 11 erkannte, „daß der früheste Tag, wo der Sturm gegen die neue russische Linie beginnen konnte, mit Rücksicht auf den Nachschub der 17. Mai sei" (8, 141). Gewiß war eine solche Verschiebung des Angriffes für Erkundungen und Ruhe der Truppen günstig, aber die Zeit kam auch dem Russen zugute!

Er konnte jetzt vermöge seiner günstigeren Verkehrsmittel frische Kräfte heranführen, so daß er schon am 18. 5. zu starkem Gegenangriff schritt. Und doch wurden schon am 18. rückgängige Bewegungen erkannt. Auf einen Hinweis Falkenhayns, unverzüglich zu verfolgen, konnte das A. O. K. 11 nur antworten (8, 159), daß vor weiterer größerer Offensive die Neuregelung des Nachschubes nötig sei, was bei den schwierigen Wegeverhältnissen und der Entfernung der Bahnendpunkte Frystack und Krosna (60 km) einige Tage in Anspruch nehmen würde! So trat dann, übrigens auch infolge der Schlachten von Przemysl (21. bis 27. 5.) und Jaroslau (28. 5. bis 3. 6.) ein Stillstand ein, der naturgemäß der Besserung der Verkehrsmittel zugute kam.

Die Schlachtenergebnisse und die Wiedergewinnung der österreichischen Festung Przemysl „schienen ein günstiges Vorzeichen für aussichtsreiche Fortsetzung der Operationen, trotz dem inzwischen erfolgten Eintritt Italiens in den Krieg". Daher wurden nun vom 2. 6. an 4½ frische Divisionen mit schwerer Artillerie herangeführt (8, 202). Es war ein Glück, daß die inzwischen verbesserten Verkehrsmittel ihre Heranführung gestatteten, sonst wäre die Offensive zum Stillstand gekommen.

Immer mehr trat aber doch jetzt die Tatsache hervor, daß der Russe uns in den Verkehrsmitteln überlegen war. Band 8, S. 217, heißt es: „Hinter dieser räumlich tief gegliederten Abwehrzone bildete die Bahn Chodorow —Lemberg—Rawa-Ruska eine günstige Querverbindung, während 6 Bahnlinien von ihr aus als Zubringerlinien zu diesen neuen Kampffronten dienten. Erheblich ungünstiger war die Bahnlage auf seiten der Verbündeten. In den Raum der 3 Angriffsarmeen Mackensens führten nur die Bahnen über Sanok, auf der in den nächsten Tagen Transporte bis Przemysl möglich wurden, und über Reszow, die vom 3. 6. ab bis Jaroslau fertiggestellt war. Auf dieser letzteren Bahn mußte der Antransport der Verstärkungen für die 11. Armee und der Nachschub der Heeresbedürfnisse durchgeführt werden."

Die Durchbruchsschlacht von Lubazow vom 12. bis 15. 6. und die anschließende Verfolgung bis 22. 6. bildete den nächsten Abschnitt dieser Operation. Der Rückschau (8, 236) ist zu entnehmen, daß der durchschnittliche Raumgewinn dieser sieben Wochen nur etwa 5 km je Tag beträgt. Sind hierin auch starke Kämpfe einbegriffen, so tritt doch, wie der General von Falkenhayn hervorhebt, ein schleppender Operationsverlauf klar hervor. Und dieser wäre bei der Güte gerade der Truppen der 11. Armee

Digitized by Google

sicher nicht so in Erscheinung getreten, wenn unsere Verkehrsmittel befähigt gewesen wären, den Armeen dauernd und gleichmäßig frische Truppen und reichliche Munition zuzuführen, wie es die Bahnverhältnisse auf russischer Seite gestatteten.

Nachdem das A. O. K. 11 schon am 15. 6. vorgeschlagen hatte, demnächst die Verfolgung durch die 11. Armee in nördlicher, durch die österreichische 2. Armee in ostwärtiger Richtung fortzuführen, wurde die Verfolgung weitergeführt. Am 29. zogen sich die Russen nach Osten hinter den Bug, nach Norden auf Zamos zurück. „Damit hatte die am 2. 5. begonnene Offensive ihre Krönung im Durchbruche durch die feindliche Heeresfront erhalten" (255). Auf die besondere Bedeutung der Bahnen bei der künftigen Operation auf der inneren Linie wurde die österreichische O. H. L. hingewiesen.

Bei der weiteren Operationsdurchführung erfolgen immer wieder Hinweise über die Bedeutung des Ausbaues der Bahnen, ohne welche die nun folgende „entscheidungsuchende Offensive" (256) unmöglich gewesen wäre. Zu diesem Zweck wurde „die baldige Ausgestaltung der Verbindungen Przemysl—Lemberg—Rawa-Ruska und Jaroslau—Rawa-Ruska gefordert und unmittelbares Folgen des Betriebes hinter den Armeeanfängen". Bahnendpunkte waren zu dieser Zeit — 26. 6. — Mosciska und Lubazow, 75 und knapp 50 km hinter der Front.

Nun war der Zeitpunkt gekommen, wo die Oberostfront zur Erzielung eines „entscheidenden" Erfolges mitwirken sollte. Für den General von Falkenhayn, der inzwischen eine erhebliche Schwächung der Westfront vorgenommen hatte, drängte — ob mit Recht oder Unrecht spielt hier keine Rolle — sowohl im Hinblick auf die Westfront wie auch auf die Balkanfrage die Zeit (343). Er erstrebte daher einen schnellen Erfolg, und einen solchen sah er im unmittelbaren Zusammenwirken zwischen den Armeen Mackensens und Gallwitz' mit den äußeren Flügeln etwa Richtung Brest-Litowsk. Er glaubte dieses Ziel zu erreichen, wenn die Gruppe Gallwitz so stark wie möglich gemacht wurde, wie er später ausdrückte, etwa sechs Divisionen stärker als sie war.

Anders dachten die Ostführer Hindenburg-Ludendorff. Als tiefste Ursache des Gedankens Ludendorffs, den Feldmarschall von Hindenburg am 2. 7. in Posen dem Kaiser vortrug, Angriff auf Kowno mit anschließender Offensive Richtung Wilna, darf, wenn es in der Ludendorffschen Denkschrift auch nicht ausgesprochen war, angenommen werden, daß man dem Russen seine rückwärtigen Verbindungen, die Bahnen, rauben wollte, um ihm die Beweglichkeit zu nehmen, die er für Umgruppierungen und zur Versorgung seiner 68 Divisionen vor der Heeresfront, von der Front Mackensens bis Oberost, etwa Bialystok, gerechnet, notwendig gebrauchte. Das findet einen Ausdruck in einem Briefe Hindenburgs an seinen Kaiserlichen Herrn vom 26. 7. „Der Russe muß viel empfindlicher getroffen werden. Dies kann nur

Digitized by Google

erreicht werden ... durch Offensive der 10. und Njemen-Armee gegen die russischen Verbindungen." Ein gleiches vermerkt Groener unter dem 31. 7.: „große Operation gegen die rückwärtigen Verbindungen". —

Es ist schwerlich anzunehmen, daß ein Mann von solchen Fähigkeiten, wie sie General von Falkenhayn besaß, kein Verständnis für diese entscheidende Frage gehabt haben sollte. Immer wieder schrieb er, wenn er ablehnte, Worte wie „zu meinem Bedauern" (317), und am 21. 7. drückt Falkenhayn in einem Briefe an Oberost (318) aus, daß, sobald sichere Anzeichen für einen Zusammenbruch oder Nachgeben zwischen Weichsel und Bug erkennbar werden, starke Kräfte der Narewgruppe an den Njemen geworfen werden ... Hier fügt er aber auch schon die Worte hinzu: „Voraussetzung sei nur beschleunigter Ausbau von Bahnlinien von der ostpreußischen Grenze ...". Und am 24. 7.: „Eine Verstärkung der 10. Armee ist leider noch nicht durchführbar", und hier, also schon zwei Tage vor Hindenburgs Brief an den Kaiser, sagt er klar: „Von hoher Bedeutung für die Gesamtoperation wird es sein, wenn von der Njemen-Armee zum wenigsten starke Kavallerie gegen die russischen rückwärtigen Verbindungen in die Gegend von Wilna bald vorgeht" (320). Wir mögen es rückblickend für höchst bedauerlich halten, daß dieser echt Schlieffensche Gedanke, dem Gegner seine rückwärtigen Verbindungen zu rauben, von Falkenhayn nicht von Anfang an genügend unterstützt worden ist. Die Erklärung finden wir, wie es Seite 343 heißt, „in dem Wunsche Falkenhayns, die Offensive auf dem östlichen Schauplatze in absehbarer Zeit zum Abschluß zu bringen", und dazu gehörten Bahnen, und diese Möglichkeit sah er nach allen Erfahrungen hinsichtlich Nachschub und Verkehrsmittel bei der russischen Bahnüberlegenheit und den Bahnzerstörungen offenbar nicht.

In der beigefügten Skizze ist der Verlauf der beiderseitigen Fronten am 1. 7. dargestellt. Unschwer erkennen wir die gewaltige Bahnüberlegenheit auf russischer Seite, wie wir sie bisher nur einmal beim Gegner erlebt hatten: in der Marneoperation. In dieser verfügten wir aber wenigstens über ein glänzendes Wegenetz und fast alle damals vorhandenen Kraftwagenkolonnen. Rechnet man noch die erfahrungsmäßig großen Bahnzerstörungen dazu, so erklärt es sich, daß Falkenhayn immer wieder von dem „bahnlosen Zustande bei uns" spricht, und am 14. 8. gibt er seiner Auffassung Ausdruck (8, 348): „Es fehlen alle Grundbedingungen hierfür (für eine Vernichtung der Russen), denn man kann einen der Zahl nach weit überlegenen Gegner nicht zu vernichten streben, der über vorzügliche Verbindungen, beliebige Zeit und unumschränkten Raum verfügt, während man selber in eisenbahnlosem, wegearmem Gelände mit enger Zeitbegrenzung ... zu operieren gezwungen ist." Ähnliche Gedanken finden wir in seinem Buche „Oberste Heeresleitung 1914—1916", S. 97, vom 2. 7., und S. 124, v. 4. 10. Auf den ersten Blick könnte es scheinen, daß General

Digitized by Google

von Falkenhayn Recht hatte, als er die Operation Ludendorffs verwarf. Leider haben wir keinen Anhalt dafür, ob die Generale von Falkenhayn und Ludendorff untereinander in eine nähere Prüfung gerade der Eisenbahnfrage eingetreten sind, auch nicht darüber, wie im Stabe Oberost die Bahnfrage beurteilt wurde. Offenbar war ersteres nicht der Fall, denn sonst wäre uns das zweifellos übermittelt worden. Eins ist sicher, auch der Feld-Eisenbahnchef dachte anders wie Falkenhayn, heißt es doch in dem Auszuge aus Groeners Tagebuch „Unterredung mit Wild. Wir sind in wenigen Minuten einig über eine Offensive bei der 10. Armee." Diese Notiz ist allerdings erst vom 28. 7. Aber auch hier gibt das amtliche Werk keine Anhaltspunkte dafür, inwieweit der Feld-Eisenbahnchef die Frage *vorausschauend* geprüft hat.

Jedenfalls stehen wir hier vor dem Problem, dem *Kampfe eines an Bahnen Reichen und eines an Bahnen Armen!* Bei dem hervorstechenden Organisationstalent Ludendorffs können wir als sicher annahmen, daß er hier die organisatorische Aushilfe zur Überwindung dieses Zustandes darin gefunden hätte, den unbeweglichen Korps im Westen soviel Kolonnen zu nehmen, daß die Ostdivisionen mit einer doppelten Anzahl ausgestattet wurden, wie es zeitweise in Serbien der Fall war. Es wurde also hier auf das einfachste, uralte Verkehrsmittel, den gewöhnlichen pferdebespannten Wagen, zurückgegriffen. Das war um so eher möglich, solange die Jahreszeit noch gut war. Zögerte man, um so mehr lag die Gefahr vor, daß das Wetter eine solche organisatorische Aushilfe, hier kann man fast sagen strategische Aushilfe, unwirksam machte. Freilich, Vorbedingung war, daß Falkenhayn, der ja die Verantwortung ganz allein trug und sie niemals abzuschieben gewillt war (Brief vom 24. 8. an Hindenburg), erkannt hatte, daß bei schnellem Handeln und sorgsamer Vorbereitung der Operation, namentlich des Trosses, unter schnellem Einsatz der Eisenbahn- und Bautruppen die *wirksamste* Entscheidung nur zu erreichen war im Angriff auf die Bahnen über Wilna—Molodezno bis Minsk.

Offenbar hat aber bei Falkenhayn, unausgesprochen, noch die bereits erwähnte Wirkung der Verkehrsmittel mitgesprochen, wonach die Russen, vermöge ihrer Bahnen, stets in der Lage waren, an entscheidende Stellen überlegene Truppen und überlegene Munition heranzufahren und letztere in Massen niederzulegen, während bei uns ein gewisser Mangel an Munition immer wieder verzeichnet wird. Bei der Gruppe Gallwitz schon am 15. 7., weiter am 18. 7. und besonders bei einem russischen Großangriff unter Einsatz starker Munitionsmassen am 26. 7. usw. „Der Bahnbau hatte mit der Operation trotz ihrer Langsamkeit nicht Schritt halten können" (8, 359). Aus solchen Erwägungen heraus mag General von Falkenhayn es auch für nötig befunden haben, der Armee Mackensens, obwohl dort die Bahnfrage außerordentlich schwierig war, immer wieder frische Kräfte zuzuführen, um

Digitized by Google

keinesfalls einen Rückschlag zu erleben, der bei uns wohl weniger als bei unserem Verbündeten, wie leider mehrfach schon, denkbar war. So mußte er die an sich schon stark belasteten Bahnen bei der Armee Mackensens noch mehr in Anspruch nehmen, wodurch nun wieder Munitions- und Verpflegungszufuhr zu kurz kamen und damit der Nachschub erschwert und die Operation verlangsamt wurde. Das gleiche wird für die Armee Gallwitz erwähnt (8, 373). Falkenhayn sah nun einmal, in Übereinstimmung mit General von Conrad und dem A. O. K. 11, die Entscheidung zunächst bei der 11. Armee. Ludendorff erwähnt das übrigens auch. Einen solchen Rückschlag zu vermeiden, war ja auch der Gedanke, durch Angriff von Norden her eine „baldigste Entlastung" der Armee Mackensens herbeizuführen. So erklärt es sich auch, daß von den 73 Baukompanien im Osten 61 bei der Armee Mackensens verwendet wurden. Es hätte eines Genies bedurft, und zwar an der die Gesamtverantwortung tragenden Stelle, um durch Zupacken über Kowno—Wilna unseren unterlegenen Zustand, die Abhängigkeit von den Verkehrsmitteln, die der Russe zudem noch zerstörte, dadurch in das Gegenteil zu verwandeln, daß wir im Oberostsinne dem Russen diese Überlegenheit nahmen. Das wäre ein so kühner Entschluß gewesen, wie er im ganzen Kriege nicht wieder vorkam. Und daß er nicht gefaßt wurde, scheint seinen tiefsten Grund eben in der Ungleichheit der Verkehrsmittel auf beiden Seiten gehabt zu haben. So haben wir hier den in die Augen fallendsten Beweis für die Bedeutung der Verkehrsmittel für Operationen überhaupt. Diese Betrachtung zeigt auch deutlich, daß wir trotz allen Siegen doch in einer gewissen Abhängigkeit vom Russen waren, der russischen Bahn-, daher auch unter Umständen Truppen- und Munitionsüberlegenheit.

Die Offensive der Armeen Mackensen und Gallwitz, wie die der neben diesen vorgehenden Armeen, litten, wie aus mindestens 30 Stellen des 8. Bandes hervorgeht, schwer unter Nachschubmangel, und so erkannte Falkenhayn, daß, wenn überhaupt noch eine Möglichkeit gegeben sei, die Russen schwer zu schlagen, der Angriff auf Kowno und weiter auf Wilna—Minsk die einzigste Hoffnung sei. Hier war eine Entfernung von 280 km zu überwinden, und es war zu erwarten, daß auch hier infolge Zerstörung aller Njemenbrücken die Verkehrsmittel einen überragenden Einfluß auf alle Führerentschlüsse und die Durchführung der Operationen gewinnen würden.

General von Gallwitz hat in seinen Erinnerungen rückblickend geschrieben, daß eine kriegsentscheidende Wirkung im Hinblick auf die Erfahrungen aller bisherigen Operationen nicht mit der Sicherheit zu erwarten gewesen wäre, wie es in der Literatur meist angenommen wird[3]).

[3]) M. W. Bl. 1936 Nr. 28.

Digitized by Google

Diese Frage ist in der Literatur mehrfach behandelt worden[4]). Darüber, daß ohne zeitraubende Vorbereitungen hier ein Aufmarsch auch erheblicher Kräfte in kurzer Zeit bewältigt werden konnte, besteht nirgends ein Zweifel. Hinsichtlich der Durchführung der Operation gehen die Ansichten auseinander. Ein Teil steht auf dem Standpunkte, daß ihre Durchführung im Juni/Juli 1915 nicht aus dem Stegreif hätte bewältigt werden können, sondern vorausschauend im Winter 1914/15 vorbereitet werden mußte. Ein anderer Teil hält die Durchführung für gewährleistet bei rechtzeitiger Bereithaltung starker Bautruppen und ausreichenden Baumaterials, um mit dem Nachschub dem Angriff unmittelbar folgen zu können. Von diesen wird darauf hingewiesen, daß es 1915 schon in den ersten Septembertagen gelungen sei, auf einer innerhalb fünf Tagen erbauten Notbrücke bei Kowno rollendes Material zur Einrichtung eines Pendelbetriebes überzusetzen. Man hätte bei richtiger Organisation unter diesen Verhältnissen über die Schwierigkeit des Nachschubes zunächst hinüberkommen können. Nach Erreichen von Wilna habe die Wiederherstellung der anschließenden Schienenwege wahrscheinlich keine großen Schwierigkeiten mehr geboten, da bedeutende Kunstbauten an diesen Strecken fehlten.

Betrachten wir unsere Skizze, so erkennen wir unschwer, daß die Bahn Kowno—Wilna—Molodezno dauernd an der Wilija entlangläuft, also wahrscheinlich keine großen Schwierigkeiten zu erwarten waren, nachdem der Njemen überschritten war. Ungleich schwieriger erscheint der Angriff über den Narew mit seinen Befestigungen und später auch über den Bug. Dazu traten die kürzeren Wege, die die Russen im letzteren Falle zur Abwehr zu machen hatten, mit dem engmaschigen Bahnnetz. Nur auf Erwägungen solcher Art, also auf die Einschätzung der mutmaßlichen Verhältnisse in der Zukunft, konnte der Entschluß aufgebaut werden, also auf die operative Mitwirkung der Verkehrsmittel bei der dem taktischen Erfolge folgenden Operation.

Welchen Eindruck der Einfluß der Bahnfrage aber auch auf Ludendorff machte, ersehen wir daraus, daß sogar er vorübergehend erwog, ob man sich nicht mit einem Stoß über Olita—Orany—Lida begnügen sollte. Die Abhängigkeit von den Bahnen drückt aber auch eine Meldung des A. O. K. 10 später vom 2. 9. aus: „Ich beabsichtige, etwa am 8. oder 9. 9., je nach dem Gange der Transportbewegung . . . anzugreifen, um östlich Wilna herum zu umfassen."

In der verspätet angeordneten Wilnaoperation war es der unermüdlichen Tätigkeit der Bautruppen gelungen, nachdem schon bald nach der Einnahme von Kowno der Nachschub durch Pendelbetrieb gesichert war, bis zum 22. 9. einen durchgehenden Verkehr bis 15 km westlich Wilna herzustellen. Aber inzwischen waren unsere Truppen schon bis Wilejka und

[4]) M. W. Bl. 1936 Nr. 35; 1935 Nr. 6.

Digitized by Google

Dohinow, 120 bzw. 150 km vom Bahnendpunkt, vorgedrungen. Hier befand man sich unmittelbar nach der Ernte in einem Gebiete, das vom Kriege bisher unberührt war. Dazu kam, „daß die Aufgabe mehr durch die Marschleistungen als durch Kämpfe zu lösen war" (8, 530). Weiter südlich dagegen, bei der 8. und 12. Armee, endeten die Bahnen bei Olita und Grodno, 150 km entfernt. Da hier auch zahlreiche Brücken zerstört waren, waren die Schwierigkeiten erheblich größer. „Die Unterernährung der Pferde war bedenklich." Es konnte also bald der Zeitpunkt eintreten, wo allem Wollen der Führer und der Truppe eine unübersteigbare Schranke gesetzt wurde.

Werfen wir einen Blick auf die Zustände und Operationen bei diesen Armeen, wie sie sich 1915 abspielten, so können wir uns ein ungefähres Urteil darüber bilden, ob und inwieweit der von Ludendorff vertretene Gedanke Aussicht hatte, zu gelingen. Ein Vergleich zeigt zunächst, daß der Stoß im Ludendorffschen Sinne mindestens drei Wochen früher begonnen werden konnte. Kowno konnte statt am 18. 8. etwa schon am 24. 7., spätestens am 28. 7. in deutscher Hand sein. Bei sofortiger Inangriffnahme der Brücken- und Tunnelzerstörungen konnte die Wilnaoperation etwa schon am 5. 8. beginnen, also auch nach der Ernte. Nach menschlichem Ermessen waren die Russen wahrscheinlich noch nicht in der Lage, aus dem Stoße gegen Kowno zu erkennen, daß hier „fernab der Hauptentscheidung", wie Ludendorff sagt, ein entscheidender Stoß beabsichtigt sei. Viel näher lag für sie der Gedanke einer Entlastungsoffensive, zumal der russische Generalstab das Gebiet nördlich der Linie Kowno—Dünaburg als „eisenbahnlos und für Operationen ungeeignet" bezeichnet hatte. Aber selbst das Gegenteil vorausgesetzt, wäre unsere Aufgabe einstweilen erheblich schwächeren Kräften gegenüber zu lösen gewesen als später, da es sich, wie das amtliche Werk sagt, nicht um Kämpfe wie später handelte, sondern nur um einen tiefen Stoß gegen das russische Bahnnetz. So sprechen alle Überlegungen dafür, daß ein entscheidender Stoß, der mit weit vorgetriebenen Kräften (fünf Kavallerie-Divisionen) bis Minsk führen konnte, Aussichten hatte, zu gelingen. Dabei müssen wir uns die Korps mit doppelten Kolonnen namentlich an Munition ausgerüstet denken.

Die Bedeutung des Schiffes als Transportmittel liegt ohne weiteres auf der Hand, wenn wir an seine Verwendung zur Überführung der Engländer und Amerikaner nach Frankreich, aber auch an unsere Truppen nach Ösel denken. — Im kleinen wurden Binnenschiffe beim Donauübergange verwendet. So wurde die fast 20 km nördlich Belgrad verladene österr.-ung. 59. Division am 7. 10. 1915 donauabwärts gefahren, um Belgrad zu nehmen. Hierdurch wurde es erst möglich, die Donau von Minen zu säubern und Brücken herzustellen, um unsere 11. Armee in die Lage zu versetzen, die Operationen südlich der Donau aufzunehmen. Erinnert sei auch

Digitized by Google

an die Mitwirkung von Truppen der Festung Königsberg in der Schlacht an den masurischen Seen, die über das Haff gesetzt wurden (2, 294). In Zukunft können vielleicht auch Schnellboote bei Flußübergängen und bei Kämpfen in Seengebieten bei taktischen Entscheidungen mitwirken.

Die Kraftwagenkolonnen waren das bei weitem beste Hilfsmittel zur Überbrückung von bahnlosen Räumen vom Bahnendpunkt bis zur Truppe. In der Voraussicht, daß das belgische Bahnnetz zerstört sein würde, hatte daher auch Generaloberst von Moltke dem rechten Heeresflügel alle damals verfügbaren Kraftwagenkolonnen zugeteilt. Insbesondere in der Marneschlacht, wo wir 120 bis 150 km vom Bahnendpunkt entfernt waren, haben diese am 8. und 9. 9. fast ausschließlich unter Ausschaltung der am 9. vormittags schon im Abmarsche nach Nordosten befindlichen Korpskolonnen der 1. Armee deren Versorgung unmittelbar von der Etappe zu den Korps gewährleistet („Rückwärtige Verbindungen der 1. Armee", von Oberst a. D. Jochim).

In Notzeiten, in den großen Materialschlachten, wie sie erstmalig in großem Umfange in der Sommeschlacht eintraten, haben Kraftwagenkolonnen den Truppenwechsel und die Munitionsversorgung zur Front selbst sichergestellt. Sie wurden damit die Träger zur Festigung der Fronten.

Die pferdebespannten Kolonnen waren auf die Überbrückung eines bahnlosen Raumes von 120 km zugeschnitten. Entfernte sich die Truppe über dieses Maß hinaus, so mußten, wie in Serbien, Kolonnen überplanmäßig zugeteilt werden.

Das Luftschiff wurde — ebenso wie U-Boot „Deutschland" — zum Transport von Materialien nach Ostafrika bzw. Amerika verwendet und konnte unter Umständen von weittragender Bedeutung werden. — Das Flugzeug ist, soweit amtliches Quellenmaterial bis jetzt vorliegt, zu Transportzwecken auf deutscher Seite nicht verwendet worden. Immerhin wäre der Transport von Sprengpatrouillen hinter die feindliche Westfront denkbar und dann von Bedeutung gewesen. — Auf französischer Seite haben durch Flugzeuge abgesetzte Sprengkommandos, die sich später in der eigenen Bevölkerung versteckt halten konnten, schon während der Sommeschlacht Verwendung gefunden, aber dank deutscher Überwachung nichts Wesentliches ausgerichtet. Hingegen haben unsere Gegner im Westen eine nicht gering zu veranschlagende Hilfe darin gehabt, daß es ihnen gelang, Brieftauben an Fallschirmen aus Flugzeugen abzuwerfen, die es der französischen Bevölkerung hinter unserer Westfront ermöglichten, Nachrichten über unsere Truppenbewegungen an die französische Heeresleitung zu übermitteln.

Aus vorstehenden Schilderungen ergibt sich der ungeheure, ja, man kann sagen bis zur Kriegsentscheidung rei-

Digitized by Google

chende Einfluß der Verkehrsmittel, namentlich der Bahnen! Für unsere Feinde der Schiffe. Wollen wir Lehren ziehen, so müssen wir klar unterscheiden:

a) zwischen dem Einfluß der Verkehrsmittel, die wir für Ansatz und Durchführung der Operationen selbst schon in der Hand haben, wie im Feldzuge in Nord- und Südpolen, und

b) denjenigen, die wir erst erkämpfen müssen und deren Wert für die Durchführung der Operationen wir nur schätzen können. Dies ist bei fast allen Angriffsoperationen der Fall, und hier können sich die Gedanken des Generals von Clausewitz bewahrheiten: „Oft hängt alles an dem seidenen Faden der Einbildung. Es kommt alles darauf an, den Kulminationspunkt mit einem feinen Takt des Urteils herauszufühlen", und „man muß den Punkt erkennen, bis zu welchem unser Übergewicht reicht, um nicht über diesen hinauszugehen und anstatt neuer Vorteile Schande zu ernten". —

Wie der Feldherr eine Verkehrslage in der Zukunft einzuschätzen hat, dafür gibt es keine Regel. Auch nicht dafür, ob er sich beraten lassen soll? Aber er wird auch hier „eines guten Beraters nicht entbehren können". Wir wissen leider nicht, ob General von Falkenhayn sich durch General Ludendorff oder den Feldeisenbahnchef hat beraten lassen. Vielleicht hätte er sich dann doch, nach einem Hinweis, daß es bis Minsk hin keine größeren Kunstbauten gäbe, zu dem großen Oberostgedanken bekannt.

Können wir also feststellen, daß die Operationsdurchführung in starkem Maße von den Verkehrsmitteln abhängt, so ergibt sich daraus, wie bedeutungsvoll es ist, weitgehende Operationen sorgsam vorzubereiten und weit vorauszuschauen. — Aber wir müssen uns hüten, uns von solchen Sorgen gar zu abhängig zu machen. Das können wir an einem Hergange ermessen, wie ihn uns Band 8, S. 495, schildert: Das A. O. K. 12 hielt am 28. 8. einen mehrtägigen Halt wegen der Nachschubschwierigkeiten für erforderlich, während Ludendorff auf Fortsetzung des Vormarsches zum mindesten mit Teilen bestand. Und tatsächlich erreichten nun auch die vordersten Truppen am 1. 9. den Swiloczabschnitt. Man hatte also fast noch 40 km Raum gewonnen! — So ergibt sich auch hier, wie bei allen neuzeitlichen Kampf- und Hilfsmitteln, daß nur vollkommene Vertrautheit mit ihnen, Sinn für Aushilfen der Verkehrsmittel untereinander, und schließlich als Wichtigstes ein starker Wille manche der sich auftürmenden Schwierigkeiten überwinden kann. — Diese Forderung wird in Zukunft ungeheuer steigen, wo Bahnen, Kunstbauten, fahrende Züge, Schiffe, Straßen und alle Verkehrsmittel starker Fliegerwirkung unterliegen werden.

Digitized by Google

Japans Feldzug in China.

Vom Fall Nankings bis zum Hoang-ho-Ausbruch.

* * *

Chinesischer Kleinkrieg.

Der Fall von Nanking bewies Tschiangkaischek, daß seine europäischen Ratgeber recht gehabt hatten, als sie vor Großschlachten gewarnt und eine hinhaltende Kriegführung empfohlen hatten. War auch der Krieg keineswegs verloren, so trat doch nach den schweren, ergebnislosen Opfern eine unverkennbare Minderung des Ansehens und der Befehlsgewalt des Oberkommandierenden ein. In der Zentralregierung und der Heeresleitung wurden wichtige Posten umbesetzt. Tschiangkaischek legte die politische Führung nieder, um sich auf den militärischen Oberbefehl zu beschränken, Pai Tschung-hsi wurde sein Stabschef, während sein vertrautester Mitarbeiter, Li Tsung-jen, die Führung der Mittelfront übernahm. Tschiangs Gattin trat von der Führung der Luftstreitkräfte zurück, die sodann mit russischer Hilfe von Grund auf erneuert wurden. Von großer politischer Bedeutung war die Berufung des roten Führers Tschou-Enlei zum „Minister für die Massenerhebung". Der kommunistische Einfluß auf die Staatsführung wurde dadurch in entscheidender Weise erweitert.

Auch auf militärischem Gebiet nutzten die Roten den Mißerfolg Tschiangkaischeks rücksichtslos zum Ausbau ihres Machtbereiches aus. Sie erpreßten das Recht, ein Drittel der Kommandostellen, vor allem die in Nordchina, zu besetzen und den Krieg in ihrem Bereich nach den Grundsätzen der roten Strategie zu führen, das heißt, einen schonungslosen Kleinkrieg zu entfesseln, Stellungskämpfen aber möglichst aus dem Wege zu gehen.

Unter Verzicht auf die entscheidungsuchende Verteidigung befestigter Abschnitte wichen die chinesischen Heeresgruppen vor dem Andringen der waffen- und führungstechnisch überlegenen japanischen Angreifer immer tiefer in die Weiten ihres Landes zurück und zwangen sie dadurch, die Nachschublinien bis zum äußersten zu überspannen. Dann brachen überraschend bewegliche Stoßgruppen flankierend in das den Japanern überlassene Hinterland vor, um die rückwärtigen Verbindungen zu unterbrechen und zu zerstören. Hand in Hand mit diesen größeren Unternehmungen ging ein unaufhörlicher Bandenkrieg roter Partisane, die im besetzten Gebiet zurückgeblieben waren und den Verkehr, die Unterkünfte und Nachschublager durch zahllose Handstreiche dauernd bedrohten.

Es handelte sich dabei nicht um Volkserhebungen oder Stegreifmaßnahmen, deren die Japaner dank überlegener Bewaffnung und Führung

Digitized by Google

trotz der beschränkten Stärke ihrer Verbände leicht hätten Herr werden können. Vielmehr bestand in diesen Kämpfen zum erstenmal die Kleinkriegsstrategie der Roten Armee ihre Feuerprobe gegenüber einem neuzeitlich ausgerüsteten und gut geführten Gegner. Die roten Partisane waren in den jahrelangen Kämpfen gegen Tschiangkaischek und die Truppen der Zentralregierung an die Kampfform des Bandenkrieges bestens gewöhnt, sie arbeiteten in bestimmten Abschnitten, deren Geländevorteile sie wohl kannten und aufs geschickteste zu nützen wußten. Zudem hatten sie die Bevölkerung durch ihren Terror schon derart willfährig gemacht, daß sie jede Unterstützung erzwingen konnten. Wurde in bestimmten Städten und Landstrichen der japanische Besatzungsdruck zu groß und die Überwachung zu scharf, so verschwanden die geschulten Partisane als Kulis und Landarbeiter spurlos in den Millionenmassen der Bevölkerung, um sofort nach Nachlassen des Drucks wieder aufzutauchen, in den besatzungsfreien Ortschaften die Jugend zu den Waffen zu rufen, Überfälle und Handstreiche durchzuführen und durch rücksichtslose Schreckensherrschaft die Masse der Bevölkerung wenigstens zum passiven Widerstand gegen die Anordnungen der japanischen Behörden zu zwingen.

Nach dem Urteil amerikanischer Beobachter soll die Tätigkeit der zahllosen einzelnen Banden durch eine planmäßige, straffe Führung derart in Übereinstimmung gebracht worden sein, daß beträchtliche taktische Erfolge gegen Verkehrswege, Lager und Unterkünfte erzielt und die strategischen Absichten der Japaner wiederholt aufs schwerste beeinträchtigt wurden.

Wie aus dem Nichts tauchten urplötzlich weit hinter der japanischen Front ganze schlagkräftige Truppenkörper auf, übernahmen in aller Förmlichkeit die öffentliche Gewalt, verhängten blutige Strafen über wirkliche oder vermeintliche Anhänger des japanischen Regimes — und verschwanden spurlos, wenn überlegene japanische Streitkräfte in Eile herangerückt kamen, um sie zu stellen.

Voraussetzung für diesen, besonders in Nordchina glimmenden und immer wieder zu offener Flamme ausbrechenden Kleinkrieg war ein seit Jahren sorgfältig vorbereitetes Nachrichtennetz, das dank vorzüglicher Tarnung auch in den besetzten Gebieten erhalten blieb. Die rote Heeresleitung war dadurch fortlaufend über die Lage im japanischen Nachschubgebiet unterrichtet, konnte die Tätigkeit der Banden und Agenten durch ihre Weisungen in gegenseitige Übereinstimmung bringen und gegen lohnende Ziele Unternehmungen größeren Stils ansetzen. Nach amerikanischen Meldungen waren dabei sogar Kinder als Späher und Melder tätig.

Die zahllosen erfolgreichen und für die weitausgedehnten rückwärtigen Linien der Japaner taktisch sehr lästigen, ja oft sogar gefährlichen Unternehmungen und Demonstrationen waren und sind auch für die politische Machtstellung der Eroberer eine dauernde Bedrohung. Die Massen der fried-

Digitized by Google

liebenden Bevölkerung, die an sich sehr geneigt wären, den neuen Herrn anzuerkennen, wenn sie unter seinem Schutz ruhig arbeiten könnten, werden durch Terror und planmäßige Provokation immer wieder in schärfsten Gegensatz zu den Besatzungsbehörden getrieben. Solange die Banden nicht ausgetilgt sind, können die Japaner, obwohl das Sonnenbanner nun schon über ungeheure Flächen Chinas weht, sich nicht als Herren der Lage betrachten.

Der rote Partisanenkrieg ist eine höchst bedeutungsvolle Erscheinung, die aufmerksamste Prüfung verdient, bewähren sich doch dabei die kommunistischen Kampfgrundsätze für den kleinen Krieg, die Moskau seit Jahren verkündet hat und die sicherlich nicht nur in Fernost Anwendung finden werden. Die Nachrichten darüber sind noch allzu spärlich, um ein klares Bild über Voraussetzungen und Abwehrmöglichkeiten zu geben. Nur soviel ist sicher: Die Meinung, Kleinkriegsunternehmungen in dicht bevölkerten Gebieten und gegenüber neuzeitlich bewaffneten Heeren seien heutzutage nicht mehr möglich, ist durch die Kämpfe in den menschenwimmelnden Kulturlandschaften Chinas eindeutig widerlegt. Mit Recht wird der Krieg der roten Partisanen in der amerikanischen Fachpresse als eines der wirksamsten Mittel neuzeitlicher Abwehrstrategie bezeichnet. Wenn einst die Technik (Fallschirmtruppen!) diesem im Zeitalter der Massenheere halb vergessenen und nun plötzlich neubelebten Kampfverfahren noch wirksamer zu Hilfe kommt, kann es sich wie in früheren Jahrhunderten zu einem strategischen Hilfsmittel ersten Ranges entwickeln; dies dürfte eine der wichtigsten und auch für den Westen gültigen Lehren des ostasiatischen Krieges sein.

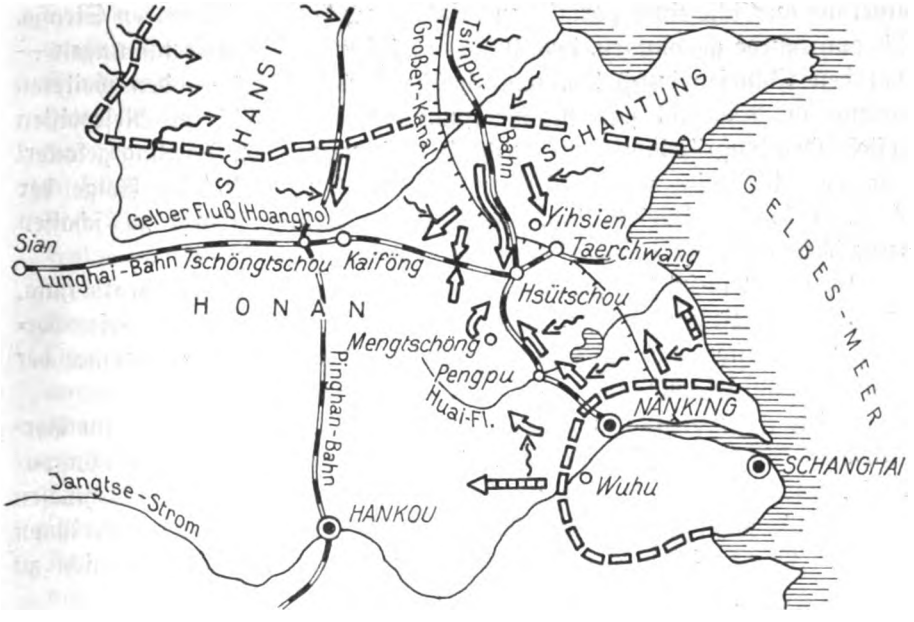
Schließung des Lunghai-Korridors.

Nächstes Ziel der japanischen Strategie nach dem Fall von Nanking im Süden und der Besetzung der Schantung-Provinz im Norden war die Beseitigung des dazwischen noch freigebliebenen breiten Länderstreifens, des „Lunghai-Korridors", wie er nach der ihn durchziehenden Bahn genannt wird. Seine Besetzung mußte die beiden japanischen Heeresgruppen vereinigen und die gesamte chinesische Küste von der mandschurischen Grenze bis Schanghai in die Hände der Japaner bringen. Zu Beginn des Jahres 1938 schien es, als sei die Erreichung dieses hochwichtigen Teilzieles nur noch eine Sache von Tagen oder höchstens Wochen, doch es traten so schwere Rückschläge ein, daß die Aufgabe erst nach sechs langen Monaten erbitterten Kampfes gelöst werden konnte.

Das Rückgrat der chinesischen Abwehr und zugleich die gegebene Rückzugslinie nach dem Landesinnern war die Lunghai-Bahn; ihre Kreuzung mit der Nord-Südlinie (Tsingpu-Linie) in Hsütschou wurde zum Mittelpunkt der Verteidigung und zur Befehlsstelle.

Digitized by Google

Zwischen der Bahnlinie und dem Gelben Fluß hatten die Chinesen in jahrelanger Arbeit eine stark befestigte Abwehrzone geschaffen, in die sie nunmehr Streitkräfte in Stärke von 400 000 Mann schoben, die als elastische Scheidewand die Vereinigung der beiden japanischen Heeresgruppen verhindern sollten.



SCHLIESSUNG DES LUNGHAI-KORRIDORS

Chines. Bandenvorstöße — Japan. Front ⇒ Japan. Angriffsstöße ⇒ Japan. Scheinangriffe

Zeittafel der Kämpfe um den Lunghai-Korridor.

Januar 1938: Beginn des Vormarsches entlang der Tsingpu-Linie.

Mitte Februar 1938: Vormarsch auf der Linie Peiping—Hankou bis zum Gelben Fluß.

Mitte März 1938: Neuer Angriffsstoß Richtung Hsütschou. Kämpfe um Taerchwang.

6. April 1938: Die Japaner räumen Taerchwang.

8. Mai 1938: Eröffnung des Großangriffs auf Hsütschou.

12. Mai 1938: Fliegende Kolonnen stellen an der Lunghai-Bahn die Verbindung zwischen der japanischen Nord- und Südarmee her.

21. Mai 1938: Hsütschou fällt.

6. Juni 1938: Kaiföng fällt.

12. Juni 1938: Hoang-ho-Ausbruch.

Im Januar begannen die Japaner den Vormarsch. Die nördliche Heeresgruppe schob sich die Tsingpu- (Tientsin—Pukow-) Linie entlang nach Süden vor. General Matsuis Divisionen drängten die im Süden geschlagenen chinesischen Truppenkörper ihr entgegen. Hartes Winterwetter, vor allem die eisigen Winde und Schneestürme Nordchinas, hemmten die Operationen beträchtlich.

Digitized by Google

Anfangs stießen die Japaner nur auf geringen Widerstand, dann machte sich immer mehr die neue Kleinkriegsstrategie der roten Generäle fühlbar. Überraschende Angriffe gegen die Nachschublinie zwangen zu einem Halt 100 km vor Hsütschou.

Der Angriff der südlichen Heeresgruppe wurde in drei Kolonnen vorgetragen: die ostwärtige folgte dem großen Kanal, die mittlere der Bahnlinie, die westliche einer parallel zur Bahn nach Norden führenden Straße. Pengpu wurde genommen, doch dann verhinderten Überschwemmungen — von den Chinesen durch Dammdurchstiche herbeigeführt — den weiteren Vormarsch. Angeblich soll auch die Zucht der hauptsächlich aus Reservisten bestehenden Angriffsdivisionen durch die Plünderung von Nanking gelockert gewesen sein. Dies und zahlreiche Erkrankungen, gleichfalls Folge der Ausschweifungen in Nanking, sollen der Führung schwer zu schaffen gemacht haben.

General Matsui trat zurück und wurde durch General Schunroku Hata, den früheren Kriegsminister, ersetzt. Die Schwierigkeiten, die dieser vorfand, verschärften sich, als nun auch hinter der Front der Südarmee der Kleinkrieg aufflammte.

Mitte Februar 1938 traten die Japaner im Norden erneut zum Vormarsch an, und zwar mit dem Schwerpunkt nicht wie bisher an der Tsingpu-Linie, sondern nunmehr an der Achse Peping—Hankau. Die Chinesen zogen sich in guter Ordnung auf Kaiföng zurück, die Angreifer folgten ihnen bis zum Gelben Fluß, vermochten indes zunächst den Übergang nicht zu erzwingen, sondern lagen auf dem Nordufer fest.

Auch unmittelbar an der Pinghan-Linie entlang schoben sich die Angreifer bis an den Gelben Fluß heran, mußten jedoch dort die Eisenbahnbrücke, die längste Stahlbrücke Chinas, in die Luft fliegen sehen, ehe sie sie in Besitz nehmen konnten. Tapfere Versuche, den Strom auf Behelfsfahrzeugen zu überqueren, scheiterten im Feuer der Verteidiger. Dazu setzten wieder heftige Bandenangriffe auf die Bahnlinie im Rücken der Japaner ein, die zeit- und kräfteverzehrenden Abwehrmaßnahmen zwangen.

Mehrere japanische Angriffskolonnen stießen von der Bahn aus nach Westen vor und besetzten den Rest der Schansiprovinz, vermochten jedoch die roten Streitkräfte (8. Armee) nicht zu vernichten und konnten nicht verhindern, daß noch während der Säuberung zahlreiche Banden die Treiberkette der japanischen Verbände durchbrachen und erneut gegen die Bahnlinie vorsickerten.

Die rote Kleinkriegführung fand in den unwegsamen Bergen von Schansi einen sicheren Rückhalt und war so wirkungsvoll, daß die Japaner sich trotz aller Anstrengungen schließlich auf die Sicherung der Bahnlinien beschränken und das weite Zwischengelände wochenlang völlig preisgeben mußten. Dabei war sogar die Bahnlinie selbst dauernd gefährdet, nur selten

Digitized by Google

gelang es, einen Transport ohne Verlust durchzubringen, ja viele blieben unterwegs stecken.

Nach dem Stillstand des Angriffsstoßes im Westen verlegten die Japaner den Schwerpunkt am 14. März 1938 wieder nach Osten an die Tsingpu-Bahnlinie zurück und trieben die Chinesen unter Einsatz von vier frischen Linien-Divisionen bis zum Kanal etwa 25 km nördlich von Hsütschou zurück. Hier stellten sich die Verteidiger zu hartnäckiger Abwehr, gruben sich ein und vereitelten alle Übergangsversuche, während heftige Bandenangriffe gleichzeitig den Rücken der Japaner bedrohten. Wieder hatte sich der Angriff nach anfänglichem Erfolg festgerannt, und wieder war es die rote Kleinkriegführung, die entscheidend dazu beitrug, ihn zu lähmen.

Viel schlimmer als der westlichen und der Tsingpu-Angriffsgruppe erging es einer etwa 60 km nordostwärts von Hsütschou vorstoßenden motorisierten Stoßgruppe von etwa 60 000 Mann Stärke. Sie erreichte die kleine, alte Stadt Taerchwang, lief sich dort fest, sah sich, da auch die Operationen der beiden anderen Kolonnen stockten, ganz auf sich selbst angewiesen und mußte sich in wütenden, wochenlangen Kämpfen gegen unabläßige Angriffe der Chinesen zur Wehr setzen. Ihre Lage wurde verzweifelt, als die letzten Verbindungen abrissen, als der Nachschub an Munition und Brennstoff ausblieb und auch die Versuche, auf dem Luftweg Lebensmittel und Schießbedarf heranzubringen, sämtlich fehlschlugen. Kampfwagen und Motorfahrzeuge standen mit leeren Treibstoffbehältern nutzlos in den Straßen der in Trümmer geschossenen Stadt umher, die Kanonen verfeuerten ihre letzten Granaten, und die halbverhungerte Infanterie hatte nur noch wenige Patronen in den Taschen. Trotzdem gelang es, einen Angriff der Chinesen nach dem anderen abzuschlagen, bis schließlich nach achtzehntägigem, erbittertem Kampf die Kraft der Japaner zusammenbrach. Fluchtartig verließen die Reste ihrer zusammengeschossenen Divisionen die Stadt, auf dem Rückzug aufs schwerste bedrängt von den wütenden Chinesen. Erst in Yihsien, einer auf halbem Weg zur Tsingpu-Linie liegenden Stadt, rafften sie sich erneut zu kräftigem Widerstand auf, waren aber im Nu wieder von allen Seiten eingeschlossen und mußten sich abermals zwei Wochen lang gegen die Anstürme der chinesischen Belagerer unter unmenschlichen Leiden und Entbehrungen wehren. Schließlich gelang es den Überlebenden, durchzubrechen und eine Entsatzkolonne zu erreichen, die zu ihrer Rettung herangerückt kam.

Die moralische Auswirkung dieser Niederlage war für die Japaner verhängnisvoll. Zum ersten Male hatten die Chinesen den Triumph eines großen Waffenerfolges gekostet, zum ersten Male den für unbesiegbar gehaltenen japanischen Soldaten fliehen sehen. Der Sieg von Taerchwang war für die Chinesen mehr wert als drei frische Armeekorps, schreibt ein

Digitized by Google

amerikanischer Berichterstatter, Leutnant Rudolph, und zweifellos hat er recht damit. Kaum ein Drittel der japanischen Stoßgruppe hatte dem Verderben entrinnen können, der Rest war gefallen oder in die Hände der Chinesen geraten und damit auch dem sicheren Tod verfallen, denn die Gefangenen von Taerchwang starben, wie ein chinesischer Bericht kalt und trocken meldet, „alle an Entkräftung".

Das in Ostasien vor allem rein militärischen Überlegungen gültige Gesetz, das „Gesicht zu wahren", zwang die Japaner, durch einen sofortigen Gegenschlag die Scharte auszuwetzen, und zwar mußte dieser Schlag gerade dort fallen, wo der Gegner triumphiert hatte. Der japanische Racheangriff wurde, um die rückwärtige Verbindung besser gegen die roten Bandenvorstöße zu sichern, auf breiterer Front und unter sorgfältiger Sicherung der rechten Flanke vorgetragen.

Die Japaner gewannen langsam Raum. Trotz aller Vorsichtsmaßnahmen gelang es aber auch diesmal nicht, die Tätigkeit chinesischer Stoßtrupps hinter der Front der vorrückenden Divisionen völlig auszuschalten. Anfang Mai lagen sich die Gegner, erschöpft von erbitterten Kämpfen, auf den gleichen Schlachtfeldern gegenüber, die das Blut der Opfer von Taerchwang getrunken hatten.

Während dort zäh und hartnäckig weitergerungen wurde, bereitete die japanische Führung einen entscheidenden Angriffsstoß größten Stils vor, durch den der Lunghai-Korridor endgültig geschlossen werden sollte. Alle nur irgend verfügbaren Kräfte aus Mandschukuo, Dschehol, Hope, Schansi und vom Jangtse-Abschnitt her, dazu beträchtliche Verstärkungen aus dem Mutterland wurden an der Hsütschou-Front zusammengezogen. Diese Maßnahme blieb nicht ohne gefährliche Rückwirkung auf die dadurch entblößten Kampfabschnitte und besetzten Gebiete, wo sofort allerorts der Kleinkrieg aufflackerte und weite Landstriche den roten Banden zufielen. Mit genauer Not konnten die Japaner wenigstens die wichtigsten Stützpunkte und Verbindungslinien vor den wütenden Angriffen der chinesischen Partisane halten. Es ist ein rühmliches Zeichen ihrer Entschlossenheit und gleichzeitig eine vortreffliche strategische Leistung, daß sie trotz der zahllosen örtlichen Rückschläge an den wankenden Fronten und trotz der Bedrohung des eigenen Hinterlandes unbeirrt und sicher den Aufmarsch vollendeten.

Über die Gliederung der Japaner sind dank einer rücksichtslos durchgeführten Geheimhaltung selbst heute, monatelang nach Abschluß der Unternehmung, keine völlig klaren Angaben verfügbar, doch scheint es, als ob vier selbständige Angriffsgruppen, je aus einem Armeekorps (drei Infanterie-Divisionen und zahlreichen zugeteilten Hilfswaffen) bestehend, gebildet wurden. Drei dieser Gruppen sollen von Norden, eine von Süden aus angreifen. Der Schwerpunkt lag zunächst im Taerchwang-Abschnitt,

Digitized by Google

während gleichzeitig nach der bewährten Fächertaktik Stoßgruppen nach Osten und Westen entsandt wurden, um die Verteidiger einzukesseln.

Offenbar zur Ablenkung führten die Japaner unmittelbar vor dem Hauptangriff einige Unternehmungen kleineren Stils an Nebenfronten durch, so einen völlig überraschenden Angriffsstoß von Wuhu am Jangtse aus nach Westen landeinwärts, einen anderen vom Schanghai-Abschnitt aus parallel zur Küste gegen den ostwärtigen Endpunkt der Lunghai-Bahn, und schließlich einen Vorstoß der Flotte gegen Süden, wobei der Hafen Amoy weggenommen wurde.

Am 8. Mai 1938 eröffnete die erste (Süd-) Armee unter General Tuschizo-Nischio den Angriff, indem sie den Übergang über den Huai-Fluß erzwang und dann fächerförmig Stoßgruppen in nordwestlicher Richtung entsandte. Eine der Gruppen folgte der Bahnlinie in Richtung Hsütschou, zwei andere bogen weiter nach Westen aus, nahmen Mengtschöng, ein chinesisches Kriegslager, und wandten sich sodann nordostwärts gegen Hsütschou. Eine motorisierte Abteilung mit Pionieren stieß indes nach Norden durch, erreichte die Lunghai-Bahnlinie ungefähr 70 km westlich von Hsütschou, unterbrach sie durch Sprengung einer Brücke und stellte außerdem, da sie mit einer von Norden her entsandten fliegenden japanischen Abteilung zusammentraf, die Verbindung zu der nördlichen Heeresgruppe her.

Die zweite Armee unter Generalmajor Rensuke Isogai griff an der Taerchwang-Front an. Eine rechts angesetzte Angriffsgruppe stieß bis zur Lunghai-Bahn im Osten von Taerchwang vor, eine linke Gruppe drängte gleichzeitig westlich von Taerchwang nach Süden, so daß die Chinesen die Stadt räumen mußten, um nicht abgeschnitten zu werden.

Die dritte Armee unter dem vom Jangtse-Abschnitt herbeigeholten General Hata drang zunächst westlich der Tsingpu-Bahn fächerförmig gegen die Lunghai-Linie vor, stellte, wie bereits berichtet, die Verbindung zur Südarmee her und wandte sich dann ostwärts gegen Hsütschou. Die Operationen dieser Armee gingen, nachdem ernstlicher Widerstand am Großen Kanal gebrochen war, ohne beträchtliche weitere Schwierigkeiten vonstatten.

Die vierte Armee unter dem von Mandschukuo her berühmten General Doihara griff weiter im Westen in Richtung auf Kaiföng an, um dort die Lunghai-Linie zu unterbrechen und den bei Hsütschou kämpfenden chinesischen Truppenmassen den Rückzug ins Innere des Landes abzuschneiden.

Die Ereignisse, die dem Angriffsbeginn folgten, lassen sich bis heute nicht völlig klar überblicken. Als Ergebnis der Kämpfe ist jedenfalls festzustellen, daß am 19. Mai die erste Armee unter General Nischio die beherrschenden Höhen südlich von Hsütschou besetzte und die Beschießung der Stadt begann. Zwei Tage später nahm die japanische Infanterie, unter-

Digitized by Google

stützt von Kampfwagenverbänden und Tiefffliegerstaffeln, die Stadt im Sturm.

Das örtliche Ziel des Großangriffs war damit erreicht, nicht aber das strategische. Die Masse der chinesischen Truppen, besonders die hier kämpfenden Teile der Musterdivisionen Tschiangkaischeks, waren nämlich unter General Li rechtzeitig, etwa seit dem 12. Mai 1938, wie später bekannt wurde, nach Westen ausgewichen. Sie hatten wohl unter japanischen Fliegerangriffen zu leiden, konnten jedoch fast ihre ganze Bewaffnung ins Innere des Landes retten.

Zur Deckung seines Rückzuges hatte General Li Provinz-Divisionen in Stärke von 100 000 Mann an der Kampffront eingesetzt, die sich, als sie das Schlachtfeld nicht länger behaupten konnten, einfach in Banden auflösten und spurlos unter der Bevölkerung verschwanden. Ihre Anwesenheit machte sich jedoch in den anschließenden Wochen durch zahllose Handstreiche und Überfälle im neubesetzten Gebiet fühlbar. Heute noch sollen nach amerikanischer Schätzung in der Schantung-Provinz rund 100 000 Partisane tätig sein, und zwar, wie die amerikanischen Zeitungen hoffnungsfroh behaupten, mit steigendem Erfolg.

Obwohl also die Hauptmasse des Gegners durch die allzuweiten Maschen des Netzes geschlüpft war, war der Erfolg groß. Die nunmehr vollzogene Vereinigung der Nord- mit der Südarmee lohnte alle Opfer, die gebracht worden waren.

Der Lunghai-Korridor zum Meer war geschlossen, der Gegner in das an militärischen Hilfsmitteln arme Landesinnere abgedrängt. Zudem stießen die Japaner in entschlossener Ausweitung ihres Erfolges sofort die Lunghai-Bahn entlang nach Westen vor, nahmen Kaiföng und bedrohten wenige Tage später den wichtigen Knotenpunkt Tschöngtschou, durch den seit Kriegsausbruch unermeßliche Mengen russischen Kriegsmaterials nach Süden gerollt waren.

Wenn amerikanische Werturteile darauf hinweisen, daß eine Entscheidung damit nicht erreicht worden sei, daß ein Großangriff gegen Hankou, verbunden mit einem Vorstoß die Pinghan-Linie entlang auf Tschöngtschou, Tschiangkaischek weit schwerer bedroht hätte, so tragen sie dem Kräfteverhältnis der Gegner nicht genügend Rechnung. Die japanische Führung mußte sich bei den ihr zur Verfügung stehenden Mitteln mit dem „ordinären Sieg" von Hsütschou begnügen. Er diente ihr als eine Stufe zu weiteren Erfolgen.

Der Prankenschlag des Gelben Drachen.

Durch die Besetzung von Tschöngtschou wäre nicht nur die wichtigste Zufahrtsstraße russischen Kriegsgerätes nach Südchina abgeschnitten, sondern gleichzeitig eine neue Vorstoßmöglichkeit gegen Hankou, nämlich

Digitized by Google

die Pinghan-Bahn entlang, eröffnet worden. Man braucht wohl nicht daran zu zweifeln, daß die Japaner, die von Hsütschou über Kaiföng bis Tschöngtschou dem weichenden Gegner mit soviel Schwung nachgestoßen waren, sehr rasch diese neue Möglichkeit ausgenutzt und von Tschöngtschou aus ohne Verzögerung gegen Hankou vorgedrungen wären.

In dieser kritischen Stunde riefen die Chinesen den Drachengott des Gelben Stromes, die gefährlichste Naturgewalt des Landes, „Chinas Sorge" seit mehr als einem Jahrtausend, zu Hilfe.

Um die strategischen Folgen dieser Maßnahme zu verstehen, ist es angebracht, sich der Eigenarten und Gefahren dieses Flusses zu erinnern.

Der Hoang-ho oder Gelbe Strom, einer der längsten Wasserläufe der Erde, bildet mit seinem gewaltigen, von West nach Ost und Nordost geschwungenen Bogen eine bedeutende strategische Sperre zwischen Nord- und Südchina. Die Hälfte seines Flußbettes gräbt er sich durch die Löß-hügel Westchinas, deren gelber Lehm seine Wassermassen färbt und den er in unvorstellbaren Mengen hinausführt durch die weiten Ebenen von Honan und Schantung bis ins Gelbe Meer. Nach Messungen amerikanischer Stromingenieure soll der als feinster Schlamm mitgerissene Löß zu manchen Zeiten nicht weniger als dreißig vom Hundert der zu Tal strömenden Wassermassen ausmachen.

Auf seinem Weg durch die Ebenen Chinas wird der Hoang-ho durch Deiche gebändigt, die die Bauern schon in uralter Zeit errichtet haben. Die Masse der Sinkstoffe, die sich bereits im Mittellauf des Stromes niederläßt, hat im Verlauf der Jahrhunderte die Sohle des Strombettes mehr und mehr erhöht, so daß sich heute der Fluß wie in einem künstlich hochgelegten Kanal mehrere (bis zu 10 m!) Meter über der Durchschnittshöhe der ebenen Ufergelände dahinwälzt.

Alljährlich, zur Zeit der Schneeschmelze, wächst die ständig drohende Überflutungsgefahr wochenlang immer mehr, bis der Hoang-ho nach den Sommerregen des Juli und August wie ein rasender Wildstrom zwischen seinen schwachen, zerbröckelnden Uferdämmen dahinschießt.

Die chinesische Geschichte berichtet, daß der Gelbe Strom vierzehnmal seine Fesseln zerriß und sich neue Wege zum Meer suchte. Die letzte verheerende Überflutung war im Jahre 1853, damals brach der Deich nördlich von Kaiföng, der Hoang-ho wühlte sich ein neues, über 300 km langes Strombett nach Nordosten zum Golf von Pohai und begrub Tausende von Dörfern und Hunderttausende von Menschen unter seinem gelben Schlamm.

Die Bauern der Uferlandschaften sind durch die Überlieferung an die Gefahr gewöhnt. Für sie ist der Fluß Wohnsitz gewaltiger Drachen, die, meist freundlich gesinnt, doch jederzeit in jähe Wut ausbrechen und das Land verschlingen können.

Digitized by Google

Es war klar, daß die gefährliche Naturgewalt des Hoang-ho von den Chinesen nur unter rücksichtsloser Aufopferung unzählbarer Massen eigener Volksgenossen gegen die siegreich vordringenden Japaner entfesselt werden konnte. Die in Moskaus Schule erzogenen Führer schraken jedoch nicht vor diesem furchtbaren Massenopfer zurück. Als die japanische westliche Stoßgruppe, vor allem motorisierte Einheiten und Kampfwagen, eben im Begriff standen, sich des wichtigen Knotenpunktes Tschöngtschou zu bemächtigen, sprengten chinesische Banden die Dämme des Hoang-ho westlich Kaiföng. In einer ungeheuren Woge wälzte sich der von heftigen Regengüssen angeschwollene Strom über das flache Land und begrub alles unter sich. Innerhalb weniger Tage wurden viele hundert Quadratkilometer fruchtbaren Ackerlandes überflutet, gleichzeitig war freilich auch dem japanischen Vormarsch Halt geboten. Verzweifelte Versuche der japanischen Pioniere und der Einwohner, in gemeinsamer Anstrengung die Dammbrüche zu flicken, scheiterten unter dem M. G.-Feuer und den Bandenangriffen der Chinesen. In eiliger Flucht vor den unaufhaltsam steigenden Wassermassen mußten die Japaner nach Kaiföng zurückkehren und dabei fast die gesamte Ausrüstung der Angriffskolonne an Motorfahrzeugen, Kampfwagen und Artillerie preisgeben. Ihre Verluste an Mannschaft waren gering, da es vielen Soldaten gelang, auf rasch gezimmerten Flößen, von Fliegern abgeworfenen Schlauchbooten und anderen Behelfsfahrzeugen die rettenden Wälle der Stadt zu erreichen, während andere sich auf dem Bahndamm in Sicherheit bringen konnten.

Furchtbar aber war das Sterben unter der chinesischen Landbevölkerung, von der nach amerikanischer Schätzung mindestens 150 000, nach anderen Mitteilungen sogar über 500 000 Menschen den Tod in den Schlammwassern fanden.

Dazu kam, daß durch die Überflutung Ernte, Saaten und sämtliche Lebensmittelvorräte vernichtet waren, so daß den Japanern die Sorge für die Ernährung der Überlebenden zufiel, die zu Hunderttausenden, von Hunger getrieben, nach Osten flohen und Hilfe bei ihnen suchten.

Tatsächlicher Erfolg des furchtbaren Massenopfers — über das übrigens, wie nicht anders zu erwarten, die gesamte angelsächsische Presse mit kühlster Sachlichkeit ohne jedes Mitleid und ohne jede Empörung berichtete! — war, daß die Japaner den Vormarsch im Norden einstellen mußten.

In der ersten Freude hatte man in Amerika die Entfesselung des Hoang-ho mit dem Brand von Moskau verglichen und von dieser verzweifelten Tat eine Wendung des Krieges erwartet. Diese Rechnung trog, die japanische Führung wußte den Schlag zu verwinden. Kalt und entschlossen suchte sie neue Angriffswege in das Innere Chinas, der Schwerpunkt wurde nach dem Süden in die Yangtse-Niederung verlegt.

Digitized by Google

Wehrpolitische Übersicht über den osteuropäischen Raum.

Der Umbau des tschecho-slowakischen Staates und seine bisherigen Auswirkungen.

Die großen Geschehnisse der letzten Monate des alten Jahres haben die wehrpolitische Struktur im Donauraum von Grund aus verändert. Das politische System von Versailles ist nun auch in diesen Ländern zusammengebrochen und hat der Dämmerung einer neuen Epoche Platz gemacht, die Europa schon in wenigen Wochen auf dem Wege zu seiner Gesundung und Befriedung einen großen Schritt vorwärts gebracht hat. Wir wollen versuchen, die wichtigsten Marksteine dieses wehrpolitischen Umbruches festzuhalten.

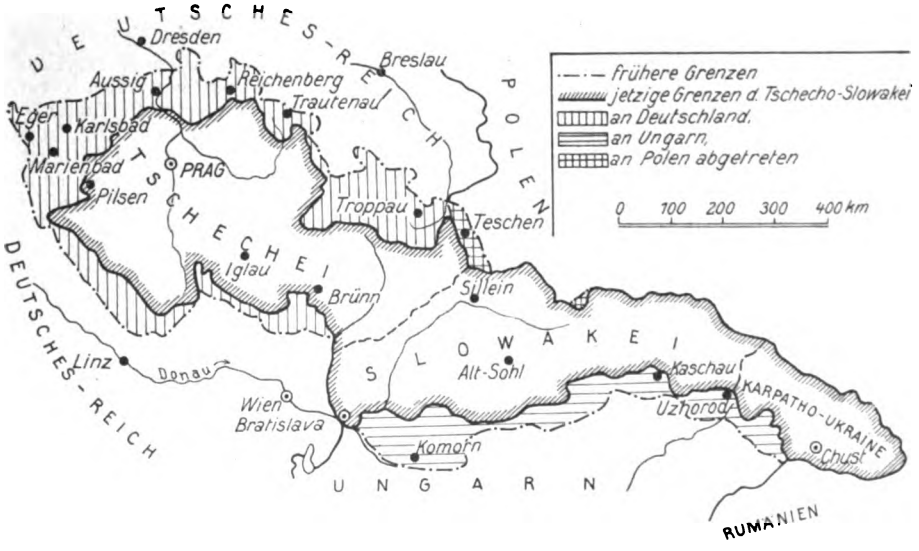
Am Anfang stand die Münchener Friedenskonferenz vom 29. September, in welcher zum ersten Male die Sowjetunion von der Entscheidung über europäische Geschicke ausgeschlossen und die wiedererlangte Großmachtstellung Deutschlands von den Westmächten entsprechend gewürdigt wurde. Ihr folgte am nächsten Tage einesteils die bedingungslose Annahme des Münchener Programms durch die Prager Regierung und anderenteils die historische deutsch-englische Erklärung, die nicht ohne Einfluß auf die osteuropäischen Verhältnisse bleiben kann. Im Zeichen dieses weltpolitischen Umschwungs begann am 1. Oktober der Umbau der tschecho-slowakischen Fehlkonstruktion von 1919 im Geiste der Völkergerechtigkeit und Selbstbestimmung. In der Zeit vom 1. bis 10. Oktober wurde die Besetzung der sudetendeutschen Länder durch deutsche Truppen und damit die Heimholung von 3½ Millionen deutscher Brüder ins Reich programmäßig verwirklicht. Dabei verdient die reibungslose Zusammenarbeit der Internationalen Kommission Erwähnung, die unter deutschem Vorsitz die Festsetzung der neuen deutsch-tschechischen Grenze in kürzester Zeit erledigte und am 13. Oktober die bemerkenswerte Entscheidung traf, daß die für gewisse Zonen in Aussicht genommene Volksabstimmung entbehrlich und demzufolge auch die Inanspruchnahme der britischen Legion als Ordnungsorgan überflüssig geworden sei. Am 9. Oktober wurde das sudetendeutsche Freikorps durch den Reichskommissar Konrad Henlein aufgelöst, am 16. begann die deutsche Demobilisierung. Mit dem am 21. Oktober erfolgten Übergang der Staatsgewalt an die Zivilverwaltung war der Anschluß des neuen Sudetengaues beendet und die Forderungen Deutschlands an die Prager Regierung erfüllt, ohne daß ein Tropfen Blut vergossen wurde. Erst nachträglich erfuhr die Welt und das deutsche Volk selbst, daß die fünf deutschen Heeresgruppen, die konzentrisch in die Sudetenländer einmarschierten, zehn Armeekorps mit etwa 30 Divisionen umfaßten, von denen fast die Hälfte motorisiert war; daß darüber hinaus noch starke Reserven zum Einsatz bereitstanden, wenn es notwendig gewesen wäre; daß 500 Flugzeuge an der Befreiungsaktion teilgenommen, Hunderte von Flakbatterien mit Tausenden von Geschützen aller Kaliber rund um die Tschecho-Slowakei versammelt und zahlreiche Jagdstaffeln in ihren Fliegerhorsten in Bereitschaft gehalten wurden, um sowjetrussischen Bombern einen Einfall ins deutsche Land verbieten zu können. Alles zusammen bedeutete eine imponierende Kraftentwicklung der jungen deutschen Wehrmacht, die bereit war, den gerechten Forderungen des deutschen Volkes Nachdruck zu verleihen.

Auch für die anderen nationalen Minderheiten der ehemaligen tschecho-slowakischen Republik hat die Entschlossenheit Deutschlands die Stunde der Befreiung gebracht. Nachdem ein englisch-französischer Vermittlungsversuch von Warschau scharf zurückgewiesen und ein polnisches Ultimatum von Prag angenommen worden war, wurde das Teschener Land am 2. und 3. Oktober ohne Widerstand von polnischen Truppen besetzt und dem Staate Polen in Gestalt des Industriegebietes von Freystadt, der Kohlengruben und Stahlwerke des Schneider-Creuzot-Konzerns und des Eisenbahnknotenpunkts von Oderberg, ein wertvolles wehrpolitisches Zentrum einverleibt.

Nicht ganz so einfach und glatt vollzog sich der Anschluß der durch das Diktat von Trianon unter tschechisches Joch geratenen Magyaren an das ungarische Mutterland. Noch am 9. Oktober hatten die von Ungarn geforderten Verhandlungen zu keinem Ergebnis, sondern nur zu tschechischen Verteidigungsvorbereitungen gegen den Einmarsch aus Nordungarn geführt. Die am 10. endlich begonnenen Besprechungen in Komorn wurden nach drei Tagen von den ungarischen Regierungsvertretern wegen

Digitized by Google

ihres unbefriedigenden Verlaufes abgebrochen und in Budapest die Einberufung von fünf Jahrgängen der Armee beschlossen. Die Lage komplizierte sich noch weiter, als plötzlich der Plan einer gemeinsamen ungarisch-polnischen Grenze aufgeworfen wurde, die weder mit der Autonomie der Slowaken, noch vor allem mit der der Karpatho-Ukrainer vereinbar gewesen wäre. Daraufhin beantragte die Prager Regierung zuletzt den im Münchener Abkommen vorgesehenen Appell an ein deutsch-italienisches Schiedsgericht, das am 2. November in Wien zusammentrat und Ungarn den ihm auf ethnographischer Grundlage gebührenden Teil seines verlorenen Gebietes zusprach. Die Räumung desselben seitens der Tschechen und die Besetzung durch die ungarische Armee war am 5. November vollzogen. Damit war die Festsetzung der neuen Grenze der Tschecho-Slowakei auf völkischer Basis nach außen beendet und es blieb nun noch die Auseinandersetzung der drei slawischen Völker untereinander übrig.



Der Wiederaufbau des neuen tschecho-slowakischen Staates setzte mit dem Rücktritt Beneschs (am 5. Oktober) ein, nachdem sich gegen ihn verschiedene Vorwürfe wegen Mißbrauchs seiner politischen Macht zu verdichten begannen, sowie mit dem Erlaß der Demobilisierungsorder für das tschechische Heer am 8. Oktober. Danach sollte der Jahrgang 1935 spätestens am 15. Dezember, der Jahrgang 1936 zwei Monate nach Einstellung der neuen Rekruten entlassen werden, die jedoch voraussichtlich nicht vor dem 1. März 1939 stattfinden wird. Die Neuorganisation des tschecho-slowakischen Heeres ist noch nicht beendet. Sie wird in hohem Maße davon abhängen, ob der neue tschechische Staat als neutraler Staat anerkannt oder eine eigene internationale Politik führen wird. Die Landesverteidigung wird auf der Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht beruhen. Die Stärke der einzelnen Jahrgänge wird dabei durch den Ausfall deutscher, polnischer und ungarischer Wehrpflichtiger bedeutend geringer sein wie bisher. Alle Bürger ohne Unterschied der Nationalität haben künftig ein Jahr obligatorischen Arbeitsdienst zu leisten. Die Juden sind vom öffentlichen Staatsdienst ausgeschlossen und werden keine Möglichkeit haben, auf die Erziehung der Nation Einfluß zu gewinnen. Diese liegt vielmehr einzig und allein in den Händen der Partei der „Nationalen Union", deren Führer der Ministerpräsident ist.

Was den verfassungsmäßigen Umbau der bisherigen Republik in den Nationalstaat der drei slawischen Völker betrifft, so war die vereinigte slowakische Front schon am 6. Oktober nicht näher auf den Ruf zum Anschluß an Ungarn eingegangen und hatte den Entschluß gefaßt, die Autonomie, aber im Rahmen des tschecho-slowakischen Staates, zu fordern, dem die gemeinsame Außenpolitik, die Leitung der Wehrmacht, der Post, des Verkehrs und der Finanzen überlassen bleiben. Die Karpatho-

Digitized by Google

Ukrainer (Ruthenen) zogen, wie die Slowaken, vor, ein eigenes völkisches Dasein innerhalb einer tschechisch-slowakisch-ruthenischen Föderation zu führen. Die nötigen Verfassungsänderungen wurden von der Prager Regierung durch Gesetze am 19. November vollzogen. Mit der Präsidentenwahl, die auf einen untadeligen und keiner Partei angehörenden Rechtsgelehrten, Dr. Emil Hacha, fiel, sowie mit dem Zusammentritt der neuen Regierung, deren Präsident Beran schon immer ein deutschfreundlicher Politiker war, sind günstige Voraussetzungen geschaffen, um die Reinigung der 20 Jahre lang systematisch vergifteten Beziehungen zwischen dem tschechischen und dem deutschen Volke erfolgreich aufzunehmen. Schon jetzt hat die Tschecho-Slowakei aufgehört, eine gegen Deutschland gerichtete strategische Stellung zu sein. Alle Hoffnungen, die seitens der Kleinen Entente, seitens Frankreich und der Sowjetunion auf die „Böhmische Bastion" gesetzt worden waren, sind durch die neue Grenzführung hinfällig geworden. Die berüchtigte tschechische Zange existiert nicht mehr. Die polnisch-französische Freundschaft hat eine merkbare Abkühlung, die Sowjetregierung eine empfindliche Schlappe erlitten, der französisch-polnische Vertrag von 1925 und der französisch-russische Beistandspakt von 1935 haben ihren Sinn verloren. General Faucher, der 20 Jahre lang der französischen Militärmission in Prag vorstand, ist in diesen Tagen nach Hause gereist, und der „Temps" hat sich unlängst zu der bitteren Erkenntnis durchgerungen, daß das aktive Interesse der Westmächte an einer Krise in Osteuropa in Zukunft wesentlich beschränkt bleiben werde. Frankreich und England haben auch tatsächlich nach München keine besondere Anteilnahme mehr an der Tschecho-Slowakei gezeigt und damit Deutschlands Vorzugsstellung in Mitteleuropa stillschweigend anerkannt. Und nichts könnte den heute bereits eingetretenen Umschwung in den deutsch-tschechischen Beziehungen besser illustrieren, als daß — wie der „Daily Expreß" zu berichten weiß — die deutsche Regierung soeben 100 Militärflugzeuge bei den Walterwerken, einer Zweiggesellschaft des Skodawerkes in Prag, in Auftrag gegeben habe, und daß angeblich lange Schleppzüge mit böhmischer Munition die deutsche Elbe hinabschwimmen.

Die Tatsache, daß das Selbstbestimmungsrecht der Völker in der neuen tschechoslowakischen Republik zu seinem Rechte gelangte, hat eine starke Rückwirkung auf das ukrainische Volk in seiner Gesamtheit ausgeübt, von dem bekanntlich etwa 30 Millionen in der Republik Ukraine der Sowjetunion, sechs bis sieben Millionen unter polnischer Herrschaft im Süden des polnischen Staates, und etwa je ½ Million in Bessarabien (Rumänien) bzw. in der autonomen Karpatho-Ukraine (Tschecho-Slowakei) leben. In der polnischen Kammer brachten kürzlich ukrainische Abgeordnete einen Autonomieentwurf nach dem Muster der Slowakei ein. In der Sowjetunion waren gewaltsame Unterdrückungen ukrainischer Freiheitsbestrebungen in den letzten Jahren keine Seltenheit. Die Aufrollung der „Großukrainischen Frage" liegt daher sozusagen in der Luft und hat zu einer überraschenden Annäherung zwischen den beiden Hauptinteressierten — Polen und Sowjetrußland — geführt, die bisher wie Hund und Katze aufeinander zu sprechen waren. Sie soll nach der offiziellen These dem „Ausbau der Handelsbeziehungen und guter Nachbarschaft" dienen, wird jedoch im Ausland allgemein als Ausdruck des gemeinsamen Abwehrwillens gegen großukrainische Gelüste betrachtet.

Es ist natürlich kein Zufall, daß diese polnisch-russische Fühlungnahme bald nach dem Wiener Schiedsspruch einsetzte, mit dem sich die extremen Kreise in Warschau nicht abfinden wollten und daß sich anschließend daran innerhalb weniger Tage in Polen eine Entwicklung vollzog, die für die wehrpolitische Lage und die Zukunft des Staates von großer Tragweite sein kann. Das noch vor Zusammentritt des neuen polnischen Parlaments vom Staatspräsidenten unterschriebene „Staatsschutzgesetz" und die plötzliche Auflösung sämtlicher Freimaurerlogen scheinen im Gegenteil nur der Anfang zur endgültigen Liquidierung der Oppositionsparteien zu sein und zeigen das „Lager der nationalen Einigung" im stürmischen Marsche auf ihr altes Ziel: Herstellung des polnischen Einheitsstaates nach dem Muster der autoritären Staaten. Wobei nur der eine Unterschied vergessen wird, daß das „Nationale Lager" nicht als Volksbewegung groß geworden ist und daß die in Polen lebenden Ukrainer, Juden, Weißrussen, Deutschen und Litauer ein ganzes Drittel der polnischen Gesamtbevölkerung ausmachen.

Ähnliche skeptische Betrachtungen werden in verschiedenen Zeitungen des Auslandes auch hinsichtlich der letzten Vorgänge in Rumänien bzw. in bezug auf die Gründung einer nationalen Einheitspartei daselbst angestellt, die erst den Beweis erbringen muß, ob sie die wehrpolitische Stabilität des Landes gewährleisten kann. Rumänien wurde durch die Entthronung der Tschecho-Slowakei besonders stark in Mitleidenschaft gezogen. Nicht nur, weil sich die Verteidigung der großrumänischen Grenze auf das tschechische

Digitized by Google

Bollwerk der Kleinen Entente stützte, sondern weil die ganze Organisation der national-rumänischen Rüstungsindustrie auf der des tschechischen Bundesgenossen aufgebaut war. Die Tatsache, daß der Versuch des polnischen Außenministers Beck, am 19. Oktober in Galatz die Zustimmung König Carols zu der gemeinschaftlichen polnisch-ungarischen Grenze zu erlangen, scheiterte, zeigt zudem, welchen Wert die rumänische Regierung selbst heute noch darauf legt, mit dem Territorium der Tschecho-Slowakei in direkter Berührung zu stehen. Berücksichtigt man ferner, daß in Bukarest und Belgrad nach dem Wiener Schiedsspruch Besorgnis wegen ungarischer Revisionsforderungen in Transsylvanien und im Banat bestanden, so sind damit die hauptsächlichsten Programmpunkte aufgezählt, die nach diesem Zeitpunkt eine auffallend rege diplomatische Reisetätigkeit zwischen den beiden Reststaaten der Kleinen Entente bzw. ihrer Monarchen nach England, Frankreich und Deutschland verständlich machten. Der Besuch des Prinzen Paul von Südslawien in Bukarest betraf ausländischen Meldungen zufolge u. a. auch die Frage der Übernahme von überschüssigem tschechischem Heeresmaterial durch die früheren Bundesgenossen sowie die Stützung der Karpatho-Ukraine in ihren autonomen Ansprüchen. Seine und König Carols Reise nach London — denen sich auch der König von Griechenland zugesellte — hatte dagegen sozusagen den Charakter einer Studienreise, um festzustellen, wie der Wind im Westen wehte und ob es allenfalls möglich sei, dem stürzenden Gebäude Versailler Baukunst noch einmal einige verlässige Tragbalken einzuziehen. Die Tatsache, daß Chamberlain nach seinen eigenen Worten „keine Verlustgeschäfte mehr in Südosteuropa" machen wolle, sowie daß König Carol in einem Interview mit Ward Price erklärte, Rumänien habe für alle Platz, die an dem wirtschaftlichen Aufbau mitarbeiten wollen, läßt die Auslegung zu, daß die Studienreise in dieser Hinsicht nicht allzu gewinnbringend war. Gewisse Anordnungen und Neuerungen lassen auch darauf schließen, daß König und Regierung entschlossen sind, sich noch mehr wie früher auf die eigene Kraft zu stützen und vor allem die Aufrüstung des Landes in beschleunigtem Tempo durchzuführen.

Schon am 17. September war ein Kriegsdienstgesetz für alle rumänischen Frauen erlassen und bald darauf ein Rüstungsministerium ins Leben gerufen worden. Das Luftfahrt- und Marineministerium haben eine Anleihe von 100 Millionen Lei aufgenommen. Bei der Luftwaffe wurde ein neuer leichter Bomber eingeführt, auf der Donau fünf in Triest gebaute Monitore und drei Kanonenboote in Dienst gestellt und gelegentlich der Königsmanöver — die trotz starker Konzentrierung von Armeeteilen an der ungarischen Grenze am 17. Oktober bei Galatz begannen — ein U-Boot in der dortigen Werft auf Kiel gelegt. Bald darauf trat dann auch in Rumänien die schon oben angedeutete Politik der „starken Hand" vermehrt in Erscheinung. Sie wurde schon Ende September durch eine Anordnung des rumänischen Innenministeriums vorbereitet, die auf die Einführung eines autoritären Regimes und Einheitsparteisystems hinzielte. Nachdem während der Königsreise und unmittelbar danach von Anhängern der aufgelösten „Eisernen Garde" einige Attentate und Terrorakte verübt worden waren, wurde am 30. November unter bisher noch nicht geklärten Umständen Zelea Codreanu und 13 seiner Schicksalsgenossen auf dem Transport von einem zu einem anderen Gefängnis angeblich bei einem Fluchtversuch erschossen. Das Land wurde dadurch in fieberhafte Erregung versetzt. Der „starke Mann" ist der Innenminister Calinescu. Er hat am 16. Dezember mit der Unterschrift des Königs und unter Gegenzeichnung des Ministerpräsidenten Christea eine Verordnung über Gründung einer Einheitspartei mit dem Namen „Front der nationalen Wiedergeburt" erlassen, wonach diese künftig die einzig erlaubte politische Partei darstellt und jede politische Tätigkeit außerhalb derselben als „Geheimbündelei" bestraft werden soll. Die Nationalzaranisten haben sich angeblich dem herrschenden Regime unterworfen. In anderen weiten Kreisen soll dagegen die Ansicht bestehen, daß mit dem scharfen Vorgehen der Regierung gegen die Opposition ein gefährliches Kapitel der rumänischen Geschichte begonnen habe.

Der andere Bundesgenosse der alten Tschecho-Slowakei, Südslawien, wurde von deren Umsturz am wenigsten berührt. Wie ein führendes Belgrader Blatt sich ausdrückte, weil Ministerpräsident Stojadinowitsch während der ganzen Krise „keinen Augenblick gestrauchelt" sei und mit fester Hand und unverändertem Kurse seine ausgesprochen jugoslawische Politik weiter verfolgt habe. — Nach Mitteilung polnischer Blätter beläuft sich der diesjährige Heeresetat Jugoslawiens auf insgesamt 2 772 165 000 Dinar für das Landheer, Flugwesen und die Kriegsmarine. Das bedeutet im Vergleich mit dem Vorjahre eine Erhöhung von 313 Millionen Dinar. Dazu kommen noch außerordentliche Kredite von 454 Millionen zum Ankauf von Kriegsmaterial. — Im Vordergrunde des allgemeinen Interesses stehen in Südslawien zur Zeit die Regierungsberatungen über die strategisch sehr wichtige zweite Adria-Bahn, die Belgrad

Digitized by Google

direkt mit dem Meer verbinden soll. Sie ist bereits bis Peç normalspurig ausgebaut und soll nun durch das Gebirge von Montenegro entweder nach Kotor, Budva oder Risani verlängert werden.

In Ungarn wurden nach dem Abbruch der Verhandlungen von Komorn fünf Jahresklassen zu den Fahnen gerufen und auf die Nachricht von tschecho-slowakischen Truppenkonzentrationen an der Südgrenze entsprechende Gegenmaßnahmen zur Verstärkung des ungarischen Grenzschutzes getroffen. Auch Budapest selbst war in Verteidigungszustand gesetzt worden. Bahnhöfe und Donaubrücken und die umliegenden Höhen waren mit Flak gesichert. Nach dem Wiener Schiedsspruch herrschte einige Unzufriedenheit über die Erfolge der ungarischen Revisionspolitik. In patriotischen Kundgebungen wurde der Ruf nach „Groß-Ungarn" laut, und der Präsident der Frontkämpfervereinigung prägte das Schlagwort: „Vorwärts bis an die Karpathen!" Aber am 25. November — am Tage der zweiten Demission und Umbildung des Kabinetts Imredy, der eine Vertagung des Parlaments bis 30. November folgte — wurde auch in Ungarn mit der Demobilmachung begonnen. Die endgültige Einstellung Ungarns zum Donau- und Mitteleuropaproblem wurde erst gelegentlich des Besuchs des Grafen Ciano in Budapest am 22. Dezember offenkundig. Sie ist zusammenzufassen in den Richtlinien: Zusammenarbeit mit den Achsenmächten; engere Gestaltung der Freundschaft mit Südslawien; aktivere Beteiligung im Kampf gegen den Bolschewismus; und — bei nächster Gelegenheit — Trennung vom Genfer Völkerbund.

In der Sowjetunion hat das Bewußtsein der in Mitteleuropa erlittenen Niederlage eine gereizte Stimmung hinterlassen. Die Erklärung Lord Wintertons im englischen Parlament, daß die Union der Tschecho-Slowakei nur wegen ihrer „militärischen Schwäche" nicht zu Hilfe gekommen sei, wurde trotz einer Demarche des russischen Botschafter Maiski bei Lord Halifax aufrechterhalten und wiederholt. Dafür rächte sich der Vorsitzende des Rates der Volkskommissare, Molotow, gelegentlich der 21. Jahresfeier der Oktoberrevolution durch eine Polemik gegen die Westmächte, denen er in scharfen Worten „Kapitulation vor dem Faschismus" vorwarf. Auch gegen Frankreich wurde die Presse von Tag zu Tag ausfallender und unfreundlicher, so daß sich der Eindruck verstärkt, als ob man im Kreml nicht mehr allzu hohe Odds auf die französische Karte zu setzen wage. Bei der Parade auf dem Roten Platz führte Marschall Budjeni die Truppen der Garnison an Woroschilow vorbei. Dieser hielt eine kurze Ansprache, in welcher der japanische Zwischenfall im Fernen Osten ironisiert und der russische Mißerfolg in einen großen Sieg umgebogen wurde. Im übrigen sei der Weltkrieg nahe oder habe praktisch bereits begonnen. Die in allen Städten abgehaltenen Reden gaben das Bild einer Anpassung des politischen Programms an die veränderte Weltlage durch eine merkliche Verschärfung des weltrevolutionären Kampfes. In einem Armeebefehl Woroschilows wurde die baldige „Liquidierung der bourgeoisen Demokratien" in Europa angekündigt. Der neuernannte Marinekommissar Frimowski prophezeite, daß die rote Flotte im neuen Weltkrieg „den Feind in seinen eigenen Gewässern ersäufen" werde. Und Dimitroff versprach, daß die „vereinigten Kräfte des Proletariats" den Faschismus vernichten würden.

Die Liquidierung setzte sich auch im vergangenen Vierteljahr, wenn auch in etwas langsamerem Tempo, fort. Der GPU-Chef, Jeschkow, wurde durch den früheren georgischen Parteigewaltigen Berija ersetzt. Es ist unmöglich, alle Namen der Persönlichkeiten aufzuführen, die inzwischen vom Schicksal ereilt wurden. Der „Matin" veröffentlichte vor kurzem eine Liste, wonach seit dem 1. Januar 1938 nicht weniger als 175 Volkskommissare, 1441 hohe Parteibeamte und 65 v. H. aller Offiziere vom Oberst aufwärts „liquidiert" worden seien. Über das Schicksal des Marschall Blücher besteht noch immer Unklarheit. Die Gerüchte schwanken zwischen Verhaftung, Selbstmord und Hinrichtung. — Der neue Kommissar der Kriegsmarine, Frimowski, der Nachfolger Smirnows, ist wegen Unruhen in der Schwarzmeer-Flotte nach Sebastopol geflogen. Die Entlassung der ausgedienten Jahrgänge der Marine soll in Verbindung damit zurückgestellt und einige meuternde Schiffseinheiten isoliert worden sein. — In Moskau ist ein neues Komplott gegen Stalin aufgedeckt worden. Es sei beabsichtigt gewesen, bei der Einweihung des neuen Theaters der Roten Armee durch Stalin das ganze Gebäude, dessen Grundmauern schon beim Bau unterminiert wurden, in die Luft zu sprengen. Polnische Blätter veröffentlichen eine ATE-Meldung aus Moskau, wonach in der letzten Woche 500 Verhaftungen wegen politischer Aktivität, Verteilung von Flugblättern und dergleichen vorgenommen wurden, in welchen heftige Angriffe auf Stalin und seine Regierung enthalten waren. Der persönliche Schutz Stalins ist unter diesen Umständen eine vordringliche

Digitized by Google

Aufgabe des neuen GPU-Chefs geworden, der die Wachabteilungen des Kreml durch besonders ergebene kaukasische Bergtruppen ersetzt hat.

Auch die Vorgänge in Memel standen indirekt im Schatten der durch die Münchener Konferenz eingeleiteten Machtveränderungen in Europa. In der Nacht vom 30. Oktober zum 1. November bequemte sich endlich die litauische Regierung, den seit zwölf Jahren bestehenden Kriegszustand im Memelgebiet aufzuheben und Neuwahlen für den 6. memelländischen Landtag auf den 11. Dezember auszuschreiben. Diese gestalteten sich, wie nicht anders zu erwarten war, zu einem vollen Sieg des Deutschtums und fanden nach Bekanntwerden des Wahlergebnisses am 17. Dezember ihren Ausdruck in einer spontanen Kundgebung in Memel, bei welcher die Bevölkerung ein freies und überwältigendes Bekenntnis zum Nationalsozialismus ablegte.

Die Ausstrahlung des politischen Umbaues in Mitteleuropa auf den Balkan beschränkte sich in der Hauptsache auf vorübergehende Manifestationen bulgarischer Studenten in Sofia, die die Annullierung des Vertrages von Neuilly und die Rückkehr der annektierten Gebiete verlangten. Im Augenblick dürfte ihnen keine größere Bedeutung zuzuschreiben sein, wenn auch die Stimmung nationaler Kreise gegen Rumänien durch die letzten Vorgänge sehr beeinträchtigt und von manchen bulgarischen Blättern warnend auf das Beispiel Schuschniggs hingewiesen wurde. Auch in der alljährlichen Konferenz der Generalstabschefs des Balkanbundes, die Ende November in Athen tagte, hat sicherlich die Tatsache einen Punkt des Programms gebildet, daß die Lage des Balkanbundes durch die Sprengung der Kleinen Entente eine durchgreifende Veränderung erfahren hat. Über besondere Beschüsse wehrpolitischer Art ist jedoch nichts verlautet.

In Bulgarien rief die am 10. Oktober erfolgte Ermordung des Generalstabschefs Peef und seines Adjutanten begreifliche Erregung hervor. Die ursprüngliche Meinung, daß die Tat mit einem Wiederaufleben mazedonischer Geheimbünde in Zusammenhang stehe, scheint sich nicht zu bewahrheiten. Als Nachfolger wurde am 14. Dezember General Petkof ernannt. Die Sobranje hat am 18. November Rüstungskredite von 4½ Milliarden Lewa innerhalb der nächsten drei Jahre sowie von 1 Milliarde außerdem für den Bau von Eisenbahnen bewilligt. — Die Offiziere des deutschen Kreuzers „Emden" wurden am 19. November von König Boris empfangen. Letzterer stattete bei seiner Durchreise durch Deutschland dem Führer und Reichskanzler am 25. November einen Besuch in Berchtesgaden ab.

In Athen wurde ein entscheidender Schlag gegen den Rest der noch in Griechenland vorhandenen kommunistischen Elemente geführt und 46 ihrer Führer verhaftet, die versucht hatten, das gegenwärtige Regime zu untergraben. — General Metaxas überreichte dem König Georg in feierlicher Zeremonie den Marschallstab, um seiner Eigenschaft als Oberbefehlshaber der hellenischen Armee sichtbaren Ausdruck zu verleihen und ihm den Dank der Armee für seine ununterbrochene Fürsorge zu bezeugen.

In Stambul starb am 10. November Kemal Atatürk, der Präsident der türkischen Republik, der als Mustapha Kemal Pascha im Jahre 1919 den Freiheitskampf gegen die Ententemächte aufnahm, die griechische Armee aus Anatolien vertrieb und in 15jähriger erfolgreicher Aufbauarbeit sein Land und Volk zum stärksten Faktor der vorderasiatischen Politik erhob. Zu seinem Nachfolger wurde Ismet Inönü, sein engster Mitarbeiter aus der kemalistischen Revolutionszeit und langjähriger früherer Ministerpräsident, gewählt. Zum Außenminister wurde von ihm an Stelle des Dr. Aras, der zwölf Jahre diesen Posten bekleidet hatte, Sükrü Saracoglu, sein Vertrauensmann, berufen. Ismet Inönü hat in einer Erklärung an die ausländische Presse verkündet, daß er an den Grundsätzen Atatürks festhalten werde. Trotzdem ist anzunehmen, daß der plötzliche Tod Atatürks nicht ganz ohne Einfluß auf den Wärmegrad der türkisch-englischen bzw. türkisch-russischen Beziehungen bleiben wird. — Die türkische große Nationalversammlung hat dem Ministerium für nationale Verteidigung Ende September einen Betrag von weiteren 125,5 Millionen türkischer Pfund (etwa 250 Millionen RM) in den Jahren 1938 bis 1948 zur Verfügung gestellt.

Durch die von Reichswirtschaftsminister Dr. Funk am 30. September begonnene Südostreise, die ihn über Prag, Belgrad, Sofia, Athen nach Konstantinopel und Ankara führte, wurde in wenigen Wochen die Grundlage zu einem neuen Wirtschaftsnetz für Deutschland gelegt, dem im Sinne des deutschen Vierjahresplans in der Zukunft eine große Bedeutung zukommen wird. Eine der wichtigsten der dabei getroffenen Vereinbarungen ist das am 7. Oktober in Ankara unterschriebene Kreditabkommen mit der Türkei in Höhe von 150 Millionen RM, das zur Bezahlung von Aufträgen industrieller und militärischer Art bestimmt und bei dem Fehlen jedes politischen Hintergedankens ein offenkundiges Zeichen gegenseitigen Vertrauens der beiden Länder ist.

Digitized by Google

Bücherschau.

Franz Miltner. **Germanische Köpfe der Antike.** Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion, Potsdam (1938). 140 Seiten. 8°. — Germanentum, Antike und christlicher Glaube: aus diesen drei Wurzeln entstand das Deutschtum; immer wieder wird der, dem deutsches Volk und deutscher Staat und ihr Werden am Herzen liegt, zurückgehen müssen zu diesen Anfängen deutschen Schicksals. Die spärlichen Nachrichten, die über Arioviſt und Arminius auf uns gekommen, sind meist von Feinden überliefert. Es bedarf daher schon eines Meisters der Interpretation, um wirklichkeitsnahe Bilder entstehen zu lassen. M., dem Innsbrucker Professor, ist es gelungen, die ältesten, fast sagenhaften Gestalten der germanischen Vorzeit unseres Volkes bildhaft darzustellen. Außer den beiden ältesten Germanenführern hat M. Marbod, Civilis, Arbogast, Stilicho, Alarich und Geiserich als Staats- und Kriegsmänner geschildert. Jeder von ihnen hat an seinem Platz politische und militärische Entscheidungen zu treffen gehabt, die einen als Gegner, andere als Sachwalter Roms. Die Geschichte aller dieser Germanen zeigt, daß die germanische Frage zur Lebensfrage für Rom geworden war. Der Untergang der Völkerwanderungsreiche infolge ihrer Entwurzelung vom Volksboden hat wohl den Anschein erweckt, als seien die Goten, Vandalen, Burgunder usw. nutzlose Opfer des Germanentums geworden; aber in Wahrheit haben sie geholfen, Rom sturmreif für die Franken zu machen, und Bahn für die Entstehung des neuen Staatensystems in Europa gebrochen. Das bunte politische Leben im spätrömischen Reich tritt in M.s Darstellungen der Arbogast, Stilicho, Alarich und Geiserich plastisch hervor. Auch der Deutsche, der weiß, daß die auf römischem Boden untergegangenen Germanen nicht zu den Vätern der deutschen Nation zu rechnen sind, wird voll Stolz von diesen staatsmännisch-klugen, wehrhaften und heldischen Führern germanischer Frühzeit hören und lesen. Kurt Flügge.

Weltgeschichte der Gegenwart in Dokumenten, 1934/35. Teil 2. Staatsform und Wirtschaft der Nationen, bearbeitet von Michael Freund. Gr. 8°. XX, 452 Seiten. Brosch. 10.— RM, Lwbd. 14.— RM. 1937. — **Weltgeschichte der Gegenwart in Dokumenten,** 1935/36. Teil 3, Internationale Politik. Mit Unterstützung der Essener Verlagsanstalt herausgegeben von Werner Frauendienst. Gr. 8°, XIV, 491 Seiten. Brosch. 10.— RM, Lwbd. 14.— RM. 1937. — **Kalender der Weltgeschichte.** Kalendarium und Quellenkunde für Weltgeschichte der Gegenwart 1934—1935. Zusammengestellt aus dem politischen Archiv der Essener Verlagsanstalt. Gr. 8°. XVI, 295 Seiten. 1937. Essener Verlagsanstalt, Essen-Berlin-Leipzig. — Die nun schon in 3 Bänden vorliegende „Weltgeschichte in Dokumenten" hat sich eine doppelte Aufgabe gesetzt. Sie will eine zusammenhängende Darstellung der Weltgeschichte geben und eine Materialiensammlung der wesentlichsten Dokumente in handlicher und auch dem einzelnen erschwinglicher Form sein. Diese Absicht ist vollauf gelungen, wie die Beurteilung auf Grund einer zweijährigen, dauernden Benutzung des ersten Bandes und im Hinblick auf die seitdem in den folgenden Bänden vorgenommenen Verbesserungen ergibt.

Den Kern der Bände bilden Dokumente im weitesten Sinne, in denen die beteiligten Staaten durch Gesetze, Memoranda, Noten, Verlautbarungen, Erklärungen usw. zu Worte kommen. Diese Dokumente sind nach Sachgebieten (z. B. Kampf um Indien, Aufbau des Korporativstaates in Italien, Abessinischer Krieg, Sowjetpakt und Locarnovertrag) gruppiert und werden durch begleitende Zwischentexte in einen Zusammenhang gebracht. Damit wird das Buch über die Eigenschaft als Nachschlagewerk hinaus zur Lektüre für den, der sich die Mühe der Vertiefung machen will. Sicherlich bedeutet das Unterfangen, Gegenwartsgeschichte in Dokumenten darstellen zu wollen, ein Wagnis. Denn in Dokumenten liegt objektive Wahrheit neben subjektivem Irrtum, Offenheit neben Verschweigen, die Auswahl der Dokumente unterliegt billigem wie gutem Streit und die Beifügung von Zwischentexten ist eben doch nur die Darstellung eines Bearbeiters und nicht das Geschehen selbst. Aber diese Bedenken kennt der Herausgeber und hat sich erweislich darum bemüht, sie soweit wie möglich zu verringern. Und endlich kann er sachlich zu seiner Rechtfertigung darauf hinweisen, daß eben das moderne Weltgeschehen sich in der Form von Noten, Erklärungen usw. niederschlägt und daher seine Darstellung in ihnen und durch sie in gedruckter Form nicht anders möglich ist.

Ihrem Inhalte nach behandeln die Bände folgende Geschehnisse: Im Teil 2 beginnen Seite 1—94 mit dem Britischen Reich im Umbau, es folgt Krise und Wandel in den Vereinigten Staaten (97—162), die westeuropäischen Nationen im Umbau (163 bis 236), der Aufbau des korporativen Staates in Italien (237—263), der Aufbau des Deutschen Führerstaates seit August 1934 (265—298) und schließlich Mitteleuropa und

Digitized by Google

der europäische Grenzgürtel (299—401). Der 3. Band gilt zwei Hauptthemen, nämlich dem Abessinischen Krieg und der Begründung des Italienischen Imperiums einschließlich Sanktionen und Mittelmeerpakten und der Begründung der Deutschen Wehrhoheit bis zum Ende des Locarnovertrages.

Bereits der 2. Band enthält neben dem stark untergegliederten Inhaltsverzeichnis ein Register für die ersten beiden Bände von mehr als 30 Seiten, im 3. Bande wird eine Übersicht über die Dokumente und eine Chronologie der Dokumente geboten. Wie gerade diese Besprechung mit Dank zu bemerken Anlaß hat, ist ihre früher (Völkerbund und Völkerrecht III, 215) geäußerte Anregung, auch noch ein Quellenverzeichnis der Urabdrucke beizufügen, im 3. Band erstmalig verwirklicht. Mit diesem Dank sei daher die weitere Hoffnung geäußert, daß das Register künftig jedem Bande angefügt wird, weil für die Eigenschaft als Nachschlagewerk die Vielzahl der Möglichkeiten zur Auffindung schlechthin unerläßlich erscheint.

Der Weltgeschichte in Dokumenten ist neuestens nun der Kalender der Weltgeschichte gefolgt: dort war der sachliche Zusammenhang, hier die zeitliche Folge der Geschehnisse der maßgebende Ordnungsgedanke, so daß der Kalender jene auf das vortrefflichste ergänzt.

So sind „Weltgeschichte" und „Kalender" Neuerscheinungen, deren umsichtige sachliche Leistung der rückhaltlosen Anerkennung und aufrichtigen Dankbarkeit bei allen welt- und wehrpolitisch wie völkerrechtlich tiefer Erfaßten sicher ist. Weil das der Fall ist, beruht der Wunsch auf ein schnelles Erscheinen der nächsten Bände nicht auf einer Verkennung der gewaltigen Arbeitsleistung, sondern auf der Erkenntnis, daß die genannten Interessentenkreise die Werke bitter nötig gebrauchen.

Wilhelm Troitzsch.

Signal „Jot Dora". Von Werner Burkhardt und Hans-Joachim Voigt. Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin. — In packender, lebendiger Weise schildern in diesem Buche zwei junge Seeoffiziere die Zeit auf der Hochseeflotte von Kriegsbeginn bis zur Skagerrackschlacht. Erst am 1. Mobilmachungstage stellt das neue Linienschiff „Großer Kurfürst" in Dienst, bunt zusammengewürfelt ist die Besatzung, zum Teil wenige Tage vorher vom Kreuzergeschwader in Ostasien zurückgekehrt. Durch Artillerie- und Torpedoschießübungen und Fahrübungen werden die Leute zu einem Ganzen zusammengeschweißt, und lernen ihr Schiff genau kennen. Endlich ist es so weit! Das Schiff nimmt an einem Vorstoß teil, an dem die Schlachtkreuzer am 16. Dezember 1914 die englische Küste beschießen, aber die Enttäuschung war groß, als das erhoffte Zusammentreffen mit den englischen Großkampfschiffen ausblieb. Dann kam die große Geduldsprobe, als monatelang alle Vorstöße ergebnislos verliefen, als aber Admiral Scheer das Kommando über die Hochseeflotte übernahm, spürte jeder, daß jetzt ein anderer Wind wehte. Wieder ein Vorstoß nach Norden: diesesmal sollte es Ernst werden! Auf allen Schiffen der langen deutschen Gefechtslinie weht das Signal „Jot Dora", und beim Niedergehen eröffnen alle Schiffe gleichzeitig das Feuer, die größte Seeschlacht der Weltgeschichte ist entbrannt und endet mit einem deutschen Siege! — Ausgezeichnet haben die Verfasser es verstanden, den Leser mit den Einrichtungen des Schiffes und ihrer Bedienung vertraut zu machen, trockene Erklärungen gibt es nicht, sondern der Leser nimmt an allem teil. Den Schluß bilden einige interessante Daten aus der Zeit, in die die geschilderten Ereignisse fallen. Das Ganze ist ein Buch, das jeder mit Begeisterung lesen wird!

Jacob Rehder.

Paul Leutwein. **Das deutsche Afrika und seine Zukunft.** Mit 96 farbenphotographischen Abbildungen und 4 Karten. C. A. Weller Verlagsbuchhandlung. Berlin (1937). IX und 172 Seiten. 8°. — Der Name des als Kolonialfachmann bewährten Verfassers bürgt für ein kenntnisreiches und gründliches Buch. Die Notwendigkeit einer für Deutschland günstigen Lösung der kolonialen Frage wird wieder allgemein im Deutschen Reich erkannt. Was im einzelnen von einer solchen Lösung zu erwarten steht, welche Gebiete, welche Rohstoffe, welche kolonialen Methoden eine Rolle spielen können und werden: diese Fragen kann z. T. der Geograph, z. T. der Wirtschaftler beantworten, am besten aber und am praktischsten der alte Kolonialmann. Daher ist es besonders beachtlich, wenn L. für jede unserer afrikanischen Kolonien nachweist, daß ihr Besitz für Deutschland lebensnotwendig ist. Die wirtschaftliche Seite des Kolonialproblems wird eingehend untersucht und u. a. an Hand der Vorkriegserfahrungen festgestellt, daß die angebliche Wertlosigkeit der deutschen Kolonien ein Märchen ist. Unter Betrachtung der englischen und französischen Kolonisierungsmethoden geht L. der kolonialen Schuldlüge zuleibe: die Deutschen haben bewiesen, daß sie kolonisieren können. Der Verf. macht schließlich den Vorschlag, Ost- und Südwestafrika sowie das

Digitized by Google

durch den westlichen Teil von Französisch-Äquatorialafrika abgerundete Kamerun als deutsche Kolonien zu beanspruchen, dagegen Togo und den Südseebesitz aufzugeben. Ob der Weg Deutschlands zur Erlangung seiner Kolonien über Einzelverhandlungen oder über eine Kolonialkonferenz gangbar ist, bleibe dahingestellt. Die Auffassung L.s jedoch, daß „eine Kolonialkonferenz mit dem Blick in das weite Afrika von selbst eine freundliche Stimmung" erzeugen werde, „wenn alle Beteiligten entschlossen sind, die europäischen Sorgen davon abzutrennen und Europa Europa sein zu lassen", vermag ich nicht zu teilen. Zu diesem Optimismus berechtigt weder die Vergangenheit noch die Gegenwart. Zudem enthält der Bedingungssatz L.s eine offenkundige Unmöglichkeit; oder können Weltmächte eine andere als Weltpolitik treiben, d. h. eine auch mit dem Blick auf Europa gerichtete Politik? Nicht einmal die Vereinigten Staaten können das. Bemerkt sei die vorzügliche Ausstattung des Buches mit bunten Photographien, zu denen der weniger kundige Leser vielleicht jeweils eine Erklärung wünscht, aus welcher Kolonie die Aufnahme stammt. Kurt Flügge.

In der Franckhschen Verlagsbuchhandlung, Stuttgart 1937, hat Heinz Holldack ein auch für die militärisch interessierten Leser höchst aufschlußreiches Buch über das moderne Italien: **„Söhne der Wölfin, Wandlung Italiens"**, veröffentlicht. Der Verfasser, der ein ausgezeichneter Kenner der italienischen Geschichte und des italienischen Lebens ist, bringt eine meisterhafte Darstellung der politischen, geistigen und wirtschaftlichen Entwicklung Italiens vom Risorgimento bis zum Faschismus. Im Zusammenhang des Buches erläutert der Verfasser mehr die ethisch-pädagogischen Fragen der italienischen Wehrmacht. Er schildert die Heeresreform, die vom Faschismus durchgeführt wurde, und weist darauf hin, daß das faschistische Italien sich die Aufgabe gestellt hat, alle militärischen Tugenden zu pflegen, um die Wehrkraft des Landes aufs höchste zu steigern. Demjenigen, der die militärischen Probleme eines Landes nicht nur isoliert, sondern komplex zu begreifen trachtet, wird das Buch wertvolle Einsichten bringen. Johannes Ullrich.

Egon Heymann. **Balkan.** Kriege, Bündnisse, Revolutionen. 150 Jahre Politik und Schicksal. Berlin 1938. Junker und Dünnhaupt Verlag. 440 Seiten. — Dieses Buch, das praktischen Bedürfnissen dienen soll und von einem Praktiker geschrieben ist, befaßt sich in seinem größeren Teile mit der Zeit nach dem Kriege und hier wieder in erster Linie mit der Außenpolitik. Das ist gerechtfertigt, denn die Bestrebungen der Balkanvölker haben als wichtigstes Ziel die Gewinnung der politischen Freiheit gehabt. Eben deshalb greift Heymann auch zurück in die letzten eineinhalb Jahrhunderte, den Zeitraum, in dem der Befreiungsgedanke von den ersten Anfängen bis zur Verwirklichung gedieh. Mit Recht legt Heymann auch Gewicht auf die Feststellung, daß Preußen-Deutschland mehr Verständnis für die Balkanvölker bewiesen hat als die Großmächte, die in ihnen meist nur Werkzeuge ihrer eigenen Politik erblicken wollten und entsprechend rücksichtslos handelten. Jugoslawien hat einen breiten Raum erhalten; es ist uns am nächsten gelegen, gehört sowohl dem Kleinen Verband als dem Balkanbund an und ist in der inneren Festigung am weitesten fortgeschritten, so daß es zum Schwerpunktsland geworden ist. Karten, Anmerkungen mit längeren Anführungen, eine Zeittafel (sehr nützlich!) und ein Namensverzeichnis erleichtern die Benützung des Buches, dessen Wert für Zwecke der Unterrichtung unbestreitbar ist.
Josef März.

Nauticus 1939. Soeben erscheint der auf Veranlassung des Oberkommandos der Kriegsmarine herausgegebene „Nauticus 1939", Jahrbuch für Deutschlands Seeinteressen. Admiral a. D. Gottfried Hansen hat sich, gestützt auf vorzügliche Kenntnis aller Gebiete des Seekrieges, zum zweiten Male der Aufgabe des Herausgebers unterzogen und hat die besten Fachleute zu Wort gebracht.

„Übersee und Kolonialwirtschaft, Schiffahrt und Überseeluftfahrt, geschützt und geschirmt von einer starken Seemacht, gehören mit zu den Säulen, auf denen Friede und Wohlfahrt der großen Seepolitik und so auch unseres Großdeutschen Reiches ruhen", sagt Admiral Hansen im Vorwort. Und wenn er dem Nauticus 1938 vorausschickte, daß das Jahrbuch „das Wissen von den Fragen der See, über die der Weg zum Blühen und Gedeihen jedes Volkes führt, das nicht in der Enge unzureichender kontinentaler Verhältnisse verkümmern will, allen Kreisen des deutschen Volkes vermitteln will", so ist dies Versprechen erfüllt.

Das Deutschland des Führers steht in einem großzügigen, auf veränderte Grundsätze gestützten und der heutigen militärpolitischen Weltlage Deutschlands Rechnung tragenden Aufbau seiner Kriegsmarine. Dieser, dem des Großadmirals v. Tirpitz um die Jahrhundertwende ebenbürtige, wenn auch anders geartete Flottenbau, der auf

Digitized by Google

Geheiß des Führers der Macht und Würde des Dritten Reiches angemessen sein soll, kann in seiner Wesensart nur dann ernsthaft verstanden werden, wenn man sich in die gegenüber der Vorkriegs- und Kriegszeit auf allen Gebieten des Seewesens stark veränderte Lage vertieft. In schlagartiger Kürze wird hier ein Überblick über das Hauptsächliche gegeben, ohne bei dieser extraktmäßigen Behandlung die Qualität leiden zu lassen. Unter der straffen Führung des Herausgebers haben alle Mitarbeiter die Aufgabe richtig erfaßt: das Wesentliche zu bringen und dadurch dem Überblick suchenden Leser das Studium dickleibiger Fachliteratur zu ersparen.

Der Inhalt ist in gewohnter Weise in sechs übersichtliche Hauptabschnitte geteilt. Wie im Nauticus 1938 gibt Konteradmiral a. D. Gadow die „Marinepolitische Umschau"; er stellt einleitend fest, „daß die Kräfte der demokratischen Opposition gegen die neue Staatsform noch weit entfernt sind von einem Ausgleich mit denen der dynamischen Entwicklung". Ostasien, Mittelmeer, die Neuordnung Europas sowie die Ölkrisis sind die von Gadow kurz und scharf umrissenen Probleme. Gegliedert nach den drei Stichworten Mussolinis „Schiff, Personal, Stützpunkte" bespricht Korvettenkapitän Allewelt „Die Kriegsmarinen der fremden Großmächte 1937/38". Auf die zielbewußte Marineentwicklung der Sowjetunion, welche die Kriegsmarine jetzt als gesonderten Wehrmachtsteil organisiert und sich folgerichtig einen Admiralstab geschaffen hat, sei besonders hingewiesen. Geschickt referiert Oberregierungsrat Brennecke über „Die deutsche Kriegsmarine 1937/38".

Zum erstenmal kommt ein früherer österreichischer Seeoffizier, Linienschiffsleutnant a. D. Sokol als Historiker bereits bekannt und inzwischen als Kapitänleutnant in die Kriegsmarine übernommen, zu Worte. Der „Überblick über die Geschichte der k. u. k. Kriegsmarine" wird zur Erweiterung der häufig allzu stark auf Ost- und Nordsee eingestellten Blickrichtung sowie zur Erkenntnis beitragen, daß die Seekriegführung im begrenzten Raum, wie er durch Mittelmeer, Ost- und Nordsee gebildet wird, wesentliche Unterschiede gegenüber dem Hochseekrieg darstellt. Konteradmiral Donner packt „Die Seekriegführung im begrenzten Raum" auf historischer Grundlage an und entwickelt aus der wachsenden Stärke der Kriegsmittel im Küstenvorfeld — Mine, Torpedo, Luftwaffe — das Problem, zur Operation bestimmte Streitkräfte, mögen es Überwasserschiffe oder U-Boote sein, aus den Küstenvorfeldern auf die hohe See hinausbringen zu müssen. Schutz der Küste und Beherrschung des Küstenvorfeldes sind nur die Voraussetzungen für die eigentliche Aufgabe des Hochseekrieges.

Die im engen Seeraum bedeutungsvollen „Hoheitsfragen in Küstengewässern" werden von Kapitän zur See Kurze untersucht, Korvettenkapitän Neubauer behandelt den „heutigen Stand der Seerüstungsabkommen".

Fragen größter politischer Bedeutung klingen in dem tiefgründigen Aufsatz von Vizeadmiral a. D. Dr. h. c. Groos über „Stand und Bedeutung der maritimen Stützpunkte im Bereich des Stillen Ozeans" an. Der Verfasser sieht als einziges Mittel zur Beseitigung der von Ostasien her Europa berührenden Spannungen die Anerkennung einer japanischen Monroe-Doktrin für den Fernen Osten durch die angelsächsischen Mächte an, ohne allerdings die Anwendung dieses Mittels heute für wahrscheinlich zu halten.

Korvettenkapitän Gerhard Wagner behandelt die Auswirkung von Seemacht im japanisch-chinesischen Konflikt, bei der Eroberung Abessiniens und im spanischen Bürgerkrieg: „Eigene Seemacht kann nicht durch Verträge und Garantien ersetzt werden, die Seemacht ist das Mittel, das als einziges die Aufgabe der machtpolitischen Fernwirkung lösen kann." Wie weit sich „die Seeluftwaffe in der Seekriegführung der Zukunft" an diesen Fernwirkungen beteiligen wird, bespricht Vizeadmiral a. D. Maßmann; er schildert knapp und klar neben Betrachtungen über den selbständigen Luftkrieg die Rolle der Seeluftwaffe im Angriff, in der Erkundung und im Handelskrieg.

Probleme von entscheidendem Einfluß auf Typenentwicklung und Zusammensetzung neuzeitlicher Flotten werden im militärtechnischen Teil behandelt. Konteradmiral Mahrholz, der am 31. Mai 1916 als 1. Artillerieoffizier des Schlachtkreuzers „Von der Tann" den englischen Schlachtkreuzer „Indefatigable" vernichtete und damit einen der stärksten und unbestrittensten Erfolge der Schiffsartillerie im Weltkrieg erzielte, berichtet über „Probleme neuzeitlicher Schiffsartillerie auf Grund der Kriegserfahrungen". Für seine Feststellung „Der Artillerieoffizier muß eine Persönlichkeit sein, die sich durchsetzt" ist der Verfasser ein geschichtliches Beispiel. — „Jede Einseitigkeit in der Beurteilung des Wertes der einzelnen Waffe ist schädlich und muß unterbleiben . . . . erst das Zusammenwirken der Waffen sichert, wie im Landkrieg, so auch im Seekrieg, den Enderfolg": so tritt Korvettenkapitän Erdmenger für die — durch technische Entwicklung

Digitized by Google

übrigens stark gesteigerte — „Bedeutung der Torpedowaffe für den modernen Seekrieg" ein. Im derzeitigen Führer der U-Boote, Kapitän zur See Dönitz, findet er einen starken Mitstreiter, denn „Aufgaben und Stand der U-Boot-Waffe" verdeutlichen die uneingeschränkte Wichtigkeit eines Seekriegsmittels, das gerade als Torpedoträger die große Probe des Ernstfalles bestanden hat. Dagegen stellt Dipl.-Ing. Hadeler, einer der besten Sachkenner in Flugzeugträgerfragen, uns die ganze Problematik des in die Zukunft weisenden Flugzeugträgers vor Augen. Bei diesem Schiffstyp ist, wie der Verfasser feststellt, im Ernstfall noch nirgends die große Probe auf das Richtig oder Falsch der gewählten Lösung vorgenommen worden.

Hinter technischen Betrachtungen des Korvettenkapitäns (Ing.) Dipl.-Ing. Thannemann über „Hochdruckdampf und Motor im Kriegsschiffmaschinenbau" stehen militärische Fragen von entscheidender Bedeutung. Die Antriebsart greift tief in die strategische und taktische Verwendungsmöglichkeit des Einzelschiffes und der Flotten ein. Die bei der Formung des Schiffstyps für den Antrieb getroffene Entscheidung nimmt mehr als Bestückung und Panzer Bejahung oder Verneinung zukünftigen Einsatzes voraus und legt Wesen und operative Bedeutung einer Kriegsmarine für die Zukunft fest. Dieser Aufsatz steht in enger geistiger Verbindung mit der Besprechung „Neuzeitliche Antriebsanlagen für Handelsschiffe" von Direktor Bleicken, Hamburg-Amerika-Linie, Hamburg. Beide Aufsätze sollten gemeinsam gelesen werden.

Mit der Überschrift „Kein Volk, das Anspruch auf Weltgeltung erhebt, kann auf Seefahrt verzichten", leitet Staatssekretär Koenigs einen Aufsatz über „Die deutsche Schiffahrtspolitik" ein: „Eine Nation, die sich dem Kampf um die Geltung auf dem Meere entzieht, tritt selbstgewollt in die zweite Reihe der Völker . . . die deutsche Handelsschiffahrt fühlt sich stark im Schutz der deutschen Kriegsmarine. Die Kriegsmarine ist die Lehrmeisterin der Handelsschiffahrt. Die Kriegsmarine, welche die Macht und den Lebenswillen des Deutschen Reiches auf dem Meere verkörpert, ermöglicht der Handelsschiffahrt erst, die Flagge auf der See und in den fremden Häfen zu zeigen." Bürgermeister Krogmann, Hamburg, und Oberbürgermeister Dr. Delius, Wesermünde, haben in Aufsätzen über „Die großen Seehäfen des Weltverkehrs" und „Die Seefischereien der Welt und ihre Flotten" ihr fachmännisches Wissen zur Verfügung gestellt.

Aufsätze über „Luftfahrt und Seeschiffahrt im Überseeverkehr" von Ministerialrat Dr. Feßler und über „Atlantikflug und seine Durchführung" von Flugkapitän Blankenburg ergänzen die Betrachtungen über die Luftwaffe im Seekrieg. Die wachsende Bedeutung der Luftfahrt im Überseeverkehr läßt die Einflüsse des neuen Verkehrsmittels auf Probleme des Seekrieges heute erst ahnen. Der Nauticus erwirbt sich ein besonderes Verdienst, indem er die Probleme von Seefahrt und Luftfahrt über See rechtzeitig verbindet; er wird in Zukunft sicherlich auch die militärische Bedeutung dieser Zusammengehörigkeit im Auge behalten.

Der wirtschaftliche Teil liegt keineswegs an der Peripherie der bisherigen Probleme oder der Arbeit der Kriegsmarine, denn die hier behandelten Zusammenhänge begründen letzten Endes Wesen und Schaffen einer Kriegsmarine. Aufsätze von Professor Dr. Predöhl über „Währung und Weltwirtschaft", von Korvettenkapitän Haensel über „Die Ölversorgung der Welt", von Staatssekretär Dr. Posse über „Die Belebung der Weltwirtschaft durch Stärkung der Nationalwirtschaften", sowie von Reichsbankdirektor Reinhardt über „Großdeutschlands Stellung im Welthandel" geben dem Leser das Rüstzeug für das Verständnis wirtschaftlicher Zusammenhänge. „Geht es den einzelnen Völkern gut, ist die Wirtschaftspolitik ihrer Regierung gesund, so blüht auch die Wirtschaft der Welt . . . Die Parole bei uns heißt nicht Autarkie, sondern Unabhängigkeit. Man solle der deutschen Regierung d e n Unverstand im Ernst nicht zutrauen, daß sie nicht wüßte, wie stark ihre Wirtschaft auf die Einfuhr von Rohstoffen und Nahrungsmitteln von draußen und auf die Lieferung ihrer hochentwickelten Fertigfabrikate dorthin angewiesen ist", führt Staatssekretär Dr. Posse aus. Und im gleichen Sinne stellt Reinhardt fest, daß „Deutschland nur eine Verminderung seiner Auslandsabhängigkeit, nicht aber eine Verminderung seiner Außenhandelsumsätze will".

Im Nauticus 1939 sind nunmehr auch Fragen der deutschen Kolonialwirtschaft und des deutschen Kolonialrechts von Professor Dr. Krüger und Major a. D. Schnoeckel behandelt. Kriegsmarine und Institut für Weltwirtschaft haben die Bearbeitung des statistischen Teils — Kapitän zur See Globig, Fregattenkapitän Prause, Oberregierungsrat Brennecke, Dr. Schlote — bestritten. Der Wirtschaftsstatistische Teil faßt bereits die durch den Anschluß der Ostmark herbeigeführte Änderung der deutschen Wirtschaftsstatistik in sich ein. Erstmalig sind kurze Charakteristiken der Flottenstütz-

Digitized by Google

punkte der größeren Seemächte und die wichtigsten Angaben über den Kaiser-Wilhelm-, Suez- und Panama-Kanal enthalten.

Es erscheint kaum möglich, auf 513 Seiten Text diese Fülle des Stoffes zu bearbeiten, und doch ist es gelungen, ohne an der Oberfläche zu bleiben. 36 Abbildungen auf Tafeln, 25 Abbildungen im Text und 2 Ausschlagtafeln erleichtern das Verständnis. E. S. Mittler & Sohn hat das vorzüglich ausgestattete Buch für den erstaunlich niedrigen Preis von 4,80 RM als Verleger herausgebracht. Wir beglückwünschen den Verlag zu dem ausgezeichneten Werk: Admiral Hansen hat es vorzüglich verstanden, die vielseitige Materie zur Geschlossenheit eines einheitlichen Bildes zusammenzufassen.

Wilhelm Prentzel.

Japans Seemacht mit dem Untertitel „Der schnelle Aufstieg im Kampf um Selbstbehauptung in den Jahren 1853—1937" von Dr. phil. Gustav Jensen ist ein Werk, das besondere Beachtung verdient. Ein Teil wurde als Doktordissertation eingereicht und angenommen; die Schrift ist von dem Marine-Attaché an der Kaiserlich Japanischen Botschaft in Berlin geprüft und zur Drucklegung empfohlen worden. Dr. Jensen versucht aufzuweisen, wie die Entwicklung der japanischen Seemacht in Kriegs- und Friedenszeiten von Kräften innerhalb und außerhalb der Landesgrenze bestimmt, wie sie gehemmt und gefördert wurde. Das Vorwort sagt, daß das Buch die ganze Dynamik als Ergebnis von Stoß und Gegenstoß, von ausländischen Angriffen und völkischer Abwehr, von parlamentarischen Umtrieben, privatkapitalistischen Einflüssen und staatspolitischen Notwendigkeiten darstellt. Es wird nicht zuviel versprochen. Das Werk ist eine ausgezeichnete, auf tiefgründigem Studium der einschlägigen Literatur beruhende Darstellung japanischer Geschichte, japanischer Politik und Seemachtsbildung. Vom Erwachen Japans und seinem Werden als neue Großmacht in den Jahren 1853—1895 werden im ersten Teil die Anfänge japanischer Seemachtsbestrebungen bis zum chinesisch-japanischen Krieg und dem Frieden von Shimoneseki in knapper, übersichtlicher und fesselnder Form geschildert. Der zweite Teil behandelt Japans Aufstieg zur Weltmacht und gibt zum Schluß eine hochinteressante Schilderung des durch Washington vertragsgebundenen Japan und seiner Befreiung von allen Vertragsfesseln. Dr. Jensen hat es verstanden, die innerpolitischen Kämpfe und ihre Rückwirkungen auf die Außenpolitik und Seemachtsbildung klar herauszuarbeiten, so daß auch der Leser, der den japanischen Verhältnissen ferner steht, ein plastisches Bild der Dinge erhält. Am Beispiel Japans gewinnt der Leser eine klare Anschauung von Wesen und Bedeutung der Seemacht. Einsatzbereitschaft, Tüchtigkeit und Vaterlandsliebe sind die Kräfte, welche Japan über alle Hemmungen und Schwierigkeiten hinweg zum Ziel führen. In einem ausführlichen statistischen Anhang, der allein fast 80 Seiten umfaßt, werden Gliederung und Ausbildung der japanischen Marine, Kriegshäfen, Marinestützpunkte, Marineluftwaffe, Schiffslisten der japanischen Marine von 1854 bis heute sowie Kriegsschiffsverluste dargestellt. Abbildungen und Schattenrisse japanischer Kriegsschiffe sowie eine Karte der Marinestationen und Marineluftstützpunkte veranschaulichen den Text. Das Buch, das sich gut liest, ist im Verlag Karl Siegismund, Berlin SW 68, verlegt und wird warm empfohlen.

Walter Gladisch.

Société des Nations. Annuaire statistique du commerce des armes et des munitions. 13. Jahrg., Genf 1937. — Das neue statistische Jahrbuch über den internationalen Handel in Kriegsgerät gibt wie seine Vorgänger Zusammenstellungen für 62 Länder und für 62 Kolonien, Protektorate und Mandatsgebiete. An der Methode der Aufbereitung hat sich gegenüber früher Grundsätzliches nicht geändert, so daß die schon mehrfach aufgezeigten Mängel der Veröffentlichung auch dieses Mal fühlbar hervortreten. Die Bearbeiter beschränken ihre statistischen Berechnungen nach wie vor auf Feuerwaffen und Munition; der überaus wichtige Posten der Kriegsflugzeuge — der nach den Untersuchungen des Instituts für Konjunkturforschung heute schon größer ist als die Ausfuhr an Feuerwaffen und Munition — bleibt nach wie vor aus unverständlichen Gründen unberücksichtigt. Der Einwand, daß Kriegsflugzeuge von den Flugzeugen für den zivilen Bedarf statistisch nicht zu trennen seien, schlägt nicht durch. Denn einmal würde der gleiche Einwand etwa bei der Unterscheidung von Militärgewehren und Jagdgewehren gelten; außerdem aber ist der Anteil der Zivilflugzeuge am gesamten Flugzeugexport der großen Länder nur sehr gering. Trotz dieser notwendigen Einschränkungen ist das Jahrbuch wegen der Einzelnachweisungen, die es gibt, von Wert. Die strukturelle Sonderstellung der Kriegsmaterialausfuhr im Rahmen des Welthandels tritt deutlich hervor: 1936 erreichte die Ausfuhr von Waffen und Munition 50,9 Millionen Golddollar, d. h. 71 v. H. ihres Standes von 1929; der Welthandel in allen Waren dagegen war 1936 erst 38 v. H. so groß wie 1929. Das

Digitized by Google

Jahrbuch zeigt weiter eindringlich, daß die statistische Basis für die Berechnung des Kriegsmaterialhandels immer schmaler wird; besonders die Nachweisungen über die Einfuhr weisen immer mehr Lücken auf. 1931/32 etwa stimmten

[illegible] Waffen und Munition

Berichtigung.

Der Verfasser der Besprechung des Werkes „Nauticus 1939"

ist Admiral a. D. Walter Gladisch, nicht, wie irrtümlich angegeben, Admiral a. D. Wilhelm Prentzel.

aber kann ist; Kriegs- Reise vom

nführ.

Gefechte besonderer Art. Von den Majoren [illegible] und Reve. Verlag „Offene Worte", Berlin 1937. — Beide Verfasser haben sich durch die Herausgabe taktischer Lehrbücher bereits einen Namen gemacht. Die Zahl dieser Lehrbücher ist in den letzten Jahren lawinenartig gestiegen, so daß man versucht ist, zu sagen: Nun ist es genug. Eine Ausnahmestellung muß jedoch diesem Buche eingeräumt werden, weil es die Gefechte unter besonderen Verhältnissen behandelt, die bisher nicht in gebührendem Umfange in der Literatur berücksichtigt worden sind. Hierzu gehören u. a. Kampf bei Dunkelheit und Nebel, um Ortschaften, um Wälder, im Gebirge, um Flüsse und um Engen. Um alle diese Gebiete haben die Verfasser klare Lagen gebaut. Am Anfang eines jeden Stoffgebietes wird zunächst immer auf das Grundsätzliche hingewiesen. Zahlreiche Befehle im Wortlaut und eingehende Besprechungen machen das Buch zu einem wertvollen Ratgeber. Viele Abbildungen mit Darstellungen aus dem Kriege unterstützen die Anschauung. Hervorzuheben ist die vorzügliche Ausstattung des Buches mit Karten und Skizzen. Das Buch wird empfohlen.

Friedrich Altrichter.

Zeitschriftenschau.

Wehrpolitik und Wehrwissenschaften in den Zeitschriften des In- und Auslandes[1]).

Deutschland.

Artilleristische Rundschau (Dezember 1938). Major d. G. St. Gäde: Die Feuerwalze.

Berliner Monatshefte (Dezember 1938). G. Gratz: Vor dem Zusammenbruch der Donaumonarchie. Die letzten Briefe des Grafen Stefan Tisza.

Deutschlands Erneuerung (Dezember 1938). Prof. Dr. E. Schultze: Die weltwirtschaftliche Morgengabe Sudetendeutschlands an das Altreich.

Deutsche Infanterie (Dezember 1938). Baron Benoist-Mechin: Deutsches und französisches Soldatentum. — Feindliche Frontpropaganda (Schluß).

Deutsche Kolonial-Zeitung (Dezember 1938). M. Schmitt: Politik und Rohstoffe. — Prof. Dr. F. Schumacher: Auswertung der mineralischen Rohstoffe der deutschen Kolonien.

Deutsche Luftwacht. Ausgabe: Luftwehr (November 1938). Major Th. R. Phillips: Luftwaffe und Truppenbewegungen (aus „The Coast Artillery" vom Mai/Juni 1938). — E. Margis: Das Bombenflugwesen. — Kurze zusammenfassende Darstellung des Inhalts des Werkes von Chefingenieur C. Rougeron (Fortsetzung).

Deutsche Rundschau (Dezember 1938). E. Diesel: Völkerschicksal und Technik. — W. Pahl: Gdingen—Sandomierz—Konstantza. Die Bedeutung der polnischen Zentralindustriezone.

Deutsche Wehr 1938. Nr. 49. Gen. d. Art. a. D. Grimme: Luftkriegsrecht. — Hptm. a. D. Dr. P. Ruprecht: Der Besitz der USA. an kriegswichtigen Metallen. — O. Welsch: Kriegschronik: Spanien und China. — **Nr. 50.** Hptm. i. G. St. H. Meyer: Das Heer des faschistischen Italien. — Major a. D. O. Welsch:

[1]) Es werden nur die wichtigsten Aufsatztitel gebracht.

Digitized by Google

Frankreich und der Fernost-Krieg. — **Nr. 51.** Hptm. von Aster: Die faschistische Miliz. — Dr. A. Loeßner: Die Rote Armee in polnischer Beurteilung. — E. W. K.: Das Schlachtschiff in neuer Gestalt. — Oberst d. R. O. Freiherr Wolf-Schneider von Arno: Führergestalten aus Österreichs Heeren. IV. — Kriegschronik. Rückblick auf das Jahr 1938 (Spanien und China).

Gasschutz und Luftschutz. Nr. 11 (November 1938). LS.-Gruppenführer Zurborn: Die Ausbildung im Reichsluftschutzbund nach der Neuordnung des Selbstschutzes. — B. Peill: Einfluß von Städtebelagerungen auf das Feuerlöschwesen. — Direktor Haase-Lampe: Gebrauch des Heeresatmers. — Obstlt. Hieber: Ausbildung der Truppe im Entgiftungsdienst. — **Nr. 12** (Dezember 1938, Ausgabe B). Stellv. Chef der TM. Hampe: Die schlesische Hochwasserkatastrophe und ihre Erfahrungen für den zivilen Luftschutz. — Obstlt. Hieber: Ausbildung der Truppe im Entgiftungsdienst (Fortsetzung).

Marine-Rundschau. Heft 12 (Dezember 1938). Admiral a. D. W. Gladisch: Operative Luftwaffe im Seekriege. — Kapitän z. S. a. D. von Waldeyer-Hartz: Deutsche Seemacht im Weltkriege. Ein Beitrag zur historischen Kritik. — Fregattenkapitän (E) A. Breuning: Die Niederlande und die neuen nordischen Neutralitätsregeln. — Prof. Dr. H. Hallmann: Vor dreißig Jahren: Die Anfänge des deutschen Dreadnoughtbaues 1905 bis 1908.

Militärwissenschaftliche Mitteilungen (Dezember 1938). Gen. Maj. a. D. Dr. von Laupert: Gazi Mustapha Kemal (dem Soldaten zum Gedenken). — Oberst a. D. von Hubka: Vor vierzig Jahren. Die Haager Friedenskonferenzen. — Dr. M. Sell: Finnland, die Ostsee und Sowjetrußland. — Gen. Maj. a. D. von Lerch: Der Konflikt in Ostasien (Fortsetzung).

Militärwissenschaftliche Rundschau. 6. Heft (1938). Genmaj. a. D. Minister Dr. Glaise von Horstenau: Der österreichische Generalstab — ein Rückblick. — Obstlt. (E) Brückner: Der Durchbruchsangriff vor dem Weltkriege in Anwendung und Theorie (2. Teil). — Hptm. Meltzer: Befehl und Weisung. Eine kriegsgeschichtliche Untersuchung. — Oberst Juppe: Neuzeitliches Nachrichtenverbindungswesen als Führungsmittel im Kriege. — Korvettenkapt. Weyher: Seemacht und Seestrategie, Operation und Seetaktik. Eine allgemeine Betrachtung. — Dr. Grünig: Probleme der Wirtschaftslenkung (2. Teil).

Militär-Wochenblatt. Nr. 23. Obstlt. a. D. Braun: Kann man Helden erziehen? — Oberst a. D. Nagel: Der Einfluß des Wetters auf die Tätigkeit der Luftwaffe. — Die japanischen Kampfflugzeuge und ihr Einsatz in China. — Oberst a. D. von Xylander: Vom Konflikt im Fernen Osten. — **Nr. 24.** Neuorganisation der französischen Luftwaffe. — Oberst a. D. von Xylander: Vom spanischen Krieg. — **Nr. 25.** Ritter von Gonnermann: Aufklärende Kavallerie gegen Panzerkraftwagen. — Lt. Telle: Aufgabe und Einsatz von Granatwerfern. — Truppen-Kriegsgeschichte. Beispiel 11: Angriff. Feldzug in Rumänien 1916. Teil I. — **Nr. 26.** Maj. Krebs: Schulung im Begegnungsgefecht. — Märsche motorisierter Verbände. — Oblt. a. D. Himpe: Das belgische Heer, von italienischer Seite gesehen. — Truppen-Kriegsgeschichte. Beispiel 11: Angriff. Feldzug in Rumänien 1916. Teil II (Schluß). — Obstlt. a. D. Dr. Roma: Marschsicherung im Gebirge. — **Nr. 27.** Das Heer im Jahre 1938. — Einsatz von Panzerabwehrwaffen zu besonderen Aufgaben. — Obstlt. a. D. Dr. Roma: Marsch im Gebirge. — Das leichte Kampfflugzeug im modernen Kriege.

Reichsoffizierblatt (Nr. 36 vom 20. Dezember 1938). Obstlt. a. D. B. Bleyhoeffer: Der chinesisch-japanische Konflikt (Fortsetzung). — Genmaj. a. D. von Tempelhoff: Die Gasabwehr im Felde.

Soldatentum (November 1938). Dr. E. Kittel: Feldmarschall Derfflinger.

Vierteljahrshefte für Pioniere (November 1938). Obstlt. Dr. Grosse: General Pullet. Eine Studie zur Geschichte des alten Preußischen Ingenieur- und Pionierkorps. — Genmaj. z. V. Klingbeil: Vor 125 Jahren: Pioniere und Befestigungen in der Napoleonischen Epoche. — Oberst a. D. Heye: Wartenburg — 3. Oktober 1813. — Genmaj. a. D. von Held: Alexandrowka.

Belgien.

La Belgique Militaire (Nr. 46 vom 11. Dezember 1938). T.: Avant l'orage (1914). Auszug aus dem gleichnamigen Buch des Comte L. de Lichtervelde

Bulletin Belge des Sciences Militaires (Dezember 1938). Lt. vol. de guerre F. Jufret: La guerre 1914—1918 sur le front russe. Souvenirs de campagne

Digitized by Google

d'un officier de l'armée impériale russe (Fortsetzung). — Cap. en 1er c. d. m. de Grave: Les Précurseurs des chars d'assaut.

Dänemark.

Militaert Tidsskrift (Dezember 1938). Kapt. W. E. O. Lawaetz: Die Brussilow-Offensive Juni 1916 (Schluß). — Kaptlt. N. S. Lunn: Kampf um Teruel. — E.—J.: Die Rolle des Flugzeugs im modernen Krieg.

England.

The Fighting Forces (Dezember 1938). Capt. C. Ravenhill: An observer in Czechoslovakia during the crisis. — Commander Russell Grenfell: Maritime or continental? — A. H. B.: What might have happened? („if Germany had invaded Czechoslovakia in October"). — Lt. Col. A. H. Burne: Atlanta (U. S. A. 1864). — The next war.

The Royal Engineers Journal (Dezember 1938). Dr. H. B. Cott: Camouflage in nature and in war. — Major-General L. V. Bond: The military engineer in modern warfare.

Frankreich.

Revue d'Artillerie (November 1938). Note sur l'artillerie britannique pendant la Grande Guerre.

Revue des deux mondes (1. Dezember 1938). * * *: Combustibles, finances et défense nationale.

La Revue du Génie Militaire (September/Oktober 1938). Cap. X: La motorisation et la mécanisation des unités du Génie dans l'armée allemande (Schluß).

Revue d'histoire (Dezember 1938). General Kuhiel: La guerre de 1812 (campagne de Russie). — Lt. Col. Dupuis: La guerre de 1870—1871. La 1re Armée de la Loire. V. De Coulmiers à Beaune-la-Rolande. — Chef de batl. R. Billate: Les opérations en Galicie et en Pologne en 1914 (Schluß).

Revue d'histoire de la Guerre Mondiale (Oktober 1938). C. Vidal: En marge de la Grande Guerre. Les Italiens en Albanie (1916—1918). — J. Hunziker: La Russie ou l'Angleterre dans les projets d'alliance de Bismarck en 1879. — J. Savant: Comment l'armée Rennenkampf pénétra en Prusse Orientale (août 1914).

La Revue d'Infanterie (Dezember 1938). Chauvoncourt: L'Infanterie britannique. — Comdt. Laporte: La défense antichars. — La sécurité française. — L'aviation.

Revue des Troupes Coloniales (Dezember 1938). Cap. Ingold: La division Marchand dans la 2e Bataille de l'Aisne. — Chef d'esc. Pascot: Hai Nan, étude géographique.

Italien.

Rivista Aeronautica (November 1938). O. T.: Lineamenti politico-strategici del conflitto cino-giapponese. — F. Molfese: La regolamentazione giuridica dell'offesa aerea sui non combattenti e la teoria di Douhet (Fortsetzung). — I riflessi dell'aviazione nella politica degli Stati.

Rassegna di Cultura Militare, verbunden mit **Rivista di Artiglieria e Genio** (November 1938): * * *: La battaglia d'Italia (Vittorio Veneto — 24 ottobre — 4 novembre). — Maresciallo d'Italia E. de Bono: La Marcia su Roma. — Gen. P. Ago: Studi di strategia sulla guerra mondiale (Il piano austriaco)—Cecoslovacchia.

Desgl., verbunden mit **Rivista di Fanteria** (November 1938). Ten. col. D. Pace: Gli elementi della divisione di fanteria. — Ten. col. G. Gatta: La difesa anticarro.

Nazione militare (November 1938). V. Lioy: Il fattore aereo nella recente crisi europea. — V. Varanini: La Ceco-Slovacchia, oggi. — M. Dorato: L'Italia imperiale centro geografico del mondo.

Niederlande.

Mavors (Dezember 1938). Lt. Gen. M. C. Van der Hoog: Landungen aus der Luft. — Oud-Hoofdcursiaan: Das neue japanische Abenteuer in China.

De Militaire Spectator (Dezember 1938). Baron van Voorst tot Voorst: Über den Ursprung des niederländischen Feldheeres.

Digitized by Google

Norwegen.

Norsk Militaert Tidsskrift (November 1938). Lt. J. S. Hertzberg: Luftangriff und Panik.

Schweiz.

Allgemeine Schweizerische Militärzeitung (November 1938). Hptm. E. Gruner: Geschichte der Paßstraßen und Alpentunnel.

Revue militaire suisse (November 1938). Col. Moccetti: Principes de fortification permanente. — Lt. Col. E. Mayer: Nation et armée.

Vereinigte Staaten von Nordamerika.

Infantry Journal (November/Dezember 1938). Capt. W. G. Johnson: Deadlock in Spain. — Lt. J. W. Rudolph: The long road to Hankow. — Capt. F. B. Wiener: Decline of a leader (The case of General Meade).

Aus der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften.

Generalmajor z. V. Hermann Franke, Ehrenmitglied unserer Gesellschaft, wurde am 14. Mai 1878 geboren. Er trat nach Ablegung der Reifeprüfung am 1. April 1897 in das Pi. Btl. von Rauch (Brdb.) Nr. 3 ein und wurde am 18. August 1898 Offizier. Nach Besuch der Ver. Art.- u. Ing.-Schule sowie der Militärtechnischen Akademie und nach einer sechsmonatigen Auslandsreise wurde er Btls.-Adjutant und vom 1. Oktober 1908 bis 21. Juli 1911 zur Kriegsakademie, im Anschluß daran bis 31. März 1911 zur Dienstleistung beim Ul. Regt. 3 kommandiert. Nach zweijähriger Dienstleistung beim Gr. Generalstab, die durch eine mehrmonatige Auslandsreise unterbrochen wurde, erfolgte die Versetzung in den Gr. Generalstab, 2. (Op.-) Abteilung. Als Genst. Off. beim Gen. Kdo. des V. Res. K. rückte Franke ins Feld und wurde am 25. Dezember 1914 als Genst. Off. der verst. 77. Inf. Brig. zugeteilt, die in einem selbständigen Abschnitt nördlich von Verdun eingesetzt war. Von 1915 bis 3. Januar 1918 war er Genst. Off. der 10. Res. Div. und führte während dieser Zeit einige Wochen ein Bataillon. Neben anderen Angriffsunternehmen war seiner Initiative der Angriff auf den Toten Mann am 28. Dezember 1916 zur Entlastung der deutschen Streitkräfte auf dem östlichen Maasufer während der Nivelle-Offensive und, als einziger während des Weltkrieges erfolgter Vorstoß in feindliche Offensivvorbereitungen, der Angriff vor der Frühjahrsschlacht an der Aisne bei Sapigneul-Le Godat am 4. April 1917 zu verdanken, der zur Erbeutung des Nivelleschen Offensivplanes führte. Am 3. Januar 1918 wurde er als Lehrer in den Generalstab des Genst.-Kursus Sedan und am 2. März 1918 anstatt einer beabsichtigten Verwendung als Verbindungsoffizier der O. H. L. auf Wunsch der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz als 1. Genst. Off. zur 11. Inf. Div. versetzt. 23. März 1918 Major. Auf Anforderung des A. O. K. 7 kam er am 3. Mai 1918 als I a zum Gen. Kdo. z. b. V. 54, um den auf die Laffaux-Ecke verbreiterten Chemin des

Digitized by Google

Dames-Angriff zu entwerfen. Nach dieser Offensive auf Befehl Ludendorffs dem A. O. K. 7 zugeteilt, wurde er mit der Leitung der Vorarbeiten für die Marneoffensive und später mit der Befehlsregelung für den Rückzug hinter die Vesle betraut. Nach kurzer Verwendung als I a beim Gen. Kdo. XVII. A. K. kam er Anfang November 1918 als I a zum A. O. K. 4 und arbeitete den Rückzug der 4. Armee aus, wobei er für die Entwaffnung der bolschewistisch durchsetzten Marinedivisionen auf holländischem Gebiet sorgte. Im Januar 1919 als Genst. Off. zur 21. Div. versetzt, unternahm er die Säuberung der Stadt Hanau von der Kommunistenherrschaft und bildete das Hessen-Nassauische Freikorps.

Vom 3. Mai 1919 ab I a beim Gen. Kdo. XVIII. A. K. 1. Oktober 1919 im Genst. des Wehrkr. Kdo. 5 (Leiter der Ausbildung für den Genst.-Dienst). 1. Februar 1922 Kdr. des III. (Jäg.) Inf. Regt. 13. 1. Februar 1923 Oberstleutnant. 1. Oktober 1924 Chef des Stabes der 2. Kav.-Division. 1. April 1927 Oberst. 1. April 1928 Kdr. des Inf.-Regt. 3. 1. Februar 1931 Generalmajor. 31. März 1931 ausgeschieden.

Nach längerer Krankheit übernahm er 1933 das erste wehrwissenschaftliche Lektorat bei der Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums und im Auftrage unserer Gesellschaft die Herausgabe des „Handbuches der neuzeitlichen Wehrwissenschaften", von dem 1936 „Wehrpolitik und Kriegführung", 1937 „Das Heer", 1938 „Die Kriegsmarine" und am 1. Januar 1939 „Die Luftwaffe" erschienen. In Anerkennung dieser überaus umfangreichen Arbeit, die er ohne Gehilfen bewältigen mußte, wurde er im Dezember 1938 zum Ehrenmitglied unserer Gesellschaft ernannt.

Dezember 1938.

Zweigstelle Wien. Am 12. Dezember wurde die am Jahrestage der Schlacht von Aspern (22. Mai) gegründete neue Zweigstelle Wien unserer Gesellschaft in Gegenwart des Präsidenten, General der Flieger von Cochenhausen, feierlich eröffnet. Der Ehrenvorsitzende der Zweigstelle, Generalleutnant z. V. Dr. Frhr. von Bardolff, konnte neben den Spitzen von Wehrmacht, Partei und Staat die zahlreich erschienenen Vertreter der alten und neuen Wehrmacht, der Wissenschaft und Wirtschaft begrüßen. Der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe 5, General d. Inf. List, gab dem Wunsche Ausdruck, auch in den Reihen der Gesellschaft für die Notwendigkeit und Wichtigkeit der deutschen Wehrmacht und ihr Ansehen einzutreten, und versicherte der Zweigstelle seine volle Unterstützung bei der Verfolgung ihrer Ziele. Unser langjähriges Ehrenmitglied Generalmajor z. V. Minister Dr. h. c. Glaise von Horstenau erinnerte an die durch seinen Vortrag über Prinz Eugen im Frühjahr 1936 zuerst angeknüpfte Verbindung mit der Gesellschaft und bezeichnete es als eine Hauptaufgabe der neuen Zweigstelle, das reiche wissenschaftliche Erbgut der alten österreichischen Armee der Wehrmacht Großdeutschlands nutzbar zu machen. Diesen Ausführungen folgte der Hauptvortrag des Präsidenten der Gesellschaft, General der Flieger von Cochenhausen, über das Thema „Deutsche Wehrpolitik in Vergangenheit und Gegenwart". Zum Schluß gab der Leiter der Zweigstelle, Generalmajor d. R. A. von Pitreich, einen Überblick über den Aufbau der Zweigstelle Wien und das für den Winter 1938/39 in Aussicht genommene Arbeitsprogramm. Ein anschließendes kameradschaftliches Beisammensein gab den Anwesenden Gelegenheit zu zwangloser Aussprache.

Der Arbeitsplan der Zweigstelle Wien umfaßt folgende Veranstaltungen: Vorträge im Januar von Admiral z. V. Prentzel („Großdeutsche Seemachtfragen") und von Feldmarschalleutnant Pflug („Organisation und Tätigkeit der Wehrwirtschaft"), im Februar von General d. Art. a. D. von Eimannsberger über Wehrtechnik, im März von Generalleutnant Löhr („Bedeutung und Organisation der Luftwaffe von heute"), im April von Generalmajor z. V. Minister Dr. h. c. von Glaise über Wehrpolitik, im Mai von Oberstleutnant Diakow („Der Luftschutz"). Arbeitsgemeinschaften sind für folgende Gebiete gebildet worden: „Wehrpolitik" (Leiter: Generalmajor z. V. Minister Dr. h. c. von Glaise), „Kriegsgeschichte" (Leiter: Generalstaatsarchivar Oberst a. D. Kißling), „Wehrtechnik" (Leiter: Generalmajor d. R. Ing. Rieder) und „Wehrwirtschaft" (Leiter: Feldmarschalleutnant Pflug). Weitere Arbeitsgemeinschaften für „Marinefragen", „Luftgeltung", „Luftschutz" und „Gasschutz" sind geplant. Über die Tätigkeit der Zweigstelle wird in den von General d. Art. a. D. Ing. Ratzenhofer herausgegebenen „Militärwissenschaftlichen Mitteilungen" laufend berichtet.

Verlegung der Geschäftsstelle. Die Räume der Geschäftsstelle der Gesellschaft befinden sich seit dem 1. Januar 1939 in Berlin W 35, Matthäikirchplatz 12; Anruf über das Oberkommando der Wehrmacht (21 81 91).

Digitized by Google

Arbeitsgemeinschaften. Im Rahmen der Arbeitsgemeinschaft „Kriegsgeschichte" sprach am 2. Dezember der Kgl. Bulgarische General a. D. Peyeff über den „Herbstfeldzug 1915 gegen Serbien, von bulgarischer Seite gesehen". Der Vortragende behandelte in kritischer Würdigung Mobilmachung, Aufmarsch und Operationen der bulgarischen Armeen und ihrer serbischen Gegner und schilderte den Verlauf des in gemeinsamer deutsch-bulgarischer Waffenbrüderschaft zu einem vollen Erfolg gestalteten Feldzuges. In einer abschließenden Betrachtung nahm General Peyeff auch zu dem Problem eines Angriffes auf Saloniki Stellung.

Die Arbeitsgemeinschaft „Wehrpsychologie" versammelte sich am 9. Dezember unter Leitung von Oberreg.-Rat Dr. Simoneit. An Stelle des erkrankten Referenten, SS-Obersturmbannführers Ellersieck, sprachen Oberreg.-Rat Dr. Zilian und Reg.-Rat Dr. Ruppert. Ersterer machte noch einmal grundsätzliche Ausführungen zu der Frage, in welcher Weise der Rassegedanke als Ausgangspunkt und Ziel der Auslese Verwirklichung zu finden hat. Dr. Ruppert behandelte an Hand von Filmvorführungen Beobachtungen und Erkenntnisse aus Entwicklungsstudien an Jungen höherer Schulen.

In der Arbeitsgemeinschaft „Wehrwirtschaft", deren Sitzung am 6. Dezember vertretungsweise von Oberst a. D. Dr. Stuhlmann geleitet wurde, referierte Oberreg.-Rat Dr. Rentrop vom Preisbildungskommissariat über das Thema „Preisbildung im Kriege". Der Referent ging von den im Weltkrieg gemachten Erfahrungen aus und erörterte dann die voraussichtliche Preisentwicklung in einem zukünftigen Kriege, deren Steuerung durch den Staat er als eine für Volk und Wirtschaft notwendige Forderung bezeichnete.

Die Sitzung der Arbeitsgemeinschaft „Luftschutz" fand am 19. Dezember unter der Leitung von General d. Art. a. D. Grimme statt. Oberst z. V. von Xylander behandelte den militärischen Luftschutz und den der Zivilbevölkerung in Spanien und China. Der Vortragende wies nachdrücklich auf die besonderen Verhältnisse der Kriegführung auf diesen Kriegsschauplätzen hin und betonte, daß auch die hier gemachten Erfahrungen im Luftschutz mit Zurückhaltung aufgenommen werden müssen, weil nicht der volle Einsatz der operativen Luftwaffe einer europäischen Großmacht erfolgt.

Die Arbeitsgemeinschaft „Wehrpolitik" nahm unter Leitung von Oberst z. V. von Xylander am 12. Dezember ihre Tätigkeit auf. Im Rahmen des Gesamtthemas, das in diesem Winter die wehrpolitische Lage in Ostasien behandelt, sprach Dr. Lufft über die strategische Stellung Japans. Der Referent beschäftigte sich hauptsächlich mit den geographischen Gegebenheiten der japanischen Seemacht und mit ihren Möglichkeiten im Kampfe mit den anderen Mächten des Stillen Ozeans.

Auch die Arbeitsgemeinschaft „Wehrverkehrsfragen" begann nach einer Pause während des Winters 1937/38 unter der Leitung von Generalleutnant z. V. von Tayfen wieder am 16. Dezember ihre Tätigkeit. Major a. D. Welsch hielt ein Referat über den „Einfluß der Verkehrsmittel auf die Kriegführung in China". Ausgehend von einer Schilderung der Verkehrsverhältnisse in China bei Beginn des Konfliktes zeigte der Vortragende die Abhängigkeit der japanischen Operationen von den Eisenbahnen und Wasserstraßen. Beide bilden auch den festen Rückhalt der japanischen Herrschaft in den bisher besetzten Gebieten.

Neuerscheinung. Ende Dezember 1938 erschien im Verlage de Gruyter, Berlin, Band III, Teil 2, des im Auftrage der Gesellschaft von Generalmajor z. V. Franke herausgegebenen „Handbuches der neuzeitlichen Wehrwissenschaften" unter dem Titel „Die Luftwaffe" mit einem Geleitwort von Reichsluftfahrtminister und Oberbefehlshaber der Luftwaffe Generalfeldmarschall Göring. Das Handbuch, das seinen Wert als unentbehrliches wissenschaftliches Hilfsmittel zur Forschung, Lehre und zuverlässigen Unterrichtung bereits in den bisher erschienenen Bänden erwiesen hat, geht damit seiner Vollendung entgegen. Der letzte, IV. Band „Kriegstechnik und Wehrwirtschaft" befindet sich in Vorbereitung.

Hauptschriftleiter i. V.: Karl Linnebach, Potsdam, Burggrafenstr. 28. Verantwortlich für den Anzeigenteil: E. Mulack, Berlin SW 61, Urbanstraße 7.

„Wissen und Wehr" erscheint im laufenden Jahrgang zwölfmal. D. A. IV. Vj. 1938: 2867. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 5 gültig. Einzelheft RM 1,75. Bezugspreis halbjährlich RM 7,50. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen oder der Verlag entgegen. Abbestellungen können nur bis spätestens 3 Wochen vor Beginn eines neuen Halbjahres angenommen werden. Alle das Abonnement oder die Zustellung betreffenden Zuschriften sind an die Verlagsbuchhandlung E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68, Kochstraße 68—71 (Postscheckkonto Nr. 540, Berlin NW 7), oder an diejenige Vertriebsstelle — Buchhandlung oder Zeitungsspediteur — zu richten, die die Bestellung vermittelt. Erfolgt die Zustellung durch die Post, so sind Anschriftenänderungen dem Postamt, durch das die Lieferung geschieht, sogleich mitzuteilen. — Ernst Siegfried Mittler und Sohn, Buchdruckerei, Berlin SW 68, Kochstraße 68—71.

Digitized by Google

Jahrgang 1939 Zweites Heft

Wissen und Wehr

Monatsschrift der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften

INHALTSANGABE

	Seite
Vor 125 Jahren. Politische und militärische Führung im Feldzug 1814. Von General d. Fl. v. Cochenhausen	81
Zum Problem des Wandels der Kriegskunst vom 18. zum 19. Jahrhundert. Von Eberhard Kessel . .	100
Der Feldzug Japans in China. Von der Schließung des Lunghai-Korridors bis zum Fall Hankous . .	110
Lagarde, das erste größere Gefecht im Weltkriege am 11. August 1914. Von v. Nippold, Oberst z. V. . . .	126
Neue Forschungsergebnisse über die Mutter des Generalfeldmarschalls Grafen Neidhardt von Gneisenau. Von Oberheeresarchivrat Gürtler	138
Wehrpolitische Übersicht über den westeuropäischen Raum	142
Bücherschau	154
Zeitschriftenschau	155
Aus der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften	159

NACHDRUCK, AUCH UNTER QUELLENANGABE, UNTERSAGT
ÜBERSETZUNGSRECHT VORBEHALTEN

AUSGEGEBEN IM FEBRUAR 1939

VERLAG E. S. MITTLER & SOHN, BERLIN SW 68

POSTVERSANDORT BERLIN

Zeitschr
Zeitschriftenlese
Ziffer
Eing. 25. FEB. 1939

Digitized by Google

Ständige Mitarbeiter:

Prof. Dr. Andreas, Heidelberg,
Prof. Dr. von Arnim, Charlottenburg,
Vizeadmiral Aßmann, Berlin,
General d. Art. Prof. Dr. Becker, Berlin,
General d. Inf. a. D. v. Bergmann, Berlin,
Major a. D. Dr. Bertkau, Berlin,
Generalleutnant z. V. Boehm-Tettelbach, Berlin,
Oberstleutnant z. V. Professor Boehm-Tettelbach, Lübeck,
Prof. Dr. Bruns, Berlin,
Generalmajor a. D. Buchfinck, Potsdam,
Direktor Prof. Dr. Burgdörfer, Berlin,
Generalmajor Freiherr v. Bülow, Rom,
Geheimrat Prof. Dr. Cranz, Stuttgart,
Oberstleutnant Dr. Däniker, Bern,
Konteradmiral Donner, Kiel,
Gen. d. Art. a. D. v. Eimannsberger, Wien-Mödling,
Professor Dr. W. Elze, Berlin,
Dr. Engelmann, Istanbul,
Präsident Oberstleutn. a. D. Foerster, Potsdam,
Oberst Foertsch, Berlin,
Oberst a. D. Dr. h. c. Fonck, Berlin,
Universitätsprofessor Dr. v. Frauenholz, München,
Vizeadmiral a. D. Frhr. von Freyberg-Eisenberg, Berlin,
Dr. H. Gackenholz, Berlin,
Konteradmiral a. D. Gadow, Berlin,
Admiral a. D. Gladisch, Berlin,
Minister Dr. Glaise v. Horstenau, Wien,
Professor Dr. Goebel, Harzburg,
General d. Art. a. D. Grimme, Berlin,
Vizeadmiral a. D. Dr. h. c. Groos, Berlin,
Dozent Oberstlt. Dr. Hesse, Potsdam,
Oberstleutnant a. D. Justrow, Berlin,
Generalleutnant a. D. Kabisch, Stuttgart,
Dr. E. Kessel, Berlin,
Oberst Dr. Knauß, Greifswald,
Gen. d. Art. a. D. Krafft v. Dellmensingen, München,
Generalleutnant a. D. v. Metzsch, Berlin,
Prof. Dr. A. O. Meyer, Berlin,
Oberstudiendirektor Dr. Mühle, Dresden,
Oberregierungsrat Dr. Mühlmann, Potsdam,
Oberstarbeitsführer Müller-Brandenburg, Berlin,
Oberstleutnant a. D. Müller-Loebnitz, Berlin,
Professor Oberst Dr. v. Niedermayer, Berlin,
Oberst (E) Dr. Nuber, Berlin,
Oberregierungsrat Dr. Pantlen, Stuttgart,
Generalmaj. a. D. A. v. Pitreich, Wien,
Admiral z. V. Prentzel, Berlin,
Generalleutnant Dr. h. c. v. Rabenau, Potsdam,
Oberkriegsgerichtsrat Rittau, Breslau,
Oberstleutnant a. D. Direktor v. Schäfer, Potsdam,
Major W. Schenk, München,
Dozent Major a. D. Dr. Schering, Berlin,
Staatsminister Professor Dr. Schmitthenner, Heidelberg,
Oberst a. D. Dr. h. c. Schwertfeger, Hannover,
Oberreg.-Rat Dr. Simoneit, Berlin,
Professor Dr. Spranger, Berlin,
Generalmajor a. D. v. Tempelhoff, Berlin,
Generalmaj. a. D. Wagner, Königsbrück,
Kapitän z. S. a. D. v. Waldeyer-Hartz, Hannover,
Major a. D. Welsch, München,
General d. Infanterie Werth, Budapest,
General d. Inf. a. D. Wetzell, Berlin,
Professor Dr. F. Wirth, Berlin,
Oberst a. D. Ritter von Xylander, Berlin.

Briefe redaktionellen Inhalts und Manuskripte sind zu senden an den Hauptschriftleiter i. V.:
Karl Linnebach, Potsdam, Burggrafenstraße 28.
Besprechungsstücke von Neuerscheinungen sind zu senden an die Deutsche Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften, Berlin W 35, Matthäikirchplatz 12 III.
Zur Beantwortung von Anfragen und Rücksendung von Manuskripten ist Rückporto beizufügen.

Die unter dem Ehrenpräsidium des Reichsstatthalters General d. Inf. Ritter von Epp stehende und von General der Flieger von Cochenhausen geleitete

Deutsche Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften,

deren Organ „Wissen und Wehr" ist, hat es sich zur Aufgabe gemacht, das wehrpolitische Verständnis und das Interesse an den Wehrwissenschaften zu fördern. Anträge zum Beitritt sind zu richten an das Generalsekretariat Berlin W 35, Matthäikirchplatz 12 III. Fernsprecher: über O. K. W. 21 81 91.

Beilage: *Dieser Ausgabe liegt ein Prospekt „Verfassungskampf und Heereseid" von dem Verlag S. Hirzel, Leipzig, bei.*

Digitized by Google

Zweites Heft Jahrgang 1939

Wissen und Wehr

MONATSHEFTE

In sämtlichen Aufsätzen handelt es sich um die privaten Ansichten einzelner Persönlichkeiten, keinesfalls um die Anschauungen maßgebender militärischer Dienststellen.

Vor 125 Jahren.

Politische und militärische Führung im Feldzug 1814.

Von General d. Fl. von Cochenhausen.

Als nach der Völkerschlacht bei Leipzig die verbündeten Heere auf der Verfolgung der geschlagenen Franzosen sich dem Rhein näherten, finden wir Anfang November 1813 die Schlesische Armee unter dem Kommando Blüchers (2 preußische, 3 russische Korps) in weiten Quartieren um Gießen—Wetzlar, die Hauptarmee unter dem Kommando des Fürsten Schwarzenberg (Österreicher, Russen, Bayern, Württemberger) im Unterbringungsraum ostw. Hanau—Darmstadt, das preuß. Korps Bülow und das russ. Korps Winzingerode nach siegreicher Beendigung des Feldzugs gegen die Dänen in Holstein verfügungsbereit südwestl. Hamburg.

Während die Truppen sich von den schweren Kämpfen und Märschen der letzten Monate erholten, traten in Frankfurt a. M. die Monarchen, führenden Staatsmänner und Heerführer zusammen, um über die weiteren Operationen zu beratschlagen.

Der österreichischen Politik genügte das bisher Erreichte vollkommen. Eine weitere Schwächung Frankreichs war Metternich keineswegs erwünscht. Befürchtete er doch in diesem Falle ein allzu großes Anwachsen der Macht Rußlands, das den Besitz Polens erstrebte, und Preußens, dem der Zar ganz Sachsen geben wollte. Ein „deutscher Volkskrieg", der die Befreiung der linksrheinischen Deutschen erstrebte, war Metternich zudem in seinem rein dynastischen Denken ein „vollkommen unverständlicher" Begriff. Er begann daher Verhandlungen mit Napoleon und bot ihm die Alpen- und Rheingrenze

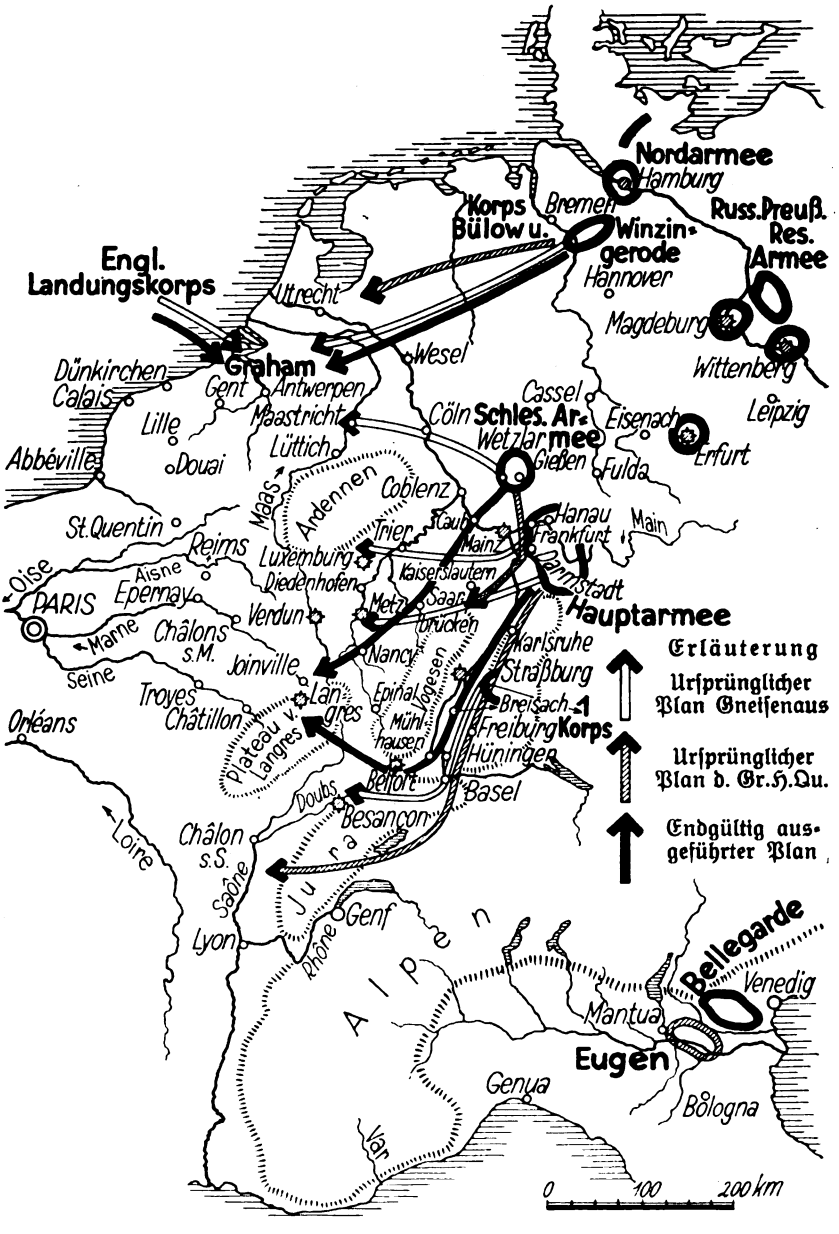
Digitized by Google

an. Auch König Friedrich Wilhelm III. bezeichnete zunächst den Plan eines Vorgehens über den Rhein als einen „aberwitzigen Gedanken". Er hielt es für überflüssig, daß Preußen weitere Opfer bringen sollte, und wurde darin durch den General v. Yorck bestärkt, der darauf hinwies, daß sein Korps zwei Drittel seines Bestandes verloren habe. Auch der Kronprinz von Schweden beschwor ihn brieflich, nicht durch ein Vorgehen nach Frankreich „das Schicksal der Welt aufs Spiel zu setzen". Der Freiherr vom Stein, das starke Rückgrat des Königs in allen Fragen der Politik, war anderwärts mit der Organisation der Streitkräfte der westdeutschen Fürsten beschäftigt. Diese zeigten wenig Lust, sich an der Fortsetzung des Krieges aktiv zu beteiligen. Zar Alexander hätte zwar persönlich gern die Rolle des Befreiers des unterdrückten Europas gespielt, aber in der Armee äußerten sich Anzeichen starker Kriegsmüdigkeit (s. Skizze 1).

Die Militärs beurteilten die Lage insofern richtiger, als sie fast durchweg überzeugt waren, daß Napoleon gutwillig keinen Frieden schließen werde. Über die Mittel aber, wie man ihn dazu bringen könne, gingen ihre Meinungen weit auseinander. Der preußische Generaladjutant von dem Knesebeck war für eine hinhaltende Abwehr am Rhein, Oberst von Müffling, der Gehilfe Gneisenaus, lediglich für eine Besetzung Hollands und Belgiens. Feldmarschall Schwarzenberg und seine Berater Radetzky, Langenau und Duka wollten durch einen möglichst kampflosen Einmarsch in das französische Grenzgebiet nur einen politischen Druck ausüben. Da sie die „Stirnseite Frankreichs" infolge der zahlreichen Festungen für unangreifbar hielten, kamen sie zu dem Gedanken, auf dem Umwege durch die Schweiz in die Franche Comté „eine Winterbewegung" auszuführen, um das Plateau von Langres zu gewinnen. Sie glaubten, von hier aus eine bedrohliche Wirkung ausüben zu können, die Napoleon in Schranken hielt. Sie glaubten ferner, von dieser „beherrschenden Stellung" aus der österreichischen Armee Bellegarde aus der Po-Ebene über die Alpen verhelfen und sich später mit dem aus Spanien vorrückenden Wellington vereinigen zu können. Auch Knesebeck wurde durch „die wissenschaftliche Würde und genialische Großartigkeit" dieses Planes gewonnen. Er übersah völlig, daß man dabei offenbar mit Absicht der preußischen Armee die Nebenrolle der Flanken- und Rückendeckung in den Niederlanden und der Pfalz zuwies, damit Österreich allein das Maß der kriegerischen Leistung und die zukünftige Neugestaltung der europäischen Verhältnisse bestimmen konnte.

Gneisenau, der Chef des Stabes der Schlesischen Armee, war anderer Ansicht. Mit seinem klaren Wirklichkeitssinn, mit seinem starken Selbstbewußtsein erkannte er, daß Frankreich zur Zeit so gut wie wehrlos

Digitized by Google



Lage Anfang November 1813 und Pläne der Verbündeten.

Skizze 1.

war. Die von Napoleon mit aller Kraft betriebene Neuaufstellung des Heeres brauchte um so mehr Zeit, als sich überall eine starke Kriegsmüdigkeit geltend machte. Rückte man sofort mit der Masse der ver-

Digitized by Google

bündeten Streitkräfte bis zur Linie Maastricht—Metz vor, so waren die Franzosen gezwungen, fast alle verfügbaren Truppen in die mangelhaft armierten Nordostfestungen zu werfen, oder sie mußten, um eine Feldarmee von nennenswerter Stärke zu behalten, diese Festungen preisgeben. Im ersteren Falle wollte Gneisenau die Festungen umgehen und geradeswegs auf Paris marschieren, um hier den Frieden zu diktieren, im letzteren Falle mit den eigenen, weit überlegenen Streitkräften die feindliche Armee im freien Felde entscheidend schlagen. Mit Leidenschaft wandte er sich gegen den österreichischen Plan. Das weite Ausholen durch die Schweiz lasse dem Gegner Zeit, seine Feldarmee erheblich zu verstärken. Statt zwei Monate werde man zwei Jahre brauchen, um den Gegner niederzuringen. Ein Zusammenwirken mit den Armeen Bellegardes und Wellingtons sei ein Phantasiegebilde, durch welches die Hauptarmee auf dem Plateau von Langres der Gefahr ausgesetzt werde, sich eine vereinzelte Niederlage zu holen. Er dringt mit seiner Ansicht nicht durch, obwohl der inzwischen eingetroffene Stein die Diplomaten in seinem Sinne bearbeitet, obwohl der gleichgesinnte Russe Oberst Baron Toll den Zaren umzustimmen sucht.

Allein zwei glückliche Umstände bewirken, daß aus den sechswöchigen Verhandlungen doch noch etwas leidlich Brauchbares herausspringt. Man erkennt allmählich, daß Napoleon gar nicht daran denkt, unter den angebotenen Bedingungen Frieden zu schließen, daß es ihm nur darauf ankommt, Zeit zu gewinnen. Das überzeugt endlich Metternich von der Notwendigkeit des Einrückens in Frankreich. Die Neutralitätserklärung der Schweiz veranlaßt ferner die österreichische Führung, auf das weite Ausholen über Genf zu verzichten und auf dem kürzeren Wege durch das Oberelsaß den Marsch auf das Plateau von Langres anzutreten. Jetzt setzt Gneisenau alles daran, die Schlesische Armee von den Fesseln ihres bisherigen Auftrags: passiver Schutz der rechten Flanke der Hauptarmee und Belagerung der pfälzisch-lothringischen Festungen, zu befreien. Endlich, Mitte Dezember, verschließt man sich seinen Vorstellungen nicht mehr und gibt der Schlesischen Armee die volle operative Freiheit. Sie darf in gleicher Höhe mit der Hauptarmee derart in Feindesland vormarschieren, daß beide Armeen in der Lage sind, sich wechselseitig zu unterstützen.

So war der offensive Geist der Blücher-Gneisenauschen Kriegsführung doch siegreich geblieben. Er hatte dem Vormarsch der verbündeten Heere zwar nicht über sein beschränktes Ziel hinauszuhelfen vermocht, aber doch erreicht, daß man während dieses Vormarsches stets in der Lage war, vereint den Feind anzugreifen.

Während nun die Hauptarmee, ohne Widerstand zu finden, bis zum 20. Januar 1814 in sehr kleinen Märschen bis auf das Plateau

Digitized by Google

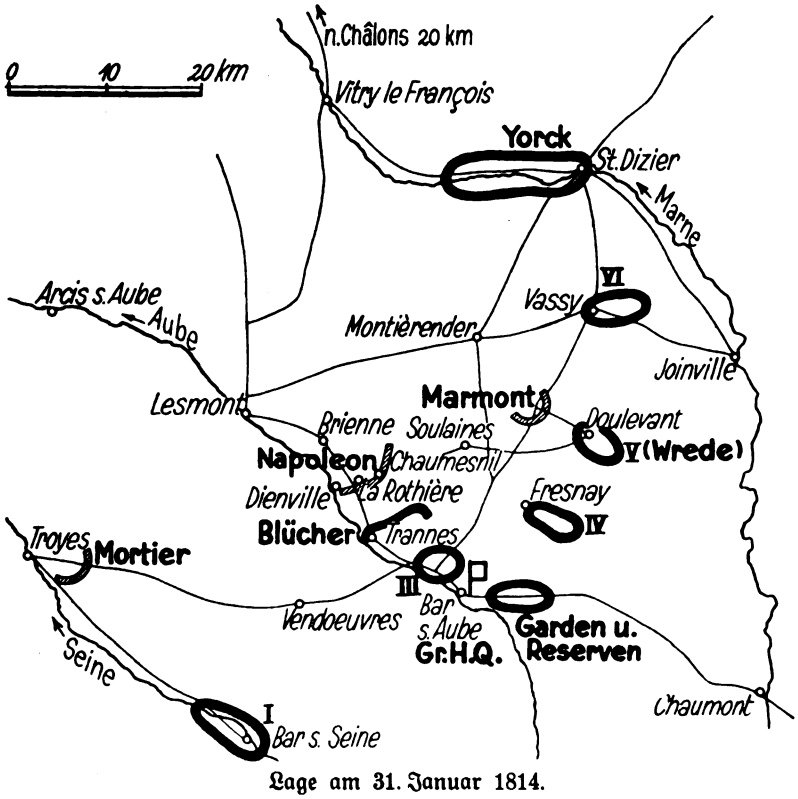
von Langres vorrückte, überschritt die Schlesische Armee den Rhein bei Caub und ging durch die Pfalz auf Metz vor. Blücher hoffte, hier Teile der feindlichen Feldarmee zum Kampfe zu stellen, aber diese zogen beschleunigt nach Südwesten ab. Die Schlesische Armee folgte in starken Märschen über Nancy und zog sich bis 23. Januar nahe an den rechten Flügel der Hauptarmee nach Joinville an der Marne heran. Gneisenau ist in dieser Zeit voll schwerer Besorgnisse. Befürchtet er doch, daß man im Großen Hauptquartier erneut so kurzsichtig sein würde, sich von Napoleon durch Verhandlungen hinhalten zu lassen. Und in der Tat waren hier fast alle Politiker und Militärs von selbstgefälligem Stolz erfüllt, daß es ohne Blutvergießen gelungen war, diesen „1634 Fuß über dem Meeresspiegel liegenden, beherrschenden Punkt" erreicht zu haben. Knesebeck hielt jedes weitere Vorgehen für überflüssig, weil ja „ein weiteres Operationsobjekt fehle". Langres sei „der Rubikon, den man nicht überschreiten dürfe", weil man sonst den Löwen zu äußerster Kraftanstrengung reizen würde.

Langenau, einer der Berater Schwarzenbergs, ist sogar der Auffassung, eine weitere Offensive werde unweigerlich dazu führen, daß Napoleon auf den rückwärtigen Verbindungen der Alliierten operieren und ihnen womöglich vor den Toren von Paris ein Leipzig bereiten werde. Schwarzenberg hofft, daß Napoleon nicht wagen wird, ihn in seiner geographisch so starken Stellung anzugreifen und deshalb von neuem zu Verhandlungen sich herbeifinden werde. Ein weiteres Vorgehen sei vermessen, da alsdann keine „mathematische Gewißheit für den Sieg" mehr vorhanden sei.

Gegen diese wirklichkeitsfremde, dem Zeitalter der Kabinettskriege entstammende Auffassung vom Wesen des Krieges kämpft Gneisenau in seinen zahlreichen Briefen an Stein und Hardenberg, an Knesebeck und Radetzky mit Feuer und Leidenschaft an. Er und sein verantwortungsfreudiger Oberbefehlshaber wollen das feindliche Heer angreifen, es schlagen und in Paris den Frieden diktieren. Wenn sich Napoleon nicht zur Schlacht stellen wolle, werde das unbekümmerte Vorgehen der Verbündeten auf Paris ihn zwingen, zum Schutze der Hauptstadt herbeizueilen; denn „mit dem Besitz der Hauptstadt lähmen wir alle Nerven der Regierung und gebieten den Frieden. Besser ist es, den Frieden zu gebieten als darum zu unterhandeln". „Nur in Paris können wir einen Frieden vorschreiben, wie ihn die Ruhe der Völker bedarf." „Der Thron Napoleons muß umgestürzt werden. Bleiben wir hinter dieser Forderung zurück, so werden uns Zeitgenossen und Nachkommen verdammen ..., so sind wir Elende, die es verdienen, alle zwei Jahre einmal mit der Sklavengeißel bedroht zu werden." Als alle diese Vorstellungen ohne Erfolg bleiben, versucht man ein letztes Mittel, die

Digitized by Google

Hauptarmee aus ihrer Lethargie herauszureißen: Die Schlesische Armee setzt sich durch den Marsch von Joinville auf Brienne an ihre Spitze (s. Skizze 2).



Lage am 31. Januar 1814.

Skizze 2.

Diese mannhafte Tat verfehlte ihre Wirkung nicht. Kaiser Alexander forderte jetzt unter dem Einfluß Steins und Tolls den sofortigen Vormarsch auf Paris. Ja, er drohte, mit den Russen allein diesen Marsch anzutreten, wenn Schwarzenberg weiter stehenbliebe. König Friedrich Wilhelm schloß sich ihm an, ohne auf Knesebeck weiter zu hören. Da gab Metternich nach, um zu vermeiden, daß die Bundesgenossen etwa allein den Frieden diktierten. Aber er verlangte, daß unbeschadet der Fortsetzung der Operationen dennoch Friedensverhandlungen mit Napoleon in Châtillon eingeleitet würden. Es war klar, daß bei diesem Widerspruch zwischen wirklichem und angeblichem Wollen auch in Zukunft von der Mitwirkung der Hauptarmee nicht allzu viel zu erwarten war.

Das sollte sich bereits in den nächsten Tagen erweisen. Blücher, der zunächst nur 1½ russische Korps zur Hand hat, wird am 29. Januar

Digitized by Google

von Napoleon bei Brienne überraschend angegriffen und muß sich auf die Hauptarmee in Gegend Trannes zurückziehen. Napoleon folgt nicht, aber ihm gegenüber gruppiert sich die verbündete Hauptarmee im weiten Bogen von Vassy bis Bar-sur-Aube, so daß eigentlich für den 1. Februar nur „Das Ganze marsch!" kommandiert zu werden braucht, um den Kaiser von Osten her zu umfassen und einzukreisen. Der Zar verlangt, daß das Oberkommando in Blüchers Hand gelegt wird. Schwarzenberg kann das aus Prestigegründen nicht zulassen. Er möchte auch eine Vernichtungsschlacht vermieden haben, kann aber andererseits seine Unterstützung nicht verweigern, ohne in den Verdacht des Verrats zu kommen. Deshalb überläßt er Blücher die Leitung der Schlacht, stellt ihm aber nur 2 Korps der Hauptarmee zur Verfügung, die zudem noch einen reichlichen Anmarsch haben. Trotz der sicheren, zielbewußten Führung Blücher-Gneisenaus wird daher aus dem Angriff am 1. Februar bei La Rothière eine Frontalschlacht, weil der Umfassungsflügel (das bayerische Korps Wrede) an dem kurzen Wintertage nicht mehr voll zur Wirkung kommen kann. Immerhin war es die erste Schlacht auf französischem Boden, die Napoleon mit recht erheblichen Verlusten verlor, obwohl noch nicht die Hälfte der verbündeten Streitkräfte zum Einsatz gelangt war. Selbst die zaghaftesten Gemüter im Großen Hauptquartier faßten nun aber Zutrauen zur eigenen Kraft.

Bei Metternich löste der Sieg freilich eine andere Wirkung aus. Er befürchtete, daß nun die Entschiedenen mit vermehrter Kraft den Sturz Napoleons verlangen würden. Deshalb betrieb er um so tatkräftiger den Beginn neuer Friedensverhandlungen, um den Eifer der anderen zu zügeln. Schwarzenberg fühlte sich folgerichtigerweise nicht wohl im Schlepptau Blüchers und wollte seine volle Entschlußfreiheit wiedergewinnen, um neue taktische Entscheidungen zu vermeiden. Er hatte daher bereits in seinen Anordnungen vor der Schlacht bei La Rothière eine Trennung der beiden Armeen angebahnt, mit der sich die Monarchen am 3. Februar einverstanden erklärten. Blücher sollte nach Châlons marschieren, hier die noch zurückbefindlichen Teile seiner Armee an sich ziehen und dann längs der Marne über Meaux auf Paris vorgehen. Die Hauptarmee sollte gleichzeitig über Troyes dem gleichen Ziele zustreben (s. Skizze 3).

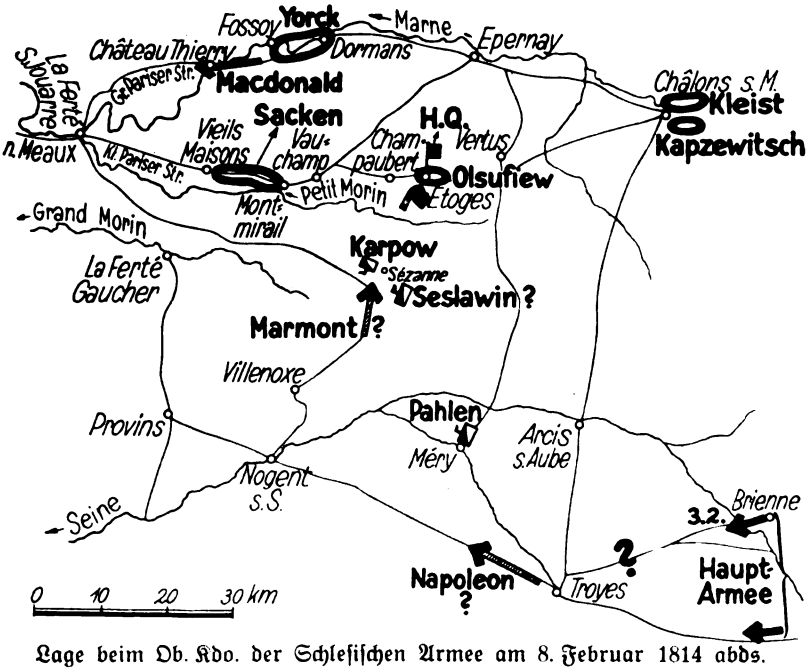
Blücher und Gneisenau waren glücklich, daß nun endlich die „Völkerwanderung auf Paris" in Gang kam. Sie sahen in der weiten Trennung der Armeen zwar einen Nachteil, der aber immer geringer werden mußte, je mehr man sich der Hauptstadt näherte. Im übrigen hatte La Rothière die zahlenmäßige Unterlegenheit Napoleons so deutlich vor Augen geführt, daß jede der beiden verbündeten Armeen allein für stark genug erschien, es mit ihm aufzunehmen. Voll Zuversicht glaubten sie nun, daß

Digitized by Google

endlich die Harmonie zwischen politischer und militärischer Führung hergestellt wäre. War doch auch Stein mit seinem Wirklichkeitssinn voll durchdrungen davon, daß ein annehmbarer Friede nur erreichbar sei, wenn Napoleon vom Thron gestoßen würde. Hatten sich doch Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm unter seinem Einfluß jetzt endlich zu dieser Auffassung bekehrt.

Da wollte es das Schicksal, daß das mühsam errichtete Gebäude wieder zusammenbrach.

Die Tage vom 8. bis 20. Februar brachten den Verbündeten schwere militärische Rückschläge. Noch einmal zeigte sich Napoleon auf der vollen Höhe seines Feldherrntums. Als am 8. Februar



Lage beim Ob. Kdo. der Schlesischen Armee am 8. Februar 1814 abds.
Skizze 3.

abends die Schlesische Armee in der Verfolgung Macdonalds auf der „Kleinen Pariser Straße" tief auseinandergezogen dem Marne-Übergang von Meaux zustrebt, geht die überraschende Meldung beim Oberkommando ein, daß Gegner von Süden her in Sézanne eingerückt sei. Gneisenau ist sofort für Ausweichen nach Norden hinter die Marne, da die Armee nicht versammelt ist. Blücher sieht aber die Meldung als unerheblich an und entscheidet, daß der Marsch tags darauf fortgesetzt werden soll. Am 10. Februar wird das vereinzelte Korps Olsufiew bei Champaubert von Napoleon mit Überlegenheit an-

Digitized by Google

gegriffen und erleidet eine vernichtende Niederlage. Zum Unglück sind kurz zuvor die Korps Kleist und Kapzewitsch von Kaiser Alexander nach Südwesten näher an die Hauptarmee herangezogen worden, so daß sie zum Gegenangriff nicht zur Hand sind. Am 11. Februar wirft sich Napoleon bei Montmirail auf Sacken, der von Yorck, entgegen dem ausdrücklichen Befehl des Oberkommandos, nicht unterstützt wird. Auch Sacken wird entscheidend geschlagen. Als dann Blücher dem Kaiser am 14. Februar mit den nunmehr wieder herbeigeholten Korps Kleist und Kapzewitsch entgegengeht, gerät er bei Vauchamp in eine außerordentlich kritische Lage, aus der er sich nur durch rechtzeitigen Rückzug rettet. Die Armee sammelt sich am 16. Februar schwer erschüttert bei Châlons. Die Tage haben ihr 15 000 Mann gekostet.

Die Hauptarmee war inzwischen ebenfalls vorgerückt, aber nicht geradeswegs auf Troyes, sondern südlich ausholend, um diesen wichtigen Punkt „ohne Schwertschlag zu gewinnen". Infolgedessen hatte Napoleon sich ohne Schwierigkeit von ihr losgelöst. In unbegründeter Besorgnis um seine Südflanke hatte der österreichische Feldherr zudem noch das Kosakenkorps Sesslawin aus der Gegend von Sézanne dorthin gezogen und dadurch jede Verbindung mit Blücher verloren. Während Kaiser Alexander und Toll sich bemühen, die Hauptarmee auf Provins und von dort nach Norden in den Rücken Napoleons vorzutreiben, während sie alles daransetzen, die Friedensverhandlungen in Chaumont in die Länge zu ziehen, haben Metternich und Schwarzenberg ganz andere Pläne. Ihnen ist es nur um einen Demonstrationsmarsch bis an die Seine zu tun. Von ihm erhoffen sie endlich das erlösende Friedenswort aus Napoleons Munde. Da wendet sich plötzlich Napoleon nach seinen Erfolgen gegen Blücher nach Süden gegen die Hauptarmee. Das württembergische Korps erleidet am 16. Februar bei Montereau einen leichten Rückschlag.

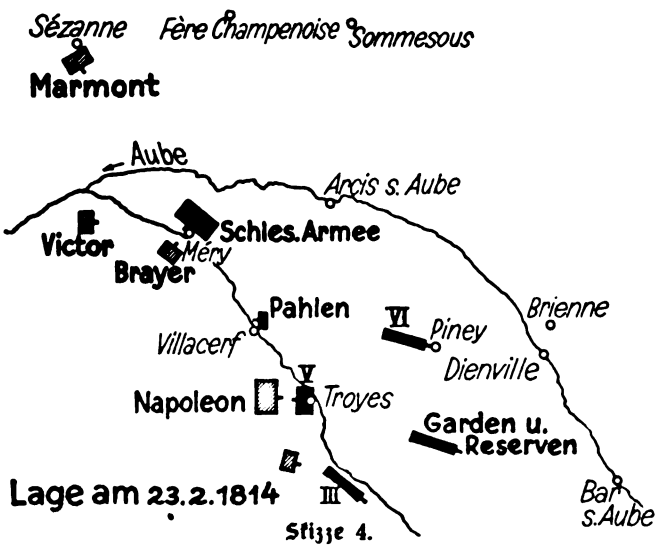
Es ist nun sehr interessant, zu sehen, welch verschiedene Wirkungen dieses Mißgeschick auf die beiden Oberkommandos ausübt. Blücher und Gneisenau sind einzig und allein von dem Gedanken beseelt, die Scharte wieder auszuwetzen. Kein Wort des Vorwurfs oder Tadels innerhalb des Stabes oder gegen die Unterführer. Die Armee wird neu organisiert, reichlich verpflegt und in ihrer Stimmung gehoben. „Es ist gar kein Grund vorhanden", schreibt Gneisenau an Hardenberg, „schwach in den Unterhandlungen zu werden, sondern ich muß fortan raten, die Dinge aufs äußerste zu treiben, damit wir künftighin dauerhafte Ruhe genießen können. Jeder Friede mit Napoleon gibt nur einen Waffenstillstand", und der Feldmarschall fügt hinzu: „Ich marschire den 19. gerade auf meinen Gegner los; helld er sich, so Schlage ich ihm, das können Sie sicher glauben."

Digitized by Google

Man wird hier unwillkürlich an die Worte Clausewitz' erinnert, die dieser 1811 an Gneisenau geschrieben hatte: „Wenn Sie stark im Geist, einen belebenden Mut in die Augenblicke der Angst und des Schreckens tragen können, haben Sie dann nicht das Höchste? Ist das nicht der Kern aller Feldherrngröße?"

Anders das Große Hauptquartier! Die Nachrichten von Blüchers Niederlagen und vom Anmarsch Napoleons lösen hier eine wahre Katastrophenstimmung aus. Schwarzenberg entsendet einen Parlamentär zu Napoleon, der ihn dringend um einen Waffenstillstand bitten soll. Selbst der Zar und König Friedrich Wilhelm sind plötzlich wieder mit einem Präliminarfrieden auf Grund der Grenzen von 1792 einverstanden.

Man sieht hier, wie die politische Leitung beim ersten militärischen Mißerfolg zusammenklappt. Sie begeht dabei den gleichen Fehler, den wir im Weltkriege mehrfach begingen, daß sie nach Rückschlägen ihre Friedensbereitschaft erklärte: eine völlige Verkennung der Psyche des erfolgreichen Gegners. Der Unterhändler wird denn auch von Napoleon mit den Worten gar nicht vorgelassen: „Diese Jammerkerle; beim ersten Mißerfolg fallen sie auf die Knie." (Skizze 4.)



Skizze 4.

Die Hauptarmee wird in Eilmärschen nach Troyes zurückgenommen und Blücher zu Hilfe herbeigerufen. Dieser tritt sofort an und erreicht am 21. Februar mit 53 000 Mann Méry. Gneisenau stellt Schwarzenberg in eindringlichster Weise vor, daß man im Verein mit den 100 000 Mann der Hauptarmee Napoleon jetzt um mehr als das Doppelte überlegen sei. Jetzt oder nie müsse man ihn frontal von Osten und umfassend von Nordosten her angreifen. Der Feld-

Digitized by Google

Herr Schwarzenberg kann sich diesen überzeugenden Gründen nicht verschließen, denn er schreibt am Abend in einem Privatbriefe: „So will ich denn, auf den Beistand des Allmächtigen hoffend, eine Schlacht annehmen." Aber bereits tags darauf steht er wieder ganz unter dem Einfluß der Politik. Er wartet mit Schmerzen auf Napoleons Antwort zum Waffenstillstandsangebot und will weiter auf Langres zurückgehen. Der Zar und Toll widersprechen aufs heftigste: „Dann werden wir wohl bald wieder hinter dem Rhein stehen!", worauf Feldmarschallieutenant Duka selbstgefällig erwidert: „Um so besser. Dann gehen wir flußabwärts und belagern Mainz in aller Form." Diese Bemerkung beleuchtet schlagartig die Denkweise eines echten Theoretikers des 18. Jahrhunderts.

Auch für das Oberkommando der Schlesischen Armee waren dies furchtbare Tage verzehrender Ungewißheit. Die Armee biwakiert bei bitterer Kälte, ohne Stroh und schlecht bekleidet in der ausgesogenen Champagne pouilleuse. Noch beeindruckt durch die erlittenen Niederlagen und ausgezehrt durch die anschließenden Gewaltmärsche, steht man sprungbereit in der Flanke Napoleons und hat nur den einen Wunsch, aus der lähmenden Untätigkeit herauszukommen. Statt aber gemeinsam mit den Verbündeten den verhaßten Feind anzugreifen, muß man sehen, wie ein Korps der Hauptarmee nach dem anderen sich nach Osten vom Gegner absetzt. Man hat den Eindruck, daß man überhaupt nur herbeigerufen sei, um nach all den Opfern, die man gebracht hat, sich an diesem traurigen Rückzug zu beteiligen.

Da wird ein rettender Entschluß geboren. Grolman, der Stabschef des Korps Kleist, schlägt Blücher vor, sich erneut von der Hauptarmee zu trennen und durch Vormarsch auf Paris Napoleon noch einmal auf sich zu ziehen. Nur so könne man die Hauptarmee am weiteren Rückzug verhindern. Man solle sich an der unteren Aisne mit den aus Holland im Anmarsch befindlichen Korps Bülow und Winzingerode vereinigen und werde dann stark genug sein, Napoleon allein die Spitze zu bieten (s. Skizze 1). Müffling, der Gehilfe Gneisenaus, findet den Plan zu gewagt und will nach Norden über Epernay zur Vereinigung mit den beiden Korps marschieren. Aber Blücher und Gneisenau stimmen Grolman freudig zu, weil sie erkennen, daß man nur so die sinkende Kampfkraft und Schlachtenfreudigkeit der Schlesischen Armee wiederherstellen, nur so die Hauptarmee vor einem übereilten Rückzug bewahren kann. Grolman wird sofort ins Große Hauptquartier gesandt und holt hier persönlich die Genehmigung der Monarchen und Schwarzenbergs ein.

Damit trat der Feldzug in ein neues Stadium. König Friedrich Wilhelm hatte das richtige Gefühl, wenn er an Blücher schrieb: „Der Ausgang des Feldzugs liegt von nun an zunächst in Ihrer Hand."

Digitized by Google

Die Schlesische Armee nahm um der großen Sache willen eine neue, schwere Gefahr auf sich. Um sie gruppiert sich daher für die nächsten Wochen der Schwerpunkt der Ereignisse, während die Hauptarmee — nach eigenem Zugeständnis Schwarzenbergs — zunächst in „abwartender Bereitschaft" blieb, um zu sehen, wie die Dinge weiterliefen.

Sie hätte sich kaum zu erneutem Handeln aufgerafft, wenn nicht Napoleon selbst ihr dazu verholfen hätte. Er lehnte wiederum die ihm angebotenen unerhört günstigen Waffenstillstandsbedingungen ab. Politischer und militärischer Führer in einer Person, fühlt er die ganze Stärke dieser Position gegenüber der Vielheit von Politikern und Militärs auf der anderen Seite. Aber er überschätzt sie, weil er ein Schwächemoment auf seiner Seite übersieht. Die eigene zahlenmäßige Stärke schwindet dahin, da die französische Nation den Kampf bereits aufgegeben hat.

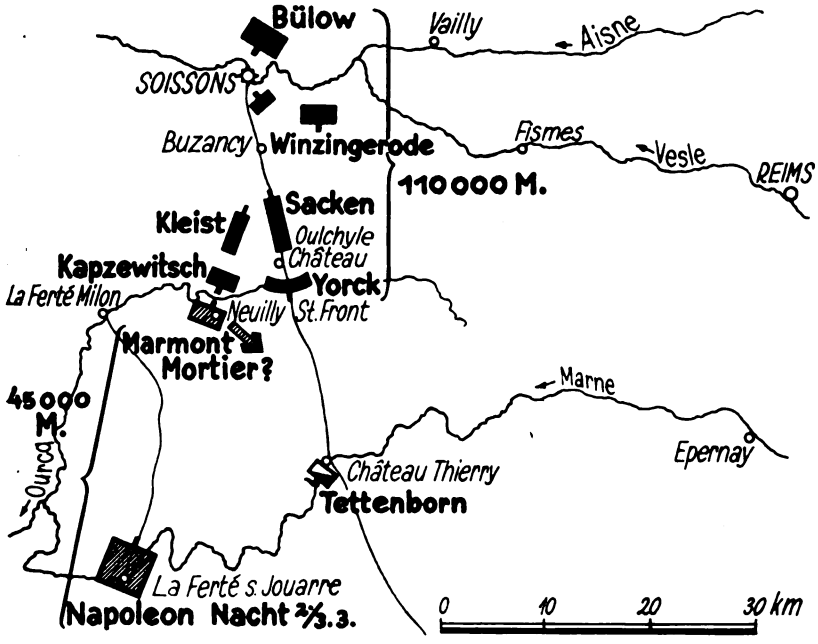
Das wurde bei den Verbündeten allmählich erkannt, und deshalb wirkte die schroffe Ablehnung des Waffenstillstandsangebots hier ernüchternd. Der Zar drohte erneut damit, die russischen Truppen der Hauptarmee zur Schlesischen in Marsch zu setzen und sich selbst dorthin zu begeben, wenn Schwarzenberg den Rückzug weiter fortsetze. Er rief seinen Gesandten vom Friedenskongreß in Châtillon ab. Hinzukam, daß in England die Stimmung gegen einen Frieden mit Napoleon stark im Wachsen begriffen war. Alles dies hatte zur Folge, daß Schwarzenberg den Rückzugsgedanken aufgab.

Wir sehen hier, wie die politische Leitung zum erstenmal die militärische in positivem Sinne mit Erfolg beeinflußt. Als nun gar die neue Operation der Schlesischen Armee sofort die von ihr erwartete Wirkung ausübte und Napoleon sich wiederum mit seinen Hauptkräften gegen sie wendete, entschloß sich Schwarzenberg sogar am 27. Februar, die schwachen französischen Kräfte unter Oudinot, die vor ihm stehengeblieben waren, bei Bar-sur-Aube anzugreifen. Der Einsatz nicht viel mehr als eines Korps genügte, dem Gegner eine Niederlage beizubringen. Frei vom Druck der unmittelbaren Gefahr, schlossen nun die Verbündeten am 1. März den Vertrag von Chaumont, in dem sie sich verpflichteten, unter keinen Umständen einen Separatfrieden zu schließen — ein großer politischer Schritt vorwärts. So hatte der militärische Erfolg von Bar-sur-Aube eine erneute Stärkung des politischen Wollens im Gefolge.

Die nun beginnenden neuen Operationen der Schlesischen Armee unterscheiden sich ihrem ganzen Charakter nach völlig von ihren bisherigen. Während die Armee in den beiden ersten Feldzugsmonaten nach Clausewitz' Worten „die Spitze von Stahl in dem schwerfälligen eisernen Keil" gewesen war, mit dem man den „Koloß spalten" wollte,

Digitized by Google

sind Blücher-Gneisenau jetzt sehr sorgfältig darauf bedacht, die Kräfte zusammenzuhalten und das Risiko einer Schlacht nur dann auf sich zu nehmen, wenn alle Erfolgsbedingungen gegeben erscheinen. Ihre bisher so kühne, rasche Führung wird damit hinhaltend, schwerfällig, ja unentschlossen. Das zeigt sich erstmalig bei Oulchy le Château am 3. März (s. Skizze 5). Die Vereinigung mit dem Korps Bülow und Winzingerode ist gelungen. Man verfügt bei und südlich Soissons über mehr als 100 000 Mann, als der Freikorpsführer Tettenborn Napoleon mit 30 000 Mann von La Ferté s. Jouarre her im Anmarsch meldet. Man ist erstaunt, daß jetzt das Oberkommando der Schlesischen Armee kampflos hinter die Aisne zurückgeht und sich in der starken Stellung Soissons—Vailly zur Verteidigung einrichtet.



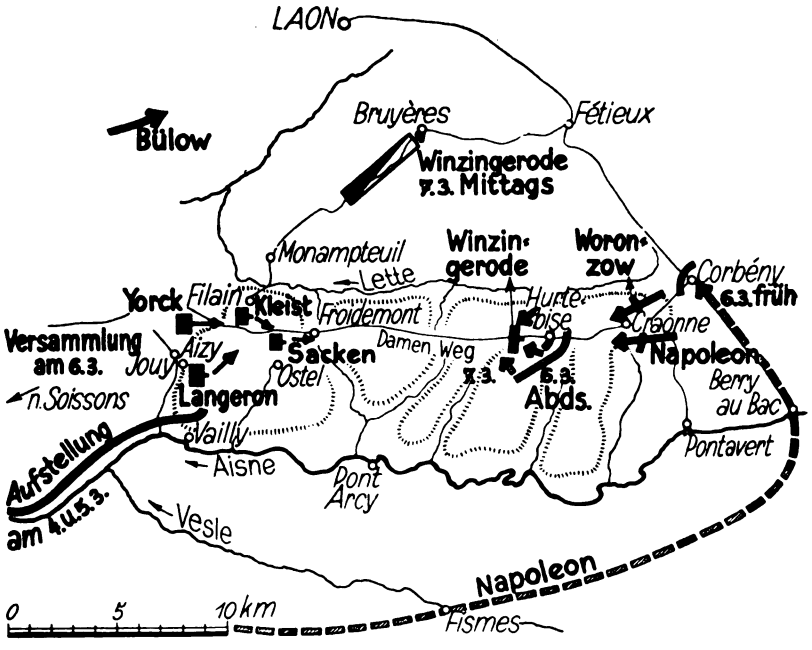
Lage der Schlesischen Armee am 3. März 1814 nachm.

Skizze 5.

3 Tage später umgeht Napoleon diese Stellung von Osten her über Berry au Bac (s. Skizze 6). Man wirft ihm bei Hurtebise das russische Korps Winzingerode entgegen, das schwere Verluste erleidet. Gneisenau will nun die Hauptkräfte der Armee sofort in die starke Stellung bei Laon zurückführen. Auf Müfflings Vorschlag setzt aber Blücher eine „Unternehmung" von 10 000 Reitern gegen Napoleons rechte Flanke an, die infolge mangelhafter Anordnungen im Sande verläuft. Am 8. März geht die Armee dann in die Stellung bei Laon zurück (s. Skizze 7), die

Digitized by Google

Napoleon tags darauf erfolglos angreift. Abends nach Einbruch der Dunkelheit überfallen die Korps Yorck und Kleist den rechten Flügel der Franzosen bei Athies und verfolgen den total zersprengten Gegner am 10. März bis halbwegs Corbény. Da die Hauptkräfte Napoleons noch südlich Laon stehengeblieben sind, schlägt Grolman, der Chef Kleists, vor, mit den beiden siegreichen Korps dem Kaiser in die rechte Flanke zu fallen. Aber Blücher-Gneisenau rufen sie in ihre alten Stellungen nord-



Operation von Craonne, 6. u. 7. März 1814.

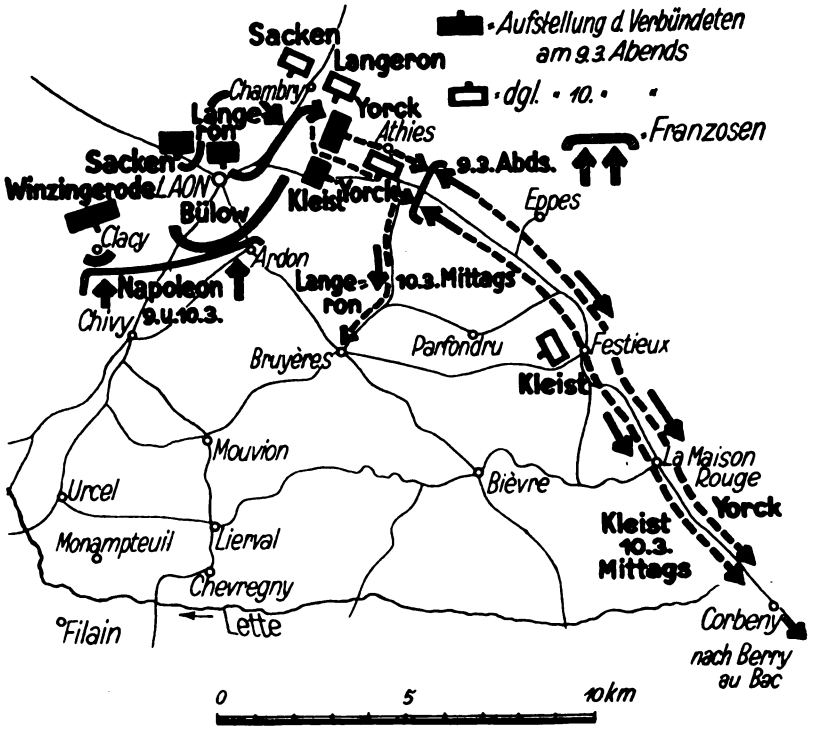
Skizze 6.

ostwärts Laon zurück, weil man einen erneuten umfassenden Angriff des Kaisers gegen die eigene rechte Flanke erwartet. Als schließlich Napoleon nach einem Verlust von über 16 000 Mann doch kampflos abzieht, verfolgt man ihn nicht, sondern legt die Armee für 10 Tage in weitläufige Quartiere.

Die militärische Geschichtsschreibung geht wegen dieser Unterlassungssünde mit Gneisenau hart ins Gericht. Sie wirft ihm vor, daß er unter dem Eindruck der Niederlagen im Februar und der ungnädigen Zurechtweisung, die ihm der König daraufhin in Troyes hatte zuteil werden lassen, seine alte Initiative gänzlich eingebüßt habe. Andere sind der Auffassung, die dringend gebotene Rücksicht auf Schonung der Truppe sei für sein zögerndes Verhalten bestimmend gewesen. Wieder andere behaupten, er sei vorübergehend in völlig geistiger Abhängigkeit von Boyen geraten, der

Digitized by Google

ein ausgesprochener Anhänger hinhaltender Kriegführung war. Wir kennen Gneisenau als eine starke, fest in sich ruhende Persönlichkeit, die sich nicht von anderen ins Schlepptau nehmen ließ und oft genug dem kühneren Gedanken vor dem sicheren den Vorzug gab. Deshalb kann man sich sein verändertes Verhalten nur so erklären, daß er sich in harter Gedankenarbeit zu ihm durchgerungen hatte und von seiner Richtigkeit über-



Die Schlacht bei Laon, 9. bis 11. März 1814.
Skizze 7.

zeugt war. Er wußte, daß Napoleon zwar hier und da vielleicht noch örtliche Erfolge, niemals aber den Krieg gewinnen konnte. Wozu also noch weitere schwere Opfer bringen, wenn der Zusammenbruch des Gegners nur eine Frage kurzer Zeit war? Preußen war aber seinerseits ebenfalls fast am Ende seiner Leistungsfähigkeit. Sein Heer hatte seit Beginn des Befreiungskampfes die Hauptlast getragen und die allerschwersten Verluste erlitten. Bestand nicht die Möglichkeit, daß Metternich nach einem neuen vorübergehenden Mißerfolge der Schlesischen Armee Frieden schloß und Frankreich die Rheingrenze wiedergab? Wollte Preußen beim Friedenskongreß den verdienten Lohn erhalten, so mußte es in der Lage bleiben,

Digitized by Google

seinen Forderungen durch ein starkes Heer Geltung zu verschaffen. Gneisenau ordnete also bewußt sein militärisches Handeln dem Kriegszweck unter, den die Politik, d. h. das Wohl des Vaterlandes, von ihm forderte.

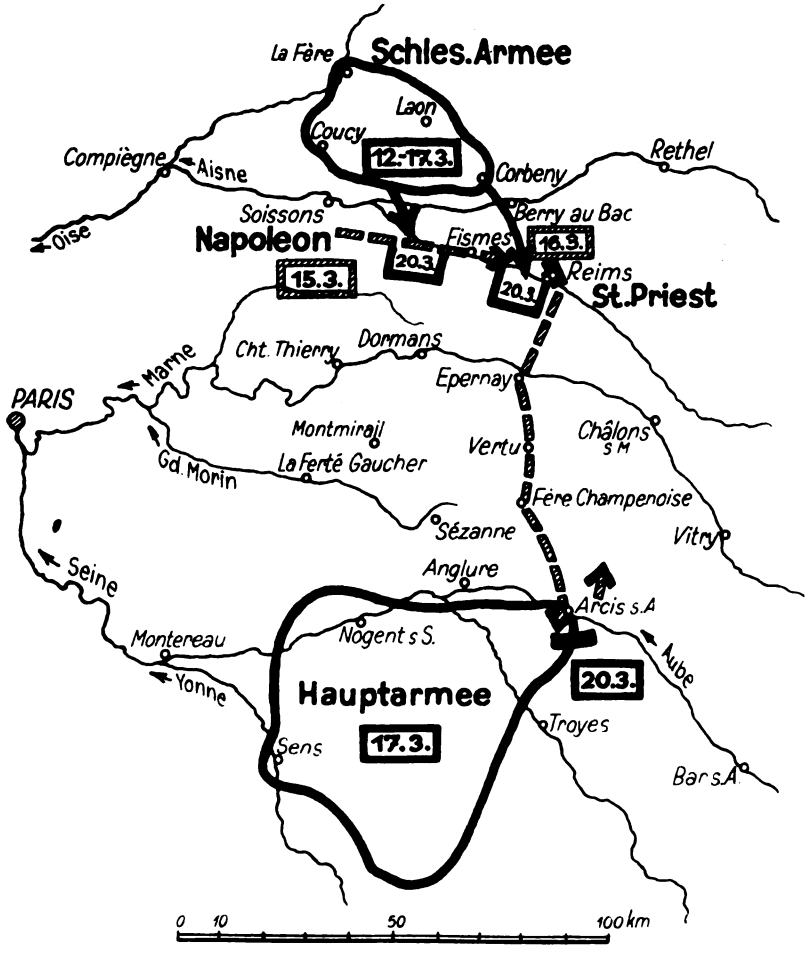
Einzelne Kritiker haben Blücher-Gneisenau vorgeworfen, sie hätten jetzt nichts anderes getan als Metternich-Schwarzenberg: Das Ablassen von der Kriegsweise kameradschaftlicher Opferbereitschaft und das In-den-Vordergrund-Stellen egoistischer Interessen. Und doch ist hier ein gewisser Unterschied. Nie dachten die Führer der Schlesischen Armee daran, auf den Sieg mit Waffengewalt zu verzichten. Sie wandten nur ein anderes Verfahren an, das weniger verlustreich für die eigenen Kräfte war. Mit jedem abgewiesenen französischen Angriff rückte der Sieg näher. Sie wußten, daß die Zeit jetzt, da das französische Volk den Kampf aufgegeben hatte, für die Verbündeten arbeitete.

Der andere Grund für Gneisenaus verändertes Verhalten lag in den Schwierigkeiten der Kommandoführung. Blücher erkrankte Anfang März und war in den Tagen von Laon unfähig, sich an der Führung zu beteiligen. Der nächstälteste General war der bedächtige Russe Langeron, dem sich die Preußen Yorck und Kleist nicht unterstellt hätten und der auch den russischen Generalen gegenüber keinerlei Autorität besaß. Gerade in diesen kritischen Tagen hätten aber schärfere Differenzen mit den Unterführern katastrophale Folgen nach sich ziehen können. Deshalb erhielt Gneisenau die Fiktion, als ob Blücher weiter das Kommando führe. Zu einer Angriffsschlacht großen Stils, die in damaliger Zeit die Anwesenheit des Feldherrn zu Pferde auf dem Schlachtfeld erfordert hätte, reichte dies aber nicht. Gneisenau wählte daher eine Aushilfe, die ihn auf manche kühne Idee verzichten ließ, die aber in der gegebenen Lage das kleinere von zwei Übeln bedeutete.

Die Hauptarmee verhielt sich während dieser Zeit wiederum durchaus abwartend. Schwarzenberg hatte sich vorübergehend mit dem Gedanken befreundet, seine russischen Korps zur Schlesischen Armee ziehen zu lassen und selbst mit den österreichischen und süddeutschen Korps gegen Augereau zu operieren, der mit erheblich schwächeren Kräften bei Lyon stand. Metternich glaubte vielleicht, auf diese Weise beim Friedensschluß von Napoleon besser behandelt zu werden als seine Verbündeten. Er versuchte noch einmal abzuspringen. Aber der Zar und Toll durchschauten die Absicht und überredeten Schwarzenberg, die Hauptarmee zusammenzuhalten. Auf die Nachricht vom Siege der Schlesischen Armee bei Laon setzte diese sich dann langsam von Bar s. Aube auf Sens in Bewegung (s. Skizze 8).

Digitized by Google

Da trifft plötzlich am 17. März die Hiobsbotschaft im Großen Hauptquartier ein, daß Napoleon tags zuvor das russische Korps St. Priest in Reims überfallen habe und über Epernay im Anmarsch sei. Der Zar verliert alle Fassung und will die Hauptarmee nach



Ereignisse vom 12. bis 21. März 1814.

Skizze 8.

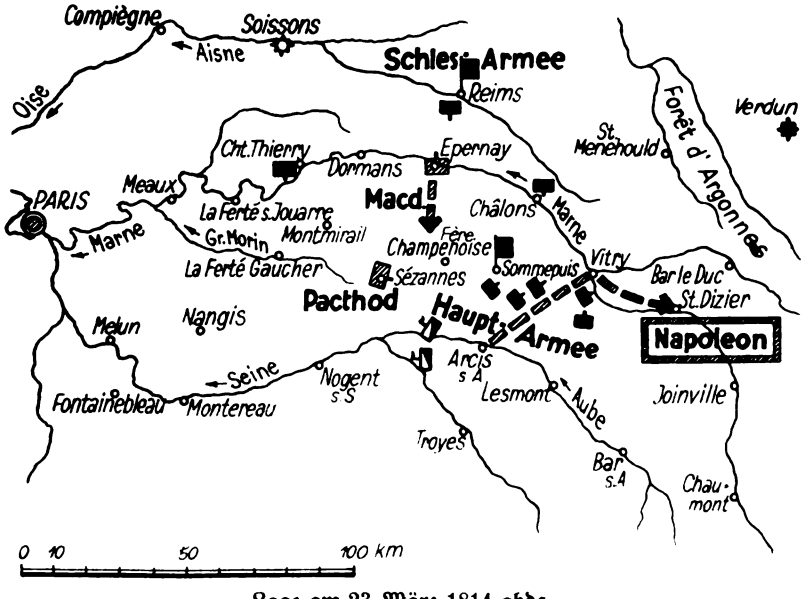
Bar-sur-Aube zurückführen. Aber diesmal bewahrt Schwarzenberg unter dem Einfluß Tolls eine feste Haltung. Die Armee wird bei Arcis-sur-Aube in einer starken Stellung versammelt, und Napoleons Angriffe zerschellen am 20. März an der Tapferkeit der Bayern unter Wrede. Mehr und mehr setzte sich jetzt die Erkenntnis durch, daß man es nur noch mit den letzten Zuckungen des Löwen zu tun hat. So brach denn auch Metternich die Friedensverhandlungen mit Caulaincourt

Digitized by Google

in Châtillon ab. Auch er wünschte nunmehr selbst die militärische Entscheidung, weil Napoleons hochfahrende Halsstarrigkeit eine friedliche Einigung unmöglich machte.

Wir sehen hier wiederum, welche Bedeutung in vorübergehenden Krisen der Einfluß einer starken Persönlichkeit hat, gleichgültig ob Politiker oder Militär. Hier gebührt neben Schwarzenberg dem Russen Toll das Verdienst, die Lage gerettet zu haben, wie er überhaupt fast die einzige Persönlichkeit im Hauptquartier war, die sich stets vom Cauchemar freihielt, den Napoleon sonst hier verbreitete (s. Skizze 9).

Es ist nun eine eigentümliche Tatsache, daß am 23. März die Nachricht vom Abmarsch Napoleons nach Osten auf St. Dizier im Großen Hauptquartier zu Sommepuis und in demjenigen der Schlesi-



Lage am 23. März 1814 abds.
Skizze 9.

schen Armee zu Reims den gleichen Entschluß auslöste. Hier wie dort erkennt man unabhängig voneinander, daß der Kaiser jetzt die Rolle eines Freischarenführers auf den rückwärtigen Verbindungen der Verbündeten spielen will und damit aufgehört hat, ein vollwertiger Gegner im freien Felde zu sein. Gneisenau ist daher der Ansicht, daß man jetzt geradeswegs mit der Masse aller verfügbaren Streitkräfte auf Paris marschieren müsse, um hier den Frieden zu diktieren. Im Großen Hauptquartier verhilft Toll demselben Gedanken gegenüber einer Reihe abwegiger Vorschläge zum Siege. Die vielen Briefe und Denkschriften Gneisenaus über die „Allgemeine Völker-

Digitized by Google

wanderung auf Paris" hatten allmählich hier den Boden bereitet, so daß auch Schwarzenberg seine letzten Bedenken gegen diesen ihm noch vor kurzem „chimärisch" erscheinenden Entschluß fallen ließ. Schulter an Schulter, vom gleichen Willen getrieben, ziehen die verbündeten Heere in starken Märschen der Hauptstadt entgegen. Willig erkennt man jetzt auch im Stabe Schwarzenbergs Gneisenaus Gedanken als maßgebend an. „Geben Sie mir nur einige Schlagworte Ihrer Ansicht", schreibt ihm Radetzki am 28. März, „damit wir hier nichts unternehmen, was wider Ihre Ansicht wäre."

Gneisenau war in diesen Tagen wie umgewandelt. Aus dem stillen, vorsichtigen, wortkargen Grübler der letzten Wochen war, wie Steffens erzählt, „ein heiterer, siegreich verklärter Held" geworden. Als am 30. März die Verbündeten die Nordostfront von Paris im Sturm genommen hatten und Gneisenau von der Höhe des Montmartre in der Abendbeleuchtung das Häusermeer der eroberten Hauptstadt strahlenden Auges überblickte, da erschien er seinem Stabe „wie der rettende und rächende Genius des Krieges".

Unter dem unmittelbaren Eindruck der nun folgenden Abdankung Napoleons schrieb der Stabschef der Schlesischen Armee am 20. April: „Ich bin bis zur Eroberung von Paris der Gegenstand der Lästerungen und Verwünschungen gewesen. Man gab mir die Verlängerung des Krieges und den Entwurf des für unsinnig gehaltenen Marsches auf Paris, und zwar nicht mit Unrecht schuld. Russen und viele Preußen sahen mich für einen politischen Mordbrenner an. Unbefangene nur beurteilen die Dinge richtig. Der Kongreß in Châtillon küßte Caulaincourt die Hände, um Frieden zu erhalten. Ich hatte zwei mächtige Verbündete, den Kaiser Alexander und Napoleon. Jener gab endlich der Meinung der Friedliebenden gezwungen nach; dieser verweigerte hartnäckig jede Ausgleichung, obgleich man sich zu den schimpflichsten Bedingungen verstand. Ihm haben wir unsere Erfolge zu danken."

In seiner bescheidenen Art erwähnt er sein persönliches Verdienst kaum mit einem Worte. Und doch hat es immer wieder des unbeugsamen Siegeswillens des Oberkommandos der Schlesischen Armee bedurft, um einen für die Verbündeten schimpflichen Frieden abzuwenden, obwohl man selbst tief in Feindesland stand.

Wir haben gesehen, wie in diesem Feldzuge Politik und Heerführung dauernd in Wechselbeziehung standen und wie es der zielbewußten militärischen Führung eines Partners dieser buntscheckigen Koalition immer wieder gelang, das rechte Kriegsziel herauszustellen, so daß es schließlich allen Beteiligten — auch den Politikern — als etwas Selbstverständliches

Digitized by Google

erschien. Erst hierdurch kam die ganze Maschine in Gang, erst hierdurch wurde der Sieg errungen. Blücher-Gneisenau wären nach den Siegen von Laon sehr wohl in der Lage gewesen, mit der Schlesischen Armee Paris allein zu nehmen. Sie haben diesen Gedanken aber immer abgelehnt, weil sie daraus unabsehbare politische Nachteile für Preußen befürchteten, bevor nicht alle Verbündeten sich das Ziel gesetzt hatten, Napoleon vom Thron zu stoßen. Sie haben damit das Primat der Politik über die Heerführung anerkannt. Sie waren durchdrungen von Clausewitz' Worten: „Es ist nicht richtig, daß der Einfluß der Politik auf den Krieg an sich schädlich ist. Schaden für den Krieg entsteht nur, wenn die Politik schlecht ist." Und deshalb setzten sie alles daran, mit Wort und Schrift und nicht zum wenigsten durch ihre Waffentaten im Rate der Staatsmänner einer gesunden Politik zum Siege zu verhelfen.

Zum Problem des Wandels der Kriegskunst vom 18. zum 19. Jahrhundert.

Von Eberhard Kessel.

Die Art des Krieges möge sich mit den Waffen, der Zeit und der Weltlage ändern, der Geist der Menschen, der da erfindet, überredet, seine Anschläge bedeckt, angreift, vorrückt, sich verteidigt oder zurückzieht, die Schwächen seiner Feinde ausspäht und so oder also seinen Vorteil gebraucht oder mißbraucht, wird zu allen Zeiten derselbe bleiben." Mit diesen Worten hat Herder, voll klarer Empfindung für die Verschiedenartigkeit der in der Geschichte einander ablösenden Zeitalter und Kulturen, das stets sich gleichbleibende Element des Krieges hervorgehoben[1]). In diesem Sinne wird die Kriegsgeschichte immer wieder die gleichen seelischen Kräfte des Menschen in Erscheinung treten lassen, und vornehmlich von hier geht ein stets lebendiger Antrieb zum Sichversenken in die Vergangenheit besonders für den Soldaten aus, der überall in der Geschichte nach den überzeitlichen Elementen sucht und sie als Mittel und Maßstab eigenen zukünftigen Erfolges in sich aufzunehmen bestrebt ist.

So ist die Kriegsgeschichte vielfach von militärischer Seite, zuletzt noch von Schlieffen in geistvoller Weise behandelt worden. Aber man darf darüber nicht vergessen, daß die Kriegführung wie alles menschliche Tun zeitbedingt ist, und eine über die Zeitalter und Jahrhunderte hinwegeilende

[1]) Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, 3. Teil, Buch 13, Kap. 6 (Bd. III, S. 200 der Erstausgabe von 1784—1791).

Digitized by Google

vergleichende Kriegsgeschichte muß sich ständig der Unterschiede zwischen den Zeiten bewußt bleiben. Dadurch wird nicht nur der Zusammenhang der Kriegskunst mit dem allgemeinen Leben einer Epoche deutlich, es lassen sich darüber hinaus durch solche Betrachtungsweise Erkenntnisse für die Auswirkungen von Änderungen in der Geisteshaltung, der Politik und Wirtschaft auf die Kriegführung auch für die Zukunft gewinnen. Es ist deshalb ein nicht hoch genug einzuschätzendes Verdienst Hans Delbrücks gewesen, daß er, während im 19. Jahrhundert das Empfinden für die Verschiedenheit der Kriegführung des 18. Jahrhunderts von der eigenen mehr und mehr verlorengegangen war, mit Nachdruck auf die grundsätzliche Andersartigkeit der friderizianischen Strategie hingewiesen hat. Er tat das auch bereits mit deutlichem Hinweis auf die Zukunft, die ebenso wie einst eine Wandlung der Kriegskunst heraufführen würde, und fand später diese seine Ansicht durch den Weltkrieg bestätigt. Aber er verengerte sich dabei selbst sein Blickfeld, indem er in den Wandlungen der Kriegsgeschichte sich lediglich zwei Prinzipien oder Grundformen abwechseln sah, nämlich die von ihm so genannte „Ermattungsstrategie" und die „Vernichtungsstrategie". Eine Auffassung indessen, die in der Geschichte zwei einander ablösende Prinzipien erblickt, ist ebenso unhistorisch und systematisch wie eine Auffassung, die überall nur ein Prinzip sieht, ja sie ist noch mehr geeignet, Mißverständnisse hervorzurufen, da eine Überbetonung des grundsätzlichen Unterschiedes zwischen den beiden Formen der Strategie zur Verkennung der auch in ihnen sich erhaltenden gleichbleibenden Elemente führen konnte und tatsächlich auch geführt hat. Es ist deshalb nicht mit Unrecht gegen die Delbrücksche Terminologie eingewandt worden, daß die „Vernichtung" des Gegners das Ziel jeder Strategie sei und sein müsse; und es ist zum mindesten mißverständlich, wenn man die Bezeichnung „Vernichtungsstrategie" für eine besondere Art der Kriegführung reserviert, neben der noch eine andere möglich wäre. Von dem Begriff „Ermattungsstrategie" ganz zu schweigen, der in der Diskussion über das Problem den meisten Anstoß erregt hat.

Der Schematismus Delbrücks hat sich nun in der kriegsgeschichtlichen Forschung sehr unheilvoll ausgewirkt; in welchem Umfange, das sieht man jetzt, nachdem man hoffen konnte, eine der Wirklichkeit gemäßere Auffassung würde sich Bahn brechen, an dem jüngst erschienenen geistvollen Buch von Sigfrid Mette, „Vom Geist deutscher Feldherren"[2]). Das Buch gibt einen universalgeschichtlichen Aufriß von der zum Weltkrieg führenden kriegsgeschichtlichen Entwicklung ganz im Sinne Delbrücks; nur daß es sich überall um die Herausarbeitung der geistesgeschichtlichen Zusammenhänge bemüht, die Delbrück nicht behandelt hatte, weil er die Kriegskunst lediglich

[2]) Siehe „Wissen und Wehr" 1938, Heft 11, S. 804.

Digitized by Google

im Rahmen der Politik dargestellt hatte. Mette wird dabei von der richtigen Erkenntnis geleitet, daß sich die Ideen, die ein Zeitalter beherrschen, notwendig auch in der harten Wirklichkeit des Krieges feststellen lassen müssen. Und es ist unstreitig von Wert, daß Mette einmal einen solchen Versuch unternommen hat. Es wird trotz aller Unrichtigkeiten und Mängel aus ihm deutlich, wie eng die für den oberflächlichen Blick nur nebeneinanderstehenden verschiedenen Faktoren einer Epoche untereinander zusammenhängen. Aber Mette übernimmt das Delbrückschе Schema und preßt auf diese Weise die historische Wirklichkeit in ein System, das nur irreführend wirken kann.

Diese Tatsache zwingt zu einer erneuten Behandlung des Themas Ermattungsstrategie und Vernichtungsstrategie, soweit es die Kriegskunst des 18. und 19. Jahrhunderts betrifft. Aus diesem äußeren Anlaß seien hier die Unterschiede zwischen den beiden Zeitaltern noch einmal, und zwar mit aller möglichen Kürze und Deutlichkeit aufgezeigt. Angesichts der immer noch vorhandenen Anhänger der einseitigen Delbrückschen Ansicht muß sich diese Erörterung notwendig am Gegensatz zu Delbrück orientieren, da die bisherigen Versuche, ohne eine ausführlichere Polemik auszukommen, nicht beachtet worden sind[3]). Die Anerkennung der wirklichen Delbrückschen Leistung ebenso wie die der gelungenen Partien des Werkes von Mette soll dadurch nicht geschmälert werden.

Die schöne Selbstverständlichkeit, mit der Mette davon spricht, daß der Begriff der Ermattungsstrategie „heute wohl grundsätzlich anerkannt" sei[4]), nötigt zunächst zu der klaren Feststellung: Die Begriffe „Ermattungsstrategie" und „Vernichtungsstrategie" sind *nicht* grundsätzlich anerkannt und verdienen endlich ad acta gelegt zu werden! Eine jede Strategie ist ihrem innersten Wesen nach „Vernichtungsstrategie". Man könnte höchstens einen Unterschied in der Methode machen, insofern als man durch „Ermattung" des Gegners oder durch kurze harte Schläge zum Ziele kommen kann. Auch durch „Ermattung" kann man einen Gegner vernichten, wenn die Voraussetzungen dafür gegeben sind. Niemals aber ist die eine oder die andere Methode einer bestimmten Epoche eigentümlich. Delbrück würde hierauf vielleicht entgegnen, er habe auch immer nur von einem „Vorwiegen" der einen über der anderen Methode gesprochen, was dann den

[3]) „Doppelpolige Strategie. Eine Studie zu Delbrück, Clausewitz und Friedrich dem Großen." in „Wissen und Wehr", Jg. 1931, S. 624 ff. — „Die Wandlung der Kriegskunst im Zeitalter der Französischen Revolution." in: „Historische Zeitschrift", Bd. 148 (1933), S. 248 ff. — „Friedrich der Große im Wandel der kriegsgeschichtlichen Überlieferung." in: „Wissen und Wehr", Jg. 1936, S. 500 ff. — Einleitung zu „Clausewitz, Strategie aus dem Jahr 1804", Hamburg 1937. — Ich verweise hier generell auf diese meine früheren Arbeiten, um sie nachher nicht zu den einzelnen Punkten jedesmal besonders anführen zu müssen.

[4]) Mette, a. a. O., S. 4.

Digitized by Google

prinzipiellen Unterschied ausmache. Indessen sind dann zum mindesten die Begriffe unglücklich gewählt, und die unglückliche Wahl der Worte hat zu dem grundlegenden Irrtum geführt, daß das 18. Jahrhundert nicht an eine Niederwerfung des Gegners hätte denken können[5]). Demgegenüber sollte eigentlich die Feststellung genügen, daß sich die Menschen des 18. Jahrhunderts frei und offen zur Idee der Vernichtung des Gegners bekannt haben. Maria Theresia hat es als ihr Ziel ausgesprochen, Friedrich den Großen „gänzlichen zu zernichten"[6]). Und man kann nicht sagen, daß sie zur Aufstellung eines solchen Zieles etwa nicht berechtigt gewesen wäre. Alle materiellen Machtmittel waren so gelagert, daß sie durchaus an dieses Ziel denken konnte. Wie wäre denn sonst der Siebenjährige Krieg so wichtig, wenn nicht die Existenz des Preußischen Staates auf dem Spiele gestanden und mehrmals an einem seidenen Faden gehangen hätte?

Mette verteidigt Delbrück, indem er betont, Delbrück habe die Möglichkeit einer Vernichtungs*schlacht* im 18. Jahrhundert niemals geleugnet, wohl aber die Möglichkeit eines Vernichtungs*krieges*[7]). Nun gibt es natürlich verschiedene Grade der Vernichtung[8]). Man kann den Unterschied zwischen Vernichtungsschlacht und Vernichtungskrieg durchaus machen. Mette meint, daß die Schlachten im 18. Jahrhundert nicht feldzugs- oder gar kriegsentscheidend gewesen seien. Er weist auf Kolin, Hochkirch und Kunersdorf hin. Es ist richtig, daß diese Schlachten den Krieg nicht entschieden haben. Aber warum? Nur infolge der Unzulänglichkeit der Heerführer, die Friedrich dem Großen gegenüber standen, allen voran des Feldmarschalls Daun. Bei den Russen und Franzosen kann man allenfalls zuweilen die Einwirkung abweichender politischer Ziele annehmen. Ihr politisches Interesse ging allerdings nicht so scharf auf die Vernichtung Preußens wie das Österreichs. Bei Daun jedoch klaffen politisches Ziel und militärische Führung weit auseinander. Man kann nicht sagen, daß ihm die materiellen militärischen Mittel zur Niederwerfung des Gegners gefehlt hätten. Es fehlte ihm nur die ganz persönliche Fähigkeit dazu.

Man wende nicht ein, daß Friedrich der Große in seinen historischen Schriften ein anderes Urteil über die militärischen Fähigkeiten Dauns gefällt hat. Es macht dem König als Anerkennung des überwundenen Gegners alle Ehre. Seine wahre Meinung war es doch nicht so ganz. Die Unterschätzung, die er Daun in seinen Feldzügen in der Praxis entgegen-

[5]) So auch Mette mit dürren Worten a. a. O., S. 10.

[6]) Beleg im vollen Wortlaut demnächst in der Fortsetzung des Generalstabswerks über den Siebenjährigen Krieg, wo überhaupt einiges zu dem Thema, allerdings ohne daß es ausdrücklich gesagt wird, zu lesen sein wird.

[7]) Mette, a. a. O., S. 124.

[8]) Vgl. Linnebach, „Zum Meinungsstreit über den Vernichtungsgedanken in der Kriegführung", in „Wissen und Wehr", Jg. 1934, S. 726 ff.

Digitized by Google

brachte und die ihm die wenigen Niederlagen von seiten des Zauberers eingebracht hat, muß doch gegenüber diesem Urteil vorsichtig stimmen. Sieht man genauer zu, so erkennt man, inwiefern die Anerkennung begründet war: Sie bezog sich auf die Kunst der Verteidigung in der Auswahl und Befestigung unangreifbarer Positionen. Gewiß waren es auch die materiellen Verhältnisse der damaligen Kriegführung, die eine Hochschätzung gerade solcher Fähigkeiten am Heerführer bedingten. Aber daneben kommt dann doch noch etwas anderes in jenem Urteil Friedrichs über Daun zum Ausdruck, nämlich seine eigene geistige Zeitbedingtheit. Friedrich der Große hat in der Theorie niemals dem „Schlachtenfeldherrn", sondern immer nur dem vorsichtigen Systematiker in der Durchführung der Operationen rückhaltlose Anerkennung gezollt. Sein eigenes abweichendes Verfahren hat er als allein durch die Not der Umstände bedingte Ausnahme von der auch von ihm anerkannten Regel gerechtfertigt[9]). Man achte beispielsweise auf die Beurteilung Loudons durch den König. Während Daun gelobt wird, erfährt Loudon scharfen Tadel. Das ist nicht etwa persönliche Verstimmung und Ungerechtigkeit, wie die Loudon-Biographen wohl gemeint haben. Es handelt sich hier wieder um Friedrichs Zeitbedingtheit. Loudon hielt sich ebensowenig wie der König selbst an die Regeln der Kriegskunst. Er erlaubte sich ähnlich geniale Ausnahmen, ohne daß nach des Königs Auffassung eine solche Notlage für Loudon vorlag, wie sie für ihn, den König, vorgelegen hatte.

Mit diesen Erörterungen sind wir mitten in das geistesgeschichtliche Problem der Kriegführung Friedrichs des Großen hineingeraten, das hier nicht in allen seinen Beziehungen behandelt werden kann. Es ist zum Teil auch ein biographisches Problem, insofern sich die theoretischen Ansichten des Königs erst im Verlauf seiner praktischen Erfahrungen gebildet und befestigt haben. Als Endergebnis aber bleibt bestehen, daß die theoretischen Urteile des Königs nicht nur in bezug auf die materiellen Grundlagen der Kriegskunst der Zeit, sondern darüber hinaus auch wegen seiner Geisteshaltung grundsätzlich von unserem heutigen Denken verschieden sind. Dank Clausewitz stehen wir auf einem von dem Friedrichs grundsätzlich abweichenden Standpunkt: Das Genie ist nicht die Ausnahme, sondern die Regel!

Friedrichs Handeln hat seiner eigenen theoretischen Einstellung nicht durchweg entsprochen. Jenes, nicht diese hat ihn zum Erfolg geführt. An jenes, nicht an diese haben wir uns zu halten, wenn es sich lediglich um

[9]) Vgl. Kessel, „Der deutsche Soldat in den stehenden Heeren des Absolutismus", in: „Deutsche Soldatenkunde", hrsg. von Schwertfeger und Volkmann, Leipzig 1937, S. 88, sowie Kessel, „Friedrich d. Gr. im Lager von Bunzelwitz", in: „Die Welt als Geschichte", Jg. III (1937), S. 40.

Digitized by Google

die Feststellung der faktischen Kriegführung und ihrer Möglichkeiten im 18. Jahrhundert handelt.

Und da müssen wir sagen: Wenn je eine Zeit, so war das 18. Jahrhundert das Zeitalter der Vernichtungsschlacht. Man brauchte nicht einmal ernsthaft zu verfolgen; dazu war man allerdings mit den damaligen Heeren nicht imstande. Es genügte, wenn die feindliche Armee in der Schlacht entscheidend geschlagen wurde. Die Zusammensetzung der Heere bürgte dafür, daß dann der Rest, durch Desertion weiter geschwächt, weder materiell noch moralisch zu weiterem Widerstand fähig war. Warum war es denn in den Befreiungskriegen etwas so Unerhörtes, daß eine geschlagene Armee in einer zweiten Schlacht den Sieg errang? Man war das von den Södnerheeren der Vergangenheit nicht anders gewohnt. Und weiter: Wenn je eine Schlacht feldzugs- oder kriegsentscheidend wirken konnte, so war das im 18. Jahrhundert der Fall. War das Heer in der Schlacht vernichtet, so war der Staat schutzlos dem Gegner preisgegeben. Die Schwierigkeiten in der Überwindung weiter Entfernungen zu damaliger Zeit glichen das nicht aus. Es war unmöglich, sofort Ersatz für ein geschlagenes Heer zu schaffen. Später, im Zeitalter der Volkskriege, hat sich gerade das grundlegend geändert, und man begreift, warum es wichtig ist, die Abwegigkeit der Delbrückschen Begriffe zu betonen: Es waren g a n z andere Gründe, die im 18. Jahrhundert und die im Weltkrieg den Ausschlag gaben!

Delbrück folgert so: Die Feldschlacht konnte im 18. Jahrhundert den Krieg nicht entscheiden. Es fehlte die Möglichkeit, den Schlachterfolg zum vollständigen Siege auszubeuten. Dagegen konnte man in der Schlacht selbst geschlagen werden. Man hatte also im Falle des Gewinns nur eine geringe Chance für die Weiterführung des Krieges, eine Niederlage aber war immer unangenehm. Deshalb war es besser, nicht auf dem Wege des Kampfes, sondern mit Hilfe des Manövers den Gegner dem eigenen politischen Willen gefügig zu machen, ihn zu „ermatten".

Mette verteidigt Delbrücks Stellungnahme: „Wenn Delbrück von der »Risikolosigkeit« der Feldschlacht im 18. Jahrhundert gesprochen hat, so in dem Sinne, daß das Risiko einer v e r l o r e n e n Schlacht für den Kriegsausgang unverhältnismäßig geringer ist in der Ermattungs- als in der Niederwerfungs-Strategie (man denke an Kolin, Hochkirch, Kunersdorf auf der einen, Austerlitz, Jena, Friedland auf der anderen Seite). Außerdem hat aber Delbrück umgekehrt das Risiko j e d e r, auch gerade der siegreichen Schlacht im 18. Jahrhundert vornehmlich wegen der Kostbarkeit und Schwererersetzbarkeit des Kriegsinstruments für unverhältnismäßig größer als im 19. Jahrhundert angesehen. Wo hier ein Irrtum stecken soll, ist mir unerfindlich[10])." Man ist dieser Argumentation gegenüber versucht,

[10]) Mette, a. a. O., S. 124.

Digitized by Google

Alexander von Villers zu zitieren: „... nie wurde eine Schlacht gewonnen, aber jede wurde verloren, was zuletzt für den anderen so viel heißt, als er hat sie gewonnen[11])." Aber wir wollen ernsthaft bleiben: Wo der Irrtum steckt, dürfte aus dem Vorstehenden deutlich geworden sein.

Nun wird man fragen: Warum sind dann aber im 18. Jahrhundert nicht nur die Vernichtungsschlachten (denn sie konnten nur mißlungen sein, wie sie zu jeder Zeit mißlingen können), sondern überhaupt die Feldschlachten verhältnismäßig selten gewesen? Die Antwort ist einfach: Man hat sie vermieden, weil man fürchtete, geschlagen zu werden. Das Risiko war zu groß! Deshalb auch brach man eine schlecht stehende Schlacht vor der völligen Niederlage ab, ohne sie durchzukämpfen. Das Abbrechen von Schlachten und Gefechten aber war damals leichter möglich als im 19. Jahrhundert.

Wir müssen nun aber noch auf eine Stelle aus Delbrücks Geschichte der Kriegskunst ausdrücklich hinweisen[12]), weil sie schlagartig die Mängel der Auffassung Delbrücks enthüllt. Er stellt die napoleonische oder Vernichtungs- und die friderizianische oder Ermattungsstrategie folgendermaßen einander gegenüber:

„Für Friedrich ist die Schlacht nach einem öfter von ihm gebrauchten Ausdruck ein Brechmittel, das man einem Kranken gibt... Sie ist ihm eine Frage an das Schicksal, eine Herausforderung des Zufalls, der in unberechenbarer Weise den Ausgang bestimmen kann. Napoleon erklärte es für seinen Grundsatz, sich auf keine Schlacht einzulassen, wenn er nicht 70 v. H. Chancen des Gewinns für sich habe. Hätte Friedrich sich an diesen Grundsatz halten wollen, so hätte er kaum je eine Schlacht schlagen können. Das ist nicht etwa ein Unterschied in der Kühnheit der beiden Feldherren..., sondern liegt in der Verschiedenheit des Systems: wollte der Niederwerfungsstratege die Schlacht als eine Zufallsentscheidung ansehen, so wäre der ganze Krieg auf den Zufall gestellt, denn die Schlacht ist es, die ihn entscheidet. In der Ermattungsstrategie ist die Schlacht nur ein Moment unter mehreren, und ihre Entscheidung kann wieder ausgeglichen werden."

Demgegenüber ist zunächst zu bemerken, daß das Element des Zufalls sich aus keiner Schlacht ausschalten läßt, und hierin unterscheidet sich das 18. Jahrhundert in nichts vom 19. und 20. Wohl aber besteht ein von Delbrück verkannter Unterschied in der geistigen Haltung beider Zeitalter gegenüber dem Zufall. Aber Delbrück hat weiter nicht gemerkt, daß Napoleon mit seiner Forderung nach 70 v. H. Gewinnchancen durchaus noch in das 18. Jahrhundert hinein gehört, das in einem einseitigen Rationalis-

[11]) „Briefe eines Unbekannten", Ausgabe in einem Band, Leipzig 1925, S. 296.

[12]) Der ohne jede Polemik gegebene Hinweis in der „Historischen Zeitschrift", Bd. 148 (1933), S. 263, Anm. 5, ist unbeachtet geblieben.

Digitized by Google

mus das irrationale Element des Zufalls als störend empfand und vom guten Feldherrn verlangte, daß er es ausschaltete. Darin kommt der Optimismus des Aufklärungszeitalters zum Ausdruck. Er mußte zu einem extremen Pessimismus führen, sobald man unter Bewahrung jener negativen Einstellung gegenüber dem Zufall zu der Erkenntnis kam, daß die Ausschaltung des Zufalls im Kriege unmöglich sei. Friedrich der Große ist das prägnanteste Beispiel jenes Pessimismus. Daher seine Zeitbedingtheit in der Theorie! Er war weit davon entfernt, anzunehmen, daß die Schlacht nichts entscheide. „Die Schlachten entscheiden das Schicksal der Staaten", hat der große König gelehrt[13]). Wie hätte er der ihm von Delbrück untergeschobenen Ansicht sein können? Wäre die Schlacht dann noch ein Brechmittel gewesen? Alle die von Delbrück selbst zitierten Worte des Königs sprechen gegen sein Schema von der Ermattungsstrategie. Wenn Friedrich nicht wie Napoleon 70 v. H. Gewinnchancen verlangt, so deshalb, weil er weiß, daß eine solche Prozentberechnung vor der Schlacht unmöglich ist. Napoleon hielt sie theoretisch für möglich, in der Praxis freilich hat er sie auch nicht vor seinen Schlachten angestellt. Scharnhorst und Clausewitz haben dagegen gelehrt, mit dem Zufall zu rechnen, und damit haben sie den Rationalismus des 18. Jahrhunderts überwunden, in dem Napoleon noch bis zu einem gewissen Grade befangen war.

Man sieht nun auch das geistesgeschichtliche Problem der Wandlung der Kriegskunst vom 18. zum 19. Jahrhundert auftauchen. Es läßt sich ganz einfach und kurz dahin formulieren: „Hatte die Kriegstheorie des 18. Jahrhunderts die Höchstleistung des Feldherrn in der möglichst weitgehenden Ausschaltung des Zufalls aus der Kriegführung gesehen, so sah sie nunmehr die des 19. Jahrhunderts in seiner bestmöglichen Ausnutzung[14])."

Es ist nicht anders: Die Feldschlacht wurde im 18. Jahrhundert nicht deshalb vermieden, weil sie nicht entscheidend war, sondern eben darum, weil die Gefahr bestand, daß sie es war! Schon das Beispiel von Jena und den anderen Schlachten Napoleons bietet den Beleg: Diese Schlachten waren deshalb kriegsentscheidend, weil sie mit den Ersatzquellen eines Volkskrieges gegen die alten stehenden Heere des Absolutismus erfochten wurden! Der alte und der neue Staat standen sich gegenüber. Napoleons „Rückständigkeit" in der Theorie — wenn man es hart ausdrücken will — erklärt sich zu einem nicht geringen Teil eben daraus, daß er zu Beginn seiner Laufbahn gegen die stehenden Heere des Absolutismus kämpfte. Als der Volkskrieg gegen ihn ausbrach, wurde er besiegt. Groß-Görschen und Bautzen waren keine Entscheidungsschlachten, ebensowenig Montmirail und Ligny. Man sieht gleichzeitig auch das Verfehlte in den

[13]) Oeuvres de Frédéric le Grand, XXVIII, 83 und 163.

[14]) „Historische Zeitschrift", Bd. 148 (1933), S. 275.

Digitized by Google

Ansichten Metternichs, der glaubte, die Befreiung mit einem Kabinettskriege alten Stils erkämpfen zu können. Man erkennt nun aber überhaupt, wohin die Entwicklung von hier aus weiterging: Die großen und schnellen Entscheidungen des 19. Jahrhunderts bezeichnen ein Übergangszeitalter. Der Volkskrieg, der mit Aufbietung aller Kräfte geführt wird, k a n n im Gegensatz zum 18. Jahrhundert nicht durch e i n e Schlacht entschieden werden.

Aber diese Beziehungen können hier nicht im einzelnen aufgehellt werden. Sie seien hier nur angedeutet, um die Tragweite der Irrtümer Delbrücks schon von hier aus anzudeuten.

Erst auf diesem Hintergrunde aber wird im vollen Umfange deutlich, was der von Mette mit Recht als Hauptstück hervorgehobene Kampf Scharnhorsts gegen die mechanischen Köpfe und Systematiker bedeutet. Nur schade, daß Mette selbst ein wenig Systematiker ist. Scharnhorst kämpfte gegen die Überreste einer veralteten Theorie, einer Theorie, die selbst an den materiellen Mitteln ihrer Zeit gemessen, nur eine bedingte reale Geltung hatte, die aber mit der Wandlung der Kriegskunst im napoleonischen Zeitalter vollends Schiffbruch litt. Es fällt uns heute vielleicht schwer zuzugestehen, daß selbst ein Geist wie der des großen Königs bis zu einem gewissen Grade einer solchen Anschauung verhaftet war: Die Größe seiner menschlichen Leistung und seine Genialität erscheint nur um so überragender[15]). Hier wird einmal ganz deutlich, wie unmittelbar die geistigen Voraussetzungen mit der harten Wirklichkeit des Krieges in Konflikt geraten können. Es wird aber auch die Bedeutung der Besinnung auf eine, sagen wir, realistischere Auffassung deutlich, wie wir sie eben an Scharnhorst und Clausewitz wahrnehmen können.

Diese Wandlung zu einem historisch-kritischen Realismus aber war eingebettet in der einzigartigen Erscheinung des deutschen Klassizismus; nur daß dieser in seinen philosophischen und ethischen Vorstellungen noch manches Erbteil der Vergangenheit mit sich führte, das erst allmählich abgestreift werden konnte. Der spätere Realismus des 19. Jahrhunderts hat dagegen zuweilen etwas wie eine Reaktion bedeutet, insofern die geistigen Beziehungen nicht mehr genügend als „Realitäten", die sie doch eben auch sind, gewertet wurden. Auch das Unwägbare und Unmeßbare ist „real", und nur eine Anschauung, die darauf Rücksicht nimmt, wird der Wirklichkeit gerecht und hat damit die Möglichkeit, ihr gemäß bewußt zu handeln.

Mette zieht den deutschen Klassizismus in diesem Sinne auch mit in die Betrachtung hinein. Er äußert dabei den fruchtbaren Gedanken, daß der Imperialismus Napoleons als die Vollendung und der Abschluß des Vernunftzeitalters zu betrachten sei. Seine Ausführungen darüber geben manche treffenden Hinweise. Nur unterscheidet er in den konkreten Einzel-

[15]) Vgl. Kessel, „Friedrich d. Gr. als Geschichtsschreiber seiner Zeit", in „Deutsche Rundschau", Jg. 61 (1935), S. 130.

Digitized by Google

heiten nicht genügend, wo sich veraltete Überreste erhalten haben, und wo die neue Zeit ganz rein und fleckenlos sich darstellt. Vor allem vermögen wir seiner Bewertung Hegels nicht zu folgen, der als letzter „Systematiker" eben zu jenen Geistern gehörte, die dem verflossenen Zeitalter im Prinzip zutiefst verhaftet geblieben waren. Sein verhängnisvoller Einfluß auf die weitere Entwicklung (Marx) ist deutlich genug, um zu erkennen, daß seine Lehre die Wirklichkeit vergewaltigte. Und Bismarck mit Hegel in Verbindung zu bringen, wie dies Mette tut, läßt sich wohl kaum rechtfertigen, wenn wir die konkreten geistigen Zusammenhänge berücksichtigen.

Aber auch auf diese Dinge kann hier nicht weiter eingegangen werden. Das Thema „Hegel und der Historismus" (das ist das, worauf es dabei hinauskommt) verlangt eine gesonderte genaue Behandlung von berufenerer Seite. Es führt über das Thema des vorstehenden Aufsatzes weit hinaus.

Die wahren Unterschiede in der Kriegskunst zwischen dem 18. und 19. Jahrhundert dürften hinreichend deutlich geworden sein. Es bedarf nur noch eines Wortes über Clausewitz' Auffassung der friderizianischen Strategie. Es ist im vorstehenden absichtlich davon Abstand genommen, auf dieses Problem einzugehen, so nahe dies auch gerade dem Delbrück-Schüler liegen mag. Denn Delbrück war hauptsächlich durch die Lektüre von Clausewitz auf seine Lehre von der Andersartigkeit der friderizianischen Kriegführung gekommen. Clausewitz hatte von der „doppelten Art des Krieges" gesprochen, er unterschied weiter zwischen Kriegführung mit beschränktem und unbeschränktem Ziel. Und es ist keine Frage, daß Delbrück sich für manche seiner Feststellungen auf Clausewitz berufen konnte. Ob mit Recht, soll hier nicht erörtert werden. Weder Delbrück noch einer seiner Nachfolger hat eine genaue Analyse der Clausewitzschen Begriffe vorgenommen. Sie ist ein wichtiges Kapitel aus dem Gebiet der Clausewitzinterpretation. Wenn es hier behandelt werden sollte, würde das nur verwirrend wirken. Die Unterscheidung des 18. vom 19. Jahrhundert kann ohne die Erörterung der Frage, wie Clausewitz sie aufgefaßt hat, durchgeführt werden. Nur so können wir auch davor bewahrt werden, uns von der gewiß starken Autorität Clausewitz' etwa zu einer schiefen Ansicht verleiten zu lassen.

Man wende also nicht ein: Aber Clausewitz hat doch gesagt ... Was Clausewitz gesagt hat, weiß der Verfasser dieser Zeilen sehr wohl. Und es sei deshalb hier nur noch vorweg bemerkt, daß Clausewitz' Auffassung von der Kriegführung Friedrichs des Großen, wie sie sich in seinem 8. Buch ausgesprochen findet, nicht ganz zutrifft. Dabei aber müssen wir berücksichtigen, daß das Werk „Vom Kriege" und gerade auch das 8. Buch nicht seine endgültige Fassung erhalten hat[16]).

[16]) „Historische Zeitschrift", Bd. 152 (1935), S. 99 f.

Digitized by Google

In einem Übergangszeitalter bleiben auch die größten Geister nicht vor gelegentlichen Irrtümern bewahrt. Ihre große Leistung wird dadurch kaum beeinträchtigt. Wir aber haben die Verpflichtung, uns überall an den Kernpunkten ihrer Auffassung zu orientieren und ihre Gedanken, von dort aus folgend, mit der Wirklichkeit der Dinge zu vergleichen.

Der Feldzug Japans in China.

Von der Schließung des Lunghai-Korridors bis zum Fall Hankous.

* * *

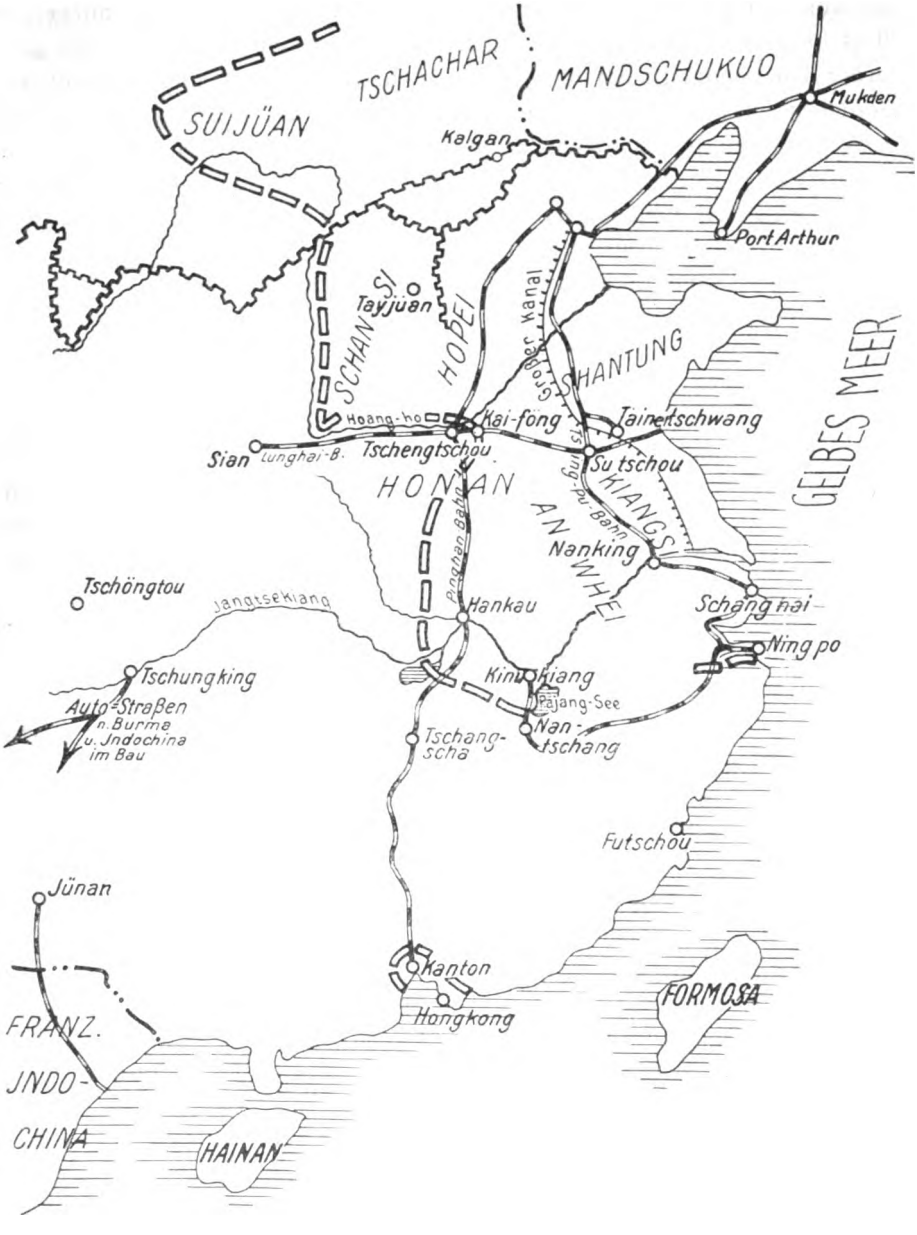
Heer und Flotte Schulter an Schulter.

Nachdem die Hoangho-Überflutung den Vormarsch der Japaner auf dem nördlichen Kriegsschauplatz zum Stillstand gebracht hatte, verlegten sie den Schwerpunkt der Operationen zurück nach dem Tal des Jangtsekiang, mit dem Ziel, durch einen Angriff von Wuhu aus stromaufwärts Hankou zu erreichen.

Diese Stadt war nach dem Fall von Nanking Sitz der Zentralregierung geworden und bildete zusammen mit den dicht benachbarten Städten Wutschang und Hanyang an der Einmündung des Han-Flusses in den Jangtse den Mittelpunkt des chinesischen Widerstandes. Die Städtegruppe — bei den Ausländern als die „Wuhan-Cities" bekannt — hat mehr als anderthalb Millionen Einwohner und beherrscht das fruchtbare, menschenwimmelnde Kernland Chinas, die seit Urzeiten unter Kultur stehenden Landstriche beiderseits des Jangtsekiang.

Dieser Strom ist die wichtigste Eingangspforte von der Küste aus in das Innere des Reiches der Mitte. Noch gewaltiger, wasserreicher und tiefer als der Hoangho, durchschneidet der 5000 km lange Fluß auf seinem Lauf vom Quellgebiet im Hochland von Tibet bis zur buchtähnlich breiten Mündung bei Schanghai die Weiten Mittelchinas und erschließt und verbindet sie gleichzeitig. Der Jangtse bietet — anders als der Gelbe Strom — ruhiges und zuverlässiges Fahrwasser. Auf seinem geduldigen Rücken trägt er sogar Seeschiffe bis weit ins Landinnere. Die Ebenen, die er durchströmt, bestehen aus äußerst fruchtbarem Schwemmland, das, zum Teil künstlich unter Wasser gesetzt, Reis in Menge erzeugt und als die Kornkammer Chinas gelten darf. Trotzdem es sich bei diesen Landstrichen um ein uraltes Kulturgebiet handelt, ist es der westlichen Zivilisation keineswegs erschlossen. Wenige Kilometer vom Strom, auf dem die Dampfschiffe

Digitized by Google



Skizze 1.

Digitized by Google

Europas auf- und abwärtsfahren, sollen sich mittelalterlich patriarchalische Zustände ungestört bis in unsere Tage erhalten haben. Vor allem die Verkehrsverhältnisse sind heute noch so wie vor Jahrhunderten. Es gibt weder Eisenbahnen noch ausgebaute Straßen, sondern nur pfadähnliche Landwege, in denen Fahrzeuge während des Regens im Schlamm, während der Trockenzeit im knietiefen Staub fast versinken. Hügelige Erhebungen und zahllose Sumpfseen vermehren die Geländeschwierigkeiten, die sich einem neuzeitlich ausgerüsteten Angreifer in den Weg stellen. Die von den Chinesen geübte Abwehrtaktik wird dadurch ganz besonders begünstigt.

Wenn die japanische Heeresleitung sich trotzdem entschloß, das Jangtse-Tal aufwärts anzugreifen, so war dieser kühne Plan durch das strategische Ziel, das damit erreicht werden sollte, gerechtfertigt. Die Inbesitznahme der „Wuhu-Städte", dieses „Chikago Chinas", mußte Tschiangkaischek einen schweren Schlag versetzen, denn gerade in diesem Städtedreieck war seine Macht besonders fest verankert. Wurde er von diesem Schlüsselpunkt des innerchinesischen Wirtschaftslebens und Verkehrs verdrängt, so waren damit auch die wichtigsten Verbindungen mit der ihm freundlich gesonnenen Außenwelt zerschnitten. Zudem mag der Angriffsentschluß der Japaner durch die taktische Erwägung erleichtert worden sein, daß auf dem ganzen Angriffswege von Wuhu nach Hankou der Strom als zuverlässige Achse dienen konnte, von der aus die unterstützenden Einheiten der Flotte stets in der Lage waren, in die Kämpfe an Land entscheidend einzugreifen.

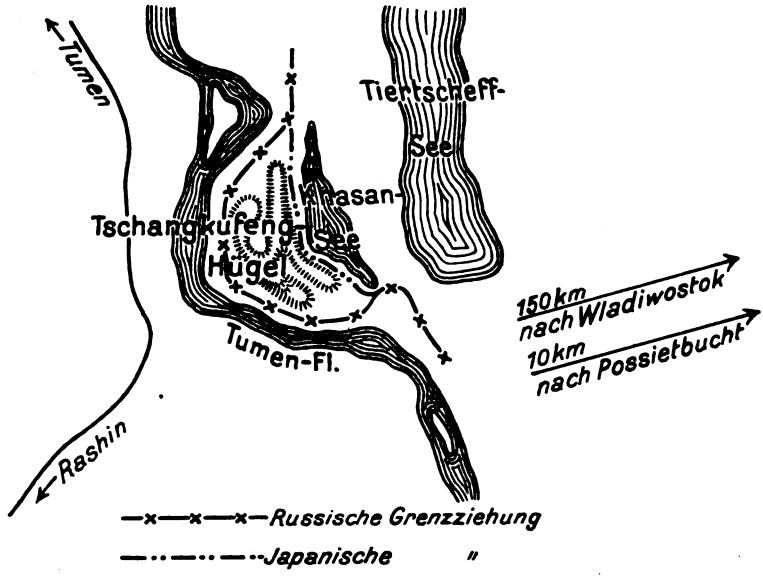
Zur Vorbereitung des geplanten Angriffs wurden alle an der Nordfront nach dem Stillstand der Operationen verfügbar gewordenen Einheiten herausgezogen und auf dem Seeweg über Schanghai und Nanking jangtse-aufwärts bis nach Wuhu gebracht. Von dort aus hatten bereits Anfang Juni 1938 japanische Zerstörer eine Erkundung unternommen und die chinesischen Uferstellungen beschossen. Am 13. Juni 1938 setzte dann der Großangriff ein, an dem 50 Einheiten der Flotte beteiligt waren, und in dessen Verlauf unter dem Schutz dichten Nebels und kräftigen Feuers der Schiffsgeschütze überraschend die Stadt Anking erreicht und von Landungstruppen nach kurzem Handgemenge genommen wurde. Der rasche Vorstoß hatte die Japaner um etwa 60 km näher an das Angriffsziel Hankou herangebracht.

Die Basis der weiteren Operationen wurde nun sofort nach Anking vorverlegt, wo rund 20 000 Mann Angriffstruppen und 100 Einheiten der Flotte sich versammelten. Als dann der Vormarsch begann, blieben die Landtruppen ein paar Dutzend Kilometer vor Anking stecken. Besonders die mechanisierten und motorisierten Einheiten erwiesen sich als unfähig, die außerordentlichen, vom Verteidiger geschickt ausgenutzten Geländeschwierigkeiten zu überwinden. Während sich die japanischen Kompanien in den Reissümpfen und zwischen den Seen und Teichen mit den chinesischen

Digitized by Google

Banden herumschlugen und mühsam Schritt für Schritt erkämpfen mußten, gelang es den Zerstörern, Kanonenbooten und Transportern der Flotte, Meile um Meile stromaufwärts vorzudringen. Wütendes Kreuzfeuer der Chinesen von beiden Ufern wurde durch die Geschütze der Schiffe zum Schweigen gebracht.

Unaufhaltsam kämpfte sich die japanische Flottille vorwärts, bis sie endlich am 24. Juni 1938 vor Matang, 90 km südwestlich von Anking, auf kräftigen, und nicht ohne weiteres niederzuzwingenden Widerstand stieß. Die Chinesen hatten dort steinbeladene Dschunken und zementgefüllte Kähne



Skizze 2.

quer über den Strom zusammengeschoben, mit Baumstämmen verbunden und versenkt. Die entstandene Stromsperre stellte, trotzdem die japanischen Flieger schon seit Tagen versucht hatten, durch Bombenfeuer eine Bresche zu schlagen, ein bedeutendes Hindernis dar. Unter dem Schutz von Minensuchbooten näherten sich die japanischen Kriegsschiffe, unaufhörlich feuernd, der Sperre und versuchten durchzustoßen. Die Abwehrwirkung der Uferbatterien und Maschinengewehrnester und der Forts von Matang war jedoch so heftig, daß der Angriff scheiterte.

Daraufhin wurden 25 km unterhalb der Sperre Infanterieverbände gelandet, die der Uferverteidigung in den Rücken fallen sollten. Unter heftigen und verlustreichen Gefechten drängten sie die Chinesen stromaufwärts vor sich her und begannen die Abwehrstellungen beiderseits vom Rücken her zu umfassen.

Digitized by Google

Über eine Woche dauerte der Kampf, in den auch die beiderseitigen Luftwaffen kräftig eingriffen. Die chinesischen Flieger führten wiederholt Bombenangriffe auf die unterhalb der Sperre eng versammelte japanische Flottille durch und hatten dabei nach ihren Angaben nicht unbeträchtliche Erfolge. Besonderen Ruhm erwarb sich ein chinesischer Kampfflieger, der mit seiner vollen Bombenladung im Sturzflug auf das Deck eines japanischen Zerstörers niederstieß und ihn unter Aufopferung seines Lebens zum Sinken brachte. Andererseits gelang einer japanischen Staffel ein Wagestück, das in seiner Kühnheit kaum zu überbieten ist: Sie landete auf dem chinesischen Flugplatz Nantschang, bemächtigte sich der dort stehenden Flugzeuge des Gegners, setzte sie in Brand, startete und entkam trotz heftigsten Flakfeuers. Fast täglich führten die Japaner schwere Luftangriffe auf das Wuhan-Städtedreieck und auf Nantschang, die Chinesen auf die japanische Flußflotte durch.

Allmählich erlahmte die in den schweren Kämpfen aufs äußerste angespannte Widerstandskraft der Chinesen. Dazu begünstigte ein Wetterumschwung — zum erstenmal im Verlauf des Krieges — den Angreifer: Heftige Regengüsse erhöhten den Wasserstand des Jangtsekiang so weit, daß die japanischen Schiffe die versenkte Stromsperre überwinden konnten. Die schwere Behinderung der gelandeten Truppen, die in dem vom Regen aufgeweichten Schwemmland stecken blieben, wurde dadurch mehr als ausgeglichen. Am 2. Juli 1938 gelang der Durchbruch durch die Sperre. Ein Zerstörer setzte Sturmtruppen im Rücken der chinesischen Befestigungen an Land, und die Verteidigung brach zusammen.

Bereits am 5. Juli 1938 fiel die Stadt Hukou, die den Ausfluß des riesigen Poyang-Sees in den Jangtse-Strom beherrscht. Nächstes Angriffsziel war die jenseits des breiten See-Endes liegende Stadt Kiukiang, nach deren Wegnahme der See für chinesische Fahrzeuge gesperrt war.

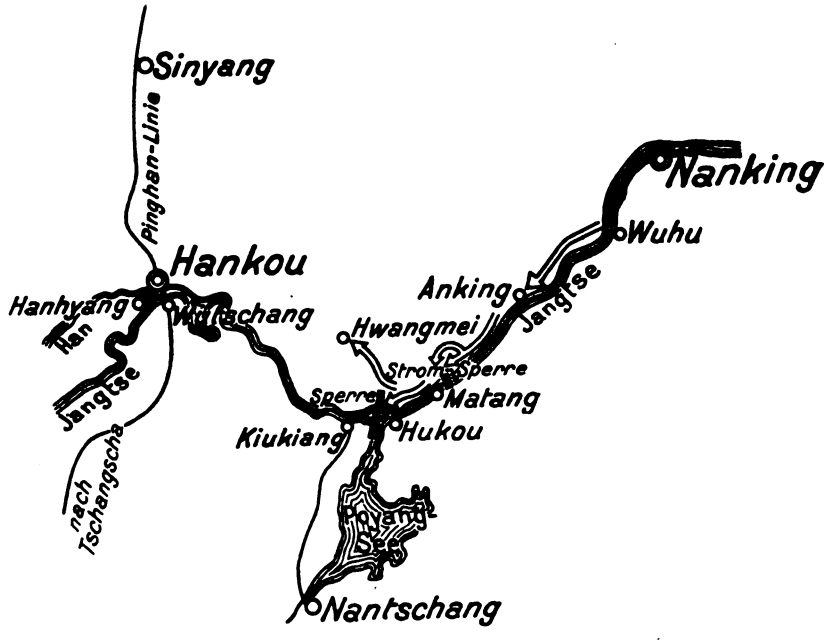
Der Jangtse strömt unterhalb Kiukiang mit großer Schnelligkeit. Die Chinesen erschwerten die Bergfahrt noch durch Stromsperren und Treibminen und brachten auf einer Strominsel, die sie in Eile befestigt hatten, mittlere Artillerie in Stellung, deren Feuer den Fluß beherrschte. Die Stellung war besonders günstig, weil Überflutungen die beiden Uferstriche in großer Breite undurchschreitbar gemacht und Umfassungsbewegungen damit sehr erschwert hatten.

Vor dieser geschickt eingerichteten Abwehrstellung lagen die Japaner drei Wochen lang fest. Die Truppen litten unmenschlich unter der fürchterlichen, schwülen Hitze, die über den Morästen brütete, und unter quälenden Moskitoschwärmen. Dazu brach eine schwere Fieberseuche aus, die ihre Reihen lichtete. Unaufhörliche Verstärkungen vermochten die Abgänge an Kranken kaum zu ersetzen. Alle Versuche, durch Infanterieangriffe die Sperre aufzubrechen, schlugen fehl. Die Lage war äußerst gefährlich ge-

Digitized by Google

worden, doch schließlich gelang es am 26. Juli 1938 einigen japanischen Kanonenbooten, in kühnem Vorstoß das Feuer der schweren chinesischen Batterien zu unterlaufen und Stoßtruppen auf dem Südufer zu landen. Gleichzeitig glückte endlich auch ein Angriff der Infanterie in nördlicher Richtung, sie nahm Hwangmei, 40 km nordwestlich Kiukiang, und bedrohte damit den Rücken der Sperrstellung. Obwohl der Vormarsch der Japaner in Hwangmei wieder zum Stocken kam, da die Chinesen durch große Deichdurchstiche das Kampfgelände unter Wasser setzten, gab der chinesische Widerstand vor Kiukiang doch nach.

Neue Kämpfe flammten auf, als die Japaner von der eroberten Stadt Kiukiang aus die Bahnlinie entlang nach Süden gegen Nantschang vorstießen. 120 000 Chinesen, darunter 13 frische „Divisionen", stellten sich



Erster Abschnitt der Operation gegen Hankou.

Zeittafel 1938.

18. Juni	Vorstoß gegen Anking	5. Juli	Eroberung von Hukou
24. Juni	Die Flotte trifft auf die Matang-Stromsperre	26. Juli	Die Kiukiang-Sperre durchbrochen
2. Juli	Die Matang-Sperre durchbrochen	August	Der Vormarsch stockt

Skizze 3.

ihnen in dem für die Verteidigung so überaus günstigen Gelände entgegen. Die Angreifer, etwa 60 000 Mann stark, gewannen nur so weit Gelände, wie der Feuerschutz ihrer Schiffskanonen reichte. Etwa 12 km südlich von Kiukiang blieben sie stecken und lagen den ganzen August über in heftigem Kampf mit den zahlenmäßig überlegenen und frischeren chinesischen Divisionen.

Digitized by Google

Die geschilderten schweren Kämpfe hatten den Japanern, auch wenn der volle Erfolg zunächst ausblieb, doch einen beträchtlichen Raumgewinn gebracht. Innerhalb eines knappen Vierteljahres waren sie auf bedrohliche Nähe gegen Hankou mit seinen Rüstungswerken, Lagern und Verkehrsanlagen vorgedrungen und hatten abermals gegen beträchtliche Übermacht Erfolg auf Erfolg errungen. Besonders bedeutsam ist dieser Vorstoß, weil sich dabei mit wünschenswerter Klarheit herausstellte, daß Heer und Flotte in nahezu reibungslosem Zusammenwirken kämpften. Jahrelang hatte es zu den Grundweisheiten der roten und der angelsächsischen „Japankenner" gehört, daß zwischen den beiden Wehrmachtteilen Nippons ein Abgrund gegenseitiger Abneigung, ja kaum gebändigten Hasses klaffe. Oft genug hatten sie hoffnungsfroh auf diese angeblich feststehende Tatsache hingewiesen und vorausgesagt, daß die japanische Kriegführung einst daran scheitern werde. Der opfervolle, aber ruhmreiche gemeinsame Siegesweg den Hauptstrom Chinas aufwärts strafte alle diese Propheten Lügen. Schulter an Schulter haben japanische Infanteristen und Matrosen gekämpft, geblutet, gelitten und gesiegt. Japans Wehrmacht bewies damit eine Geschlossenheit, die ein vorbildliches taktisches Zusammenwirken ermöglichte und zu guten Ergebnissen führte.

Die blutig erkämpften Erfolge der Jangtse-Operationen, ja des ganzen bisherigen Feldzuges schienen jedoch plötzlich bedroht, als Sowjet-Rußland Japan durch einen schweren, planmäßig hervorgerufenen Zusammenstoß an der koreanisch-sibirischen Grenze aufs schärfste herausforderte.

Der Tschangkufeng-Zwischenfall.

Während die Schiffe und Angriffsbataillone Japans sich unter schwersten Gefechten Kilometer um Kilometer stromaufwärts gegen Hankou vorkämpften, wurde die Aufmerksamkeit der Welt plötzlich durch den Kanonendonner eines ernsten Zusammenstoßes an der koreanisch-sowjetrussischen Grenze abgelenkt. Wochenlang schien es, als sollte die jäh wie ein Steppenungewitter über den kahlen Hügeln von Tschangkufeng losbrechende Großschlacht den lange erwarteten Angriffskrieg der Roten Armee auf Japan einleiten.

Die sibirisch-koreanische Grenze war schon seit Beendigung des russischen Bürgerkrieges zu einem mit Gefahren geladenen Spannungsfeld weltpolitischer Kräfte geworden. Die Gefahr des Ausbruchs offener Feindseligkeiten wuchs von Jahr zu Jahr, je mehr die Rote Armee erstarkte, und wurde noch größer, als Japan im Jahr 1931 die Loslösung Mandschukuos von China erzwang, den Schutz dieses Staates übernahm und damit auf einer neuen, langen Grenze mit der russischen Macht zusammentraf. Unklarheiten der früheren Grenzziehungen und die unverhohlene Unterstützung des mandschurischen Bandenunwesens durch die Sowjets führten fortan

Digitized by Google

Jahr für Jahr zu neuen Streitigkeiten, Schießereien und Grenzkämpfen. Mancher dieser Zusammenstöße schien ernst und schwer genug zu sein, um einen Krieg zu entfesseln, aber die bei aller Festigkeit klug gemäßigte Politik Japans verstand es stets, den Frieden zu retten, ohne doch dem roten Gegner einen Fußbreit nachzugeben. Als der Feldzug in China begann, ließ die japanische Heeresleitung zur Deckung der gefährdeten Grenze eine beträchtliche Streitkraft von ungefähr 450 000 Mann in Korea und Mandschukuo stehen. Sie hielt diese Vorsichtsmaßnahme für notwendig, obwohl erst kurz vorher die bis dahin größte „Reinigung" sämtlicher Führerstäbe das Gefüge der Roten Armee aufs schwerste erschüttert und ihre Angriffskraft für lange Zeit gelähmt hatte. Wie wohl begründet die japanische Vorsicht den Sowjets gegenüber war, zeigte sich jetzt, als im Juli 1938 russische Truppen versuchten, sich überraschend eines japanischen Grenzstreifens zu bemächtigen. Die Behandlung des daraus entstehenden Streites seitens der militärischen fernöstlichen Führung sowie seitens des Kreml selber läßt deutlich genug erkennen, daß es sich dabei nicht um den Übergriff einer untergeordneten Stelle handelte, sondern um einen planmäßig in Szene gesetzten „Zwischenfall", durch den Japan in einer Zeit ernster Kraftanspannung im Rücken bedroht, vom Angriff auf Hankou abgelenkt und dabei vielleicht noch zu einer für die Sowjets sehr günstigen Grenzberichtigung gezwungen werden sollte.

Gegenstand des Streites waren die Tschangkufeng-Hügel in der Nähe der Mündung des Tumen-Flusses in das Japanische Meer. Die Hügelgruppe wird auf koreanischer Seite von einer Schleife des Tumen, auf sibirischer vom langgestreckten Khasan-See begrenzt und besteht aus zwei parallel verlaufenden Höhenrücken. Die Hügel sind von einer gewissen taktischen Bedeutung, denn sie beherrschen die Ebene bis zum koreanischen Hafen Raschin und gewähren andererseits gute Beobachtungsmöglichkeiten auf die in russischem Besitz befindliche Possietbai, die angeblich zu einem roten U-Boots-Stützpunkt ausgebaut werden soll.

Am 11. Juli 1938 besetzte russische Infanterie die Höhen, erschlug den japanischen Posten, der sich widersetzten wollte, und begann, sich sofort einzugraben. Ein japanischer Einspruch bei der örtlichen Grenzbehörde blieb erfolglos, ja die Besatzung der geraubten Höhe wurde sogar immer weiter verstärkt und die Befestigung ausgebaut. Auch diplomatische Vorstellungen beim Außenkommissar in Moskau führten nicht zum Ziel. Litwinoff behauptete, die umstrittenen Hügel seien schon seit vielen Jahrzehnten russischer Besitz, und wollte dies aus einer alten Karte nachweisen. Nach zwei Wochen zäher, aber vergeblicher Bemühungen des japanischen Botschafters, während deren die ablehnende Haltung der UdSSR. immer schroffer, der Ton ihrer Zeitungen und Rundfunkberichte immer dreister und herausfordernder wurde, zerhieb Japan mit einem Schwertstreich die Schlinge.

Digitized by Google

In einem überraschenden Angriff nahmen im Morgengrauen des 29. Juli 1938 japanische Truppen die vordere Hügelstellung und zwangen den Gegner zum Rückzug auf den zweiten, nordostwärts gelegenen Höhenrücken.

Die rote Heeresleitung suchte die Lage durch Einsatz starker Kräfte, darunter ihrer besten Kampfmittel, wiederherzustellen. Schwere motorisierte Batterien gingen massiert hinter dem Khasan-See in Stellung und zertrommelten die japanischen Gräben. Kampfwagenverbände und Fliegerstaffeln wurden eingesetzt, um die Infanterie vorwärtszureißen, die in Stärke von 20 000 Mann zum Angriff auf die Hügelgruppe angesetzt wurde.

Auch die Japaner verstärkten ihre Abwehrkräfte beträchtlich, und es gelang ihnen, einen Ansturm nach dem anderen zurückzuschlagen.

Indes unterließen sie nichts, um den Streit örtlich einzudämmen. Militärisch beschränkten sie sich darauf, die Grenze zu verteidigen, und hüteten sich dabei, russisches Gebiet zu betreten. Politisch war der zäh kämpfende Botschafter Schigemitsu trotz wiederholter Abweisung unablässig bemüht, Litwinoff zum Einlenken zu bewegen.

Die rote Diplomatie dagegen verharrte schroff auf ihrem Standpunkt, und die militärische Führung fachte die Schlacht zu immer größerer Glut an. Wiederholte Kampfwagenangriffe sollten die Entscheidung erzwingen, Fliegerverbände stießen bis weit auf koreanisches Gebiet hinein vor, führten Luftkrieg gegen Dörfer und Städtchen und griffen Züge und Wagenkolonnen an. Rußland schien diesmal fest entschlossen, einen Krieg vom Zaun zu brechen.

Man darf wohl annehmen, daß im Grunde die Tapferkeit des japanischen Infanteristen die Lage rettete. Sturmangriff auf Sturmangriff brach im Feuer seiner M. G. zusammen, zu Dutzenden blieben die roten Kampfwagen vor seinen Pak liegen. Keinen Fußbreit des zertrommelten Geländes gab er dem Gegner preis. Der deutsche Berichterstatter Dr. Ivar Lißner (Hanseatendienst) berichtet: „Auf japanischer Seite stellten wir nach Beendigung des Feuers einige interessante Tatsachen fest. Während der ganzen Zeit des Konfliktes hielt sich General Nakamura persönlich am Abhang des Tschangkufeng-Hügels auf, d. h. in der vordersten Frontlinie und im allerschwersten russischen Geschützfeuer. Als wir vom jenseitigen Ufer des Tumen-Flusses — das ebenfalls unter Sowjetartilleriefeuer lag — einmal zum Hügel hinüberschauten und sahen, wie dort drüben Sandgarbe um Sandgarbe in den Himmel flog, wie Granate um Granate den Hügel aufriß, wie der ganze Tschangkufengberg in Rauch und Feuer gebadet war, fragte ich den neben mir stehenden Reuter-Korrespondenten, ob er es für möglich halte, daß dort noch ein Japaner am Leben sei. »Ausgeschlossen«, sagte er mit leiser Stimme, »niemand, niemand.« Und doch waren sie da,

Digitized by Google

hielten aus und schlugen noch am selben Abend einen Angriff mit großen Verlusten für die Sowjets ab!"

Die so oft rühmend verkündete technische Überlegenheit der Roten Armee hielt also der ersten scharfen Probe einer Großschlacht nicht ganz stand. Offenbar fürchtete man im Kreml, daß bei Fortsetzung des Kampfes die Schwächen des Heeres der Weltrevolution immer deutlicher und auffälliger zutage treten würden, und brach daher in überraschender Eile den gefährlichen Versuch ab. Am 11. August 1938 traf der Befehl zu einem Waffenstillstand bei den ineinanderverbissenen Gegnern auf der Tschangkufung ein. Ein Grenzberichtigungsausschuß wurde eingesetzt, bis zu dessen Entscheidung der strittige Höhenkamm von beiden Parteien geräumt wurde. Der Friede — oder besser gesagt: der Zustand bewaffneter Bereitschaft — war damit wieder hergestellt. Japan hatte abermals den Krieg zu vermeiden gewußt, ohne sich beugen zu müssen. Den Sowjets aber war ihr Versuchsballon vor der eigenen Nase zerplatzt, ihr militärisches Ansehen hatte durch die vergeblichen Gewaltanstrengungen in Fernost und auch bei den westlichen Verbündeten nicht wenig gelitten. Besonders schwer fiel dies gerade in jenen Tagen der europäischen Krise ins Gewicht, und dem Tschangkufeng-Zwischenfall kommt deshalb eine Bedeutung zu, die weit über die einer örtlichen Auseinandersetzung hinausreicht.

Es wäre unklug, allzuweitreichende Forderungen aus dem Versagen der Roten in jener Schlacht zu ziehen, aber die Schwächen, die sich bei ihnen zeigten, haben doch allerorts, auch bei Sowjetfreunden, Aufsehen erregt. Vor allem in Frankreich ist das Ansehen des roten Bundesgenossen seitdem schwer erschüttert.

Neutrale Beobachter berichteten über folgende Mängel: 50 v. H. der russischen Granaten waren Blindgänger. Die Kampfflieger warfen ihre Bomben weit vom Ziel ab. Die Lebensmittelversorgung, der Munitionsersatz und der Brennstoffnachschub waren schon nach wenigen Kampftagen ungenügend, so daß viele Kampfwagen unbeweglich wurden. (Dabei lag das Hauptnachschublager nur 30 km hinter der russischen Front!)[1]) Bei Waffen und Fahrzeugen sollen überdies technische Fehler zu beträchtlichen Störungen geführt haben. Diese Mitteilungen werden durch kritische Betrachtungen der „Krasnaja Swiezda" ergänzt, nach denen sich bei den Führern mangelndes Selbstvertrauen und große Unentschlossenheit gezeigt habe. Anstatt klare Befehle zu geben, hätten viele Kommandeure mit den Manschaften verhandelt, sie gebeten, zu überreden versucht und sich mit ihnen gestritten.

Japanische Berichte melden, daß die Gefangenen heftige Klagen über die Unfähigkeit ihrer Führung vorbrachten und auch immer wieder von

[1]) „Bellona", Warschau.

Digitized by Google

schweren Mängeln der Heeresversorgung erzählten. Bezeichnend ist folgende Aussage eines der vielen Überläufer: „Die Offiziere sprechen nie und bei keiner Gelegenheit ein Wort mit den Mannschaften. Die Offiziere sind in ständiger Gefahr, von den Mannschaften angeklagt und dann verurteilt zu werden. Die Mannschaften dagegen haben wenig Gelegenheit, irgendwelche Beschwerden anzubringen, die sie selbst betreffen. Auch untereinander wird wenig gesprochen. Die geringste Verleumdung durch einen »Kameraden« bedeutet Versendung in eine sibirische Strafkolonie. Solche Verurteilungen und Versendungen in sibirische Strafkolonien finden dauernd statt."

Auf die Frage, wofür denn die Sowjets an der Tschangkufeng-Front kämpfen: „Unsere Vorgesetzten sagen, wir kämpfen für die Freiheit! Meine Eltern sind Bauern. Man hat ihnen die letzte Kuh und das letzte Pferd weggenommen. Für eine solche Freiheit will ich nicht fallen. Darum bin ich hier."

Nun sind ja solche Gefangenenaussagen nur mit Vorsicht auszuwerten, sicher aber ist, daß weder in der Schlacht noch nach der Gefangennahme die roten Soldaten jene Überlegenheit des „klassebewußten Kämpfers der Weltrevolution" bewiesen, die ihnen von der Sowjetpropaganda angedichtet wird.

Der japanische Infanterist hat sich in Angriff und Abwehr überlegen gezeigt. Die japanische Heeresleitung erhielt dank seiner Leistung die Handlungsfreiheit in China zurück und konnte mit voller Kraft die Operationen im Jangtse-Tal wieder aufnehmen.

Der Fall Hankous.

Noch während die Kanonen um die Tschangkufeng-Hügel donnerten, bauten die Japaner die neue Basis Kiukiang durch Angriffe nach verschiedenen Seiten aus. Einer der Vorstöße richtete sich stromaufwärts, ein anderer nach Süden, die Bahnlinie nach Nantschang entlang in Richtung Teian. Zur flankierenden Unterstützung wurde gleichzeitig ein Angriff auf die strategisch wichtige Stadt Juitschang (30 km südwestlich von Kiukiang) angesetzt, die einen der wenigen brauchbaren Verkehrswege des Gebietes, nämlich die Landstraße Matoutschen—Teian, beherrscht.

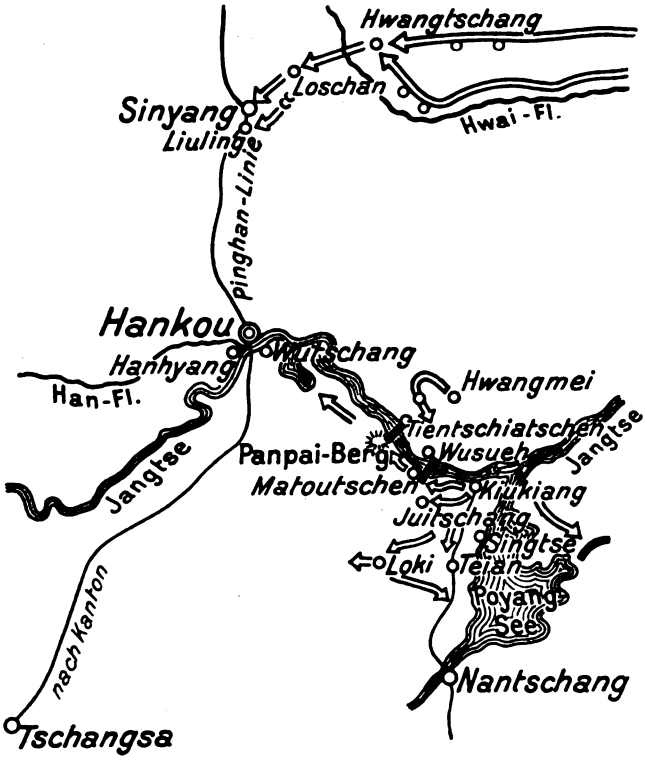
Zur Verteidigung seiner Hauptstadt hatte Tschiangkaischek in dem Raum Hankou—Tschangscha—Nantschang 300 000 Mann seiner besten Truppen zusammengezogen, denen vorläufig nur 60 000 Japaner gegenüberstanden.

Der Angriff gegen Teian machte zunächst Fortschritte, blieb aber dann in dem ungünstigen Gelände und unter der heftigen Abwehr der Chinesen auf halbem Wege stecken. Auch ein Versuch, den rechten, an den Poyan-See angelehnten Flügel des Verteidigers durch eine bei Singtse gelandete Stoß-

Digitized by Google

gruppe aufzurollen, mißlang. Die dort ausgebooteten Kompanien wurden wenige hundert Meter vom Ufer durch M. G.-Feuer niedergezwungen und hatten Mühe, sich der wütenden chinesischen Gegenangriffe zu erwehren.

Die Juitschang-Gruppe kämpfte sich indes gegen wachsenden Widerstand in Richtung auf ihr Ziel vorwärts und erreichte die Stadt am 26. August



Zweiter Abschnitt der Operation gegen Hankou.

Zeittafel 1938.

August	Ausbau der Kiukiang-Basis	Anfang Oktober	Die Panpai-Stromsperre durchbrochen
12. September	Kwangtsi erobert	8. Oktober	Umfassungsbewegung bei Teian geglückt
15. September	Matoutschen erobert	11. Oktober	Sinyang (Norden!) erobert
17. September	Wusueh-Stromsperre durchbrochen	18. Oktober	Landung in der Bias-Bucht (Kanton)
21. September	Loshan (Norden!) erobert	25. Oktober	Einmarsch in Hankou
28. September	Abwehr eines chinesischen Gegenstoßes bei Kwangtsi		

Skizze 4.

1938. Eine Verfolgung des Gegners über Juitschang hinaus war zunächst nicht möglich.

Die im Dreieck Kiukiang—Teian—Juitschang eingesetzten Verbände mußten während dieser schweren, nur zäh vorwärtsfließenden Kämpfe im August unmenschliche Leiden und Strapazen erdulden. Die Regenzeit war vorbei, eine fürchterliche, schwüle Hitze brütete über dem wassergesättigten

Digitized by Google

Schwemmland. Cholera, Malaria und Blutruhr forderten Tag für Tag ihre Opfer, sie wüteten weit schlimmer als die M. G.-Garben und Heckenschützen des Gegners. Nach chinesischen Berichten sollen 40 v. H. der in dieser Fieberhölle kämpfenden japanischen Truppen umgekommen sein. Die Japaner selbst gaben 10 v. H. Verluste durch Krankheiten zu. Noch viel schrecklicher aber mögen die Seuchen im Lager der Chinesen gehaust haben, denen geordnete Sanitätsdienste und eine straffe Gesundheitspolizei fehlten.

Da der westlich des Poyan-Sees angesetzte Angriff auf Nantschang steckenblieb, versuchten die Japaner Mitte August, ostwärts des Sees vorzudringen und dann um den Südzipfel herum die Stadt zu erreichen. Aber auch dieser Angriff lief sich kaum 30 km vom Ausgangspunkt fest, da die wachsame chinesische Abwehr und das überaus schwierige Gelände eine Überraschung unmöglich machten.

Ende August, als die russische Drohung im M. G.- und Pak-Feuer der Tschangkufeng-Kämpfer zusammengebrochen war, entschlossen sich die Japaner, unter beträchtlicher Verstärkung der Angriffstruppen den Vorstoß gegen Hankou mit voller Kraft wieder aufzunehmen und eine Entscheidung zu erzwingen, ehe der Winter oder neue Sowjetstörungen die Operationen erschweren konnten. Der Hauptangriff sollte wieder den Jangse aufwärts erfolgen, weitreichende Vorstöße landeinwärts sollten ihn begleiten und erleichtern. Das japanische Hauptquartier wurde von Schanghai nach Nanking vorverlegt und gab in der letzten Augustwoche den Befehl zum Angriff.

Erstes Ziel der am Jangtse kämpfenden Heeresgruppe (100 000 Mann) war die Stromsperre zwischen Matoutschen und Wusueh. Die Flotte fuhr flußaufwärts und beschoß die Verteidigungsanlagen. Die Luftstreitkräfte unterstützten den Angriff durch Bombenangriffe auf die rückwärtigen Verbindungslinien und vor allem auf Hankou und seine beiden Schwesterstädte. Gleichzeitig ging eine Stoßgruppe auf dem rechten Jangtse-Ufer nördlich von Jiutschang gegen die rechte Flanke der Stromsperre vor. Auch im Norden, bei Hwangmei, kam der vor Wochen im Schlamm steckengebliebene Angriff wieder in Fluß. Die dort stehende Kolonne bog nördlich aus, gewann festen Boden und schwenkte dann über Kwangtsi nach Süden und Südosten ein, um die Uferschanzen der Sperre bei Wusueh vom Rücken her anzugreifen. Am 12. September 1938 fiel nach erbittertem Widerstand die Stadt Kwangtsi; am 15. September gelang es durch engstes Zusammenwirken der Infanterie mit den Flußbooten der Flotte und den unterstützenden Staffeln der Luftwaffe, den südlichen Schlüsselpunkt der Sperre, Matoutschen, zu nehmen; am 17. September 1938 waren die Japaner Herren der gesamten Stromsperre.

Digitized by Google

Ein überfallartiger Gegenstoß der Chinesen auf Kwangtsi wurde am 23. September 1938 abgeschlagen. Nach amerikanischer Behauptung sollen die Japaner bei der Abwehr Reizkampfstoffe geschossen haben, die zwar keine tödliche Wirkung erzielten, aber die chinesischen Angriffstruppen für Stunden kampfunfähig machten, so daß rechtzeitig japanische Verstärkungen herangezogen werden konnten.

Nun war nur noch eine Stromsperre zu bezwingen, dann lag der Strom bis Hankou offen. Dies letzte Hindernis hatten die Chinesen 16 km von der Wusuhe-Sperre stromaufwärts, zwischen den Panpai-Bergen und der Stadt Tientschiatschen errichtet. Nach zweiwöchigem Kampf fiel dieses Werk. Auch bei diesem Angriff sollen die Japaner Kampfstoffe verwandt haben, wie Chinesen und Amerikaner behaupten.

Mitte Oktober war die Jangtse-Gruppe in unaufhaltsamem Vormarsch auf Hankou. Tschiangkaischeks eigene Elitetruppen mußten Schritt für Schritt Raum geben.

Südlich vom Jangtse gingen fächerförmig Angriffskolonnen auf Yangsin, 120 km südostwärts von Hankou, und auf Siening, 100 km südlich der Hauptstadt, vor. Beide Städte waren wichtige Angriffsziele, denn sie beherrschen die Zufahrtsstraßen nach den „Wuhan-Cities".

Noch weiter im Süden rückte eine selbständige Stoßgruppe demonstrativ nach Westen über Loki in Richtung gegen die Hankou—Kanton-Eisenbahn vor, wandte sich jedoch überraschend in ostwärtiger Richtung gegen die Kiukiang—Nantschang-Bahn, erreichte sie am 8. Oktober 1938 und schnitt damit zwanzig bei Teian kämpfenden chinesischen Divisionen den Rückzug ab.

Auch 200 km nördlich vom Jangtse wurde eine erfolgreiche und in ihrer Auswirkung sehr wichtige Nebenunternehmung zur Unterstützung des Hauptangriffs durchgeführt. Dort brach eine mechanisierte Stoßarmee in Stärke von 100 000 Mann unter dem Kommando des kaiserlichen Prinzen Naruhiko in einer weit ausholenden Bewegung durch die Provinzen Anhwei und Honan gegen die Pinghan-Bahn vor. Diese Heeresgruppe trat zunächst ihren Vormarsch in zwei selbständigen Kolonnen an, von denen die südliche dem Lauf des Hwai-Flusses folgte, die nördliche quer durch das Land in Richtung Hwanschwan vorging. In dieser Stadt vereinigten sich dann beide Gruppen und stießen gemeinsam nach Westen gegen den wichtigen, 160 km nördlich von Hankou gelegenen Eisenbahnknotenpunkt Sinyang vor.

In Loschan, 50 km vor dem Ziel, bereitete ein Wolkenbruch, der das Land in Schlammbrei auflöste, dem bis dahin reibungslos geglückten Vormarsch der Motoreinheiten plötzlich ein Ende. Zwei Wochen lang gelang es den Chinesen unter General Li, die Heeresgruppe aufzuhalten. Dann

Digitized by Google

trugen berittene japanische Regimenter den Angriff weiter vor und erreichten die Pinghan-Bahn unmittelbar südlich von Sinyang.

So waren alle Teilunternehmungen des Großangriffs auf Tschiangkaischeks neue Hauptstadt von Erfolg gekrönt. Der Ring um Hankou drohte sich zu schließen. Weiterer Widerstand hätte den strategischen Grundsätzen des chinesischen Feldherrn nicht entsprochen. Er zog es vor, die Stadt, die binnen kurzem unhaltbar werden mußte, zu räumen und seine von den Kämpfen bös mitgenommenen, aber in Geist und Willen immer noch unerschütterten Streitkräfte rechtzeitig in das Innere des Landes zu retten.

Der Rückzug gelang. Als am 25. Oktober 1938 die Japaner in Hankou einmarschierten, fanden sie eine von allen Behörden, Truppen und Vorräten geräumte Stadt vor.

Das strategische Ziel einer Umklammerung und Vernichtung der Kerntruppen Tschiangkaischeks war auch durch diesen Großangriff nicht erreicht. Aber ein Blick auf die Karte zeigt, daß der Gewinn trotzdem ganz beträchtlich ist. Die chinesischen Heere sind endgültig in das an Hilfsmitteln arme Landesinnere abgedrängt. Als Anfang Oktober auch das einzige noch offene der großen Tore Chinas, der Hafen Kanton, in einer überraschend schnell geglückten Unternehmung von den Japanern genommen wurde, schwand die letzte Möglichkeit rascher und wirkungsvoller Hilfslieferungen des Auslandes. Es wird vieler Monate zeitraubender Arbeit in Anspruch nehmen, bis von den Chinesen und den sie unterstützenden Mächten leistungsfähige Landwege, die neuen Zustrom von Kriegsmaterial ermöglichen, geschaffen werden können.

Und wieder Kleinkrieg.

Noch während der Angriff der Japaner sich tiefer und tiefer in das Herzland Chinas vorbohrte, erhob sich an allen Nebenfronten immer drohender die Gefahr, die wohl heute nach dem vorläufigen Abschluß der großen Operationen die Aufmerksamkeit der japanischen Führung voll in Anspruch nehmen dürfte, nämlich der nach den Richtlinien Moskaus geführte erbarmungslose Bandenkrieg gegen die Anhänger Japans im eigenen Lande, gegen die rückwärtigen Verbindungen des Heeres und überhaupt gegen alle schwachen Punkte des Besatzungsnetzes.

So schlecht auch die Russen in der Großschlacht am Tschangkufeng abschnitten, so über alles Erwarten erfolgreich haben sich die von ihnen den chinesischen Parteigängern vorgeschriebenen Richtlinien für die Abwehr durch Bandenkrieg bewährt.

Ein Bericht der Sowjetagentur „Taß" über eine Verlautbarung des rotchinesischen Generals Tschu-De (Führer der berühmt-berüchtigten 8. Armee) an seine Unterführer gibt über die Kampfgrundsätze des Kleinkrieges russisch-chinesischer Prägung beachtenswerte Aufschlüsse.

Digitized by Google

„Unser früheres Kampfverfahren", sagt Tschu-De, „ließ sich viel zu schwer von der Taktik bestimmen, die uns die Japaner aufdrängten. Wir haben deshalb und wegen unserer waffentechnischen Unterlegenheit schwerste Verluste hinnehmen müssen. In Zukunft muß das organisierte und mit der Truppe geschickt zusammenwirkende breite Volk Träger des Kampfes werden. Mit allen Mitteln sind überall Stützpunkte für Partisane zu schaffen, und mit aller Kraft muß die politische Arbeit in der Bevölkerung und Truppe gefördert werden. Reine Abwehr wäre schwächlich, es gilt vielmehr, empfindliche Punkte des Gegners auszuspähen und Unternehmungen gegen sie durchzuführen. Wir müssen den Feind dort treffen, wo er es am wenigsten vermutet, und dem Kampf geschickt aus dem Wege gehen, wo er ihn uns aufdrängen will."

„Nach dem alten Kampfverfahren durften die unteren Einheiten des Heeres nicht selbständig handeln. In Zukunft sind sie hinter dem Rücken der japanischen Front ganz auf sich selbst eingestellt."

„Hauptgrundsätze des Partisankrieges müssen sein:

1. Wendige Führung, die örtliche Erfolgsmöglichkeiten blitzschnell ausnutzt.
2. Unbedingte Geheimhaltung wegen der zahlreichen japanischen Spione.
3. Größte Schnelligkeit und Ausnutzung des Moments der Überraschung.
4. Sorgfältigste Geländeausnutzung bei den Unternehmungen gegen die Verbindungslinien des Gegners.

   Die Strategie muß auf Abwehr, die Taktik dagegen auf rücksichtslosen Angriff gerichtet sein.
5. Weichender Gegner ist unablässig durch Stoßtrupps zu verfolgen.
6. Ausnutzung unzugänglicher Geländeabschnitte, wie z. B. der Gebirge, zu Versammlung und zu Verschiebungen."

Zum Schluß weist der rote General nochmals nachdrücklich auf die Notwendigkeit engster Zusammenarbeit mit der Bevölkerung hin.

Dieses neue, ursprünglich nur im nördlichen, unter unmittelbarem Sowjeteinfluß stehenden Teil des Landes übliche und bewährte Kampfverfahren setzte sich nach dem Versagen der Abwehr europäischer Art auf dem ganzen Kriegsschauplatz mehr und mehr durch. Es entspricht der Eigenart des Landes mit seinen zahllosen Geländeschwierigkeiten, die die Überwachung erschweren, ebenso aber paßt es offenbar auch vortrefflich zu dem Wesen des chinesischen Soldaten, der dabei Mängel der Ausbildung und Bewaffnung durch List, Grausamkeit und harten Kampfwillen ausgleicht.

Digitized by Google

Entscheidende Erfolge kann die Kleinkriegstaktik, trotzdem sie den Japanern noch schwer zu schaffen machen wird, freilich nicht erzielen; denn so wie die Dinge jetzt liegen, ist die japanische Besatzung stets in der Lage, jedem bedrohten Posten raschestens zu Hilfe zu kommen, und jeden verlorenen Geländeabschnitt in sofortigem Gegenschlag wiederzugewinnen. Aber wenn die Tätigkeit der Partisanentrupps durch zielsichere Operationen eines schlagkräftigen und dem Gegner ebenbürtigen Heeres unterstützt und ausgewertet würde, könnte sie ein wirksames Mittel zum Sieg werden.

Daß ein solches befreundetes Heer doch noch auf den Plan tritt oder daß Japan überanstrengt das Gewonnene von selbst aufgeben muß, ist Tschiangkaischeks Hoffnung. Japans Ziel dagegen ist es, die besetzten Gebiete binnen kurzem zu befrieden, ihr Wirtschaftsleben wieder in Gang zu bringen und enge politische und wirtschaftliche Zusammenarbeit mit den Ländern Chinas herzustellen. Ob dies freilich erreicht werden kann ohne das Wagnis einer neuen, noch tiefer in die endlose Weite des Landes gegen Tschiangs Kerntruppen gerichteten Operation, das wird erst die Zukunft lehren.

Lagarde, das erste größere Gefecht im Weltkriege am 11. August 1914.

Von v. Nippold, Oberst z. V.

Aus der Truppe mehren sich die Anfragen, wie hat die Wirklichkeit des Krieges ausgesehen. Zu diesem noch lange nicht erschöpften Gebiet soll die nachfolgende Schilderung einen Beitrag liefern. Will sie ihrer Aufgabe gerecht werden, dem jungen Offizier und Soldaten einen Begriff vom Kriegshauch zu geben und es ihm ermöglichen, sich ein richtiges Urteil zu bilden, so darf sie auch an Fehlern nicht vorbeigehen. Neben der rein taktischen Schilderung wird aber ein Hauptgewicht auf die Darlegung der seelischen Verfassung des Soldaten von 1914 zu legen sein. Waffen mögen sich ändern; ausschlaggebend wird immer der Mann bleiben, der die Waffe bedient. Diese Lehre bestätigt auch das Gefecht von Lagarde.

A. Die deutsche Seite.

Am 9. August 1914 war der Stab des Armee-Oberkommandos der 6. Armee, Kronprinz Rupprecht von Bayern, in St. Avold eingetroffen. Das XXI. A. K. hatte mit der 42. J. D. bis dahin zwischen Metz und den Vogesen im Aufmarschgebiet der 6. Armee den Grenz- und Bahnschutz innegehabt. Es zog sich, nachdem nördlich das III. und II. bayer., südlich das I. bayer. A. K. in ihre Abschnitte eingerückt waren, vom 10. August ab in dem ihm zugewiesenen Raum um Dieuze zusammen. 31. J. D. bei Dieuze, 42. J. D. südlich davon zwischen Donnelay und Mai-

Digitized by Google

zières. Bei letzterem Ort auch die bayer. K. D. mit den zugeteilten beiden bayer. Jäger-Btln. — Schon am Vormittag des 10. August kam, was im Grenzschutz gerade nicht selten war, ein neuer Befehl. Die verstärkte 59. J. Br. (zur 42. J. D. gehörig) erhielt Befehl, sogleich zum Schutz der rechten Flanke des 1. bayer. Korps in den Raum Avricourt—Blâmont zu rücken. Es zählten zu ihr die J. Regtr. 97 und 138, zugeteilt der Stab der 42. Felda. Br. und Felda. Regt. 15. Der Kommandeur der 42. Felda.-Brigade, Generalmajor Krahmer, dessen Adjutant ich war, sollte behufs Rücksprache in Munitionsfragen noch am Abend im Divisionsstabsquartier Maizières eintreffen. — Schon auf dem Ritt dorthin war aus der Richtung Lagarde Geschützfeuer hörbar. Es war 21 Uhr, als der Führer der 3. Esk. Drag. 7 (Divisions-Kavallerie), Rittmeister d. Res. Röchling, das Geschäftszimmer der Division betrat. Er meldete, ein französisches Bataillon sei bei Einbruch der Dunkelheit überraschend in Lagarde eingedrungen; auch Artillerie habe eingegriffen. Die 8./131 und seine Schwadron seien aus dem Dorfe herausgeworfen, er vermisse noch 15 Pferde, die in der Dunkelheit entlaufen seien. Das 2. bayer. Jäger-Btl. sei zur Unterstützung der 8./131 von Bourdonnaye auf Chanalholz vorgegangen; der Feind scheine nicht zu folgen. Unser impulsiver Generalstabsoffizier, Major Bürkner, schlug mit der Faust auf den Tisch. „Morgen werfen wir sie wieder heraus!" Sofort wurden Stimmen laut, die Franzosen würden schwerlich in dieser ungünstigen Lage einen Angriff annehmen, man solle der schon hinreichend angestrengten Truppe diesen Luftstoß ersparen. Major Bürkner verblieb bei seinem Entschluß; der Ort, der einen wichtigen Straßenknotenpunkt bilde, dürfe nicht in Feindeshand bleiben. Er sei für sie genau so wichtig wie für uns; sie würden den Kampf annehmen. — General von Bredow, der Divisionskommandeur, ordnete an, die Genehmigung des Generalkommandos einzuholen. Es dauerte geraume Zeit, bis zustimmende Antwort erfolgte; das Generalkommando hatte sich seinerseits erst wieder mit dem Armee-Oberkommando ins Benehmen gesetzt.

Gegen 24 Uhr wurde durch die Division — zunächst fernmündlich — an beide Infanterie-Brigaden befohlen: Zum umfassenden Angriff auf Lagarde sind am 11. August, 9° Uhr, bereitzustellen.

1. 65. J. Br. mit I. und II./131, I./17, 1. und 2. bayer. Jäger-Btl. (von der bayer. K. D. zur Verfügung gestellt), II./Felda. Regt. 8 (I. F. H.) in der allgemeinen Linie Ommeray—Bourdonnaye.

   III./131 verbleibt in seiner Grenzschutzstellung am Kanal bei Moussey. Divisions-Reserve: II. und III./17; I./Felda. Regt. 8 stehen 9° Uhr bei Ley.

2. 59. J. Br., ohne III./97 — das als Bahnschutz bei Avricourt verbleibt — mit Felda. Regt. 15, bei Remoncourt.

Digitized by Google

Die bayer. K. D. erhielt Abſchrift dieſes Befehls. Sie ſtellte 8° Uhr die 5. K. Br. (Chevauxlegers) mit R./5. Felda. Regt. ſüdöſtlich Maizères;

Skizze 1.

4. K. Br. (Ulanen) mit I. M. G. Abt. nördlich Bourdonnaye; 1. K. Br. (ſchwere Reiter) nördlich Marimont bereit, dort auch der Diviſionsſtab.

Infolge eines Irrtums, der erſt durch den einige Zeit ſpäter eingehenden ſchriftlichen Befehl richtiggeſtellt wurde, befahl die 65. J. Brig.

Digitized by Google

den Angriffsbeginn bereits auf 4^{30} Uhr. J. Regt. 131 wurde gegen 2^{0} Uhr alarmiert, ebenso Felda. Regt. 8. Während es gelang, den vorzeitigen Aufbruch der Infanterie noch anzuhalten, rückte Felda. Regt. 8 noch in der Nacht an die befohlenen Sammelplätze. — Sehr anschaulich schreibt der damalige Regimentsadjutant[1]) J. Regt. 131 darüber in seinem Tagebuch: 1^{0} Uhr ergeht von der gleichfalls in Gisselfingen liegenden Brigade Befehl, 4^{30} Uhr von Marimont her gegen Lagarde vorzustoßen. Kaum sind die entsprechenden Befehle losgelassen, so kommt Gegenbefehl, was zu Beginn des Krieges nicht gerade zu den Ausnahmen gehörte. Hiernach soll das Regiment um 8^{30} Uhr südwestlich Marimont mit der zugeteilten II./Felda.-Regt. 8 entfaltet bereitstehen."

Der Kommandierende General des XXI. A. K. (Fritz von Below) hatte mitgeteilt, daß er diesem ersten Gefecht seines Korps beiwohnen werde. Da der Stab der Felda. Brig., was in der Folge noch häufiger vorkam, keine Verwendung hatte, wurde ich als Verbindungsoffizier der Division zu ihm kommandiert.

Hier sei zunächst eine Geländebeschreibung des Gefechtsfeldes eingeschaltet. — Der Rhein-Marne-Kanal — von den Franzosen nach dem gleichnamigen „Sanon"-Bach benannt — teilt das Gefechtsfeld in einen Nord- und Südabschnitt. In ersterem zieht auf der deutschen Seite von der Nordspitze des Forts Kreuzberg △ 281 ein Höhenrücken in östlicher Richtung über △ 265 nach △ 282, der höchsten Erhebung des Gefechtsfeldes an der Südecke des Chanalholzes, bis △ 287 südöstlich Maizières. Von diesem Höhenrücken fällt das Gelände glacisartig gegen Lagarde hin, das etwa 240 m ü. M. liegt. Die Höhenlinie Ley—Ommeray—Bourdonnaye, der Bereitstellungsraum der verstärkten 65. J. Br., wird durch die genannte Höhenlinie überhöht. — Das sumpfige Tal des Weihers von Ommeraye, zwischen Ommeraye und Bourdonnaye, erschwert Bewegungen zu Pferde, ebenso die in dieser Gegend befindlichen, mit Draht eingezäunten Viehweiden. Am Tage des Gefechts war westlich der Straße Bourdonnaye—Lagarde das Getreide noch nicht geschnitten. Es bot gute Annäherungsmöglichkeiten, erschwerte aber das Schußfeld

Im Südabschnitt senkt sich von der Höhenlinie △ 289, 1 km westlich Vaucourt, △ 311, 1½ km südwestlich Xousse, das Gelände gleichfalls zum Kanal. Die Annäherungsmöglichkeiten sind aber durch das hügelige und vielfach bewaldete Gelände (Forst Dieuze) erheblich günstiger als im Nordabschnitt. Erschwerend wirkte hier, daß die 59. J. Br. einen Flankenmarsch vor der französischen Grenzschutzstellung durchführen mußte, die starke Seitendeckungen erforderlich machte.

Es herrschte am 11. August bereits in den Morgenstunden eine drückende Hitze, so daß schon bei Angriffsbeginn vielfach Hitzschläge ein-

[1]) Oberleutnant Groppe, jetzt Generalmajor a. D.

Digitized by Google

traten; auch Pferde machten schlapp. J. Regt. 131 und bayer. Jäger-Btl. 2 hatten beim Hauptangriff die Sonne im Gesicht.

Um 9° Uhr war der Kommandierende General, begleitet von dem Chef des Stabes, Oberst von Haxthausen, bei Schloß Marimont eingetroffen. Von der Höhe des Schlosses war nur ein Teil des Angriffsfeldes der 65. J. Br. zu übersehen. Vorwärts im Grunde liegt das Dorf Bourdonnaye; die Chaussee nach Lagarde ist bis zum Ostrand des Chanalholzes, das den Blick nach Süden begrenzt, einzusehen. Rechts davon zieht sich der Wiesengrund des Weihers von Ommeray; der Ort selbst ist durch die davor liegende △ 259 verdeckt. Forst Kreuzberg mit der △ 281 ist deutlich erkennbar. — Bei △ 274 stand das 2. bayer. Jäger-Btl. mit unterstellter 8./131, entfaltet; Gefechtspatrouillen erstiegen den Nordhang der △ 282; die 4. Bttr. Felda. Regt. 8 hielt am Nordeingang von Bourdonnaye. Noch war alles wie bei einer Friedensübung; beim Gegner nichts erkennbar.

Es lastete vor diesem ersten Waffengang eine begreifliche Spannung auf Offizier und Mann. Sicherlich, der Soldat sehnte sich danach, nach dem ermüdenden und eintönigen Grenzschutzdienst der letzten Tage, an den Feind zu kommen; die Truppe war kampffreudig. Auch für uns ältere Offiziere schlug ein großer Augenblick. Es sollte sich jetzt erweisen, ob die jahrelange mühsame Friedensarbeit richtige Wege gegangen war; Kriegserfahrung hatte ja niemand mehr von uns. Mir wird es immer unvergeßlich bleiben, wie ernst unser verehrter Kommandierender General, der an diesem Ehrentage seines Korps den Stern des hohen Ordens vom Schwarzen Adler trug, auf die Truppe blickte, die sich anschickte, fürs Vaterland in Kampf und Tod zu gehen.

Bei der 65. J. Br., deren Kampf zunächst geschildert werden soll, war 8^{45} Uhr nachstehender Angriffsbefehl ausgegeben worden:

1. Feind hat Lagarde und △ 266 westlich Lagarde verschanzt und besetzt. Der Ostrand von Fort Kreuzberg scheint schwach besetzt.
2. Das III./131 verbleibt in seiner Grenzschutzstellung.
3. Das J. Regt. 131 greift △ 266 westlich Lagarde mit dem I. Btl. der 5., 6. und 7. Komp. sowie der M. G. Komp. an.
4. Bayer. Jäger-Btl. Nr. 2 mit unterstellter 8./131 greifen Lagarde, bayer. Jäger-Btl. 1 und I./17 von Ley her, rechts gestaffelt zu J. Regt. 131, die Nordspitze von Forst Kreuzberg an.
5. II./Felda. Regt. 8 unterstützt von △ 259 her den Angriff.
6. Divisions-Reserve II. und III./17; I./Felda. Regt. 8 stehen 9° Uhr bei Ley.

Oberst Neubaur, Kommandeur J. Regt. 131, befahl:

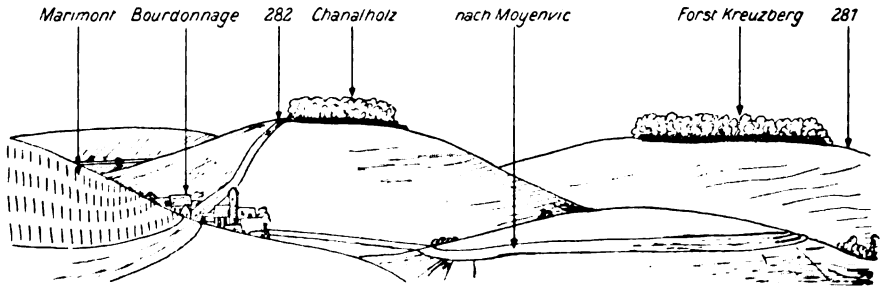
Das Regiment geht von Ommeray mit rechtem Flügel am Ostrand des Forstes Kreuzberg vor. Rechts II./131, tief gestaffelt; links I./131,

Digitized by Google

M. G. Komp. hinter der Mitte. Trennungslinie Straße Ommeray—Lagarde; erstes Angriffsziel △ 265; demnächst △ 266.

Nach dem Brigade-Befehl, der der II./Felda. Regt. 8 schon um 7° Uhr zugegangen war, sollte die Abteilung bei △ 259 (Marimont) stehen. Die Erkundung ergab, daß diese Stellung für drei Batterien zu eng war, auch von dort aus gegen Lagarde nicht gewirkt werden konnte. Auch eine unmittelbare Unterstützung des 2. bayer. J. Btls., welches östlich Chanalholz vorging, wäre von hier aus nicht möglich gewesen. So ordnete der Abteilungs-Kommandeur, Major Schneider, selbständig an, daß die 4. Bttr. (Hptm. Melms) zunächst hart östlich Marimont verbleiben, mit dem 2. bayer. J. Btl. Verbindung aufnehmen und sobald als möglich nach △ 282 vorgehen solle. Die 5. und 6. Bttr. behielt er unter seinem Befehl bei △ 259, südwestlich Marimont.

Skizze des Gefechtsfeldes von Lagarde von Marimont gesehen



Skizze 2.

Der Brigade-Kommandeur erklärte sich mit dieser Abänderung seines Befehls einverstanden. Major Schneider schreibt darüber in seinem Tagebuch: „Ich begann also mein erstes Gefecht mit einer bewußten Abweichung von dem gegebenen Befehl, hatte die Genugtuung, daß General von Kehler (der Brig. Kdr. der 65. J. Br.) mir zustimmte und daß der Verlauf der Kampfhandlung meine Auffassung rechtfertigte. Dann gab General von Kehler seinen Angriffsbefehl aus. Bis dahin verlief alles genau so, wie wir es aus dem Manöver gewohnt waren. Nur seine Schlußworte, »und nun, meine Herren, Gott befohlen«, waren etwas Neues. Sie sind mir daher gut im Gedächtnis geblieben."

Gegen 9³⁰ Uhr erhielt ich Befehl, nach Ommeray zu reiten, um über die Lage bei der 65. J. Br. Bericht zu erstatten. Ich traf den Brig. Kdr. bei △ 259 (halbwegs Ommeray). J. Regt. 131 war zum Angriff angetreten, 5. und 6./Felda. Regt. 8 standen mit Richtung gegen Forst Kreuzberg feuerbereit. Major Schneider glaubte auf △ 281, an der Nordspitze des Forstes Kreuzberg, Bewegung zu erkennen. Von dieser Höhe war das

Digitized by Google

ganze Angriffsgelände des J. Regts. 131 einzusehen. Sehr anschaulich ist die Schilderung dieses ersten Gefechtsmoments im Tagebuch des Regimentsadjutanten wiedergegeben. Er schreibt: „Das Regiment ging vor, wie bei einer Besichtigung. Die Offiziere der Stäbe und die Kompanieführer galoppierten teilweise vor den Linien her, bezeichneten Marschrichtungspunkte und korrigierten da, wo die Schützenlinie zu eng oder zu weit wurde. Die Zug- und Gruppenführer mit dem vorgeschriebenen Abstand vor der Schützenlinie, die enthüllten Fahnen gleichfalls vor der Front. Dicht hinter der Schützenlinie folgte die Regimentsmusik, die den Hohenfriedberger Marsch spielte. — Das Regiment würde, wenn es sich um eine Besichtigung gehandelt hätte, gut abgeschnitten haben. Die Stimmung war bei Offizieren und Mannschaften eine glänzende. Alles brannte darauf, mit dem Feinde in Berührung zu kommen. Wie er eigentlich aussah, wußte kein Mensch. Es wurde darüber gestritten, ob die Franzosen in feldgrau erscheinen oder ob sie uns die Freude bereiten würden, in roten Hosen und blauen Mänteln, wie 1870 unseren Vätern, entgegenzutreten.

Wir alle hatten uns zu unserem ersten Waffentanz mit dem Feinde festlich geschmückt, trugen funkelnagelneue Schärpen bzw. Feldbinden und die glücklichen Besitzer von Orden eine mehr oder weniger lange Schnalle."

Es fiel auf, daß geraume Zeit verging, ehe der Gegner, von dem auch jetzt noch nichts zu erkennen war, das Feuer eröffnete. Zunächst schlugen — es mag 10^{0} Uhr gewesen sein — etwa fünf bis sechs Granaten wirkungslos in den sumpfigen Wiesengrund seitlich der 6./Felda. Regt. 8 ein. Kurz darauf platzten die ersten Schrapnells — ziemlich hohe Sprengpunkte — über den Schützenlinien des J. Regts. 131, die aber in dauerndem Vorgehen blieben. Einige Zeit später erhielten die gegen Chanalholz vorgehenden 2. bayer. Jäger flankierendes Schrapnellfeuer, das Verluste hervorrief. Major Schneider vertrat die Auffassung, daß dieses Feuer von △ 281, Nordecke Forst Kreuzberg, herkommen müsse, wo schon vorher Bewegung erkannt war. Er ließ die Waldecke durch die 6. Bttr. unter Feuer nehmen.

Die in gleicher „Besichtigungsordnung" gegen Forst Kreuzberg vorgehenden Schützenlinien des J. Regts. 131 mochten auf etwa 800 m an den Waldrand herangekommen sein, da belebte sich das Gefechtsfeld. Auf dem vorderen Hang, an den roten Hosen deutlich erkennbar, schwärmte eine französische Schützenlinie aus, die das Feuer gegen die vorgehenden Schützen aufnahm. Mit derselben Präzision wie bisher, warfen sich diese hin und erwiderten das Feuer, während fast gleichzeitig 6 Haubitzgranaten der 5./Felda. Regt. 8 in der französischen Schützenlinie einschlugen. Ebenso schnell wie er erschienen, verschwand der Feind auch wieder in dem deckenden Walde, verfolgt von zwei Gruppen der 5. Bttr. und den Schützen des J. Regts. 131. Ohne wesentliche Verluste erreichte das Regiment das erste

Digitized by Google

Angriffsziel △ 265. Sofort setzte Major Schneider die 5. Bttr. dorthin in Marsch. Es war gegen 11° Uhr.

Ich ritt zur Berichterstattung nach Schloß Marimont zurück. Vom rechten Flügel der 65. J. Br. lag Meldung vor, daß 1. bayer. J. B. und I./17 in flottem Vorgehen gegen △ 281 (Kreuzberg) seien; I./Felda. Regt. 8[2]) sei südlich Ley in Stellung; das II. und III./17 — Div. Res. — wäre auf Ommeray herangezogen. — Auf dem linken Flügel der Brigade hatten um diese Zeit die Schützen des 2. bayer. J. B. die Höhe 282 am Chanalholz erreicht. 4./Felda. Regt. 8 stand bei △ 274 südlich Bourdonnaye in Stellung und feuerte lebhaft in südlicher Richtung; feindliche Artillerie streute hinter Höhe 282 mit Schrapnell-Bz. — Während noch darüber debattiert wurde, woher dieses teilweise flankierende Artilleriefeuer kommen könne — der Chef des Stabes gab sogar der Ansicht Ausdruck, daß die 2. bayer. Jäger von eigener Artillerie beschossen würden —, hörte dieses Feuer gegen 11[20] Uhr plötzlich auf, und, wie vorausschickend bemerkt sein mag, von diesem Zeitpunkt ab hat die feindliche Artillerie das Feuer fast ganz eingestellt. Wodurch war dieses erzielt worden? Die 4./Felda. Regt. 8 (Hptm. Melms) hatte befehlsgemäß mit dem Kommandeur des 2. bayer. J. Btls., Oberstlt. Lattenmaier, Verbindung aufgenommen. Als die Spitze der Batterie bei Höhe 274, südlich Bourdonnaye, eingetroffen war, sausten die ersten Schrapnell-Bz. über die Batterie hinweg. Hauptmann Melms ging sofort in Stellung und nahm allgemeine Richtung gegen das Chanalholz. Nach kurzer Zeit, es dürfte gegen 10[40] Uhr gewesen sein, traf bei ihm ein Ordonnanzoffizier des Jäger-Bataillons ein und zeigte auf der Karte die Stellung der französischen Batterien (hart westlich △ 266 bei Lagarde). Der Batteriechef entschloß sich, wie er selbst schrieb, zu einem Planschießen, einem ganz rohen Verfahren, denn Zeit war nicht mehr zu verlieren. Über die Südecke des Chanalholzes stellte er die Batterie parallel und streute mit Granaten-Bz. nach der abgegriffenen Kartenentfernung von 3000 bis 4000 m auf jeweils 200 m durch. Wie gut seine Schüsse lagen, geht aus dem Bericht des J. Regts. 131 hervor, das um diese Zeit auf dem Nordteil des Gefechtsfeldes △ 265, östlich, Forst Kreuzberg erreichte. Er lautet:

„Etwa 800 m von unserem Standpunkt, westlich der Straße Ommeray—Lagarde, standen 8 Geschütze, die ihr Feuer auf unsere Schützenlinien richteten. Glücklicherweise gingen die meisten Schüsse zu weit, während die Schüsse der eigenen Artillerie (also der Batterie Melms, denn 5. und 6./Felda. Regt. 8 standen noch bei Ommeren) mit erfreulicher Genauigkeit in die feindlichen Batterien einschlugen. Mit derselben Frische, die er im Manöver zu zeigen pflegte, rief Major Pohl seinen Leuten zu: »Die kriegen

[2]) Nach der Regimentsgeschichte des Felda. Regts. 8 ist die zur Div. Res. gehörige I./Felda. Regts. 8 aus eigenem Entschluß bei Ley in Stellung gegangen, um das Vorgehen des 1. Bayer. J. Btls. und I./17 zu unterstützen.

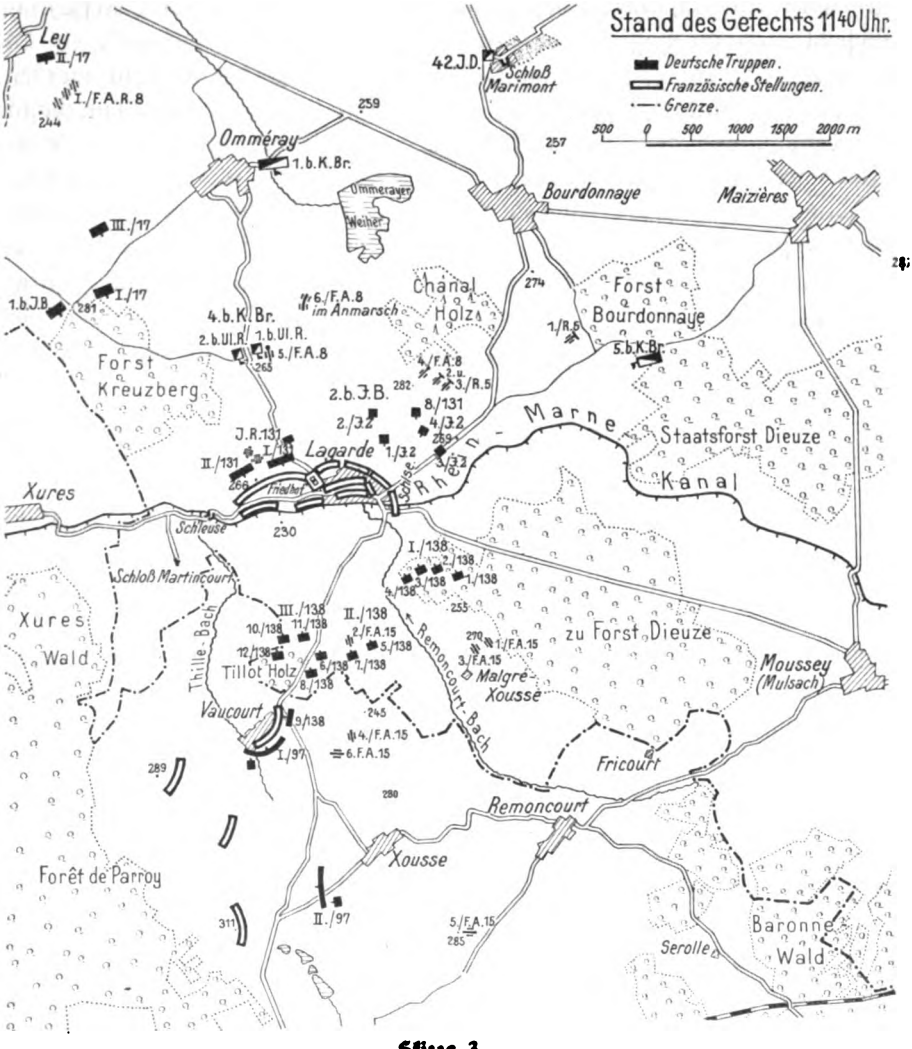
Digitized by Google

wir, die kriegen wir!« Aber ein Befehl hierzu war nicht notwendig. Ohne Kommando trat die Schützenlinie zum Sturm auf die feindlichen Batterien an. Die 1. Komp. mit ihrem heldenmütigen Führer, Hauptmann Frhr. von Scheffer, marschierte in Kompaniefront auf und stürzte sich geschlossen mit dem Bajonett auf die feindlichen Geschütze. Ihr schlossen sich andere Teile des I. und II. Btls. an. Die Geschütze werden genommen. Mit hoch erhobenen Armen trägt der Fahnenträger des I. Btls. die Fahne in vorderster Linie vor und rammt sie zwischen den erbeuteten Geschützen in die Erde. Es war wohl der schönste Moment, der dem Regiment im Laufe des ganzen Feldzuges geboten wurde; ein Schlachtenbild, wie man es in einem modernen Kriege kaum mehr erwartet hätte. Die Artilleriebedienung wurde, soweit sie noch nicht gefallen war, gefangen genommen. In den Batterien lag der Abteilungsführer, ein Stabskapitän, schwer verwundet. — Die Linie der Geschütze wurde durchschritten und zu beiden Seiten der Straße gegen Lagarde hin Gelände gewonnen. Hierbei durchschlug ein Infanteriegeschoß dem Kommandeur des II. Btls., Major Pohl, als er gerade mit dem Fernglas beobachtete, die Schlagader unterhalb des Knies, so daß er sofort verschied. Nun aber trat ein Stocken ein, bedingt durch das heftige von Lagarde herkommende Infanterie- und Maschinengewehrfeuer sowie durch die furchtbare Hitze. Der Regimentskommandeur befahl der M. G. Komp. zu beiden Seiten der Straße in die Schützenlinie einzuschwärmen. Die Maschinengewehre eröffneten ein lebhaftes Feuer auf den Dorfrand von Lagarde. Zu erkennen war vom Feinde dort nichts, und nur das heftige Infanterie-Feuer belehrte uns, daß er tatsächlich da war. Mit allen Mitteln versuchte Oberst Neubaur die ermatteten Schützenlinien vorwärts zu bringen. Leider stand das Getreide noch ungemäht auf den Feldern und bot nicht nur dem Feinde gute Deckung, sondern ermüdete beim Vorgehen ungemein. Die Leute drängten sich auf der Straße zusammen und erlitten dadurch beträchtliche Verluste. So trat ein Stillstand ein, während dessen bald lebhafteres, bald ruhigeres Feuer auf den Dorfrand gerichtet wurde und unsere Artillerie das Dorf mit Feuer zudeckte."

Der hier geschilderte Gefechtsmoment ist etwa 11^{30} Uhr gewesen. Die 4./Felda. Regt. 8, bei der ich nach den Aufzeichnungen meines Tagebuches um diese Zeit eingetroffen war, stand bei △ 282, wohin sie vorgegangen war, in halbverdeckter Feuerstellung. Sie sowohl wie auch die links von ihr aufgefahrenen beiden reitenden Batterien des bayer. Felda. Regts. 5 (2. u. 3. r./5) richteten heftiges Feuer auf Lagarde. Aber auch von Süden — I./Felda. Regt. 15 — und Nordwesten — 5./Felda. Regt. 8 — bei 265 schlug Artilleriefeuer in den Ort ein. Bereits auf dem Ritt zur Artillerie-Stellung begegneten mir zahlreiche Verwundete des 2. bayer. Jäger-Btls., die zum Verbandplatz zurückgingen. Sie erwiesen straffe Ehrenbezeugung. Bei △ 282 konnte ich das Angriffsfeld des Bataillons übersehen. Schon

Digitized by Google

auf dem Kamm, den augenscheinlich die feindlichen Maschinengewehre abgefegt hatten, waren starke Verluste eingetreten. Fast ausgerichtet, das Gewehr noch im Anschlag, lag hier eine Schützenlinie von Toten. Auf dem völlig deckungslosen — das Getreide war hier abgemäht — zum Dorf ab-



Skizze 3.

fallenden Hang arbeitete sich das Bataillon in zügigen Sprüngen an den heftig feuernden Gegner heran. Die Gefechtsdisziplin war eine ganz ausgezeichnete. Trotz schwerer Verluste und glühender Hitze blieb der Angriff im Fluß. — Ich ritt zurück nach Marimont. Wie steht das Gefecht, rief mir der Kommandierende General zu. Gut, Euer Exzellenz, Regiment 131 und die bayerischen Jäger haben den Gegner in der Zange.

Digitized by Google

Die Attacke der bayer. Ulanen-Br. habe ich nicht gesehen; sie hat in der Zeit zwischen 11^{45} und 12^{0} Uhr stattgefunden. Augenzeugen dieses Todesrittes waren wohl nur die beiden Bataillone J. R. 131, über die sie hinwegging. — Bei der Schilderung folge ich daher zunächst den sehr eingehenden Aufzeichnungen des Majors a. D. Otto, Ritter von Rizzi[3]), im Gefecht Ordonnanzoffizier des bayer. 2. Ulanen-Regts. „König". — Die bayer. K. D. war am 1. August, 8^{0} Uhr, wie folgt bereitgestellt worden: 5. K. Br. (1. und 6. Chev. Regt.) mit R./5. Felda. Regt. am Clam Gallas (hart südöstlich Maizières); 4. K. Br. (1. und 2. Ulanen-Regt.) mit l. M. G.-Abt. nördlich Bourdonnaye bei △ 257; 1. K. Br. (1. und 2. schw. Reiter) nördlich Marimont; hier auch der Divisionsstab. — Mit dem Fortschreiten des Infanterieangriffs war der Div. Kdr., Genlt. von Stetten, an das Chanalholz vorgegangen, um besseren Einblick in das Gelände zu gewinnen. Gegen 10^{15} Uhr wurde die Ulanen-Br. an das Chanalholz vorgezogen, die 1. K. Br. nach Ommeray, die 5. K. Br. mit der R./5. l. Felda.-Regt. an den Wald von Bourdonnaye.

Von seinem Standpunkt am Chanalholz glaubte der Divisionskommandeur gegen 11^{0} Uhr rückgängige Bewegungen beim Gegner zu erkennen; bei Lagarde feuerte aber noch feindliche Artillerie. Kurz nach 11^{0} Uhr traf der Divisionskommandeur am Nordwestrand des Chanalholzes den Kommandeur der Ulanen-Br., Genmaj. von Redtwitz, an der Spitze der Brigade. Er gab ihm folgenden Befehl. Die französische Infanterie ist bereits im Zurückgehen. Ulanen-Br. verhindert das Abfahren der französischen Batterien, die gedeckt nordwestlich Lagarde stehen; Eile geboten. — Vergeblich suchte der Brigadestab, auf einen westlich vorliegenden Höhenrücken vorgaloppierend, Einblick in die feindliche Artillerie im Grunde zu gewinnen. Die dringliche taktische Lage und der wiederholte Ansporn zur Eile durch die Division ließ keine Zeit mehr zum abgesessenen Beobachten; auch Gefechtspatrouillen konnten in dem schwierigen und unübersichtlichen Attackengelände nicht mehr vorgetrieben werden. General von Redtwitz führte die Brigade im Galopp hinter den Nordhang der Höhe 265 und ließ regimentsweise nach Süden einschwenken. Mit dem Säbel auf die Höhe 266 (500 m nordwestlich Lagarde) weisend, befahl er: Attacke auf Infanterie und Artillerie[4]); die Regimenter nebeneinander und in sich gegliedert. In dieser Richtung selbständig Ziele suchen. — Die Eskadronen nahmen Entwicklungszwischenraum und brachen östlich und westlich der Straße Ommeray—Lagarde über △ 265 vor. Zeitlich wird dies 11^{45} Uhr gewesen sein. Nach dem Bericht wurden zunächst Schützen des J. Regts. 131 durchritten, bald darauf feindliche Schützen, die weit zerstreut im Gelände verborgen

[3]) Ihr Studium ist sehr lehrreich; sie kann hier nur kurz gestreift werden.

[4]) Beide Regimentskommandeure erinnerten sich, nur Befehl zur Attacke auf Infanterie gehört zu haben.

Digitized by Google

lagen. Dann stießen Teile der Eskadronen auf die feindliche Artillerie. Die östliche Gruppe soll gar nicht mehr gefeuert haben; in der westlichen Gruppe wurden die Geschütze von der Mannschaft zäh verteidigt. In diese ritt zunächst der Regimentsstab des 2. Ulanen-Regts. ein und schickte der nachfolgenden 3. Esk. (Paraquin) durch den Ordonnanzoffizier (Rizzi) den Befehl, die Geschütze unbrauchbar zu machen und zu halten. Dieser Befehl kam nicht zur Durchführung, weil Rittmeister Paraquin die Artillerie für erledigt hielt und seine Schwadron nicht mehr anhalten konnte. Mit Ausnahme der rechten Flügeleskadron — 2. Ulanen-Regt. 2, die auf Schleusenwärterhaus westlich Lagarde vorstieß — und der 3./Ulanen-Regt. 1, welche durch den Regimentskommandeur bei △ 266 zum Halten gebracht wurde, sind nun die Schwadronen beider Regimenter, noch vier an der Zahl, von Norden und Westen in Lagarde eingebrochen, wo sie, auf der engen Dorfstraße zusammengepreßt, durch Maschinengewehrfeuer vom Kirchturm und Feuer aus Häusern und Gärten schwere Verluste erlitten. Auch der Brigadekommandeur, Genmaj. Frhr. von Redtwitz, der die sich zusammenballenden Gruppen durch lauten Zuruf auf Lagarde lenkte, war von mehreren Schüssen schwer verwundet, in den Vorgärten von Lagarde von seinem tödlich getroffenen Pferd gestürzt. Neben ihm fiel sein Adjutant, Rittmeister Schöninger. Der Todesritt der Brigade brachte auf diesem Teil des Gefechtsfeldes den Infanterieangriff wieder in Schwung. Hierüber schreibt der Regimentsadjutant J. Regt. 131: Während wir so festlagen und die Hitze auf uns herniederbrütete, hörten wir plötzlich hinter uns einen eigenartigen Ton, so daß man unwillkürlich glaubte zu phantasieren. Geschlossen, wie auf dem Exerzierplatz, erschien hinter unserem Rücken die bayer. Ulanen-Br., und während die Trompeter zur Attacke bliesen, brauste das Regiment in Richtung auf den Kanal über uns hinweg. Auch dies ein Bild, wie alte Schlachtenbilder sie uns zeigen. Die Offiziere mit ausgelegtem Säbel weit vor der Front, die Ulanen die Lanzen vorgebohrt, so geht die glitzernde Linie über uns hinweg. Sofort springt Oberst Neubaur auf: „Die Ulanen, Hurrah! Regiment, Marsch!", und die Schützenlinie folgt den bayerischen Waffenbrüdern. — Leider war der schöne Traum nach wenigen Augenblicken verflogen. Nach einigen Minuten zeigten einzelne zurückkommende Reiter und eine Menge ledige Pferde, welches Schicksal die Brigade gefunden hatte. Dennoch brachte der opfermutige Ritt uns Vorteil. Der Angriff ging nunmehr unabläßig vonstatten."

Wie bereits angeführt, stand die 5./Felda. Regt. 8 um diese Zeit bei △ 265 im Feuer gegen Lagarde, die 6. Bttr. war im Anmarsch dorthin. Diese wollte der Abteilungskommandeur näher am Forst Kreuzberg zur Bestreichung des Grundes nach Schleuse — 1½ km westlich Lagarde — einsetzen. Jetzt, wo der Infanterieangriff wieder in Fluß kam, befahl er der 5. Bttr., nach △ 266 vorzugehen. Als die Batterie sich den gestürmten

Digitized by Google

französischen Batterien näherte, kam in den schwerverwundeten Abteilungsführer wieder Leben. Er schleppte sich an ein Geschütz und feuerte noch zweimal ab; die Schüsse gingen über die 5. Bttr. hinweg. Dann zog er den Revolver und schoß den Vorderreiter[5]) des 1. Geschützes der 5. Bttr. vom Pferde. Der bei der Batterie reitende Oberveterinär streckte den französischen Offizier durch einen Pistolenschuß nieder. (Fortsetzung folgt.)

Neue Forschungsergebnisse über die Mutter des Generalfeldmarschalls Grafen Neidhardt von Gneisenau.

Von Oberheeresarchivrat Gürtler.

Es ist bekannt, daß der preußische Generalfeldmarschall August Wilhelm Anton Graf Neidhardt von Gneisenau am 27. Oktober 1760 in Schilda bei Torgau, wenige Tage vor der denkwürdigen Schlacht am 3. September 1760, geboren wurde. Sein Vater stand als Artillerieleutnant der Reichsarmee im Felde. Über der Herkunft seiner Mutter, die ihren Mann in das Feld begleitet hatte und in Schilda beim Troß von der Niederkunft überrascht wurde, schwebte bisher ein Dunkel, das sich trotz der verschiedenen, bald ein Jahrhundert währenden Bemühungen der Wissenschaft und Familienforschung bis jetzt nicht aufhellen ließ.

Nach Gneisenaus eigenen Angaben[1]) „war seine Mutter eine geborene Müller, Tochter des fürstbischöflich-würzburgischen Oberstlieutnants der Artillerie dieses Namens, welcher 1772 zu Würzburg starb." In einem Briefe Gneisenaus aus dem Jahre 1825 an die Gräfin v. Reden, die sich zu jener Zeit vorübergehend in Würzburg aufhielt, finden sich folgende ergänzende Angaben (unwesentliches weggelassen):

„Mein Großvater ... war Oberstlieutenant, und wenige Zeit vor seinem Tode zum Obersten ernannt, was ihm aber nicht mehr bekanntgeworden war. Herr Domherr Oberthür wird sich, wenn er gerade in Würzburg anwesend war, noch des großen Leichenbegräbnisses erinnern, das meinem Großvater weit über seinen Rang, durch 3 Regimenter und 4 Kanonen gehalten wurde. Er, der Großvater, hatte einen Bruder, der ebenfalls als Oberstlieutenant der Ingenieure gestorben ist; dann aus einer ersten Ehe eine Tochter, die einen Artillerie Leutnant Namens Schwab geheiratet und zwei Söhne hinterlassen hat, von welchen der eine als

---

[5]) Kanonier Lamberty; er war der erste Tote des Regiments.

[1]) Gneisenau. Beiheft zum Mil. W. Bl. 1856. Redig. v. d. hist. Abtlg. d. Gen. Stbs., Berlin 1856, E. S. Mittler & Sohn, Seite 5 u. ff.

Digitized by Google

Pfarrer, der andere als Stiftsherr zu Stift Hang[2]) gestorben ist. Aus der zweiten Ehe meines Großvaters stammte:

1. meine Mutter, die einen Artillerie Lieutenant, einen Protestanten, meinen Vater, zum großen Verdruß der Ihrigen, weil er ohne Vermögen und nicht ihrer Kirche war, geheiratet hat;
2. mein Oheim[3]), der ehemalige Würzburgische Hauptmann, später bayerische Oberst Müller (nicht von Müller, da er meines Wissens im bayerischen Dienst nicht geadelt worden), welcher an der Brustwassersucht gestorben;
3. meine Tante Margaretha, die einen Hauptmann beim Schwäbischen Kreis, Herrn von Storr, geheiratet hat, und bereits seit vielen Jahren verstorben ist.

Andere Verwandte als die genannten habe ich in Würzburg nicht gehabt."

Von allgemeinem Wert für die geistige Entwicklung Gneisenaus und vielleicht auch für das Bild seiner Mutter dürften seine in dem erwähnten Brief an die Gräfin von R(h)eden geäußerten Worte sein, mit denen er seiner Tante Margaretha, der jüngeren Schwester seiner Mutter in folgenden, familien-stolzen Worten näher gedenkt:

„Sie war, ihrer starkblonden Haare ohnerachtet, sehr hübsch, sehr lebhaft, sehr unterrichtet (sie sprach französisch, italienisch und englisch, las Gellerts und Wielands Schriften, kannte die damaligen Anfänge der deutschen Literatur) und galt für wohlhabend — Umstände, die viele junge Männer in meiner Großeltern Haus zogen."

Diese warmherzige Schilderung seiner Tante Margaretha, die offensichtlich Geist und Gemüt des sehr empfänglichen, mutterlosen Knaben nachhaltig beeindruckte und die Gneisenau in dem Briefe an die Gräfin v. R(h)eden 1825 als bereits vor vielen Jahren verstorben bezeichnet, mag uns vielleicht einen wenn auch unsicheren Anhaltspunkt für das Aussehen von Gneisenaus Mutter geben, da den beiden Schwestern sicherlich gewisse Familienzüge als Erbgut gemeinsam waren.

Mit dem Gebetbuch seiner verstorbenen Mutter als einzigem wohlbehüteten Erbstück, das ihm verblieben war, fand der Knabe nach „recht elenden und armseligen" ersten Kinderjahren Aufnahme in dem gastlichen großväterlichen Hause zu Würzburg. Der Großvater war ein rechtschaffener, braver Mann, der durch seine Kriegszüge in Ungarn, Sizilien, Spanien

[2]) Hans Delbrück: Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neidhardt von Gneisenau, 2 Bände, Berlin 1894, Verlag Herm. Walther. Band 1, Seite 15. Gemeint ist jedenfalls das Stift Haug in Würzburg.

[3]) Michael Müller, großherzogl. Würzburgischer Oberstleutnant u. Kommandant der Festung Marienberg, gestorben 14. 6. 1811, ledig.

Digitized by Google

und am Rhein sich reiche Kriegserfahrungen und ein über das Zunftmäßige hinausgehendes Wissen erworben hatte. Die Großmutter war „eine treffliche Frau".

In diesem engen Umkreis ist das Wenige eingeschlossen, was wir aus der frühesten Kindheit des Feldmarschalls und über seine Mutter bisher gewußt haben. Auch der Graf Neidhardt v. Gneisenau in Sommerschenberg, ein Urenkel des Feldmarschalls, der im Jahre 1934 wiederholt sich an uns, das damalige Bayer. Kriegsarchiv, um Auskunft über die Mutter und ihre Voreltern gewandt hatte, wußte keine näheren Angaben und zielte mit seinen Anfragen auf den bayer. Oberstlt. Michael Müller, den Sohn des Johann Georg Müller, in der Hoffnung, auf diese Weise über den Michael und seine Schwester, die Mutter des Feldmarschalls, sowie deren gemeinsame Eltern, Klarheit zu gewinnen.

Ein glücklicher Zufall hat nun unser Wissen über Gneisenaus Mutter wesentlich erweitert.

Dem Heeresarchiv München wurde im Oktober 1938 von einem Liebhaber alter „Schmöcker" ein Lederband zum Ankauf angeboten, den dieser, wie sich später herausstellte, vor etwa 8 Jahren auf der bekannten Auer-Dult in München bei einem Trödler unter altem Speicherkram gefunden und erworben hatte.

Der Ankauf kam zustande, da sich bei näherem Zusehen herausstellte, daß die Handschrift von einem fürstbischöflich Würzburgischen Offizier des 18. Jahrhunderts stammte.

Die eingehende Untersuchung hatte nun ein für die Wissenschaft und die Familiengeschichte Gneisenaus ganz unvorhergesehenes freudiges Ergebnis:

Auf den ersten zehn Seiten findet sich verstreut neben Lebensweisheiten, geschichtlichen Tagesnotizen u. a. eine Art Familienchronik, die mit den Worten beginnt: „Jean George Müller, fecit Anno 1712 commencé 1709. Anno 1693 den 25ten November abends um 6 Uhr im Zeichen der Waag bin ich Johann Georg Müller auf die Welt geboren par la grace de Dieu."

Damit und mit dem noch anschließenden knappen eigenhändig geschriebenen Lebenslauf ist die Personengleichheit des Verfassers dieser Chronik mit dem fürstbischöflichen Würzburgischen Artillerie Obristlieutenant Johann Georg Müller, der nach Mitteilung der Familie von Gneisenau am 23. April 1771 (nach Gneisenaus eigenen Angaben 1772) gestorben ist, nachgewiesen.

Seinen Geburtsort hat er nicht angegeben, wenn nicht ein auf dem Innendeckel des Lederbandes nachträglich mit anderer Tinte hereingeflickter und mit Blei flüchtig wieder ausgestrichener Zusatz: „Anno 1793 den

Digitized by Google

25ten Sept. (Novbr.) bin ich auf die Welt geboren zu Hopfingen (Höpfingen Baden? Heeresarchiv) und bin den 26ten getauft worden" sich doch auf Johann Georg Müller bezieht. Das Jahr 1793 müßte dann (als ein nicht unmögliches Schreibversehen) als 1693 gelesen werden, da Tag und Monat mit dem von Müller selbst angegebenen Geburtstag, 25. Sept. oder Nov. (s. o.) übereinstimmen.

Auf den beiden vorhergehenden Seiten hat nun Johann Georg Müller eine Reihe von familiengeschichtlichen Aufzeichnungen über seine zweimalige Verheiratung (1724 und 1730) und die Geburt und Taufe seiner 8 Kinder zeitlich geordnet aufgeschrieben. 4 Mädchen sind im frühen Kindheitsalter wieder verstorben. In der nächsten Zeile unterhalb des Vortrags über seine zweite Verehelichung: „Anno 1730 den 4. Sept. ist meine andere Coupulation geschehen nach der Heil. Schutzengel Fest" findet sich der denkwürdige Eintrag:

> „Anno 1735 den 23ten August Mittag umb halber Eilff Uhr ist Maria Eva Dorothea auf die Welt gebohren im Zeichen der Sonnen; seine Taufdote ist die wohledle gestrg Frau Fochtin, derzeit Kitzinger Spitthal Verwalterin, anjetzo Amtsverweserin zu Aub ist auf St. Batholomey in Stieftt Haug getauft word: und ist den 23. 8. bris (?) 1761 auf Sancte Ursula Tag zu Fürth 1761 gestorben, liegt zu Herzoch aura begraben in der Kirchen."

Während Müller bei seiner ersten „Coupulation" am 21. 2. 1724 den Namen seiner Braut „Eva Dorotha" Hofmenin (Hofmann) Schlosserstochter (von Würzburg?) nannte, hat er diese Angabe betrüblicherweise bei seiner zweiten Verehelichung nicht für notwendig gehalten. Aber vielleicht haben er und seine zweite Frau bei der Taufe der ältesten Tochter zweiter Ehe zum Andenken an seine erste, frühverlorene Frau der Kleinen zu ihrem Namen Maria die Vornamen der ersten Frau „Eva Dorothea" durch den Pfarrer hinzufügen lassen.

Über die Jugend, das spätere Leben der herangewachsenen Maria Eva Dorothea und die gegen den Willen ihrer Eltern vollzogene Verheiratung mit dem Leutnant der Reichsartillerie August Wilhelm von Reidhart bringen die Aufzeichnungen des Johann Georg Müller nichts. Man darf daraus eine Bestätigung des tiefen Zerwürfnisses zwischen den Eltern und der Tochter erblicken, das infolge ihrer Verheiratung mit einem Protestanten entstanden war.

Es fällt dabei auf, daß der Chronikschreiber den vorerwähnten Eintrag über die Geburt der Maria Eva Dorothea von den Worten an: „und ist den 23. 8 bris usw." eigenhändig, aber mit anderer Tinte, also zu späterer Zeit noch hineingeschrieben hat.

Herzogenaurach ist ein Städtchen in Mittelfranken, einen Tagesmarsch nordwestlich von dem protestantischen Fürth entfernt. Es bot den auf

Digitized by Google

Würzburg zustrebenden Reichstruppen mit ihrem Troß die nächstgelegene katholische Kirche.

Die Bestattung in der Kirche hat jedenfalls an einem der nächstfolgenden Tage stattgefunden; wer sie vornehmen ließ, der Kommandant des Trosses (?), ist unbekannt. Ob der Leutnant Neidhard an dem Krankenlager und Totenbett seiner jungen Frau gewesen sein konnte, wissen wir auch nicht; er mag ahnungslos irgendwo durch den Dienst an seinen Geschützen festgehalten gewesen sein; die Todesnachricht hat ihn dann zu spät erreicht.

Anfragen der Familie von Gneisenau beim Kathol. Pfarramt Herzogenaurach werden auch über diese Frage eine Aufklärung herbeiführen.

Es bedurfte einer freundlichen Schicksalsfügung, bis dieser alte Band mit seinen vielen zum Teil schön gezeichneten Festungsprofilen, Aufschreibungen und Berechnungen aus der Vergessenheit alten und verstaubten Speicherkrams auf den Verkaufsstand der Auer-Dult geriet, wo er dem Nächstbesten zum Kauf und damit einer neuen ungewissen Zukunft angeboten wurde.

Die Lose fielen günstig.

Der Band fand seinen Weg zum Heeresarchiv, wo der verborgene Schatz erkannt und ausgewertet werden konnte.

Auch Bücher haben ihre Schicksale.

Wehrpolitische Übersicht über den westeuropäischen Raum.

November — Januar.

Verstärkte Aufrüstungen.

England. „Das Münchner Übereinkommen war ein herrlicher Sieg der Vernunft und des Friedenswillens — und nun wird ja hoffentlich alles getan, künftig so was unmöglich zu machen." Dieses geflügelte Wort ist in einer englischen Offiziersmesse aus dem Ei geschlüpft, aber es spricht nur das aus, was fast ganz England fühlt und denkt. Man gibt immer unverhohlener zu erkennen, daß es keineswegs etwa Friedensliebe und Verständnis für Deutschlands gerechte Forderung gewesen sind, die im Herbst 1938 das englische Volk der Entscheidung seines Premiers mit solchem Jubel hatte zustimmen lassen. Nährboden der Verständnisbereitschaft war vielmehr das Gefühl, Deutschland im Augenblick militärisch nicht gewachsen zu sein. „Was konnte Chamberlain anderes tun, als unser ungenügend vorbereitetes Land um jeden Preis vor einem Krieg zu bewahren?" Das ist der schlagkräftige Beweisgrund seiner Anhänger im Verlauf der immer noch nicht abreißenden Aussprachen über das Münchner Abkommen. Daß er den Mut fand, den gerechten Anspruch Deutschlands schließlich rückhaltlos anzuerkennen, einer gesunden Entwicklung Bahn brechen und über drei Millionen entrechtete Menschen aus politischer Versklavung und sozialer Verelendung befreien zu helfen, dessen rühmt sich kein Engländer.

Die bis zur Führerrede am 30. Januar von einer gewissenlosen Presse Tag für Tag in geradezu unverantwortlicher Weise aufgeschreckte Öffentlichkeit sieht in der Lösung der sudetendeutschen Frage auch heute noch keineswegs die Richtigstellung eines gefährlichen Fehlers, da ihr seit der Septemberkrise unablässig eingehämmert wurde,

Digitized by Google

der Erfolg Deutschlands sei nur ein weiterer Schritt zur Verknechtung Europas und der Welt. Die berechtigte deutsche Empörung über die Ermordung vom Raths und die daraus folgenden Zwischenfälle haben die panikartige Angst noch gesteigert. Die lächerlichen Prophezeiungen und Vermutungen, wer nun wohl das nächste Opfer des „brutalen deutschen Machthungers" sein werde, füllten im Berichtsvierteljahr die Spalten der englischen Blätter und beherrschten die politischen Aussprachen, mit denen sich allmählich das Herannahen des nächsten Wahlkampfes ankündigt. Nichts hört der ängstliche Bürger lieber, als die fast täglich wiederholten Versicherungen der verantwortlichen Männer, daß auf allen Gebieten alles geschehe, um die sogenannten „Rüstungslücken" zu schließen. Er vernimmt dies gern, aber er glaubt doch nicht so recht daran. Eine Menge von Berufenen und Unberufenen bestürmen die Amtsstellen und Zeitungen mit ihren Ratschlägen und kritischen Betrachtungen. Sehr viel kostbare Zeit der Behörden geht bei der Abwehr dieser Kritik verloren. Auch in der Regierung selbst ist es zu scharfen Auseinandersetzungen über die angeblich ungenügenden laufenden Rüstungsmaßnahmen und damit zusammenhängenden Fragen, wie z. B. die Förderung der landwirtschaftlichen Erzeugung, gekommen. Eine teilweise Umbildung des Kabinetts war die Folge.

Lord Chatfield, der sich als Flagg-Kapitän des Admirals Beatty in der Skagerrak-Schlacht ausgezeichnet hat und von 1933 bis September 1938 als erster Seelord die laufende riesige Aufrüstung der Flotte in Gang brachte, ein bei seinen Mitarbeitern und ehemaligen Waffengefährten hoch geschätzter Offizier, ist aus Indien zurückgerufen worden, um das Verteidigungsministerium (Minister for Co-ordination of Defence) zu übernehmen. Er wird auf den Grundlagen, die der bisherige Minister, Sir Thomas Inskip, jetzt Dominienminister, geschaffen hat, weiterbauen können, sind doch bereits alle die reichen Mittel des Landes in den Dienst einer mächtigen Aufrüstung gestellt. Zur Zeit gibt Großbritannien täglich eine Million Pfund für Wehrzwecke aus, und es ist damit zu rechnen, daß der Haushalt für 1939 noch wesentlich höhere Ausgaben (mindestens 500 Millionen Pfund) vorsehen wird. Bereits 1938 ist durch die Rüstungsausgaben ein Defizit von über 249 Millionen Pfund entstanden. (Zum Vergleich: Im gleichen Zeitraum 1933 betrug das Defizit noch nicht 100 Millionen!) Die große Wehranleihe soll einen Teil des entstandenen Fehlbetrages mit decken. Es ist also noch nicht abzusehen, wie der Abschluß des Rechnungsjahres im März 1939 aussehen wird. Jedenfalls wird eine Erhöhung der Steuerraten nicht zu umgehen sein, denn abgesehen von den riesig angeschwollenen Mehrausgaben sind bereits 1938 die Erträgnisse einiger Steuern fühlbar gesunken, für 1939 wird wegen der Geschäftsstockungen im Jahre 1938 mit einer Mindereinnahme auch aus den bisher ertragreichsten Quellen, nämlich der Einkommensteuer und des Nationalen Wehrbeitrages, gerechnet. Die Aufrüstung, die besonders den Sozialisten gar nicht schnell genug vorwärtsgetrieben werden kann, wird also immer fühlbarer den Haushalt auch — oder vielleicht: gerade — des kleinen Mannes belasten. Es darf daher wohl angenommen werden, daß diese Geldopfer das Rüstungsfieber wie ein kühlender Umschlag etwas dämpfen werden. Chamberlains Bemühungen um einen Ausgleich werden darum je länger je mehr die Unterstützung der öffentlichen Meinung finden. Freilich darf man nicht daran zweifeln, daß das britische Volk auch die schwersten Opfer tragen wird, wenn seine lebenswichtigen Belange und vor allem seine Sicherheit auf dem Spiele zu stehen scheinen.

Es mehren sich die Anzeichen, daß die deutschen Kolonialforderungen vom Mann auf der Straße zwar als „lästig und anmaßend", aber nicht als Bedrohung wichtiger englischer Lebensinteressen empfunden werden. Die manchmal recht aufschlußreichen Leserbriefe an die Zeitungen, aber auch gewisse Wendungen bei öffentlichen Vorträgen und in wehrpolitischen und wehrgeographischen Aufsätzen deuten das immer offener an. So wird allen Ernstes („United Services Review") vorgeschlagen, Deutschland seine Kolonien im Austausch gegen — Helgoland (!) zurückzugeben, da dadurch Großbritannien ein „fairer" wehrpolitischer Ausgleich für die Schaffung deutscher überseeischer Stützpunkte gesichert würde. Kolonialengländer berichten humorvoll grimmig von der „Wühltätigkeit" der ehemaligen Askaris in „Tanganyika", die von Ort zu Ort ziehen und freudetrunken die baldige Rückkehr der unvergessenen deutschen Herren verkünden. Es ist sogar eine Art staatspolizeiliche Überwachung dieser braven alten Soldaten nötig geworden, von denen sich jeder als ein unbezahlter, aber um so eifriger „Nazi-Agent" betätige. Um Gegenstimmung zu schaffen, werden darum vor allem in den Hafenstädten Haufen des unter britischer Flagge gezüchteten Negerproletariats zu Kundgebungen gegen Deutschland zusammengetrieben. Ernst zu nehmen sind die Protesttelegramme des Abschaums der Küstenstädte nicht, ebensowenig die „Verteidigungsvorbereitungen"

Digitized by Google

der britischen Nachkriegseinwanderer, die — wie der Berichterstatter noch 1937 in Deutsch-Südwest beobachtete — als Bürger eines weltweiten Imperiums keineswegs mit dem Deutschland geraubten Neuland verwurzelt sind und wahrscheinlich gegen eine entsprechende Entschädigung gern ein anderes Tätigkeitsfeld unter britischer Flagge wählen würden, soweit sie nicht, wie vor allem mancher Vorkriegsgast unserer Schutzgebiete, gegen die Rückkehr der deutschen Behörden überhaupt kaum Einwände haben.

Höchstwahrscheinlich rechnet auch Chamberlain die Kolonialforderung zu den Fragen, von denen er sagt, sie seien durch eine friedliche Besprechung am Verhandlungstisch zu lösen. Um so unverständlicher ist das Ausmaß der Rüstungen, das von ihm vertreten wird und schon geradezu an eine unmittelbare Kriegsvorbereitung erinnert.

Offenbar als ersten vorsichtigen Schritt auf die nach wie vor als höchst unerwünscht empfundene allgemeine Wehrpflicht zu hat die Regierung Einrichtung eines zunächst freiwilligen „National Registers" beschlossen. Ende Januar wurden 20 Millionen Handbücher über den freiwilligen nationalen Dienst durch die Post an die Haushaltungen ausgeliefert.

Dieses Handbuch ist mit einem kurzen Vorwort des Ministerpräsidenten und mit einer Einleitung des Ministers für zivile Verteidigung, Sir John Anderson, versehen. Es soll jeden englischen Mann und jede englische Frau im Alter von 18 bis 65 Jahren darüber aufklären, welche freiwilligen Dienstleistungen für jeden einzelnen in Frage kommen.

Für die zivile Verteidigung und für den Luftschutzdienst werden alles in allem vorläufig 1 800 000 Freiwillige benötigt. Davon entfallen 1 200 000 auf die sogenannte aktive Verteidigung und 600 000 auf die Reserve. Man schätzt, daß 1 Million Freiwillige bereits erfaßt worden sind. Bis Ende März soll festgestellt werden, ob der Appell an die freiwillige Mitarbeit erfolgreich gewesen ist oder ob die Regierung zur pflichtmäßigen Erfassung greifen muß.

Der freiwillige Hilfsdienst hat sich zwei Aufgaben gestellt: erstens soll er die bestehende Lücke bei den verschiedenen militärischen und zivilen Verteidigungsorganisationen ausfüllen, und zweitens soll dafür gesorgt werden, daß genügend Kräfte für die Beschäftigung in der Rüstungsindustrie und in den lebenswichtigen Betrieben vorhanden sind.

Das Handbuch gibt Aufschluß über Erfordernisse, die an die Freiwilligen der verschiedenen Dienstzweige zu stellen sind, über die benötigte Anzahl von Kräften, über die Anmeldung und über die Art, wie weitere Auskünfte eingeholt werden können. Chamberlain hat in einer sehr geschickten, ruhig eindringlichen, meisterhaft auf die englische Denkweise eingestimmten Rundfunkansprache die Bürger aufgefordert, das Buch sorgsam zu studieren und sich dann zu entscheiden.

Im Arbeitsministerium wurde ein besonderes Amt für diejenigen Freiwilligen eingerichtet, die über besondere wissenschaftliche oder technische Kenntnisse verfügen. Dieses Amt wird mit den Universitäten, technischen Hochschulen und den übrigen wissenschaftlichen Instituten zusammenarbeiten, um eine möglichst große Zahl von Fachleuten zu erfassen und diese auf Anfordern der Regierung verfügbar zu halten. Besonderer Wert wird auch auf die Erfassung der Krankenschwestern gelegt. Auch hier ist in Zusammenarbeit mit den entsprechenden Organisationen ein Register angelegt worden. Im Kriegsfalle wird eine besondere weibliche Armee für den Dienst in der Landwirtschaft geschaffen werden. Im übrigen werden die Frauen aufgefordert, sich für den Abtransport und die Pflege von Kindern in den von der Zivilbevölkerung zu räumenden Gebieten und für die Landarbeit zu melden.

Zur Vorbereitung der in großem Maßstab geplanten Räumung der hauptsächlich bedrohten Gebiete ist das ganze Land in drei Arten von Zonen eingeteilt worden.

1. Die zu räumenden Großsiedlungen, dazu zählen alle Städte und teilweise auch angrenzende Gebiete in den Grafschaften Essex und Middlesex, außerdem Manchester, Liverpool, Birmingham, Newcastle, Bradford, Leeds, Sheffield, Southampton und Portsmouth.
2. Zufluchtsgebiete, die die abströmenden Millionenmassen, vor allem die Kinder, aufnehmen sollen.
3. Gebiete, die im Kriegsfall zwar nicht geräumt, aber für Zuzug gesperrt werden.

Die Maßnahmen des passiven und aktiven Luftschutzes stehen nach wie vor im Mittelpunkt des Interesses. Zwar verfallen allmählich die behelfsmäßigen, längst voll Wasser gelaufenen Gräben in den Parks, diese Denkmäler der Geistesverwirrung vom Herbst 1938, aber neue, teilweise betonierte Schutzgräben werden in Massen gebaut, Unterstände gerichtet und große unterirdische Parkplätze, die im Kriegsfall als Luftschutzsammelräume dienen sollen, befürwortet. Für Blechfabriken ist Hochkonjunktur,

Digitized by Google

denn der besorgte Familienvater von höherer Einkommenstufe hält es für seine Pflicht, eine der angepriesenen Luftschutz-Stahlblechhütten zu kaufen, die, wenn auch kaum Sicherheit für die Abnehmer, so doch beträchtlichen Profit für die findigen Hersteller gewähren.

Eine großangelegte Verdunkelungsübung, der auch der Luftschutzminister Sir John Anderson beiwohnte, „um etwas zu lernen", wie er sagte, fand im Januar in Nottingham statt, das durch seine besonders kräftig betriebenen Luftschutzvorbereitungen einen guten Namen hat. Die Bürger Nottinghams versuchten Sir John dabei klarzumachen, daß nur tiefe, bombensichere Unterstände von Wert seien, und erhoben berechtigte Bedenken gegen die erwähnten Stahlblechhütten.

Wie sehr der friedliebende Bürger unter den kriegerischen Maßnahmen landauf und landab leidet, zeigt sich in entrüsteten Eingaben gegen Aufstellung ortsfester Flakgeschütze in Wohngegenden, wo sie die Fensterscheiben des Mr. Smith oder der Mrs. Brown erklirren lassen, gegen die Beunruhigung von Parks durch übende Mannschaften und ähnliche unerträgliche Rücksichtslosigkeiten, die den Steuerzahler belästigen. Auch eine teure Angelegenheit ist der Luftschutz englischen Stils. Als ersten Beitrag mußte die Regierung ihrerseits bereits 20 Millionen Pfund zur Verfügung stellen. Sämtliche Luftschutzausgaben werden übrigens nicht dem Wehretat, sondern dem des Innenministeriums entnommen. Bei Berichtsabschluß trifft noch die wichtige Nachricht ein, daß die Leitung des englischen Luftschutzes in Kriegszeiten in die Hände von zwölf mit diktatorischer Vollmacht ausgestatteten Männern gelegt wird. Großbritannien wird in zwölf Regionen eingeteilt, deren gesamte Abwehr, im Notfall völlig auf sich gestellt, von je einem der Luftschutz-Diktatoren geleitet wird. Es sind für dieses Amt nicht Offiziere, sondern vertrauenswürdige, führende Männer des öffentlichen Lebens vorgesehen. Ihre sonst völlig unbeschränkten Befugnisse sollen sich nicht auf militärische Maßnahmen, sondern nur auf die Zivilbehörden erstrecken. Die Grenzen der Gebiete werden erst noch festgestellt. Die Vollmacht der zwölf Diktatoren beginnt bei Kriegsausbruch, ihre Stäbe aber werden jetzt schon als Schattenorganisationen aufgestellt.

Ganz gewaltig ist die Verstärkung der Flotte, die nach wie vor als Rückgrat der britischen Wehrmacht betrachtet wird und jetzt auch eigene, dauernd angegliederte Seeluftstreitkräfte erhält. Lord Stanhope, Erster Zivillord der Admiralität, erklärte in einem Aufsatz der Zeitschrift „Home and Empire", die neue Flottenverstärkung übertreffe alles, was England bisher in Friedenszeiten je geleistet habe, und auch Hektor C. Bywater meint, man könne nur ein Jahr der vollen Kriegserzeugung zum Vergleich heranziehen. Es laufen 1939 von Stapel:

5	Schlachtschiffe	zusammen	175 000 t
3	Flugzeugträger	"	69 000 t
5	Große Kreuzer	"	40 000 t
7	Kleine Kreuzer	"	38 150 t
11	Zerstörer	"	20 000 t
9	U-Boote	"	9 855 t
5	sonstige größere Schiffe	"	3 700 t
			335 705 t

Die zahllosen auf Stapel liegenden Motorboote, Sperrfahrzeuge, Depotschiffe usw. sind dabei völlig außer Betracht gelassen.

Es hat sich, um die ungeheure Arbeit überhaupt bewältigen zu können, als notwendig herausgestellt, die seit 1936 stilliegende Rosyth-Werft wieder zu eröffnen. Der Facharbeitermangel führt zu beträchtlichen Schwierigkeiten.

Bemerkenswert ist eine Verlautbarung der Admiralität, die sich mit der Ergänzung der Geschützbedienungen befaßt und aus der hervorgeht, daß die Feuerkraft der Schiffseinheiten durch verschiedene neue Einrichtungen beträchtlich gestärkt wird. Auch von neuen, noch weiter verbesserten Flakgeschützen und Entfernungsmessern wurde gesprochen.

Offiziere und Mannschaften der Handelsflotte werden seit 1½ Jahren in regelmäßigen Lehrgängen an den Geschützarten geschult, mit denen ihre Dampfer im Mobilmachungsfall bewaffnet werden sollen. Große Reserven an Geschützen, Munition und „anderer Abwehrausrüstung" werden für diesen Zweck bereitgehalten.

Die Friedensstärke der Flotte beträgt jetzt nahezu 130 000 Mann, das sind nur 13 000 weniger als die jemals erreichte Höchststärke vor 1914.

Für den Kriegsfall ist sofortige Bildung eines Schiffahrtsministeriums vorgesehen, das dann über sämtliche Handelsfahrzeuge britischer Flagge verfügen soll. Ein Schatten-

Digitized by Google

Ministerium als Keimzelle dieses neuen, mit unbeschränkten Befugnissen ausgestatteten Amtes ist bereits eingerichtet und eine Übersicht über alle Fahrzeuge vom Ozeanriesen bis zum Fischerboot fertiggestellt.

Man kann dem Ersten Seelord glauben, wenn er versichert: „Die britische Kriegsmarine ist fähig, im Bedarfsfall alle Verpflichtungen gegenüber den Verbündeten und dem eigenen Land zu erfüllen."

Es ist darum nicht erstaunlich, daß die deutsch-britischen Flottenbesprechungen vom Jahresende 1938 in der englischen Öffentlichkeit ziemlich ruhig aufgenommen worden sind. Inhalt der Besprechungen: Deutscher Unterseebootbau in voller Höhe des britischen, ferner Bau der 1937 zugestandenen fünf Schweren Kreuzer. Das Gefühl unbedingter Überlegenheit hat es England erleichtert, den von Deutschland vertragsmäßig angemeldeten Absichten zuzustimmen. Den Versuchen der Hetzpresse, die Angelegenheit zu einem neuen, gefährlichen Anschlag auf den englischen Frieden aufzuplustern, war diesmal kein Erfolg beschieden, nur fordern die Marinefachleute verstärkten Bau von Zerstörern als Gegengewicht gegen die „U-Bootgefahr", die übrigens nach allgemeiner Ansicht gegenüber der von 1918 wegen entscheidender Verbesserungen der Abwehr wesentlich geringer eingeschätzt wird.

Den Luftstreitkräften wird offensichtlich keineswegs das gleiche Vertrauen entgegengebracht wie der Flotte. Um so größer sind die Anstrengungen, alles etwa Versäumte schleunigst nachzuholen. Der Riesen-Wehretat von 1939 ist zu 40 v. H. der Luftwaffe und nur zu je 30 v. H. der Flotte und dem Heer zugebilligt. Die Erzeugung von Flugzeugen wurde im Laufe des Jahres 1938 vervierfacht und betrug zu Ende dieses Berichtsvierteljahres mindestens 400 Maschinen im Monat. In Zeitungsanzeigen sucht das Luftfahrtministerium — etwa so wie einstmals unsere Freikorps und Grenzschutzverbände! — zur Zeit 400 Freiwillige zur sofortigen Einstellung unter glänzenden Bedingungen als kurzdienende Offiziere der Luftwaffe. Weitere 1700 Freiwillige als Flugzeugführer sollen im Laufe des Jahres eingestellt werden, davon sind 1300 bereits geprüft und angenommen. Insgesamt verfügt die Luftwaffe zur Zeit angeblich schon über 5800 ausgebildete und 1830 in Ausbildung begriffene Flieger. Man hofft, in absehbarer Zeit die Zahl von 10 000 zu erreichen. Unternehmer und Betriebsleiter wurden von der Regierung dringend ersucht, ihren für die Luftwaffe vorgemerkten Angestellten sechs Monate Urlaub zu Lehrgängen zu erteilen.

Im März sollen 2370 Flugzeuge erster Linie im Heimatland und 470 in den Kolonien verfügbar sein.

Am 27. Januar eröffnete Sir Kingsley Wood, der Luftfahrtminister, die neuen Flugzeugwerke von Philips und Powis in der Nähe des Flughafens von Reading. Es wird dort ein Übungsflugzeug im Serienbau hergestellt, das, mit Rolls Royce-Motoren ausgerüstet, über vortreffliche Flugeigenschaften und fast 500 km Stundengeschwindigkeit verfügt.

Große Hoffnungen knüpft man an die Entwicklung einer „neuen" Elektron-Brandbombe, die, in Masse abgeworfen, Großfeuer hervorrufen soll. Die Thermit-Ladung der kleinen 1 kg schweren Bombe brennt 40 bis 50 Sekunden lang mit einer Temperatur von 2500°, dann gerät die Hülse in Brand, der weitere 10 bis 20 Minuten lang bei 1300° Hitze anhält, glühende Spritzer fliegen bis zu 17 m weit und erweitern den Brandherd.

Das wichtige Problem, wie Flugzeuge vor Vereisung zu schützen sind, scheint sich einer Lösung zu nähern. Man erprobt einen mechanischen Enteiser, macht aber auch Versuche mit Pasten und Flüssigkeiten, die sich bereits teilweise bewährt haben sollen.

Über das Heer ist in der Übersicht vom November 1938 ausführlich berichtet worden. Hore Belishas Eifer, sowohl das reguläre Heer wie die erste Linie der Territorialverbände zu einer schlagkräftigen Angriffswaffe auszubauen, ist nicht erlahmt, doch hatte gerade er sich schwerer Angriffe innerhalb und außerhalb des Kabinetts zu erwehren, und zwar wegen seiner angeblichen Unterlassungssünden. Sonst ist noch über ihn zu berichten, daß er das Elsaß besuchte, dort Ski lief, die Befestigungen besichtigte und das Wort von der „dringend nötigen Maginot-Linie der Luft als Ergänzung der Erdbefestigungen" prägte. Es wird auch erzählt, er habe die Franzosen darüber belehrt, ihre Luftgrenze liege bei London — ein neuer Beitrag zu der neuen seltsamen Grenzgeographie des Westens. Noch erstaunlicher ist seine feierliche Versicherung, er sei — dem Papst mit einer solch heißen und dankbaren Ergebenheit, wie er ihrer überhaupt nur fähig sei, zugetan. Ob er dieses schöne Gefühl dem Heiligen Stuhl gegenüber in amtlicher Eigenschaft als Kriegsminister der britischen Krone oder aber in anderer Hinsicht hegt, ist nicht festzustellen.

Digitized by Google

Über die englische Heeresstärke gibt folgende Mitteilung (V. B.) Aufschluß:

Friedensstärke: 133500 Mann Reguläre Armee mit 149000 Mann Reserve, 186700 Mann Territorial-Armee, 100000 Mann Luftwaffe, einschließlich Marine und Übersee.

Kriegsstärke: Etwa 2000000 Mann.

Friedensgliederung: Reguläre Armee: 5 Inf. Div. und 1 Pz. Div. mit insgesamt 65 Infanterie-Bataillonen, 2 Reit-Brigaden mit insgesamt 48 Eskadronen (davon 33 leichte Panzer-Eskadronen und 3 Panzerspähwagen-Eskadronen, 28 Pionier-Komp., 35 Nachrichten-Komp. und 13 Nachrichtenzüge). Artillerie: 91 leichte, 30 schwere und 12 Flakbatterien.

Territorial-Armee: 12 Infanterie-Divisionen (davon 3 motorisiert) mit 141 Infanterie-Bataillonen und 48 Reiter-Eskadronen und 8 Panzerspähwagen-Eskadronen, 170 Pionier-, 46 Nachrichten-Komp. und 25 Nachrichtenzüge.

Artillerie: 204 leichte, 69 schwere und 64 Flakbatterien.

Geplant ist Errichtung einer „Heeres-Taktik-Schule", die alle Offiziere im Kapitänsrang vor Beförderung zum Major besuchen müssen. Die neue Schule soll das Schwergewicht auf die Ausbildung im Felddienst legen, da die bisherigen Fortbildungs- und Prüfungsverfahren zu einer schlimmen Papierwirtschaft geführt haben. Ziel ist Vereinheitlichung der taktischen Auffassungen und Grundsätze, Unterricht im Lehrverfahren und in der Anlage von Übungen, und schließlich Prüfung der zur Beförderung anstehenden Offiziere.

Ein Teil der in Palästina stehenden englischen Truppen wurde unter dem Kommando der neugebildeten 7. Division zusammengefaßt. Zum Divisions-Kommandeur der 7. Division ist Generalmajor R. N. O'Connor (Generalstab, Reichsverteidigungshochschule, zuletzt Brigade-Kommandeur an der indischen Nordwestgrenze) ernannt worden. Die z. Z. in Palästina vorhandenen 17 Infanterie-Bataillone wurden unter neugebildeten Infanterie-Brigadestäben (= Regimentsstäbe) zusammengefaßt. Außer der 14. Infanterie-Brigade (von 5. Division aus England zeitweise abkommandiert) stehen jetzt in Palästina die neugebildete 16., 18. und 19. Brigade sowie je eine Brigade aus Indien und Malta. Einheiten einer berittenen Brigade (mounted brigade) sollen bald folgen.

Die gewaltige Last der britischen Rüstungen kann unter den in England geheiligten kapitalistischen Grundsätzen nur getragen werden, wenn sie sich auf eine unerhört starke Volkswirtschaft stützt.

Man ist sich dessen sicher, daß der unermeßliche, „ja geradezu erschreckende" (Chamberlain) Reichtum des Imperiums allen Anforderungen gerecht werden wird.

„Wirtschaftliche Stärke ist eine der Hauptgrundlagen der Wehrmacht, besonders wenn sie durch entschlossenen Willen des Volkes ergänzt wird. Unser Wirtschaftssystem hat die Anspannungen des Krisenjahres 1938 besser als irgendein anderes in der Welt ertragen", erklärte der Premier.

Mit geradezu wütender Eifersucht verfolgt daher die englische Öffentlichkeit jeden Versuch Deutschlands, neue Märkte zu erschließen und sich unter tausend Schwierigkeiten die notwendigen Lebensgrundlagen zu sichern. Ein Gesetz vom 8. Dezember 1938 über Erhöhung der Ausfuhrgarantie auf 75 Millionen Pfund soll Geschäfte „aus Erwägungen nationalen Interesses" ermöglichen, d. h. dazu dienen, auf umstrittenen Märkten den deutschen Kaufmann mit Hilfe englischer Staatsgelder rücksichtslos zu verdrängen.

Bei allem „erschreckenden" Reichtum des Imperiums beträgt die Zahl der Arbeitslosen jedoch immer noch rund 2 Millionen. Ihre verzweifelten Hilferufe und Kundgebungen sowie die Terrorwelle irischer Nationalisten, die seit Januar 1938 über das Land geht, geben der sarkastischen Bemerkung Chamberlains, man würde es „in diesem Land gar nicht ungern sehen, wenn alle Staatsmänner sich auf die Hebung der Wohlfahrt ihrer Völker beschränken wollten", einen besonderen, von ihm sicher nicht beabsichtigten Sinn.

Frankreich. „Unterschätzt man denn die Möglichkeit, den Geist des rheinischen Volkes, das mit Ungeduld das Joch der Neuheiden trägt, aufzuwiegeln?

Nach Frankfurt marschieren?

Ja, aber erst dann, wenn die aktiven deutschen Divisionen in der Ukraine in einen fruchtlosen Kleinkrieg verwickelt sind, wenn die Reserve- und Landwehr-Divisionen zahlenmäßig nicht mehr ausreichen, die Verbindungslinien des Feldheeres wirksam zu decken, und wenn es schließlich einer tätigen und geschickten Propaganda gelungen ist, uns bei den Rheinländern das Ansehen von Befreiern zu geben.

Abwarten und sehen, ehe man mit sparsamen Mitteln und nutzbringend handelt. Jede heftige oder überstürzte Geste würde nur Berlin die Fische ins Netz treiben."

Digitized by Google

Mit diesen höchst aufschlußreichen Sätzen schließt ein Leitaufsatz der amtlichen französischen Wehrmachtszeitung „La France Militaire", das nicht etwa in den Tagen der Herbsttollheit, sondern erst nach Abschluß des deutsch-französischen Friedensabkommens geschrieben wurde. Er stammt auch nicht aus der Feder irgendeines unverantwortlichen Außenseiters, Moskausöldners oder Volksfronthetzers, sondern aus der eines namhaften Mitarbeiters der Zeitung. Rücksichtsloser und unverhüllter kann wohl kaum offenbart werden, wie man in führenden französischen Kreisen den Friedenspakt auffaßt, der doch einen gegenseitigen Verzicht auf Gewalt in sich schließt und nicht nur die in den Raubkriegen früherer Jahrhunderte vorgeschobenen Grenzen Frankreichs, sondern schließlich auch die des Deutschen Reiches bestätigt. „Wait and see" ist der unglaublich herausfordernde, geradezu frech beleidigende Leitaufsatz überschrieben, und er empfiehlt die weise Politik Richelieus, dessen kluges Abwarten einst Frankreich den Westfälischen Frieden in den Schoß habe fallen lassen, „dank dessen Deutschland zwei Jahrhunderte hindurch unfähig war, den Frieden Europas gefährlich zu stören" — während Frankreichs Mord-, Brand- und Erpresserbanden bis vor die Tore von Ulm und Nürnberg hin ungestraft rauben und sengen, die Gebeine unserer Kaiser aus den Grüften reißen und kostbare Güter europäischer Kultur roh zerstören durften, auch dessen sollte sich die „La France Militaire" ehrlicherweise rühmen, denn auf eine Wiederherstellung jener Zustände kläglichster deutscher Rechtlosigkeit läuft der Vorschlag geduldig lauernden Abwartens hinaus. Schamlos dreister ist ein soeben geschlossener feierlicher Vertrag noch nie ausgedeutet worden, wie von den Kreisen dieser haßvergifteten Kriegstreiber.

Das Ausmaß der französischen Rüstungen trägt ihren verwegensten Wünschen Rechnung, hat sich doch der französische Rüstungsvorschlag für 1939 mit 28½ Milliarden Frs. gegenüber dem vorjährigen verdoppelt und soll 1939 sogar auf über 40 Milliarden gesteigert werden. Diese unermeßliche Bürde wird nicht, wie im Fall Großbritanniens, von einer reichen, wenn auch unorganisierten Volkswirtschaft, sondern von einem Wirtschaftsgebilde getragen, das bis ins Innerste erschüttert und zerrüttet ist. Die verzweifelten Bemühungen Daladiers um eine Steigerung der Arbeitsleistungen und eine wirtschaftliche Gesundung sind deshalb weniger auf eine friedliche Entwicklung der Wohlfahrt als vielmehr darauf gerichtet, raschestens die Grundlagen für die überschwere Rüstung zu schaffen.

Daraus erklärt sich, daß auch seine Gegner von links auf entscheidungsuchende Vorstöße gegen ihn verzichten, um nicht die gesteigerten Rüstungsarbeiten, an denen ihnen selbst so brennend liegt, etwa zum Scheitern zu bringen. Daladiers Stellung ist deshalb wesentlich fester geworden. Ein von der Kammer einmütig gutgeheißenes Gesetz ermächtigt die Regierung, nach eigener Entschließung, ohne parlamentarische Billigung einholen zu müssen, die Reservisten der Wehrmacht einzuberufen.

Ferner wird die im Jahre 1936 als vorübergehende Maßnahme verkündete zweijährige Dienstpflicht durch Gesetz weiterhin aufrechterhalten. Zur Begründung wurde auf die Gefahren hingewiesen, die Frankreich angeblich an zwei Grenzen drohe. Daladier erklärte: „Solange die Lage gleichbleibt, kann von einer Herabsetzung der zweijährigen Dienstzeit nicht die Rede sein. Ich möchte nicht, daß sich in der Welt die Legende verbreitet, Frankreich wolle nicht die nötige Kraftanstrengung unternehmen, um seine historische Mission zu erfüllen. Die Kraftanstrengungen werden vielleicht verdoppelt werden müssen; Frankreich ist in der Lage, seinem Schicksal zu begegnen."

Die Heeresstärke ist seit 1936 von 340 000 Mann Infanterie auf 760 000 Mann (einschließlich Farbige) gestiegen. Die Grenztruppen sind beträchtlich verstärkt und neue mechanisierte Einheiten geschaffen worden.

Friedensgliederung: Rund 50 Infanterie-Divisionen, einschließlich der in Übersee und Kolonien stehenden Streitkräfte mit insgesamt rund 480 Infanterie-Bataillonen, 3 Kavallerie-Divisionen, 2 mechanisierte Divisionen und Verbände in Stärke von rund 10 Brigaden mit insgesamt 224 Eskadronen und 46 Panzer-Eskadronen (Infanterie-Bataillone und Eskadronen beide ohne Garde Républicaine Mobile, Gendarmerie und koloniale Hilfstruppen), 120 Pionier- und Eisenbahn-, 55 Nachrichten- und rund 90 Kampfwagen-Komp.

Artillerie: Rund 370 leichte, 300 schwere und 80 Flakbatterien ohne Bestände der Festungen und Küstenbefestigungen.

Bewaffnung: Rund 16 000 leichte und 18 500 schwere M. G., rund 1650 leichte, 1300 schwere und 400 Flakgeschütze ohne Bestände der Festungen, Küstenbefestigungen und des Heimatluftschutzes, mindestens 4500 Kampfwagen.

Die totale Mobilmachung des Volkes und der Wirtschaft in Frankreich ist durch ein Gesetz über die „Organisation des Volkes im Kriege" vorbereitet. Frankreichs

Digitized by Google

Rüstungsindustrie ist imstande, im Kriege nicht nur den vollen Bedarf für die eigene Wehrmacht zu decken, sondern darüber hinaus große Bestände für verbündete Armeen herzustellen. Frankreich hat seine Ostgrenze nicht nur durch die dort stehende Masse seines Heeres, sondern auch durch die gewaltigen Befestigungsanlagen der Maginotlinie gesichert.

Die Kriegsmarine Frankreichs wird gleichfalls, und zwar in einer Art Wettlauf mit der italienischen, ausgebaut. „Frankreich und sein Weltreich können auf die Marine rechnen. Die französischen Seegrenzen und seine Weltreichsverbindungen sind schon jetzt vor jeder Möglichkeit geschützt", so erklärte der französische Kriegsmarineminister Campinchi Anfang Januar einem Vertreter des „Intransigeant".

In einem weiteren Interview, das er Ende Januar einem Engländer (B. U. P.) gewährte, sagte Campinchi: „Großbritannien ist uns ein höchst wertvoller Bundesgenosse; aber im Krieg wird jede unserer beiden Flotten ihre eigene Aufgabe erfüllen müssen. Die britische Flotte wird dann soviel zu tun haben, daß es Unmögliches verlangen hieße, wenn wir ihr auch noch den Schutz der französischen Schiffahrtsgrenzen aufbürden wollten." Er kündete den Stapellauf des 35 000 t-Schlachtschiffes „Richelieu" an und wies darauf hin, daß zwei weitere Schlachtschiffe, ein Kreuzer und sieben U-Boote auf Stapel gelegt würden. „Für ein Land wie Frankreich ist der Besitz einer starken Flotte eine Lebensfrage", fuhr er dann fort. „Der Schutz des Imperiums ist eine sehr schwierige Aufgabe, und das beste Mittel der Verteidigung unserer Küsten bleibt es, den Feind aufzusuchen und seine Flotte zu vernichten, ehe sie unsere Heimatgewässer erreicht." Um jede Überraschung auszuschalten, sei jedoch auch der Küstenschutz zu höchster Wirksamkeit ausgebaut worden, und zwar seien Batterien schwersten Kalibers, mit den besten technischen Neuerungen versehen, eingesetzt. Die Gesamttonnage der französischen Flotte betrage z. Z. 500 000 t. 120 000 t seien im Bau. „Ob nun der Friede erhalten bleibt oder nicht", schloß Campinchi die Unterredung, „Frankreich wird fortfahren, seine Flotte aufzurüsten. Denn wenn wir dies unterließen, wäre 1944 der größere Teil des Mittelmeeres versperrt und damit Nordafrika dem ersten feindlichen Zugriff preisgegeben, wie stark auch unser Heer und unsere Luftwaffe sein möchten."

Die Kredite der Kriegsmarine des Jahres 1939 belaufen sich auf 8174 Mill. Frs., wovon 6274 Millionen auf das ordentliche Budget und 5½ Milliarden Frs. auf das außerordentliche Budget entfallen. Gegen das Vorjahr tritt damit eine Steigerung der gesamten Kreditsumme um 76 v. H. ein, während die Steigerung für das ordentliche Budget 22 v. H. und das außerordentliche 124 v. H. betrifft. Es handelt sich nicht darum, neue Schiffseinheiten auf Kiel zu legen, sondern bis zum 1. Januar 1940 die im Bau befindlichen Einheiten fertigzustellen. Um dies zu ermöglichen, müssen die Bauarbeiten beschleunigt werden. Die in Aussicht genommenen Kredite steigen von 2522 Mill. Frs. im Jahre 1938 auf 3967 Millionen im kommenden Jahr. Die Kredite für die großen Hafenarbeiten und die Modernisierung der Ausrüstung der Zeughäuser weisen gegenüber dem Jahre 1938 eine Steigerung um 42 v. H. auf.

Die französische Luftflotte leidet nach britischem Urteil unter Unzulänglichkeiten der Flugzeugindustrie. Sogar bei der Pariser Luftfahrtausstellung habe sich eine gewisse Rückständigkeit auf technischem Gebiet gezeigt. General Armengaud (in „Revue Militaire Generale") gibt gleichfalls zu, daß die Luftwaffe sich nicht auf der Leistungshöhe des Heeres und der Flotte befinde. Schuld daran ist aber nach seiner Meinung nicht technisches Unvermögen, sondern die geringe Leistungsfähigkeit der herstellenden Industrie. Er stellt die Forderung auf, die Zahl allein der für die Flotte bestimmten Flugzeuge von 1500 auf 3000 zu erhöhen.

Inzwischen sind nach amtlicher Verlautbarung „Schritte unternommen worden, um bis zum April 1940 2600 Flugzeuge erster Linie in Dienst zu stellen und außerdem für die nötigen Reserven zu sorgen". Welche Schritte damit gemeint sind, hat sich ja inzwischen herausgestellt, als anläßlich des Absturzes eines höheren französischen Offiziers des Luftfahrtministeriums in USA., und zwar mit einer der neuesten, noch geheimgehaltenen amerikanischen Maschine, Roosevelt zugeben mußte, daß Serien allerneuester Flugzeugmodelle an Frankreich verkauft wurden. „Ein jetzt an Frankreich geliefertes Flugzeug ist für die USA. von größerer Bedeutung, als zehn später der eigenen Luftwaffe zugewiesene", soll er in der berühmt gewordenen Geheimsitzung des Heeresausschusses erklärt haben. Frankreich kann sich also darauf verlassen, daß seine Leistungslücken durch amerikanische Lieferungen geschlossen werden. Auch mit dem holländischen Flugzeugindustriellen Frederick Koolhoven sollen nach britischer Meldung Verhandlungen im Gang sein, und zwar über den Ankauf eines neuen Hochleistungs-Jagdflugzeuges.

Digitized by Google

Der Luftschutz wird nach amtlicher Verlautbarung auf eine völlig neue Grundlage gestellt werden. Er untersteht in Zukunft dem Kriegsminister, dem bei der Leitung eine oberste Kommission zur Seite steht. Örtliche verantwortliche Leiter sind die Präfekten der 91 Departements, die auf Zusammenarbeit mit den entsprechenden Dienststellen des Heeres und der Luftstreitkräfte angewiesen wurden. „Direktoren der passiven Abwehr" werden zu ihrer Verfügung gestellt. Betriebsleiter und Gemeindebehörden sind für die Durchführung der Luftschutzvorschriften verantwortlich. Im Kriegsfall kann jeder Zivilist für Luftschutzzwecke aufgerufen werden. Freiwillige für die verschiedenen Dienstzweige des Luftschutzes werden jetzt schon eingestellt.

Bei der gesetzlich geförderten vormilitärischen Erziehung werden von militärischer Seite schwere Mängel beklagt. Die großen Sportverbände mästen sich an den staatlichen Hilfsgeldern, ohne entsprechende Breitenarbeit zu leisten, die der Wehrmacht zugute kommen könnte. Eine beklagenswerte körperliche Vernachlässigung der Jugend soll die Folge sein. Es wird eine straffe Neuordnung verlangt.

Abschließend kann berichtet werden, daß Frankreich unter dem Druck der Kriegsangst im Herbst und der italienischen Forderungen, auf die später noch eingegangen werden soll, sich innerlich etwas gefestigt hat und sich mehr und mehr der Zügelfaust Daladiers fügt. Weiteste Kreise sehen in ihm offenbar den einzigen Halt, der Frankreich vor dem Sturz in eine Katastrophe bewahrt. Die so bereitwillig angebotene, ja geradezu aufgedrängte Hilfe Roosevelts und der amerikanischen Judenschaft trägt dazu bei, das französische Selbstbewußtsein aufzurichten. Leider ist zu befürchten, daß es sich nicht einer ruhigen, kraftvollen inneren Aufbauarbeit zuwendet, die Frankreich so überaus nötig hätte, sondern dem alten, gefährlichen Wunschtraum:

„Marcher à Francfort? — Oui!" („La France Militaire", Leitaufsatz nach Abschluß des Friedenspaktes von Paris!)

Italien. Wohlbegründete und unverjährbare Forderungen Italiens in seinem mediterranen Lebensraum haben im Berichtsvierteljahr zu einer beträchtlichen Spannung des italienisch-französischen Verhältnisses geführt. Am 30. November 1938 kam es in der italienischen Kammer anläßlich einer an sich durchaus zurückhaltenden Rede des Außenministers Grafen Ciano überraschend zu Kundgebungen der Abgeordneten, die von Frankreich die endliche Befriedigung berechtigter italienischer Wünsche und Anerkennung der durch die Wiedergeburt des römischen Imperiums im Mittelmeergebiet forderten. Diese Willenskundgebungen des jungen Italien haben in Frankreich einen Sturm von Haß und Hohn entfesselt, dessen Folgen noch nicht abzusehen sind. Sofortige diplomatische Schritte Frankreichs und sogar Englands in dieser Angelegenheit wurden in Rom kühl und ablehnend beantwortet. Als dann die faschistischen Blätter über die haßgeifernden Beschimpfungen der französischen Presse berichteten, entstand begreifliche Empörung, und die geschichtlich und ethnographisch begründeten Forderungen des Imperiums erhoben sich nun mit um so größerer Schärfe. Am 22. Dezember 1938 erklärte der Quai d'Orsay, Italien habe das Tunis-Abkommen von 1935 für null und nichtig erklärt, da keine Ratifikation erfolgt sei, und gleichzeitig mitgeteilt, daß es französische Vorschläge für eine neue Vereinbarung erwarte. Anstatt nun nach einer vernünftigen Verhandlungsgrundlage zu suchen, trat Daladier seine Korsika- und Tunis-Reise mit vorbestellten Begeisterungsstürmen und Treueerklärungen an. Das Ergebnis war Verschärfung der Lage durch ein höchst überflüssiges und unsachliches Kraftmeiertum — es steht nicht jedem, mit korsischem Dolch zu fuchteln! —, gleichzeitig wurde auch eine Verfolgung der ruhigen, aufbauend tätigen italienischen Bewohner von Tunis entfesselt. Die Rückwirkung in Italien war entsprechend. England hat es bisher nicht für nötig gehalten, den von Frankreich völlig verfahrenen Karren wieder auf festen Verhandlungsboden zu ziehen. Auch die Reise Chamberlains nach Rom blieb in dieser Hinsicht ergebnislos. Die Lage, die so entstanden ist, birgt ganz erhebliche Gefahren in sich.

Das Kraftgefühl Italiens, dem französischerseits keineswegs genug Rechnung getragen wird, ist berechtigt, denn die durch den Faschismus geschaffene Kriegsstärke übertrifft alles früher je Erreichte.

Das italienische Heer umfaßt insgesamt 21 Armeekorps und 65 Divisionen, wozu noch die Sturmdivisionen der Faschistischen Miliz, die Spezialgrenztruppen und die Inselkommandos kommen. Die italienischen Streitkräfte in den überseeischen Besitzungen sind außer denen in Libyen darin nicht einbezogen. Die italienische Luftwaffe setzt sich aus 93 Gruppen von Luftstaffeln zusammen, die ihrerseits in Blockgeschwadern zu je 400 Flugzeugen zusammengefaßt sind. Die genaue Zahl der Luftgeschwader ist nicht bekannt. Italien hat damit — rechnet man noch die Ausrichtung der Kriegsindustrie,

Digitized by Google

die Organisation der Bevölkerung und die strategische Lage ein — ein Kriegspotential erreicht, wie es in diesem Ausmaß im Mittelmeer bisher noch nicht bestanden hat.

Nach einem königlichen Dekret, das von der italienischen Presse wiedergegeben wird, setzt sich das italienische Heer bei Einberechnung der in Libyen stationierten Streitkräfte, aber ohne die Truppen in Italienisch-Ostafrika, folgendermaßen zusammen:

1 Kommando des Generalstabes, 5 Armeekommandos, 17 Armeekorps und je 1 Panzer-Armeekorps, 1 Oberkommando der Alpentruppen und 1 Pionier-Armeekorps, 51 Infanterie-Divisionen, 2 motorisierte Divisionen, 5 Alpen-Divisionen, 3 Schnell-Divisionen, je 1 Truppenkommando in Zara und auf Elba, 13 Kommandos der Territorialverteidigung und 28 Kommandos der militärischen Zonen.

Die Infanterie ist in 3 Grenadier-Regimenter, 100 Divisions-Infanterie-Regimenter, 4 motorisierte Infanterie-Regimenter, 92 Bersaglieri-Regimenter, 10 Alpini-Regimenter und 6 Infanterie-Train-Regimenter gegliedert. Die Kavallerie umfaßt 12 Kavallerie-Regimenter, eine selbständige Schwadronsgruppe, leichte Tank-Schwadronsgruppen und 5 andere Schwadronen.

Die Zahl der Generäle der Armeekorps beträgt 31, die der Divisions-Generäle 64, wozu noch 3 Divisions-Generäle der Schwarzhemden kommen; die Zahl der Brigadiers wird mit 135 angegeben.

Zu militärischen Übungen sind am 1. Februar 60 000 Reservisten der Jahresklasse 1901 einberufen worden. Französische Gerüchte behaupten, die gesamte Jahresklasse 1901 sowie der Geburtsjahrgang 1902 und die Sonderdienste der jüngeren Klassen würden unmittelbar folgen.

Nach Mitteilungen der „Tribuna" verfügt die italienische Flotte zur Zeit oder in Kürze über folgende Einheiten:

Die Schlachtschiffe „Cavour" und „Giulio Cesare" im Dienst, „Duilio" und „Doria" im Umbau, „Littorio" und „Vittorio Veneto" (35 000 t) in Ausrüstung, „Roma" und „Impero" im Bau.

Die 10 000 t-Kreuzer „Zara", „Fiume", „Pola", „Gorizia", „Trento", „Trieste", „Bolzano".

Die 5000 bis 8000 t-Kreuzer „Bande Nera", „Celleoni", „Giussano", „Barbiano", „Diaz", „Cadorna", „Attendolo", „Monte Cuocoli", „Duca d'Aosta", „Duca Degli Abruzzi", „Eugenio di Savoia", „Garibaldi".

Die älteren, aber noch einsatzfähigen Panzerschiffe: „Bari", „San Giorgio", „Tarento".

Ferner über 21 Zerstörer von 2000 t (12 Hochsee-Zerstörer im Bau), 56 Torpedobootszerstörer, 60 Torpedoboote und 107 U-Boote (weitere im Bau).

Nach Vollendung des laufenden Bauprogramms im Jahr 1941 wird Italien über eine vollkommen neuzeitliche Flotte von 700 000 t verfügen, wobei alte Schiffe sowie neuzeitliche kleinere Fahrzeuge nicht eingerechnet sind. Diese Flotte besteht dann aus:

8 Schlachtschiffen von zusammen	240 000 t,
19 Kreuzern von zusammen	160 000 t,
100 Zerstörern und Torpedobooten von zusammen	190 000 t,
100 neuzeitlichen U-Booten von zusammen	100 000 t.

Der Bau von Flugzeugträgern wird als für Italien unnötig abgelehnt. Die hohe Geschwindigkeit und der große Flugbereich der neuzeitlichen Maschinen sowie das beschränkte Fassungsvermögen der Mutterschiffe rechtfertigen diesen Verzicht angesichts der Verhältnisse, die Italien im Mittelmeer zu berücksichtigen hat. Es sind der Flotte jedoch verhältnismäßig starke Luftstreitkräfte als Bordflugzeuge (vier je Schlachtschiff, drei je Kreuzer) oder als Aufklärungs-, Jagd- und Torpedostaffeln zugeteilt, insgesamt über 400 Flugzeuge.

Der italienische Staatshaushalt für 1939/40 weist eine Steigerung der Rüstungsausgaben um 2,5 Milliarden auf 8,3 Milliarden Lire auf, davon 3,4 für das Heer, 2,7 für die Marine und 2,2 für die Luftwaffe. Weitere Ausgabenerhöhungen für die Wehrwirtschaft und zur Hebung der Selbstversorgung sind vorgesehen.

Das Gesamtbild der italienischen Wehrmacht ist imponierend. Sie ist der Ausdruck eines in Geist und Willen verjüngten, sein Lebensrecht fordernden Volkes. Frankreich wird gut daran tun, dieser Tatsache rechtzeitig Rechnung zu tragen und neue Möglichkeiten des Zusammenlebens im Mittelmeerraum vorzuschlagen.

Holland und Belgien. Der Staatsbesuch des belgischen Königs in Holland wird in England und Frankreich als Beginn einer weitgehenden Annäherung der beiden Länder gedeutet. Gerüchte, die von der Verabredung militärischer Zusammenarbeit wissen wollten, sind allerdings inzwischen als unzutreffend bezeichnet worden. Belgien arbeitet darauf hin, durch ein Übereinkommen mit den Niederlanden gewisse geogra-

Digitized by Google

phische Nachteile seiner Grenzziehung zu beseitigen oder doch zu mildern und vor allem dem Haupthafen Antwerpen durch Sondervereinbarungen eine völlig freie Zufahrt zu schaffen. Die weiterhin angestrebte unmittelbare Verbindung von Antwerpen zum Rhein dürfte auf besondere Schwierigkeiten stoßen, würden doch dadurch die Belange von Rotterdam und Amsterdam empfindlich berührt.

Eine die Niederlande schon seit langem bewegende Frage, nämlich die strategische Sicherung der vom Kernland abgeschnürten Provinz Limburg, hat eine Lösung gefunden, die dem praktischen Sinn der Holländer alle Ehre macht, ist doch eine Art wirtschaftlich nutzbaren Grenzschutzes durchgeführt worden, wie er wohl ziemlich vereinzelt dasteht. Die Provinz Limburg ist reich an Kohlenvorkommen, die aber wegen des Fehlens von leistungsfähigen Verkehrswegen nicht voll ausgenutzt werden konnten. Es war vorgeschlagen worden, Kraftwerke in den Kohlenfeldern zu errichten und durch eine Stromschiene die erzeugte billige Energie heranzuholen und über das Land zu verteilen. Dieses, rein technisch betrachtet, sicherlich vortreffliche Verfahren hätte aber ganz Holland geradezu in Abhängigkeit von der theoretisch gefährdeten Provinz gebracht. Deshalb wurde parallel zur Maas zwischen Maasbracht und Maastricht eine breite und tiefe Kunstwasserstraße zur Abfuhr der Kohlen gebaut, durch die die wegen wechselnden Wasserstandes unzuverlässige Maas ausgeschaltet, die wehrpolitisch wichtige breite Verteilung der Kohle auf die Kraftwerke des Landes ermöglicht, außerdem aber durch den Kanal ein beträchtliches strategisches Hindernis geschaffen wurde, ein Riegel zwischen Belgisch-Limburg und dem Niederrhein, der durch Überflutungen wesentlich gestärkt werden kann. Häufig geäußerte belgische Sorgen sind damit entkräftet und entsprechende unangenehme Wünsche unmöglich gemacht worden.

Der belgische Wehrhaushalt für das Kalenderjahr 1939 beläuft sich nach dem Voranschlag bei den ordentlichen Ausgaben auf 1,222 Mrd. belg. Fr. für die Landesverteidigung (gegenüber 1,146 Mrd. im letzten Jahr) und 149 Mill. für die Gendarmerie. Die Gesamtstaatsausgaben sind auf 11,583 Mrd. veranschlagt. — Im außerordentlichen Haushalt von 1939 (insgesamt 1,612 Mrd.) sind zur Fortsetzung begonnener Arbeiten u. a. ausgeworfen: rund 421 Mill. belg. Fr. für Rüstungszwecke, entsprechend den Programmen 1937 und 1938, z. B. für die Fertigstellung der Befestigungsanlagen bei Lüttich und zur Verstärkung der Ausrüstung der Feldarmee; ferner 220 Mill. für die Vollendung des Albert-Kanals; 270 Mill. für Bahnhöfe und Wege; 9,5 Mill. für die Gendarmerie; 50 Mill. für das Kongogebiet, hauptsächlich zur Verbesserung der Ausrüstung der dortigen Truppen. — Nach dem Bericht des Senators Demets zum Wehrhaushalt sind nur 4671 aktive Offiziere vorhanden, und es fehlen 1041 Berufsoffiziere an der Sollstärke.

Der Kabinettsrat hat einen Gesetzentwurf gebilligt, der die Regierung ermächtigt, den Luftschutz des Landes zu organisieren. Ein Kredit von 600 Millionen wurde zu diesem Zweck zur Verfügung gestellt.

Schweiz. Die Frage der Heeresleitung und der Ausbildung stand in den letzten Monaten im Mittelpunkt der Aussprachen. Die Schweizerische Offiziersgesellschaft hat am 3. Dezember darüber folgenden Beschluß veröffentlicht:

a) Die SOG. ist überzeugt, daß die Frage der Armeeleitung im Frieden absolut dringlich ist und sofort gelöst werden muß. Sie vertritt die Auffassung, daß alle Anstrengungen zur Stärkung der Landesverteidigung ihre volle Wirkung erst dann haben werden, wenn die Frage gelöst ist.

b) Sie ist überzeugt davon, daß folgender Grundsatz zur Durchführung kommen muß: Schaffung eines dem Departementsvorsteher unterstellten militärischen Armeechefs, welchem die Korpskommandanten, der Generalstabschef und ein Chef der Ausbildung unterstellt sind.

c) Die SOG. lehnt jede Regelung ohne Festlegung klarer Verantwortlichkeiten und Kommandobefugnisse ab.

Die SOG. stimmt der Eingabe ihres Arbeitsausschusses vom 3. Juni 1938 über die Verlängerung der Dienstzeit zu. Sie begrüßt die vom Bundesrat der Bundesversammlung unterbreitete Botschaft vom 25. November 1938 über die Verlängerung der Rekrutenschulen und die Verbesserung der Kader-Ausbildung in dem Sinne, daß die Vorlage des Bundesrates schon für das Jahr 1939 in die Tat umgesetzt werden kann und muß.

Diese Beschlüsse wurden ohne Gegenstimme in Anwesenheit von über 200 Delegierten aus allen Teilen der Schweiz gefaßt. Sie wurden dem Bundesrat und den Präsidenten des Stände- und Nationalrates zugestellt.

Digitized by Google

Spanien. Die erfreuliche Entwicklung der militärischen Lage in Spanien, wo bei Abschluß dieses Berichtes Katalonien bis auf einen schmalen Grenzstreifen von der roten Herrschaft befreit ist, bedeutet einen wichtigen Schritt auf den Frieden, auf eine ruhige, gerechte Lösung lebenswichtiger Fragen und damit auf das bessere Europa der Zukunft zu. General Franco hat mit diesem Großangriff trotz aller Schwierigkeiten des Geländes und trotz beschränkter eigener Mittel einen schwerwiegenden strategischen Erfolg errungen und alle die hämischen Besserwisser des Auslandes, die an der Größe seines Feldherrntums noch zweifelten, Lügen gestraft. Auch sie geben jetzt zu, daß sich in ihm die Gaben des Politikers und des Heerführers — man könnte hinzufügen: und die des Erweckers und Erneuerers seines Volkstums — in glücklicher Weise vereinen. Auch bei den Westmächten sieht man jetzt ein, daß nur ein großer Führer, gestützt auf starke, sittliche Kräfte, das Land Schritt für Schritt unter schweren Kämpfen dem roten Terror aus den Klauen winden, gleichzeitig aber auch schon in den befreiten Gebieten mit aller Kraft an den Neuaufbau gehen und die Grundlagen einer glücklichen künftigen Entwicklung schaffen konnte. Englische Berichterstatter sahen erstaunt, daß wenige Kilometer hinter der vorwärtsrückenden Front das Land unter Francos Führung sich wie neugeboren aus Verwüstung und Verwahrlosung erhebt. Sie sagen voraus, daß bei Abschluß des Krieges bereits ein in seinen Grundlagen gesundes, frischaufblühendes Spanien dastehen werde.

Dieses Verfahren General Francos, der keinen Fußbreit Boden und keinen Anhänger, die er einmal gewonnen hatte, preisgab, und der noch mitten im Krieg das befreite Land mit Anspannung aller Kräfte zu neuer wirtschaftlicher Blüte zu bringen trachtete, darf als Musterbeispiel einer Kriegführung bezeichnet werden, die nicht auf totale Vernichtung, sondern auf totale Überwindung des Gegners ausgeht. Gewisse Nachteile, wie unvermeidliche Verzögerungen und monatelange, für den Außenstehenden fast unbegreifliche Zeiten des Stillstandes der Operationen, kurz der Verzicht auf die reine Vernichtungsstrategie, erscheinen angesichts des Ergebnisses nunmehr im richtigen Licht. Bei einem Kampf Volk gegen Volk werden vielleicht andere Bedingungen herrschen als beim spanischen Bürgerkrieg, aber auch in einem solchen Krieg wird man ähnlich wie Franco jeden Quadratmeter Boden halten und in den Dienst der eigenen Kriegführung stellen müssen. Gewinn einer Provinz kann im neuzeitlichen Kriege unter Umständen von größerer Bedeutung für den Sieg sein, als Vernichtung einer feindlichen Heeresgruppe. Dies darf wohl als eine der bedeutsamsten Lehren des spanischen Krieges bezeichnet werden.

Im übrigen beklagen jetzt immer weitere Kreise in den Westdemokratien die Torheit ihrer Regierungen, die durch ihr offenes Dazwischentreten und ihre geheime Hilfe nichts anderes erreichten, als den Kampf zu verlängern, Tausende von unschuldigen Opfern der roten Blutherrschaft preiszugeben und bei der national gesunden Bevölkerung Spaniens eine politisch nicht bedeutungslose Abneigung zu züchten. Mit besonders schmerzlichem Bedauern sieht Frankreich das rote Machtgebäude wanken und zusammenbrechen, wurde doch bekannt, daß die spanische Linksregierung ihm für den Kriegsfall eine Süd-Nord-Eisenbahnlinie zum Abtransport seiner Neger-Regimenter zur Verfügung gestellt hatte. Angesichts der wachsenden italienischen Seemacht war diese Zusage von unerhörter Bedeutung. Ein nationales, selbstbewußtes Spanien wird sich zu einem derartigen Mißbrauch seines Hoheitsgebietes als Etappenstraße der Senegalneger nicht hergeben. In diesem Sinne wirkt sich der baldige Endsieg Francos, auf den wir aus Gründen der Gerechtigkeit und Menschlichkeit hoffen, auch als eine weitere Sicherung für den Frieden Europas aus.

Verminderte Möglichkeiten, einen Angriffskrieg zu entfesseln, bedeuten in gewissen französischen Kreisen eine arge Benachteiligung Frankreichs. Man braucht sich daher nicht darüber zu wundern, daß die verbrecherische „Pfänder"-Idee in Paris diskutiert werden konnte. Mussolini hat den Leuten, die sich am Unglück des spanischen Volkes bereichern wollen, eine ernste Warnung zukommen lassen, indem er feststellte:

1. Er würde solche „Pfandergreifung" in Marokko oder anderswo als nichtprovozierten Angriff auf Spanien ansehen müssen.
2. Sie bedeute außerdem eine offene Verletzung des Grundsatzes der Nichteinmischung, auf die Italien sofort antworten würde.
3. Sie wäre außerdem ein Angriff auf den „status quo", den Italien nicht dulden werde.

Es ist anzunehmen, daß diese entscheidenden Worte entsprechend gewirkt haben.

Digitized by Google

Bücherschau.

Das Volksbuch vom Skagerrak. Von Korvettenkapitän a. D. Fritz Otto Busch. Wilhelm Limpert Verlag, Berlin 1938. 323 S., Preis gebd. 5,80 RM. — Eine Sammlung lebendiger Augenzeugenberichte deutscher und englischer Mitkämpfer der großen Seeschlacht in der Nordsee, verbunden durch Schilderungen des Verfassers über den Schlachtverlauf in den verschiedenen Zeitabschnitten und damit ein Schlachtbericht, wie er in dieser eigenartigen Form noch nicht vorliegt. Da es sich meist nicht um Tagebuchaufzeichnungen handelt, sondern um Erzählungen der Mitkämpfer aus der Erinnerung, darf an die Einzelberichte kein historischer Maßstab gelegt werden, worauf der Verfasser selbst im Vorwort hinweist. Wir haben es also mit einem Erinnerungsbuch zu tun, das bei all denen mit großer Freude begrüßt werden wird, die bei Kriegsbüchern hauptsächlich Interesse für hervorragende Taten einzelner Kämpfer und für Stimmungsbilder aus Schlachten und Gefechten haben. Solche werden uns in großer Zahl in hervorragender Weise durch das vorliegende Buch vermittelt, wobei besonders erfreulich ist, daß nicht nur deutsche, sondern auch zahlreiche englische Mitkämpfer zu Worte kommen. Beide Seiten kämpften ruhmvoll und gleichwertig für ihre nationalen Ziele, als Soldaten und Seeleute selbstlos und tapfer sich einsetzend für die Ehre ihrer Flagge und ihres Vaterlandes. So ist das Buch nach dem Willen des Verfassers wohl geeignet, nicht nur eine schöne Sammlung von Schlachtberichten zu bieten, sondern auch dem ehrlichen Willen zur Verständigung mit unseren englischen Blutsverwandten zu dienen, daher zu begrüßen und ihm ein großer Leserkreis zu wünschen. Das Buch ist mit zahlreichen Bildern und guten Skizzen geschmückt. Wilhelm Prentzel.

Josef März. **Jugoslawien.** Probleme aus Raum, Volk und Wirtschaft mit einem Geleitwort von Karl Haushofer. 10 Karten und 19 Bilder. 168 Seiten. Verlag: Deutscher Verlag für Politik und Wirtschaft, Berlin 1938. — In dem reichhaltigen Schrifttum, das sich mit Jugoslawien und seinen Problemen beschäftigt, nimmt das vorliegende Werk einen besonderen Platz ein. Das Jugoslawienbuch von Josef März, dem bekannten deutschen Kenner jugoslawischer Kultur und Wirtschaft, ist mehr als eine bloße geographische Beschreibung dieses aufstrebenden jungen Staatswesens. Es schildert das mannigfaltige politische, kulturelle und wirtschaftliche Leben im Raum zwischen Donau und Adria mit einer Anschaulichkeit, die sowohl die Liebe des Verfassers zu seinem Gegenstand als auch seine außerordentliche Sachkenntnis zeigt. In drei gesonderten Abschnitten werden die Raum-, Volks- und Wirtschaftsprobleme des Landes in knapper Form dargestellt. Die geographische Eigenartigkeit des jugoslawischen Raumes, die Schwierigkeiten, die sich seiner verwaltungsmäßigen, militärischen und verkehrsmäßigen Bewältigung entgegenstellen, werden ebenso wie die soziale und politische Gliederung und die wirtschaftliche Struktur des Landes geschildert. Gute Bilder und Karten vervollständigen das Werk, das geeignet erscheint, das Verständnis für jugoslawische Landesverhältnisse und Lebensfragen in weitesten Kreisen zu wecken und zu vertiefen. Erwin Haudan.

Franz Pauser. **Spaniens Tor zum Mittelmeer und die katalanische Frage** in „Macht und Erde" Heft 9. Verlag Teubner 1938. 72 Seiten mit 11 Karten. — Die kleine, lesenswerte Schrift von F. Pauser liefert einen plastischen Hintergrund zu den gegenwärtigen Endkämpfen General Francos um Katalonien. Der Verfasser gibt hier nämlich eine fesselnde Darstellung der katalanischen Frage in ihrer politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Bedeutung für Spanien. Das Tor Spaniens zum Mittelmeer ist die Millionenstadt Barcelona, der größte spanische Seehafen. Sein Einzugsgebiet bildet die dichtbevölkerte, reichste und wirtschaftlich bedeutsamste Provinz des Landes: Katalonien. Es ist daher kein Zufall, daß diese Landschaft im Laufe ihrer wechselvollen Geschichte stets einen politischen Anziehungspunkt darstellte. Von der römisch-karthagischen Zeit über die Goten- und Araberherrschaft bis zu den Gegenwartskämpfen erwies sich diese Provinz als begehrter und oft umkämpfter Besitz. Ob jemals die Idee der katalanischen Nationalisten verwirklicht wird, ein Groß-Katalonien von der französischen Grenze bis zum Kriegshafen Cartagena mit Einschluß der Balearen zu schaffen, erscheint zweifelhaft. Ein solcher Staat würde auch — unter französischem Einfluß stehend — lediglich eine Brücke Frankreichs zu dessen afrikanischem Besitz bilden und kaum zur Befriedung der politischen Spannungen im Mittelmeer beitragen. Erwin Haudan.

von Bülow, Kranz und Sonne. **Wehrgeologie.** Quelle und Meyer. Leipzig. — Diese Neuerscheinung ist als ein ausgezeichneter Überblick über die vielseitige, in

Digitized by Google

Krieg und Frieden gleich bedeutsame Wehrgeologie anzusprechen, die sich im Weltkrieg aus kleinen Anfängen zu einer großen, für die Truppen aller Waffen außerordentlich nützlichen und die ganze Front umfassenden Organisation entwickelte. Die Aufgabe, sowohl den Geologen in die militärischen Aufgaben der Wehrgeologie einzuführen, wie den Soldaten auf ihre zahlreichen und wichtigen Nutzungsmöglichkeiten hinzuweisen und schließlich alle an der Wehrarbeit interessierten Kreise auf diese wichtige, vielfach aber irrigerweise als etwas abseitiges Sondergebiet angesehene Materie aufmerksam zu machen, wird m. E. in dem vorliegenden Buch mustergültig gelöst. Sein besonderer Vorzug liegt u. a. auch darin, daß es den, manchem vielleicht spröde erscheinenden Stoff nicht nur theoretisch-wissenschaftlich anpackt, sondern nach kurzer Klärung der Grundbegriffe mit einer Fülle von praktischen Beispielen belegt. Auf den vielen Gebieten der Wehrgeologie wie der erd- und wasserbaulichen Arbeit, der Wasserbeschaffung, -bekämpfung und -beseitigung, der Roh- und Baustoffbeschaffung und vielem anderen mehr werden dem Suchenden wertvolle Grundlagen und Fingerzeige gegeben. Auch für die Bedeutung der Wehrgeologie im engeren Rahmen der Kampfhandlungen verschiedenster Art, der Panzerabwehr u. a. m. finden sich wichtige Hinweise, die — vom Standpunkt des Soldaten aus gesprochen — vielleicht noch erweiterungsfähig sind. Daß die Wünschelrute als Wasserbeschaffungsmittel als „praktisch unbrauchbar" und „mehr oder weniger okkult" restlos abgelehnt wird, dürfte auch die interessieren, die es sonst vielleicht mit Shakespeares Worten von den „Dingen im Himmel und auf Erden" halten.

Adelbert von Taysen.

Zeitschriftenschau.

Wehrpolitik und Wehrwissenschaften in den Zeitschriften des In- und Auslandes[1]).

Deutschland.

Artilleristische Rundschau (Januar 1939). Gen. d. Art. Grün: Die Unterstützung der Infanterie durch die Artillerie in der Abwehr. — Major d. G. St. Gäde: Die Feuerwalze (Fortsetzung).

Berliner Monatshefte (Januar 1939). H. Betz: Marschall Chiangkaischek. Der Führer des Nationalen China. — W. Zechlin: Die Republik Hatay. Der Kampf um den Sandschak Alexandrette und seine weltpolitische Bedeutung. — Eine historische Ministerratssitzung. Der Kampf um die Rheingrenze.

Deutschlands Erneuerung (Januar 1939). Gen. Oberarzt a. D. Dr. Hölscher: Der Kampf der Flamen um ihr Lebensrecht. — W. von Keiser: Die Bedeutung der Eisenbahnen und Kraftwagen für die Kriegführung.

Deutsche Luftwacht. Ausgabe: Luftwehr (Dezember 1938). Vizeadm. a. D. Dr. h. c. Groos: Führt die Entwicklung der Luftwaffe zu einem Strukturwandel der Flotten? — K. Leonoff: Entwicklung der Flakartillerie (aus „Wojennaja Mysl" vom Februar 1938).

Deutsche Rundschau (Januar 1939). E. Samhaber: Das veränderte Gesicht des Krieges. — K. Flügge: Von der Technik des Friedens.

Deutsches Volkstum (Januar 1939). Dr. K.-H. Bremer: Spanische Reise 1938.

Der deutsche Volkswirt (Nr. 17 vom 27. Januar 1939). Dr. F. Reuter: Der Reichsbankpräsident. — Dr. W. Gebauer: Die Grundlagen der nationalspanischen Kriegswirtschaft.

Deutsche Wehr 1938. Nr. 52. H. Manthe: John Bull zwischen Moses und Mohammed. — Hptm. a. D. H. Wagner: Zur Zypern-Frage. — Wehrwissenschaftliche Quellenkunde Nr. 4. **1939. Nr. 1.** Wir blicken auf 1938 zurück! — Heeresreiterei — das Wunschbild deutscher Zukunfts-Heereskavallerie. — Oberst a. D. Graf Schack: „Zangenangriffe" im Weltkriege. — Major a. D. O. Welsch: Kriegschronik (Spanien und China). — **Nr. 2.** W. Sch.: Renaissance des Begegnungsgefechtes? — Oberstlt. d. G. St. a. D. E. Hermann: Cannä als Vorbild der Vernichtungsschlacht. — **Nr. 3.** W. J. Rempel: Die Bedeutung Oberungarns für die ungarische Wehrwirtschaft. — Dr. P. Ruprecht: Südamerikas Erdölvorräte und Erdölpolitik. — O. Welsch: Kriegschronik (Spanien und China). — **Nr. 4.** Bw.: Der Soldat und die Technik (Versuche einer Sinndeutung der Technik). — K. Siewert: Der Kampf um die Schelde. — Kapt. z. S. a. D.

[1]) Es werden nur die wichtigsten Aufsatztitel gebracht.

Digitized by Google

von Waldeyer-Hartz: Der Wert der U-Boot-Waffe. — Franco und der spanische Bürgerkrieg.

Gasschutz und Luftschutz. Heft 1 (Januar 1939). Erich Jatzkewitz: Luftschutzmäßiges Verhalten im Haushalt. — Major a. D. Hütten: Grundsätzliches über Schulung und Ausbildung im Werkluftschutz. — Oberreg.-Baurat Dr. Mielenz: Säuglings- und Kleinkinder-Gasschutz.

Historische Zeitschrift (Band 159, Heft 2). R. Holtzmann: Der Weltherrschaftsgedanke des mittelalterlichen Kaisertums und die Souveränität der europäischen Staaten.

Die Kraftfahr-Kampftruppe (Dezember 1938). Neuorganisation in der Motorisierung von Wehrmacht und Wirtschaft. — Mit Kanonenflugzeugen gegen Panzerkampfwagen. — Russische Grundsätze über den Einsatz von Panzer- und motorisierten Verbänden und der Abwehr dagegen (Schluß).

Marine-Rundschau, 1. Heft (Januar 1939). Adalbert von Goerne: Die Entwicklung der Schlachtschiffsformen von der Jahrhundertwende bis heute. — Vortrag des kgl. schwed. Kapitäns z. S. Daniel Landquist: Die strategische Bedeutung der dänischen Durchfahrtsgewässer. — Ernst Wilhelm Kruse: Die Mittelmeerspannung 1935. — Fregattenkapitän Ruge: Einfluß der Seemacht auf den Kampf um Vorpommern 1715.

Militärwissenschaftliche Mitteilungen (Januar 1939). Gen. d. Flieger von Cochenhausen: Deutsche Wehrpolitik in Vergangenheit und Gegenwart. — Feldm. Lt. a. D. H. Schäfer: Die Gesamtwehrkräfte der Staaten. — Gen. Maj. a. D. E. Paschek: Wehrpolitische Übersicht über das Jahr 1938. — Major a. D. K. Prokoph: Der Rhein-Main-Donau-Kanal. — Gen. Major a. D. Th. von Lerch: Der Bürgerkrieg in Spanien (9. Fortsetzung).

Militärwissenschaftliche Rundschau, 1. Heft (Januar 1939). Prof. Dr. Arnold Oskar Meyer: Albrecht von Roon. — Generalleutnant Erfurth: Das Zusammenwirken getrennter Heeresteile (1. Teil). — Genmaj. von Sodenstern: Vom Wesen des Soldatentums. — Gedanken des Auslandes über Marschbewegungen mit Hilfe des Motors. — Korvettenkapitän Prüssen: Handelsschiffe im Kriege. — Dipl.-Volkswirt Hellmer: Grundlagen, Entwicklung und Vergleich der Kriegswirtschaft Japans und Chinas im Fernost-Konflikt. — Der Angriff im italienischen Heere.

Militär-Wochenblatt 1939. Nr. 27. Das Heer im Jahre 1938. — Einsatz von Panzerabwehrwaffen zu besonderen Aufgaben. — Obstlt. a. D. Dr. Roma: Marsch im Gebirge. — Das leichte Kampfflugzeug im modernen Krieg. — **Nr. 28.** Obstlt. Baron v. Loewenstern: Kurzer Überblick über die Verwendung der Schlachtflieger im Weltkriege. — Lt. Menzel: Feldstellungsbau für MG. 34 und MG.-Lafette 34. — Hptm. Fritzsche: Sonderheiten der Taktik fremder Heere: Russische Infanterie. — Truppen-Kriegsgeschichte. Beisp. 12: Tannenberg. Teil I. — Obst. a. D. v. Xylander: Vom Konflikt im Fernen Osten. — **Nr. 29.** Hptm. Schoeneich: Wir brauchen Osttruppen. — Obstlt. a. D. Braun: „Motorisierte" Gedankensplitter aus aller Welt. VII. — Truppen-Kriegsgeschichte. Beisp. 12: Tannenberg. Teil II. — Obst. a. D. v. Xylander: Vom spanischen Krieg. — **Nr. 30.** Gen d. Inf. a. D. Wetzell: Einheitlicher Oberbefehl. — Die französische Heerführung bei Kriegsbeginn 1914. — Gedanken zum kriegsgeschichtlichen Studium. — Obst. a. D. v. Xylander: Vom spanischen Krieg. — Die Ursachen der Mißerfolge der chinesischen Armee.

Ostasiatische Rundschau (Januar 1939). Dr. O. Richter: Der chinesisch-japanische Konflikt. — Länderberichte: China, Japan, Australien, Neuseeland.

Osteuropa (Januar 1939). O. von Zwehl: Finnland. — H. Laeuen: Polen nach dem Wiener Schiedsspruch. — E. Weisenfeld: Corneliu Zelea Codreanu. — Übersichten: Polen, Sowjetunion, Memelland, Litauen, Lettland.

Reichsoffizierblatt (Nr. 3 vom 25. Januar 1939). Militärische Umschau. — G. v. M.: Ein neues Studium im spanischen Krieg. — Dr. R. Bathe: Oberst Raynal †. Ein tapferer Gegner — ein vorbildlicher Soldat. — rtgn: Der Ausbau der deutschen Wasserstraßen im wehrwirtschaftlichen Blickfeld.

Soldatentum (Januar 1939). Dr. Simoneit: Wehrpsychologische Gedanken über den Angriffsgeist der Infanterie.

Der Vierjahresplan (Januar 1939). Gen. Major G. Thomas: Wirtschaftliche Planung und Landesverteidigung. — Gen. Major H. von Hanneken: Die deutsche Energiewirtschaft.

Digitized by Google

Wehrfront (2. Januar-Nummer). Der Umbruch in Ostasien. — Betrachtungen über die französische Luftwaffe.

Wehrgedanken des Auslandes (Dezember 1938). General Fuller: Diktatur und militärische Führung (Auszug aus „The Army Quarterly", Band 35, Nr. 1, England). — Vizeadm. Castex: See, Land, Luft (Auszug aus „Revue militaire générale", 1. Jahrg., Nr. 7, Frankreich). — General Altmayer: Motorisierungsfragen (Auszug aus „Revue militaire Suisse", 82. Jahrg., Nr. 2 und 3, Schweiz). — (Januar 1939.) Vizeadm. Castex: Betrachtungen über die Fliegergefahr (Auszug aus „Revue militaire générale", 1. Jahrg., Nr. 10, Frankreich). — General Nieffel: Propaganda durch den Rundfunk (Auszug aus „Revue des deux mondes" vom 15. Oktober 1938, Frankreich). — General Duval: Die Lehren des Krieges in Spanien (Auszug).

Die Wehrmacht (2. Januar-Nummer). Hptm. Lange: Eisenbahnpioniere. — Graf von Kielmannsegg: Kriegskunst im Hörsaal.

Wehrtechnische Monatshefte (Januar 1939). Dr. F. Friedensburg: Die Zukunft der Treibstoffwirtschaft. — Major W. Hedler: Die Kriegs-Rohstoff-Abteilung (KRA) des Preuß. Kriegsministeriums im Weltkriege. — Dr. K. Fischer: Neuzeitliche Artillerie — eine Schrifttumsübersicht.

Zeitschrift für Geopolitik (Januar 1939). R. Nowak: Die Slowakei im Rahmen des neuen Staates. — Ch. Kröger: Neuordnung in China? — S. Warneck: Die chinesische Innere Mongolei vor dem nicht erklärten chinesisch-japanischen Kriege und während desselben. — K. Haushofer: Bericht über den indopazifischen Raum.

Belgien.

La Belgique Militaire (Nr. 3 vom 15. Januar 1939). V. de Moor: La guerre en Espagne. Les opérations militaires pendant la seconde armée du guerre. — R.: La défense de la Belgique.

Dänemark.

Militaert Tidsskrift (Januar 1939). Oberstlt. F. C. E. Mørch: Das Dauerwerk. — Kaptlt. N. S. Lunn: Kampf um Teruel (Schluß).

England.

The Royal Air Force Quarterly (Januar 1939). E. L. H.-W.: The trend of air power. — Flight-Lt. H. J. Butler: Dictatorship in England. Some aspects of similarity between Cromwell and modern dictators. — Major J. D. Woodall: A great failure. The Austrian offensive of 1916 in the Trentino. — Rougeron's „Aviation de Bombardement". An abridged translation. — Squadron-leaver G. Bartholomew: Reflections on China.

The Army Quarterly (Januar 1939). Capt. G. C. Wynne: The Hindenburg Line. — Lt. Col. G. S. Hutchison: The inner nature of war. — „Miles": The Reichswehr. — Lt. Col. L. Browning: I believe. II. The advance. — Col. Sir Harold Percival: Lost armies. V. Strategical errors (Fortsetzung). — Major-General J. F. C. Fuller: The Soviet-Spanish War to september, 1938. — H. Morris: Chaos in the Crimea. — R. Hargreaves: Strange Joray. An episode of the French Compaign in Holland, 1793—1795. — Notes on foreign War books.

Frankreich.

L'Armée moderne (Februar 1939). Tokio contre Nankin. — L'effort naval allemand.

Gaz de Combat (September 1938). G. F. Jaubert: La défense passive anglaise et les enseignements de la Guerre d'Espagne.

Revue de l'Armée de l'Air (November 1938). G. Kitcheeff: Le problème de la guerre en Europe. — L'aviation militaire allemande. — Le matériel volant de l'aviation militaire allemande.

Revue d'Artillerie (Dezember 1938). Lt. Col. J.-B. Clamens: L'artillerie dans la bataille de rupture en montagne du Dobropolié (Front d'Orient), 14, 15, 16 septembre 1918. Son rôle dans la poursuite jusqu'au Danube. — Note sur l'artillerie britannique pendant la Grande Guerre (Schluß).

Revue de Cavalerie (November/Dezember 1938). M. Février: Le char de guerre dans l'antiquité.

Digitized by Google

Revue des deux mondes (15. Dezember 1938). R. Harcourt: Le Germanisme après Munich.

Revue du Génie Militaire (November/Dezember 1938). General Dorbeau: Une mission d'officiers du Génie français en Autriche (1763—1765). — J. Duvivier: Vauban à Arras.

Revue d'histoire (Januar 1939). General Levanier: Les prodomes de Vauquois. La 10e division les 22, 23, 24 et 25 septembre 1914. — Combt. Vidal de la Blache: La campagne de 1807. Friedland. — Lt. Col. Dupuis: La guerre de 1870/1871. La 1e armée de la Loire. De Coulmiers à Beaune-la-Rolande (Fortsetzung). — J. Savant: Campagne de l'armée Rennenkampf en Prusse orientale.

Italien.

Rivista Aeronautica (Dezember 1938). General A. Bronzuoli: La guerra aerea. Difesa e protezione. — Ten. col. P. Tesini: Moderna produzione dell'industria aeronautica estera. — F. Molfese: La regolamentazione giuridica dell'offesa aera sui non combattenti e la teoria di Douhet (Schluß). — Aeronautica militare: Francia.

Rassegna di Cultura Militare, verbunden mit **Rivista di Artiglieria e Genio** (Dezember 1938). Il generale Luigi Cadorna (per il decennale della sua morte). — Col. E. Mattioli: Riflessi strategici della Grande Guerra (Schluß). — Prof. A. E. Folchi: Ludendorff (Schluß). — La crisi cecoslovacca (Fortsetzung). — Gen. di div. G. Cardona: Considerazioni sull'impiego della fortificazione permanente.

Rivista di Cavalleria (November/Dezember 1938). Cap. A. B. Luserna: La Cavalleria dell'Impero Britannico.

Nazione militare (Dezember 1938). R. Ruggieri: I movimenti panarabici e gli interessi italiani. — V. Baranini: La spedizione francese in Tunisia del 1881/82. — A. Ginocchietti: Il problema della difesa contraerea e la sua soluzione fascista. — M. Moffa: Mosca e Praga. Origini e crollo di una alleanza. — R. M. Camèra: La guerra in Estrema Oriente.

Niederlande.

De Militaire Spectator (Januar 1939). A. H. Nijhoff: Neutralität in der Luft. — M. van Lothorst: Betrachtungen über ausländische Heere. VI. Frankreich.

Portugal.

Revista Militar (Dezember 1938.) Coronel H. P. Monteiro: Die Portugiesen in der Schlacht von Frankreich.

Schweden.

Ny Militär Tidskrift (Januar 1939). Kapt. Almquist: Der Krieg im Fernen Osten.

Schweiz.

Allgemeine Schweizerische Militärzeitung (Dezember 1938). General Clément-Grandcourt: Chronique Française L'œuvre du général Dufieux.

Revue militaire suisse (Januar 1939). Col Grasset: Le combat de Marchais et «le miracle» de la Marne.

Schweizerische Monatschrift für Offiziere aller Waffen (Dezember 1938). Gen. a. D. A. von Mierka: Der Bürgerkrieg in Spanien (Fortsetzung). — Oblt. A. Salvadé: Luftgefahr und Luftschutz (Schluß).

Vereinigte Staaten von Nordamerika.

The Cavalry Journal (November/Dezember 1938). Col. H. S. Stewart: Mechanized cavalry has come to stay.

The Coast Artillery Journal (November/Dezember 1938). Lt. J. W. Rudolph: The long road to Hankow.

The Field Artillery Journal (November/Dezember 1938). Col. R. C. Burleson: Fitting the means to the ends. Ludendorff makes an underestimate of the situation.

The Quartermaster Review (November/Dezember 1938). Lt. Col. J. G. Yenchar: General Philip H. Sheridan. A dearing cavalry leader. — R. Shaw: Tanks of Antiquity.

Digitized by Google

Aus der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften.

Admiral a. D. Walter Gladisch, geb. am 2. 1. 1882 in Berlin, trat am 12. 4. 1898 in die Kaiserliche Marine ein. Zwischen 1900 und 1906 befand er sich 4½ Jahre in Ostasien; vom Frühjahr 1907 bis 1933 hat er — mit einer Unterbrechung als Artillerieoffizier auf dem Schulkreuzer „Viktoria Luise" — Dienst in der Flotte getan; er war Wachoffizier, 2. und 1. Artillerieoffizier. Während des Krieges war er als 1. Artillerieoffizier auf dem Linienschiff „Nassau" und dem Schlachtkreuzer „von der Tann", anschließend als Admiralstabsoffizier beim Hochseekommando tätig. Nach dem Weltkriege war er von Frühjahr 1919 bis 1923 Dezernent, später Abteilungschef der Operationsabteilung im Oberkommando der Marine, anschließend von 1923 bis 1925 Kommandant der Kreuzer „Arkona" und „Amazone", von 1925 bis 1928 Chef des Stabes beim Flottenkommando, 1928 bis 1930 Befehlshaber der Aufklärungsstreitkräfte, 1930/31 Amtschef des Marinekommandoamts, 1931 bis 1933 Flottenchef. Herbst 1933 schied er aus dem aktiven Dienst. Seit 1935 ist er wehrwissenschaftlich tätig. Hauptergebnis: „Der Krieg in der Nordsee", Band 6 (Juni 1916 bis Frühjahr 1917). Zur Zeit ist er mit dem Schlußband des Nordseekriegswerkes beschäftigt.

Admiral Gladisch ist Ehrenmitglied und Mitglied des Fachbeirats unserer Gesellschaft und von dem Herrn Präsidenten mit der Leitung der von unserer Gesellschaft übernommenen kriegsrechtlichen Studien beauftragt.

Januar 1939.

Feierstunde. Die Gesellschaft beging wie alljährlich am 24. Januar den Friedrichstag im Rahmen einer Feierstunde. Der Festvortrag über das Thema „Friedrich der Große und der Reichsgedanke" wurde von Professor Dr. Baeumler von der Universität Berlin gehalten. Der Redner führte aus, daß der König die europäische Großmachtstellung Preußens ohne Rücksicht auf die noch bestehenden Formen des Heiligen Römischen Reiches geschaffen hat, das nach seiner Ansicht bereits mit dem Westfälischen Frieden von 1648 sein politisches Ende gefunden hatte. Der Präsident der Gesellschaft, General der Flieger von Cochenhausen, würdigte in seinem Schlußwort die Wirkung des Beispieles Friedrichs des Großen als Persönlichkeit, Staatsmann und Soldat auf den weiteren Gang der deutschen Geschichte, besonders auf die jetzt 125 Jahre zurückliegende Zeit der Befreiungskriege. Zeitgenössische Märsche und Soldatenlieder umrahmten die beiden Vorträge der Feierstunde.

Arbeitsgemeinschaften. Die Januar-Sitzung der Arbeitsgemeinschaft „Kriegsgeschichte" fand unter Leitung von Präsident Oberstleutnant a. D. Foerster am 31. Januar statt. Das Hauptreferat erstattete Vizeadmiral a. D. Dr. h. c. Groos über das Thema „Der Feldherr und die Marine". In eingehenden geschichtlichen Darlegungen führte der Vortragende aus, welche ergebnislosen Versuche vor dem Weltkriege und während desselben gemacht worden sind, um eine gemeinsame Kriegführung von Heer und Marine zu erreichen. Er schloß seine Ausführungen mit einem Blick auf die gegenwärtigen Verhältnisse, wo dem verantwortlichen Leiter der Gesamtoperationen auch die letzten Entscheidungen über die Seekriegführung übertragen worden sind.

Die Arbeitsgemeinschaft „Wehrpsychologie" setzte am 10. Januar unter der Leitung von Oberreg.-Rat Dr. Simoneit die Behandlung des Themas „Psychologie der Rasse und Soldatentum" fort. Dr. L. F. Clauß sprach an Hand zahlreicher Lichtbilder über das Soldatentum nichtnordischer Rassen, wobei er besonders die Eigentüm-

Digitized by Google

lichkeiten des wüstenländischen Kriegertypus herausarbeitete. Auch die kriegerischen Eigenarten der fälischen, baltischen und ostischen Rassen wurden gekennzeichnet.

Unter Leitung von Dr. Osthold versammelte sich die Arbeitsgemeinschaft „Wehrwirtschaft" am 27. Januar. Der Referent Dr. Richarz kennzeichnete in seinem Vortrag die internationalen Rohstoffkartelle, insbesondere für Zinn und Zink, und ihre Bedeutung für die Weltrohstoffversorgung. Ihre Entstehung ist auf die kriegswirtschaftlichen Vorgänge der Weltkriegszeit zurückzuführen. Der Vortragende hob besonders das Bemühen Englands hervor, sich eine sogenannte „Imperial"-Quote bei der Rohstoffverteilung zu sichern und dauernd auf die in London befindliche Verwaltung der Kartelle Einfluß zu nehmen.

In der Arbeitsgemeinschaft „Luftschutz", die am 9. Januar unter der Leitung von General der Artillerie a. D. Grimme tagte, behandelte Oberst a. D. Nagel die Frage der Räumung von Städten als Luftschutzmaßnahme unter dem Gesichtspunkt, ob und wie eine solche in Deutschland in Frage kommen könne. Es wurde in dem Vortrag besonders herausgestellt, daß es sich hierbei um eine planmäßig geleitete Maßnahme handeln müsse, die man daher besser als „Umgruppierung" der Bevölkerung bezeichnet

Die Arbeitsgemeinschaft „Wehrtechnik" fand am 6. Januar unter Leitung von Oberstleutnant a. D. Justrow statt. Das Referat von Oberingenieur Schenk legte die Beziehungen dar, welche zwischen Konstruktion, Werkstoff, Massenfertigung und Schießleistung von Feuerwaffen bestehen, und erläuterte dann an einzelnen Beispielen infanteristischer Feuerwaffen diese enge Verflechtung und den Einfluß der heutigen Rohstofflage.

In der Arbeitsgemeinschaft „Wehrverkehrsfragen" begann in der am 20. Januar von Generalleutnant a. D. von Taysen geleiteten Sitzung die Erörterung des Einflusses der Gründung des Großdeutschen Reiches auf die deutschen und mitteleuropäischen Verkehrsverhältnisse. Professor Dr.-Ing. Dr.-Ing. e. h. Blum von der Technischen Hochschule Hannover sprach über „Die Eisenbahnentwicklung im Großdeutschen Reich" und schilderte hierbei die überragende Rolle der Schienenwege unter den Verkehrsmitteln und die Notwendigkeit ihres weiteren Ausbaus.

Die erste Sitzung der Arbeitsgemeinschaft „Kriegsrecht" fand unter der Leitung von Admiral a. D. Gladisch am 17. Januar statt. Ministerialrat Dr. Eckhardt vom Oberkommando der Kriegsmarine hielt das Referat über „Moderne seekriegsrechtliche Probleme". Der Vortragende legte die Ansichten des Auslandes über die Bedeutung des Völkerrechts im Seekriege dar, schilderte die Probleme der heutigen Seekriegsrechtspraxis und wies abschließend auf die große Bedeutung hin, die das im Werden begriffene Luftkriegsrecht für das Seekriegsrecht gewinnen könnte.

Hauptschriftleiter i. V.: Karl Linnebach, Potsdam, Burggrafenstr. 28. Verantwortlich für den Anzeigenteil: E. Mulack, Berlin SW 61, Urbanstraße 7.

„Wissen und Wehr" erscheint im laufenden Jahrgang zwölfmal. D. A. IV. Vj. 1938: 2067. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 3 gültig. Einzelheft RM 1,75. Bezugspreis halbjährlich RM 7,50. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen oder der Verlag entgegen. Abbestellungen können nur bis spätestens 3 Wochen vor Beginn eines neuen Halbjahres angenommen werden. Alle das Abonnement oder die Zustellung betreffenden Zuschriften sind an die Verlagsbuchhandlung E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68, Kochstraße 68—71 (Postscheckkonto Nr. 540, Berlin NW 7), oder an diejenige Vertriebsstelle — Buchhandlung oder Zeitungsspediteur — zu richten, die die Bestellung vermittelt. Erfolgt die Zustellung durch die Post, so sind Anschriftenänderungen dem Postamt, durch das die Lieferung geschieht, sogleich mitzuteilen. — Ernst Siegfried Mittler und Sohn, Buchdruckerei, Berlin SW 68, Kochstraße 68—71.

Digitized by Google

Jahrgang 1939 Drittes Heft

Wissen und Wehr

Monatsschrift

der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften

INHALTSANGABE

	Seite
Zum 150jährigen Bestehen des Verlages E. S. Mittler & Sohn	163
Friedrich der Große und der Reichsgedanke. Von Alfred Baeumler	164
Napoleonische und Moltkesche Strategie. Von Eberhard Kessel	171
Die Wehrwirtschaft der großen Demokratien. Von Dr. Paul Osthold, Berlin	181
Lagarde, das erste größere Gefecht im Weltkriege am 11. August 1914. (Schluß.) Von v. Nippold, Oberst z. V.	202
Wehrpolitische Übersicht: Außereuropa	221
Bücherschau	226
Zeitschriftenschau	235
Aus der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften	238

Wehr
Zeitschriftenliste
Ziffer 2104
Eing. 28. MRZ. 1939

NACHDRUCK, AUCH UNTER QUELLENANGABE, UNTERSAGT
ÜBERSETZUNGSRECHT VORBEHALTEN

AUSGEGEBEN IM MÄRZ 1939

VERLAG E. S. MITTLER & SOHN, BERLIN SW 68

POSTVERSANDORT BERLIN

Digitized by Google

Ständige Mitarbeiter:

Prof. Dr. Andreas, Heidelberg,
Prof. Dr. von Arnim, Charlottenburg,
Vizeadmiral Aßmann, Berlin,
General d. Art. Prof. Dr. Becker, Berlin,
General d. Inf. a. D. v. Bergmann, Berlin,
Major a. D. Dr. Bertkau, Berlin,
Generalleutnant z. V. Boehm-Tettelbach, Berlin,
Oberstleutnant z. V. Professor Boehm-Tettelbach, Lübeck,
Prof. Dr. Bruns, Berlin,
Generalmajor a. D. Buchfinck, Potsdam,
Direktor Prof. Dr. Burgdörfer, Berlin,
Generalmajor Freiherr v. Bülow, Rom,
Geheimrat Prof. Dr. Cranz, Stuttgart,
Oberstleutnant Dr. Däniker, Bern,
Konteradmiral Donner, Kiel,
Gen. d. Art. a. D. v. Eimannsberger, Wien-Mödling,
Professor Dr. W. Elze, Berlin,
Dr. Engelmann, Istanbul,
Präsident Oberstleutn. a. D. Foerster, Potsdam,
Oberst Foertsch, Berlin,
Oberst a. D. Dr. h. c. Fonck, Berlin,
Universitätsprofessor Dr. v. Frauenholz, München,
Vizeadmiral a. D. Frhr. von Freyberg-Eisenberg, Berlin,
Dr. H. Gackenholz, Berlin,
Konteradmiral a. D. Gadow, Berlin,
Admiral a. D. Gladisch, Berlin,
Minister Dr. Glaise v. Horstenau, Wien,
Professor Dr. Goebel, Harzburg,
General d. Art. a. D. Grimme, Berlin,
Vizeadmiral a. D. Dr. h. c. Groos, Berlin,
Dozent Oberstlt. Dr. Hesse, Potsdam,
Oberstleutnant a. D. Justrow, Berlin,
Generalleutnant a. D. Kabisch, Stuttgart,
Dr. E. Kessel, Berlin,
Oberst Dr. Knauß, Greifswald,
Gen. d. Art. a. D. Krafft v. Dellmensingen, München,
Generalleutnant a. D. v. Metzsch, Berlin,
Prof. Dr. A. O. Meyer, Berlin,
Oberstudiendirektor Dr. Mühle, Dresden,
Oberregierungsrat Dr. Mühlmann, Potsdam,
Oberstarbeitsführer Müller-Brandenburg, Berlin,
Oberstleutnant a. D. Müller-Loebnitz, Berlin,
Professor Oberst Dr. v. Niedermayer, Berlin,
Oberst (E) Dr. Nuber, Berlin,
Oberregierungsrat Dr. Pantlen, Stuttgart,
Generalmaj. a. D. A. v. Pitreich, Wien,
Admiral z. V. Prentzel, Berlin,
Generalleutnant Dr. h. c. v. Rabenau, Potsdam,
Oberkriegsgerichtsrat Rittau, Breslau,
Oberstleutnant a. D. Direktor v. Schäfer, Potsdam,
Major W. Schenk, München,
Dozent Major a. D. Dr. Schering, Berlin,
Staatsminister Professor Dr. Schmitthenner, Heidelberg,
Oberst a. D. Dr. h. c. Schwertfeger, Hannover,
Oberreg.-Rat Dr. Simoneit, Berlin,
Professor Dr. Spranger, Berlin,
Generalmajor a. D. v. Tempelhoff, Berlin,
Generalmaj. a. D. Wagner, Königsbrück,
Kapitänz. S. a. D. v. Waldeyer-Hartz, Hannover,
Major a. D. Welsch, München,
General d. Infanterie Werth, Budapest,
General d. Inf. a. D. Wetzell, Berlin,
Professor Dr. F. Wirth, Berlin,
Oberst a. D. Ritter von Xylander, Berlin.

Briefe redaktionellen Inhalts und Manuskripte sind zu senden an den Hauptschriftleiter i. N.:
Karl Linnebach, Potsdam, Burggrafenstraße 28.
Besprechungsstücke von Neuerscheinungen sind zu senden an die Deutsche Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften, Berlin W 35, Matthäikirchplatz 12 III.
Zur Beantwortung von Anfragen und Rücksendung von Manuskripten ist Rückporto beizufügen.

Die unter dem Ehrenpräsidium des Reichsstatthalters General d. Inf. Ritter von Epp stehende und von General der Flieger von Cochenhausen geleitete

Deutsche Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften,

deren Organ „Wissen und Wehr" ist, hat es sich zur Aufgabe gemacht, das wehrpolitische Verständnis und das Interesse an den Wehrwissenschaften zu fördern. Anträge zum Beitritt sind zu richten an das Generalsekretariat Berlin W 35, Matthäikirchplatz 12 III. Fernsprecher: über O. K. W. 21 81 91.

Beilage: *Der Gesamtauflage dieser Ausgabe liegt eine Ankündigung des Verlages L. Staackmann, Leipzig, bei.*

Digitized by Google

Aus Anlaß seines Jubiläums erhielt der Verlag E. S. Mittler & Sohn folgende Schreiben:

Der Führer und Reichskanzler. Berlin, den 1. März 1939.

Sehr geehrte Herren!

Mit bestem Dank nehme ich die mir mit Ihrem Schreiben vom 14. Februar übermittelten ersten Stücke der Gedenkwerke entgegen, welche Sie aus Anlaß des 150jährigen Bestehens der Verlagsbuchhandlung und Buchdruckerei E. S. Mittler & Sohn herausgegeben haben. Ich werde sowohl in das den Entwicklungsgang der deutschen Wehrmacht vom Anfang des Weltkrieges bis heute darstellende Werk „Die Deutsche Wehrmacht 1914 bis 1939" als auch in die Geschichte Ihres durch 150 Jahre hindurch von ein und derselben Familie betreuten Unternehmens gern Einblick nehmen.

Ihnen selbst spreche ich zur 150-Jahrfeier Ihres Hauses meine herzlichsten Glückwünsche aus. Ich verbinde damit meinen Dank und meine Anerkennung für die wertvollen Verdienste, die sich Ihre Familie durch Pflege und Förderung militärwissenschaftlichen Schrifttums in diesem inhaltsreichen Zeitraum um die deutsche Wehrmacht erworben hat.

Mit Deutschem Gruß!

Digitized by Google

Generalfeldmarschall Göring.

Für Ihr Schreiben vom 14. d. Mts. und für die freundliche Übersendung der beiden Gedenkwerke, die mein ganz besonderes Interesse finden, spreche ich Ihnen meinen aufrichtigen Dank aus. Ich verbinde damit meine besten Glückwünsche zum 150jährigen Bestehen Ihres Hauses. Getreu der Tradition Ihrer Firma haben Sie sich als Herausgeber wertvollen militärischen Schrifttums in den Dienst nicht nur der jungen Luftwaffe, sondern der gesamten Wehrmacht gestellt. Ihnen hierfür anläßlich des bedeutungsvollen Jubiläums meine Anerkennung auszusprechen, ist mir ein herzliches Bedürfnis.

Heil Hitler!

Göring.

Reichsminister Dr. Goebbels.

Zum 150jährigen Bestehen Ihres Verlages spreche ich Ihnen meine herzlichsten Glückwünsche aus. Ich gedenke an diesem Tage Ihrer besonderen Verdienste um das deutsche wissenschaftliche Schrifttum, insbesondere die Militärwissenschaft. Mit Ihren grundlegenden Werken auf diesem Gebiete haben Sie einen wesentlichen Beitrag zur Behauptung und Durchsetzung des Wehrgedankens in unserem Volke geleistet.

Mit den besten Wünschen für Ihre kommende Arbeit und Heil Hitler!

Reichsminister **Dr. Goebbels.**

Der Oberbefehlshaber des Heeres.

Am Tage des 150jährigen Bestehens gedenke ich des Verlages in hoher Anerkennung seiner Leistungen auf dem Gebiete der militärwissenschaftlichen Literatur mit den besten Wünschen für weiteres erfolgreiches Schaffen. Heil Hitler!

Generaloberst **von Brauchitsch.**

Der Oberbefehlshaber der Kriegsmarine.

Für die Mitteilung des bevorstehenden 150jährigen Jubiläums des Verlages und der Druckerei Ernst Siegfried Mittler und Sohn und die Übersendung der anläßlich dieses Ereignisses herausgegebenen Festschriften sage ich Ihnen aufrichtigen Dank.

Ich habe besonderen Anlaß, mit der Kriegsmarine des Ehrentages der Firma E. S. Mittler & Sohn, mit der ich persönlich so lange Zeit aufs engste zusammengearbeitet habe, am 3. März herzlichst zu gedenken. Bis dahin wird es mir eine Freude sein, die mir zugesandten Werke eingehend durchzusehen. Mit verbindlichen Empfehlungen und Heil Hitler!

Generaladmiral **Raeder.**

Der Chef des Oberkommandos der Wehrmacht.

Anläßlich des 150jährigen Bestehens Ihres Verlages spreche ich Ihnen meine besten Glückwünsche aus. Ich gebe dabei der Hoffnung Ausdruck, daß der Verlag E. S. Mittler & Sohn auch weiterhin der Pflege und Förderung des militärischen Schrifttums seine Kraft in dem gleichen verdienstvollen Umfange zu leihen vermag, wie ihm das in den vergangenen Jahrzehnten aufs beste gelungen ist. Heil Hitler!

Generaloberst **Keitel.**

Der Chef des Generalstabes des Heeres.

Zum 150jährigen Bestehen des Hauses Mittler & Sohn sendet der Generalstab des Heeres seine besten Wünsche. Ich verbinde hiermit den Dank des Generalstabes für Ihre rastlose Arbeit zum Nutzen des gesamten Heeres und seines Generalstabes. Der Generalstab des Heeres wünscht Ihrem Hause auch für die Zukunft Glück und Erfolg.

Heil Hitler!

General der Artillerie **Halder.**

Digitized by Google

Drittes Heft Jahrgang 1939

Wissen und Wehr

MONATSHEFTE

In sämtlichen Aufsätzen handelt es sich um die privaten Ansichten einzelner Persönlichkeiten, keinesfalls um die Anschauungen maßgebender militärischer Dienststellen.

Zum 150jährigen Bestehen des Verlages E. S. Mittler & Sohn.

Die „Deutsche Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften" bringt dem Verlage E. S. Mittler & Sohn zu der Feier seines 150jährigen Bestehens am 3. März 1939 ihre herzlichen Glückwünsche dar.

Seit ihrer Gründung 1933 ist die Gesellschaft dem Verlage besonders nahe verbunden durch die Monatsschrift „Wissen und Wehr", die als Organ der Gesellschaft ihren Bestrebungen dient, um wehrpolitisches Verständnis in unserem Volke zu verbreiten und es mit den tragenden Problemen der Landesverteidigung vertraut zu machen. Verlag und Gesellschaft haben in enger, von gegenseitigem Vertrauen getragener Zusammenarbeit die Aufgaben der Zeitschrift dauernd erweitert, ihren Inhalt wesentlich ausgestaltet und ihr so den klar bestimmten Platz gegeben, den sie heute im wehrpolitischen Schrifttum einnimmt.

Das Präsidium der „Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften" und die Schriftleitung von „Wissen und Wehr" danken dem Verlag E. S. Mittler & Sohn und seinem hochgeschätzten Inhaber, Herrn Dr. Konrad Toeche-Mittler, für die immer bewiesene Unterstützung und wünschen für ihre im militärischen und wehrpolitischen Schrifttum führende Arbeit auch in der Zukunft vollen Erfolg.

Deutsche Gesellschaft
für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften.

Digitized by Google

Friedrich der Große und der Reichsgedanke[1]).

Von Alfred Baeumler.

Mit einer Gewalt ohnegleichen erleben wir heute das Reich. Wenn wir „Reich" sagen, so fühlen wir uns zuerst verbunden mit demjenigen, der durch seine Entschlußkraft, durch seinen wagenden Mut und seinen unerschütterlichen Glauben das Reich neugeschaffen hat. Denn das Reich bedeutet für uns nicht irgendeinen ideologischen Schimmer, gelegt um die harten Realitäten der staatlichen Machtentfaltung, sondern es bedeutet uns den Führer in Einheit mit seinem Volk. Wenn Führer und Volk eines sind, entsteht das Reich. Niemals ist das Reich ein bloßer Zustand, sondern es ist immerwährende Schöpfung, weil die Einheit von Führer und Volk nicht als status, sondern nur als dauernde seelisch-geistige Schöpfung möglich ist.

Das Wort „Reich", das uns heute mit stolzer Freude erfüllt, war Jahrhunderte hindurch ein Wort der Trauer und der Sorge, des Spottes und der Verzweiflung. Die deutsche Geschichte ist bis zum Ende des Großen Krieges die Geschichte des Reiches, des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, und des aus ihm hervorgegangenen preußisch-österreichischen Dualismus. Der Mann, der diese Entwicklung der Dinge mit einer Selbstherrlichkeit und Ausschließlichkeit bestimmt hat, wie sie in der Geschichte selten erscheint, ist der König, zu dessen Gedächtnis wir uns versammelt haben. Es gibt an diesem Friedrichstage vor der Eröffnung des ersten großdeutschen Reichstages kein anderes Thema als das heute gestellte: Was bedeutet Friedrich der Große im Zusammenhang der Geschichte des Reichs?

Vom alten Reich her gesehen ist Friedrich der unerbittliche Gegner des Reichs, der große Rebell, der Reichsfürst, der dem Reich den Todesstoß versetzt. Man wird der Kühnheit, ja der Verwegenheit in seinem Handeln nicht gerecht, wenn man nicht von der Feststellung ausgeht, daß Friedrich den überlieferten Gedanken des Reichs zu verneinen gewagt hat. Wie ist es zu dieser folgenschweren Rebellion im 18. Jahrhundert gekommen? Stand denn das Reich nicht immer noch groß und ehrwürdig da, war die kaiserliche Majestät zu Wien nicht noch immer in einer von religiösen und dynastischen Wirren erfüllten Welt der einzige Garant der Ordnung und des Friedens? Und hatte das Kaisertum nicht soeben Deutschland und das ganze Abendland vor der Türkengefahr gerettet? Hatte das Erzhaus nicht versucht, sich der die deutsche Westgrenze aufreißenden „Reunionspolitik" Ludwigs XIV. entgegenzuwerfen, und war dadurch nicht ein neuer Reichspatriotismus erwacht, der vielleicht den Keim zu einer Neubefestigung der

[1]) Auszug aus der Rede, die der Verfasser in der Feierstunde unserer Gesellschaft am Friedrichstage 1939 gehalten hat.

Digitized by Google

Reichseinheit in sich trug? Der Kurfürst von Brandenburg war an der Befreiung Wiens von den Türken nicht beteiligt gewesen. Es konnte geschehen, daß er von Ludwig XIV. öffentlich als sein bester Freund bezeichnet wurde — und nicht ganz ohne Grund. Ist es nicht deutlich, daß dieser Kurfürst im Nordosten des Reichs ein „Partikulariſt" war in des Wortes schlimmster Bedeutung? Ist nicht dieser verderbliche Partikularismus die Voraussetzung für alles, was Friedrich später tun wird? Wie kann aus solcher Wurzel etwas Gutes kommen? Wer einen anderen Weg für möglich hält als den, den Brandenburg-Preußen später gegangen ist, der hält es für möglich, daß das Kaisertum aus sich heraus den Tiefpunkt des Jahres 1648 hätte überwinden können. Die Frage, ob eine solche Überwindung möglich gewesen wäre, gehört keineswegs unter die phantastischen Fragen, die im geschichtlichen Bereich so gerne aufgeworfen werden. Sie läßt sich nach einer Prüfung der kaiserlichen Politik in dem Zeitraum, der zwischen 1521 und 1648 liegt, objektiv beantworten. Es ist das Zeitalter der Religionskriege, und die Gerechtigkeit fordert, daß wir es nicht nur mit Rücksicht auf die religiösen Parteien betrachten, sondern auch mit Rücksicht auf das Kaisertum. Es darf nicht vergessen werden, daß das Kaisertum in diesen Kämpfen Partei genommen hat und dadurch selber zur Partei geworden ist. Es war nicht die eigensinnige Politik des Erzhauses gewesen, die zu dem entsetzlichen Religionskrieg und zu dem ebenso entsetzlichen Frieden geführt hat? Ist nicht die wesentlichste Voraussetzung dieses Friedens die, daß Karl V. und Ferdinand II. gemeint hatten, das deutsche Volk vom Protestantismus befreien zu können? Beruht nicht auf diesem Grundirrtum alles, was später geschieht? Männer, die von der Tiefe der durch Luther entfesselten Bewegung nichts ahnen, bestimmen die Geschicke des Reichs. Mit frevelhafter Beharrlichkeit wähnen sie, durch eine gewaltsame Gegenreformation das Reich in den alten Stand zurückführen zu können.

Die Betrachtung des Zeitalters der Religionskriege lehrt uns, daß es zuletzt der starre katholische Charakter des Erzhauses gewesen ist, der ihm zum Verderben wurde. Das Reich ist primär nicht durch die Fürsten zerstört worden, die als Souveräne aus dem Westfälischen Frieden hervorgingen, sondern es ist von den Habsburgischen Kaisern aufs Spiel gesetzt und verloren worden, die den ernsten Protest der deutschen Seele gegen die römische Kirche überhören zu können meinten. Seinen starren katholischen Charakter vermochte das Kaisertum seitdem nicht mehr abzulegen. Nachdem die Parität der Konfessionen in blutigen Kämpfen erstritten und durch den Frieden von Münster und Osnabrück bestätigt war, hatte sich der religiöse Gegensatz wohl gemildert, aber er war keineswegs geschwunden. Der religiöse Gegensatz ist nicht mehr führend, er bestimmt nicht mehr die Gruppierung der Parteien, aber es bleibt doch ein latenter

Digitized by Google

Gegensatz der Systeme zurück: das kaiserlich-katholische System, zu dem wesensgemäß die geistlichen Fürsten gehören, steht auf der einen Seite, das fürstlich-protestantische und oppositionelle auf der anderen.

Es besteht allgemeine Übereinstimmung darüber, daß das Instrument des Westfälischen Friedens recht eigentlich der Totenschein des Reiches war. Aber es fällt den Historikern meistens schwer, aus dieser Einsicht nüchtern die Konsequenzen zu ziehen. Durch wen sollte das Reich wieder aufgerichtet werden? Stillschweigend scheint man vorauszusetzen: vor allem dadurch, daß die Fürsten auf etwas *verzichteten*. Niemand wird Egoismus und Engstirnigkeit verteidigen, aber von einer bestehenden und anerkannten staatlichen Macht zu verlangen, daß ihre Politik sich wesentlich auf Zurückweichen und Verzichten aufbauen sollte, ist nicht vernünftig.

Der Westfälische Friede hatte den Fürsten das Recht verliehen, Bündnisse mit auswärtigen Mächten zu schließen, mit dem Zusatz: jedoch nicht gegen Kaiser und Reich. Daß dieser Zusatz nicht bloß auf dem Papier blieb, sondern Wirklichkeit wurde — das zu erreichen wäre die erste Aufgabe kaiserlicher Politik gewesen. Das Haus Habsburg jedoch sah diese reale Aufgabe überhaupt nicht. Im Bewußtsein der Majestät, im Vollgefühl überlieferter Würde und ererbten Glanzes pochte der Kaiser auf sein *Recht* — auf die durch den schmachvollsten Frieden garantierte *Verfassung des Reichs*. Allein — ließ sich dieser *Rechts*gedanke auf den seit den Religionskriegen so schwer erschütterten und bewegten *politischen Gesamtzustand* übertragen? War es auf die Dauer möglich, daß das Oberhaupt des Reiches lediglich im Namen eines altüberlieferten Rechtes regierte, ohne einen neuen politischen Gedanken, ohne Konzeptionen und Handlungen, die den gründlich veränderten Verhältnissen gerecht wurden? Läßt sich mit der bloßen Forderung der Pietät ein Reich regieren? Das Erzhaus operierte mit überkommenen Methoden nach alten Werten. Daß es katholisch blieb, hätte an sich nichts verschlagen — wenn es nur nicht damit zugleich in vorreformatorischer Zeit stehengeblieben wäre!

In Friedrich I. sehen wir deutlich ein neues Souveränitätsbewußtsein sich abzeichnen. Aber wir brauchen nur den Nachfolger des ersten Königs in Preußen, den „Soldatenkönig" Friedrich Wilhelm I. ins Auge zu fassen, um zu erkennen, welche Macht Kaiser und Reich auch im Beginn des 18. Jahrhunderts noch besitzen. Der Vater Friedrichs des Großen hat unter dem Prinzen Eugen im Dienste des Kaisers gekämpft, er ist, was er nie vergessen hat, bei Malplaquet dabeigewesen (1709). Seine Treue zum Reich hat manchmal etwas Rührendes. Als Kaiser Karl VI., der ohne männliche Nachkommen war, die Erbfolgeordnung festsetzte, durch welche Maria Theresia auf den Thron kam, da gab Friedrich Wilhelm sein Votum im Sinne des Kaisers ab „von ganzem und willigem Herzen, als ein getreuer Reichsstand und getreuester Freund seiner kaiserlichen Majestät und

Digitized by Google

des durchlauchtigsten Erzhauses..." Trotz aller Enttäuschungen ist Friedrich Wilhelm deutscher Reichsfürst geblieben. Wir belauschen seine geheimsten Gedanken, wenn wir in einer eigenhändigen Aufzeichnung des Jahres 1728 lesen: Ein Haupt muß sein! Wer aber soll das Haupt sein?, und wenn er zu dem Schluß kommt: Es bliebe nichts übrig, als alles beim alten zu lassen.

Die Frage war, ob dieses Prinzip: alles beim alten zu lassen, auf die Dauer genügen konnte.

Die Frage an das Reich war gestellt, bevor Friedrich II. zur Herrschaft kam. Er hat sie nicht aufgeworfen, er hat sie nur beantwortet — beantwortet freilich nicht im Stile von Wien, auch nicht im Stile der deutschen Fürstenhöfe, einschließlich dessen, der ihn erzogen hatte, sondern in seinem Stile.

Friedrich ist 19 Jahre alt, als er sich zum ersten Male über sein Verhältnis zum Reiche äußert. Ein König von Preußen, schreibt er in einem Briefe an Natzmer, muß Wert auf friedliche Beziehungen zu allen Königen, dem Kaiser, und den wichtigsten Kurfürsten legen, denn sein Gebiet ist völlig zusammenhanglos. Bei der Behauptung seiner Macht kann er nicht stehenbleiben, denn in der Politik ist Stillstand Rückschritt. Also muß er seine Heeresmacht vergrößern und die preußischen Lande miteinander zu verbinden suchen. Als die zu erwerbenden Gebiete nennt er Polnisch-Preußen, Schwedisch-Pommern, Mecklenburg und Jülich-Berg. Man hat aus der Erwähnung dieser Gebiete den Schluß gezogen: da keines von ihnen in den Interessenbereich des Kaisers hineinrage, so hätte für Friedrich die Möglichkeit bestanden, mit dem Reich in Frieden auszukommen, etwa durch die Gründung eines nordischen Küstenstaates nach Art der Niederlande. Darf man aber den Schluß dieses Dokumentes übergehen, in welchem es heißt: „Ich wünsche dem preußischen Herrscherhause, daß es sich völlig aus dem Staube, in dem es gelegen hat, erheben möge, um den protestantischen Glauben im Reich und in Europa zur Blüte zu bringen."

Das Revolutionäre dieser ersten politischen Skizze besteht darin, daß der Kaiser hier ganz nüchtern als eine europäische Macht zwischen den andern erscheint. Man muß das Schweigen über das „Erzhaus" heraushören — es ist ein vernichtendes, ein tödliches Schweigen. Friedrich spricht vorwegnehmend als europäischer Souverän. Seine Politik ist durch keine Vorstellung von Kaiser und Reich mehr gehindert. Ein Oberhaupt des Reiches existiert für ihn nicht mehr, nur ein „Haus Österreich", und das ist für ihn ein Staat wie jeder andere, mit dem einzigen Unterschied, daß dieser Staat „herrschsüchtig" ist, d. h. daß er Preußen unterdrücken muß, um selber leben zu können.

Die rechtliche Einheit des Reiches drückte sich aus in der Formel: „Kaiser und Reich". In dieser Formel ist der Kaiser gesehen in bezug auf die Reichsstände, und die Reichsstände in bezug auf den Kaiser.

Digitized by Google

Von dieser Formel „Kaiser und Reich" weiß Friedrich nichts mehr. Er ist als politischer Schriftsteller so groß wie als Soldat und als Herrscher. Darum verwendet er konsequent den Ausdruck das „Haus Österreich", um damit den partikularistischen Charakter seines Gegners zu kennzeichnen. Der „Kaiser" ist für ihn lediglich das „Haus Österreich", das „Reich" ist für ihn lediglich eine Summe von selbständigen Fürsten. Die rechtliche Beziehung zwischen ihnen besteht für ihn nicht mehr, er rechnet mit ihnen als mit einzelnen staatlichen Größen.

Das Motiv der Freiheit des Protestantismus ist für Friedrich selbstverständlich ein politisches: es drückt den Gegensatz zum Wiener Hof aus. Es taucht aber durchaus nicht nur zufällig und gelegentlich auf. Im schwersten Jahre des Siebenjährigen Krieges schreibt Friedrich an seine Schwester: „Schließlich stehen hier die Freiheit Deutschlands und die Freiheit des Protestantismus, für die soviel Blut vergossen worden ist, auf dem Spiele" (13. Juli 1757). Friedrich war Philosoph, nicht Protestant, aber er war der König eines protestantischen Landes, und gegenüber dem katholischen Erzhause blieb er dessen immer eingedenk.

Friedrichs Haltung zum Reich läßt sich literarisch am besten aus den großen Testamenten erkennen. Die politischen Testamente von 1752 und 1768 stimmen unter sich und mit der zu Anfang erkennbaren Linie völlig überein. Das Haus Österreich ist voll Hochmut und hat das Verlangen, Deutschland zu unterwerfen. Das Reich ist uneiniger denn je. Die veraltete und seltsame Reichsverfassung wird sich erhalten, aber nur infolge der Eifersucht der Reichsglieder selbst und der Nachbarmächte. So schreibt Friedrich 1752. Am Schlusse wirft er die Frage auf, ob es sich lohne, nach der Kaiserkrone zu streben. Aus „reiflicher Überlegung" antwortet er: „Man wird das Haus Österreich nicht sobald vom Kaiserthron verdrängen. Es gibt zunächst keinen, der diese höchste Würde mit den Waffen in der Hand fordern kann. Ein Kaiser muß nicht katholisch sein, es gibt kein Gesetz, das die Protestanten von dem Kaiserthron ausschließt. Trotzdem rät Friedrich seinem Nachfolger nicht, nach dem höchsten Amte zu streben. „Ein König von Preußen soll eher danach trachten, eine Provinz zu erwerben, als sich mit einem leeren Titel zu schmücken."

Das Testament von 1768 spricht zuerst von der österreichischen Macht, die sich unter Karl VI. wieder erhoben und durch eine Frau mit Festigkeit behauptet habe. Daran schließen sich die Worte: „Soll ich Dir von dem Heiligen Römischen Reiche sprechen, das weder römisch noch heilig ist, von diesem Chaos von Kleinstaaten . . ." usw. Innerhalb dieses „mißgestalteten Staatskörpers" gibt es zwei Großmächte: die Häuser Österreich und Brandenburg. Innerhalb der europäischen Fürstenrepublik stehen sich diese beiden Großmächte gegenüber, ihr Gleichgewicht ist die Voraussetzung der Freiheit, und in diesem Zusammenhang schreibt Friedrich das historisch

Digitized by Google

bedeutsame Wort, das den Hintergrund seiner Stellung zum Reiche hell beleuchtet: „Seit dem Westfälischen Frieden ist die Kaisermacht auf das gebührende Maß beschränkt und wird durch die Rivalität Preußens im Zaume gehalten, so daß sie nicht mehr wie einst ihre Befugnisse überschreitet."

Es ist hier einer Episode zu gedenken, nicht weil sie an sich für das Verhältnis Friedrichs zum Reiche bedeutsam wäre, sondern nur, weil neuerdings versucht worden ist, mit Hilfe dieser Episode sein klares Verhältnis zum Reichsgedanken zu verschleiern. Im Jahre 1743 faßte Friedrich einmal den Plan, sich an die Spitze der Streitkräfte des Reiches zu setzen, die deutschen Fürsten und den Kaiser mit sich zu verbinden, um die Übermacht Englands nach dem Siege von Dettingen (27. Juni 1743) zu brechen. Friedrich als beständiger Generalleutnant des Kaisers an der Spitze des Reichsheeres — welche berückende Vision! (Dazu: Koser, 5. Aufl. I, S. 429 ff.; Hintze, Hohenzollern, S, 33/2.) Es hieße jedoch Friedrich völlig verkennen, wenn man aus diesem Plan eine positive Einstellung zum Reiche herauslesen wollte. Nicht um eine Stützung oder Wiederbelebung des Reichsgedankens handelt es sich hier, sondern um die Einspannung vorhandener Machtgruppen in das politische System des Königs von Preußen. Schon Hintze hat den Plan richtig als ein „politisches Auskunftsmittel für den Moment" charakterisiert.

Wir sind nunmehr vorbereitet, die entscheidende Tat Friedrichs richtig zu sehen. Die Eroberung Schlesiens stellt den Wendepunkt in der Geschichte des alten Reiches dar. Auf dem neugewonnenen Höhepunkt seiner Macht, die es dem Prinzen Eugen und der Kaiserin Maria Theresia verdankt, trifft das Kaisertum der entscheidende Stoß. Nicht nur eine wichtige Provinz wird ihm durch das ungestüm vordringende Preußen entrissen: das Haus Österreich verliert die schützende Mark im Norden, und es verliert einen wesentlichen Bestandteil seiner deutschen Bevölkerung. Es ist durchaus berechtigt, wenn Heinrich von Srbik feststellt: „Österreichs deutsche Natur wurde durch die Einbuße Schlesiens im Tiefsten getroffen und mit ihr die Zukunft der deutschen Volksgruppe im Sudetenraum" (Historische Zeitschrift Bd. 156, S. 253). Die Frage ist: was bedeutet dieses Ereignis im Gesamtzusammenhang der deutschen Geschichte? Beginnt mit der Abtrennung Schlesiens die Trennung Österreichs vom Reiche, der Rückzug des Hauses Österreich auf das hin, was man später die Donaumonarchie genannt hat?

Oder war die Auflösung des Reiches auf den Grundlagen des Zeitalters der Religionskriege denn überhaupt noch aufzuhalten? Hatte sie nicht längst vor Friedrich begonnen, dauerte die innere Krise nicht trotz der neuen Blüte fort, und war Friedrich nicht der Vollstrecker eines unabwendbaren Schicksals?

Digitized by Google

Das Schicksal, das Friedrich über das Reich gebracht hatte, wurde zum Schicksal seines eigenen Lebens. Um Schlesien zu behaupten, mußte er Jahr für Jahr im Felde liegen und den Bestand seines Staates einsetzen. Erst durch den Siebenjährigen Krieg hat er Schlesien endgültig für Preußen gewonnen. Die unermeßliche persönliche Größe, die Schicksalstapferkeit, die er in diesem furchtbaren Kriege entfaltete, zeigen jedem, der für Mannestum empfänglich ist, daß nicht Zufall und Willkür den Angriff auf Schlesien gemacht haben.

Was bedeutet der Siebenjährige Krieg in der Geschichte des Reiches? Er ist der letzte Versuch des Wiener Hofes, die Gegenreformation wiederaufzunehmen. Der „Ketzerkönig" im Norden soll endgültig verschwinden. Preußen soll auf die Markgrafenschaft von Brandenburg zurückgeführt werden. Die großen katholischen Mächte des Kontinents, Frankreich und Österreich, stehen gegen das mit England verbündete Preußen, die beiden Großmächte des Protestantismus. Es soll damit nicht gesagt werden, daß der Krieg ein Religionskrieg war, obgleich das Bewußtsein des konfessionellen Gegensatzes durchaus lebendig war. Das Haus Österreich mußte von sich aus immer wieder die Restauration des Reiches und der Religion Karls V. wollen — auf dieser Basis aber war eine gesamtdeutsche Zukunft unmöglich. Friedrich hat nicht im Bewußtsein dieser gesamtdeutschen Zukunft gehandelt. Er hat ausschließlich als König und als Preuße, als Staatsmann und als Soldat seine Schläge geführt, aber es ist das Kennzeichen weltgeschichtlicher Naturen, daß sie richtig handeln, auch dann, wenn sie nicht wissen, wohin sie gehen. Dem Reiche des Prinzen Eugen und der Kaiserin hat Friedrich seinen preußischen Staat entgegengestellt — diesen Staat härtester soldatischer Zucht und politischer Energie, den preußischen Staat, der zuletzt getragen war von einer Gefolgschaft, deren Ehre darin bestand, dem König zu dienen. Wie weit war dieser preußische Staat doch entfernt von dem alten Reiche mit seinem südlichen Barockschwung, mit seiner Mannigfaltigkeit und seiner volkhaften Lebendigkeit? Und doch war nur das Erscheinungsbild verschieden. Im Grunde waren es dieselben Kräfte, die das alte Reich einmal gebaut hatten und die nun den Staat Friedrichs errichteten: Germanisches Führertum und germanische Gefolgschaftstreue. Auch im alten Reiche fehlten sie nicht, aber unter der Last der Traditionen, im Schatten eines mittelalterlichen Doms vermochten sie sich nicht mehr so zu äußern, wie es der geschichtliche Augenblick verlangte. So gründet Friedrich den Staat gegen das Reich — aber er gründet ihn aus den Kräften des Reichs.

Die politische und die religiöse Geschichte des deutschen Volkes sind seit dem Zeitalter der Gegenreformation unlöslich miteinander verknüpft. Selbst Bismarck ist die Lösung dieser Verknüpfung nicht gelungen. Erst die Befreiung unseres Volkes von der Verknüpfung, die jahrhundertelang

Digitized by Google

zwischen Konfession und Politik bestand, hat die Begründung des neuen Reiches möglich gemacht. Auf dem Weg zu Adolf Hitler steht Friedrich der Große als der weltgeschichtliche Gegner, der die Irrtümer Karls V. und Ferdinands II. berichtigt hat. Eine solche Berichtigung ist nicht durch Poesie, sondern nur durch das Schwert zu erreichen. Es war eine harte Arbeit, das Zeitalter der Religionskriege endgültig zu liquidieren. Friedrich hat sie geleistet — und deshalb gehört er, der Reichsrebell, zu den größten Gestalten des Reichs.

Napoleonische und Moltkesche Strategie.

Von Eberhard Kessel.

Vor dem Weltkrieg ging ein heftiger Streit um die Frage, inwiefern zwischen der Kriegführung Napoleons und Moltkes ein grundsätzlicher Unterschied oder gar Gegensatz anzunehmen sei. General von Schlichting hatte in seinem Werk „Taktische und strategische Grundsätze der Gegenwart“[1]) den Standpunkt vertreten, daß Moltke als Vertreter einer grundsätzlich anderen Strategie anzusehen sei als Napoleon, und daß infolgedessen auch der moderne Heerführer kaum noch etwas von Friedrich dem Großen oder Napoleon, sondern nur noch von Moltke lernen könne. Schlichting hatte seine These dann noch in weiteren Schriften verfochten, die sich hauptsächlich mit Moltke beschäftigten und ganz zweifellos von einem tief eindringenden Verständnis für den großen Strategen der Einigungskriege getragen waren[2]). Es liegt auch auf der Hand, daß Unterschiede, wie sie sich in einer Zeitspanne von einem halben Jahrhundert aus der geschichtlichen Entwicklung notwendig ergeben, zwischen Napoleon und Moltke bestehen müssen. So konnte es dann nicht ausbleiben, daß Schlichting mit seiner Auffassung weithin Anerkennung gefunden hat. Jetzt erweist sich das umfassend angelegte kriegsgeschichtliche Werk von Sigfrid Mette „Vom Geist deutscher Feldherren[3])“ in mehr als einer Beziehung als eine Wiederentdeckung Schlichtings und als eine Wiederaufnahme der Gedanken dieses bedeutenden Generals.

Aber es hat doch auch von Anfang an nicht an lebhaftem Widerspruch gegen die These von dem Gegensatz zwischen Napoleon und Moltke gefehlt.

---

[1]) Vgl. das Februarheft dieser Zeitschrift, S. 100 ff.

[2]) 1900 folgte die auf den Feldzug in Böhmen beschränkte Studie „Moltke und Benedek“, 1901 auf Grund der Veröffentlichung der taktisch-strategischen Aufsätze Moltkes die Schrift „Moltkes Vermächtnis“, 1902 schließlich die „Gegensätze auf dem Gebiet der großen Truppenführung“. Dazu vor allem Cämmerer, „Der Streit um die Schlichtingsche Lehre“ und Boguslawski, „Strategisch-taktischer Meinungsstreit“, beide im „Militär-Wochenblatt“, 1902.

[3]) Vgl. das Februarheft dieser Zeitschrift, S. 100 ff.

Digitized by Google

Schon die Folgerung, daß der moderne Heerführer von Napoleon nichts mehr lernen könne, mußte bedenklich stimmen. Und wenn auch naturgemäß immer die letztvergangenen Kriege und Feldzüge den geeignetsten Stoff zum Studium für den Offizier darbieten, so wäre es doch eine verhängnisvolle Einengung des Gesichtsfeldes, wollte man deshalb auf die genauere kenntnismäßige Beherrschung der früheren kriegsgeschichtlichen Ereignisse verzichten. Graf Yorck von Wartenburg, der ein Jahrzehnt vor Schlichtings „Grundsätzen" seine bisher unübertroffene militärische Biographie des großen Korsen vorgelegt hatte[4]), wies darin gerade umgekehrt auf Napoleon als den würdigsten Gegenstand kriegsgeschichtlichen Studiums für den Soldaten hin, wie denn überhaupt diesen hochbefähigten und geistvollen Generalstäbler eine seltsame Geringschätzung Moltkes kennzeichnet. Trotzdem hat doch gerade auch sein Werk in der von Schlichting vertretenen Richtung weitergewirkt, so daß R. von Cämmerer eben unter ausdrücklicher Bezugnahme auf ihn die Schlichtingsche These anerkannt hatte[5]). Und weder der Einspruch, der aus militärischen Kreisen, besonders durch die wertvolle kritische Studie von Alfred Krauß „Moltke, Benedek und Napoleon", sich gegen Schlichting erhob, noch die Bedenken von Delbrück, die übrigens Mette selbst erwähnt[6]), haben die Einschränkung der Schlichtingschen These herbeiführen können, deren sie notwendig bedarf.

Im Grunde ist der ganze Streit um den Gegensatz zwischen Napoleonischer und Moltkescher Strategie ein Mißverständnis, hervorgerufen durch Einseitigkeiten der Napoleonischen „Lehre" und gefördert durch das Werk des Grafen Yorck, der die Napoleonischen Feldzüge auf die von dem Imperator selbst und von Jomini vertretenen „Grundsätze" der Kriegskunst zurückführte. Yorck bemerkte dabei nicht, daß eben diese „Lehre" Napoleons, wie sie sich aus den verschiedenen Äußerungen in seiner Korrespondenz sowie in den Diktaten von St. Helena gewinnen läßt, mit seinen Handlungen nicht übereinstimmt, und zwar im speziellen gerade in dem Punkte, der den fraglichen Gegensatz zu Moltke betrifft: dem Grundsatz der Konzentration der Kräfte nämlich.

Napoleon war noch ganz Systematiker im Sinne des vergangenen 18. Jahrhunderts gewesen und hatte es eben deshalb nicht fertig gebracht, eine Lehre vom Kriege zu durchdenken, die alle Erscheinungen des wirklichen Krieges umfaßt hätte. Es fehlte ihm freilich nicht an einer gewissen Selbstbeobachtung, die ihn dann auf entscheidende Elemente der Kriegskunst brachte. Aber daneben stand dann sofort wieder die Neigung zur Verallgemeinerung und Systematisierung, die das Zustandekommen eines der

[4]) Yorck von Wartenburg, Napoleon als Feldherr. 2 Bde. Berlin 1886/87.

[5]) Cämmerer, Die Entwicklung der strategischen Wissenschaft im 19. Jahrhundert. Berlin 1904. S. VIII f. und 139 ff.

[6]) Mette, Vom Geist deutscher Feldherren, S. 220.

Digitized by Google

Wirklichkeit entsprechenden Lehrgebäudes verhindern mußte. Für sein praktisches Handeln waren dabei diese seine „Grundsätze" ohne Bedeutung, eine merkwürdige Tatsache, die nur so zu erklären ist, daß er, ein geborener Feldherr, unbeeinflußt durch die Theorie aus natürlichen Gesichtspunkten heraus handelte, während er nachher erst theoretische Reflexionen darüber anstellte. So hat er das Vorgehen einer Armee in mehreren getrennten Kolonnen und gar erst die Vereinigung solcher Kolonnen unmittelbar *am Feind* in der Schlacht immer als einen schweren Fehler bezeichnet. In der Praxis aber hat er diesen „Fehler" immer wieder selbst gemacht[7]).

So ist leicht einzusehen, daß diejenigen, die sich vornehmlich an die *Taten* Napoleons hielten, einen Gegensatz zu Moltke nicht feststellen konnten, daß dagegen diejenigen, die von seinen *theoretischen Äußerungen* ausgingen, einen solchen zu konstruieren sich genötigt sahen. Man könnte deshalb mit der Feststellung dieser in Napoleon selbst liegenden Diskrepanz das daraus entstandene Mißverständnis für beseitigt halten. Doch haben die Anhänger der Schlichtingschen These, so zuletzt noch Mette, das operativ moltkeähnliche Verfahren Napoleons als „Ausnahmen" zu entwerten versucht, sie haben ferner von dem Unterschied der Zeiten, der Entwicklung der Kriegsmittel gesprochen, so daß es notwendig erscheint, doch noch näher auf die Frage einzugehen, um allen Fehldeutungen zu begegnen. Es soll auch nicht bestritten werden, daß selbstverständlich zwischen Napoleon und Moltke gewisse Unterschiede bestehen. Es fragt sich, welcher Art sie waren und ob sie einen Gegensatz bedeuten.

Es ist keine Frage, daß Napoleon häufig auf der sogenannten inneren Linie operiert hat, so gleich im Beginn seiner Laufbahn 1796, wo er seinen ursprünglichen Plan einer konzentrischen Offensive nach Italien hinein aufgab und einen operativen Durchbruch machte. Dabei wie auch bei späteren Unternehmungen solcher Art haben Napoleon politische Rücksichten mitbestimmt: Im Kampf gegen eine Koalition empfahl sich immer ein Verfahren, das die Streitkräfte der Bundesgenossen im Angriff voneinander trennte. Dazu kam noch etwas anderes: das System des Kordonkrieges, das sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts aus den an sich berechtigten Bestrebungen nach Auflockerung der Lineartaktik heraus gebildet hatte. Das Kordonsystem aber war nur so lange möglich, als die Schwerersetzbarkeit der Heere den Angriff auf schwierige Positionen, in denen sich die einzelnen Glieder eines Kordons festsetzen konnten, nicht ratsam erscheinen ließ oder sogar unmöglich machte. Gerade das aber hatte sich mit der Jahrhundertwende geändert: Napoleon konnte weit auseinandergezogene feindliche Stellungen ohne weiteres durchstoßen, wenn er sich nur an einer passenden Stelle hinreichend konzentrierte. Den Angriff auf einen festen Posten

[7]) Vgl. Kessel, Die Wandlung der Kriegskunst im Zeitalter der Französischen Revolution, in der „Historischen Zeitschrift", Bd. 148 (1933), S. 248 ff.

Digitized by Google

brauchte er nicht zu scheuen. Daher hat denn auch Napoleon gleich zu Anfang seiner Laufbahn den Grundsatz der Konzentration der Streitkräfte so scharf betont, und man hat wohl gelegentlich darin einen wesentlichen Unterschied zwischen seiner und der Kriegführung des 18. Jahrhunderts gesehen.

Das ist aber doch nicht ganz richtig. Der Grundsatz der Zusammenfassung der Kräfte herrschte in der Kriegführung des 18. Jahrhunderts nicht minder, wie er überhaupt niemals zu irgendeiner Zeit außer Kraft gesetzt gewesen war. Friedrich der Große selbst hat ihn ausdrücklich anerkannt und auch befolgt. Aber es ist nun einmal so, daß dieser Grundsatz nicht allein und ausschließlich herrscht, wie man das fälschlich unter dem starken Eindruck der Napoleonischen Feldzüge, und ohne auf die Einzelheiten zu sehen, angenommen hat. Bereits im 18. Jahrhundert war man auf den Gedanken gekommen, die konzentrische Form des Angriffs mit geteilten Kolonnen zur Herbeiführung eines entscheidenden Schlachterfolgs anzuwenden. Friedrichs Feldzug in Böhmen 1757 gehört hierher ebenso wie die Vielzahl der kunstvollen Bewegungen Herzog Ferdinands von Braunschweig, darunter auch die Schlacht bei Wilhelmsthal. Dies war eben die positive Seite der gleichzeitig im Kordonsystem zum Ausdruck kommenden Tendenzen der Zeit. Was dort zum Zweck hinhaltender Defensive gebraucht wurde, diente hier der Offensive. Nur war die Verteilung der Kräfte in der Defensive von vornherein gefährlicher als im Angriff. Denn im Angriff konnte das Zusammenwirken getrennter Heeresteile besser erreicht werden als in der bloßen Verteidigung. Überhaupt wäre es von Vorteil, die Bemerkung v. d. Goltz', nicht auf ein Zusammen*sein*, sondern auf ein Zusammen*wirken* der Heeresteile käme es an, schon in der Terminologie zu berücksichtigen: Eine Armee ist tatsächlich als konzentriert anzusehen, wenn das Zusammenwirken ihrer Teile nach Maßgabe der Mittel der Zeit sichergestellt ist.

Fragen wir nun, ob sich in den Voraussetzungen für solche getrennten Operationen wie den Feldzug von 1757, die Schlachten bei Torgau, Wilhelmsthal oder Freiberg irgend etwas im Übergang zum Zeitalter Napoleons geändert hatte? Die große Änderung der Zeit war, wie schon erwähnt, die Wandlung in Zusammensetzung und Stärke der Heere. Damit war das schon an sich fragwürdige und nur sehr bedingt anwendbare Kordonsystem unmöglich geworden. Wie stand es im Angriff? Es bestand naturgemäß für die im Angriff befindlichen einzelnen Kolonnen einer Armee des 18. Jahrhunderts für den Fall eines überlegenen Gegenangriffs auf eine von ihnen theoretisch vielleicht die Möglichkeit besseren Widerstandes. Nur hatte man im Vorgehen keine ausgewählten und befestigten Stellungen zur Verfügung, welche die einzelne Kolonne gegen einen Gegenangriff stützen konnten. Im Gegenteil sprach eher die Stärke der feindlichen

Digitized by Google

Verteidigung, die eine jede von den Angriffskolonnen lange aufhalten konnte, gegen dies Angriffsverfahren im 18. Jahrhundert. Tatsächlich hat in der Schlacht bei Wilhelmsthal die Avantgarde der Franzosen so lange Stand gehalten, daß das Gros unbeschädigt davonkam. Und in der Schlacht bei Torgau wurde der Angriffsflügel Zietens unheilvoll lange vom Gegner hingehalten. Das Größerwerden der Heereszahlen allein hat einen einschränkenden Einfluß auf die Voraussetzungen des Erfolges solcher Operationen auch nicht ausüben können. Auch hier war nur eine Steigerung der Möglichkeiten denkbar. Denn je größer ein Heeresteil ist, um so mehr Kraft hat er in sich, auch einem überlegenen Gegner wenigstens eine Zeitlang standzuhalten. Und darauf kommt es beim Vorrücken getrennter Kolonnen im Falle eines unerwarteten feindlichen Gegenstoßes zum Gelingen der Operation an.

Man sieht: Napoleon konnte den tatsächlichen Verhältnissen nach sogar mit noch mehr Berechtigung als Friedrich der Große in getrennten Kolonnen konzentrisch vorgehen, obwohl er Friedrichs Verhalten aufs schärfste kritisiert hat[8]). Und das Wesentliche ist: Er hat es auch getan! Er hat seine Kräfte häufig genug geteilt, sei es aus rein marschtechnischen Gründen, sei es zur Umfassung, zur Beobachtung oder zur Irreführung des Gegners. Scharnhorst hat deshalb auch seine Verteilung der Kräfte vor der Schlacht bei Marengo in Schutz genommen, indem er darauf hinwies, daß es eben nicht darauf ankomme, gar nicht zu detachieren[9])! Es ist die berühmte Stelle, wo Scharnhorst das viel zitierte Wort geprägt hat: Nie konzentriert stehen — aber sich immer konzentriert schlagen! Es ist von jeher darauf aufmerksam gemacht worden, daß dies Wort im Zusammenhang mit den künstlichen Elementen der Strategie des 18. Jahrhunderts steht[10]). Aber es war deswegen nicht unberechtigt. Es war die Mahnung, eine Tradition nicht zu vergessen, der eine große Zukunft beschieden war. Der verhältnismäßig plumpe „Stoßmethodismus" der Franzosen, wie Clausewitz gesagt hat, mußte überwunden werden. Scharnhorst bekämpfte den Doktrinaris-

[8]) Man sollte deshalb nicht immer wieder Napoleons Schilderung der Feldzüge Friedrichs d. Gr. übersetzen, wie dies soeben geschehen ist. Sie enthält ein Problem, das für ein heutiges allgemeines Publikum nicht ohne weiteres durchsichtig ist und den Nutzen der Lektüre zweifelhaft erscheinen läßt.

[9]) Scharnhorst, Über die Schlacht bei Marengo, in den „Denkwürdigkeiten der Militärischen Gesellschaft", Bd. I (1802), S. 52 ff.

[10]) v. d. Goltz in der Ausgabe der Militärischen Schriften Scharnhorsts („Militärische Klassiker des In- und Auslandes", Bd. II, Berlin 1881), S. 262, Anm. 3, dann Hans Rothfels, Clausewitz: Politik und Krieg, Berlin 1920, S. 53, Anm. 74, neuerdings Mette, a. a. O., S. 116 ff. — Nur nebenbei sei die Bemerkung Mettes, ebda., richtiggestellt, daß das „Getrennt marschieren, vereint schlagen" des Prinzen Wilhelm von 1830 von Reyher stamme: Die Wendung stammt vom Prinzen, nur der Entwurf, zu dem der Prinz die Bemerkung machte, stammt von Reyher!

Digitized by Google

mus der Zeitgenossen, die allzu einseitig den Grundsatz der Zusammenfassung der Kräfte betonten. Aus dem Zusammenhang, in dem das Wort steht, geht deutlich hervor, daß Scharnhorst damit die konzentrische Anlage einer Schlacht gemeint hat. Der Hinweis auf Wilhelmsthal besagt das einwandfrei, und wenn wir diese Erkenntnis in den weiteren Zusammenhang seiner uns sonst bekannten Lehre einreihen, ergibt sich die Bestätigung: In seinen Vorlesungen an der Militär-Akademie hat Scharnhorst gelehrt, daß ein Angriff auf den Feind in der Schlacht sich auf möglichst wenige Punkte beschränken müßte, daß aber auf jeden Fall ein Angriff in Front und Rücken die größten Resultate erziele. Es ist freilich nicht deutlich zu erkennen, wie Scharnhorst einen solchen Idealangriff ausführen will. Er gibt kein „Rezept" dafür. Das einzelne ist eben nach Lage der Dinge einzurichten, wie es der Augenblick erfordert. Dafür gibt es keine allgemeinen Regeln. Aber es kommt im Grunde gar nicht darauf an, ob Scharnhorst sich einen solchen Angriff aus ganz verschiedenen Fronten oder durch einen Umgehungsmarsch in unmittelbarer Nähe des Feindes gedacht haben sollte. Gerade die Frage, ob die eine oder die andere Verfahrensweise am Platze ist, ergibt sich nur aus den Umständen. Der strategisch-operative Grundsatz bleibt allemal derselbe[11]).

Napoleon hat ihn als „Grundsatz" immer abgelehnt. Doch hat er nach ihm gehandelt. Er hat, wenn es die Lage ergab, seine Truppen aus verschiedenen Fronten gegen Front und Rücken des Gegners dirigiert (Castiglione, Berg Tabor, Ulm, Pultusk, Bautzen). Er ist auf Ulm in mehreren Kolonnen um den Feind herummarschiert. Er hat es 1806 gegen Preußen wieder so gemacht, und das ganze berühmte „bataillon carrée" ist am Tage vor der Schlacht eine von Jena über Dornburg bis Naumburg verteilte Truppenmasse, von der ein Teil überhaupt keinen Feind trifft. Im Jahre 1797 tritt er den Vormarsch gegen Wien in zwei voneinander völlig getrennten Kolonnen an, 1800 sucht er allen möglichen Fällen durch Verteilung seiner Korps gerecht zu werden, und 1812 gliedert er seine „Große Armee" wohlüberlegt für den Einmarsch in das weite Rußland.

Doch genug. Man sieht, worauf es ankommt. Zu erwähnen ist aber noch etwas, worin Scharnhorst bereits etwas über seine Zeit hinausgeht, obschon ihm als Artilleristen der Gedanke als solcher aus dem Belagerungskrieg der Vergangenheit nahelag: es ist der Hinweis auf die konzentrische Feuerwirkung, den er bei der Erläuterung der Zweckmäßigkeit einer Umfassungsschlacht gibt[12]). Wie die Feuerwaffen um 1800

[11]) Mette und Schlichting legen allerdings entscheidendes Gewicht auf das „aus verschiedenen Fronten". Eine solche Unterscheidung hat aber nur dann Wert, wenn man das „aus verschiedenen Fronten" von weit her annimmt. Damit aber fallen Torgau und Sedan schon nicht mehr darunter; denn dort werden die „verschiedenen Fronten" erst nahe am Feind gebildet. Im übrigen darüber weiter unten.

[12]) Militärische Schriften, hrsg. von v. d. Goltz, a. a. O., S. 315 und 317.

Digitized by Google

faktisch beschaffen waren, hatte das nur einen sehr bedingten taktischen Wert. Es hätte kaum gelohnt, hierauf als auf ein entscheidendes Element des Sieges hinzuweisen. Indem es Scharnhorst bereits in Rechnung stellt, tut er einen Blick in die Zukunft, die mit der Verbesserung der Feuerwaffen diesem Element allerdings einen sehr wesentlichen Einfluß verschafft hat.

Clausewitz hat das nicht in dem Grade wie Scharnhorst vorausgesehen[13]). Aber er hat eine andere theoretische Erkenntnis formuliert, die auch erst mit jener Entwicklung der Feuerwaffen ihre volle Bedeutung erhalten sollte: Die Erkenntnis von der stärkeren Form der Verteidigung. Auch dies eine Erkenntnis, die zweifellos aus den Erfahrungen des 18. Jahrhunderts abgeleitet war und in die Praxis des Napoleonischen Zeitalters nicht mehr recht zu passen schien, ja in der Folge gerade von den bewußt soldatisch empfindenden Militärschriftstellern bis in unsere Tage heftig bekämpft worden ist. Folgerichtiges Denken mußte schon damals zeigen, daß solche Angriffe auf die Clausewitzsche Lehre unberechtigt waren. Die Erfahrungen aus dem Weltkrieg haben das im vollen Umfange bestätigt. Es war im Grunde auch nur die Besorgnis, der Truppe und dem Heere etwas von dem so notwendigen Angriffselan zu nehmen, wenn man eine Lehre wie die von der stärkeren Form der Verteidigung anerkennen würde. Als ob man auf diese Weise der Wirklichkeit ausweichen konnte! Sie verlangt unerbittlich ihr Recht, und man sollte der Erkenntnis der Wahrheit niemals aus solchen doch nur scheinbar berechtigten Gründen entgegentreten. Es rächt sich immer.

Stellen wir die Frage nach den Änderungen in den Voraussetzungen für die Kriegführung von Napoleon zu Moltke, so ergibt sich als wichtigstes Element eben dies: die Verbesserung der Feuerwaffen. Das ist eigentlich gar kein strategisches oder operatives Element, aber daß es sich auf die Operationen auswirken mußte, ist nach dem eben Angedeuteten schon deutlich, ja es mußte im Fortschreiten der Entwicklung Operation und Schlacht immer enger miteinander in Verbindung bringen. Daneben sind die eigentlich strategischen Änderungen weniger wichtig: nämlich das weitere Anwachsen der Heereszahlen, das freilich nicht erheblich war, ferner die Eisenbahnen und der Telegraph.

Zunächst die Heereszahlen: Friedrich der Große hatte mit Heeren von 100 000 Mann operiert. In die Schlacht traten gewöhnlich wenig mehr als 60 000 Mann, häufig weniger, ein. Napoleon hatte mit Heeren von

[13]) Über Clausewitz' Stellung zu dem Problem des konzentrischen Angriffs kann hier nicht eingehend gehandelt werden: Er wägt das Für und Wider genau ab und kommt zu einer ähnlichen Formulierung wie bei dem Problem „Angriff und Verteidigung". Auf die Entwicklung seiner diesbezüglichen Ansichten habe ich in der Ausgabe von Clausewitz' Strategie von 1804 (Hamburg 1937), S. 87, Anm. 29, und in der Einleitung hinzuweisen versucht.

Digitized by Google

200 000 Mann seine Feldzüge geführt, von denen an den Schlachten selten mehr als 100 000 Mann teilnahmen. Die Machtsteigerung Napoleons nach dem Niederbruch Deutschlands ermöglichte 1812 die „Große Armee" von rund 500 000 Mann, und in den Befreiungskriegen bewegten sich die beiderseitigen Armeen um die gleiche Stärke. Zwischen 300 000 und 500 000 Mann aber liegen auch die Stärken, mit denen Moltke seine Feldzüge geführt hat. Ein großer Unterschied besteht hier also keineswegs. Nur daß das, was früher Höchstzahlen waren, allmählich zur Selbstverständlichkeit geworden war.

Die Eisenbahnen hatten einen ungeheuren Wert für den Aufmarsch zu den Operationen gewonnen. Für den Verlauf der Operationen wurden sie *in ihrer Anlage* bestimmend, dies aber nicht mehr und in anderer Weise als früher die Straßen. Lediglich die für den Aufmarsch nötige Zeit wurde verkürzt. Während der Operationen selbst wurden die Eisenbahnen erst mit längerer Dauer des Krieges und bei großen Entfernungen wichtig, also etwa für die Verbindung räumlich getrennter Kriegsschauplätze (Zweifrontenkrieg: Vorteil für die Operation auf den inneren Linien!), den Nachschub usw. Man kann sagen, daß der Zwang zur Planmäßigkeit des Aufmarsches stärker wurde. An sich aber war eine solche Planmäßigkeit auch schon unter den früheren Bedingungen nicht unnötig, und wenn es Napoleon wie seine Gegner hieran zuweilen haben fehlen lassen, so war das ein Fehler, der daher kam, daß man das Kriegsinstrument des Volksheeres noch nicht hinreichend beherrschen gelernt hatte[14]). Die Eisenbahnen bedingten hier also allenfalls eine gewisse Steigerung, etwas grundsätzlich anderes trat in ihrer Folge nicht in die Erscheinung.

Mit dem Telegraphen war es nicht wesentlich anders. Er ermöglichte in bestimmten Fällen schnelle Befehls- und Nachrichtenübermittlung. Er konnte so die Leitung getrennter Heeresteile erleichtern, sofern sie durch Telegraphenlinien verbunden waren, was aber besonders im Vorrücken zu Beginn der technischen Entwicklung keineswegs die Regel war. Die drahtliche Befehlsübermittlung ist für die Operationen 1866 in der Hauptsache nur für Langensalza und dann 1870 mit zunehmender Dauer des Krieges für die Operationen in den Provinzen von entscheidender Bedeutung gewesen.

Mit diesen Dingen war also nicht etwas so grundsätzlich Neues für die Strategie gegeben, daß Moltke deswegen eine neue Erfindung hätte machen

[14]) Besonders Lettow-Vorbeck weist in seinen Werken „Der Krieg von 1806 und 1807", 4 Bde., Berlin 1891—1896, und „Napoleons Untergang", Bd. I, Berlin 1904, ständig darauf hin. — Nebenbei sei bemerkt, daß das Moltke-Zitat bei Mette, S. 263, „Nur *ein* Fehler" im Aufmarsch könne sich verhängnisvoll auswirken, ungenau ist. Bei Moltke liest man an der fraglichen Stelle nur schlicht und einfach von „einem Fehler" ohne jede Betonung des „ein"!

Digitized by Google

müssen. Nur die Verbesserung der Feuerwaffen hat einen bedeutenderen Einfluß gehabt, der sich auch nachweisen läßt. Indem wir ihm nachgehen, wird von selbst deutlich werden, ob mit dieser Entwicklung sich ein Gegensatz zwischen Napoleon und Moltke ergeben hat.

An sich freilich war, wie schon gesagt, die Idee eines konzentrischen Angriffs mit geteilten Streitkräften nicht neu. Napoleon hatte ihn in der Praxis vorgemacht. Scharnhorst hatte theoretisch auf ihn hingewiesen. Daneben bestand aber als Erbschaft des Napoleonischen Zeitalters der Grundsatz der Konzentration der Kräfte am entscheidenden Punkte, der nach dem Vorbild Jominis und des Imperators selbst von sehr vielen einseitig überspitzt wurde. Im preußischen Generalstab nach den Befreiungskriegen war dieser Grundsatz nicht unbekannt. Vor allem war Krauseneck einer seiner unbedingten Anhänger. So ist es ganz unabhängig von der Frage nach dem Gegensatz zwischen Napoleon und Moltke wichtig, wie Moltke sich in dieser Lage die Freiheit operativen Denkens bewahrt hat.

Moltke ging bezeichnenderweise aus von der Schlacht. Die Kampfhandlung als Ziel und Zweck des Feldzuges bzw. Krieges bot den Ausgangspunkt für seine operativen und theoretischen Erwägungen. Und da stellte er schon früh — vollständig nachweisbar in den Jahren zwischen 1858 und 1865[15]) — fest, daß mit der Verbesserung der Feuerwaffen die Stärke der Verteidigung, die schon Clausewitz gelehrt hatte, beträchtlich gewachsen war, mithin wieder „Positionen" wie im Zeitalter Friedrichs des Großen von Bedeutung sein würden. Die Schwierigkeit des Frontalangriffs auf solche Positionen brachte ihn auf den Gedanken an Flankenangriff und Umfassung. Weiter aber bedingte die Verbesserung der Feuerwaffen, daß eine unmittelbar taktische Umfassungsbewegung, wie sie von jeher nicht ganz einfach gewesen war und bereits im Napoleonischen Zeitalter gewöhnlich mißglückte, nicht mehr anwendbar war, infolgedessen von vornherein zur operativen Umfassung geschritten werden müßte. So stellt es Moltke als Idealfall hin, wenn eine getrennt vorgehende Armee erst am Tage der Schlacht unmittelbar am Feinde auf dem Schlachtfelde selbst vereint wird und dabei im Anmarsch auf Front und Flanke des Gegners trifft. Unterstützt wird diese Betrachtung durch die Erkenntnis von der Notwendigkeit der Trennung oder Gliederung einer zahlenmäßig starken Armee für den einfachen Marsch, die bloße Bewegung, auch ohne weitere damit verbundene operative Absichten: „Die versammelte Armee kann überhaupt nicht mehr marschieren, sie kann nur noch querfeldein bewegt werden. Um zu marschieren, muß sie erst wieder getrennt werden, was angesichts des Gegners

[15]) Die Aufsätze Moltkes über die Verbesserung der Feuerwaffen und über Generalstabsreisen und Marschtiefen in Moltkes Taktisch-Strategischen Aufsätzen 1857 bis 1871, S. 3 ff. und S. 221 ff.

Digitized by Google

eine Gefahr wird. Wenn nun dennoch die Vereinigung aller Streitkräfte zur Schlacht unbedingt geboten ist, so liegt in der Anordnung getrennter Märsche unter Berücksichtigung rechtzeitiger Versammlung das Wesen der Strategie[16])."

Das alles war nun schon zu Napoleons Zeiten nicht wesentlich anders. Nur daß die Leistungsfähigkeit der Feuerwaffen noch nicht mit solchem Nachdruck auf den Flankenangriff hingewiesen hat. Man sieht, es ist eine Entwicklung von schon im Napoleonischen Zeitalter vorhandenen Elementen spürbar.

Mette hat allerdings ähnlich wie Schlichting den Moltkeschen „Grundsatz" der Teilung der Kräfte wesentlich enger gefaßt, um den „Gegensatz" zu Napoleon stärker herauszubekommen. Er hat den Auf- und Anmarsch getrennter Heeresteile von weither aus verschiedenen Fronten gegen den Feind in der Mitte als die Moltke eigentümliche Verfahrensweise hingestellt. Doch liegt darin eine Verkennung Moltkes, wie sie gröber nicht gedacht werden kann, und nirgends läßt sich aus Moltkes eigenen Worten ein Beleg für solche Interpretation finden. Denn ob die von Moltke verlangte „Anordnung getrennter Märsche unter Berücksichtigung rechtzeitiger Vereinigung" aus getrennten Fronten oder anders herzustellen sei, das hat Moltke niemals, weder vor noch nach Königgrätz, in eine „Lehre" gepreßt. Der Sonderfall Königgrätz ist für Moltke stets eine Aushilfe von vielen gewesen, eine aus der Not der Lage, der geographischen Situation erzwungene Maßnahme, keineswegs eine grundsätzliche, geniale Konzeption: „Die Strategie ist ein System der Aushilfen." Mette legt auch diesen Ausspruch willkürlich aus, wenn er von Moltke in der Schlacht bei Nisib sagt: „Schon hier also wußte Moltke, daß Strategie zu einem ‚System von Aushilfen' werden kann[17]), nämlich dann, wenn besondere Umstände besondere Maßnahmen fordern[18])." Das sieht so aus, als ob die Strategie nur unter besonderen Umständen zum System der Aushilfen werden kann, als ob nur unter besonderen Umständen besondere Maßnahmen getroffen werden müßten, als ob unter anderen Umständen die Regel herrscht, als ob „Aushilfe" so etwas wie „Ausnahme" von der Regel bedeutet. Nein, Moltke hat ausdrücklich erklärt: Die Strategie ist ein System der Aushilfen! Nichts von „werden können", nichts von „besonderen Umständen"! Für Moltke ist alles Aushilfe, der Aufmarsch von 1866 ebenso wie die Rechtsschwenkung vor Sedan. Den Aufmarsch in Böhmen 1866 hat Moltke selbst als „die Abhilfe einer ungünstigen aber notwendig gebotenen ursprünglichen Situation" bezeichnet[19]). Das will Mette nicht Wort haben; denn in dieser

[16]) Taktisch-Strategische Aufsätze, S. 237.

[17]) Von mir gesperrt.

[18]) Mette, a. a. O., S. 134.

[19]) In den „Betrachtungen vom Frühjahr 1867 über Konzentrationen im Kriege 1866", deren Inhalt Mette vollständig unberücksichtigt gelassen hat, Moltkes Taktisch-Strategische Aufsätze, a. a. O., S. 279.

Digitized by Google

Bezeichnung liegt die Übereinstimmung mit dem Herbstfeldzug von 1813 klar bewiesen, den Mette als nur aus der geographischen Situation geboren als Vergleichselement mit Königgrätz ablehnt! Auch der Feldzug von 1866 ist nur aus der Situation heraus geboren. Moltke wäre nie auf die Idee gekommen, so etwas zu machen, wenn die Form der Grenzen ihn nicht dazu gezwungen hätte. Und er hat sich deshalb wohl gehütet und später direkt davor gewarnt, aus Königgrätz ein Rezept machen zu wollen[20]). Mette wirft ein, das wäre ein spezieller Fall gewesen[21]). Natürlich war es das. Die taktische Aufgabe, für die Moltke die Lösung von Königgrätz ablehnte, war ein spezieller Fall. Aber Königgrätz war auch ein spezieller Fall, und Moltke ist es nicht eingefallen, ihn in der Weise zu verallgemeinern, wie dies Mette tut. So ist denn auch die Umzingelung bei Sedan nicht aus dem Anmarsch aus verschiedenen Fronten entstanden, sondern Moltke hat die vor der Schlacht nahe zusammengezogenen verschiedenen Kolonnen erst wieder auseinandergezogen, als die Lage das möglich machte.

Fassen wir zusammen: es besteht weder ein Gegensatz noch ein grundsätzlicher Unterschied zwischen der Napoleonischen und Moltkeschen Strategie. Es besteht wohl ein starker persönlicher Unterschied zwischen den Naturen der beiden Feldherren und im Zusammenhang damit auch ein starker Unterschied im Denken beider. Im ganzen ist Moltke der klarere, nüchternere und realistischere. Er hat in seiner klaren Betrachtungsweise die Strategie, die Napoleon zu Sieg und Niederlage geführt hat, weiter gebildet und die technischen Hilfsmittel, die sich ergaben, eingebaut. Damit ist gesagt, daß eine gewisse Entwicklung von Napoleon zu Moltke selbstverständlich ist. Aber die beiden gemeinsame Grundlage ist die gleiche, und — das dürfen wir hier gleich hinzufügen — sie ist die gleiche geblieben bis zum Weltkrieg.

Die Wehrwirtschaft der großen Demokratien.

Von Dr. Paul Osthold, Berlin.

I.

Die Gründe für ihre gemeinsame Behandlung.

Für die gleichzeitige Betrachtung der Wehrwirtschaft verschiedener Länder kann es zunächst einen ganz allgemeinen Anlaß geben. Es kann die Absicht bestehen, sich durch einen Vergleich die besonderen Kennzeichen der Wehrwirtschaftspolitik eines oder mehrerer bestimmter Staaten klarzumachen. Auch wäre es möglich, durch einen solchen Vergleich zur Abstraktion allgemeiner wehrwirtschaftlicher Erkenntnisse oder Forderungen

[20]) Moltke, Taktische Aufgaben 1858—1882, S. 97 f.
[21]) Mette, a. a. O., S. 219.

Digitized by Google

kommen zu wollen. Wenn man aber in der Gegenwart die Wehrwirtschaft Englands, Frankreichs und der Vereinigten Staaten einer einheitlichen Betrachtung unterwirft, dann spricht ohne weiteres die Vermutung dafür, daß es dabei nicht nur um abstrakte Erkenntnisse der Wehrwirtschaftslehre geht, sondern gleichzeitig um Aufschlüsse politischen Charakters. Es gibt mehrere Gründe, die es angezeigt erscheinen lassen, die Wehrwirtschaftspolitik dieser drei großen Demokratien gewissermaßen als einen einheitlichen Vorgang zu betrachten und zu werten:

1. Der erste Grund ist ein geschichtlicher. Im Weltkriege fanden sich im Jahre 1917 die drei Demokratien als Bundesgenossen zusammen, wobei es gleichgültig ist, ob mehr aus der Wurzel gemeinsamer politischer Ideale oder auf der Grundlage gemeinsamer geschäftlicher Interessen. Daß die letzteren dabei auf seiten der Vereinigten Staaten eine größere Rolle gespielt haben als ihre fable convenue von der bedrohten Freiheit Amerikas zugeben will, steht nach den Ermittlungen des Nye-Ausschusses, eines amerikanischen Senatsausschusses, fest. Der ominöse Brief des amerikanischen Botschafters Page in London, den er am 5. März 1917 an den amerikanischen Staatssekretär Lansing richtete, enthält vier Wochen vor dem Eintritt Amerikas in den Krieg den vielsagenden Satz: „Vielleicht ist unser Eintritt in den Krieg die einzige Möglichkeit, unsere bedeutende Handelsstellung zu erhalten und eine Panik abzuwenden." Schon von 1914 an waren die Vereinigten Staaten der Hauptkriegslieferant der Entente gewesen. Von 1914 bis 1916 vervierfachte sich ihre Ausfuhr an die alliierten Mächte, veranderthalbfachte sich ihre Ausfuhr an die Neutralen und erlitt die Ausfuhr an die Mittelmächte einen Rückgang bis auf Einhundertstel. Der Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg brachte daher nur eine Steigerung dieser Entwicklung, aber — abgesehen von dem Einsatz von Truppen und von der Ablösung der Barzahlungen der Alliierten durch die Inanspruchnahme von Krediten — nichts Neues. Im ganzen war es diese zwiefache Form der Teilnahme der Vereinigten Staaten am Kriege, welche einmal die Entscheidung gegen die Mittelmächte herbeiführte, die sodann aber auch jenen Wandel in der Wirtschaftsstruktur der Vereinigten Staaten hervorrief, für dessen bisherige Unverdaulichkeit die 11 Millionen Arbeitslose in Amerika ein lebendiger Beweis sind. Ein paar Zahlen zur Illustrierung: 1909 bis 1914 betrug der Ausfuhrüberschuß von USA. 3 Mrd. $; 1915 bis 1920 dagegen 20 Mrd. $. Aus dieser Zusammenarbeit der drei Demokratien entwickelte sich eine ganze Anzahl gemeinsamer Organe zum Einkauf und zur Verteilung von Rohstoffen, Nahrungsmitteln und Schiffsraum. Die Erfahrungen mit diesen Organen liegen aktenmäßig fest und würden gegebenenfalls jederzeit den Ansatzpunkt für den Neuaufbau ähnlicher Organe abgeben können.

Digitized by Google

2. Der zweite Grund, der die einheitliche Behandlung der Wehrwirtschaft der großen Demokratien rechtfertigt, ist ein staatsrechtlicher. Denn was ist Wehrwirtschaft? Nichts anderes als die umfassende Vorbereitung der Kriegswirtschaft im Frieden. Die Kriegswirtschaft in der wahrscheinlichen Mächtekonstellation mit ihren Bedürfnissen und ihren Bedingungen ist die Norm, nach der die Einrichtungen der Friedenswirtschaft entweder ausgerichtet oder aber im Hinblick auf welche sie ergänzt werden. Kriegswirtschaft bedeutet einen plötzlichen und ungemein gewaltsamen Strukturwandel der Wirtschaft. Der spontane Friedensbedarf bricht plötzlich ab; der Kriegsbedarf, in erster Linie der Bedarf des kriegführenden Staates, tritt an seine Stelle. Die Mobilmachung der Nation wirft gleichzeitig die soziale Struktur um. Eine völlig veränderte Bedarfslage und ein wesentlich gewandelter Vorrat an zur Verfügung stehenden Arbeitskräften bedingen ein unbegrenztes Eingriffsrecht des Staates. Auf die alten Palladien des 19. Jahrhunderts, auf das persönliche Eigentum und die Grundrechte des Bürgers, kann keine Rücksicht mehr genommen werden. Die Kriegswirtschaft stellt dar die absolute Diktatur der Zweckhaftigkeit und zerreißt alle gewachsenen sozialen Gebilde. Unter diesen Gesichtspunkten bietet natürlich die wehrwirtschaftliche Vorbereitung liberalen Staaten besonders schwere Aufgaben. Denn diese fußen ideenpolitisch auf Eigentum und Persönlichkeit und sind in ihrer Regierungsführung praktisch von der Zustimmung derjenigen abhängig, die im Kriege völlig, im Rahmen der wehrwirtschaftlichen Vorbereitungen weitgehend auf Rechte verzichten sollen, für die ihre Großväter noch Kriege geführt und Revolutionen gemacht haben.

Dabei muß aber von vornherein bemerkt werden, daß sich auch die liberalen Staaten den Bedürfnissen des Hochindustrialismus nicht haben entziehen können, die eine verstärkte Staatstätigkeit zur Regelung der sozialen Beziehungen innerhalb des eigenen Landes und zur wirtschaftlichen Interessenwahrung nach außen erzwungen haben. Diese Entwicklung ist schon in den letzten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts in Gang gekommen und hat nach dem Weltkriege überall eine wesentliche Beschleunigung erfahren, weil dieser das alte Gleichgewicht zwischen den nationalen Wirtschaftssystemen der Vorkriegszeit von Grund auf zerstörte. Sie hat auch in den großen Demokratien dazu geführt, daß der Staat jeweils die Bewegungsfreiheit des Individuums mit einer Hypothek an Gemeinschaftsverpflichtungen hat belasten müssen, die noch vor wenigen Jahrzehnten unvorstellbar war.

3. Der dritte Grund für die einheitliche Behandlung der Wehrwirtschaft der großen Demokratien ist ein politischer. Die Vereinigten Staaten stehen unter der Führung Roosevelts im Begriff, die Neutralitätspolitik, die das Ergebnis ihrer Weltkriegsenttäuschungen war, aufzugeben und

Digitized by Google

sich mit den westeuropäischen Demokratien solidarisch zu erklären. Am stärksten kommt diese Wandlung in dem Änderungsantrag Roosevelts zum Neutralitätsgesetz zum Ausdruck, das erst 1937 als Frucht der bis dahin betriebenen Neutralitätspolitik — no entanglements — in Kraft getreten ist. Dieses Gesetz stellt es in das Ermessen des Präsidenten, bei einem Konflikt zwischen irgendwelchen Mächten festzustellen, daß der Krieg ausgebrochen sei, worauf dann eine Ausfuhr an listenmäßig festgelegtem Kriegsmaterial nicht mehr stattfinden darf. Es sieht weiter vor, daß Waren, die nicht Kriegsmaterial im Sinne des Gesetzes sind, von den Kriegführenden zwar gekauft werden können, aber bar bezahlt werden müssen (cash-Klausel). Der Präsident kann außerdem eine Liste von Waren aufstellen, die nur auf eigenen Schiffen der Käuferstaaten abtransportiert werden dürfen (carry-Klausel). Eine Ausnahme von dieser Generalregelung sollte auf Grund der Monroe-Doktrin nur zugunsten von Nachbarn, besonders Kanada, gemacht werden. Wenn das Gesetz weiter die Vorschrift enthält, daß die Gewährung von Anleihen an kriegführende Mächte verboten ist, dann ist das die Folge der Tatsache, daß die Vereinigten Staaten vom Weltkriege her gegenwärtig noch über unbefriedigte Schuldtitel im Betrage von über 12 Mrd. $ verfügen, mit deren Einlösung nicht mehr zu rechnen ist. Nunmehr bemüht sich Roosevelt darum, diese Pflicht zur unbedingten Neutralität abzuschütteln und das Recht auf Unterstützung der „angegriffenen Mächte" an ihre Stelle zu setzen. Diese Umstellung der amerikanischen Außenpolitik versucht Roosevelt nicht nur für das eigene Land durchzusetzen, sondern für den ganzen amerikanischen Kontinent. Stand daher die panamerikanische Konferenz von Buenos Aires im Dezember 1936 noch völlig im Zeichen einer Art kontinentalen Neutralitätsgedankens, dann versuchten die Vereinigten Staaten im Dezember 1938 in Lima die südamerikanischen Staaten auf ihre neue Haltung der Interventionsbereitschaft umzuschalten, was im wesentlichen nicht gelang. Dieser Wandel der außenpolitischen Richtung in USA. fand im vergangenen und in diesem Jahre wiederholt in Kundgebungen Roosevelts und seiner engsten Mitarbeiter Ausdruck. Sie führte u. a. praktisch zu einer grundsätzlichen Unfreundlichkeit gegen Deutschland, dessen Handel weitgehend boykottiert wird. Sie führte weiter zur Nichtverlängerung des Schiffahrts-Freundschafts- und Handelsvertrages mit Italien im Dezember 1937 und vor wenigen Wochen zu dem Beschluß, die Lieferung von Kriegsmaterial an Japan einzustellen. Damit tritt der grundsätzlich gegen die autoritäten Staaten gerichtete Charakter der amerikanischen Außenpolitik unmißverständlich hervor. Er wurde durch die Botschaft Roosevelts an dem Anfang Januar zusammengetretenen 67. Kongreß neu bestätigt. In dieser Botschaft heißt es: „Überall um uns rasen unerklärte Kriege, militärische und wirtschaftliche. Überall um uns wachsen Rüstungen, mili-

Digitized by Google

tärische und wirtschaftliche, in immer tödlicherer Form empor. Überall um uns drohen neue Angriffe, militärische und wirtschaftliche. Stürme von außen bedrohen direkt die drei Einrichtungen, die den Amerikanern jetzt und immer unentbehrlich sind. Die erste ist die Religion. Die Religion ist die Quelle der anderen beiden: der Demokratie und des internationalen guten Willens. Wir wissen, was uns in den Vereinigten Staaten passieren müßte, wenn die neuen Philosophien der Gewalt die anderen Kontinente erfassen und in unseren eigenen einfallen würden. Wir können nicht weniger als andere Nationen es uns leisten, durch Feinde unseres Glaubens und unserer Menschlichkeit umgeben zu sein. Glücklich daher, daß wir in dieser westlichen Hemisphäre unter dem gemeinsamen Ideal einer demokratischen Regierung eine reiche Vielfältigkeit an Hilfsmitteln und Menschen haben, die im gegenseitigen Respekt für den Frieden zusammenarbeiten." Das Bild rundet sich ab, wenn man an das Wort denkt, das Roosevelt im Militärpolitischen Ausschuß des Senates am 1. Februar prägte, wonach er bereit sei, außer der Teilnahme am Kriege aber auch alles zu tun, um die Demokratien in Europa bei irgendeinem Konflikt mit den Diktaturen zu unterstützen. Bei der offensichtlich unvermeidlichen Auseinandersetzung (show-down) zwischen der Demokratie und den Diktaturen wäre Frankreich als die tatsächliche Grenze Amerikas anzusehen. Roosevelt hat dieses Wort später dementieren lassen; aber ob wahr oder nicht, es bildet auf alle Fälle eine gute Formel für den Sinn der augenblicklichen amtlichen Außenpolitik Amerikas.

Bei der Würdigung dieser Entwicklung, des Zusammenrückens also der drei großen Demokratien, muß man sich vor einem Fehler hüten: vor der Unterschätzung der dabei mitsprechenden echten geistigen und moralischen Triebkräfte. Sowohl in England wie auch in Frankreich und in den Vereinigten Staaten sind es große, den Menschen dieser Länder teure Traditionen der Politik und des Geistes, denen die Geschichte ein liberales Gepräge gegeben hat. Es ist vielleicht kein Zufall, daß z. B. in England gerade die großen Reform-Kriegsminister liberale Politiker waren, wie Cardwell, der die Heeresreform von 1872 durchführte, Haldane, der sieben Jahre vor dem Weltkriege die Territorialarmee begründete, und Hore-Belisha, der die jüngste Umgestaltung der englischen Armee veranlaßte und an den wehrpolitischen Vorbereitungen Englands in der Gegenwart einen entscheidenden Anteil hat. Wenn wir daher auch in diesen Ländern beobachten, daß auch sie sich der Notwendigkeit nicht entziehen können, das nationale Leben stärker als früher — besonders aber in Hinsicht auf die Wehrwirtschaft — vom Staate her durchzuordnen, dann versuchen sie doch, das Notwendige zu tun, ohne ihren alten Schatz an nationaler Tradition aufzugeben. Roosevelt als Schöpfer des New Deal drückte das für Amerika so aus: „Niemals gab es in unserer Geschichte sechs Jahre so weit gespannter

Digitized by Google

Bereitschaft. Und all das ist ohne die Vollmacht eines Diktators zu befehlen getan worden, ohne die Konskription der Arbeit, ohne die Konfiskation des Kapitals, ohne Konzentrationslager und ohne die geringste Beeinträchtigung des freien Worts, der Pressefreiheit oder des Restes der Bill of Rights." In Frankreich machen gegenwärtig Daladier und Reynaud — im Augenblick mit Erfolg — den Versuch, ihr Volk aus seiner völlig verfahrenen Lage, gestützt auf die Überlieferung des französischen Liberalismus, herauszuführen. Daß das nicht rein stimmungsmäßig erfolgt, sondern auf Grund bewußter politischer, nicht zuletzt außenpolitischer Überlegungen, ist sicher. Als im Herbst 1936 das Dreier-Abkommen zwischen Frankreich, England und Amerika zum Schutz ihrer Währungen abgeschlossen wurde, da wandte sich Bonnet gegen die Einführung einer Devisenzwangswirtschaft mit dem Worte: „Dans cette bataille (gegen den Sturz des Franken) c'est la paix elle-meme et toute la conduite de notre politique extérieure qui risquent d'être mise en cause." Als im November der französische Finanzminister Marchandeau, der die Economie Orientée vertrat, zugunsten des liberalen Rettungsversuchs durch Raynaud mit diesem das Ministerium austauschte, da war es genau der gleiche Grund, der mit diesem Worte Bonnets gekennzeichnet wird: Die ideenmäßige und politische Übereinstimmung mit England und Amerika verlangte auch die liberale Währungspolitik und umgekehrt.

Unstreitig dürfte unter den drei großen Demokratien England dasjenige Land sein, in dem die Wirtschaft heute am stärksten entweder durch den Staat direkt, oder aber nach vom Staate gegebenen Direktiven durchgeordnet ist und wird. Das Entscheidende dabei bleibt daher, daß England trotz dieser umfassenden Organisationstätigkeit bis jetzt jedenfalls nirgendwo den Urgrund seiner liberalen nationalen Überlieferungen aufgegeben hat. Englands Wirtschaftsführung ist heute in ihrer Gesamtheit ungemein stark auf wehrwirtschaftliche Rücksichten abgestimmt, aber diese Wehrwirtschaft ist nach wie vor eine kooperative Wehrwirtschaft, eine Wehrwirtschaft, die den freiwilligen Entschluß aller Beteiligten an den Anfang des gemeinsamen Werkes setzt.

Für den Kenner der staatsrechtlichen Überlieferungen in den großen Demokratien bedeutet diese Haltung keine Überraschung. Man darf nicht vergessen, daß die der Demokratie zugrunde liegende Lehre vom Gesellschaftsvertrag nicht nur das Element der unantastbaren Grundrechte des Individuums enthält, sondern auch die Belastung des Individuums mit Pflichten, die sich aus den Erhaltungsbedürfnissen der vereinbarten Gemeinschaft ergibt. In großer Linie hat daher, insbesondere in England und den Vereinigten Staaten, die politische Entwicklung und die Rechtsprechung des höchsten Gerichtes dazu geführt, den ursprünglich als absolut betrachteten Spielraum des Individuums von der staatlichen Gemeinschaft

Digitized by Google

her immer stärker einzuschnüren, ohne jedoch dabei die Grundposition der Achtung vor den Rechten der Einzelpersönlichkeit preiszugeben. Es ist nicht zu bestreiten, daß, wenn es den Demokratien gelänge, bei voller Aufrechterhaltung dieses Gegenspiels von Gemeinschaftsverpflichtung und Individualrechten die großen staatlichen Ordnungsaufgaben der Gegenwart und Zukunft zu lösen, das eine gewaltige Leistung darstellen würde.

Aber für die Bedeutsamkeit des ideenpolitischen Elementes in diesem Zusammenhang läßt sich noch ein weiteres Wort sagen: Es gibt seit der französischen Revolution kein großes Volk, das seiner Außenpolitik nicht die Grundlage bestimmter großer politischer Ideen zu geben versuchte. Das ist das natürliche Ergebnis der Tatsache, daß seit dieser Zeit die Völker selbst in erhöhtem Maße zu politischen Mitspielern geworden sind. Die demokratische Idee ist politisch die entscheidende Idee des 19. Jahrhunderts gewesen, die in diesen Jahrzehnten eine demiurgische Kraft gehabt hat. Für England, Frankreich und die Vereinigten Staaten bot sie die Plattform, von der aus diese Mächte ihre Ansprüche auf Weltgeltung vertraten. Im Weltkriege brachen die nichtdemokratischen monarchischen Großmächte diesseits und jenseits des Grabens nicht zuletzt deswegen zusammen, weil sie in dem gleichzeitig ausgefochtenen Kampf der politischen Ideen keine Parole aufzustellen vermochten, die damals bei den Massen von gleich zündender Kraft gewesen wäre. Dabei muß man sich darüber klar sein, daß die Demokratien in diesem Streite der Ideen schon rein psychologisch im Vorteile waren, weil sie sich aus Forderungen herleiten, die den ganzen Weg der Menschheit in der Form leicht faßlicher Vulgärphilosophien begleitet haben. Die unbestreitbaren Vorzüge der autoritären Staaten aber ist immer nur geschichtlich, d. h. empirisch, zu begründen. Die Anerkennung dieser Gründe setzt aber eine Urteilskraft voraus, über die bei allen Völkern eben nur Minderheiten zu verfügen pflegen. Man wird also damit rechnen dürfen, daß schon aus diesem gemeinsamen Interesse an der Erhaltung der gemeinsamen ideenpolitischen Plattform für ihre Weltgeltung das Zusammengehen der großen Demokratien in der Politik und in der Wehrwirtschaft ein tief begründetes ist, das nicht so leicht preiszugeben wäre.

II.

Die Wehrwirtschaftspolitik der großen Demokratien.

Wenn wir uns nunmehr der Wehrwirtschaftspolitik der großen Demokratien zuwenden, dann stellen wir fest, daß sie dabei einmal eine gemeinsame Ausgangsstellung, dann aber auch verschiedene Ausgangspositionen haben. Die gemeinsame Ausgangsstellung liegt, wie schon erwähnt, in ihrer staatsrechtlichen Konstruktion, wobei wegen der starken Stellung der Regierungsexekutive die Vereinigten Staaten und England näher beiein-

Digitized by Google

anderstehen als die ausgeprägtere Parteien-Demokratie Frankreichs. Im Hinblick auf den Weltkrieg läßt sich von vornherein feststellen, daß die staatsrechtliche Konstruktion der großen Demokratien nicht verhindert hat, daß der Staat eine ausreichende zentrale und genügend einflußreiche Stellung entwickelte, um die Kriegswirtschaft auszubauen und zu führen. Das gilt naturgemäß am meisten für Frankreich und England, die eben schon drei Jahre vor den Vereinigten Staaten Kriegsteilnehmer waren. England sicherte seiner Regierung durch den Ausbau des Reichsverteidigungsgesetzes vom August 1914 schon im März 1916 all die Vollmachten, die sie brauchte, um eine leistungsfähige Kriegswirtschaft durchzuführen. In Frankreich war die Entwicklung umständlicher und kam erst im Februar 1918 zu dem gleichen Ergebnis. In den Vereinigten Staaten ging damals die Kontrolle und Nutzbarmachung der wirtschaftlichen Hilfsquellen für die Kriegführung durch den Nationalen Verteidigungsausschuß auf das Gesetz vom 29. August 1916 zurück. Wenn die Vereinigten Staaten trotzdem in der Organisation ihrer Kriegswirtschaft nicht den gleichen Erfolg erzielten wie England und Frankreich, dann einfach deswegen, weil ihre aktive Teilnahme am Kriege auf anderthalb Jahre beschränkt blieb, ihnen somit die Zeit fehlte, die gesetzgeberischen und organisatorischen Folgerungen aus den ersten Erfahrungen der Kriegswirtschaft zu ziehen.

Die Erinnerung an diese Weltkriegserfahrungen ist an dieser Stelle deswegen wichtig, weil sie es sind, die heute bei den wehrwirtschaftlichen Vorbereitungen der Demokratien weitgehend ausgewertet werden. Man kann dort fast in jedem einzelnen Fall das Vorbild für eine bestimmte wehrwirtschaftliche Einrichtung in den analogen Einrichtungen der Weltkriegszeit finden, wobei allerdings vielfach bewußte Abweichungen vorgenommen werden, um die Fehler aus der Weltkriegswirtschaft zu vermeiden. Ein Beispiel hierfür wäre etwa der Aufbau einer zentralen Ernährungssicherung in England im Gegensatz zu der verhältnismäßig uneinheitlichen Ernährungssicherung während des Weltkrieges. Mit den mangelnden Leistungen der amerikanischen Weltkriegswirtschaft auf dem eigentlichen Gebiete der Waffenherstellung begründete Roosevelt in seiner Finanzbotschaft vom 12. 1. 39 die geforderten umfassenden wehrwirtschaftlichen Vorbereitungen der Vereinigten Staaten. Er erinnerte daran, daß selbst bis zum Herbst 1918 die amerikanischen Armeen in Frankreich sich nahezu ausschließlich französischer oder britischer Artillerie und Flugzeuge bedienen mußten.

Heute herrscht daher in den demokratischen Ländern auch allgemein die Erkenntis vor, daß größere Kriege mit absoluter Notwendigkeit zu einer totalen Form der Wirtschaftsführung treiben müssen. Es war Hoover, der kürzlich in seiner Kritik an der Politik Roosevelts feststellte, daß es am Ende eines großen Krieges nur totale Staaten geben würde. Das ist richtig,

Digitized by Google

weil große Kriege, die zum Einsatz des ganzen Volkes über längere Zeit führen, heute die soziale Struktur der Friedenszeit zerstören müssen, das um so mehr, als in der Gegenwart keine Großmacht mehr einen Krieg ohne wesentliche Veränderung der Währungsverhältnisse führen kann. Dieser Vorgang — allgemein von nicht abzusehender Bedeutung — ist aber für die Demokratien von besonders schicksalhaftem Gewicht, weil ein gewisses soziales Gleichgewicht — auf lange Sicht — die unentbehrliche Voraussetzung für die Einheit in den letzten Idealen und Wertmaßstäben des Volkes bildet, von der die Funktionsfähigkeit jeder auf öffentliche Aussprache und Abstimmung aufgebauten Demokratie abhängt. Das klassische Beispiel für die Erfüllung dieser Vorbedingung bietet bis zum heutigen Tage England. Das klassische Gegenbeispiel die deutsche Demokratie von 1932.

Nunmehr kommen wir zu den ungleichen Ausgangspunkten der Wehrwirtschaft in den Demokratien. Sie liegen in der Unterschiedlichkeit ihrer strategischen Lage und in ihrer verschiedenen volkswirtschaftlichen Struktur. Betrachten wir die erstere: Frankreich und England sind unmittelbar Bestandteile des europäischen Gefahrenherdes. Ein Krieg, der unter Einbeziehung der europäischen Großmächte durchgeführt würde, müßte beide vom ersten Tage an voll erfassen. Daher besteht für das gesamte wehrpolitische Bereitschaftssystem beider Länder die Notwendigkeit, für die Durchführung ihrer strategischen Planungen vom ersten Tage an mit höchster militärischer und wirtschaftlicher Schlagkraft bereit zu sein. Dabei gibt bei Frankreich den Ausschlag, daß es in erster Linie kontinentale Militärmacht, bei England, daß es in erster Linie imperiale Seemacht ist. Freilich ist das eine etwas vereinfachende Formulierung. Für Frankreich führte Daladier am 28. März 1938 in der Kammer aus: „Für Frankreich ist das militärische Problem sehr komplex. Gleichzeitig Kolonialmacht wie England, Mittelmeermacht wie Italien und Kontinentalmacht wie Deutschland muß es wissen, daß es während der ersten Wochen eines etwaigen Krieges keine Hilfe von irgendeiner Seite zu erwarten hat." Die Vereinigten Staaten dagegen liegen weit vom Schuß. All den Tiraden Roosevelts zum Trotz können sie weder vom eigenen Kontinent noch von Europa oder Asien her irgendwie vital bedroht werden. Sie haben unter allen Umständen — Zeit. Ihre Vorbereitungen waren daher mit dem Nachdruck auf die Flotte bisher auch weniger umfassend und werden es auch in absehbarer Zeit bleiben. Dafür mag Ausdruck der Umfang der für die gesamte Wehrpolitik eingesetzten Mittel sein. Was die englischen Zahlen angeht, so wird bei ihnen im Finanzjahr 1939/40 eine nicht unwesentliche Verschiebung eintreten, da die Rüstungsausgaben in diesem Jahre auf 580 Mill. £ erhöht werden; eine Summe, die im Rahmen eines staatlichen Finanzbedarfs von insgesamt rund 1250 Mill. £ stehen wird.

Digitized by Google

Bedeutung der Rüstungsausgaben in Milliarden.

	1. Volkseinkommen	2. Staatsausgaben	3. Rüstungsausgaben 1938/39
USA. . . . . $	60	9,5	1,3 von 1. 2,1 v. H. von 2. 13,7 "
Großbritanien mit Nordirland . . . £	5	1,1	0,38 von 1. 7,6 v. H. von 2. 34,5 "
Frankreich*) . . . Fr.	250	101	40,0 von 1. 16 v. H. von 2. 39,6 "

*) Für 1939.

Werfen wir nunmehr einen Blick auf die grundlegenden volkswirtschaftlichen Vorbedingungen der drei betrachteten Wehrwirtschaftssysteme, dann ergeben sich ebenfalls Unterschiedlichkeiten von einer großen Bedeutung. Am ausgeprägtesten ist die Sonderstellung bei England. Das Inselreich ist für seine Versorgung mit Rohstoffen und Nahrungsmitteln zu 70 v. H. von der Zufuhr abhängig. Die ganze Sorge Englands muß darauf gerichtet sein, diese Zufuhr aufrechtzuerhalten. Daher seine Flottenpolitik zur machtpolitischen Sicherung der Zufahrtsstraßen, daher seine Exportpflege, wodurch zwischen 55 und 60 v. H. der Einfuhr gedeckt werden, daher endlich seine Kapitalausleihungen und eifersüchtige Überwachung der Entwicklung seiner Handelsflotte, da die übrigen 45 v. H. der Zufuhr aus Dienstleistungen und Kapitalerträgen gedeckt werden müssen. Selbst im Weltkriege gelang es England, noch 52 v. H. seiner gewaltigen Kriegseinfuhr durch Warenausfuhr zu decken. Dieser Zusammenhang ist für die englische Wehrwirtschaftspolitik vital. England, außerstande, aus dem eigenen Boden auch nur die kleinere Hälfte seines Bedarfes an Rohstoffen und Nahrungsmitteln zu decken, muß die Sicherung der Zufuhr an diesen durch eine entsprechende politische Ausrichtung und Sicherung seiner Welthandelsbeziehungen erreichen. Aus diesem Grunde verbietet sich für England jedes Autarkieprogramm, absoluter oder relativer Art. Daher auch nur ein mäßiger Agrarschutz und beispielsweise der Verzicht etwa nach dem Vorbild Deutschlands, seine eigenen gewaltigen Kohlenvorräte durch Hydrierung oder Verschwelung in den Dienst der eigenen Treibstoffversorgung zu stellen. Englands gesamte Wehrwirtschaftspolitik ist daher aus Rücksicht auf seinen Außenhandel und auf seine internationale finanzpolitische Stellung an die Notwendigkeit gebunden, das Preisgefüge im Lande in Ordnung, d. h. auf dem Weltmarkte konkurrenzfähig zu erhalten. England

Digitized by Google

hat als Lieferant und Kunde eine starke Stellung in den nordeuropäischen und südamerikanischen Ländern. Im Jahre 1937 übernahm es 51 v. H. der dänischen Ausfuhr, 45 v. H. der finnischen, 29 v. H. der norwegischen und 23 v. H. der schwedischen. Immerhin wird es vom Verlauf des Krieges abhängig sein, wieweit die nordeuropäischen Staaten Lieferanten von Fetten, Holz und Erzen bleiben. Sicherer dagegen, in der Gegenwart unbedingt sicher, ist die Stellung der Empirestaaten, die es durch das System der Ottawa-Verträge wirtschaftlich an sich gebunden hat. Freilich bedeutet — das Funktionieren des Empiresystems vorausgesetzt — dieses bei weitem noch keine Empireautarkie auch nur in den wichtigsten Rohstoffen, besonders den Mineralien. England bleibt auch bei voller Unterstützung durch das Empire u. a. in mehr oder weniger nennenswertem Maße von der Zufuhr abhängig, bei Eisenerz, Bauxit, Schwefelkies, Phosphat, Magnesit, Uran und Radiumverbindungen, Wismuterz, besonders Erdöl, Quecksilber, Antimon, Molybdänerz, Schwefel, Kalisalz und Borsalz. Die Stärke der gesamtbritischen Bergwirtschaft liegt in der reichen Ausstattung mit Edel- und Buntmetallen, darunter vor allem einem Überfluß an Zinn und Nickel.

Eine zusätzliche Sicherung von ungemeiner Bedeutung hat sich England im letzten November durch die Handelsverträge geschaffen, die zwischen ihm und Kanada einerseits und den Vereinigten Staaten andererseits abgeschlossen worden sind. Wenn in der amtlichen amerikanischen Denkschrift über die Bedeutung dieser Verträge auch betont wird, daß sie im Sinne des Trade Agreements Act 1934 in erster Linie zur Ausdehnung des Welthandels und zur Liberalisierung seiner Methoden dienen sollen, dann ist sich doch alle Welt darüber einig, daß der Abschluß dieser Verträge von ungemein großer politischer und insbesondere wehrwirtschaftlicher Bedeutung ist. Die wichtigsten Konzessionen, die dabei England gemacht hat, sind die Abschaffung der Zölle auf Weizen, Speck, Grapefruit in Büchsen und Fruchtsoßen, Zollsenkungen auf Reis, Äpfel, Birnen und Früchte in Büchsen und eine Erweiterung der zugelassenen Kontingente von amerikanischem Schinken, wobei die Zollfreiheit der Einfuhr von Schinken und anderen Produkten aus Schweinefleisch, von Mais und Baumwolle gesichert ist. Der Wert der von diesen Konzessionen betroffenen Produkte betrug 1937 261 Mill. $. Die Konzession der Vereinigten Staaten betreffen Zollsenkungen bzw. -bindungen für Textilien, Fertigwaren und Metalle aus England und seinen Kolonien. Der Wert der hiervon erfaßten Wareneinfuhr betrug 1937 141 Mill. $.

Man kann also sagen, daß zahlreiche Fertigwaren und Rohstoffe aus England und seinen Kolonien für die Vereinigten Staaten verbilligt werden, wohingegen für die Erzeugnisse der amerikanischen Landwirtschaft der britische Markt geöffnet wird. Im Verhältnis zu Kanada senkten die

Digitized by Google

Vereinigten Staaten u. a. die Zölle auf Nickel, Zink, Aluminium und Kadmium, wohingegen Kanada das gleiche für die Zölle auf Aluminium, Stahlwaren, Dieselmotoren, Flugzeuge, Flugzeugteile usw. tat. Es ist offensichtlich, daß es dabei zwischen Kanada und USA. zu einer engen rüstungswirtschaftlichen Symbiose kommen soll. Das schlagendste Licht auf die wehrpolitische Bedeutung dieser Verträge werfen aber die Abmachungen, die nicht in ihnen selbst, sondern in dem Notenwechsel enthalten sind, mit dem der amerikanische Staatssekretär Hull und der britische Botschafter in Washington, Sir Ronald Lindsay, den Vertragsabschluß begleiteten. Danach verpflichten sich England und Amerika jederzeit zur verständnisvollen Berücksichtigung von Wünschen, welche sie in bezug auf den Zugang zu Rohstoffen (Questions concerning access to rawmaterials) haben. In einem anderen Brief von Lindsay an Hull übernimmt England die Verpflichtung, auf die Mitglieder des Internationalen Gummikartells einzuwirken, daß die Ausfuhr von Gummipflanzen an Länder, die nicht Mitglieder des Kartells sind, gestattet wird. Die Kartellsatzung soll entsprechend geändert werden. Man kann daher sagen, daß damit in den langen Rohstoffstreitigkeiten, die 1908 mit der Einführung eines prohibitiven Ausfuhrzolles auf Zinnerze in Britisch-Malaya zwischen England und Amerika begannen, ein endgültiger und formaler Friedensschluß zustande gekommen ist. Der Zusammenklang zwischen England und Frankreich in Fragen der Versorgung besteht aber ohnehin. Die englisch-französische Solidarität ist bedingungs- und einschränkungslos. Der Besuch von Daladier und Bonnet in London führte im April 1938 zu einem Beschluß, daß zwischen Frankreich und England Verabredungen für den gemeinsamen Einkauf von Rüstungsmaterial und Rohstoffen getroffen werden sollten. Infolgedessen kam es im Februar 1939 zu einer gemeinsamen Konferenz von Sachverständigen beider Völker in London, die zu engerer rüstungswirtschaftlicher Zusammenarbeit führte.

Frankreich kommt aus anderen Gründen zu einer ähnlichen Politik. Die Ernährung wäre in Frankreich an sich zu 100 v. H. aus eigener Scholle zu decken; aber in Frankreich ist es der Mangel an Menschen, der die volle Ausnutzung dieses natürlichen Vorteils im Kriege verhindert. Frankreichs Getreideernten sanken daher im Weltkriege noch stärker als in Deutschland. Die Getreideernte von 1917 betrug nur 42 v. H. derjenigen von 1913. Frankreich muß sich daher die Möglichkeit offen halten, in einem größeren Kriege, der seine gesamte Volkskraft in Anspruch nimmt, Nahrungsmittel, wie auch schon im Weltkriege, einzuführen. Hinzu kommt, daß es auch in seiner Versorgung mit Rohstoffen absolut von der Zufuhr abhängig ist. Das gilt sowohl für die Mineralien wie auch für die Textilien. Die entscheidende rüstungswirtschaftliche Schwäche Frankreichs liegt in seiner unzu-

Digitized by Google

reichenden Ausstattung mit Kohle und im Mangel an Erdöl und Buntmetallen, wozu noch das Fehlen von Manganerz und Stahlveredelungsmetallen hinzu kommt. In der Septemberkrise 1938 erließ Frankreich daher umfangreiche Ausfuhrverbote. Die Auswahl der davon betroffenen Waren ist aufschlußreich. Neben Textilrohstoffen wie Wolle, Rohseide, Baumwolle, Flachs, Leinen, Jute, Sisal, waren es vor allem Metalle, Chemikalien, Medikamente und sanitäre Artikel, Kautschuk, bestimmte Hölzer, optische und feinmechanische Instrumente.

Das französische Empire, durch Präferenzen an das Mutterland gebunden, bietet für diesen Mangel des Mutterlandes keinen Ausgleich. An der Rohstoffzufuhr Frankreichs waren die französischen Kolonien im Jahre 1938 nur mit 11 v. H., im Jahre 1937 mit ebenfalls 11 v. H. und 1935 mit 10 v. H. beteiligt. Allein an Nickel, Chromerz, Graphit, Glimmer und Phosphaten liefert das französische Kolonialreich dem Mutterlande entscheidende Anteile. Sonst sind es in erster Linie Nahrungsmittel, die das französische Kolonialreich ans Mutterland liefert. Es war an der Einfuhr von Nahrungsmitteln 1938 mit 74 v. H., 1937 mit 68 v. H. und 1935 mit 82 v. H. beteiligt. Unter diesen Umständen bleibt für Frankreich die Pflege eines umfassenden Außenhandels, insbesondere nach den politisch gesicherten Bereichen Englands, seines Empires und der Vereinigten Staaten auch wehrwirtschaftlich eine Lebensnotwendigkeit. Die Zielstrebigkeit, mit der Frankreich an der Aufrechterhaltung und Verstärkung seines Goldschatzes arbeitet, dient ebenfalls der Bereitstellung von Zahlungsmitteln für die im Kriege unentbehrliche Zufuhr an Rohstoffen, Nahrungsmitteln und — Menschen.

Zu dem Problem der Menschenbeschaffung für eine etwaige französische Kriegswirtschaft muß noch etwas gesagt werden. In der Nachkriegszeit waren in Frankreich bis zu 3 Mill. ausländische Arbeitskräfte tätig, die in der Krise zu einem großen Teil abgeschoben wurden. Immerhin dürfte heute noch mit einem Bestand von 1,5 Mill. ausländischen Arbeitskräften zu rechnen sein. In der Weltkriegszeit selbst bezog Frankreich seine ausländischen Arbeitskräfte in allererster Linie aus seinen Kolonien, die 340 000 Arbeiter stellten, wozu 20 000 Griechen, 15 000 Portugiesen und über 100 000 Spanier traten. Mit einigen tausend technischen Fachleuten aus Skandinavien dürften während des Krieges eine halbe Million ausländischer Arbeiter in Frankreich tätig gewesen sein. Nach dem Kriege waren die Rekrutierungsländer andere. Nunmehr waren es in erster Linie Belgien, Polen, die Tschechoslowakei und Italien, aber auch noch Spanien, welche ihm die Arbeiter stellten. Wenn man nun daran denkt, daß durch die bisherigen Erfolge der Politik des Führers, durch die daraus resultierenden Verschiebungen in den europäischen Machtverhältnissen gerade diese Länder

Digitized by Google

aus der französischen Trabantenschaft bzw. Freundschaft herausgebrochen worden sind, dann erkennt man ohne weiteres, daß sie damit aufgehört haben, ein sicheres Menschenreservoir für Frankreich zu bilden. Das gilt natürlich am meisten für Italien. Unter diesen Gesichtspunkten kann das französische Empire eine erhöhte Bedeutung gewinnen, das dann weniger wichtig als Rohstoff- und Nahrungsmittellieferant, als vielmehr bedeutungsvoll als Menschenlieferant sowohl für die Armee wie auch für die Kriegswirtschaft werden würde. Die Kriegsstärke der französischen Wehrmacht sieht gegenwärtig neben knapp 5 Millionen weißen Soldaten den Einsatz von 1,5 Mill. farbigen vor. Die französische Regierung hat bei der Bedeutung der Menschenbeschaffung für die französische Wirtschaft den Vermittlungsapparat, den ursprünglich diese selbst mit privaten Mitteln aufgebaut hatte, schon seit Jahren in eigene Regie übernommen und im „Conseil National de la Main d'Oeuvre" konzentriert, der unter dem Vorsitz des Ministerpräsidenten arbeitet. Angesichts der Bedeutung, die das Empire gerade unter diesen Gesichtspunkten für die Verteidigung des Mutterlandes hat, überrascht es nicht, daß der französische Kolonialminister im vergangenen Jahr die Einbeziehung des Kolonialdepartements in den Nationalen Verteidigungsrat durchgesetzt hat. Mitte Februar 1939 trat im übrigen eine Kommission von französischen Industriellen eine Reise nach Marokko an, um die für den Kriegsfall zur Verfügung stehenden Erzeugungspotentiale dieses Landes zu prüfen.

Nun noch einen Blick auf die volkswirtschaftlichen Grundlagen der Wehrwirtschaft in den Vereinigten Staaten. Die Ernährung bildet für diese kein Problem; die amerikanische Landwirtschaft fährt wie die französische mit gedrosseltem Dampf. Rohstoffmäßig besitzen sie in dem Mangel an Zinn, Nickel, Platin, Antimon, Manganerz, Chromerz, Wolframerz, Graphit und Asbest, in der Unterbilanz an Quecksilber, Bauxit, Schwefelkies und Kalisalz sowie in der Abhängigkeit von der Zufuhr an Kautschuk wehrwirtschaftlich schwache Punkte. Sonst aber ist ihre wehrwirtschaftliche Macht einzig dastehend. Kein Land hat in gleichem Maße die Fähigkeit, seine Ernährungsgrundlage zu erweitern und sich insbesondere mit mineralischen Rohstoffen selbst zu versorgen und den im Kriegsfalle zu erwartenden Bedarfssteigerungen zum Beispiel an Treibstoffen zu begegnen. Dadurch, daß sie wesentlich mehr als die Hälfte der jährlichen Weltproduktion an Erdöl fördern, besitzen sie eine einzigartige Machtstellung. Das, was ihnen fehlt, haben sie durch die erwähnten Verträge mit England und Kanada zu einem großen Teil sichergestellt. Eine weitere Reserve an Rohstoffen und für Nahrungsmittel pflanzlicher und fleischlicher Art stellt Südamerika zur Verfügung, in dessen Außenhandel die Vereinigten Staaten eine überragende, mit England zusammen eine beherrschende Stellung innehaben. Hierüber gibt die folgende Übersicht Auskunft:

Digitized by Google

Der Außenhandel Ibero-Amerikas.

	1929	1932	1933	1936	1937
Ausfuhr					
Ibero-Amerika . . . Mill. RM.	12 299,8	4 220,6	3 904,1	4 703,9	5 936,8
davon nach					
Ver. Staaten v. Amerika . v. H.	34,0	32,9	29,5	32,4	30,4
Großbritannien . . . . "	18,4	19,2	22,0	19,4	17,4
Deutschland . . . . . "	8,1	7,3	6,9	8,1	8,9
Einfuhr					
Ibero-Amerika . . . Mill. RM.	10 174,6	2 487,8	2 633,5	2 974,8	4 049,8
davon aus					
Ver. Staaten v. Amerika . v. H.	38,5	33,0	27,2	32,0	33,9
Großbritannien . . . . "	15,0	16,1	18,1	13,8	13,2
Deutschland . . . . . "	10,9	9,5	10,5	15,8	15,4

Eine Kriegslage, welche den südamerikanischen Staaten die mittel- und osteuropäischen Abnehmer nehmen würde, zwingt sie wenigstens kriegswirtschaftlich in die Gefolgschaft Englands bzw. der Vereinigten Staaten. Da diese Lage aber durch die Überlegenheit der englischen und französischen Flotte gegen ihre möglichen europäischen Gegner im Falle eines umfassenden Konfliktes mit Kriegsausbruch herbeigeführt werden kann, müßte mit einer Wiederholung der Ereignisse im Weltkriege gerechnet werden. Neuerdings schlagen die Vereinigten Staaten in Richtung Südamerika eine betont agressive Wirtschaftspolitik ein: Dazu dienen die Verbesserungen des Schiffahrtsverkehrs z. B. durch die Einrichtung der „Good Neighbour-Fleet" und sonstige Pläne für eine bessere Bedienung der Nord- und Westküste. Weiter soll der Aktionsradius der Export—Import-Bank ausgedehnt werden im Sinne der direkten Förderung von industriellen und landwirtschaftlichen Investierungen — diese betrugen 1937 schon 3,2 Milliarden $ neben 1,2 Milliarden £ Englands — sowie die Einräumung von Währungs- und Staatskrediten. Das Schwergewicht soll die Bank auf den Ausbau des Bahn- und Kraftstromnetzes sowie von strategisch bedeutungsvollen Betrieben verlegen.

Aber die Absichten der USA. gehen hierüber noch hinaus: Sie fördern in Südamerika den Anbau solcher Produkte, die in den USA. verhältnismäßig konkurrenzlosen Absatz finden. Neuerdings ist die Entsendung von nordamerikanischen Landwirtschaftsattachés an die amerikanischen Botschaften in Südamerika geplant, deren Aufgabe die Förderung des Anbaues von Kautschuk, Wolle, bestimmten Hölzern, Chinin usw. sein soll. Kürzlich wurden beispielsweise zu Versuchszwecken tausend Chininbäume nach Brasilien gebracht. Handelt es sich einmal dabei um Vorgänge einer

Digitized by Google

typisch wirtschaftlichen Großraumbildung, dann geht es doch auch gleichzeitig um die Erweiterung der eigenen Rohstoffgrundlage für den Ernstfall.

Das Ergebnis unserer bisherigen Betrachtung ist also, daß die drei großen Demokratien Autarkieprogramme relativen oder absoluten Charakters nicht kennen, ihre Versorgungssicherung lieber durch Einspannung ihrer handelspolitischen Beziehungen zu gewährleisten versuchen. Dabei rücken sie eng aneinander, so daß man ohne Übertreibung auch heute die Vereinigten Staaten als die wehrwirtschaftliche Etappe von England und Frankreich bezeichnen kann. Diese verlassen sich darauf, daß auch im Kriegsfall ihre Zufuhr an Nahrungsmitteln und Rohstoffen im wesentlichen funktionieren wird. Soweit auf Teilgebieten Engpässe entstehen, betreiben sie alle drei eine wehrpolitische Vorratswirtschaft. Die Vereinigten Staaten tun das vorwiegend auf dem Gebiete ihrer mineralogischen Versorgung. Gegenwärtig liegt dem Kongreß ein Gesetzentwurf vor, kraft dessen die amerikanische Regierung zur Bildung strategischer Rohstoffreserven ermächtigt wird. Der Army and Navy Munitions Board soll solche Erzreserven aufspeichern, die strategisch von Wichtigkeit sind. Der Entwurf will allerdings nicht nur für den Kriegsfall, sondern für jede Unterbindung des Rohstoffbezuges Vorsorge treffen. Für 1939/40 und die drei nächsten Etatsjahre sollen für diesen Zweck je 25 Mill. $ bereitgestellt werden. In Frankreich ist die wehrpolitische Vorratsbildung schon durch das Gesetz vom 1. August 1930 eingeführt worden. Daneben übt der Staat einen Zwang zur Vorratshaltung auf Private aus, wie etwa auf den Treibstoffhandel, der genaueren Vorratsvorschriften unterworfen ist. Gleiches gilt von England. Hier wird die Vorratsbildung durch das Recht der Regierung erleichtert, bewilligte Etatsmittel für andere als die vorgesehenen Zwecke zu verwenden, wofür sie sich dann beim Unterhaus die Indemnität holen muß. Das ist noch im vergangenen Jahre geschehen, als die Regierung im Betrage von etwa 8½ Mill. £ Weizen, Walöl und Zucker einlagerte, ein Schritt, der erst nachträglich durch den Essential Commodities Reserves Act vom Juli 1938 sanktioniert wurde. Unter dieses Gesetz fallen Waren, die nach Ansicht des Handelsministeriums „unerläßlich für die Lebensbedürfnisse des Landes im Falle eines Krieges" sind. Das sind „alle Waren, die für die menschliche Ernährung, als Viehfutter oder Düngemittel notwendig sind, und alle Rohstoffe, aus denen derartige Waren produziert werden können", dazu Petroleum und seine Erzeugnisse. Dieses Gesetz bietet dem Handelsministerium außerdem auf Grund einer 230 Positionen umfassenden Liste die Möglichkeit, wertmäßig etwa die Hälfte der gesamten englischen Einfuhr zu kontrollieren, ihre Lagerungs- und Verwendungsmöglichkeiten zu beobachten. Das Gesetz ermöglicht der Regierung endlich, die Händler zur größeren Lagerhaltung anzuhalten. Im Rahmen der gegenwärtigen Aktion zur Propagierung des

Digitized by Google

National-Service, eines freiwilligen Volkseinsatzes im Dienste der Sicherungseinrichtungen des Staates, spielt die Propaganda für eine verstärkte private Lagerhaltung in Gegenständen des Haushaltungsbedarfs eine große Rolle.

Damit kommen wir zu dem wichtigsten Punkt der wehrwirtschaftlichen Vorbereitungen. Er betrifft neben der Durchführung der Aufrüstung die Bereitstellung eines ausreichenden Rüstungspotentials. Man braucht nur einen Blick auf die Rüstungsausgaben und die Waffenausfuhr der großen Demokratien zu werfen, um zu erkennen, daß der gegenwärtig hohe Grad der Beschäftigung in der Rüstungsindustrie der Entwicklung eines Kriegspotentials weit entgegenkommt. Aber nicht nur diese spontanen Erweiterungen der für die Aufrüstung arbeitenden Betriebe dienen diesem Zwecke. Daneben und darüber hinaus werden in allen drei Ländern alle diejenigen Betriebe erfaßt und für eine künftige Kriegsproduktion angelegt, die dafür irgendwie in Frage zu kommen scheinen. In den Vereinigten Staaten sind nach neuerlichen Auskünften des Unterstaatssekretärs Johnson über 10 000 Betriebe erfaßt worden, mit denen Verträge über ihren künftigen Kriegseinsatz abgeschlossen und mit denen gemeinsam die praktische Vorbereitung dieser Arbeit in Angriff genommen wurde. Wenn im vergangenen Etatsjahre für die diesem Zweck dienenden Lehraufträge nur 2 Mill. $ eingesetzt waren, dann sind es dieses Jahr 35 Mill. $. Die Methoden in England und Frankreich sind in jeweils verschiedener Anlehnung an die heimische Verwaltungsorganisation ähnlich. Es ist nun offensichtlich, daß eine derartige sprunghafte Strukturverlagerung, wie sie der Übergang von der Friedens- zur Kriegswirtschaft bedeutet, nicht ohne eine umfassende Arbeitsdienstpflicht als erste Vorbedingung durchzuführen ist. Die moderne Kriegswirtschaft mit ihren ständigen Schwerpunktverlagerungen hängt von der absoluten Fungibilität der Menschen ab. Im Weltkriege ist es keiner der beteiligten Großmächte gelungen, diese Fungibilität der Arbeitskräfte in einem ausreichenden Maße sicherzustellen. In einem künftigen Kriege wird das anders sein. In Frankreich ist es das im Juli 1938 angenommene „Gesetz zur Mobilmachung der Nation im Kriege", das neben einer umfassenden staatsorganisatorischen Vorbereitung der ganzen Kriegswirtschaft eine Arbeitsdienstpflicht für alle männlichen Franzosen zwischen dem 18. und 65. Lebensjahr vorsieht, und damit eine ganze Kette von Gesetzen und Verordnungen zum Abschluß bringt. In England hat man bisher von der sogenannten Konskription der Arbeit abgesehen, man hat sich darauf beschränkt, bestimmte Berufe zu kennzeichnen, deren Träger im Kriegsfalle als reklamiert gelten. Der Aufbau des Nationalen Dienstes läßt erkennen, welche Wege England für den Einsatz seiner Arbeitskräfte im Kriege zu beschreiten gedenkt. Denn gleichzeitig mit dem Handbuch des Nationalen

Digitized by Google

Dienstes wurde eine umfassende Liste von per se reklamierten Berufen veröffentlicht, deren Inhaber sich für die Kriegszeit entweder zu überhaupt keinem anderen Dienst verpflichten dürfen oder nur zu einem Dienst, der sie in Verbindung mit ihrem Beruf nur auf Stunden in Anspruch nimmt. Bei jedem reklamierten Beruf ist die untere Altersgrenze vermerkt, bis zu der die Reklamation automatisch in Kraft tritt. Aus der Höhenlage dieser Altersgrenze lassen sich jeweils Schlüsse auf die kriegswirtschaftliche Dringlichkeit bzw. auf den Grad der Besetzung der einzelnen Berufe ziehen. Im ganzen werden von dieser Liste reklamierter Berufe sechs bis sieben Millionen Arbeitskräfte im Alter von 16 bis 64 Jahren erfaßt; etwa die gleiche Anzahl bleibt reklamationsfrei. Der freiwillige Charakter des Nationalen Dienstes wird konsequent durchgehalten. Personen mit gehobener Vorbildung wissenschaftlicher, technischer oder verwaltungspolitischer Art werden vom Arbeitsministerium erfaßt, das zu seiner Beratung in diesen Fragen vor wenigen Tagen ebenfalls als Abteilung des Nationalen Dienstes beim Arbeitsministerium einen Beratenden Ausschuß aus sachkundigen Persönlichkeiten gebildet hat. Daneben ist bemerkenswert, daß sich die Reklamationen auch auf die weiblichen Arbeitskräfte beziehen. Nach der Rede, die Sir Auckland Geddes, der Berater des Lordsiegelbewahrers, am 18. Januar in London gehalten hat, unterliegt es keinem Zweifel mehr, daß auch England den Nationalen Dienst nach Kriegsausbruch auf eine Zwangsgrundlage stellen wird. Damit wird England in der Reglementierung seines Arbeitseinsatzes im Kriege von vornherein weitergehen, als ihm das selbst auf dem Höhepunkt des Weltkrieges gelungen ist. Dabei werden, entsprechend der englischen Tradition, die Gewerkschaften unzweifelhaft entscheidend mit eingeschaltet, die auch jetzt schon die regionalen Ausschüsse des Nationalen Dienstes besetzen helfen.

Die wahrscheinliche Entwicklung in den Vereinigten Staaten läßt sich an der Gesetzesvorlage ablesen, die im Mai 1938 als Sheppard-Hill-Bill dem Kongreß gemacht wurde. Diese Vorlage ermächtigt den Präsidenten, „alle Männer zwischen dem 21. und 31. Lebensjahr zum militärischen Dienst einzuziehen, Preise und Mieten festzusetzen, die materiellen Hilfsquellen, die industriellen Organisationen, die Versorgungsunternehmungen und die Börsen zu kontrollieren; die Industrie einem Konzessionsverfahren zu unterwerfen und die Priorität in der Herstellung und Verteilung von Gütern festzustellen, die Erzeugung unter solche Regeln und Regulierungen zu stellen, wie er — der Präsident — sie vorschreiben mag". Diese Vorlage wurde in der vergangenen Session zwar nicht verabschiedet, man erwartet aber ihre Erneuerung im Laufe des Jahres. Ob diese umfassende Regelung der Kriegswirtschaft eine persönliche Kriegsdienstpflicht auslösen wird, hängt sicherlich von der Dauer und dem Ernst des Krieges ab. Da die Vereinigten Staaten über einen Überfluß an Arbeitshänden verfügen und

Digitized by Google

eine Wehrmacht, die ihrer Bevölkerungsstärke entspricht, kaum jemals aufzustellen brauchen, ist die Frage der Arbeitsdienstpflicht für sie in der Tat von geringerer Dringlichkeit als bei ihren europäischen Schwesterdemokratien. Frankreich hat im Jahre 1936 unter der Führung der Volksfrontregierung die Waffenherstellung verstaatlicht. Es ist mit diesem Vorgehen allein geblieben. Auch in den Vereinigten Staaten und England ist diese Frage vor einigen Jahren — 1935/36 — durch besondere Enquete-Kommissionen untersucht worden, die in Amerika unter dem Vorsitz des Senators Nye und in England unter dem Vorsitz von Sir John Eldon Bankes standen. Der Nye-Ausschuß sprach sich gegen eine starke Minderheit ohne Erfolg für die Verstaatlichung, der Bankes-Ausschuß gegen die Verstaatlichung aus. Man wird auch unter demokratischen Verhältnissen dem Urteil des Bankes-Ausschuß zustimmen müssen. Denn die schon im Frieden als Rüstungsindustrie gekennzeichnete Industrie stellt ja nur einen Teil der während eines Krieges benötigten Rüstungsindustrie dar. Da vom Ganzen gelten muß, was vom Teile gilt, müßte konsequenterweise die Forderung nach einer Verstaatlichung der Rüstungsindustrie in eine solche nach der Verstaatlichung auch der potentiellen Rüstungsindustrie des Krieges ausmünden. Allein Frankreich hat im August 1936 unter dem Druck der von der Volksfrontregierung vertretenen Ideale der Zweiten Internationale die ganze oder teilweise Verstaatlichung derjenigen Firmen oder Unternehmensteile durchgeführt, die sich der Herstellung von Kriegsmaterial, das in dem Dekret vom 15. August genau aufgezählt wird, widmen. Nach den Erfahrungen der letzten beiden Jahre steht fest, daß sich dieser Schritt nicht zugunsten der industriellen Schlagfertigkeit Frankreichs ausgewirkt hat. Es hat sich gezeigt, daß bei einer schwachen Staatsführung subversive politische Kräfte vor dem Unterschied zwischen den Staats- und Privatbetrieben nicht haltmachen, daß sich vielmehr die allgemeinen Anschauungen des Volkes über Arbeit und Arbeitsethos gleicherweise in den Betrieben beider Kategorien durchsetzen. Als die französische Arbeiterschaft auf die 40-Stunden-Woche hindrängte, als sie wegen Lohnforderungen und wegen der Ausgestaltung des kollektiven Arbeitsvertragwesens in Streiks trat, da machte sie vor den Toren der verstaatlichten Rüstungsunternehmungen nicht halt. Das Ergebnis dieses Umstandes und der bürokratischen Erschwerung der Betriebsführung durch die Verstaatlichung ist das ungemeine Versagen der französischen Rüstungsindustrie in den letzten kritischen Jahren. Während beispielsweise die deutsche Monatsproduktion an Flugzeugen von ausländischen Fachleuten auf 600 bis 1000 geschätzt wird, beträgt die französische Produktion vielleicht 10 v. H. davon. Nach Angabe des Luftfahrtministers Guy La Chambre wurden im Dezember 1938 70 Flugzeuge produziert, im Januar 1939 80, im letzten Sommer 45. Hier hat man eine Erklärung dafür, daß

Digitized by Google

Frankreich sich seine seit Jahrhunderten mit allen Mitteln behauptete Position in Osteuropa hat entgleiten lassen, ohne daraus einen Casus belli zu machen. Quae mutatio rerum!

Es ist wiederholt bekanntgeworden, daß England und Frankreich auch neuerdings wieder größere Flugzeugaufträge nach den Vereinigten Staaten vergeben haben. England machte schon in der Mitte des vergangenen Jahres bekannt, daß es 400 Flugzeuge in Amerika in Auftrag gegeben habe. Der Unfall des französischen Luftfachmanns Paul Chemidlin, Vertreter des französischen Luftfahrtministeriums, hat erkennen lassen, wieweit dabei die Zusammenarbeit nicht nur mit der amerikanischen Luftfahrtindustrie, sondern auch der amerikanischen Wehrmacht gegangen ist. Nach Auskünften des amerikanischen Senators Sheppard hat die französische Regierung einen Betrag von 65 Mill. $ bereitgestellt, um dafür die besten Flugzeuge in Amerika zu kaufen. Dabei gaben drei oder vier Abteilungen der amerikanischen Regierung der Mission des französischen Luftfahrtministeriums „freundschaftliche Unterstützung". Auch dieser Vorgang hat eine grundsätzliche Bedeutung sowohl für die Vereinigten Staaten wie auch für England und Frankreich. Roosevelt hat in seiner Auskunft über diese Vorgänge offen zugegeben, daß er mit Hilfe dieser Auslandsaufträge die Kapazität der amerikanischen Flugzeugindustrie voll ausnutzen bzw. erweitern will. Für England und Frankreich bedeutet aber dieses Einspielen der amerikanischen Flugzeugindustrie auf ihre Bedürfnisse eine wichtige Erweiterung ihres Kriegspotentials in einer gesicherten Etappe. England beschreitet diesen Weg nicht nur mit Unterstützung Amerikas. Es ist dazu übergegangen, im Einvernehmen mit den zuständigen Regierungen Rüstungsbetriebe, insbesondere Flugzeugfabriken, in Australien, in Südafrika, Kanada und neuerdings sogar in Neuseeland zu entwickeln bzw. ihre Errichtung einzuleiten. Über die Maßnahmen für die Verteidigung Indiens ist soeben ein Bericht des Chatfield-Ausschusses in Vorbereitung, der in Kürze der britischen Regierung vorgelegt wird. Der Vorsitzende dieses Ausschusses, Lord Chatfield, ist vor wenigen Wochen Nachfolger des bisherigen Koordinationsministers, Sir Thomas Inskip, geworden.

Damit wären die Hauptzüge der Wehrwirtschaftspolitik der drei großen Demokratien umrissen. Einzelheiten dieser Politik ließen sich noch auf vielen Teilgebieten, besonders denjenigen des Transportwesens und der aus Sicherheitsgründen erfolgenden Industrieverlagerung, nachweisen, für deren Durchführung Frankreich mit dem Dekret vom 29. Juni 1938 sich eine formalgesetzliche Grundlage schuf. England hat außerdem in den letzten Wochen die Versicherung gegen Kriegsschäden neu geregelt. Sucht man noch abschließend nach einer zahlenmäßigen Formel für das gesamte industrielle Kriegspotential der drei großen Demokratien, dann mag der

Digitized by Google

Hinweis darauf dazu dienen, daß in Handel und Verkehr, Industrie und Bergbau dieser Länder rund 60 Mill. Arbeitskräfte tätig sind. Die Größenordnung dieser Zahl ergibt sich ohne weiteres aus einem Vergleich mit der entsprechenden großdeutschen Zahl von 21 Millionen.

Freilich ist der wirtschaftliche Gegenwartseinsatz dieser Arbeitskräfte im Augenblick unterschiedlich. Die drei großen Demokratien leiden alle mehr oder weniger unter einer schweren Dauerarbeitslosigkeit, die in Frankreich alles in allem 600 000, in England 2 Mill., in Amerika 10 bis 11 Mill. Arbeitslose umfaßt.

Industrieller Produktionsindex.
1928 = 100.

	Mittel 1935	Mittel 1936	Mittel 1937	September 1938
Frankreich	94	84	90	78[1])
England	106	115	121	102
USA.	81	95	99	81
Deutschland	95	107	119	132

[1]) Errechnet seit März 1938 nach sieben Industrien statt wie bisher zehn.

Unter kriegswirtschaftlichen Gesichtspunkten ändert dieser unbefriedigende Stand der Dinge aber nichts an der Tatsache, daß etwa 60 Mill. Arbeitskräfte bei den Demokratien für den Einsatz in einer Kriegswirtschaft zur Verfügung stehen, wenn auch je nach Umfang der militärischen Mobilisierung wesentliche Veränderungen in ihrer Zusammensetzung eintreten werden.

III.
Ausklang.

Aber was Kriegspotential ist, kann auch Potential für friedliche Arbeit werden. Angesichts der allgemein vorherrschenden Erkenntnis, daß ein Großkrieg im Stil des Weltkrieges das sichere Ende der liberalen Staatssysteme als Verfassungssysteme bedeutet, verliert ein Krieg aus ideologischen Gründen für die Demokratien jeden vernünftigen Sinn. Ihr unzweifelhaft bedrohtes geistespolitisches Fundament verteidigen die Demokratien am besten durch friedliche Leistung, durch den Nachweis, daß die große, überall gleichgelagerte Aufgabe zur Herstellung einer gerechten sozialen Ordnung an dem Übermaß an persönlicher Freiheit nicht scheitert.

Das ist dabei aber sicher: Auch für die friedliche Entwicklung ist die schöpferische Epoche des demokratischen Gedankens vorbei. Die Entfesselung der individuellen Kräfte war ein wesentliches Element des Fortschritts, solange die unerforschte und unausgefüllte Erde den neuen Kräften ebenso Expansionsraum boten wie die damals erst am Anfang ihres Siegeszuges stehende Technik. Heute aber ist die weltpolitische Bewegung nicht mehr

Digitized by Google

gekennzeichnet durch die Entdeckung neuer Räume und die Ausfüllung leerer, sondern durch die Notwendigkeit zu einer Raumverteilung, die sich von den Zufälligkeiten der Vergangenheit löst und den Lebensbedürfnissen der großen Völker gerecht wird. Das gilt sowohl nach innen, wo diese Politik — Sozialpolitik im weitesten Sinne — den Neuaufbau eines lebensfähigen Volkskörpers bedeutet, das gilt nicht weniger nach außen, wo die weltpolitischen Konjunkturgewinne des Jahres 1918 von den Betrogenen und Zukurzgekommenen wieder eingefordert werden. Nach beiden Richtungen hin hat Deutschland der Welt, auch der demokratischen, Entscheidendes zu sagen, womit es übrigens in zeitbedingten Formen schon vor dem Weltkriege begonnen hat.

Im Augenblick ist es vorwiegend Amerika, wo die deutsche Entwicklung und die deutschen Ansprüche auf ein besonders hohes Maß von Unverständnis und Feindseligkeit stoßen. Groß wie dabei der Anteil des jüdischen Elements unbestreitbar ist, die Verschiedenheit der Weltbetrachtung und der Bewertung ihrer Güter zwischen beiden Völkern ist auch so erheblich. Die Kämpfe, die augenblicklich zwischen Roosevelt und seiner Opposition ausgefochten werden, erinnern in mancher Hinsicht an die Vorgänge der unmittelbaren Nachkriegszeit, als ein gesunder Instinkt das amerikanische Volk dahin beriet, in der Präsidentenwahl von 1920 den Demokraten Cox zu Fall zu bringen und den Republikaner Harding zu wählen. Das bedeutete damals eine bewußte Stellungnahme gegen Versailles und gegen einen universalen Völkerbund Versailler Prägung. Mögen diese Kräfte auch dieses Mal die Oberhand behalten. Denn was Deutschland zu sagen hat, ist keine Botschaft des Hasses und der Zwietracht, sondern — bei Anerkennung der vom Führer scharf umrissenen unverzicht- und unverjährbaren deutschen Lebensansprüche — die Botschaft einer neuen Ordnung,

eine Botschaft des Friedens!

Lagarde, das erste größere Gefecht im Weltkriege am 11. August 1914.

(Fortsetzung und Schluß.)

Von v. Nippold, Oberst z. V.

Das J. Regt. 131 ist nach hartnäckigem Kampf, namentlich um den stark befestigten Friedhof, gegen 13 Uhr in den West- und Nordrand von Lagarde eingedrungen. Der Feind verließ bei der Annäherung die vordersten Gräben und ergab sich. Fast zu gleicher Zeit stürmten von Norden die 3. und 4., bald darauf die 1. und 2. Komp. des 2. bayer. J. Btls. und 8./131 das Dorf, während von Süden und Osten J. Regt. 138 eindrang. Im Orte entspann sich nun noch ein erbitterter Häuserkampf; erst gegen

Digitized by Google

14° Uhr war das Gefecht beendet. Nur schwachen Teilen des Gegners war es gelungen, auf der Straße nach Xures abzuziehen. — Auf dem äußersten rechten Flügel hatten gegen 11³⁰ Uhr das 1. bayer. Jäger-Btl. und I./17 △ 281 (Forst Kreuzberg) erreicht, ohne daß es zum Kampf gekommen war. Beide Bataillone sammelten im Walde und besetzten den Westrand des Waldes. Vom 1. bayer. J. Btl. stieß die 2. Komp. noch nach Süden bis an den Rhein-Marne-Kanal vor. I./F. A. R. 8 ging bei △ 281 in Stellung und beschoß Schützengräben zwischen Moncourt und Coincourt. Zu weiteren Kampfhandlungen kam es nicht mehr.

Die von Süden anmarschierende verstärkte 59. J. Br. hatte erst in den Abendstunden des 10. August nach anstrengendem Marsch ihre Unterkünfte bei und südlich Avricourt erreicht. Infolge der auch an diesem Tage herrschenden starken Hitze hatte die Infanterie, trotz vieler Halte, eine große Anzahl Marschkranker. Sie wurden auf den Geschützen und Munitionswagen des Felda. Regts. 15 mitgeführt. So nimmt es nicht wunder, daß der 10. August in den Kriegstagebüchern als ein durchaus unerfreulicher Tag bezeichnet wird. Die vielen, mitunter wohl auch überflüssigen Alarmierungen der letzten Tage, Hin- und Hermärsche, enge Quartiere hatten die Kräfte von Mann und Pferd stark mitgenommen.

In zwei Kolonnen trat die Brigade am 11. August, 7³⁰ Uhr, den Vormarsch an. Rechte Kolonne, J. Regt. 138 und Felda. Regt. 15, marschierte über Mousseу—Remoncourt; linke Kolonne, I. und II./97 (III./97 verblieb als Bahnschutz bei Avricourt) von Avricourt, Westrand Baronne Holz—Serolle, auf Xousse. Sie hatte den Flankenschutz gegen den Wald von Parroy zu übernehmen. — 9° Uhr standen die Spitzen beider Kolonnen bei Remoncourt und Xousse. Dem J. Regt. 97 schlug Feuer von den dem Dorfe Vaucourt südlich vorgelagerten Höhen entgegen; auch von △ 311, 2 km südwestlich Xousse, eröffnete der Feind das Feuer. Regt. 97 entwickelte sich nach Norden und Westen zum Angriff; I./97 auf Vaucourt, II./97 gegen △ 311. Die 5./Felda. Regt. 15 wurde bei 285, 1½ km südwestlich Remoncourt, zur Unterstützung des II. Btls. eingesetzt. Da der Gegner bei △ 311 bald abzog, wurde auf Befehl der Brigade das Vorgehen II./97 nach einiger Zeit eingestellt. — J. Regt. 138 entfaltete sich 9° Uhr westlich Remoncourt zum Angriff auf Lagarde; I. Btl. rechts, II. Btl. Mitte, III. Btl. links. — Angriffsziele: I. Btl. Schleusenwärterhaus am Ostausgang Lagarde; II. Btl. Südrand Lagarde; III. Btl. Höhen westlich des Ortes. — I./Felda.-Regt. 15 wurde bei Gehöft Fricourt bereitgestellt. — Die Entwicklung J. Regts. 138 ging in dem bewaldeten und durchschnittenen Gelände, es war zudem durch das tief eingeschnittene Tal des Remoncourt-Baches in zwei Hälften geteilt, nur langsam vorwärts. Nachdem Gefechtspatrouillen des I./138 gegen 10³⁰ Uhr △ 270 bei Malgré—Xousse (Westrand Forst Dieuze) erreicht hatten, ging I./Felda. Regt. 15 11° Uhr dort in offene Feuerstellung

Digitized by Google

und nahm Infanterie nördlich Lagarde sowie das Dorf unter Feuer. Um diese Zeit war das I./138 bis Malgré—Xousse gelangt, II. und III./138 hatten entwickelt die △ 280 nördlich Xousse überschritten. Das auf dem linken Flügel vorgehende III./138 hatte die 9. und 10. Komp. in vorderer Linie eingesetzt, 11. und 12. folgten gestaffelt. Die 9. Komp. erhielt beim Vorgehen Flankenfeuer aus Vaucourt. Sie war gezwungen, sich gegen den Ort zu wenden, der, nun von Süden durch I./97 und Osten durch 9./138 angegriffen, um 12° Uhr genommen wurde. Die noch bei Xousse stehenden 4. und 6./Felda. Regt. 15 gingen östlich Vaucourt in Stellung. Die 4. Bttr. nahm das Feuer gegen Lagarde auf, während die 6. Bttr. auf Schützen bei △ 289, 1 km westlich Vaucourt, feuerte; die 5. Bttr., die noch bei △ 285 südwestlich Remoncourt stand, wurde nachgezogen und zwischen 4. und 6. eingesetzt! Um 13° Uhr ist 1 Zug der 5. Bttr. westlich Tillot-Holz in offene Feuerstellung gegangen und hat auf Xures abziehende Schützen unter Feuer genommen. Von der I./Felda. Regt. 15 wurde bereits 11^{40} Uhr die 2. Bttr. auf dem Höhenrücken nördlich Tillot-Holz eingesetzt. Sie sperrte durch ihr Feuer den Kanalübergang bei Lagarde.

Gegen 12° Uhr hatte das I./138 den Nordrand des Forstes Dieuze erreicht. Die 2., 3. und 4. Komp. traten zum Sturm auf das Schleusenwärterhaus an (Ostausgang von Lagarde). Dieser gelangte zunächst nur bis auf 100 m an den Feind. Als die bayer. Jäger von Norden her einbrachen, wurde es gegen 13° Uhr genommen. Der Rhein-Marne-Kanal mußte im Angriff teilweise durchwatet werden; er führte nicht viel Wasser. — Das II. und III./138 erhielten bei ihrem Vorgehen vom Tillot-Holz noch Flankenfeuer von der Chaussee Lagarde—Xures. Wirksam durch das Feuer der 2. und 5./Felda. 15 unterstützt, drangen beide Bataillone gegen 13^{30} Uhr von Süden in das Dorf ein.

Um 13^{30} Uhr etwa war beim Kommandierenden General die Meldung eingegangen, daß Lagarde genommen sei. Bevor er mit seinem Stabe von Marimont nach △ 269 — 1 km nordöstlich Lagarde — vorging, befahl er, daß beiden Brigaden der Befehl überbracht werden solle, die Grenze nicht zu überschreiten. So wurde ich mit einem Kraftwagen des Generalkommandos zur 59. J. Br. entsandt, während der Adjutant der bayer. K. D., Major Hanemann, zur 65. J. Br. ritt. Auf der Chaussee gelangte ich sehr schnell an den Osteingang des Dorfes. Es bot einen wüsten Anblick. Gleich am Eingang lagen zwei erschossene Zivilisten, ältere Männer, sie sollten sich am Straßenkampf mit der Waffe beteiligt haben. Die Dorfstraße war durch die erschossenen Ulanenpferde völlig gesperrt; im Tode erstarrt, die Lanze in der Faust, deckten die tapferen Ulanen das Kampffeld. Jäger und Musketiere feuerten gegen die Fenster, aus denen vielfach Tote mit dem Oberkörper heraushingen. Teilweise wurden die Franzosen schon als Gefangene abgeführt. Sie schienen gewaltige Angst auszustehen, denn sie riefen

Digitized by Google

dauernd mit erhobenen Händen Vive les Allemands! Über die toten Pferde hinwegsteigend, traf ich in der Mitte des Dorfes den Kommandeur des J. Regts. 138, Oberst von Friedeburg, und überbrachte ihm den Befehl des Kommandierenden Generals. Der Oberst war in großer Erregung. „Unerhört, die französischen Verwundeten schießen hinterrücks auf unsere Leute. Ich habe bereits fünf Offiziere tot im Dorfe verloren." Auf meine Frage nach dem Brigade-Kommandeur, General von Wurmb, verwies er mich an den Osteingang des Dorfes. So suchte ich möglichst schnell wieder dorthin zu gelangen. Bayerische Jäger schleppten einen Zivilisten herbei, das Blut rann ihm über das Gesicht. Er hat aus dem Fenster geschossen, Herr Hauptmann. Der Mann beteuerte jammernd seine Unschuld. Ich übergab ihn einem Unteroffizier, der Gefangene abführte. Mit zerschossenem Fuß kauerte ein französischer Sergeant am Boden. Auf die Frage nach seinem Regiment deutete er auf seinen Kragen und erwiderte finster, Nous sommes mal commandés, mon capitaine. — An der Kanalbrücke traf ich den General; über den Befehl schien er erstaunt zu sein. Auf die Mitteilung, daß der Kommandierende General inzwischen auf der Höhe vor dem Ort eingetroffen sei, stieg er mit mir in den Kraftwagen, um selbst Meldung über die Gefechtslage bei der Brigade zu erstatten. Dort traf ich auch wieder mit Major Hanemann zusammen; er trug den Arm in der Schlinge; ein Verwundeter, an dem er vorbeigeritten war, hatte von rückwärts auf ihn geschossen.

Mein nächster Ritt führte mich zu den genommenen Batterien. Ich habe darüber noch am gleichen Tage mir folgende Aufzeichnungen gemacht:

15° Uhr. In einem Haferfeld in einer Mulde stehen 8 Geschütze mit Mun.-Wagen, aus denen durchschnittlich 10 Schuß verfeuert sind, mit der Front nach drei Seiten. Am rechten Flügel liegt ein Kapitän tot auf dem Gesicht. An einigen Geschützen und Munitionswagen kniet die Bedienung noch so, als wenn sie gleich das Feuer wieder aufnehmen wollte. Die Leute hatten alle Kopfschüsse; zweifelsohne durch Sprengstücke. Im ganzen sind 4 Offiziere in den Batterien gefallen. „Ich bedauere nachträglich, daß ich keine fotografische Aufnahme gemacht habe, ich habe eine solche eigenartige Wirkung von Artilleriegeschossen später nie wieder gesehen."

Major Schneider ist sowohl während des Gefechts als auch später bei den französischen Batterien gewesen. Er schreibt darüber: „Ich habe die Batterien beim Vorreiten gesehen und sie später eingehend besichtigt. Die Bedienungen saßen oder hockten an den Geschützen, als ob sie noch feuern wollten. Ein Kanonier hatte sogar noch sein Brot im Munde, von dem er gerade hatte abbeißen wollen." Die Infanteristen, die durch die Batterien vorgegangen waren, riefen uns zu, als sie nach dem Gefecht an uns vorbeikamen, Bravo Artilleristen, das habt Ihr gut gemacht; wir haben nicht mehr viel zu tun brauchen. — Ich will den Infanteristen nicht bestreiten,

Digitized by Google

daß sie die Batterien gestürmt haben, auch nicht den Ulanen, daß sie vor uns durch die Batterien durchgeritten sind. Aber es besteht für mich kein Zweifel, daß die Batterien durch das Feuer der 4. Batterie niedergekämpft worden sind. — Der Batteriechef, Hptm. Melms, äußert sich in gleicher Weise. Er hebt hervor, daß das damalige Haubitz-Bz.-Geschoß sowohl in moralischer Hinsicht durch seinen Knall als auch in totaler, durch seine Splitterwirkung, eine vernichtende Wirkung gehabt habe.

Die Zahl der Gefangenen wird verschieden angegeben. Das Werk des Reichsarchivs nennt 2300. Im Gefecht gewesen sind Bataillone der französischen J. Regtr. 38, 40, 58 und 59 (4) sowie die zwei Batterien des Felda. Regts. 19. Sämtliche Truppenteile gehörten dem XV. A. K. an (Anvignon), Komm. Gen. Espinasse. Erbeutet wurden außer den Geschützen 6 M. G. und 1 Fahne[6]). Von besonderer Wichtigkeit war ein Befehl, der bei dem gefallenen Abteilungsführer gefunden wurde. Er enthielt alle Einzelheiten über den französischen Erkennungsdienst sowie operative Betrachtungen und Direktiven für die nächsten Tage. Ferner gab ein einem gefangenen Offizier abgenommener Befehl mit Marschtafeln Aufschluß über die Stärke der franz. 2. Armee. Hiernach sammelten sich 6 franz. Korps zwischen Toul und Epinal. — Noch am Abend des 18. August wurde dem Chef des Generalstabes des Feldheeres durch das A. O. K. hierüber Meldung erstattet. Aber auch an die Truppe ergingen sofort Weisungen, daß Papiere geheimen Inhalts nicht ins Gefecht mitgenommen werden dürften. Eigenartig war auch ein franz. Bataillonsbefehl folgenden Inhalts: „Wenn die Indisziplin bei der Truppe weiter anhält, wird der Kommandant zu strengen Maßnahmen greifen. Er wird den betreffenden Leuten die Suppe entziehen und sie zwei Stunden in der Sonne stehen lassen." — Im Tagebuch des Oberbefehlshabers, Kronprinz Rupprecht von Bayern, findet sich folgender Vermerk: „Der Erfolg von Lagarde ist größer als vermutet. Vermutlich wurde die ganze Brigade couverture des XV. franz. Korps geschlagen, die ohne Zuteilung genügender Kavallerie weit vorgeschoben worden war. Ein feindliches Bataillon wurde im Ort völlig vernichtet, die Zahl der eingebrachten Gefangenen hat sich auf 1500 erhöht. Klagen gefangener franz. Offiziere, daß die Einladung ihrer Truppen überhastet erfolgte und die Artillerie nur die Protz-Munition[7]) mit sich hatte. Der in Lagarde geleistete Widerstand war sehr heftig; die Kriegsbegeisterung der französischen Truppen scheint aber nur gering zu sein." Letzteres kann ich aus eigener Anschauung bestätigen.

[6]) Durch Oberjäger Dees, 1. Komp. 2. bayer. Jäger-Btls.

[7]) Gemeint ist wohl ohne l. Mun.-Kolonnen. Die beiden französischen Batterien waren mit Mun.-Wagen ausgerüstet.

Digitized by Google

Truppenteil	tot O.	tot M.	tot Pf.	verwundet O.	verwundet M.	verwundet Pf.	vermißt (tot) O.	vermißt (tot) M.	vermißt (tot) Pf.	insgesamt O.	insgesamt M.	insgesamt Pf.	Bemerkungen
I. J. Regt. 17	--	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	Verluste in der Regts. Gesch. nicht angegeben, einige Hitzschläge.
1. bayer. J. Btl.	—	-	—	-	—	—	—	—	—	—	—	—	Verluste in der Btls. Gesch. nicht angegeben.
I.u.II./J.Regt.131	6	—	—	9	—	—	—	—	—	—	?	—	Mannschaftsverluste nicht angegeben, sind als schwer bezeichnet.
2. bayer. J. Btl.	1[1])	16[1])	—	—	62[1])	—	—	—	—	5[2])	161[2])	—	[1]) Nur die Verluste der 4. Komp. [2]) Gesamtverluste des Btls., stärker als im ganzen Kriege 1870/71.
J. Regt. 138	5	43	—	6	98	—	--	38	—	11	179	—	
I.u.II./J.Regt.97	Nicht angegeben												Erhebliche Verluste sind nicht eingetreten.
1. bay. Ul. Regt.*)	4	31	29	3	61	13	—	20	87	7	112	129	Nach den Angaben Major a. D. Ritter von Rizzi.
2. bay. Ul. Regt.*)	3	34	20	4	27	11	—	14	135	7	75	166	
II./Felda. Regt. 8	--	1	—	—	1	3	—	—	—	—	2	3	
Felda. Regt. 15	—	--	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	Nach der Regts. Gesch. wurden einige Pferde durch Infanterie-Geschosse verw.
							Gesamtverluste			**30**	**529[3]) 298**		[3]) Die Verluste der beiden Btle. J. Regt. 131 dürften kaum geringer sein als diej. J. Regt. 138. Es müssen daher zu der Zahl von 529 noch 120 (2 Btle.) hinzugezählt werden.
											120 (J.Regt. 131)		

*) Zum Vergleich seien hier die Verluste der Kavallerie-Brigade Bredow angeführt, die am 16. August 1870 bei Vionville gleichfalls mit 6 Schwadronen attackierte. Die Brigade wurde zur Entlastung der Infanterie eingesetzt. Sie ritt auf einer Strecke von 3 km gegen unerschütterte französische Infanterie und Artillerie an und durchbrach sie. Von einer französischen Kavallerie-Division umfaßt (3000 Pferde), mußte sie sich nach rückwärts wieder durchschlagen. Kopfstärke der Brigade Bredow = 800.

Kür. Regt. 7	3	55	—	4	121	25	—	13	184	7	189	209	Nach den Angaben des deutschen Generalstabswerkes.
Ul. Regt. 16	2	51	172	6	104	28	2	19	—	10	174	200	

Waren die Verluste der Franzosen sehr erheblich[8]), so waren, wie das fast stets zu Kriegsbeginn zu sein pflegt, die eigenen nicht minder schwer. Die Regimentsgeschichten enthalten über dieses erste Gefecht nicht immer genaue Angaben; auch hier mußten erst Erfahrungen gesammelt werden. Vielfach ist z. B. nicht zwischen Gefallenen und Verwundeten unterschieden; ferner sind augenscheinlich hinsichtlich der Vermißten manche Irrtümer unterlaufen. Leute, die beispielsweise Gefangene abtransportierten, wurden als vermißt angesprochen; auch solche, die sich nicht gleich nach dem Gefecht bei der Truppe wieder einfanden. Im Tagebuch J. Regt. 131 findet sich der Vermerk, daß viele Komp.-Feldwebel ausgefallen waren. Nach ihrem Ab-

[8]) Genauere Angaben sind in französischen Berichten nicht enthalten. Die Regimentsgeschichte des J. R. 138 spricht von 450 französischen Toten, was nicht zu hoch gegriffen sein dürfte.

Digitized by Google

gang durch Tod oder Verwundung wußte in der Kompanie kein Mensch mit den Stammrollen Bescheid. Dann herrschte allgemeine Unsicherheit darüber, ob man den Gefallenen die Erkennungsmarke mit ins Grab geben solle oder nicht. Man beließ für die Zukunft die Kompaniefeldwebel bei der Gefechtsbagage. — Trotz der geschilderten Ungenauigkeiten geben die Aufzeichnungen der hauptsächlich am Gefecht beteiligten Infanterie-Truppenteile und der Ulanen-Brigade einen hinreichenden Anhalt. Sie sind in vorstehender Tabelle zusammengestellt und wohl mit 700 nicht zu hoch veranschlagt. — Der Munitionsverbrauch ist in den Tagebüchern der Infanterie-Truppenteile nicht erwähnt. Schwierigkeiten scheinen sich nicht ergeben zu haben.

Die 4./Felda. Regt. 8 hat 250 Schuß verfeuert; hiervon auf die franz. Batterien 60; 5. und 6./Felda. Regt. 8 etwa je 100 Schuß. Über I./Felda.-Regt. 8 und die bayer. reitenden Batterien, welch letztere sich sehr lebhaft an der Beschießung des Dorfes beteiligt haben, fehlen die Angaben. — Beim Felda. Regt. 15 sind 1326 Schrapnells und 130 Granaten verfeuert worden. Im Hinblick auf die Gefechtslage — ein Artilleriekampf hat überhaupt nicht stattgefunden — ist der Munitionsverbrauch als hoch zu bezeichnen. Das Haushalten mit der Munition im Ernstfalle mußte der Truppe auch erst anerzogen werden. Hier ist, was im Frieden nicht möglich war, mal recht aus dem vollen gewirtschaftet worden.

B. Die französische Seite.

Über das Gefecht bei Lagarde sind nach Angabe des Reichsarchivs (I. Band, 1925) in der französischen Literatur keine näheren Angaben erschienen. So müssen die im französischen Generalstabswerk (1922) enthaltenen Berichte zugrunde gelegt werden; sie sind sehr aufschlußreich. — Dieses Werk ist anders gegliedert wie das deutsche. Zu jedem Band, der die Schilderung der Kriegsereignisse in großen Zügen enthält, gehört ein besonderer Anhang (Annexe) und ein Kartenband. In dem Anhang sind, zeitlich geordnet nach Stunden und Minuten, Anordnungen sowie Meldungen der höheren und mittleren Führung enthalten. — Nach den Befehlen für die Versammlung deckten das XX. A. K. Nancy (General Foch) und die 2. K. D. — Lüneville — seit 1. August 1914 in dem Sektor „Untere Meurthe" die Versammlung der 2. Armee. Dieser Sicherungsraum deckt sich annähernd mit demjenigen des XXI. preuß. A. K. zu diesem Zeitpunkt. Vorgeschobene französische Abteilungen standen in Linie Cirey—Vaucourt—Rechicourt la Petite—Moncel—Nomeny (südlich Metz). — Am 6. August übernahm General de Castelnau den Oberbefehl über die Armee. Sie wurde gebildet durch das IX., XV., XVI., XVIII., XX. A. K., 2. Gruppe der Res. Div. — 59., 68., 70. — sowie 2. und 10. K. D. — Gemeinsam mit der

Digitized by Google

südlich anschließenden 1. Armee, Oberbefehlshaber General Dubail, sollte sie am 12. Mobilmachungstage die deutsche Front angreifen, durchbrechen und unter Deckung gegen Metz auf Saarbrücken vorstoßen.

Am 8. August begannen die Ausladungen des IX. A. K. um Port St. Vincent (südwestlich Nancy), diejenigen des XV. A. K. bei Rosieres aux Salins (nordwestlich Lüneville). General de Castelnau teilte nun die Grenzschutzabschnitte in drei Zonen ein. Das XV. A. K. — 1. Zone — zog sich nach Norden, im Raum Moncel—Nomeny zusammen. Die 2. Zone, im Anschluß bis zum Rhein-Marne-Kanal, deckte die 2. K. D., verstärkt durch eine gemischte Brigade des XV. A. K., die 3. Zone vom Rhein-Marne-Kanal bis Cirey war der 10. K. D. mit einer gemischten Brigade des XVI. A. K. zugewiesen.

Am Abend des 10. August erteilte der Kommandeur der 2. K. D. zwei Bataillonen der ihm unterstellten (59.) Brigade, die in Xures standen, den Befehl, das Dorf Lagarde zu nehmen. Der Angriff hatte Erfolg; Lagarde und der Ostrand des Forstes Kreuzberg wurden besetzt. — Der Oberbefehlshaber, hiervon verständigt, befahl sogleich, jedes unnütze Gefecht zu vermeiden. — In der Nacht vom 10. zum 11. August, 1° Uhr, erließ er einen weiteren Befehl dahingehend, daß vom 11. August mittags ab der Kommandierende General des XV. A. K. (Espinasse) den Befehl über die 2. Zone zu übernehmen habe. Die Besatzung von Lagarde sei auf zwei Kompanien zu verkleinern, im Falle eines Angriffs auf Xures zurückzunehmen. — Der Anhang-Band gibt weiterhin Aufschluß darüber, daß der Armee-Befehlshaber mit der Besetzung von Lagarde nicht einverstanden war. Unter Nr. 186 ist folgender Befehl aufgeführt (S. 196):

„2. Armee. Hptqu. Neufchateau 11. 8., 6° Uhr. Besondere Instruktion für den Komm. Gen. des XV. A. K., Nr. 8.

Die gemischte Brigade (59.), die in die 2. Grenzschutz-Zone geschickt wurde, ist viel zu zerstreut aufgestellt. Das kann nicht so bleiben. Diese Brigade ist baldigst in die Gegend von Bathelemont—Serres umzugruppieren. Es wird dies unter dem Schleier vorgeschobener Postierungen durchzuführen sein. Der Komm. Gen. wird im besonderen die Lagarde besetzt haltende Abteilung auf zwei Kompanien beschränken. Diese Abteilung ist übrigens im Falle eines ernsten feindlichen Angriffs auf Xures zurückzunehmen und wird nicht zu verstärken sein. — Der Armeeführer schreibt während des gegenwärtigen Zeitpunktes vor, jede unnötige Plänkelei zu vermeiden. Es ist absolut nötig, die Truppen nicht Alarmierungen zu unterwerfen, die sie unnötig ermüden. Er erinnert daran, daß jede Abteilung, die Fühlung mit dem Gegner hat, sich sorgsam verschanzen muß."

Noch bevor der Komm. Gen. des XV. A. K. den Befehl über die 2. Zone übernommen hatte, erfolgte der deutsche Angriff.

Digitized by Google

Der Kommandeur der 2. K. D. — Hptqu. Valhey — sandte an das XV. A. K. folgendes Telegramm (Anhang Nr. 197):

„Vor dem sehr heftigen Artilleriefeuer, welches auf Forst Kreuzberg und Moncourt liegt, vollzieht sich eine leichte Rückzugsbewegung der vordersten Linie. Wenn der Angriff sich verstärken sollte, muß ich befürchten, nicht den ganzen Tag halten zu können. Es wäre mir sehr erwünscht, wenn mir sobald wie möglich eine Verstärkung an Infanterie und Artillerie nach Beauzemont geschickt würde. Ich habe meine ganze Artillerie eingesetzt."

Dieses Telegramm ist anscheinend irrtümlich unmittelbar an die 2. Armee gelangt. Es trägt den dortigen Eingangsvermerk, 11. 8. — 11^{50} Uhr. — Um 12^{15} Uhr sandte das A. O. K. dem Komm. Gen. XV. A. K. das Telegramm weiter mit folgender Bemerkung des Oberbefehlshabers:

„Wenn es sich als nötig erweisen sollte, die in den Kampf verwickelten Teile zu unterstützen, ist der Komm. Gen. des XV. A. K. ermächtigt, nach eigenem Ermessen über die 60. Brig. zu verfügen. Aber der Oberbefehlshaber will in keiner Art sich heute in eine größere Aktion auf dem rechten Ufer des Sanon (Rhein-Marne-Kanal) einlassen. Der Oberbefehlshaber kann es sich nicht erklären, daß die 2. K. D., nachdem Lagarde gestern besetzt war, nicht die feindlichen Truppen, die sie vor sich hatte, hat feststellen können."

Im Anhang Nr. 188 ist sodann der Bericht an die Heeresleitung enthalten: „Bericht an die Heeresleitung über das Gefecht vom 11. August (2. K. D. 59. Brig.).

Die beiden Bataillone, die gestern abend durch den Kommandeur der 2. K. D. nach Lagarde geschickt wurden, sind heute vormittag durch feindliche Kräfte, die ungefähr auf eine Infanterie-Brigade und drei Artillerie-Gruppen geschätzt wurden, sehr heftig angegriffen worden. Diese zwei Bataillone wurden unterstützt durch zwei andere Bataillone der 59. Brig. und eine Abteilung des 19. Art. Regts. Die Infanterie hat weichen müssen, und bei diesem Rückzug sind zwei Batterien in die Hände des Feindes gefallen. — Der Komm. Gen. des XV. A. K. hat auf meinen Befehl das Kommando über die Truppen des Abschnittes, einschl. 2. K. D., übernommen. Er verlegte zwei Brigaden und vier Gruppen in die Gegend Beauzemont—Serres, um nötigenfalls die 59. Brig. aufzunehmen, die scheinbar nicht bedrängt ist. gez. Castelnau."

Daß es sich französischerseits am 10. August nicht um die Einleitung des Vormarsches, sondern lediglich um eine Verbesserung der Aufstellung gehandelt hat, bemerkt das Reichsarchiv-Werk in Bd. I Seite 174.

Der Komm. Gen. des XV. A. K. übernahm den Befehl über die 2. Zone zu einem Zeitpunkt, als das Gefecht bereits entbrannt war. Da

Digitized by Google

hat es sicherlich mancherlei Reibungen gegeben. Der Kommandeur der K. D. aus Lüneville, dem das Gelände schon aus Friedenszeiten bekannt war, hielt das Festhalten des wichtigen Straßenknotenpunktes Lagarde für nötig. Der Armeebefehlshaber war mit seinen Maßnahmen nicht einverstanden, und nun griff im entscheidenden Augenblick auch noch der Komm. Gen. des XV. A. K. ein. Contre ordre — Desordre. — Das völlig passive Verhalten der anderen Grenzschutzabteilungen findet hierin auch eine gewisse Begründung, wenngleich es immerhin merkwürdig erscheint, daß seitens der Artillerie, die doch in der Nähe in den Abschnitten stand, gar nichts zur Entlastung der in Lagarde schwer ringenden Infanterie geschah. Die beherrschenden Höhen südlich und nördlich Xures forderten geradezu dazu heraus.

Bereits unter dem 12. August erließ General Castelnau an die ihm unterstellten Kommandeure einen Erfahrungsbericht. Im Hinblick auf die Schlappe am 11. August erscheint er eigenartig; für die französische Mentalität ist er charakteristisch. (Anhang Nr. 208.)

„Geheime Mitteilung für die Befehlshaber der Armeekorps und K. D. 2. Armee vom 12. August 1914.

Es ergibt sich aus den ersten Zusammenstößen an der Front eine gewisse Zahl von Erfahrungen, denen sofort Rechnung getragen werden muß.

1. Der enthusiastische Empfang, der durch die Bevölkerung unseren Truppen im Pays annexé (so bezeichneten die Franzosen auch auf den Landkarten die Provinzen Elsaß-Lothringen) bereitet worden ist, darf nicht über die Gefühle der Eingewanderten und im besonderen der Beamten hinwegtäuschen.

   Es müssen also alle Maßnahmen ergriffen werden, um jeden Versuch, der die vorgeschriebenen Operationen zum Scheitern bringen könnte, im Keime zu ersticken. Dazu gehört: Beschlagnahme der Post, Telegraph und Telephon, der öffentlichen Kassen, Festnahme von Geiseln.

2. Der Fernsprecher stellt ein Mittel dar, um Berichte zu erstatten, im allgemeinen darf er nicht zum Übermitteln von Befehlen gebraucht werden (?).

3. Da die französische Artillerie bis jetzt unbestreitbar die Überlegenheit über die deutsche Artillerie hat, muß man erwarten, daß der Gegner, um unseren Geschossen zu entgehen, häufig Gebrauch von nächtlichen Angriffen machen wird. Infolgedessen ist scharf darauf zu achten, daß die Truppen alle Vorsichtsmaßnahmen durchführen. Unter anderem ist es nötig, alle Einrichtungen in Ortsunterkünften und Biwaks zu vermeiden, die sich verzögernd auswirken könnten.

Digitized by Google

4. Die Arten des Schießverfahrens der deutschen Artillerie sind folgende:
   a) Beständiger Gebrauch von Geländemarkierungen.
   b) Bei Durchführung des Artilleriekampfes systematisches Durchstreuen hinter die Deckung in einer Tiefe von 400 bis 500 m.
   c) Die Art der Einnahme der Stellung ist außerordentlich verschieden; sie wechselt von ganz verdeckter bis zur fast offenen Batteriestellung.
   d) Die Geschosse der Haubitzen haben außerordentlich wenig Wirkung (?). Sie verursachen viel Qualm und Rauch[9]), die Truppen haben darunter nicht gelitten.
5. Auf der ganzen Front hat sich die moralische Überlegenheit der Kavallerie über die gegnerische erwiesen. Sie hat ihr nach Meldung (!) der eingesetzten Kräfte immer empfindliche Verluste beigebracht.
6. Das fast systematische Verfahren, welches der Feind gegenüber der 2. Armee anwendet, sich festzusetzen und Geländeverstärkungen vorzunehmen, nötigt uns zu sehr methodischer (!) Organisation und Entwicklung unserer Angriffe. Hauptsächlich kommt es darauf an:
   a) Unsere Artillerie gefechtsbereit zu haben, bevor der Infanterieangriff angesetzt wird.
   b) Jede genommene Stellung sofort zur Verteidigung einzurichten, bevor man zum Angriff auf einen anderen Stützpunkt schreitet.
   c) Aus der Überlegenheit unserer Artillerie Vorteil zu ziehen, um von Beginn des Kampfes an die feindliche Artillerie niederzuhalten."

C. Ereignisse auf deutscher Seite in der Zeit vom 12. bis 15. August.

Die Aufstellung der Truppenteile der 42. J. D. wurde nach dem Gefecht neu geregelt. Die beiden bayer. Jäger-Bll. traten noch am Abend des 11. August zur bayer. K. D. zurück und bezogen Ortsunterkunft in Moussey. Von der 65. J. Br. verblieb J. Regt. 17 mit I./Felda. Regt. 8 im Raume Moncourt—Ley—Ommeray; J. Regt. 131 in und bei Lagarde, ebenso II./Felda. Regt. 8. Das III./131, das am Gefecht nicht teilgenommen hatte, wurde dorthin herangezogen. — Von der 59. J. Br. bezog J. Regt. 138 Ortsunterkunft in Bourdonnaye; I./97 löste das III./131 ab und besetzte die Kanalübergänge von Port St. Marie bis Col des Français. Regimentsstab und II./97 rückten nach Maizières, III./97 verblieb in Deutsch Avricourt. Vom Felda. Regt. 15 bezog die I. Abt. Ortsunterkunft in Maizières; die II. in Bourdonnaye. Div.-Stabsquartier blieb Maizières.

[9]) Im französischen Text: Ils font fougasse.

Digitized by Google

Der 12. und 13. August verliefen als Ruhetage, auch beim Gegner rührte sich nichts. Das Gefechtsfeld wurde aufgeräumt, die Toten begraben. J. Regt. 131 mußte die zahlreichen Pferdekadaver in Lagarde beseitigen, die bei der starken Hitze schnell in Verwesung übergingen.

Am 13. August fand in Maizières Feldgericht über in Vaucourt und Lagarde festgenommene Zivilisten statt, denen zur Last gelegt wurde, sich am Kampfe beteiligt zu haben. Die Verhandlung dauerte von 13 bis 16 Uhr. Von den zehn Angeklagten wurden acht freigesprochen, zwei zum Tode verurteilt. Dem einen wurde nachgewiesen, daß er aus dem Fenster geschossen hatte, der andere hatte auf dem Kirchturm in Vaucourt die Glocke geläutet. Jeder Glockenschlag bedeutete die Stärke einer durchmarschierenden Kompanie. Das Urteil wurde sofort vollstreckt.

Bei der Truppe war man immer noch des Glaubens, daß der Vormarsch jetzt beginnen werde. Darin sollte man sich getäuscht haben. In den Morgenstunden des 14. August sah man bei klarem Wetter auf allen Straßen gegen die Front des XXI. A. K. sich Staubwolken heranwälzen. Der Feind hatte den Vormarsch angetreten. Der Hauptangriff richtete sich in den Mittagsstunden gegen den rechten Flügel der 42. Div. J. Regt. 17, Nordrand des Forstes Kreuzberg-Moncourt. — I./Feldа. Regt. 8 ging bei △ 281 in Stellung; im Laufe des Nachmittags wurde zur Unterstützung noch 5. und 6./Feldа. Regt. 8 herangezogen. Auch vom J. Regt. 131 bei Lagarde, gegen das Infanterie nicht ins Gefecht trat, rückte gegen 21 Uhr das I. Btl. nach dem Nordwestrand des Forstes Kreuzberg; vom J. Regt. 138 war 15 Uhr nach Ommeray das II. Btl. herangezogen worden. Ein Einsatz dieser Kräfte war nicht mehr nötig; gegen Abend war der feindliche Angriff überall zum Stehen gebracht. Die Truppe biwakierte in der Gefechtsstellung.

Um 24 Uhr war ich zur Feststellung der Lage nochmals nach Forst Kreuzberg entsandt worden. Es herrschte dort völlige Ruhe; ab und an schlug feindliches Artilleriefeuer bei △ 281 — Nordecke Forst Kreuzberg — ein. Gegen 1 Uhr mit dieser Meldung in das Div.-Stabsquartier zurückgekehrt, ging kurz darauf ein Fernspruch des Generalkommandos folgenden Inhalts ein: „42. Div. räumt sofort die Stellung und geht auf Dieuze zurück, da sie stark angegriffen wird." Major Bürkner antwortete, das Generalkommando müsse falsch orientiert sein; nach soeben eingegangener Meldung eines Ordonnanzoffiziers herrsche an der Front völlige Ruhe. — Es verging einige Zeit, dann kam vom Generalkommando erneut der Befehl mit derselben Begründung. — Major Bürkner bat, den Chef des Stabes persönlich am Fernsprecher sprechen zu dürfen; hier liege augenscheinlich ein Irrtum vor. Antwort, der Herr Chef ist nicht zu sprechen; die Division führt den gegebenen Befehl jetzt sofort aus.

Digitized by Google

Um 1^{30} Uhr saß ich wieder im Kraftwagen, fuhr über Ommeray — Stabsquartier der 65. J. Br. — nach Lagarde und Bourdonnaye. Freundlich wurde ich nicht empfangen; ich konnte es der ermüdeten Truppe nachfühlen. — In aller Eile wurden die Verwundeten aus den Kirchen geschafft. Die bei Lagarde erbeuteten Munitionswagen mit Munition standen noch in Bourdonnaye; das II./Feldа. Regt. 15 mußte in der Nacht Gespanne stellen, um sie wegzubringen. Mancherlei ist bei diesem beschleunigten Aufbruch vergessen worden, beispielsweise eigene Gewehre von Toten und Verwundeten. Mit dieser im Frieden so überaus sorgsam behandelten Waffe, die nach der Rekruteninstruktion der Musketier mehr als die eigene Braut lieben sollte, ist man bei Kriegsbeginn überhaupt recht lieblos umgegangen. Gegen die Unsitte, daß Leichtverwundete, wenn sie zum Truppenverbandplatz zurückgingen, als erste Amtshandlung mal zunächst ihr Gewehr wegstellten, mußte bald mit Strenge vorgegangen werden.

Trotz mancherlei Reibungen glückte der Abzug, völlig unbemerkt vom Gegner, der noch am 15. August die geräumten Stellungen heftig beschoß. Im Tagebuch des J. Regt. 131 findet sich der Vermerk, daß bei diesem nächtlichen Rückmarsch, im Gegensatz zu der im Frieden allgemein verbreiteten Ansicht, die Erfahrung gemacht wurde, daß das Abbauen im Kriege verhältnismäßig einfach sei.

Um 4 Uhr stand die Division, im Anschluß an die 31. Div. (bei Geistkirch) im Raume Geistkirch—Donnelay—Gisselfingen. Die Regimenter verstärkten die Stellung. Die deutschen Bewohner von Dieuze flüchteten auf die letzten Züge, die nach Saarbrücken abgingen. Auch sie waren von unserem Rückzug völlig überrascht.

Am Abend des 15. August wurde bei allen Truppenteilen ein Telegramm Seiner Majestät des Kaisers an den Komm. Gen. des XXI. A. K. verlesen. Der Oberste Kriegsherr sprach den Truppen, die bei Lagarde so heldenmütig gefochten, seinen und des Vaterlandes Dank aus. — Diese kaiserliche Anerkennung rief überall große Begeisterung hervor.

In dunkler Regennacht trat die Division am Abend des 15. August den Rückmarsch auf Dommenheim—Lauterfingen an (12 km nordöstlich Dieuze). Am Morgen des 20. August hatte für die 6. und 7. Armee — wie das Reichsarchivswerk sagt — die Zeit entsagungsvollen Abwartens ihr Ende erreicht. In dem in der Kriegsgeschichte als Schlacht von Lothringen bezeichneten Kampf warfen sich die Truppen in frischem Angriffsgeist auf den Feind und fegten ihn binnen weniger Stunden vom deutschen Boden hinweg.

Digitized by Google

D. Betrachtungen.

Der in Lothringen aufmarschierten 6. und 7. Armee war im Operationsplan eine besonders schwierige Aufgabe zugefallen. Sie sollte den linken Flügel der um den Drehpunkt Metz schwenkenden Hauptkräfte decken; sie sollte in Verfolgung dieses Zieles aber auch möglichst starke Kräfte des Feindes auf sich ziehen, sei es durch Rückzug, sei es durch Angriff. Während dem rechten Schwenkungsflügel ein klar umrissener Auftrag gegeben war, stand die Armee in Lothringen von vornherein in starker Abhängigkeit von den Maßnahmen des Gegners. Das Reichsarchivwerk sagt darüber in Band I: Alles kam darauf an, rechtzeitig zu einer richtigen Vorstellung über Absichten und Stärke des Gegners zu gelangen. Kronprinz Rupprecht, der den Oberbefehl über beide Armeen führte, war sich der Schwierigkeit seines Auftrages von Anfang an bewußt. Dem Angriffsgeist von Führer und Mann mußte voraussichtlich starke Entsagung zugemutet werden.

Über den französischen Aufmarsch lagen bei Beginn des Krieges sichere Nachrichten nicht vor (Reichs-Arch. Bd. I S. 66). Noch bis zum 11. August war die Lage ungeklärt; die Kämpfe des XIV. und XV. A. K. bei Mülhausen am 9. August, die mit einem Zurückdrängen des Feindes über die Grenze geendet hatten, wurden nicht als Einleitung einer größeren französischen Offensive angesehen. Tatsächlich waren französischerseits hier auch nur ein Armeekorps und eine Kav. Div. eingesetzt. — Das Gefecht von Lagarde erbrachte Klarheit, daß hier die 2. Armee Castelnau mit mindestens[10]) 4 Armeekorps (IX., XV., XVI., XX.) und 2 K. D. gegenüberstand; weiterhin war durch das Gefecht des I. bayer. A. K. bei Badonviller das franz. XXI. A. K. festgestellt. Andere, noch nicht bestätigte Nachrichten sprachen von der Anwesenheit des VII., XIV., X. und XII. A. K. sowie einer weiteren K. D. Jedenfalls wurde es klar, daß der 6. und 7. Armee sehr starke Kräfte gegenüberstanden. — Schon am 13. August trat in den bisher offensiven Absichten des Armee-Oberkommandos ein Umschwung ein. Die unterstellten Generalkommandos wurden auf die Möglichkeit eines vorübergehenden Ausweichens hingewiesen, „wenn die unbedingte Notwendigkeit dafür sich ergeben würde" (Reichs-Arch. Bd. I S. 193). Die in der Nacht zum 14. August eingehenden Weisungen der Obersten Heeresleitung, die besonders betonten, daß die 6. und 7. Armee beim Vormarsch eines stark überlegenen Gegners zwischen Metz und den Vogesen auszuweichen hätte, gaben für das Armee-Oberkommando den Ausschlag, nachdem am 14. August der Gegner den Vormarsch tatsächlich angetreten hatte. — So wurde in der Nacht vom 14. zum 15. August der Befehl zum Rückzug gegeben.

[10]) Tatsächlich bestand sie aus fünf Armeekorps und drei R. D.; vgl. auch S. 208.

Digitized by Google

Es schien erforderlich, diese Ausführungen an den Anfang der Betrachtungen zu setzen, weil dem Leser — ähnlich wie damals der Truppe[11]) — manche Maßnahmen der höheren Führung sonst unverständlich bleiben müßten. Es könnte mit Recht die Frage aufgeworfen werden, warum lieferte man bei Lagarde ein so verlustreiches Gefecht, wenn man doch zurückgehen wollte; warum wurden der Truppe solche Anstrengungen zugemutet; warum erhielt sie so spät und unerwartet den Befehl zum Rückzug usw.

Das Reichsarchivwerk sagt in seiner Schilderung des Gefechts, daß es seinen Zweck, die Verhältnisse beim Gegner zu klären, voll erfüllt habe. Das ist tatsächlich dadurch erzielt worden, daß zwei wichtige Befehle erbeutet wurden, ein Glückszufall, mit dem man jedenfalls nicht rechnen konnte. Auch einige Militärschriftsteller sind der Auffassung, daß es sich deutscherseits um eine geplante gewaltsame Erkundung gehandelt habe. Das ist nicht der Fall gewesen; es sei nur darauf hingewiesen, daß der Komm. Gen., der sicher entsprechende Weisung des Armeeführers hatte, ein Überschreiten der Grenze und somit eine Verfolgung, die solche Ergebnisse hätte zeitigen können, unterbunden hat. Der Anstoß zu dem Gefecht ging, wie dargelegt, von unten, von der Truppe aus; der Armeeführer hat, aus sehr begreiflichen psychologischen Gründen, dem Verlangen der Truppe, sich mit dem Gegner zu messen, stattgegeben. Es war eine Art Generalprobe auf das Können und den inneren Wert, aber bewußt begrenzt, denn der Zeitpunkt für eine größere Kampfhandlung war noch nicht gekommen. Neben der Klärung der Lage ging die Truppe aus diesem Gefecht mit dem Gefühl der unbedingten Überlegenheit über den Gegner hervor; eine moralische Errungenschaft, die nicht hoch genug bewertet werden kann und die ihre Früchte getragen hat.

Es kann nicht Aufgabe dieser Gefechtsschilderung sein, eine nachträgliche billige Kritik an den Maßnahmen der Truppe und der Führung anzusetzen. Die Erfahrungen des großen Krieges sind von berufener Stelle ausgewertet und haben ihren Niederschlag in den Dienstvorschriften gefunden. Aber der Krieg wird immer das Gebiet der Ungewißheit bleiben, auch gewissenhaftester Friedensausbildung sind hier Grenzen gezogen. Der junge Soldat soll aus der Darstellung in erster Linie entnehmen, wie es beim ersten Zusammenstoß mit dem Feinde zugegangen ist, was für Reibungen sich ergaben und wie Führer und Truppe diese meisterten, damit er im Ernstfalle danach handeln kann. — So erübrigt es sich, soweit das nicht schon geschehen, nur auf einige besonders charakteristische Erscheinungen auf beiden Seiten noch hinzuweisen.

[11]) In einem Tagebuch findet sich der Vermerk: „Selbst die Brigadestäbe wissen nichts aus der Nähe und nichts aus der Ferne."

Digitized by Google

Der Ansatz der 42. Div. zum Angriff auf Lagarde ist ein kühner gewesen. Anfassen der Front, Umfassung mit starken Kräften auf beiden Flügeln; ein Cannae-Plan im kleinen. Aber die umfassenden Flügel mußten einen Flankenmarsch entlang der feindlichen Front ausführen; er wäre durch den Gegner leicht zu parieren gewesen. Tatsächlich haben auf dem linken Flügel die — sehr passive — Besetzung von Vaucourt und einige Demonstrationen aus dem Forêt de Parroy genügt, um die beiden Bataillone des J. Regt. 97 und 3 Batterien (II./Felda. Regt. 15) zu fesseln und am Eingreifen gegen Lagarde zu hindern. Auf dem rechten deutschen Flügel sind das 1. bayer. Jäger-Btl. und I./J. Regt. 17 schnell und fast kampflos an den Nordrand des Forstes Kreuzberg gelangt, den der Feind vor dem von Osten ansetzenden Angriff des II./131 räumte. Beide Bataillone haben aber dann, in Erwartung eines feindlichen Vorstoßes, den Westrand des Forstes Kreuzberg besetzt, so daß die Straße Xures—Lagarde nicht gesperrt worden ist (nur die 2. Komp. des 1. bayer. J. Btls. ist auf Lagarde vorgestoßen). Teile des Gegners konnten hier abziehen.

Unsere im Angriffsgeist erzogene Infanterie hat, wie das bei Friedensmanövern üblich war, die Feuerbereitschaft der Artillerie nicht abgewartet, sondern ist zum Angriff auf das Dorf geschritten, ehe die Artillerie genügend gewirkt hatte. Andererseits muß hervorgehoben werden, daß die Zusammenarbeit, trotz mangelhafter Verbindungsmittel, schnell und zweckmäßig organisiert worden ist (4./Felda. Regt. 8). Der unserer Feldartillerie anerzogene Drang, sich an die Infanterie heranzuhalten und die geschickte Führung der II./Felda. Regt. 8 sowie der I./Felda. Regt. 15 haben das ihre zum Erfolge beigetragen.

Die verlustreiche Attacke der bayer. Ulanen-Br. hat in der Nachkriegszeit vielfach absprechende Beurteilung erfahren. Sicher war das Gelände denkbar ungünstig für einen Reiterangriff. Major a. D. Ritter von Rizzi sagt in seiner bereits angeführten Schrift: „Wohl kann man der Kritik am grünen Tisch zubilligen, daß Lagarde auch ohne Einsatz von Kavallerie fallen mußte, sobald die 59. J. Br. von Remoncourt her zum Eingreifen in das Gefecht kam. Dem ist entgegenzuhalten, daß die erschöpfte 65. J. Br. den Angriff in der Mittagszeit nicht mehr vorwärts tragen konnte. Der abbröckelnde Gegner schien sich bereits der Umfassung zu entziehen", und and anderer Stelle: „Größer als der taktische Erfolg der Attacke war der moralische. In treuer Waffenbrüderschaft hatten bayerische Ulanen die schwer kämpfende Schwesterwaffe im kritischen Augenblick entlastet und ihr todesmutig den Weg zum Siege gebahnt. Das letztere gibt den Ausschlag. Die bayerischen Ulanen, von einem kühnen Reiterführer befehligt, wollten im ersten Kampfe nicht abseits stehen; es drängte sie an den Feind, gleich den anderen Waffen. Ein Wettlauf um den Sieg begann. Auch in diesen

Digitized by Google

tapferen Reitern lebte der Geist von 1914, dem das deutsche Heer seine größten Erfolge verdankte. Kalte Klügelei wird ihn nicht begreifen.

Der Kampf um Ortschaften pflegt besonders hartnäckig zu sein; das erwies sich schon bei Lagarde und hat sich im Verlauf des Krieges immer wieder bestätigt. Die keineswegs angriffsfreudige Infanterie des XV. franz. Korps wich, unter Preisgabe ihrer Artillerie, schnell auf das Dorf zurück. Hier hat sie sich, durch zwei Bataillone verstärkt, mit anerkennenswerter Zähigkeit geschlagen. Nach den Berichten des J. Regts. 131 und des 2. bayer. J. Btls. war das Dorf sehr geschickt zur Verteidigung eingerichtet. Alle Eingänge waren durch Drahtgitter, Zäune und Holzstöße unpassierbar gemacht; auch Scheinanlagen mit aufgelegten Käppis und Scheingräben waren hergerichtet. Besonders wirksam war die Abwehr durch auf dem Kirchturm aufgestellte Maschinengewehre organisiert. Der Pfarrer, der die Schlüssel zum Kirchturm herausgegeben, wurde festgenommen und vor ein Feldgericht gestellt, von diesem aber freigesprochen[12]).

Über den Einsatz der französischen Artillerie steht nach dem Bericht des Generals Castelnau an die Heeresleitung (Anhang Nr. 188) fest, daß eine Artillerie-Abt. des 19. Art. Regt. am Kampfe beteiligt war. Der Kommandeur der 2. K. D. spricht in seiner Meldung an den Komm. Gen. des XV. A. K. (Anhang Nr. 197) davon, daß er seine ganze Artillerie eingesetzt habe. Es haben also, da die französische Abteilung auch aus 3 Batterien bestand, deren 3 im Feuer gestanden. Anscheinend waren sie zuerst in der sehr günstigen Stellung bei △ 281 am Forst Kreuzberg. Diese Auffassung findet sich auch im Tagebuch des Kommandeurs des II./Felda. Regt. 8, Major Schneider. Nachdem die B.-Stellen auf seinen Befehl unter Feuer genommen waren und unter dem Druck des sehr schnell gegen Forst Kreuzberg vorstoßenden J. Regt. 131 hat dann die Artillerie, die das Vorgehen der bayer. Jäger flankierte, staffelweise die Stellung geräumt. Zwei Batterien sind darauf hart nördlich Lagarde zur Unterstützung der Infanterie eingesetzt worden. Die Stellung war sehr ungünstig, denn es gab keine irgendwie brauchbare B.-Stelle. △ 282 dürfte um diese Zeit bereits in den Händen des 2. bayer. Jäger-Btls. gewesen sein. — Die Batterien, deren Feuer aus der Batterie-Stellung von der niedrigen Leiter gelenkt werden mußte, haben dann zunächst hinter △ 282 gestreut. Ihr Schicksal hat sie schnell ereilt, was auch aus dem geringen Munitionsverbrauch hervorgeht, denn jedes Geschütz hatte nur etwa 10 Schuß abgegeben. Die 3. Batterie der

[12]) Die Verwendung von Maschinengewehren auf Kirchtürmen ist keine Mythe, wie das jetzt gelegentlich im Militärschrifttum angenommen wird. Die Franzosen machten hiervon nicht nur bei Lagarde, sondern auch neun Tage später in der Schlacht von Dieuze Gebrauch. Ich habe das im Kirchturm von Ober-Linder durch die 4./Felda. 15 zusammengeschossene Maschinengewehr selbst gesehen. (Regimentsgeschichte Felda. Regt. 15, Seite 28.)

Digitized by Google

Abteilung hat nicht mehr in den Kampf eingegriffen. — Die moralische Überlegenheit, die General Castelnau der eigenen Kavallerie in seinem Erfahrungsbericht über die deutsche Kavallerie glaubt zubilligen zu müssen, hat sich jedenfalls bei Lagarde in keiner Weise bestätigt. Castelnau selbst muß zugeben (Anhang Nr. 197), daß sie völlig versagt hat.

Die auch im Reichsarchivwerk erwähnte heimtückische Kampfweise der Franzosen, wonach wiederholt Verwundete hinterrücks — namentlich auf deutsche Offiziere — schossen, ist bereits erwähnt. Die Beispiele ließen sich vermehren; auch auf den Kommandeur des I. Regts. 131, Oberst Neubaur, schoß ein Verwundeter auf 10 Schritt Entfernung. — Auf Befragen gaben die Leute an, von ihren Offizieren diesen Befehl erhalten zu haben. Es sei gleichgültig, was mit ihnen geschähe, denn als Verwundete würden sie von den Deutschen doch erschossen werden. Ein Kommentar zu dieser Haßpropaganda, die jedenfalls beim XV. franz. Korps üblich gewesen zu sein scheint, erübrigt sich. Wir werden immerhin gut daran tun, diese Kriegserfahrung nicht zu vergessen. — Im Zusammenhang damit ist es übrigens nicht uninteressant zu erfahren, daß jetzt, fast 25 Jahre nach Kriegsbeginn, in Frankreich der Versuch gemacht wird, dieses XV. A. K. zu „rehabilitieren". Darüber schreibt Major a. D. Moßdorf in Nr. 25 vom 17. Dezember 1937 des „Militär-Wochenblattes". Es handelt sich um die Schlacht von Dieuze (Schlacht von Lothringen) am 20. August 1914, in dem 9 Tage nach dem Gefecht von Lagarde der Stoß des XXI. preußischen A. K. wieder das XV. franz. A. K. traf. Es hatte links von sich das XX. franz. Korps (Foch), rechts das XVI. franz. Korps. Am Mittag des 20. August begann der französische Rückzug, der teilweise — was ich aus eigener Anschauung bestätigen kann — in Flucht ausartete. Am schlimmsten erging es dem XV. franz. Korps. (Wirkte der furor teutonicus von Lagarde noch nach?)

In Dieuze drängten sich die beiden Divisionen des Korps zusammen, um erst südlich der Stadt eine Aufnahmestellung zu finden; Castelnau befahl alsbald den weiteren Rückzug an die Meurthe.

Die erste Nachricht von der Niederlage der franz. 2. Armee gelangte durch ein Ferngespräch der Präfektur Meurthe-Mosel nach Paris. Hier wurde gesagt, das XV. Korps treffe die Hauptschuld, weil es das links neben ihm kämpfende XX. Korps (Foch) nicht genügend unterstützt hätte. In einer Pariser Zeitung vom 24. August 1914 schrieb der Senator Gervais: Eine Division des XV. franz. Korps, zusammengesetzt von Kontingenten aus Antibes, Toulon, Marseille und Aix, hat vor dem Feinde Fersengeld gegeben. Das Versagen des XV. Korps hat den Rückzug auf der ganzen Linie zur Folge gehabt. — General Joffre enthob sofort nach der Schlacht 3 Generale des XV. Korps ihres Postens.

Es interessiert hier nicht, daß heute von den Vertretern des XV. A. K. die Schuld an der Niederlage dem XX. Korps in die Schuhe geschoben

Digitized by Google

werden soll; das mögen die Franzosen unter sich ausmachen. Marschall Foch, der damals das XX. A. K. kommandierte, lebt nicht mehr; die Beweisführung dürfte mithin schwierig sein. Für die vorliegende Betrachtung ist sein Urteil, welches er, als Gegner, über das deutsche Heer von 1914 gefällt hat, wichtiger. Er bezeichnet es als das beste. Es ist bekannt, daß er jahrelang maßgebenden Einfluß auf die taktische und strategische Ausbildung der französischen Armee gehabt hat, daß er ihr den Offensivgeist anerziehen wollte. So mag ihm das Urteil, das die deutsche Armee über die eigene Armee stellt, nicht leicht geworden sein. Man geht kaum fehl in der Auffassung, daß er weniger in der Bewaffnung — denn die war annähernd gleichwertig — als in dem Angriffsschwung, den er bei Lagarde und Dieuze kennenlernte, diese Überlegenheit erblickt hat.

Das Gefecht von Lagarde ähnelt in Anlage und Durchführung viel mehr einem Anfangskampf des Jahres 1870 (Spicherer Höhen) als den Endkämpfen in der letzten Offensive des Jahres 1918. 40 Friedensjahre ernster Arbeit hatten weniger Änderungen in Taktik und Kriegstechnik gezeitigt als vier harte Kriegsjahre. Die gewaltige Umwälzung, die der Weltkrieg mit sich brachte, wird auch hierin besonders erkennbar. Wir werden beim nächsten Waffengang nicht mehr so fechten wie bei Lagarde. Der Soldat, der 1914 zum ersten Male an den Feind ging, tat das mit hoher Begeisterung, der kriegsgewohnte Grabenkämpfer von Verdun, der Somme oder Flandern schritt mit hohem sittlichen Ernst über das Kampffeld. Beiden gemeinsam blieb das Pflichtgefühl und der ungebrochene Angriffswille, in langer, mühevoller Friedensarbeit dem deutschen Heere anerzogen. — Überraschungen wird es bei Kriegsbeginn immer geben, denn der Krieg bleibt das Gebiet der Ungewißheit. Wenn nicht alle Zeichen trügen, werden diese Überraschungen in Zukunft eher größer als geringer sein. So besteht also auch hier der Satz zu Recht, daß die Truppe am kriegsmäßigsten ausgebildet ist, die von dem im Frieden Erlernten im Kriege am wenigsten abstreifen muß und die sich am schnellsten auf die Erfordernisse des Ernstfalles umzustellen versteht. Es ist die Probe auf ihr Können und ihren inneren Wert. Waffen mögen sich ändern, ausschlaggebend bleibt immer der Mann, der die Waffe handhabt. Ein Überschuß an Offensivgeist kann niemals ein Nachteil sein; Sache der Führung ist es, ihn richtig einzuschätzen und in die richtigen Bahnen zu leiten. Wer dem Feinde den ersten scharfen Hieb versetzen kann, hat ein großes moralisches Plus. Diese Opfer sind nicht umsonst gebracht. Sie führten 1870 zum Siege, sie ließen uns im großen Kriege im Felde unbesiegt bleiben; sie wirken fort bis in unsere Tage. Die Truppe, die nach den Worten des Obersten Kriegsherrn bei Lagarde so heldenmütig gefochten, die sich nach wenigen Tagen aus dem

Digitized by Google

Rückzug mit gleichem Angriffsschwung auf den Feind warf, hatte den Beweis erbracht, daß unsere Friedensausbildung richtige Wege gegangen war. Das ist die bleibende Lehre.

Benutzte Quellen.

1. Reichsarchiv-Werk, Bd. I.
2. Französisches Generalstabswerk, Bd. I und Anhang.
3. Geschichte des Infanterie-Regiments 17.
4. Geschichte des Infanterie-Regiments 97.
5. Geschichte des Infanterie-Regiments 138.
6. Aufzeichnungen des Generalmajors a. D. Groppe; 1914 Regiments-Adjutant Inf. Regts. 131.
7. Geschichte des Bayer. Jäger-Regiments Nr. 1 (Bayer. J. Btl. 1 und 2).
8. Attacke der Bayer. Ulanen-Brigade bei Lagarde. — Major a. D. Ritter von Rizzi.
9. Geschichte des Feldartillerie-Regiments Nr. 8.
10. Geschichte des Feldartillerie-Regiments Nr. 15.
11. Aufzeichnungen des Obersten a. D. Schneider; 1914 Kommandeur der II./Felda. Regts. 8.
12. Aufzeichnungen des Oberstleutnants a. D. Melms; 1914 Batteriechef 4./Felda. Regts. 8.
13. Eigene Tagebuchnotizen.

Wehrpolitische Übersicht: Außereuropa.

Dezember 1938, Januar, Februar 1939.

Die militärische Lage in China hat sich seit Herbst vorigen Jahres wenig geändert. Die Linie a bis d in der Skizze gibt die ungefähren jetzigen Grenzen des japanischen Machtbereiches auf dem asiatischen Kontinent an.

Tschiangkaischek ist es bei Hankou und Kanton gelungen, seine Truppen der Vernichtung zu entziehen, ähnlich wie im Sommer bei Hsütschou. In beiden Fällen brach er den Kampf mit seinen Hauptkräften — darunter den europäisch geschulten und bewaffneten Kerntruppen — ab, sobald die Lage kritisch wurde, zog sich exzentrisch zurück, um seine Truppen später wieder zu vereinigen, und ließ den Rückzug durch starke Nachhuten aus Provinzialtruppen decken, die sich nach Erfüllung ihrer Aufgabe in Banden auflösten und in der Bevölkerung verschwanden.

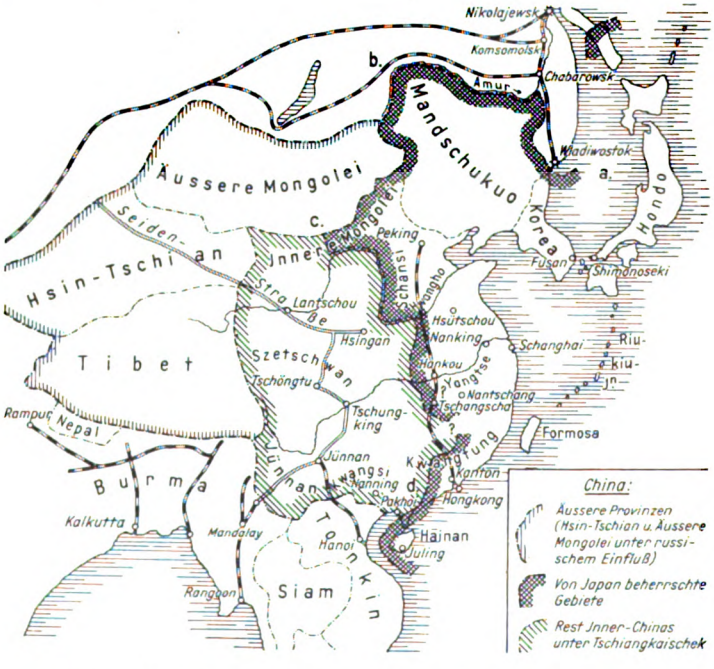
An Menschen und leidlich ausgebildeten Soldaten wird es dem chinesischen Führer weder jetzt noch in Zukunft fehlen, wohl aber an der Möglichkeit, ausreichende Massen von Kriegsgerät zu beschaffen. Daß er unter solchen Umständen noch an größere Offensivunternehmungen denken kann, ist nicht wahrscheinlich. Der Guerillakrieg, unter kommunistischer Leitung besonders in Schansi und bei Nanking betrieben, wird die Japaner zwar weiter belästigen, aber nicht vertreiben. Daß er einen bedeutenden Umfang annehmen konnte, liegt daran, daß die Japaner bei der Größe der in Besitz genommenen Gebiete nur an den Hauptbahnen und -straßen vorrücken können und die dazwischen liegenden volkreichen Gebietsteile fast unbeaufsichtigt lassen müssen. Nach japanischer Ansicht (Erklärung des japanischen Botschafters in Rom am 27. 10. 38) werden aber Guerillakrieg und bolschewistische Propaganda keine entscheidende Wirkung ausüben. Vor allem werde der Mangel an materiellen Hilfsmitteln Chinas Widerstandskraft lähmen.

Japans Bestreben richtet sich daher immer mehr darauf, die chinesischen Einfuhrmöglichkeiten zu unterbinden.

Ebenso wichtig wie die Jünnanbahn sind hierfür die Bahnlinien Britisch-Burmas. Sie endigen zwar diesseits der chinesischen Grenze, doch sollen die Endpunkte trotz ungeheurer Geländeschwierigkeiten jetzt schon durch Autostraßen mit

Digitized by Google

Jünnan, und damit wohl auch mit Tschungking, verbunden sein. So werden japanische Unternehmungen im südlichsten Teile von China gegen die Verbindungen zwischen Jünnan, Tonkin und Burma immer wahrscheinlicher. Schon Mitte Dezember wurden Landungen der Japaner bei Pakhoi und ein Vorstoß auf Nanning (Hauptstadt von Kwangsi) erwartet. Tschiangkaischek soll schon damals den Oberbefehl über die chinesischen Truppen in Kwangsi und Kwangtung persönlich übernommen haben. Die Einnahme von Jünnan würde nicht nur die Benutzung der Jünnanbahn für die Chinesen unmöglich machen, sondern auch ihre Verbindungen mit Burma unterbrechen. Die letzteren scheinen in letzter Zeit erheblich an Wichtigkeit gewonnen zu haben. Am 16. 2. 39 meldete Reuter das Eintreffen von 200 amerikanischen Tanks in Rangoon, nachdem schon am 18. Januar zahlreiche amerikanische Flugzeuge und Maschinengewehre dort ausgeladen worden waren. Die Japaner haben inzwischen am 10. 2., ohne Gegenwehr zu finden, Truppen an der Nord-



küste von Hainan gelandet, sodann in größerem Maßstabe (20 Transportschiffe) am 14. 2. an der Südküste, in der Nähe von Juling, dem besten Hafen der Insel. Peinliche Überraschung und strenge Mißbilligung in Paris und London, höfliche, aber kühle Erwiderung der japanischen Presse: „Solange die Unterstützung Chinas durch England und Frankreich andauert, ist es für Japan notwendig, nicht nur Hainan, sondern den ganzen südwestlichen Teil Chinas zu besetzen."

Man wird also in nächster Zeit mit größeren Unternehmungen Japans in Südchina rechnen müssen, vermutlich mit Vorstößen von Kanton und Pakhoi aus in Richtung Nanning—Jünnan, und außerdem wohl mit weiteren Unternehmungen im Norden zur Verhinderung der Zufuhren aus Rußland über die Seidenstraße, nachdem inzwischen am 20. Februar das wichtige Lantschou an dieser Straße erfolgreich bombardiert worden ist. —

Während die Waffen in den letzten Monaten im wesentlichen ruhten, arbeitete die Politik um so angestrengter. Anfang Dezember verhandelte Japan in Kanton mit dem japanfreundlichen früheren Ministerpräsidenten Wangtschingwai über Friedensmöglichkeiten. Der Chinese erklärte, daß es in der Hauptsache die Kommunistische Partei sei, die den Krieg fortsetzen wolle, und daß Tschiangkaischek leider immer mehr unter ihren Einfluß gerate (27. 12. 38). Zu einem greifbaren Ergebnis scheinen diese Verhandlungen bisher nicht geführt zu haben.

Digitized by Google

Japan will nunmehr ein „Zentralamt für Ostasien" einsetzen, das mit außerordentlichen Vollmachten für die Durchführung der Ostasienpolitik ausgestattet sein soll. Über die Ziele dieser Politik sprachen sich japanische Staatsmänner (u. a. Außenminister General Arita am 19. 12. 38 und Ministerpräsident Hiranuma am 21. 1. 39) wiederholt aus. Japan beabsichtigt danach die Bildung einer großen wirtschaftlichen Einheit — Japan, Mandschukuo, China — in Ostasien, wobei China eine ähnliche Rolle zufallen dürfte, wie jetzt schon Mandschukuo[1]) Die drei Staaten sollen Einzelregierungen haben, aber unter einem gemeinsamen Staatspräsidenten stehen und außenpolitisch und militärisch aufs engste zusammenarbeiten. Das alles bedeutet natürlich das Ende wesentlicher europäischer Einflüsse und exterritorialer Rechte in China. Dabei soll aber die europäische und amerikanische Handelstätigkeit nicht völlig beseitigt, sondern — „im Interesse der wirtschaftlichen Belange und der militärischen Sicherheit des neuen Staatenbundes" — nur eingeschränkt werden. Die Ausrichtung der drei Länder auf gleichartige politische, wirtschaftliche und militärische Ziele soll die Verhältnisse in Ostasien endlich befestigen und sichern. Die liberale Ära in Japan sei jetzt beendet, die kraftvolle einheitliche Staatsführung nach altjapanischer Tradition werde wieder hergestellt werden. In bezug auf die englischen und amerikanischen Anleihen an China wurde hervorgehoben, „daß sie besonders geeignet seien, Japan in der Überzeugung zu bestärken, daß die Verhältnisse in Ostasien grundlegend geändert werden müßten".

Der am 4. 1. 39 vollzogene Kabinettswechsel in Japan bedeutet eine Bestätigung der schon seit dem Frühjahr 1938 eingeschlagenen japanischen Politik und eine noch straffere Zusammenfassung aller zu mobilisierenden Kräfte. Der bisherige Ministerpräsident Fürst Konoe, der bescheiden erklärt hatte, daß seine Fähigkeiten nicht ausreichten, um die gewaltigen Aufgaben zu erfüllen, ist als Minister ohne Portefeuille in dem neuen Kabinett verblieben. Der neue Ministerpräsident, Baron Hiranuma, 73 Jahre alt, bisher Präsident des Geheimen Staatsrates, ist entschlossen, Regierung und Volk auf das engste zusammenzuschließen und die gesamten Kräfte der Nation einzusetzen. Der Außenminister, General Arita, der Kriegsminister General Itagaki, der Marineminister Admiral Yonai haben ihre Ministerien behalten. Die militärischen Operationen werden neben der Abschnürung der chinesischen Einfuhr künftig hauptsächlich die Beseitigung der japanfeindlichen Kuomintangregierung zum Ziele haben. Das Jahr 1939 soll politisch mindestens so bedeutungsvoll werden, wie das Jahr 1938 militärisch bedeutungsvoll gewesen ist. —

Erwähnenswert sind Nachrichten aus Tokio vom 21. 12. 38 über ein gewaltiges japanisches Tunnelprojekt zur Verbindung der japanischen Hauptinsel Hondo mit Korea, also dem asiatischen Festlande. Als Endpunkt des Tunnels werden die Städte Shimonoseki[2]) und Fusan[3]) genannt. Das wäre natürlich ein Plan von größter strategischer Bedeutung. Die Schwierigkeiten müssen aber ungeheuer sein. Die Breite der Meerenge von Tsushima beträgt fast 200 km. Bei Benutzung einiger größerer Inseln wären etwa 100 km Wasserfläche zu untertunneln. Angesichts einer Wassertiefe von über 100 m erscheint der Plan phantastisch. Man wird weitere Nachrichten abwarten müssen.

Aus der Äußeren Mongolei verlautet, daß Stalins Henker unter den mongolischen Offizieren, Politikern und Geistlichen gewaltig aufgeräumt haben, nachdem sich dort wiederholt Ansätze zu einer Los-von-Rußland-Bewegung gezeigt haben. Die „Mongolische Volksarmee", der man nicht mehr traut, soll zurückgezogen und durch zuverlässige Teile der Roten Armee ersetzt worden sein. China hat hier nichts mehr zu sagen. —

Der Hafen von Nikolajewsk am Amur soll zu einem großen Kriegshafen — Ubootbasis — ausgebaut werden. Die Verlängerung der Eisenbahnlinie Chabarowsk — Komsomolsk bis Nikolajewsk ist vorgesehen[4]).

---

[1]) Dabei würde Japan natürlich die oberste Führung und, in wirtschaftlicher Hinsicht, die technische und finanzpolitische Leitung zufallen, während China wohl die landwirtschaftliche und Rohstoffbasis abzugeben hätte. Seine Nordprovinzen würden, ebenso wie das kohlen- und eisenreiche Mandschukuo, außerdem eine gewaltige Schwerindustrie entwickeln können.

[2]) [3]) Siehe Skizze.

[4]) Siehe Skizze.

Digitized by Google

In Palästina haben die Unruhen im Dezember und Januar unvermindert angehalten. Am 2. Januar wurde die Ölleitung bei Haifa trotz starker Bewachung unterbrochen. Auf der Januar-Verlustliste stehen 80 toten und 62 verwundeten (merkwürdiges Verhältnis!) arabischen Freiheitskämpfern 8 tote und 18 verwundete Engländer gegenüber. Die Juden scheinen alle heil geblieben zu sein. Der arabische Nationalrat forderte eine Prüfung des englischen Vorgehens in Palästina durch eine neutrale Kommission und richtete einen Appell an die Menschheit, insbesondere die Frauenvereinigungen der ganzen Welt, das arabische Volk vor den Roheiten der Engländer zu schützen.

Am 7. Februar ist die Palästina-Konferenz in London glücklich eröffnet worden. Die Araber wurden um 10 Uhr, die Juden um 12 Uhr durch den Kolonialminister begrüßt. Die Araber fordern die Errichtung eines unabhängigen arabischen Staates nach dem Muster von Irak. „England solle den Versuch aufgeben, Palästina zur nationalen Heimat der Juden zu machen. Berechtigte englische Interessen würden seitens der Araber gewährleistet werden. Die gegenwärtige Mandatsform sei ein Bruch englischer Versprechungen, die britische Verwaltung eine unberechtigte Diktatur."

England beabsichtigte zunächst, Teile des französischen Mandats Syrien mit Palästina und Transjordanien zu einem größeren Araberstaat zu vereinigen, in welchem dem jüdischen Zionismus eine gewisse Autonomie, jedoch unter britischem Protektorat, zuzubilligen wäre. Neuerdings scheint eine Einteilung Palästinas in drei verschieden zu behandelnde Gebiete die englische Lösung zu sein. Ein klares Ergebnis der Verhandlungen ist vorläufig noch nicht abzusehen. Die Gegensätze sind, wie es scheint, unüberbrückbar.

Übrigens scheinen die Juden mit England nicht ganz zufrieden zu sein. Am 16. Februar deuteten sie auf der Konferenz die Möglichkeit eines bewaffneten Aufstandes an, wenn ihre Wünsche nicht erfüllt würden. Für den Fall restloser Befriedigung stellten sie dagegen, falls notwendig, die Übernahme der Verteidigung Palästinas, besonders Haifas mit der Ölleitung (!) und des östlichen Hinterlandes des Suezkanals, verlockend in Aussicht. Sie seien imstande, 50 000 bewaffnete und gute ausgebildete jüdische Soldaten zu stellen. Auf die Engländer scheinen indessen beide Alternativen nicht überzeugend gewirkt zu haben. Sie erklärten recht trocken, es gäbe Zeiten, „in denen die schönsten moralischen Ansprüche bitteren politischen Notwendigkeiten weichen müßten". —

Die französischen Ansichten bezüglich der englischen Palästina- und Syrienpläne sind vorläufig unbekannt. Zwischen Frankreich und England sollen aber Meinungsverschiedenheiten bestehen. Schließlich hätten ja wohl auch die Syrer in dieser Angelegenheit mitzureden. Der syrische Ministerpräsident ist im Dezember nach längerem Aufenthalt in Paris nach Syrien zurückgekehrt, ohne zu der von ihm gewünschten Regelung des syrisch-französischen Verhältnisses gelangt zu sein.

Auch außerhalb Palästinas scheinen die Segnungen englischer Oberherrschaft nicht restlos anerkannt zu werden. Zypern forderte schon im Oktober 1938 das Selbstbestimmungsrecht und die Vereinigung mit Griechenland. Mitte Dezember 1938 wurden in Waziri (Nordwestgrenze Indiens) Unruhen und Angriffe auf englische Posten gemeldet. Im Januar 1939 wurde vor dem Palaste des Radschahs von Rampur[5]) (100 km westlich der Südwestecke Nepals) ein englischer Major erschossen. 130 Mann des 15. Pundjab-Regiments wurden aus Kalkutta[6]) dorthin in Marsch gesetzt. Am 13. Februar gab es größere Unruhen in Burma (31 Tote, 219 Verwundete, zahlreiche Verhaftungen). Es wurden Polizeikräfte sowie Teile des Staffortshire-Regiments eingesetzt. In Mandalay[7]) (Oberburma) gab es 11 Tote und 19 Verwundete. Auf Jamaika verhängte der englische Gouverneur den Ausnahmezustand, nachdem der Negerführer Bustamente zum Generalstreik aufgerufen hatte und ein Heer von Arbeitslosen durch Kingston gezogen war. —

Der Ausbau von Singapore soll Ende 1939 durchgeführt sein. Es sollen dort genügend Treibstoffvorräte gelagert werden, um die gesamte englische Flotte für sechs Monate versorgen zu können. Die Dockmöglichkeiten von Singapore sollen die englischen Schiffe von Malta unabhängig machen.

Am 26. Januar hat der englische Generalstabschef Viscount Gort eine Inspektionsreise durch den mittleren Osten angetreten, bei der auch die Frage der Verteidigung Ägyptens, besonders gegen Angriffe aus Libyen, überprüft werden soll. —

[5]) [6]) [7]) Siehe Skizze.

Digitized by Google

Über Ägyptens Wehrmachtaufbau wurde weiter bekannt: Die Effektivstärke soll nach fünf Jahren 50 000 Mann betragen, dazu 60 000 Mann Reserven. Die Flotte soll aus 36 Schiffen bestehen, darunter Leichte Kreuzer, Minensucher, Torpedoboote, Küstenwachschiffe. Die Luftmacht wird 500 Flugzeuge umfassen. Für Waffen- und Munitionskredite sind Kredite bewilligt, auch Fabriken für Flugzeugteile sind in Aussicht genommen. Gemeinsame Manöver ägyptischer und englischer Truppen sind vorgesehen. Die ägyptische Westgrenze soll stärker befestigt, ständige Garnisonen sollen dort eingerichtet werden.

*

Die französisch-italienischen Gebietsprobleme — Nizza, Korsika, Tunis, Djibouti — haben in den letzten Monaten in der großen Politik eine erhebliche und die Öffentlichkeit stark erregende Rolle gespielt. Die italienischen Wünsche stützen sich auf überzeugende, teils historische, teils wehr- und wirtschaftspolitische Tatsachen, die hier nicht näher erörtert zu werden brauchen.

*

Die Wehrpolitik der Vereinigten Staaten von Nordamerika steht unter dem Zeichen der bekannten gewaltigen Aufrüstung. Roosevelts wütende antifaschistische Propaganda bedeutet den Versuch, die Nation von der unerfreulichen und wenig für Roosevelts Staatskunst sprechenden innerpolitischen Lage auf äußere Ziele abzulenken und zur Ermöglichung einer imperialistischen Außenpolitik zusammenzuschließen. Verstärkung und Modernisierung des Heeres, gewaltiger Ausbau der Kriegsmarine — besondere Atlantikflotte! — Verdoppelung und Verdreifachung der Luftmacht, weitgehende wehrwirtschaftliche Organisation, höchste Propagandawirkung durch Radio im Sinne der Monroedoktrin sind die Merkmale dieser höchst gefährlichen panamerikanischen, projüdischen und antifaschistischen Politik, deren Charakter durch die schöne Etikette „Wir sympathisieren vollständig mit allen Bemühungen zur Herabsetzung oder Beschränkung der Rüstungen" (Roosevelt am 3. 2. 39) nur unvollkommen getarnt wird. Wenn auch zahlreiche, z. T. sehr beachtliche und scharfe Stimmen gegen Roosevelt laut werden, so ist doch der bisherige Erfolg im eigenen Lande unbestreitbar. Die Aufdeckung der französischen und englischen militärischen Unzulänglichkeiten in der mitteleuropäischen Herbstkrise hatte die Amerikaner unangenehm überrascht. Sie wollen jetzt selbst durchaus so stark sein, daß sie allen nur möglichen Lagen gewachsen sind. Und deshalb hat wohl der Rooseveltsche Hetzfeldzug, dessen geistiges Rüstzeug durchaus auf Halb- und Viertelgebildete zugeschnitten ist, Erfolg. Allerdings wünscht man keinen „blutigen" Krieg, teilt vielmehr den unverfälscht pazifistischen Standpunkt des ehrenwerten Senators Pittman: „Warum soll man einen Mann erschießen, wenn man ihn zu Tode hungern kann?"

Der Plan Roosevelts, auf dem in Lima abgehaltenen Panamerikanischen Kongreß einen engeren Zusammenschluß aller amerikanischen Staaten zu erreichen, brachte statt einer Einigung nur eine Scheidung der Teilnehmer. Der Kinderschreck mit der Bedrohung Amerikas durch die faschistische Gefahr verfehlte seine Wirkung. Er wird nur in den USA. selbst ernst genommen, wo man das Volk durch Kino- und Sensationskult planmäßig verdummt. Der Kongreß endete mit einer stark verwässerten „Solidaritätsentschließung", in welcher (nach der „New York Herald Tribune") „nicht einmal von den möglichen Angriffen außeramerikanischer Mächte und dem gemeinsamen Widerstand Amerikas gegen diese Mächte" gesprochen wurde. Dafür zeigt aber die Verleihung der „Hebräer-Medaille" an Roosevelt und das hohe Lob der sowjetrussischen Zeitung „Prawda", wer restlos mit der Politik des amerikanischen Präsidenten zufrieden ist.

Die ganze Hetze gegen Deutschland kann nicht besser abgetan werden als durch die einfache Feststellung unseres Führers in seiner großen Reichstagsrede:

„Noch niemals haben deutsche Soldaten auf amerikanischem Boden gekämpft, außer im Dienste der amerikanischen Selbständigkeit und Freiheitsbestrebungen; wohl aber hat man amerikanische Soldaten nach Europa geholt, um eine große, um ihre Freiheit ringende Nation mit abwürgen zu helfen ... Ohne jede zwingende Veranlassung, nur aus kapitalistischen Gründen.

Deutschland wünscht mit allen Ländern, so auch mit Amerika Frieden und Freundschaft. Es lehnt eine Ein-

Digitized by Google

mischung in amerikanische Verhältnisse ab, verbittet sich aber ebenso entschieden jede amerikanische Einmischung in die deutschen."

Am 23. Februar nahm der Militärausschuß des amerikanischen Senats die 358-Millionen-Dollar-Vorlage für die Aufrüstung der Luftstreitkräfte nicht nur einstimmig an, sondern erhöhte sogar noch die vorgesehene Zahl von 5500 Flugzeugen auf 6000, weigerte sich jedoch, den Vorschlag des Kriegsministers gutzuheißen, der die zahlenmäßige Begrenzung der Flugzeuge aus der Vorlage streichen lassen wollte.

Bemerkenswert ist ferner, daß die Aufrüstungspolitik des Präsidenten Roosevelt im Unterhaus insofern nicht ganz gebilligt worden ist, als die vieldiskutierte Befestigung der Insel Guam nach stürmischer Verhandlung abgelehnt wurde, „weil kein Grund vorhanden sei, die Verteidigungslinie der Vereinigten Staaten im Pazifik 6000 Meilen vorzuschieben, und die Befestigung der Insel eine unnötige Herausforderung Japans darstelle". —

Bücherschau.

Tiede Ja Ase: **Jahrbuch der Finnischen Wehrwissenschaftlichen Gesellschaft, Nr. 6.** Helsinki 1938. — Das neu erschienene Jahrbuch hat folgenden Inhalt:

I. Die Beziehungen zwischen der politischen und der militärischen Führung im finnischen Freiheitskriege auf Seite der Weißen, von Major S. E. A. Tuompo. — Der Verfasser behandelt nach einer kurzen Einleitung in den Teilen I bis III die Entwicklung der Lage vor dem Kriege. Der Selbständigkeitskampf geriet beim Ausbruch des Weltkrieges in neue Bahnen. Der Ansicht, daß der passive Widerstand nicht zu Erfolg führen würde, wurde allgemeiner. Die Jugend Finnlands ging ziemlich bald zur Tat über, und als Resultat sieht man die Bildung der ersten finnischen Führertruppe im Lockstedter Lager am 25. Februar 1915, die später zum Kgl. Preuß. Jägerbatl. 27 wurde. Andere Früchte derselben Gedanken waren das Aktive Komitee und das Militärkomitee, die auch schon im Jahre 1915 gebildet wurden und die auf wertvollster Weise an den Vorbereitungen teilnahmen. Der Verfasser erzählt von der Arbeit dieser Komitees auf innerpolitischem Gebiet, die das Bestreben hatte, eine einheitliche militärische Führung und eine Armee zu bilden, und auf außenpolitischem Gebiet, die sich hauptsächlich mit den Fragen der deutschen Hilfe und der Entleerung Finnlands von russischen Soldaten beschäftigte. In dem IV. Teil wird dann ein Überblick von den Beziehungen zwischen der politischen und der militärischen Führung im Freiheitskriege gegeben. Der Verfasser weist auf die Schwierigkeiten hin, die zu überwinden waren, und behandelt folgende Fragen: 1. Die Stellung der militärischen Führung in innen- und außenpolitischer Hinsicht; 2. die Zusammenarbeit während des Krieges mit ihren Krisenfragen: die Erklärung des Kriegszustandes, die Bildung der Armee, das Beratungskomitee des Oberbefehlshabers, der Einsatz der Jäger, die deutsche militärische Hilfe, die Sprachenfrage, die Bildung des Feldgerichtes, die Ernennung General Tolls, die Maßnahmen gegen die Intriganten und die außenpolitischen Fragen. — In seinem Rückblick sagt der Verfasser, daß man die Verhältnisse im finnischen Freiheitskriege nicht nach allgemeingültigen Regeln beurteilen darf, denn sie lagen so ganz anders durch den Stempel der Improvisation, der überall zu sehen war. Er weist nochmal auf alle Schwierigkeiten hin und schließt mit den Worten: „Die Persönlichkeit des Oberbefehlshabers, seine Fähigkeit als hervorragender militärischer Führer und als weitsehender, immer das Wohl des Landes erstrebender Staatsmann hat es denn doch ermöglicht, gute Beziehungen zwischen der politischen und der militärischen Führung während des Freiheitskrieges beizubehalten."

II. Oberstleutnant V. J. Oinonen: Hinhaltender Widerstand. — Der Verfasser behandelt diejenigen Gesichtspunkte, die zu einer Erneuerung des Teiles „Hinhaltender Widerstand" in der finnischen Felddienstordnung geführt haben, und einige grundsätzliche Fragen, die das Planlegen und die Ausführung dieser Gefechtsart berühren.

III. Die Versorgung der Ostarmee in der Operation von Viipuri im Jahre 1918, von Hauptmann E. V. Kukkonen. — Dieser Aufsatz ist ein sehr genauer Bericht, der ein gutes Bild von den Versorgungsschwierigkeiten im finnischen Freiheitskriege gibt. Es war das Handeln des gesunden Menschenverstandes und nicht das eines schon eingearbeiteten, fertigen Apparates, das zum Erfolg führte. Die Mängel in der Organisation mußten durch die Initiativkraft und die Verantwortungsfreudigkeit der Ausführer ausgeglichen werden.

Digitized by Google

IV. Die Organisation der Verteidigung und die allgemeinen Grundsätze der Feldbefestigung nach den russischen Vorschriften, von Hauptmann A. V. Vansén. — Der Verfasser behandelt hauptsächlich die Planierung und Führung der Feldbefestigungsarbeiten. Er schreibt zum Schluß, daß diese Fragen ziemlich klar erscheinen, wenn man eine russische Vorschrift studiert, daß aber schon das Studium einer weiteren das klare Bild undeutlich macht, denn dieselbe Frage wird da in einer ganz anderen Weise behandelt.
V. Sundmann.

Kriegsgeschichte und Wehrpolitik. Vorträge und Aufsätze aus drei Jahrzehnten. Von Bernhard Schwertfeger, Oberst a. D., Dr. h. c. — Zum 70. Geburtstage Schwertfegers hat eine Anzahl seiner Freunde und Schüler eine Sammlung seiner Vorträge und Abhandlungen aus drei Jahrzehnten veranstaltet, die uns einen eindrucksvollen Einblick in das Schaffen eines unserer geistvollsten und fruchtbarsten Militärschriftstellers eröffnet. Der erste Teil, Arbeiten der Vorkriegszeit, führt in das geistige Leben des alten Heeres. Neben drei Aufsätzen, die kriegsgeschichtlichen Einzelfragen gelten (die Neugestaltung der preußischen Armee 1807/12, Wellingtons Operationen 1813/14, die Schlacht von Belle Alliance), in den Meinungskampf um die Strategie Friedrichs im Siebenjährigen Kriege und in die Frage nach Wesen und Bedeutung der Kriegsgeschichte. Der weit umfangreichere zweite Teil gibt 19 Aufsätze, die teils betrachtender Art sind, teils aktiv in die Probleme eingreifen, wie sie durch den Abschluß des Großen Krieges geschaffen sind. Es ist bekannt, welchen starken Einfluß Schwertfegers Wirksamkeit auf politischem Gebiet in der Beurteilung der Kriegsschuldfrage, der Vorkriegspolitik, der belgischen Neutralität u. a. gewonnen hat. In diesen Aufsätzen ist der literarische Niederschlag seines Arbeitens enthalten. Das beigefügte Verzeichnis seiner Schriften zeigt die Fülle und Vielseitigkeit seiner Gedankenarbeit, die ihn zu einem der erfolgreichsten Schriftsteller des alten Offizierkorps gemacht hat. Wer den vorliegenden Band auf sich wirken läßt, erkennt den Grund solcher Erfolge: die Tiefe der Forschung und die Freiheit des Urteils. Immer klar und bestimmt, niemals gehässig, immer mit eigener Anschauung, scheut Schwertfeger nicht den Widerspruch zu der Meinung des Alltags. Er erkennt das Verhängnisvolle unseres Flottenbaues, er weiß auch in der Politik Bethmanns und des Prinzen Max von Baden das zeitlich Bedingte und Berechtigte zu finden. So kommt er mit der Erkenntnis eines Forschers von weitem Überblick zu dem Höchsten, was dem Historiker erreichbar ist: dem Verstehen des Geschehenen.
Ernst Buchfinck.

Heerführer des Weltkrieges. Herausgegeben von der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften. Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1939. 295 S. — Gewürdig werden der jüngere Moltke, Joffre, Falkenhayn, Conrad v. Hötzendorf, Alexejew, Enver Pascha, Cadorna, Haig, Foch und die Feldherrneinheit Hindenburg-Ludendorff. Diese Charakterbilder sind durch die Tätigkeit der unter der sachkundigen Leitung des Präsidenten Foerster stehenden Arbeitsgemeinschaft Kriegsgeschichte unter Beteiligung der Hauptstelle Wehrmacht für Psychoolgie und Rassenforschung angeregt worden. Foerster selbst hat als Einleitung ein Bild des „modernen Feldherrn" gezeichnet. Die Charakterbilder sollen die operativen und taktischen Entschlüsse und die Willensäußerungen der Heerführer des Weltkrieges aus ihrem Herkommen, ihrer Bildung und ihrem Charakter dort verständlich machen, wo eine Beurteilung nur nach den Geschehnissen nicht erschöpfend erscheint. Diesem Zweck werden, wenn auch auf verschiedenen Wegen und in verschiedenem Grade, die zehn Schriftsteller, die alle deutsche Soldaten waren und einen geachteten Namen in der Kriegswissenschaft besitzen, vollauf gerecht. Die sach- und fachkundige, ernste und vom deutschen Standpunkt aus gesehene möglichst objektive Darstellung ist von hohem wissenschaftlichem Wert. Sie wird den Legenden, die sich schon um einen Teil der geschilderten Persönlichkeiten zu ranken beginnen, vorbeugen. So ist das Buch, dem ein Schrifttumverzeichnis, 10 Bilder der geschilderten Persönlichkeiten und 8 Textskizzen — die auf S. 238 enthält einen Fehler: IV. u. V. Korps statt 4. u. 5. Armee — beigegeben sind, eine wertvolle Bereicherung der Weltkriegsliteratur. Bei der umstrittensten Persönlichkeit von den zehn, die der Nachwelt noch viel Rätsel aufgeben wird, dem General von Falkenhayn, ist die psychologische Forschung wohl am stärksten beteiligt worden. Die Schilderung Falkenhayns bricht, der Zielsetzung des Buches entsprechend äußerlich mit Recht, ab in dem Augenblick seines Rücktritts von der deutschen Obersten Heeresleitung. Auf seine Tätigkeit in dem fast unmittelbar anschließenden rumänischen Feldzug wird nur lobend hingewiesen. In diesem leistete Falkenhayn aber Hervorragendes unter persönlich schwierigsten Verhältnissen, wie sie die Unterstellung unter Männer, denen er eben noch befohlen hatte, zur Folge haben mußte. Zwar war

Digitized by Google

der Wirkungskreis hier kleiner, bot aber Falkenhayn vollauf Gelegenheit, Klarheit des Entschlusses, Beharrlichkeit und Selbstvertrauen, Feldherrneigenschaften, die ihm an anderer Stelle abgesprochen werden, zu zeigen. Allerdings hatte er hier gleich zu Anfang Erfolge, die er, wie sehr richtig hervorgehoben wird, seiner ganzen Persönlichkeit nach brauchte. Durch diese und sein dadurch gehobenes Kraftgefühl war seine Einwirkung auf die Truppe groß. Hindenburg-Ludendorff sind als Feldherrneinheit behandelt. Erwachsen auf gemeinsamem Boden, verwachsen miteinander im militärischen Denken, kann das Wirken beider als Einheit gesehen werden. Eine schwere Aufgabe: die beiden großen Führer so zu schildern. Sie ist gelöst worden, wenn auch schon des knappen Raumes von 32 Seiten wegen vielleicht nicht so erschöpfend und für die Mehrzahl der Leser so befriedigend wie bei den neun andern Führern. Hermann Metz.

Generallt. Waldemar Erfurth. **Die Überraschung im Kriege.** Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1938. — Es ist sehr verdienstvoll, daß in einer Zeit, in der zweifellos die Verteidigung wesentlich an Widerstandskraft gewonnen hat, auf die Bedeutung eines wichtigen Moments hingewiesen wird, das in erster Linie dem Angriff zugute kommt. Der Verfasser hat das Thema, das er in einer Reihe von Einzelaufsätzen in der vom Generalstab des Heeres herausgegebenen „Militärwissenschaftlichen Rundschau" behandelt hatte, nunmehr in Buchform herausgegeben. Er führt darin aus, daß die Überraschung bei den großen Vernichtungsschlachten der Vergangenheit meist eine recht bedeutende Rolle dadurch gespielt hat, daß der Gegner keine Zeit mehr hatte, wirksame Gegenmaßnahmen zu treffen. Er legt dies an einer Reihe von Beispielen aus der älteren und namentlich der neueren Kriegsgeschichte dar und kommt dabei zum Schluß auch auf die Bedeutung der Überraschung durch Anwendung neuer Kriegsmittel und Kampfverfahren. Das Buch ist jedem Offizier warm zu empfehlen, weil er aus ihm reiches kriegsgeschichtliches Wissen und mannigfache Anregung für seine operative und taktische Bildung schöpfen kann. Aber auch dem sich für Kriegsgeschichte interessierenden Nichtmilitär bietet das Buch durch die neue Art der Zusammenstellung des Stoffes und die lebendige Darstellung von Vorgängen, die teilweise weniger bekannt sind, eine Fülle der Belehrung. Friedrich von Cochenhausen.

Erich Weniger. **Wehrmachtserziehung und Kriegserfahrung.** Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1938. 320 S. — Mit außerordentlichem Fleiß ist hier auf Grund einer umfassenden Literaturkenntnis ein Werk entstanden, das sich eine vierfache Aufgabe gesetzt hat: Zunächst stellt es die Bedeutung und den Wert der militärischen Theorie für die Praxis dar. „Das Buch möchte dazu helfen, . . . das verständliche Mißtrauen des tätigen Soldaten gegen die notwendige Theorie dadurch zu überwinden, daß Klarheit über das richtige Verhältnis zwischen Theorie und Praxis im Soldatenleben geschaffen wird." Sodann setzt sich der Verfasser zum Ziele, das zweite Buch von Clausewitz, das von der „Theorie des Krieges" handelt, für die neue Aufgabe fruchtbar zu machen. Ferner wird eine Einführung in den Geist der Wehrmachtdienstvorschriften versucht, soweit sie sich mit der Erziehung und Ausbildung des Soldaten befassen und Kriegserfahrungen verarbeiten. Schließlich möchte das Buch einen methodischen Beitrag geben zur Grundlegung einer Wehrmachtpädagogik als eines Bestandteiles der Wehrwissenschaften und einer Lehre von den Formen der Erziehung und Ausbildung.

Das Werk gliedert sich in zwei Bücher. Im ersten werden die Kriegserfahrungen über die Erziehung und Führung des Soldaten betrachtet. Dieses Buch ist in drei Kapitel unterteilt. Das I. Kapitel behandelt „Erziehung und Drill", das II. „Die Manneszucht", das III. „Kameradschaft und Kampfgemeinschaft". Das erste Buch ist in seiner ersten Hälfte stark geschichtlich gehalten und bietet daher für den Wissenschaftler mehr als für den soldatischen Führer, der aus der Gegenwart für die Zukunft arbeitet. In der zweiten Hälfte des ersten Buches wird das in der Literatur vorhandene Material gesichtet und klug gedeutet. Einigen Auffassungen wird der Offizier jedoch nicht zustimmen können, so z. B. wenn der Begriff der Kampfgemeinschaft im Frieden zu dem der Erziehungsgemeinschaft gewandelt und abgeschwächt wird.

Das zweite Buch handelt von der Theorie und Praxis in der Erziehung und Ausbildung des Soldaten. Hier gewinnen die beiden Kapitel „Die militärische Kritik am Weltkriege und ihre Methoden" sowie „Die Kriegserfahrung in Theorie und Lehre" für die geistige Führerschaft der Wehrmacht eine ganz besondere Bedeutung. Der Verfasser kommt hier in tiefgründiger und umfassender Weise zu allgemeingültigen Ergebnissen. Mit ihnen sollte sich jeder kriegsgeschichtlich interessierte Offizier, aber auch jeder, der als Lehrer und Erzieher in der Wehrmacht tätig ist, auseinandersetzen. Das Buch vermittelt weniger praktische Anleitungen für die Erziehung und Ausbildung als

Digitized by Google

vielmehr grundsätzlich geistige Klarstellungen, Gesichtspunkte und Standpunkte. Es stellt eine hochbeachtliche wissenschaftliche Leistung dar. Ihm gebührt eine ehrenvolle Sonderstellung auf dem Gebiete der militärwissenschaftlichen Theorie.

Friedrich Altrichter.

Paul Barandon. **Das System der politischen Staatsverträge seit 1918.** Handbuch des Völkerrechts. Herausgegeben von Walz, Verlag Kohlhammer, Stuttgart 1937, 250 S. — Die zuständigen Wissenschaften tun sich zur Zeit schwer damit, dem eilenden Fluß der politischen Entwicklungen nachzukommen. Kaum haben sie mit der gebührenden Gründlichkeit eine gegebene Lage analysierend geschildert, so hat sich auch schon das Objekt dieser Bemühungen wieder verändert, und zwar nicht etwa in Kleinigkeiten und Ansätzen. Von diesem allgemeinen Schicksal ist in Sonderheit das vorliegende Werk von Paul Barandon betroffen worden. Das darin in ebenso sinn- wie eindrucksvoller Weise dargestellte „System der politischen Staatsverträge seit 1918" ist allein schon im Verlauf des Jahre 1938 schwer erschüttert und in gewissen wesentlichen Partien durch wuchtige Schläge der autoritären Staaten zertrümmert worden, so daß von einem bestehenden, in sich zusammenhängenden System nicht mehr gesprochen werden kann. Neue politische Gruppierungen sind in der Bildung begriffen. Wer würde zu sagen wagen, wie lang oder wie kurz es dauern mag, bis sie zur Festigung gelangen und damit der Wissenschaft Gelegenheit und Auftrag geben, ihre besondere Art des systematischen Denkens zwecks Schöpfung neuer Synthesen in Anwendung zu bringen. Ungeachtet dieser Umstände muß aber auch heute noch in Kreisen der mit den Wehrwissenschaften Beschäftigten auf die Barandonsche Arbeit nachdrücklichst aufmerksam gemacht werden, mehr aus einem prinzipiellen Grunde wie um der wertvollen, noch immer aktuellen Einzelheiten willen, die die Schrift enthält. Der Verfasser, zur Zeit der Niederschrift seiner Arbeit Dirigent in der Rechtsabteilung des Auswärtigen Amtes, hat durch die Tat gezeigt, was er im Gegensatz zu der von ihm schon früher literarisch bekämpften „weltfremden Völkerrechtswissenschaft" seinerseits unter wirklichkeitsnaher Völkerrechtswissenschaft versteht. Er hat damit eine Leistung vollbracht, die dem wehrwissenschaftlich Interessierten zum Bewußtsein bringt, wie unzureichend seine Bemühungen bleiben, wenn er sich außer mit der eigentlichen Wehrkunde, der Geopolitik, den wehrwirtschaftlichen Problemen und was sonst an großen Erkenntnisaufgaben in Betracht kommt, nicht auch eingehend mit den, was Inhalt und Tragweite anlangt, allerdings meist höchst schwierig zu deutenden und deshalb ungern zur Hand genommenen politischen Staatsverträgen befaßt.

Berthold Widmann.

John Creswell. **Der Seekrieg gestern und heute.** „Deutsche Übertragung aus dem Englischen von Konteradmiral a. D. Seeboh m. Vorhut-Verlag Otto Schlegel, Berlin SW. 68, 1938. Preis brosch. 5,50 RM. — Ein Korvettenkapitän der britischen Marine untersucht hier in einer überaus gründlichen, sehr fesselnden Weise die Probleme neuzeitlicher Seekriegführung auf Grund geschichtlicher Vorgänge und älterer und neuerer Kriegserfahrungen. Wenn er dabei auch die Dinge fast durchgehend vom britischen Standpunkt aus betrachtet, so ist das für uns, wie der Chef der Kriegswissenschaftlichen Abteilung der Kriegsmarine, Vizeadmiral Aßmann, in seinen Einführungsworten mit Recht betont, nicht nachteilig, da die Kenntnis englischer Anschauungen über diese Fragen für uns sehr wertvoll ist. Als wichtigste strategische Feststellung für die maritime Lage des britischen Reiches gilt dem Verfasser der Grundsatz, daß es vor allem darauf ankomme, den Gegner zur Schlacht zu stellen und in ihr die Entscheidung zu suchen, was er eingehend aus den Lehren der Geschichte nachweist. Auch der engl. Admiral Sir Roger Keyes unterstreicht in seinen dem Buch vorangestellten Worten diesen Punkt ganz besonders und knüpft daran die Bemerkung, daß dieser Grundsatz im Weltkriege auf britischer Seite nicht beachtet worden sei, vielmehr die Ansicht vorgeherrscht habe, man dürfe kein Risiko auf sich nehmen, das eine Schwächung der brit. Überlegenheit zur Folge haben könne. Auf diesen Fehler führt er das Verpassen „goldener" Chancen zurück. Nach einer kurzen Betrachtung über den Wert des Studiums der Kriegsgeschichte sowie eigener und fremder Kriegserfahrungen beschäftigt sich der Verfasser eingehend mit der Bedeutung der Schlachtflotten für die Erringung bzw. Behauptung der Seeherrschaft, worunter er die Kontrolle über alles, was die Seewege benutzt, verstanden wissen will. Auf Grund geschichtlicher Beispiele von der Segelschiffszeit bis zum Weltkriege legt er überzeugend dar, daß die Schlachtflotten stets den Ausschlag gegeben, und daß daran auch die neuen Waffen des Seekrieges einschl. der Luftwaffe nichts geändert haben. Der Sieg in der Schlacht rechtfertigt nach Creswell die damit verbundenen Risiken. Er schreibt: „Wenn es nur darauf ankommt, eine Niederlage zu vermeiden, wird wenig gewagt werden. In den Zeiten, als wir auf See den größten

Digitized by Google

Ruhm ernteten, wurde der Sieg nicht durch materielle Überlegenheit gewonnen; auch gab es damals kein Zögern bei dem Versuch, ihn zu erkämpfen." — Sehr interessant sind die Betrachtungen über die Schlachtflottenstrategie der unterlegenen Seemacht, wobei auch auf die besonderen Verhältnisse des Weltkrieges eingegangen wird. Diese werden zwar, da vom rein engl. Standpunkt aus gesehen, den Schwierigkeiten der deutschen Lage in der Nordsee nicht voll gerecht, sie zeigen aber doch Möglichkeiten auf, die — namentlich in den ersten Kriegsmonaten — bei energischem Einsatz der deutschen Hochseeflotte zu Erfolgen über Teile der Grand Fleet hätten führen können. Einem solchen Teilsieg legt Creswell erhebliche Bedeutung für den Ausgang des Krieges bei, einer Ansicht, der nicht ohne Einschränkung zugestimmt werden kann. Ein weiterer Abschnitt beschäftigt sich mit der Taktik der Seeschlacht, ihren feststehenden Grundsätzen und ihrer durch technische Fortschritte und neue Waffen bedingten Veränderlichkeit. Wenn als vornehmste Aufgabe der Taktik gemeinsames Handeln und gegenseitige Unterstützung aller Schiffe, Geschwader, Flottillen und Flugstaffeln bezeichnet wird, so weiß jeder erfahrene Seefahrer, welch hoher Ausbildungsstand und völliges Eingespieltsein aller Fahrzeuge einer Flotte dazu erforderlich ist, um dieser Forderung gerecht zu werden. Aus den Betrachtungen über Handelsschutz und Angriffe auf den Handel ist die Feststellung bemerkenswert, daß Handelskrieg gegen England ohne gleichzeitige Bekämpfung seiner Flotte bisher immer erfolglos gewesen ist, wenn er auch 1917 beinahe zum Ziel geführt hätte. Aufschlußreich sind auch die Ausführungen über das Seekriegsrecht, englisch gesehen, sowie über die Maßnahmen gegen den feindl. Handel in Vergangenheit und Zukunft. Ferner über Übersee-Expeditionen, wo u. a. zur Frage des Oberbefehls bei derartigen Unternehmungen wertvolle Hinweise gegeben werden. In dem Abschnitt „Allgemeine Betrachtungen" behandelt der Verfasser den Zeitfaktor im Seekriege und den Wert der Geschwindigkeit, den Nachrichtendienst und verschiedene andere Faktoren, die bei der Seekriegführung eine Rolle spielen. Der Anhang enthält eine Klasseneinteilung der Kriegsschiffe und eine leider etwas kurze Erörterung über Stützpunkte. Das Buch von Creswell bringt jedem, der sich mit den Problemen der Seekriegführung beschäftigt, sehr viel wertvolle Anregung und Belehrung. Es sollte nicht nur von den Offizieren der Marine und Luftwaffe gelesen, sondern kann allen Offizieren und Politikern zum Studium sehr empfohlen werden. Wilhelm Prentzel.

Seekriegskunst (L'Arte de la Guerra in Mare) vom kgl. Ital. Vizeadmiral O. di Giamberardino. Ins Deutsche übertragen von Korv. Kpt. Mohr. Berlin 1938, Verlag „Offene Worte". — Man sagt nicht zu viel, wenn man das Buch als ein Lehrbuch der Seekriegskunst bezeichnet, obwohl der Verfasser sich nicht nur an einen Kreis von Lernbegierigen etwa aus dem eigenen Beruf wenden will, sondern mit Recht erwartet, weit darüber hinaus einen Leserkreis unter allen denen zu finden, die ihre Gedanken über Politik und Kriegführung zu erweitern suchen. Das Werk ist in Methode, Aufbau und Darstellung akademisch, trotzdem aber in der Sprache des praktischen Seeoffiziers geschrieben und daher für jedermann flüssig zu lesen. Die Sprache der deutschen Übertragung entspricht diesem Vorzug des Buchs in vollkommener Form. In seiner interessanten Studie über Theorie und Praxis setzt sich der Verfasser, nach Art der französischen Lehrweise, mit den verschiedenen Methoden auseinander, durch die man die Grundsätze der Kriegskunst und ihre Anwendung in der Praxis erkennen lernen kann. Er gibt dabei offensichtlich der von ihm so genannten „realistischen" vor etwa der „historischen" oder „wissenschaftlichen" Methode die Palme, ohne die letzteren ganz zu verwerfen. Ausdrücklich betont er mit Recht, daß Wissenschaft und Technik bzw. Handwerk nur Mittel sind, die Kriegskunst auszuüben, allerdings unentbehrliche. Den Beziehungen zwischen Kriegskunst und Politik, deren gründliches Erkennen Voraussetzung für eine Kriegslehre sein muß, widmet der Admiral von völlig neuzeitlichem Standpunkt aus einen großen Abschnitt, um anschließend in je einem Abschnitt „Strategie", „Taktik" und „Organisation" alle Probleme des Seekriegswesens und seiner Waffen und Hilfsmittel gründlich zu untersuchen. Es ist überflüssig zu sagen, daß hier für den Fachmann der Schwerpunkt des Buchs liegt, wobei der Begriff des Fachmanns allerdings über den Kreis der Marine hinaus auf alle Wehrmachtsteile ausgedehnt werden muß, denn das Zusammenwirken aller Elemente der Kriegführung ist allen Betrachtungen zugrunde gelegt. Ein Schlußabschnitt „Die Kunst des Befehlens" gibt einen auf großer ethischer Höhe stehenden Überblick über die Grundfragen erfolgreicher Kriegführung: „Führerpersönlichkeit" und „Disziplin". Zur Vervollständigung der Charakteristik des Werks möge gesagt sein, daß es zwar ein Lehrbuch ist, aber kein Schulbuch, sondern weit darüber hinaus ein lehrreiches Buch für jedermann, das auch der, der hauptsächlich nur noch „betrachten" und nicht mehr „lernen" möchte, mit Gewinn lesen wird. Die amerikanische Zeitschrift „U. S. Naval Institute Procee-

Digitized by Google

dings" sagt in ihrer Besprechung des Buchs (Aug. 1938): „In seinem ganzen Buch zitiert der Verfasser grundlegende und unverrückbare Lehrsätze aus zahlreichen militärischen und Marineschriftstellern. Er selbst hat viele Sätze geprägt von starker Originalität, die man später auch einmal zitieren wird." Peter Donner.

Ernst Wilhelm Kruse. **Neuzeitliche Seekriegführung.** Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin, 1938, 83 S. — Es ist bemerkenswert, was für kluge seekriegswissenschaftliche Bücher oft gerade von Nichtfachleuten geschrieben werden. Dies mag daran liegen, daß letztere, unbeschwert durch überlieferte Sachkenntnis und durch keinerlei Rücksichten gebunden, freier als die Fachleute in der Lage sind, die Dinge mit dem unbewaffneten Auge des gesunden Menschenverstandes zu sehen und darzustellen. „Neuzeitliche Seekriegführung" von Ernst Wilhelm Kruse gehört zu diesen Büchern. Ausgezeichnet der erste Abschnitt „Eine Flotte ist kein Schwert!" Die Tatsache, daß Handelskrieg und Flottenschlacht „in polarer Wechselwirkung stehen, hat in den meisten Marinen . . . zu einer wesentlichen Befruchtung des seestrategischen Denkens geführt und das Erfassen des Wesens des Seekrieges erleichtert", während „bei uns die Tradition eines seemilitärischen Denkens fehlte", und „die überragende Idee der Risikoflotte, die innerhalb des nordwestlichen Kreisbogens um Helgoland herum mit dem Radius von 100 sm die Schlachtentscheidung suchte, eine große Einseitigkeit der strategischen Anschauungen mit sich brachte". „Im Seekrieg sind die Schlachten nicht Selbstzweck und Angelpunkt allen seestrategischen Denkens, sondern Begleit- und Folgeerscheinungen des Kampfes um die Verbindungen und rechtfertigen sich im allgemeinen nur aus diesem Kampf . . ." Die Gedanken, die der Verfasser entwickelt, sind eigentlich lauter „Binsenwahrheiten"; es waren aber 4 Jahre Weltkrieg und — „mutige" Forscher notwendig, um sie wieder freizulegen! Wie die aus diesem Kriege gewonnenen Erkenntnisse die strategischen Anschauungen und die Marinepolitik bei den Seemächten beeinflußt haben, wird in den folgenden Abschnitten klar und übersichtlich behandelt, wobei — nicht immer ganz einleuchtend — zwischen den „ozeanischen" (reinen) Seemächten und den „halbozeanischen" unterschieden wird. Sehr überzeugend und dankenswert das Kapitel „Seekriegführung und Luftwaffe", in dem der Einfluß der letzteren auf Marinepolitik und Seekriegführung, nach den mancherlei Übertreibungen der letzten Jahre, auf das richtig scheinende Maß zurückgeführt wird. In einer kurzen, aber eindrucksvollen Schlußbetrachtung wird „die Zielsetzung der neuen deutschen Seemacht" gekennzeichnet. Es ist unmöglich, in wenigen Sätzen einen erschöpfenden Überblick über den reichen Inhalt dieses auf fleißigstem Studium und fruchtbarer eigener Gedankenarbeit aufgebauten Buches zu geben, das von jedem gelesen werden sollte, der sich für „neuzeitliche Seekriegführung" interessiert.
Kurt Aßmann.

Hermann Jahrreiß. **Völkerrecht und Völkerfrieden / um Europa.** Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart. 30 Seiten. 1.50 RM. — Die kleine Schrift des Kölner Völkerrechtslehrers erörtert den Zusammenbruch der europäischen Ordnung, der sich als Friedlosigkeit Europas und als Krisis des Völkerrechts auswirkte, und dazu die Frage: wie das zerfallene, seiner Weltherrschaft entthronte Europa wieder Gestalt gewinnen kann. Das neue Europa sollte sich an einer Gemeinschafts-Aufgabe entwickeln: dem werdenden asiatischen Block einen europäischen Block europäischer Völker gegenüberstellen, die sich in ihren afrikanischen Kolonialaufgaben einigen („Eurafrika"). Zu dem hiermit umrissenen Fragenkreis bringt die Schrift mancherlei geistvolle Bemerkungen, fruchtbare Gesichtspunkte. Die rechtstheoretischen Ausführungen über Völkerrecht, Völkerfrieden drehen sich um die zweifelhafte These: daß es ein Denkfehler sei, ein „Recht des Krieges" anzunehmen. Mit der neueren Völkerrechtslehre, die das Kriegsrecht bejaht und selbst als Kernstück des Völkerrechts behandelt, und dementsprechend das Völkerrecht überhaupt als Waffe zu verstehen sucht, setzt Jahrreiß sich nicht auseinander.
Heinrich Rogge.

Wolf Schenke. **Kampfplatz Ostasien.** Verlag Otto Stollberg, Berlin 1937, 111 S. — Kurze, populär gehaltene Übersicht über die Vorgänge in Ostasien, insbesondere über die Entstehung und Einleitung des gegenwärtigen Konflikts zwischen Japan und China. Einige ganz gute Bilder. Die bei Ausbruch des Konfliktes im Vordergrund stehenden Männer auf beiden Seiten werden kurz charakterisiert. Das Anwachsen der anti-japanischen Stimmung im chinesischen Volke und die daraus sich ergebende Möglichkeit des Widerstandes sah der Verfasser bereits zur Zeit, als er das Buch vor längeren Monaten schrieb, richtig voraus. Rudolf von Xylander.

Hellmut Blume: **Die Führungstruppe der Wehrmacht.** Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart 1937; 200 S., geb. 5,80 RM, kart. 4,80 RM. — Das Buch

Digitized by Google

ist unter der Mitarbeit bedeutender Sachkenner, darunter des Inspekteurs der Nachrichtentruppen, Oberst Fellgiebel, des bisherigen Kommandeurs der Heeres- und Luftnachrichtenschule, Generalleutnants a. D. Sachs, und vieler anderer entstanden und hat in kurzer Zeit bereits die 3. Auflage erlebt. Es behandelt auch unzweifelhaft eins der wichtigsten Gebiete der Kriegführung. Wie unzureichend das Nachrichtenwesen vor dem Kriege eingeschätzt worden war, beweist allein die Tatsache, daß die Nachrichtentruppen während des Krieges von 30 000 Offizieren und Mannschaften auf 190 000 vermehrt wurden. Wäre das Nachrichtenwesen bei uns zu Beginn des Weltkrieges besser organisiert gewesen, so wären — das kann man heute auf Grund der Kriegsforschungen wohl behaupten — die Ungeklärtheit der Lage in der Schlacht an der Marne, die darauf zurückzuführende Unsicherheit der Obersten Heeresleitung, die mangelhafte Befehlsübermittlung und der verhängnisvolle Eingriff des Oberstleutnants Hentsch in die Operationen unserer Flügelarmeen und somit der Verlust derjenigen Schlacht, die das siegreiche Ende hätte bringen können, vermieden worden. Die Bedeutung, welche die Nachrichtentruppe im Kriege einzunehmen berufen ist, zeigt uns das Buch in klaren Strichen, insbesondere wie im neuen Heer die Funker, Fernsprecher, Panzerfunker, die Luftnachrichtentruppe und alle sonstigen Waffen mit ihren Nachrichtenmitteln arbeiten, wie der Nachrichtendienst an der Heeresnachrichtenschule geübt wird u. a.

Karl Justrow.

Lothar Schüttel. **Luftkrieg bedroht Europa.** 182 Seiten mit 14 Abbildungen. Preis geheftet 4.40 RM, gebunden 5.60 RM. J. F. Lehmann Verlag, München-Berlin 1938. — Es gibt neuerdings viele und gute Schriften, die sich mit der durch die Entwicklung der Luftwaffe neugeschaffenen militärpolitischen Lage befassen. Trotzdem kann das Buch Schüttels nur begrüßt werden, weil es in klarster Form und in einem ausgezeichneten Stil das Gesamtproblem umreißt und die politischen großen Linien ebenso wie luftwaffentechnische und luftwaffenstrategische Gesichtspunkte herausarbeitet. Dabei tritt vor allen Dingen die von Rußland drohende Gefahr in Verbindung mit dem Hegemoniebestreben Frankreichs und der tschecho-slowakischen Frage in Erscheinung, es wird aber auch der Gegensatz England—Italien, die Auseinandersetzung um die Macht im Mittelmeer und seinen Randstaaten, das abessinische und panislamische Problem, sowie das Problem des Stillen Ozeans in eindrucksvollster Weise geschildert. Die Frage, ob wir einem neuen Krieg entgegentreiben, der als „totaler Krieg" besonders schroffe Formen annehmen muß, oder ob sich ein Krieg doch vielleicht durch eine Blockbildung England—Frankreich—Italien—Deutschland, also durch eine Vernunfthandlung der Siegermächte beziehungsweise der beiden demokratischen Staaten vermeiden läßt, läßt Schüttel mit Recht offen. Er wünscht das Zurückfinden zur Vernunft, aber es klingt der Unterton der Skepsis gegenüber einer solchen Selbstüberwindung durch. In einem vermögen wir allerdings dem Verfasser nicht beizupflichten, das ist die Schilderung des glücklichen oder doch mehr oder weniger ausbalancierten Vorkriegseuropas. Es scheint fast so, als ob Schüttel der Meinung sei, als ob der vorkriegseuropäische Zustand begrüßenswert gewesen wäre oder jedenfalls hätte dauern können. Das muß gerade von der national-sozialistischen Revolution her verneint werden. Europa war brüchig. Es war nur die Frage, ob die Probleme, die zu lösen waren, auf dem Wege der Evolution oder auf dem der Katastrophe gelöst wurden. Damals erfolgte die Katastrophe, wird sie sich diesmal vermeiden lassen? Die Entwicklung dieser durch die Luftwaffe entscheidend beeinflußten Frage ist der Inhalt des ausgezeichneten Buches.

Hans Nuber.

Emanuel Czuber. **Die statistischen Forschungsmethoden.** 3. erweiterte Auflage, herausgegeben von F. Burkhardt. L. W. Seidel & Sohn, Wien 1938. XVI und 330 S. 8°, geheftet 12 RM, gebunden 13,50 RM. — In steigendem Maße muß der Wehrwissenschaftler die Ergebnisse der modernen Statistik für seine Arbeiten als Unterlagen heranziehen. Bevölkerungsstatistik, Rohstoff- und Produktionsstatistik sind zu unentbehrlichen Hilfsmitteln wehrpolitischer Untersuchungen geworden. Die Anwendung von Zahlen als Fundament oder Argument hat aber ihre großen Gefahren für den, der die Methoden der Statistik nicht beherrscht: er wird zum Sklaven der Zahl, weil er ihre Bedeutung, ihr Gewicht nicht kennt. Das bekannte Buch von Czuber, das nunmehr in dieser von Burkhardt besorgten 3. Auflage vorliegt, ist eine ausgezeichnete Darstellung der Methoden der Statistik. Zur Kontrolle der in der Literatur aller Art herangezogenen Statistik und ihrer Methoden wird es dem Wehrpolitiker nützliche Dienste leisten. Die in den Beispielen behandelten Stoffe berücksichtigen u. a. Gebrechen bei männlichen und weiblichen Personen sowie bei Schulkindern, Rekrutenmaße von Studenten, Körpergröße von Rekruten, Kraftfahrzeuge, Roheisengewinnung

Digitized by Google

in Deutschland usw. Auch die bevölkerungspolitisch so überaus wichtige Methode Burgdörfers zur Vergleichung der Geburten- und Sterbeziffern wird dargelegt und die Standardisierung der Geburtenziffer besprochen. Ein sorgfältiges Register erhöht den Wert des Buches. Kurt Flügge.

Im Verlage von E. S. Mittler & Sohn, Berlin, sind 3 Leitfäden erschienen, die für den Unterricht an der Steuermannschule der Kriegsmarine bestimmt sind. Sie behandeln: 1. **Die Physik des Steuermanns.** Bearbeitet von Dr. Walter Heuser, 74 Seiten, 119 Skizzen, kartoniert 4,20 RM. Darin sind aus dem großen Gebiete der Physik in anschaulicher, leichtverständlicher Form die Grundgesetze und Regeln erläutert, die der Steuermann zum Verständnis nautischer Fragen und für den praktischen Dienst benötigt. Unter diesem Gesichtspunkt werden Mechanik, Magnetismus, Wetterkunde, Akustik und Optik mit Anführung von Beispielen der Nautik betrachtet und durch zahlreiche Skizzen veranschaulicht. 2. **Die Mathematik des Steuermanns,** deren erster Teil: **Arithmetik und Geometrie** von Fritz Reinhardt bearbeitet ist. 87 Seiten, 72 Skizzen, kart. 4.20 RM. Auch hier ist der Inhalt im Hinblick auf die praktische Anwendung in der Nautik ausgewählt. Er soll die Grundlagen für die in der Kriegsmarine vorkommenden rechnerischen und geometrischen Aufgaben liefern, soweit sie der Steuermann braucht. Die Darstellung ist daher leicht faßlich und geeignet, das Verständnis für Navigation zu fördern. Für den 2. Teil: **Trigonometrie der Ebene und der Kugel** zeichnet Dr. Karl Kreutzer verantwortlich. 130 Seiten, 75 Skizzen, kart 5,50 RM. Dieser Teil vermittelt dem angehenden Steuermann dasjenige Maß an höherer Trigonometrie, das er zur geographischen Ortsbestimmung, zur Kartenkunde und namentlich zu allen Vermessungsarbeiten braucht. Auch hier werden zahlreiche Hinweise aus der Praxis gegeben und dadurch das Verständnis der nautischen Formeln und Methoden erleichtert. Alle drei Leitfäden gehen auf Anregungen der Inspektion des Bildungswesens der Marine zurück und stellen wertvolles Unterrichtsmaterial dar, das auch zum Selbststudium geeignet ist. Wilhelm Prentzel.

Das Richten der Geschütze. Von Carl Waninger VDI. und Peter Füsgen VDI, VDI-Verlag Berlin 1938. — Die beiden im Geschützkonstruktionswesen bekannten Fachleute haben es sich auf Grund langjähriger praktischer Erfahrungen bei der Firma Rheinmetall-Borsig AG., Düsseldorf, zur Aufgabe gemacht, den mathematischen Zusammenhang zwischen Geschütz, Zieleinrichtung, Ziel und Geschützbettung vor allem bei der Schiffsartillerie mit ihren festmontierten Geschützen zu klären. Die wichtigste Aufgabe des Geschützes ist es, nicht nur zu schießen, sondern auch zu treffen. Dazu bedarf es Vorrichtungen an Rohr und Lafette, die es ermöglichen, dem Rohr eine solche Richtung zu geben, daß die Geschoßflugbahn unter Berücksichtigung aller Einflüsse der Zielbewegung, der Witterung auf das Geschoß usw. auch wirklich in das Ziel geht. Es werden daher in dem Büchlein einmal die Grundsätze der Lagerung der Geschützrohre in den Lafetten und dann die Grundsätze des Zielens untersucht. Daß unter diesen Problemen auch das schwierigste, das Verfolgen sehr schnell sich bewegender Ziele, vor allem der Luftziele, eingehend behandelt ist, versteht sich von selbst. Die Abhandlung wird unter denjenigen, die den Zusammenhängen der Erscheinungen auf den Grund gehen, viele Freunde erwerben. Karl Justrow.

Artilleristische Schallmessung. Von R. Sänger, Privatdozent für Physik an der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich. Verlag H. Böniger, Zürich 1938. — Das Büchlein befaßt sich mit den Aufgaben der Auswertung der Schallausbreitung in der Atmosphäre und will das theoretische Verständnis des Offiziers als Artillerie-Beobachter und anderer Interessenten fördern. Es wird vorausgesetzt, daß der Leser die Problemstellung der artilleristischen Schallmessung bereits kennt und über praktische Erfahrungen verfügt; auf die Wiedergabe von Einzelheiten ist daher in der Abhandlung verzichtet. Der Verfasser kündigt aber im Vorwort die Absicht an, einen zweiten Teil über die Physik von Geschoß- und Mündungsknall sowie über einige Fragen der Schallmeßgeräte folgen zu lassen. — Noch mehr ins Mathematisch-Theoretische unter Voraussetzung noch größerer Vorkenntnisse gehen die „Untersuchungen über die Genauigkeit der durch Schallmessung aufgeklärten taktischen Ziele" von Dr. ing. Herbert Fiedler in den „Allgemeinen Vermessungs-Nachrichten" Heft 4 bis 6 (1938), Verlag Herbert Wichmann, Berlin. Die Untersuchungen erfassen nicht den Gesamtwert aller möglichen Fehler bei den Messungen, da naturgemäß von bestimmten einschränkenden Voraussetzungen, nämlich von einheitlichen meteorologischen Verhältnissen im ganzen Aufklärungsgebiet, von einer genauen Vermessung aller Schallmeßstellen usw. ausgegangen werden

Digitized by Google

mußte, die aber in Wirklichkeit oft zu ganz unvermeidbaren unregelmäßigen Fehlern führen. — Beide Abhandlungen bringen nicht nur den sachverständigen Offizieren sondern vor allem auch den Mathematikern höherer Lehranstalten manche Anregung.

Karl Justrow.

Major K. W. Uebe. **Das verstärkte Bataillon.** 2. Aufl. E. S. Mittler & Sohn, Berlin. 1938. — In der kleinen Schrift „Das verstärkte Bataillon" wird ein kurz gefaßter Überblick über Führungsgrundsätze und Befehlsbeispiele gegeben. Der zweifellose Nutzen einer solchen Zusammenstellung als Anhalt für die vielerlei Dinge, an die während Marsch, Gefecht und Ruhe zu denken ist, liegt auf der Hand. Ist sie doch ein wichtiges Hilfsmittel in erster Linie für den jüngeren Offizier und Unterführer sowie alle, die sich das geistige Handwerkszeug noch nicht voll zu eigen gemacht haben. Aber auch für ältere Offiziere, Adjutanten u. a. m. ist sie von großem Wert als Hinweis auf die vielen bei der Befehlsgebung zu beachtenden und nur zu leicht vergessenen Punkte. Um bei der fortschreitenden Weiterentwicklung der Waffen und Truppenorganisation usw. stets auf dem laufenden zu bleiben, wird baldige Überarbeitung geboten sein. Hierbei darf angeregt werden, bei solcher Gelegenheit das etwas knappe Kapitel über die Kampfarten noch durch einige Hinweise zu erweitern, z. B. auf den Unterschied zwischen Begegnungsgefecht und Angriff auf einen eingenisteten Gegner, auf die Bewertung des frontalen, umfassenden und Durchbruchsangriffs, sowie insbesondere bei der Geländebeurteilung auf die bei Angriff und Abwehr hochgesteigerte Bedeutung der Panzersicherheit bzw. -gefährdung u. a. m. Vorteilhaft wäre auch eine knappe Zusammenstellung der für Wahl, Einrichtung und Betrieb eines Bataillons-Gefechtsstandes wesentlichen Gesichtspunkte.

Adelbert von Taysen.

Dietz, Heinrich. **Disziplinarstrafordnung für das Heer** (gültig für die Luftwaffe), Band I. Neunte, neubearbeitete und vermehrte (der HDStO. 1926 vierte) Auflage. Dresden 1938. Verlag C. Heinrich. 346 S. gebd. 7,60 RM. — Die schnelle Folge der Auflagen, deren 7. (2.) in dieser Zeitschrift, Jahrgang 1935, S. 736, besprochen worden ist, beweist die Unentbehrlichkeit des vorliegenden Erläuterungswerkes für jeden Offizier. Im Jahre 1936 ist ein II. Band erschienen, der hauptsächlich die Disziplinarbestrafung der Wehrpflichtigen des Beurlaubtenstandes behandelt. Daraus sind die umfangreichen Erläuterungen zu § 3 nunmehr in den I. Band übernommen. Bei seiner ablehnenden Stellungnahme zu den Urteilen des Reichskriegsgerichts, wonach die Einstellung von Ausländern und Staatenlosen in die Wehrmacht sie zu Soldaten mit allen Rechten und Pflichten macht (besprochen von General der Artillerie Heitz in der „Zeitschrift der Akademie für Deutsches Recht" 1938, S. 7 ff.), verbleibt Dietz, verkennt aber nicht, daß es sich um die „wohl umstrittenste Frage des Wehrrechts" handelt (S. 67/69). Das Inkrafttreten des Deutschen Beamtengesetzes vom 26. Januar 1937, dessen wesentlichste Bestimmungen auch für Wehrmachtbeamte gelten, machte eine Neubearbeitung des 3. Abschnitts „Disziplinarbestrafung der Wehrmachtbeamten" erforderlich. Sie ist so gründlich erfolgt, daß sie als umfassendste Darstellung des gesamten Stoffgebiets gelten kann.

Die Vorarbeiten zur Wehrmacht-Disziplinarstrafordnung, die ein einheitliches Dienststrafrecht aller drei Wehrmachtteile schaffen soll, sind so weit gefördert, daß mit einer Neuauflage dieses Erläuterungsbuches zur HDStO. wohl nicht mehr zu rechnen ist. Große Teile davon werden für eine Erläuterung der kommenden WDStO. verwendbar und es wird dann auch Gelegenheit sein, das gesamte Werk wieder in einem handlichen Band zu vereinen.

Martin Rittau.

Befehlstechnik. Winke und Anregungen für ihre Anwendung im Rahmen der Division und des verstärkten Regiments von Hellmuth Volkmann und Friedrich-Joachim Fangohr. Zweite, neu bearbeitete und erweiterte Auflage Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin. 1938. — Das Buch gliedert sich in die Abschnitte Marsch, Angriff, Verfolgung, Abwehr, Rückzug, Angriff über einen Fluß, Unterkunft und Sicherung in der Ruhe, Anhang. Es will keine Befehlsschemata geben, sondern Anleitungen für die Abfassung von Befehlen. Jedes taktische Kapitel gliedert sich in „Grundsätzliches" und in das „Befehlsgerippe". In den grundsätzlichen Ausführungen ist das für die jeweilige Kampfart wichtige aus den Vorschriften herausgezogen und stichwortartig zusammengestellt. Die Befehlsgerippe geben keine Befehlsmuster auf Grund bestimmter Fälle, sondern führen die einzelnen Punkte an, die die betreffende Kampfart verlangt. Die sprachliche Gestaltung der Befehle bleibt dem Leser überlassen. Das Buch kann daher nicht als „fauler Knecht" benutzt werden. Dafür gestattet es eine schnelle Orientierung über das für die Befehlsgebung wesentliche und wird vor allem Adjutanten, Kriegsakademikern sowie bei Kriegsspielen ein gutes Hilfsmittel sein.

Friedrich Altrichter.

Digitized by Google

Oberstleutnant K. Kruse, Kommandeur II. A. R. 42. **Artilleristischer Ratgeber auf dem Gefechtsfeld.** Barbara-Verlag Hugo Meiler, München 1938. 170 S. Preis 1,95 RM. — Das Nachschlagebuch, das, in Größe der Schießvorschrift, in der Kartentasche Platz findet, gibt auf Grund der Vorschriften und eigener Erfahrungen kurz über alles Auskunft, was der Artillerieoffizier bis zum Batterieführer hinauf auf dem Gefechtsfelde über den Einsatz seiner Waffe wissen muß. Nach Erklärung artilleristischer Begriffe, Kommandos und Zeichen, werden die Einrichteverfahren der Batterie, die Schießregeln und die Feuerleitung in der Abteilung sowie die Tätigkeit des Artillerieoffiziers in den einzelnen Dienststellen erläutert, sodann der taktische Einsatz der Artillerie in den verschiedenen Gefechtslagen nebst Einsatzbefehlen behandelt. Es wird leichte und schwere, bespannte und kraftfahrende Artillerie berücksichtigt. — Das Büchlein kann dem Artillerieoffizier, besonders dem Reserveoffizier und Anwärter als willkommenes Hilfsmittel bestens empfohlen werden.

Max Blümmer.

Zeitschriftenschau.

Wehrpolitik und Wehrwissenschaften in den Zeitschriften des In- und Auslandes[1]).

Deutschland.

Artilleristische Rundschau (Februar 1939). Gen. d. Art. Grün: Die Unterstützung der Infanterie durch die Artillerie in der Abwehr (Schluß). — Major d. G. St. Gäde: Die Feuerwalze (Fortsetzung).

Berliner Monatshefte (Februar 1939). S. B. Fay: Die Neutralitätspolitik der Vereinigten Staaten. — M. Toscano: Tunis. — J. Lulvès: Die Erwerbung von Tunis durch Frankreich. — Zur diplomatischen Geschichte Italiens während des Weltkrieges. Aus weiteren Aufzeichnungen des Botschafters Aldrovandi-Marescotti.

Deutsche Kolonialzeitung (Februar 1939). E. Student: Das Empire in der Krise. — Sp.: Wie der Raub der deutschen Kolonien zustande kam. — Dr. E. Pröbster: Marschall Bugeaud (1784—1849).

Deutsche Luftwacht. Ausgabe Luftwehr (Januar 1939). Oberstleutnant Herhudt von Rohden: Gedanken zum Luftkriege. Oberstlt. d. G. St. Dipl.-Ing. Bassenge: Luftinfanterie. — E. Margis: Das Bombenflugwesen. Kurze zusammenfassende Darstellung des Inhaltes des Werkes von Chefingenieur C. Rougeron (Fortsetzung).

Deutsche Rundschau (Februar 1939). R. Bathe: Weltwende im Fernen Osten.

Der deutsche Volkswirt (Nr. 21 vom 24. Februar 1939). Dr. W. Tomberg: Die äußere Kriegsfinanzierung.

Deutsche Wehr 1938. Nr. 5. Bartsch: Frankreichs Weltpolitik. — Oberst a. D. Graf Schack: Feldherrenruhm. — Admiral a. D. Prentzel: Lord Jellicoes Bericht über den Ubootkrieg. — O. Welsch: Kriegschronik: Spanien und China. — **Nr. 6.** Bartsch: Frankreichs Weltpolitik (Fortsetzung). — P. Wolff: Der Partisanenkrieg in China. — Dr. A. Loeßner: Das Offizierkorps der Roten Armee nach der Säuberungsaktion. — Major a. D. Moßdorf: Der Eisenbahnverkehr im letzten Kriegsjahr. — **Nr. 7.** Lehmann: Das Rüstungsbild der Welt. — Bartsch: Frankreichs Weltpolitik (Fortsetzung). — Major a. D. Moßdorf: Der Eisenbahnverkehr im letzten Kriegsjahr (Schluß). — Major Westphal: Die vor- und nachmilitärische Wehrerziehung und Wehrausbildung. — O. Welsch: Kriegschronik: Spanien und China.

Gasschutz und Luftschutz. Ausgabe B. Februar 1939. Staatssekretär Prof. Feder: Städtebau und Luftschutz. — Direktor Wagner: Wirtschaftlicher Luftschutz durch Heimstättenbau.

Kolonial-Post (Februar 1939). Oberst G. Bullrich: Das Brandenburg-Preußische Kolonialreich. 1681 bis 1721.

Militärwissenschaftliche Mitteilungen (Februar 1939). Oberst a. D. F. Lončarević-Sypoß: Die Artillerie in alten Zeiten. — Generalmajor a. D. E. Paschek: Wehrpolitische Übersicht über das Jahr 1938 (Schluß). — Feldm. Lt. a. D. H. Schäfer: Die Gesamtwehrkräfte der Staaten (Fortsetzung). — Generalmajor a. D. Th. von Lerch: Der Bürgerkrieg in Spanien (Fortsetzung).

---

[1]) Es werden nur die wichtigsten Aufsatztitel gebracht.

Digitized by Google

Militär-Wochenblatt. Nr. 31. Vizeadmiral a. D. Meurer: Neuzeitliche Kriegsschifftypen. III. Motortorpedoboote. — **Nr. 32.** Oberst Dr. von Schaeven: Führung der Pioniere auf dem Gefechtsfelde. — Dr.-Ing. W. Brandt: Panzer und Panzerabwehr bei Nacht. — Neuorganisation der britischen Territorialarmee. — K. Leppa: Truppen-Kriegsgeschichte. Selbsttätigkeit auf sich allein gestellter Unterführer. Höhe 208. — Oberst z. V. von Xylander: Vom spanischen Krieg. — **Nr. 33.** Vizeadmiral a. D. Dr. h. c. Groos: Kriegskrise und Kriegswende im Ubootskrieg I. — Hauptmann Meier-Welcker: Grundsätzliches zum Problem des Infanterieangriffs. — Generalleutnant a. D. Marx: Truppen-Kriegsgeschichte. Ein seltsames Nachtgefecht im Bewegungskrieg 1914. — Oberst z. V. von Xylander: Vom spanischen Krieg. — **Nr. 34.** Gen. d. Inf. a. D. Wetzell: Das Bild des modernen Feldherrn. I. Technische Revolution. — Napoleon und die neuzeitliche Kriegführung. — Vizeadmiral a. D. Dr. h. c. Groos: Kriegskrise und Kriegswende im Ubootskrieg. II. (Schluß.) — Oberstleutnant Weckmann: Etwas vom Offenhalten von Engen. — Oberst z. V. von Xylander: Vom spanischen Krieg. — **Nr. 35.** General d. Inf. a. D. Wetzell: Das Bild des modernen Feldherrn. II. Feldmarschall Graf Moltke, Graf Schlieffen und die Weltkriegswirklichkeit. — Oberst z. V. von Xylander: Vom spanischen Krieg.

Ostasiatische Rundschau (Nr. 4 vom 16. Februar 1939). Dr. O. Richter: Der chinesisch-japanische Konflikt (Fortsetzung). — Länderberichte: China, Japan, Siam.

Die Panzertruppe (früher **„Kraftfahr-Kampftruppe)** (Januar 1939). Dr. K. Fischer: Pferd oder Motor? — Die Motorisierung der Waffen in fremden Heeren. — Panzerabwehr. Eine Umschau über die neueste Entwicklung in fremden Heeren und die Anschauungen über den Einsatz.

Wehrgedanken des Auslandes (Februar 1939). Hauptmann Bauer: Gedanken des Generals Fuller über die Panzerwaffe (Auszug aus „Revue militaire Suisse", 83. Jahrgang, Nr. 7). — Oberstleutnant Lançon: Gedanken über die Infanterie (Auszug aus „Revue militaire générale", 2. Jahrgang, Nr. 6).

Zeitschrift für Geopolitik (Februar 1939). P. K. A. Bhatta: Die Grenzprobleme Indiens. — R. S.: Die japanische Wirtschaft im Chinakriege. I. — S. Warneck: Die chinesische Innere Mongolei vor dem nicht erklärten chinesisch-japanischen Kriege und während desselben (Fortsetzung). — F. Bartz: Der japanisch-amerikanische Fischereistreit im Nordpazifik. — A. Haushofer: Berichterstattung aus der atlantischen Welt. — K. Haushofer: Bericht über den indopazifischen Raum. Atempause und Umgruppierung hüben und drüben.

Zeitschrift für Politik (November/Dezember 1938). C. Bornhak: Die Monroe-Doktrin. — W. J. Wiß: Das Pressewesen der Vereinigten Staaten und die hinter ihm stehenden Kräfte. — G. Jantzen: Indo-China im Fernostkonflikt. — H. Betz: Der Fernostkonflikt und der Völkerbund. Ein Rückblick.

Argentinien.

Revista militar (September 1938). Huldigung für Brasilien! Ten. cor. H. S. Molina: Die brasilianisch-argentinischen Beziehungen. — Guarani: Das brasilianische Heer 1938. — Cap. O. A. Uriondo: Die Luftstreitkräfte Brasiliens. — Cor. J. C. Sanguinetti: Die zwischenstaatliche Lage Europas.

Belgien.

La Belgique Militaire (Nr. 7). R. Leurquin: Quo vadis, Germania. — Comdt. J. J. de Coninck: La défense de notre Empire africain. — (Nr. 8 und 9.) Quo vadis, Germania (Fortsetzungen).

Canada.

Canadian Defence Quarterly (Januar 1939). A national defence programme for the United States. — Australian defence. — „An Observer": The Czecho-Slovak crisis. — Col. H. F. G. Letson: Oil supplies in time of war. — Col. A. M. Nikolaieff: The Sino-Japanese Conflict.

Dänemark.

Militaert Tidsskrift (Februar 1939). Kapt. A. Stevns: Der Krieg in Spanien (Fortsetzung).

Digitized by Google

England.

The Journal of the Royal Artillery (Januar 1939). Lt.-Col. C. D. Head: The Waterloo Campaign.

The Cavalry Journal (Januar 1939). Major D. Teichman: General Baron Hugh von Halfett (1783 bis 1863). — Major E. W. Sheppard: French views on modern cavalry. — Major-General T. T. Pitman: Raids and counter-raids (Gillemont-Farm 1917).

The Fighting Forces (Februar 1939). Indian Army notes. — Lt.-Col. A. H. Burne: Limited liability war. — Commander R. Grenfell: Submarine and anti-submarine. — „The editor": The Territorial Army. — Lt. H. R. Orton: New barracks in Germany.

Journal of the Royal United Service Institution (Februar 1939). Admiral Sir William M. James: The importance of studying Naval History. — Prof. R. B. Mowat: British sea power and world peace. — Major-General R. J. Collins: The influence of aircraft on land operations. — Wing-Commander A. W. H. James: The Spanish Civil War. — Infantry and tanks in the Spanish Civil War. — Lt.-Col. H. C. H. Eden: The organization and training of Territorial Army units. — Sir Arthur Willert: European background. — The international situation.

The Journal of the United Service Institution of India (Januar 1939). Lt.-Col. A. C. Arnold: Italo-Abyssinian War. — Lt. Commander H. E. Felser Paine: India's sea history and its lessons. — Capt. F. D. J. Wood: Aden, one hundred years of British Rule.

Frankreich.

Revue de l'Armée de l'Air (Dezember 1938). G. Kitcheeff: Suggestions pour un système européen d'assistance mutuelle aérienne. — Documents sur la limitation des armements aériens. — M. Matignon: La participation de l'Aviation italienne à la prise de Santander (août 1937).

Revue des deux mondes (1. Februar 1939). General Armengaud: Sécurité de notre Afrique du Nord. — Prof. Ch. Richet: La destinée de la France et sa dénatalité. — H. Brenier: Où en est la guerre sino-nippone? — R. Pinon: Chronique de la Quinzaine. L'Europe et l'Espagne. La retraite de M. Schacht et l'Europe orientale. — (15. Februar 1939.) M. Paléologue: L'archiduc Rodolphe et le drame de Mayerling. — F. Eccard: Le réveil de la France. — Duchesse d'Uzès: Comment j'ai connu le général Boulanger.

Revue d'histoire (Februar 1939). General Levanier: Les prodromes de Vauquois. La 10e division les 22, 23, 24 et 25 septembre 1914 (Fortsetzung). — Chef de bat. Vidal de la Blache: La campagne de 1807. Friedland (Fortsetzung). — Lt. Col. Dupuis: La guerre de 1870-1871. La 1re armée de la Loire. Beaune-la-Rolande (Fortsetzung). — J. Savant: Campagne de l'armée Rennenkampf en Prusse orientale (Fortsetzung).

Revue historique (Oktober-Dezember 1938). St. Kutrzeba: Danzig et la Pologne.

La Revue d'Infanterie (Februar 1939). Casellas: Dobropolje (1918 bis 1938). — Cap. X.: La part du fort de Manonviller dans la bataille de Charmes. — Col. Grasset: La 55e division de réserve française dans le „miracle de la Marne".

Revue des Troupes Coloniales (Januar 1939). Cap. Souchard: Canton et Hankéou.

Italien.

Rivista Aeronautica (Januar 1939). Ten. Col. P. Tesini: Moderna produzione dell'industria aeronautica estera (Deutschland, Rußland, Vereinigte Staaten, Japan).

Nazione militare (Januar 1939). U. Maraldi: Fortificazioni moderne. La linea Maginot e la linea Sigfrido. — F. Bertonelli: Singapore nella strategia britannica.

Rassegna di Cultura militare, verbunden mit **Rivista di Fanteria** (Dezember 1938). Ten. Col. D. Pace: Gli elementi della Divisione di fanteria (Schluß).

Niederlande.

De Militaire Spectator (Februar 1939). M. van Lothorst: Betrachtungen über ausländische Heere. VII. Polen.

Digitized by Google

Schweiz.

Allgemeine Schweizerische Militärzeitung (Januar 1939). Oberleutnant Jaggi: Der Kampf um Ortschaften (Schluß).

Schweizerische Monatschrift für Offiziere aller Waffen (Januar 1939). Oberstleutnant M. F. Schafroth: Fremdendienst von innen betrachtet. — General a. D. A. von Mierka: Der japanisch-chinesische Konflikt (Fortsetzung).

Vereinigte Staaten von Nordamerika.

Army Ordnance (Januar-Februar 1939). General M. Craig: The military establishment. — Maj. Gen. C. M. Wesson: Arms for the Army.

The Coast Artillery Journal (Januar-Februar 1939). Major E. M. Benitez: The backbone of sea power. — Major W. Yale: Palestine. Some aspects of the military problem. — Fletcher Pratt: Bonaparte in Italy.

The Military Engineer (Januar-Februar 1939). Major G. A. Roush: After Munich, what? — First Lt. J. McWhorter: Campaign of the Ten Thousand.

The Field Artillery Journal (Jauar-Februar 1939). Capt. A. P. Garnier: The German artillery in combat (Übersetzung eines Aufsatzes in der „Revue d'artillerie" von August 1938). — Col. C. H. Lanza: Commencing a modern war.

Infantry Journal (Januar-Februar 1939). Capt. F. B. Wiener: Decline of a leader (The case of General Meade), II. Teil. — Lt.-Col. Ch. A. Willoughby: Twenty million reds. Sovjet military organization and tactics.

The Quartermaster Review (Januar-Februar 1939). Col. M. L. Ireland: Pay or patriotism. Traditions that have made the United States Army. — Lt.-Col. Th. G. Best: Steuben — an American soldier.

Aus der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften.

Dr. Paul Osthold, stellvertretender Hauptschriftleiter im „Deutschen Volkswirt" und Leiter der Arbeitsgemeinschaft „Wehrwirtschaft" unserer Gesellschaft, wurde am 11. Juni 1894 zu Hagen i. W. geboren. Er widmete sich dem Studium von Philosophie, Geschichte und Nationalökonomie sowie der englischen Sprache und Sprachgeschichte. Er trat 1914 als Kriegsfreiwilliger ein und führte von Juni 1915 ab an der Front eine Infanterie-Kompanie. Nach seiner Rückkehr aus der englischen Kriegsgefangenschaft Ende 1919 nahm er starken Anteil an dem Aufbau der nationalen, besonders der Wehrbewegung. Sein aktiver Einsatz führte ihn in ständige Kämpfe mit dem marxistischen Lager, gegen das er schon in seiner Doktorarbeit im Jahre 1924 eine wissenschaftlich begründete Anklage erhob. 1925 trat Dr. Osthold in den Dienst der Gelsenkirchner Bergwerks-A.-G. und nahm an der Gründung des „Deutschen Institutes für technische Arbeitsschulung" teil. Seine aus diesem Anlaß geschriebene Schrift: „Der Kampf um die Seele des Arbeiters" führte zu lebhaften Auseinandersetzungen in der Sozialpolitik. 1928 trat Dr. Osthold in die Redaktion der „Deutschen Bergwerks-Zeitung" ein, wo er federführend für die Fragen der Sozial-, Handels- und besonders der Reparationspolitik war. 1932 schrieb er das Buch „Die Schuld der Sozialdemokratie", das im Lager der gesamten nationalen Opposition freundliche Zustimmung fand. 1934 veröffentlichte Dr. Osthold ferner die

Digitized by Google

„Geschichte des Zechenverbandes". 1933 wurde er als Hauptschriftleiter der Zeitung „Der deutsche Unternehmer" nach Berlin berufen. Durch die Fusionierung der Zeitung mit dem „Deutschen Volkswirt" kam er Anfang 1936 in den Schriftleiterstab dieser Zeitschrift, in deren Rahmen er sich besonders stark mit den Problemen der Wehrwirtschaft beschäftigt.

Februar 1939.

Vorträge. Am 16. Februar fand ein gemeinsamer Vortragsabend der Gesellschaft mit der Deutschen Lilienthal-Gesellschaft für Luftfahrtforschung statt. Es sprach Dr. R. Wagenführ über das Thema „Die wirtschaftliche Mobilmachung der ausländischen Flugzeugindustrie". Der Vortragende schilderte die Luftaufrüstungsmaßnahmen der westlichen Großmächte, die sich in einem starken Anschwellen der Luftetats widerspiegeln. Zur Schaffung der im Mobilmachungsfall vorgesehenen Produktionssteigerungen im Flugzeugbau sind überall ausgedehnte wehrwirtschaftliche Maßnahmen getroffen worden, so der Aufbau der Schatteninduſtrien in England, die Nationalisierung der Flugzeugkonzerne in Frankreich u. a. m. Eine bedeutende Kapazitätsreserve stellt auch heute noch die Ausfuhr von Flugzeugen dar, wenn sich auch die Mittelstaaten Europas bereits meist auf eigene Industrien stützen können.

In der Reihe der allgemeinen Vorträge folgte am 27. Februar ein Vortrag des schweizerischen Oberstleutnants Dr. E. Schumacher über das Thema „Vom Wesen des Schweizer Soldaten". Die Grundlage der Neutralität der Schweiz ist, so führte der Vortragende aus, die Wehrbereitschaft des Schweizer Volkes, die auf großer geschichtlicher Tradition beruht und in der eidgenössischen Wehrmacht ihre Pflege findet. Oberstleutnant Schumacher sprach ferner über die ethischen Grundlagen der in dem Milizheer organisierten Volksbewaffnung, die auch in den besonderen Verhältnissen der Schweiz zur Ausprägung eines echten Soldatentums geführt haben.

Arbeitsgemeinschaften. Die erste Sitzung der Arbeitsgemeinschaft „Kriegsphilosophie" fand am 3. Februar statt. Der Leiter Oberregierungsrat Linnebach erörterte einleitend das der Arbeitsgemeinschaft zugrunde gelegte Hauptthema „Von der geistigen Eigenart französischer Feldherrn". Als erstes Beispiel wurde Turenne behandelt, dessen Bedeutung als hervorragender Feldherr und als vorbildliche Persönlichkeit Regierungsrat Dr. Hildebrand in seinem Referat herausarbeitete.

Die Arbeitsgemeinschaft „Wehrpsychologie", die sich am 10. Februar unter Leitung von Oberregierungsrat Dr. Simoneit versammelte, setzte mit einem Vortrag von Direktor Oberstlt. a. D. Dr. Solger „Das Soldatentum der mongolischen Rasse" die Behandlung ihres Hauptthemas „Psychologie der Rasse und Soldatentum" fort. Direktor Dr. Solger ging bei seinen Ausführungen hauptsächlich auf das japanische Volk ein, das auf Grund seines Charakters, seines Temperaments und seiner vaterländischen Erziehung besonders gute soldatische Eigenschaften besitzt.

In der Sitzung der Arbeitsgemeinschaft „Wehrwirtschaft" am 28. Februar unter Leitung von Dr. Osthold sprach Ministerialdirektor Dr. Jarmer von der Reichsstelle für Raumordnung über die wehrwirtschaftliche Bedeutung der Raumplanung. Die Raumplanung bezweckt zur Sicherstellung einer günstigen Versorgung mit Nahrungsmitteln und Rohstoffen die gesunde Verteilung von Menschen und Produktionsstätten im Raum. Sie dient, wie der Vortragende an einzelnen Beispielen erläuterte, damit zugleich wirtschaftlichen und wehrpolitischen Zielen.

Unter der Leitung von Admiral z. V. Prentzel trat am 23. Februar die Arbeitsgemeinschaft „Marinefragen" zusammen. Kapitänleutnant Dr. Ambrosius vom Oberkommando der Kriegsmarine gab in seinem Referat einen ausführlichen Bericht über „Die Seekriegführung im spanischen Bürgerkrieg". Ausgehend von den geographischen Verhältnissen und der Kräfteverteilung schilderte er die stattgefundenen Operationen und ihre seekriegsrechtlichen Auswirkungen und Lehren.

Die Februar-Sitzung der Arbeitsgemeinschaft „Gasschutz" fand unter Leitung von Generalmajor a. D. v. Tempelhoff am 17. Februar statt. Dr. Heber-Magdeburg, der von 1914—1918 als Offizier der Gastruppe angehört hat, referierte über Gaskampferfahrungen aus dem Weltkrieg, wobei er besonders auf die in den Kämpfen an der Bzura im Sommer 1915 gemachten Erfahrungen einging.

In der Arbeitsgemeinschaft „Wehrtechnik" am 24. Februar hielt der Leiter, Oberstlt. a. D. Justrow, selbst das Hauptreferat über das Thema „Die Grundlagen moderner Waffenwirkung". Zahlreiche Lichtbilder erläuterten seine Ausführungen über

Digitized by Google

die Wirkungsformen und -möglichkeiten der verschiedenen Waffen der Infanterie und Artillerie, der Pioniersprengungen und der Fliegerbomben. Oberstlt. Justrow wandte sich auch der Frage zu, in welcher Weise diese Waffen beim Einsatz gegen ein neuzeitliches Befestigungssystem zum Tragen kommen könnten.

Die Arbeitsgemeinschaft „Wehrpolitik" führte in ihrer Sitzung am 20. Februar unter Leitung von Oberst z. V. von Xylander die Erörterung der wehrpolitischen Lage in Ostasien weiter. Oberstlt. a. D. Dr. Guse sprach über die wehrpolitische Lage Chinas, wobei er zuerst über die Erfolge der Aufbauarbeit der Nationalregierung vor dem Konflikt mit Japan berichtete und dann ausführlich die Folgen der Kämpfe auf die bevölkerungsmäßige, wirtschaftliche und innerpolitische Struktur Chinas charakterisierte.

Im Rahmen des Hauptthemas „Großdeutsche Verkehrsfragen", das in einer Vortragsfolge der Arbeitsgemeinschaft „Wehrverkehrsfragen" unter Leitung von Generalleutnant a. D. von Taysen behandelt wird, referierte in der Sitzung am 7. Februar Ministerialrat Böhm vom Reichsverkehrsministerium über „Die Binnenwasserstraßen im Verkehrssystem Großdeutschlands". Der Referent gab eine Übersicht über das heute vorhandene Wasserstraßennetz und über die Pläne zu seiner Ausgestaltung, die sich besonders durch ein Einbeziehen des Donauweges auswirken werden.

Zweigstelle Leipzig. Von den Veranstaltungen des „Deutschen Klubs Nordwestsachsens", der unserer Gesellschaft korporativ als Zweigstelle Leipzig angegliedert ist, haben in diesem Winterhalbjahr folgende Vorträge Fragen aus dem Gebiete der Wehrpolitik und Wehrwissenschaften behandelt: Im Oktober 1938 sprach der Inspekteur der Wehrersatzinspektion Leipzig, Generalleutnant Gabcke, über „Soldatisches Führertum"; im Dezember behandelte ein Vortrag des Chefs des Wehrwirtschaftsstabes Generalmajor Thomas das Thema „Der japanisch-chinesische Krieg als Lehrmeister für die deutsche Wehrwirtschaft"; der Februar-Vortrag von General d. Art. a. D. Ludwig hatte zum Thema „Neuzeitliche Landesbefestigung". Für den April d. J. ist ein Vortrag von Oberst von Nippold „Vormilitärische und nachmilitärische Ausbildung im Ausland" in Aussicht genommen. Die übrigen Vortragsveranstaltungen der Zweigstelle behandelten allgemeinere Fragen aus Politik und Wirtschaft.

Neuerscheinung. Im Februar erschien bei der Hanseatischen Verlagsanstalt, Hamburg, das neue „Jahrbuch für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften 1939", das von der Gesellschaft alljährlich herausgegeben wird. Der neue Jahrgang behandelt in seinem ersten Teil unter dem Titel „Wehrmachtstrategie und Gesamtkriegführung" grundsätzliche Probleme der neuzeitlichen Landesverteidigung; der zweite Teil „Wehrpolitische Umschau" gibt einen Überblick über die Wehrpolitik und Rüstung Großdeutschlands und des Auslandes sowie zwei ausführliche Berichte über die Kriegsereignisse in Spanien und Ostasien; ein dritter Teil enthält den Bericht über die Tätigkeit der Gesellschaft im Arbeitsjahr 1938.

Berichtigung.

In Heft 1 des Jahrgangs 1939 dieser Zeitschrift ist irrtümlich von bolschewistisch durchsetzten „Marinedivisionen" gesprochen. Gemeint waren die in Nordbelgien befindlichen Nachschubtruppen und Etappenangehörigen, deren Rückführung das Generalkommando des Marinekorps als nördlichster Armeeteil mit hatte übernehmen müssen, obwohl sie ihm vorher nicht unterstellt gewesen waren. Deren Entwaffnung, wie sie nach internationalem Brauch beim Durchmarsch durch holländisches Gebiet gefordert wurde, war allerdings nicht unwillkommen, weil das eine Entlastung der gefährdeten Heimat bedeutete. Nicht gemeint waren natürlich die Kampftruppen des Marinekorps in Gestalt der beiden Marinedivisionen (1. und 2. Mar. Div.), bei denen die revolutionäre Propaganda keinen größeren Erfolg als bei den anderen Truppen der 4. Armee hatte. Dies sei zur Ehre der Marinedivisionen ausdrücklich gesagt.

Hauptschriftleiter i. V.: Karl Linnebach, Potsdam, Burggrafenstr. 28. Verantwortlich für den Anzeigenteil: E. Mulack, Berlin SW 61, Urbanstraße 7.

„Wissen und Wehr" erscheint im laufenden Jahrgang zwölfmal. D. A. I. Vj. 1939: 3150. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 3 gültig. Einzelheft RM 1,75. Bezugspreis halbjährlich RM 7,50. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen oder der Verlag entgegen. Abbestellungen können nur bis spätestens 3 Wochen vor Beginn eines neuen Halbjahres angenommen werden. Alle das Abonnement oder die Zustellung betreffenden Zuschriften sind an die Verlagsbuchhandlung E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68, Kochstraße 68—71 (Postscheckkonto Nr. 540, Berlin NW 7), oder an diejenige Vertriebsstelle — Buchhandlung oder Zeitungsspediteur — zu richten, die die Bestellung vermittelt. Erfolgt die Zustellung durch die Post, so sind Anschriftenänderungen dem Postamt, durch das die Lieferung geschieht, sogleich mitzuteilen. — Ernst Siegfried Mittler und Sohn, Buchdruckerei, Berlin SW 68, Kochstraße 68—71.

Digitized by Google

Jahrgang 1939 Viertes Heft

Wissen und Wehr

Monatsschrift der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften

INHALTSANGABE

	Seite
Dem Führer zum 50. Geburtstage	241
Das Bild des modernen Feldherrn. Ein Wort der Abwehr und Verständigung. Von Wolfgang Foerster	243
Die wirtschaftliche Mobilmachung der ausländischen Flugzeugindustrie. Von Dr. Rolf Wagenführ	257
Kamal Atatürk * * *	274
Kleine Ursachen – große Wirkungen. Beginn der Augustschlacht 1915 auf Gallipoli. Von Generalmajor a. D. Hans Kannengießer Pascha	286
Wehrpolitische Übersicht über den osteuropäischen Raum	307
Bücherschau	311
Zeitschriftenschau	315
Aus der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften	318

Ztsc
Zeitschriften
Ziffer
Eing. - 8. MAI 1939

NACHDRUCK, AUCH UNTER QUELLENANGABE, UNTERSAGT
ÜBERSETZUNGSRECHT VORBEHALTEN

AUSGEGEBEN IM APRIL 1939

VERLAG E. S. MITTLER & SOHN, BERLIN SW 68

POSTVERSANDORT BERLIN

Digitized by Google

Ständige Mitarbeiter:

Prof. Dr. Andreas, Heidelberg,
Prof. Dr. von Arnim, Charlottenburg,
Vizeadmiral Aßmann, Berlin,
Prof. Dr. Baeumler, Berlin,
General d. Art. Prof. Dr. Becker, Berlin,
General d. Inf. a. D. v. Bergmann, Berlin,
Major a. D. Dr. Bertkau, Berlin,
Generalleutnant z. V. Boehm-Tettelbach, Berlin,
Oberstleutnant z. V. Professor Boehm-Tettelbach, Lübeck,
Prof. Dr. Bruns, Berlin,
Generalmajor a. D. Buchfinck, Potsdam,
Direktor Prof. Dr. Burgdörfer, Berlin,
Generalmajor Freiherr v. Bülow, Rom,
Geheimrat Prof. Dr. Cranz, Stuttgart,
Oberstleutnant Dr. Däniker, Bern,
Konteradmiral Donner, Kiel,
Gen. d. Art. a. D. v. Eimannsberger, Wien-Mödling,
Professor Dr. W. Elze, Berlin,
Dr. Engelmann, Istanbul,
Präsident Oberstleutn. a. D. Foerster, Potsdam,
Oberst Foertsch, Berlin,
Oberst a. D. Dr. h. c. Fonck, Berlin,
Universitätsprofessor Dr. v. Frauenholz, München,
Vizeadmiral a. D. Frhr. von Freyberg-Eisenberg, Berlin,
Dr. H. Gackenholz, Berlin,
Konteradmiral a. D. Gadow, Berlin,
Admiral a. D. Gladisch, Berlin,
Minister Dr. Glaise v. Horstenau, Wien,
Professor Dr. Goebel, Harzburg,
General d. Art. a. D. Grimme, Berlin,
Vizeadmiral a. D. Dr. h. c. Groos, Berlin,
Dozent Oberstlt. Dr. Hesse, Potsdam,
Oberstleutnant a. D. Justrow, Berlin,
Generalleutnant a. D. Kabisch, Stuttgart,
Dr. E. Kessel, Berlin,
Oberst Dr. Knauß, Greifswald,
Gen. d. Art. a. D. Krafft v. Dellmensingen, München,
Generalleutnant a. D. v. Metzsch, Berlin,
Prof. Dr. A. O. Meyer, Berlin,
Oberstudiendirektor Dr. Mühle, Dresden,
Oberregierungsrat Dr. Mühlmann, Potsdam,
Oberstarbeitsführer Müller-Brandenburg, Berlin,
Oberstleutnant a. D. Müller-Loebnitz, Berlin,
Professor Oberst Dr. v. Niedermayer, Berlin,
Oberst Dr. Nuber, Berlin,
Dr. P. Ostbold, Berlin,
Oberregierungsrat Dr. Pantlen, Stuttgart,
Generalmaj. a. D. A. v. Pitreich, Wien,
Admiral z. V. Prentzel, Berlin,
Generalleutnant Dr. h. c. v. Rabenau, Potsdam,
Oberkriegsgerichtsrat Rittau, Breslau,
Oberstleutnant a. D. Direktor v. Schäfer, Potsdam,
Major W. Schenk, München,
Dozent Major a. D. Dr. Schering, Berlin,
Staatsminister Professor Dr. Schmitthenner, Heidelberg,
Oberst a. D. Dr. h. c. Schwertfeger, Hannover,
Oberreg.-Rat Dr. Simoneit, Berlin
Professor Dr. Spranger, Berlin,
Generalmajor a. D. v. Tempelhoff, Berlin,
Generalmaj. a. D. Wagner, Königsbrück,
Kapitän z. S. a. D. v. Waldeyer-Hartz, Hannover,
General d. Infanterie Werth, Budapest,
General d. Inf. a. D. Wetzell, Berlin,
Professor Dr. F. Wirth, Berlin,
Oberst z. V. Ritter von Xylander, Berlin.

Briefe redaktionellen Inhalts und Manuskripte sind zu senden an den Hauptschriftleiter i. N.:
Karl Linnebach, Potsdam, Burggrafenstraße 28.
Besprechungsstücke von Neuerscheinungen sind zu senden an die Deutsche Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften, Berlin W 35, Matthäikirchplatz 12 III.
Zur Beantwortung von Anfragen und Rücksendung von Manuskripten ist Rückporto beizufügen.

Die unter dem Ehrenpräsidium des Reichsstatthalters General d. Inf. Ritter von Epp stehende und von General der Flieger von Cochenhausen geleitete

Deutsche Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften,

deren Organ „Wissen und Wehr" ist, hat es sich zur Aufgabe gemacht, das wehrpolitische Verständnis und das Interesse an den Wehrwissenschaften zu fördern. Anträge zum Beitritt sind zu richten an das Generalsekretariat Berlin W 35, Matthäikirchplatz 12 III. Fernsprecher: über O. K. W. 21 81 91.

Beilagen: *Der Gesamtauflage dieser Ausgabe liegt ein Lotterie-Prospekt der „Staatlichen Lotterie-Einnahme V. Leszel, Berlin W 9," und eine Ankündigung des „J. F. Lehmann's Verlag, München 2 SW", sowie des Verlages „Scientia A. G. ,Zürich VIII", bei.*

Digitized by Google

Digitized by Google

Foto: Hoffmann, Berlin

Digitized by Google

Viertes Heft Jahrgang 1939

Wissen und Wehr

MONATSHEFTE

In sämtlichen Aufsätzen handelt es sich um die privaten Ansichten einzelner Persönlichkeiten, keinesfalls um die Anschauungen maßgebender militärischer Dienststellen.

Dem Führer

zum 50. Geburtstage.

Die „Deutsche Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften" bringt dem Führer und Reichskanzler am 20. April in besonderer Verehrung und Dankbarkeit ihre aus heißem Herzen kommenden Glückwünsche dar. Hat doch das, was der Führer seit der Machtübernahme auf dem Gebiete der inneren und äußeren Wehrpolitik geschaffen hat, die kühnsten Hoffnungen, die die ersten Vorkämpfer unseres Kreises vor zehn Jahren hegten, bei weitem übertroffen.

Der Führer hat unser Volk zu einem starken Machtinstrument geeint, das in allen seinen Teilen von der gleichen nationalsozialistischen Weltanschauung durchdrungen ist. Der Führer hat diesem Volke in wenigen Jahren eine Wehrmacht wiedergegeben, die aufgebaut ist auf Scharnhorsts großer Idee der allgemeinen Wehrpflicht und nach Zahl, Ausrüstung und Ausbildung voll auf der Höhe steht. Der Führer hat alsdann unsere Außenpolitik mit Weisheit und Zielsicherheit so geführt, daß wir aus eigener Kraft ein noch nie dagewesenes Maß an wehrpolitischer Sicherheit gewonnen haben. Der Austritt aus dem uns seit Jahren entrechtenden Völkerbunde, die Wiedergewinnung unserer Wehrhoheit in den Westgebieten, die Befreiung

Digitized by Google

des Saarlandes waren der erste Auftakt. Die Rückgliederung unserer deutschen Stammesbrüder in der Ostmark und im Sudetenland war das große Werk des vorigen Jahres. Die Abrundung des deutschen Wehr- und Wirtschaftsraumes im Südosten durch Errichtung des Reichsprotektorats über Böhmen und Mähren war schließlich die Krönung des Werkes. Sie hatte die Heimkehr des uns entrissenen Memellandes unmittelbar im Gefolge.

Wohl der Verblendetste ist durch diese gewaltigen Erfolge weniger Jahre zum wehrpolitischen Verständnis hingeführt worden, zu jener dem deutschen Volke durch Jahrhunderte versagt gebliebenen Erkenntnis, daß nur der Zusammenschluß aller, nur ein scharf gehaltenes Schwert die Voraussetzung zu einem Leben in Freiheit schaffen kann. Völlig unangefochten werden wir dabei nie sein. Das Leben ist Kampf. Und gerade das deutsche Volk kann sich glücklich preisen, wenn es einen harten Kämpfer an seiner Spitze hat.

Der Führer hat seine Erfolge nicht erreichen können durch den Einsatz überlegener Machtmittel. Wie Friedrich der Große hat er seine Siege in erster Linie mit seinem wehrpolitischen Überblick und seinem starken Herzen errungen. Er sieht die Probleme nicht einseitig politisch, nicht einseitig militärisch. Er hat — wie einst der Große König — den Blick für die „Totalität der Dinge". Wie bei jenem entspringen die Entschlüsse immer einem harten Ringen in der eigenen Brust. Wie jener ist er von der Erkenntnis durchdrungen, daß wirklich große Erfolge immer nur mit großen Gefahren erreicht werden können, daß man diesen Gefahren mannhaft ins Auge sehen muß, daß man stärkere Nerven haben muß als der Gegner.

Graf Schlieffen kam einst in seiner Studie über Friedrich den Großen zu dem Schlusse: „Seine Verbündeten waren Tapferkeit und Ausdauer." Wir, die wir das große Geschehen unserer Tage miterlebten, sind dankbaren Herzens durchdrungen von der Überzeugung, daß dieses Wort heute auf niemanden mit größerer Berechtigung angewendet werden kann als auf unseren Führer.

Digitized by Google

Das Bild des modernen Feldherrn.

Ein Wort der Abwehr und Verständigung.

Von Wolfgang Foerster.

General der Infanterie a. D. Wetzell hat im „Militär-Wochenblatt" in einer Reihe von Aufsätzen (Nr. 34, 35, 36) zu Ausführungen Stellung genommen, die ich in der Einleitung für das kürzlich von der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften herausgegebene Sammelwerk „Heerführer des Weltkrieges" unter der Überschrift „Das Bild des modernen Feldherrn" gemacht hatte. Er glaubt den von mir vertretenen Anschauungen auf Grund seiner Kriegserfahrungen und kriegswissenschaftlichen Studien teilweise nicht beipflichten zu können. Da hier an eines der wichtigsten, wenn nicht an das Zentralproblem moderner Kriegführung gerührt wird, halte ich sachliche Klärung durch Auseinandersetzung über die von Wetzell und von mir behandelten Fragen für wünschenswert und nützlich. Dabei darf freilich nicht übersehen werden, daß es sich bei dieser Auseinandersetzung nur um einzelne Züge, nicht um das ganze von mir skizzierte Bild des modernen Feldherrn handeln kann.

Ich gehe in meinem Aufsatz davon aus, daß in der geschichtlichen Entwicklung des Feldherrntums Epochen erkennbar sind, deren Träger sich von denen anderer Epochen typisch unterscheiden. Die Unterschiede sehe ich zwar nicht vollständig und ausschließlich, aber doch zum großen Teil in der umwälzenden Wirkung technischer Fortschritte: Herstellung neuer wirksamerer Waffen, Verbesserungen der Verkehrs- und Verständigungsmöglichkeiten, organisatorische Kombination neuer Kriegsmittel. Die „moderne Periode des Feldherrntums" begrenze ich nach rückwärts mit dem Abtreten Napoleons von der Bühne des Kriegsgeschehens und begründe dies damit, daß das Hereinbrechen einer Fülle technischer Neuerungen in der nachnapoleonischen Zeit die Bedingungen und Möglichkeiten der Heerführung in hohem, geradezu umwälzendem Maße beeinflußt hat, so daß man sagen darf: das moderne Feldherrntum hat mit einer technischen Revolution begonnen.

Wetzell meint demgegenüber, daß die moderne Periode des Feldherrntums schon mit Napoleon als dem Schöpfer des modernen großen Krieges begonnen habe. Auch sei die Entwicklung der Technik nach seiner Zeit nicht umstürzlerisch, sondern in den Formen einer ganz allmählichen „Evolution" vor sich gegangen. Ich will nicht um die Worte „Revolution" oder „Evolution" streiten, aber darüber kann kein Zweifel sein: Das im Vergleich zu früheren Zeiten ungewöhnlich schnelle Fortschreiten der Technik in der nachnapoleonischen Zeit bedeutet einen tiefen Einschnitt in der

Digitized by Google

weltgeschichtlichen Entwicklung. Von den zwanziger und dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts beginnt ein „Zeitalter der Erfindungen". Daß es seine weit zurückreichenden Wurzeln hat, ändert nichts an der Tatsache des plötzlichen Auftauchens einer Fülle von Neuerungen, die das Leben in Frieden und Krieg grundlegend beeinflußt haben. Die damals in rascher Folge beginnenden technischen Fortschritte (Eisenbahn, Telegraph, verbesserte und neue Feuerwaffen) haben die Bedingungen und Möglichkeiten der Heerführung so wesentlich gewandelt, daß man mit vollem Recht von einer „neuen Periode" sprechen kann. Ich berufe mich dafür auf das Zeugnis des Feldherrn, der diesen Wandel als erster erkannt und ausgenutzt hat, auf Moltke selbst. In seiner „Instruktion für die höheren Truppenführer" 1869 hat er, wie ich in meinem Aufsatze anführte, ausdrücklich festgestellt: „Das Fortschreiten der Technik, erleichterte Kommunikationen, neue Bewaffnung, kurz völlig veränderte Umstände lassen die Mittel, durch welche früher der Sieg errungen wurde, und selbst die von den größten Feldherren aufgestellten Regeln vielfach als unanwendbar für die Gegenwart erscheinen." Moltke hat diesen Satz auch in der Neufassung seiner Instruktion von 1885 beibehalten — gewiß ein Beweis, daß er ihm bleibende Geltung beimaß.

Wetzell gibt zu, daß Moltkes Ausspruch „an sich richtig" sei. Er sucht ihn aber durch den Hinweis zu entwerten, daß Moltke doch in der Praxis „die napoleonischen Regeln sinngemäß verfolgt" habe. Das ist kein Gegenbeweis. Denn Moltke hat bei seinem Ausspruch sicher nichts ferner gelegen, als alle von den großen Feldherren früherer Zeiten aufgestellten Regeln in Bausch und Bogen abzulehnen. Er bezeichnet sie nur „vielfach als unanwendbar für die Gegenwart". Ihm folgend hatte ich den Schluß gezogen, „daß man auf die Lehren, d. h. auf das rein führerisch-militärische, das operative Denken früherer Zeiten nur noch mit Vorbehalt zurückgreifen" könne.

Zum Beweise dafür, wie Moltke als erster es verstanden hat, aus den Eisenbahnen als einem neuen, die Kriegführung grundlegend verändernden technischen Hilfsmittel für die Heerführung Nutzen zu ziehen, sei ein Wort Schlieffens[1]) angeführt. Er sagt von Moltke: „Er war freilich nicht der erste, welcher auf den Einfall gekommen ist, Truppen mittels der Eisenbahn schnell von einem Ort zum anderen zu versetzen, aber er war der erste, der vorausschauend und überlegend seine Armeekorps auf verschiedenen Linien und von verschiedenen Seiten so vorführte, daß sie von dort, wo sie die Bahn verließen, fast von selbst den Weg zur Vereinigung und stets auf das Schlachtfeld finden mußten. Er ist der erste, der einen planmäßigen, zielbewußten Eisenbahnaufmarsch ausgeführt hat." Und Schlieffen sagt dann weiter von Moltke und dessen engsten Mitarbeitern, daß

[1]) Graf Schlieffen, Gesammelte Schriften, Bd. II, S. 438.

Digitized by Google

durch ihre Arbeit „die Eisenbahnen zu einem Kriegswerkzeug geworden sind, ohne welches die großen Armeen der Gegenwart weder aufgestellt, noch zusammengebracht, nach vorwärts geführt, noch erhalten werden können. — Seit 1866, vollends seit 1870 befinden wir uns somit in einer neuen Periode der Kriegführung."

Wie hoch Moltke selbst neben der Eisenbahn den Telegraphen für die strategische Führung bewertet hat, erhellt aus nachfolgenden Sätzen seiner „Instruktion für die höheren Truppenführer" (1869): „Was die Eisenbahnen für den Transport und die Bewegung tun, das leisten die Telegraphen für Mitteilung und Verständigung. Sie ermöglichen es, getrennte Heeresabteilungen nach demselben Willen zu gemeinsamen Zielen zu leiten und die Zustände auf weit auseinanderliegenden Kriegsschauplätzen fast gleichzeitig zu übersehen, was in älteren Feldzügen geradezu undenkbar war[2])."

Dank diesen technischen Errungenschaften kennzeichnete sich die neue Periode der Kriegführung auf strategischem Felde durch das grundsätzliche Streben nach einheitlichem Zusammenwirken getrennter Heereskörper zum Zweck der Schlachtentscheidung. Moltke sah bereits vor 1866 in der „Anordnung getrennter Märsche unter Berücksichtigung rechtzeitiger Versammlung das Wesen der Strategie". Das hatten freilich auch schon vor ihm Napoleon und dessen Gegner, vor allen Scharnhorst erkannt. Aber „der Gedanke, daß es nicht auf das Zusammensein, sondern auf das Zusammenwirken der Heeresmassen im Kriege ankäme", ist — wie General Erfurth noch jüngst ausgeführt hat[3]) — „erst in der Strategie Moltkes zu voller Klarheit gelangt". Als Höchstleistung galt diesem dabei das konzentrische Zusammenhandeln von zunächst absichtlich getrennt gehaltenen Armeen in der Schlacht gleichzeitig gegen Front und Flanke des Feindes, wie es bei Königgrätz geschah. So schrieb er nach dem Feldzug von 1866 in der „Instruktion für die höheren Truppenführer" (1869): „Wenn am Schlachttage die Streitkräfte von getrennten Punkten aus gegen das Schlachtfeld selbst konzentriert werden können, wenn die Operationen also derartig geleitet wurden, daß von verschiedenen Seiten aus ein letzter, kurzer Marsch gleichzeitig gegen Front und Flanke des Gegners führt, hat die Strategie das Beste geleistet, was sie zu erreichen vermag, und große Resultate müssen die Folge sein." Moltke hat sich zu diesem Satze nicht etwa nur unter der Einwirkung des großen Erfolges von Königgrätz, sondern auch noch nach dem Feldzuge von 1870/71 bis an sein Lebensende bekannt. Das zeigt die Tatsache, daß er den Satz — mit den Schlußworten im Sperrdruck — auch in der Neufassung seiner Instruktion 1885 bei-

[2]) Sperrung von mir.

[3]) Militärwissenschaftliche Rundschau, 1939, 1. Heft. Generalleutnant Erfurth, Das Zusammenwirken getrennter Heeresteile.

Digitized by Google

behalten hat. Sinngemäß heißt es in einem von ihm 1881 niedergeschriebenen Bericht[4]) über die Schlacht von Königgrätz: „Die Vereinigung von zwei bis dahin gesonderten Armeen auf dem Schlachtfelde selbst halte ich für das Höchste, was strategische Führung zu erreichen vermag." Nicht nur bei Königgrätz, auch zu Beginn des Feldzuges von 1870 hat Moltke bei der von ihm geplanten Entscheidungsschlacht an der Saar dieses hohe Ziel vorgeschwebt. Wetzell selbst erwähnt „Moltkes ursprünglichen Gedanken des Zusammenwirkens der drei nebeneinander aufmarschierten Armeen, von denen die 2. von der 3. durch die Vogesen getrennt war". Er fügt hinzu, daß dieser Gedanke nur durch Fehler der Unterführer unmöglich gemacht wurde.

Ich stimme Wetzell durchaus zu, daß die Königgrätz-Lösung nicht den „Inhalt des genialen Feldherrntums Moltkes" ausmacht und daß sich seine „Heerführung nicht einseitig auf eine bevorzugte Aufmarsch-Grundform festlegen" läßt. Das habe ich aber auch mit keinem Worte in meinem Aufsatz behauptet, sondern nur Moltkes eigenen Worten entsprechend und offenbar ganz in Übereinstimmung mit Wetzell die bei Königgrätz geglückte, an der Saar mißglückte Lösung als die „*strategisch geplante Idealschlacht*" bezeichnet. Ich unterscheide mich von Wetzell nur darin, daß ich in dem operativen Verfahren Napoleons das grundsätzliche Streben nach einer solchen „strategisch geplanten Idealschlacht" nicht finden kann, auch nicht in dem operativen Verfahren seiner Gegner. Ich habe ausdrücklich zugegeben, daß „manche Schlachtanlagen der vormoltkeschen Zeit die Absicht des Zusammenhandelns getrennter Heereskörper aus verschiedenen Richtungen erkennen oder ahnen" lassen[5]). Wo, wie bei Leipzig und Waterloo, dieses Zusammenhandeln der Gegner Napoleons auf dem Schlachtfeld zustande gekommen ist, geschah es aber nicht auf Grund strategischer Planung, denn es war technisch nahezu unmöglich, „getrennte Heeresabteilungen nach demselben Willen zu gemeinsamen Zielen zu leiten". Vielmehr erfolgte es im Verlauf ursprünglich anders gedachter Operationen „durch das erleuchtete Eingreifen des Führers eines der getrennten Heeresteile" (sowohl bei Leipzig wie bei Waterloo durch Blücher—Gneisenau).

Ich hatte ferner zum Beweis für den Einfluß der technischen Fortschritte des 19. Jahrhunderts auf die Eigenart des Handelns des modernen Feldherrn seine *Arbeit im Frieden*, insbesondere die Aufmarsch-

[4]) Helmuth von Moltkes Briefe an seine Braut und Frau, Band 2, Seite 322. Der Bericht war für Heinrich von Treitschke verfaßt und ist von diesem nach Moltkes Tode veröffentlicht worden.

[5]) Auch General Erfurth kommt in seinem oben erwähnten Aufsatz zu der Feststellung: „Wenn im Zeitalter Napoleons Operationen mit getrennten Heeren stattgefunden haben, ist solche Operationsweise immer nur als ‚notwendiges Übel' angesehen worden."

Digitized by Google

vorbereitungen, erwähnt und dabei den bekannten Moltkeschen Satz angeführt: „Fehler in der ursprünglichen Versammlung der Heere sind im ganzen Verlauf der Feldzüge kaum wieder gutzumachen." Ich hatte daraus den Schluß gezogen, daß „die den Sieg vorbereitende und herbeiführende Arbeit des Feldherrn noch weiter von der Schlachthandlung abrückt und in eine Zeit vor Beginn der Operationen, meist lange vor Ausbruch des Krieges, verlegt wird". Wetzell meint, daß der Moltkesche Satz „für die 70er Jahre vielleicht noch Geltung habe, nachher bei dem engmaschigeren, vielseitigeren deutschen wie französischen Eisenbahnnetz bestimmt nicht mehr". Dem ist zunächst entgegenzuhalten, daß der Satz noch in die 1911 vom Großen Generalstab herausgegebenen „Kriegslehren" Moltkes aufgenommen, also jedenfalls kurz vor Ausbruch des Weltkrieges von maßgebender Stelle noch als richtig angesehen worden ist. Ich glaube, daß ihm — richtig verstanden — auch heute noch Gültigkeit zukommt. Wetzells Hinweis auf das seit 1871 stark vervollkommnete Eisenbahnnetz, auf die großen Kriegsspiele Schlieffens mit ihrem „Manövrieren mit der Eisenbahn", auf Ludendorffs Anregung, bei künftigen Aufmärschen Kräfte weit rückwärts an geeigneten Eisenbahnpunkten bereitzustellen, um sie gegebenenfalls dorthin zu werfen, wo die Lage (Schwerpunkt) es verlange — all dies beweist meines Erachtens nichts gegen die auch heute noch bestehende Gültigkeit des Moltkeschen Satzes. Denn es handelt sich in Schlieffens Kriegsspielen und Generalstabsreisen bei dem „Manövrieren mit der Eisenbahn" und bei Ludendorffs Anregung nicht um das Wiedergutmachen von „Fehlern in der ursprünglichen Versammlung der Heere", sondern um das rasche Ausnutzen einer veränderten Lage oder, wie ich es ausdrückte, darum, daß der Feldherr bei seiner Friedensarbeit von langer Hand darauf bedacht sein muß, „mit Kriegsbeginn, wenn der selbständige Wille des Feindes ihm entgegentritt, seine in allgemeinen Zügen festgelegten, dabei aber doch biegsam und wendig gehaltenen Pläne in der Absicht weiter auszubauen ... günstige taktische Vorbedingungen der Schlacht operativ herbeizuführen". Aufmarschfehler sind etwas anderes als Aufmarschmaßnahmen, die auf Grund einer veränderten Lage der Abhilfe durch Eisenbahntransporte bedürfen. Einen Fehler in der ursprünglichen Versammlung der Heere, der im Verlauf des Krieges auch durch eine nachfolgende große Eisenbahn-Transportbewegung nicht wieder gutgemacht werden konnte, möchte ich den Aufmarsch fast der Hälfte des österreichisch-ungarischen Heeres an der Balkan-Front zu Beginn des Weltkrieges nennen. Einen ähnlichen Fehler erblickt Wetzell selbst — wie seine Schrift „Der Bündniskrieg" und zahlreiche hinterher von ihm veröffentlichte Aufsätze zeigen — in der zu Kriegsbeginn 1914 von deutscher Seite getroffenen Verteilung der Kräfte im Aufmarsch auf dem westlichen und östlichen Kriegsschauplatz. Ich führe das an, ohne damit

Digitized by Google

sagen zu wollen, daß ich seiner Beurteilung darin beipflichte. Um so rückhaltloser bekenne ich mich andererseits zu seiner Ansicht, daß das „Wesentlichste des Feldherrntums" nicht im „Planen" vor Kriegsausbruch, sondern im „Handeln" nach Kriegsausbruch liegt. Gegen diesen Gedanken in meinen Ausführungen an irgendeiner Stelle verstoßen zu haben, kann ich aber auch heute nicht finden.

Nun zur Frage der Schlachtleitung durch Napoleon und Moltke. Ich hatte Napoleon wie Friedrich den Großen als typische Figuren für das Bild „des die Schlacht von einem geeigneten Aussichtspunkt leitenden Feldherrn" in Anspruch genommen und in bezug auf Napoleon dessen Grundsatz angeführt: „On s'engage partout, puis on voit." Wetzell meint, daß ich damit „das Bild napoleonischen Feldherrntums" keineswegs erschöpfend gezeichnet hätte. Sicherlich nicht, das habe ich aber auch gar nicht gewollt, sondern mit dem Hinweis auf den Feldherrnhügel und den angeführten Führungsgrundsatz nur die für die persönliche und unmittelbare Schlachtleitung Napoleons charakteristische Handlungsweise betont. Ich kann mir nicht denken, daß Wetzell darüber anders denkt, wie andererseits ich allen seinen Ausführungen über die Art, in der Napoleon seine Operationen leitete, durchaus zustimme. Nur gehen diese seine Ausführungen an dem von mir Gesagten vorbei.

In bezug auf Moltkes Schlachtleitung weiche ich aber stark von Wetzells Auffassung ab. Ich schreibe über den modernen Feldherrn: „Mit dem Augenblicke, wo der Ansatz zur Schlacht in dem von Moltke als Ideal bezeichneten Sinn erreicht ist, hat der Feldherr seine Hauptarbeit getan. Er tritt zwar nicht völlig von der Leitung des eigentlichen Kampfes zurück, aber im Vergleich mit seiner vorangegangenen Leistung als Träger des strategischen Zentralwillens bleibt das, was er jetzt noch tun kann, gering. Der Schwerpunkt seines Wollens bleibt nach wie vor die Schlacht, der seines Handelns liegt vorher." In diesem Sinn habe ich Moltkes Wollen und Handeln vor und bei Königgrätz zusammenfassend dahin beurteilt, daß seine schlachtentscheidende Feldherrntat in dem in der Nacht vom 2. zum 3. Juli an den preußischen Kronprinzen gesandten Befehle zum Marsch aufs Schlachtfeld lag. Wenn er dann am nächsten Tage an der Seite seines Königs noch auf dem Schlachtfeld selbst erschien, wie auch später im Feldzug 1870 bei Gravelotte und Sedan, so „beruhte das neben einer begreiflichen Konzession an das traditionsgeheiligte Bild der Vergangenheit auf einem technischen Mangel, der seitdem behoben ist. Denn noch waren die Mittel der Verständigung unvollkommen".

Hiergegen erhebt Wetzell Einspruch. Er schreibt: „Daß der Feldherr Moltke stets der Schlachtentscheidung nahe war, ja die Schlacht sogar wie bei Königgrätz, Gravelotte, Sedan durch direkte Befehlseingriffe leitete, dürfte wohl auf einer anderen Grundlage als dem »traditionsgeheiligten

Digitized by Google

Bild« beruhen. Er kannte die Kriegsgeschichte und hatte gerade 1866 genügend Erfahrungen vor Königgrätz gemacht. Deshalb blieb er nicht weit hinten am Schreibtisch, sondern soweit vorn, daß er die Dinge nach eigenem Urteil übersah und wo nötig, persönlich tatkräftig eingreifen konnte.... Moltke ist nicht nur der Mann, der die vorhergehende Operation denkt, sondern gleichzeitig auch — das ist seine ganz besondere Größe — der Schlachtenlenker: Königgrätz, Metz, Sedan." Auf die hier angeschnittene Frage des „Feldherrn am Schreibtisch" gehe ich später ein. An dieser Stelle handelt es sich nur um Moltkes Tätigkeit als „Schlachtenlenker" bei Königgrätz, Metz und Sedan. Ich behaupte, daß er in Wirklichkeit bei allen drei Gelegenheiten, von gewissen Eingriffen in Einzelheiten abgesehen, mehr oder weniger Zuschauer gewesen ist und auch Zuschauer sein durfte.

In der Schlacht von Königgrätz sagte er gegen Mittag, ohne daß es bis dahin nötig gewesen war, einen einzigen Befehl zu geben oder zu erwirken, zu seinem besorgten König: „Euer Majestät gewinnen heute nicht nur die Schlacht, sondern den Feldzug." So sicher war er von der Wirkung seiner vorher geleisteten Arbeit als Träger des strategischen Zentralwillens überzeugt. Was seinen bekannten Eingriff in die Gefechtsführung des Prinzen Friedrich Karl betrifft bezüglich des Einsatzes der Armeereserve der 1. Armee um die Mittagszeit, so hat er später selbst darüber geurteilt: „Die frühe Verwendung der Armeereserve am 3. Juli 1866 ist vor ihrer Ausführung gar nicht zur Kenntnis des Chefs des Generalstabes gelangt, der freilich nach dem Walde von Sadowa vorgeritten war, wo er nicht hingehörte. Er konnte nur noch das schon befohlene Hervorbrechen der Division Manstein aus dem Walde verhindern." Der einzige schriftliche Befehl, den Moltke während der Schlacht erlassen hat, war der um 1^{45} Uhr nachmittags an die Elb-Armee gerichtete, in dem diese auf die Wichtigkeit ihres Vorrückens hingewiesen wurde. Der Befehl hat die von Moltke beabsichtigte Wirkung nicht gehabt[6]). Daß am Abend der Schlacht keine wirksame Verfolgung seitens der Heeresleitung befohlen worden ist, erklärt eine kriegsgeschichtliche Einzelschrift des Großen Generalstabes damit, „daß die Größe des Sieges nach der Schlacht auch von Moltke nicht in vollem Umfang erkannt wurde[7])".

Was die drei Schlachten um Metz im August 1870 anlangt, so hat Moltke den beiden ersten am 14. und 16. August nicht beigewohnt. Ich halte es für eine leicht mißzuverstehende Wendung, wenn Wetzell Moltke „am 15. August in napoleonischer Art auf das Schlachtfeld von Colombey voreilen" läßt. Die Schlacht hatte tags zuvor stattgefunden. Den von

[6]) Heft 36 der vom Großen Generalstab herausgegebenen kriegsgeschichtlichen Einzelschriften, S. 76.

[7]) Ebendort, S. 76.

Digitized by Google

Wetzell mit Recht als „klassisch“ gerühmten Heeresbefehl vom Mittag des 17. August, der allen Möglichkeiten Rechnung tragend den Vormarsch der 2. Armee in Staffeln vom linken Flügel anordnete, hat Moltke nicht erlassen, nachdem er sich, wie Wetzell sagt, bei der 2. Armee „Klarheit verschafft“ hatte, sondern in völliger Ungewißheit über die Lage beim Feinde, die er trotz seiner Anwesenheit auf dem Schlachtfelde des vorangegangenen Tages und trotz eingehender Aussprachen mit seinen Unterführern nicht hatte beheben können. Auch hier ist es wieder die vor der Entscheidungsschlacht geleistete Arbeit des Feldherrn, die den Sieg ermöglichte und sicherstellte. Hinter ihr tritt seine Tätigkeit in der Schlacht selbst am 18. August (Gravelotte — St. Privat) zurück. Nach dem wohlabgewogenen, auf sorgfältige Forschungen begründeten Urteil, das in der bekannten Studie des Generalstabs[8]) niedergelegt ist, spielte die Heeresleitung an diesem Tage „die Rolle des Zuschauers[9]), dessen Einwirkung der Gang der Ereignisse entzogen war, obwohl es nicht an Versuchen fehlte, die Zügelführung aufzunehmen“. Bekannt ist ja auch Moltkes Selbstkritik in der Frage des abendlichen Einsatzes des pommerschen Armeekorps bei der 1. Armee: „Es wäre besser gewesen, wenn der zur Stelle anwesende Chef des Generalstabs der Armee dieses Vorgehen in so später Abendstunde nicht gewährt hätte.“ Und Sedan? Über diese Schlacht sagt die genannte Studie des Generalstabes, daß „ihre Durchführung sich in so vollkommener Weise aus den vorangegangenen Operationen ergab[9]), daß es während der Schlacht nicht eines Befehls an die Armee-Oberkommandos bedurfte, um die Einheitlichkeit der Handlung zu wahren“. Ich darf es dem Urteil des Lesers überlassen, ob das von mir skizzierte Bild Moltkescher Führungskunst der Wirklichkeit mehr entspricht als die Wetzellsche Deutung seiner Schlachtleitung.

Moltke selbst hat aus seinen in den Schlachten zweier Kriege gemachten Erfahrungen eine bedeutsame Lehre gezogen, die er in der Neufassung der „Instruktion für die höheren Truppenführer“ 1885 mit den Worten festgelegt hat: „In großen Verhältnissen wird es meist wenig nützen, wenn der Feldherr einen Teil der Schlachtlinie übersieht. Er muß doch auf Grund von Meldungen handeln und wird oft ein klareres Bild der Sachlage haben, wenn er seine Kenntnis von allen Teilen in gleicher Weise erhält. Er kann dann auch fern von dem verwirrenden Eindruck des Kampfes[9]) ruhiger seine Entschließungen fassen. Alle Führer bedürfen aber ihrer vollen Geistesruhe und körperlichen Kraft bis über die endliche Entscheidung hinaus und haben also alle Ursache, sparsam damit umzugehen.“ Ich habe diese Sätze einen gedanklichen Vorläufer des

[8]) Der 18. August 1870, S. 580.
[9]) Sperrungen von mir.

Digitized by Google

bekannten bildhaften Schlieffen-Wortes vom „modernen Alexander im bequemen Stuhl" genannt.

Und damit komme ich zu dem von mir skizzierten Bild des Feldherrn des Weltkrieges, bei dem mir in erster Linie Ludendorff vorschwebt. Ich bin mir wohl bewußt, was es bedeutet, wenn gegen dieses Bild eine Persönlichkeit wie Wetzell, der zwei Jahre lang auf operativem Gebiet der erste Gehilfe des großen Feldherrn war, scharfen Einspruch erhebt. Und doch vermag ich an meinem Bilde Korrekturen nicht vorzunehmen; ich glaube, daß es sich bei diesen Einwänden im Grunde nur um Mißverständnisse und irrtümliche Auslegungen handelt. Wetzell sieht in meinen Ausführungen das Bild „jenes frontfremden und einsamen gelehrten Denkers am Schreibtisch, vor dem uns eine gesunde Kriegsauffassung für immer behüten möge". Dabei werden mir freilich an mehreren Stellen Ausdrücke in Anführungsstrichen zugeschrieben, die sich in meinem Aufsatz nirgends finden. An keiner Stelle spreche ich von einem „frontfremden" oder „gelehrten" Denker, der nur gestützt auf technische Verständigungsmittel und unter Verzicht auf persönliche Aussprachen mit seinen Unterführern unbeweglich „am Schreibtisch" sitzt und von dort aus die Operationen und Schlachten lenkt. Ich möchte dieser Auslegung zur Klärung von Mißverständnissen zunächst, wenn auch nur auszugsweise, den Wortlaut dessen gegenüberstellen, was ich über Tätigkeit und Wesen des Feldherrn des Weltkrieges geschrieben habe:

„Für uns und wohl noch auf lange hinaus ist der von langer Hand die entscheidende Schlachthandlung — oder deren Vielzahl — vorausschauend organisierende, von zentraler Stelle aus die Bewegungen leitende Stratege das charakteristische Bild des modernen Feldherrn, wie wir es im Weltkrieg eindringlich zu sehen bekommen haben." — — „Der Feldherr begann unsichtbar zu werden. Das Heer sah ihn nicht mehr ... Unzweifelhaft blieb er Soldat ..., aber die soldatische Form, die der moderne Feldherr verkörperte, war offenbar eine ganz andere als die traditionelle, bei der die Dransetzung des eigenen Lebens den charakteristischen, gar nicht fortzudenkenden Zug auch dann noch ausmachte, als der Krieger den Feind nicht mehr sah und das todbringende Geschoß seine persönliche Beziehung verlor. So trat mit dem veränderten Feldherrntypus auch ein anderer Soldatentypus auf, gegen den bis zum heutigen Tage eine deutlich erkennbare und an sich gewiß voll begreifliche Abneigung weiter Kreise besteht. Eine nicht zu leugnende Distanzierung, wofern nicht gar eine Entfremdung von Krieger und Feldherr war die Folge. Die Zentren ihrer Gesichtskreise fielen nicht mehr zusammen. Dem Feldherrn wurde damit eine Last auferlegt, die um so schwerer zu tragen war, je stärker er sich mit der Truppe innerlich verbunden fühlte: er wurde einsam ..." „Technische Fortschritte ermöglichten die Allgegenwärtigkeit eines zentralen Willens in einem zu

Digitized by Google

des älteren Moltke Zeiten noch nicht geahnten Maße ... Gegen Ende des Weltkrieges hin konnte fast jeder Wunsch des leitenden Feldherrn hinsichtlich unmittelbarer Verständigung auf sehr weite Strecken erfüllt werden. Obwohl er das Gefechtsfeld überhaupt nicht mehr betrat, war er durch das photographierende Flugzeug wesentlich schneller und genauer über den Feind, seine Stärke und seinen Verbleib unterrichtet, als es der Feldherr der Einigungskriege Wilhelms I. je hätte sein können. Körperliche Anstrengungen wurden ihm nicht mehr über Gebühr zugemutet. Seine Entschließungen faßte er im warmen, guterleuchteten Zimmer vor dem Kartentisch. Dafür waren die geistigen Anstrengungen gewaltig gewachsen; denn mit der Leichtigkeit der Übermittlung von Befehl und Meldung war auch der Strom der Ein- und Ausgänge gewachsen. Der Feldherr des Weltkrieges war fast pausenlos an sein Arbeitszimmer gebunden. Friedrichs Flöte, Moltkes Whistpartie hatten keinen Platz mehr in seinem Tagewerk. Sein Stab war bedeutend angeschwollen; denn die Masse der verschiedenartigsten Nachrichten und Meldungen, Anfragen und Angebote, die fortwährend einliefen, würden auch den stärksten Kopf erschüttert haben, wenn nicht eine Reihe von Gehilfen und Spezialisten die Kernpunkte herausgeschält hätten, um dem Feldherrn die Arbeit, die auf manchen Gebieten fast wissenschaftlichen Charakter annahm, zu erleichtern, ja zu ermöglichen. Er geriet sonst in Gefahr, der Last der Stubenarbeit zu erliegen. Die Geschäfte, um die es sich dabei handelte, beschränkten sich keineswegs mehr auf die Führung der Operationen ... Der Feldherr war, wenn nicht dem Rechte, so doch den Tatsachen nach Herr geworden über Belange, die dem Kriegsministerium unterstanden ... Es wurden jetzt Urteile und Entscheidungen von ihm verlangt auf technischem, wirtschaftlichem, politischem, erzieherischem Felde, die die Frage entstehen lassen, ob dieses Bild eines Feldherrn, das Ludendorff durch sein eigenes Wirken in der Geschichte zur Anschauung gebracht hat, als eine neue Stufe in der Entwicklung des Bildes oder als eine einmalige Erscheinung zu betrachten ist."

Wie steht es nun mit den Einwänden gegen dieses in kurzen Strichen umrissene Bild? Zunächst „Der einsame Feldherr". Ich berufe mich auf Ludendorff selbst, der in seinem „Totalen Krieg" schreibt: „Der Feldherr ist auf sich allein gestellt. Er ist einsam. Niemand sieht in sein Inneres, mögen auch unter ihm noch so gediegene und kluge Männer wirken." Nichts anderes sage ich mit den Worten: „Der Feldherr mag sich sehr wohl mit Nutzen beraten lassen. Kluge Köpfe gibt es genug, die ihm helfen können, die ganze Breite des Gesichtsfeldes zu durchmustern. Darin liegt noch lange kein schwächliches Anlehnungsbedürfnis oder Unsicherheit ... Aber er muß so geartet sein, daß er um seiner Selbstachtung willen kein fremdes Element in sich duldet."

Digitized by Google

Dann „Der frontfremde Feldherr". Ich spreche von einer „Distanzierung, wofern nicht gar einer Entfremdung von Krieger und Feldherr". Läßt es sich ernstlich bestreiten, daß der Krieger in der Front den Feldherrn des Weltkrieges nicht mehr sah, daß er ihn nicht persönlich kannte, nur noch vom Hörensagen von ihm wußte? Die tiefe und unmittelbare Wechselbeziehung, die in früheren Zeiten den obersten Führer und sein Werkzeug verknüpfte, bestand nicht mehr, konnte nicht mehr bestehen[10]). Es hieße aber diesen Gedanken gründlich mißverstehen, wollte man daraus einen Verzicht des Feldherrn auf den seelischen Kontakt mit der Truppe, auf deren geistige Beeinflussung, auf die Fürsorge für das Wohl und Wehe des Heeres folgern. Auch der unsichtbar und einsam gewordene Feldherr fühlt sich, wie ich schreibe, „innerlich mit der Truppe verbunden". Wie früher, so auch jetzt muß von ihm nach einem Worte Ludendorffs „der Siegeswille ausstrahlen und Heer und Volk durchdringen und sie zu heldischem Handeln führen". Das Ethos des Gedankens, dem einer unserer größten Soldatenerzieher und Truppenbildner, Prinz Friedrich Karl, Ausdruck gegeben hat, indem er dem Soldaten am Tage der Schlacht die begeisterte Frage an seinen Führer in den Mund legte: „Herr, wo befiehlst Du, daß wir sterben sollen?" — das Ethos dieses Gedankens hat Ewigkeitswert. Aber die Mittel und Wege der Einwirkung des Feldherrn auf den Krieger an der Front sind infolge der Distanzierung andere geworden.

„Der gelehrte Feldherr." Mit Gelehrtentum hat die Geistesarbeit des Feldherrn sicherlich nichts gemein, heute so wenig wie früher. Es ist freilich eine Binsenwahrheit, daß Wissen und Kenntnisse zu allen Zeiten die Voraussetzung für Können gewesen sind. Ich schreibe: „Was wir über Friedrich, Napoleon und Moltke wissen, zeigt deutlich, wie stark bei ihnen das Bedürfnis gewesen ist, sich Kenntnisse anzueignen, noch stärker aber, sie zur Erziehung ihres Geistes zu nutzen und in Urteil umzusetzen. — — Kein intuitives Erkennen, keine Berechnung, wie hoch man beides bewerten mag, bringt aber den Entschluß, der die eigentliche Tat des Feldherrn darstellt, zustande ... Die Kraftquelle des echten Entschlusses, der hart, zähe und biegsam zugleich ist, liegt im Überzeugtsein vom eigenen Können, im Glauben an sich selbst." Damit ist die „Gelehrsamkeit" aus der Gedankenwerkstatt des Feldherrn gebannt. Auf Spezialgebieten, wo die Arbeit fast wissenschaftlichen Charakter annimmt — man denke an die Technik, die chemische Kampfführung, den Wetterdienst und vieles andere —, bedient der Feldherr sich des sachverständigen Urteils des Fach-

[10]) Daß ich hier wie überall in meinem Aufsatz nur den obersten Inhaber der Befehlsgewalt, nicht ihm nachgeordnete höhere oder gar niedere Führer im Auge habe, muß ich betonen, da Wetzell in Nr. 37 des „Militär-Wochenblattes" bei Besprechung des Buches „Kriegskunst heute und morgen" das „Feldherrnproblem" in diesem Punkte auf die Führer aller Grade ausdehnt.

Digitized by Google

mannes. Denn er darf sich, wie General Ludwig ausführt[11]), „durch technische Einzelheiten nicht im großen Fluge seiner Gedanken behindern lassen. In einem Kopf aber müssen schließlich die aus dem Rate sachverständiger Spezialisten sich ergebenden Einzelheiten zu einem harmonischen Ganzen zusammengefaßt werden".

Der „Denker am Schreibtisch". So wenig bestritten werden kann, daß sich die geistige Arbeit des modernen Feldherrn zu sehr erheblichen Teilen am Schreibtisch vollzieht, ganz einfach vollziehen muß, so wenig sehe ich damit seine Tätigkeit als erschöpft an. Daß der Feldherr des Weltkrieges mit technischen Verständigungsmitteln allein nicht auskommen konnte, um seinem Führungswillen überall Geltung zu verschaffen, ist eine Selbstverständlichkeit, über die kein Wort zu verlieren ist. Oft genug bedurfte er eingehender Aussprachen Auge in Auge mit Vertretern verbündeter Heeresleitungen und mit Unterführern und verließ dazu auf kürzere oder längere Zeit den Platz am Schreibtisch, den Sitz des eigenen Hauptquartiers. Das gilt für Falkenhayn so gut wie für Ludendorff — leider nicht für den jüngeren Moltke. Diese unerläßliche Beweglichkeit des Feldherrn ändert aber nichts an der Tatsache, daß er seine Entschließungen „im warmen, gut erleuchteten Zimmer vor dem Kartentisch" faßte — nicht im Gelände und nicht auf dem Schlachtfelde! Die einzige Schlacht, die Hindenburg und Ludendorff nicht ausschließlich von ihrem Hauptquartier aus geleitet haben, war Tannenberg. Indessen auch hier lieferte nicht der Aufenthalt und Umblick im Gelände, sondern die Karte die Grundlagen für die wenigen Entschlüsse und Befehle, die außerhalb des Hauptquartiers zustande kamen. Ludendorff hat vom Spätherbst 1914 bis zur Übernahme der Obersten Heeresleitung im August 1916 die Operationen im Osten von Posen, Lötzen und Kowno aus geleitet, also von weit hinter der Front gelegenen Orten. Pleß, Kreuznach und Spa waren dann die Sitze seiner Obersten Heeresleitung. Und auch das für die Offensive 1918 mit Vorbedacht gewählte Avesnes kann man schwerlich als einen Punkt bezeichnen, von dem aus er „eine persönliche allgemeine Kenntnis des wahrscheinlichen Kampfgeländes" gewinnen konnte. Selbst seine bekannte Frontreise vor Beginn der Großen Schlacht in Frankreich führte ihn nicht oder nur ganz im Vorübergehen zur Truppe und ins Gelände, vielmehr in die Arbeitszimmer der Stäbe.

Wetzell läßt bei seinem Vorschlage, wie zu Kriegsbeginn die Operationen an der Westfront hätten geführt werden müssen, um „innerhalb der nächsten acht Tage eine durchgreifende Kriegsentscheidung" zu erzielen, den deutschen Feldherrn für mehrere Tage an verschiedene Stellen zu seinen Unterführern eilen. Als Ort für diese Art des Meinungsaustausches und

[11]) Vergleiche den Aufsatz „Heerestechnik" in dem soeben erschienenen, von General Wetzell herausgegebenen Sammelwerk „Die deutsche Wehrmacht 1914—1939".

Digitized by Google

der Befehlsgebung kommt aber doch auch nach seinem eigenen Vorschlage immer nur das Arbeitszimmer in Frage. Daß dieses nicht stets das gleiche bleibt, daß es gewechselt wird, je nachdem der Feldherr eine Verlegung des Schwerpunktes seiner Operationen ins Auge faßt, versteht sich von selbst und widerspricht in keiner Weise dem Sinn und Wortlaut meiner Ausführungen. Ich glaube wirklich nicht zu weit gegangen zu sein mit dem Satze, daß der Feldherr des Weltkrieges „fast pausenlos an das Arbeitszimmer gebunden" war. Gewiß soll der neuzeitliche Feldherr, wo immer er nur kann, Gelegenheiten zur Ruhe und Entspannung wahrnehmen, — Ludendorff hat das zum Schaden seiner Gesundheit leider nicht getan — aber auch in Zukunft werden solche Gelegenheiten, wenn man die Zeiten Friedrichs oder Moltkes in Vergleich zieht, sich voraussichtlich nur selten und vorübergehend bieten.

Am Schlusse meines Aufsatzes hatte ich die Ansicht vertreten, daß der Feldherr künftig eine andere Stellung innerhalb der Staatsämter einnehmen werde, als es im Weltkrieg auf deutscher Seite der Fall gewesen ist. In diesem Sinne schreibe ich: „Entschied er früher in einziger Instanz über militärische Operationen, so kann er jetzt Befehle dazu erhalten und wird sie ausführen müssen, auch wenn er sich aus rein militärischer Einsicht nicht dazu entschließen würde. So wird der Feldherr mehr oder weniger abhängig von einem höheren Willen."

Wetzell bemerkt dazu: „Diese Auffassung halte ich nicht für aus der Kriegsgeschichte und neuzeitlichen Entwicklung gegeben, noch weniger für richtig, ja sogar für gefährlich. Vergessen wir nicht den Wiener Kriegsrat, Benedek, Mac Mahon, Gambettas Generale, die Dardanellen usw." Auch hier wird der Sinn meiner Worte völlig verkannt. Von einer Einmischung der Staatsleitung in die militärische Führung der Operationen ist nicht die Rede, sondern von der Entscheidung, ob und welche Operationen zu führen oder nicht zu führen sind. Ich halte mich nur an den von Clausewitz ausgesprochenen Grundsatz, daß „der Krieg kein selbständiges Ding ist, sondern die Fortsetzung der Politik mit geänderten Mitteln. Daher sind die Hauptlineamente aller großen Entwürfe größtenteils politischer Natur und immer um so mehr, je mehr sie das Ganze des Krieges und Staates umfassen ... Nach dieser Ansicht kann von einer rein militärischen Beurteilung eines großen strategischen Ganzen sowie von einem rein militärischen Entwurf desselben nicht die Rede sein." Im Weltkrieg ist auf deutscher Seite infolge der unzulänglichen Staatsleitung dieser Grundsatz leider häufig nicht zur Geltung gekommen. Der Feldherr entschied über Operationen in einziger Instanz.

Als Beispiel dafür habe ich die nicht rechtzeitige Inbesitznahme der Ukraine angeführt und darauf hingewiesen, daß eine solche — etwa schon 1916 — die Widerstandskraft der Mittelmächte gegen die Wirkung der

Digitized by Google

Hungerblockade sehr wesentlich gestärkt haben würde. Das steht in Übereinstimmung mit dem amtlichen Kriegswerk, wo gesagt ist[12]), daß die rechtzeitige Inbesitznahme der wirtschaftlichen Kraftquellen des „Landes der schwarzen Erde" und Rumäniens eine für das Durchhaltevermögen des Vierbundes nicht hoch genug zu veranschlagende Hilfe gebracht haben würde. „Sie versprach die Wirkung der Hungerblockade abzuschwächen, vielleicht sogar allmählich wettzumachen." Im weiteren legt dann das Kriegswerk die schwerwiegenden militärischen Gründe klar, die bei der gegen Jahresende 1915 entstandenen Gesamtlage gegen einen Feldzug in die Ukraine sprachen. „Selbst ein Feldherr von ungewöhnlichem Wagemut durfte die Verantwortung dafür schwerlich auf sich nehmen." Ich meine nun nicht, daß trotzdem die Staatsleitung dem Feldherrn in dieser Lage und in diesem Augenblick den Feldzug hätte befehlen sollen, wohl aber, daß sie angesichts der ausschlaggebenden Bedeutung, die der frühzeitigen Inbesitznahme der wirtschaftlichen Kraftquellen der Ukraine[13]) als wirksamster Abwehrmaßnahme gegen die englische Hungerblockade zukam, weitschauend und von langer Hand, also schon im Frühjahr oder Sommer 1915, dieses Ziel als richtungweisend und bindend für die Führung der Gesamtoperationen hätte hinstellen müssen. Diesem Ziel hätte dann die Kriegführung auf den übrigen Kriegsschauplätzen angepaßt und untergeordnet werden müssen. Der Feldherr bedurfte frühzeitig eines solchen Befehls. „Denn unerläßliche Voraussetzung", so urteilt das Kriegswerk, „war, daß dem Angreifer zur Vorbereitung und Führung des Feldzuges lange Zeit zur Verfügung stand." Aufgabe der Staatsleitung wäre es gewesen, diese Voraussetzung durch frühzeitige Kundgebung ihres Willens an die Heeresleitung zu schaffen. Sache des Staatsoberhauptes und Kriegsherrn, der im totalen Kriege in einziger Instanz die alleinige Verantwortung für die Gesamtkriegführung (d. h. die Zusammenfassung aller Teilgebiete) trägt, ist es, nicht nur zu Beginn des Krieges, sondern auch in seinem Verlauf und bis zu seinem Abschluß darüber zu entscheiden, was zur Lebenserhaltung des Volkes auf allen Teilgebieten zu geschehen hat, d. h. auf dem Teilgebiet des Waffenkrieges, welche Operationen zu führen und welche zu unterlassen sind. Er darf dabei, um mit Clausewitz zu reden, von der militärischen Führung nur nichts fordern, was „wider die Natur des Krieges" ist.

Ich bin überzeugt, daß auch Wetzell hierüber nicht anders denkt. Aufs Ganze gesehen habe ich überhaupt den Eindruck, daß ihm im Grunde das gleiche oder doch ein recht ähnliches Bild des modernen Feldherrn vorschwebt wie mir. Wo Unterschiede tatsächlich vorhanden sind, scheinen sie mir mehr geschichtliche Einzelfragen als den Kern des Problems zu betreffen.

[12]) Amtliches Kriegswerk, Band X, S. 668.

[13]) Ich verweise auf meine schon vor Jahren gemachten Ausführungen in dem Buch „Graf Schlieffen und der Weltkrieg", S. 172.

Digitized by Google

Die wirtſchaftliche Mobilmachung der ausländiſchen Flugzeuginduſtrie.*)

Von Dr. Rolf Wagenführ.

Obwohl beinahe 30 Jahre vergangen ſind, ſeitdem ein Flugzeug zum erſtenmal in Kriegshandlungen eingeſetzt wurde — dies geſchah durch Italien im Tripolis-Krieg —, kann man auch heute noch keine Auffaſſung und Lehre vom Luftkrieg als allgemeinanerkannt und ſozuſagen „allgemeingültig" bezeichnen. Noch immer ſchreitet die techniſche Entwicklung raſtlos fort; damit ändern ſich die operativen, taktiſchen und organiſatoriſchen Auffaſſungen. Noch immer ſind auch, wenn man von den Schlachtfeldern in Spanien und China abſieht, mit größeren Verbänden und neuzeitlichen Maſchinen auf einem wirklich modernen Kriegsſchauplatz kaum praktiſche Erfahrungen gemacht worden.

Trotz aller Vorbehalte, die ſo einer „Allgemeinen Lehre vom Luftkrieg" gegenüber zu machen ſind, kann man aber drei Zuſammenhänge wohl doch ſchon als geſichert anſehen:

1. Die Luftwaffe, mit ihrer ſtark konzentrierten materiellen und moraliſchen Kampfkraft, wird gleich zu Kriegsbeginn für kriegswichtige, ja vielleicht kriegsentſcheidende Ziele eingeſetzt werden. Nach Auffaſſung vieler maßgebender Stellen des Auslands ſoll die Luftwaffe „den erſten Stoß" führen.

2. Für den raſchen und tatkräftigen Einſatz iſt eine organiſatoriſch ſtraff zuſammengefaßte Luftwaffe unbedingte Vorausſetzung. In wichtigen Ländern haben ſich daher mehr oder weniger ſelbſtändige Luftarmeen herausgebildet, die eine große Zahl von Piloten und Maſchinen vereinigen.

3. Die Luftwaffe hat bei ihrem Einſatz mit ſtarken Verluſten zu rechnen; die Erſatzanforderungen an Menſchen und Material werden daher laufend ſehr groß ſein.

Aus dieſen drei Grundbedingungen: frühzeitiger Einſatz, maſſenweiſer Einſatz und ſtarker Erſatzbedarf ergeben ſich beſtimmte Folgerungen und Notwendigkeiten militäriſcher Natur. Die genannten Grundbedingungen weiſen aber auch auf beſtimmte Zuſammenhänge wirtſchaftlicher Art hin. Die Luftfahrtinduſtrie eines Landes muß auf die im Ernſtfall auftretenden Maximalanforderungen gerüſtet ſein. Dieſe, wenn man ſo will, „wehrwirt-

*) Vortrag, gehalten in Berlin auf einer gemeinſamen Veranſtaltung der Deutſchen Geſellſchaft für Wehrpolitik und Wehrwiſſenſchaften und der Lilienthal-Geſellſchaft für Luftfahrtforſchung.

Digitized by Google

schaftliche" Seite des Luftkrieges ist in der öffentlichen Diskussion bisher wenig beachtet worden. Sie bildet den Gegenstand der nachstehenden Ausführungen[1]).

Die Luftrüstungen im Frieden und der Kriegsbedarf.

Wir sind gewöhnt, die Luftwaffe und ihre Maschinen — abgesehen von den patriotischen Gefühlen, die uns bei ihrem Anblick beseelen — in der Regel unter militärischen oder technischen oder sportlichen Gesichtspunkten zu betrachten. Versuchen wir nun doch einmal, die wirtschaftliche Seite der modernen Luftwaffen ins Auge zu fassen!

Das erste, was uns dann auffällt, ist wohl die besonders komplizierte Herstellungstechnik des Flugzeugbaus. Flugzeuge bilden in der Exaktheit ihrer Konstruktion, in der Feinheit ihrer Werkstoffe und in der Leistungskraft ihrer Motoren geradezu ein Symbol für die Hochblüte des Maschinenzeitalters. Jedes Flugzeug bindet dafür aber auch einen verhältnismäßig großen Teil der nationalen Arbeit. Dieser Zusammenhang ist es wohl, der zu der häufig geäußerten Meinung geführt hat, die Luftwaffe sei eine „teure" Waffe, sie stelle eine kostspielige Art der Rüstung dar. Einige Beispiele aus dem ausländischen Schrifttum mögen diesen Zusammenhang beleuchten: Nach französischen Angaben kostet dort ein Serienbomber gegenwärtig rd. 3 Millionen Franken, das sind nach unserem Gelde annähernd 300 000 RM. Der spezifische Wert eines Flugzeugmotors, d. h. sein Preis je Kilogramm soll nach polnischen Angaben rund fünfundzwanzigmal so groß sein wie der eines gewöhnlichen Verbrennungsmotors. Nach Äußerungen des britischen Luftfahrtministers setzt sich der Motor eines modernen Bombers aus 11 000 Teilen zusammen; im Flugzeug selbst soll es über 70 000 Einzelteile geben, für die zwischen 6000 und 8000 Zeichnungen erforderlich sind. Ein modernes Kampfflugzeug braucht zu seiner Herstellung nach britischen Angaben zwischen 20 000 und 80 000 Arbeiterstunden, und Rougeron hält für die Aufrechterhaltung eines Bestandes von 10 000 Flugzeugen im Ernstfall eine Zahl von 250 000 Arbeitern in den Flugzeugwerken für notwendig.

Es setzt uns daher auch nicht weiter in Erstaunen, daß die Ausgaben der Welt für Luftrüstungen im Jahre 1938 die stattliche Summe von rund 8 Milliarden Reichsmark erreicht haben. Zum Vergleich halte man sich vor Augen, daß das etwa ebensoviel ist wie die gesamte jährliche Einfuhr Europas

[1]) Eine ausführliche Darstellung findet der Leser in meinem Buch: „Die Flugzeugindustrie der Anderen. Weltkriegserfahrungen. Gegenwärtiger Stand. Wirtschaftliche Mobilmachung" (Sonderheft 46 des Instituts für Konjunkturforschung, herausgegeben von Prof. Dr. Ernst Wagemann. Berlin 1939). Der genannten Veröffentlichung sind mit freundlicher Erlaubnis des Herausgebers auch die im vorliegenden Aufsatz enthaltenen Schaubilder entnommen.

Digitized by Google

an Fertigwaren. Dabei beſagt die Zahl von 8 Mrd. RM für ſich allein noch wenig über die wirtſchaftliche Bedeutung der Luftrüſtungen. Dieſe tritt vielmehr erſt bei einem Vergleich über einen längeren Zeitraum hinweg deutlich hervor. Im Schaubild 1 werden zwei Zuſammenhänge dargeſtellt. Der obere Teil des Bildes zeigt den Anteil, mit dem die Luftrüſtungen an dem geſamten Rüſtungsetat wichtiger Länder beteiligt ſind. Wenn es ſich hier auch nur um eine Teilſtatiſtik, alſo um Schätzungen, handelt, iſt es doch charakteriſtiſch, daß der Anteil der Luftrüſtungen an den geſamten Rüſtungen von knapp 10 v. H. im Jahr 1929 auf über 22 v. H. 1938 gewachſen iſt; die Luftwaffe iſt anteilmäßig alſo immer ſtärker in den Vordergrund getreten. Der untere Teil des erſten Schaubilds vergegenwärtigt demgegenüber die abſolute Entwicklung der Luftrüſtungsausgaben in der Welt, berechnet in Kurſen des Jahres 1928. Erwieſen ſich die Aufwendungen für die Luftwaffen in der Welt während der Jahre 1929 bis 1932 als kriſenfeſt — ſie waren z. B. in allen ſogenannten Kriſenjahren höher als im weltwirtſchaftlich günſtigeren Jahr 1929 —, ſo hat ſich neuerdings eine ſtarke Zunahme durchgeſetzt, die vor allem ſeit 1936 von Jahr zu Jahr ſtürmiſcher wurde. Aus knapp 1½ Mrd. RM Ausgaben für Luftrüſtungen in der Welt, wie ſie noch für 1929 galten, ſind inzwiſchen 8 Milliarden geworden und werden im laufenden Jahr ſicher an die 12 Mrd. RM werden. Das aber bedeutet: Die Luftfahrtinduſtrie der Welt hat Aufträge zu bewältigen, die jährlich eine Größenanordnung von vielleicht 6 Mrd. RM erreichen.

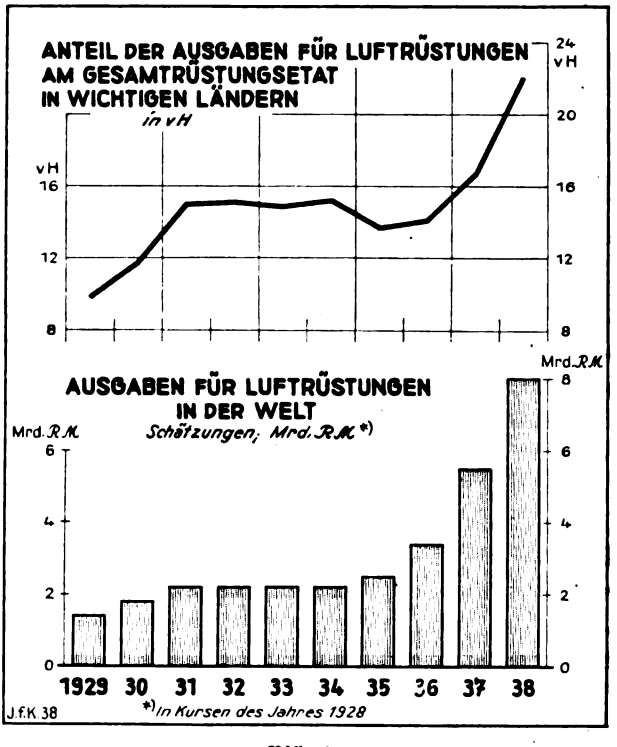


Bild 1.

* * *

Digitized by Google

So eindrucksvoll diese Milliardenziffern zunächst sein mögen — gemessen an dem im Ernstfall auftretenden Bedarf besagen sie doch verhältnismäßig wenig. Denn selbst wenn wir überschlägig rechnen, daß 1937, Zivil- und Kriegsmaschinen zusammengenommen, vielleicht 30 000 Flugzeuge in der Welt gebaut worden sind — was will diese Zahl gegenüber den Anforderungen im Kriege bedeuten? Von welcher Seite her wir auch die Vergleiche anstellen: immer wieder erweist sich die laufende Friedensproduktion als viel zu gering für den Ernstfall.

Das zeigen zunächst schon die vielgelästerten Erfahrungen aus dem Weltkrieg. Gemessen an den in den letzten Kriegsmonaten erreichten Produktionsmengen kommt man z. B. auf folgende Jahresproduktionszahlen:

für Großbritannien auf 36 000 Flugzeuge,
für Frankreich auf 35 000 Flugzeuge.

Jedes dieser beiden Länder hätte also unter den erschwerten Bedingungen des Weltkrieges für sich allein mehr Flugzeuge gebaut als die ganze Welt in dem Jahr der gewaltigen Luftrüstungen 1937!

Die Friedensproduktion an Flugzeugen ist für den Ernstfall vor allem deshalb viel zu gering, weil im Kriege laufend ein großer Teil der Bestände ersetzt werden muß. Die Meinungen der Sachverständigen gehen hier etwas auseinander. Im allgemeinen rechnet man für die Flugzeuge erster Linie aber mit einer Verschleißquote von mindestens 50 v. H. monatlich; die Schätzungen steigen sogar bis zu 100 v. H. monatlich an. Das aber bedeutet: Der Ausgangsbestand, mit dem eine Luftarmee in den Krieg zieht, muß unter den erschwerten Produktionsbedingungen des Krieges binnen Jahresfrist sechsmal bis zwölfmal zur Verfügung gestellt werden!

Schließlich ist noch zu bedenken — dieser Umstand wird in der Öffentlichkeit meist übersehen —, daß ein bestimmter Bestand an Flugzeugen erster Linie das Vielfache für Reserve, Schulung, Versuch usw. zur Voraussetzung hat. Es genügt darauf hinzuweisen, daß Golovine den Gesamtfriedensbestand auf etwa das Dreifache der Flugzeuge erster Linie errechnet; neuere Schätzungen gehen aber schon weit über diese Relation hinaus. Für ein Land wie Großbritannien etwa bedeutet ein Flugzeugbestand erster Linie in Höhe von sagen wir 3500 Flugzeugen demnach einen Gesamtbestand, der in die Zehntausende geht. Berücksichtigt man schließlich noch, daß die Flugformationen im Ernstfall vermehrt werden, so kommen wir zu der Schlußfolgerung: Trotz gewaltig gestiegener Luftrüstungen reicht der gegenwärtig in der Welt erreichte Produktionsstand für den Ernstfall in keiner Weise aus. In der Frage, wie die

Digitized by Google

zwischen Friedensproduktion und Kriegsbedarf klaffende Lücke geschlossen werden kann, liegt die eigentliche Problematik der wehrwirtschaftlichen Vorbereitungsarbeit auf dem Gebiet der Luftfahrtindustrie beschlossen. Zu diesem Problemkreis sind nun einige Bemerkungen zu machen.

Die Formen der wirtschaftlichen Mobilmachung.

Gemessen an der Entwicklung der letzten zwanzig Jahre, haben die einzelnen Großmächte auf ganz verschiedene Weise versucht, sich in der Flugzeugindustrie auf den Ernstfall vorzubereiten. Die Vereinigten Staaten von Amerika hatten während des Weltkrieges besonders

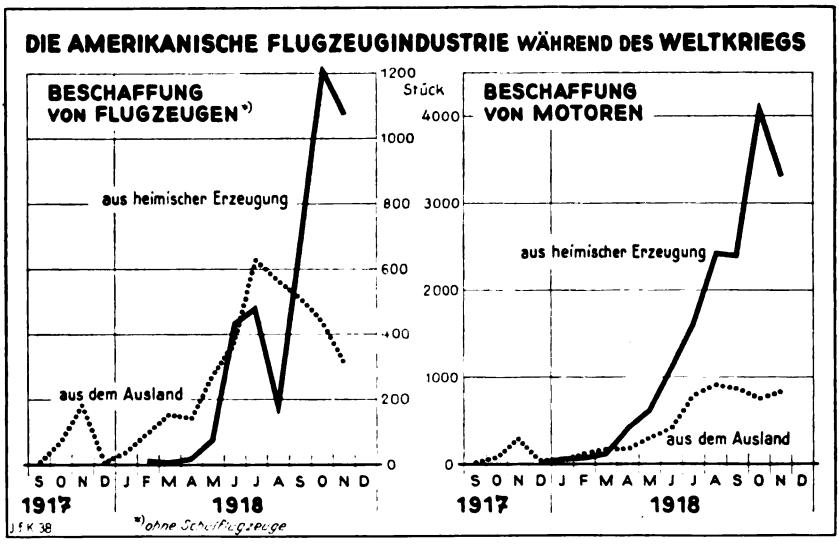


Bild 2.

schmerzlich verspüren müssen, wie schwierig es ist, eine Großproduktion von Flugzeugen aus dem Boden zu stampfen. Das Schaubild 2 legt diese Zusammenhänge klar. Am 6. April 1917 treten die Staaten in den Krieg ein. Noch ein Jahr später, im April 1918, ist die Erzeugung von Kriegsflugzeugen und ebenso von Motoren noch kaum in Gang gekommen. Erst im Herbst 1918 tritt der Ankauf ausländischer Flugzeuge in den Hintergrund, ohne freilich bis Kriegsende völlig zu verschwinden. Nach Kriegsschluß herrschte in den Staaten allgemein die Auffassung vor, es genüge, den Markt für Zivilflugzeuge zu entwickeln; dann wäre eine ständige und doch recht billige Reserve für den Ernstfall stets gegeben. „Aus ökonomischen Gründen", so heißt es in dem 1919 erschienenen Bericht der Aviation Mission, „kann kein Volk in Friedenszeiten hoffen, sich eine Luftwaffe aufrechtzuerhalten, die seinen Verteidigungsnotwendigkeiten entspricht, es sei

Digitized by Google

denn durch Schaffung einer großen Personal-, Material- und Industriereserve mittels Ermutigung des Zivilflugwesens. Die Handels- und Verkehrsluftfahrt muß geschaffen werden, um die finanzielle Last zu tragen."

Nun, die letzten zwanzig Jahre haben gezeigt, daß diese Art des Vorgehens nicht genügt und nicht genügen kann. Trotz der gewaltigen Entwicklung des Luftverkehrs gab es 1937 in den Vereinigten Staaten nur 386 im Luftverkehr tätige Flugzeuge. Der Bestand an Zivilflugzeugen aller Art betrug zwar rund 10 000; von diesen Zivilflugzeugen aber waren die meisten ganz leichte Typen oder so veraltet, daß sie für einen ernsthaften Einsatz gar nicht in Frage kämen! Der Inlandsabsatz der amerikanischen Industrie an Zivilflugzeugen hat im ersten Halbjahr 1938 noch nicht 9 Millionen $ betragen — das ist knapp ein Fünftel des gesamten Absatzwertes der amerikanischen Luftfahrtindustrie. Wenn auch die Entwicklung des Zivilflugwesens militärisch in mancher Hinsicht große Bedeutung hat — man denke an den Ausbau der Bodenorganisation, an die Ausbildung von Piloten usw. —, eines ist doch sicher: als Materialreserve ist es zahlenmäßig unbedeutend und sachlich ungenügend.

Die Amerikaner haben ihren früher eingenommenen Standpunkt daher auch aufgegeben. Bereits in dem Bericht des Baker Board (1934) heißt es: „Die Zahl der Privat- und Verkehrsflugzeuge . . . ist nicht ausreichend, um einen befriedigenden Kern einer Flugzeugindustrie in irgend merkbarem Umfang aufrechtzuerhalten." Vielmehr komme es darauf an, langfristig ausgearbeitete Beschaffungsprogramme durchzuführen, wobei auf Gleichmäßigkeit der Beschäftigung, rechtzeitige Inangriffnahme neuer Typenprogramme, bessere Koordination der Aufträge von Heer und Marine zu achten sei usw. Schaubild 3 zeigt, wie gerade in den letzten Jahren der Lufthaushalt der Vereinigten Staaten ständig vergrößert worden ist. Aus den bescheidenen Anfängen der Nachkriegszeit wächst er in einer doppelten Wellenbewegung empor, die zuerst 1931 und dann wohl 1939/40 einen Höhepunkt erreicht.

Trotz dieser gewaltigen Aufrüstung hält man in den Vereinigten Staaten jedoch noch eine besondere Vorbereitung der Industrie für den Ernstfall für notwendig. Drei Stadien wird die Flugzeugproduktion nach amerikanischer Auffassung im Kriege durchlaufen. Während der ersten Zeitspanne muß auf die Möglichkeiten und Ausrüstungen zurückgegriffen werden, die bei Ausbruch eines Krieges schon vorhanden sind; für den ersten Kriegsstoß ist also die Arbeit entscheidend, die die Luftfahrtindustrie schon im Frieden geleistet hat. In der zweiten sich anschließenden Periode soll die Flugzeugindustrie mit den bereits bestehenden Werken eine stark erhöhte Zahl von Flugzeugen liefern. Die dritte Etappe schließlich wäre dadurch gekennzeichnet, daß auch solche Werke für die Luftrüstung heran-

Digitized by Google

gezogen werden, die bisher noch nicht im Flugzeugbau tätig waren. Wie rasch die einzelnen Etappen durchlaufen werden, hängt von den Gegebenheiten des konkreten Kriegsfalles ab. Um aber für alle Fälle gerüstet zu sein, muß für den raschen Anlauf der zweiten und dritten Etappe bereits im Frieden planmäßig vorgearbeitet werden. Diese Vorbereitungsarbeit schließt eine große Zahl von Einzelmaßnahmen ein. Hier seien als Beispiele genannt: Zuteilung der Kriegsaufträge schon im Frieden, Regelung der Rohstoffverteilung, der Verteilung der Facharbeiter, Anpassung an die Produktionsmöglichkeiten der einzelnen Werke, Ausdehnung der Kapazitäten schon im Frieden durch Aufstellen geeigneter Werkzeugmaschinen, deren Beschaffung zum Teil vom Staat finanziert wird usw. Im einzelnen

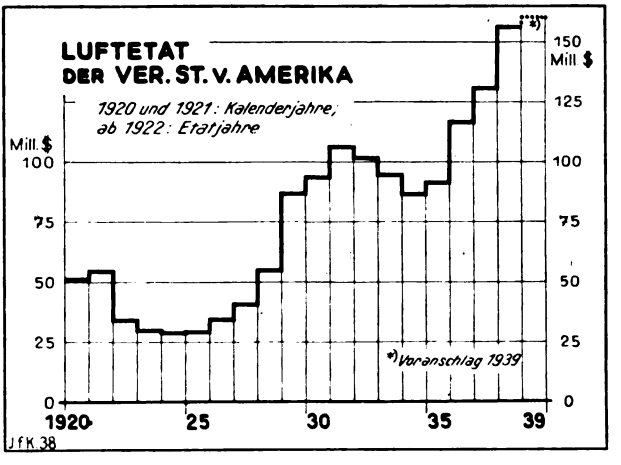


Bild 3.

wird eine Trennung in Experimentier- und Serienfabriken abgelehnt. Um den Produktionsprozeß elastisch zu erhalten und um die Einheit der verantwortlichen Leitung sicherzustellen, sollen vielmehr große Produktionsaggregate angestrebt werden, die „imstande sind, mit einem leeren Blatt Papier und den geeigneten Forschungslaboratorien zu beginnen und von da geradenwegs bis zur Massenproduktion eines Typs . . . fortzuschreiten". Neuerdings bemüht man sich ferner um eine Organisation der Erzeugung nach dem Fließsystem, um Typenbeschränkung, um Schulung zusätzlicher Facharbeiter usw. usw. Auf die Bedeutung der Ausfuhr als Form der industriellen Reservehaltung wird später noch zurückzukommen sein.

* * *

Auch in Großbritannien hat man, ähnlich wie dies in den Vereinigten Staaten von Amerika der Fall gewesen ist, lange Zeit die Luftrüstungen vernachlässigt. Das berühmte Luftrüstungsprogramm,

Digitized by Google

das 1923 verkündet wurde und u. a. 52 Staffeln für die sog. Home Defence Air Force vorsah, wurde in der Durchführung immer wieder verzögert. Ursprünglich sollte es 1929 erfüllt sein, 1926 wurde dieser Zeitpunkt auf 1935 hinausgeschoben und 1930 sogar auf 1938. Es ist hier nicht Zeit, im einzelnen den Ursachen dafür nachzuspüren, daß diese Politik der hinhaltenden Luftrüstung in den letzten Jahren durch eine entschiedene und straff durchgeführte Massenrüstung zur Luft ersetzt wurde. Fest steht jedenfalls, und das Schaubild 4 macht diesen Zusammenhang deutlich, daß von 1935

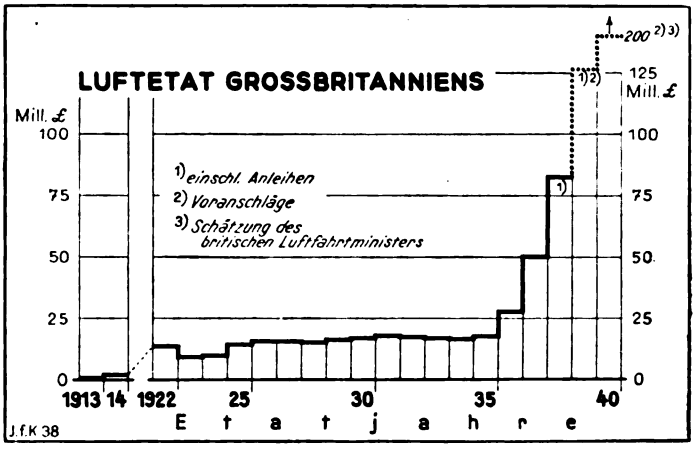


Bild 4.

ab die Ausgaben für die Luftwaffe sprunghaft in die Höhe gerichtet sind. Der Voranschlag für 1939/40 ist mit 206 Mill. £ netto so hoch, daß er den Rahmen des Schaubildes sprengen würde. Mit dieser gewaltigen Vergrößerung der Luftrüstungen ist natürlich die Nachfrage nach Fluggerät außerordentlich gestiegen; ein Mittel, der erhöhten Nachfrage zu begegnen, bildet die Errichtung der sog. „Schattenfabriken", die eine für Großbritannien charakteristische Form der industriellen Mobilmachung darstellen.

Die Aufgabe der industriellen Vorbereitungsarbeit, die auch für Großbritannien in den letzten Jahren dringlich geworden ist, hatte zunächst in den Arbeiten des Principal Supply Officers Committee, einem Unterausschuß des Committee of Imperial Defence, eine wichtige Stütze gefunden. Dieser Ausschuß hat bereits seit 1924 Vorschätzungen über den im Ernstfall notwendigen Bedarf angestellt und dabei viele wichtige Firmen des Landes einzelnen Verwendungszwecken zugeteilt. 1936 wurde nun, da sich die Kapazität der bestehenden Flugzeugwerke für die Anforderungen als zu klein erwies, mit dem System der shadow factories,

Digitized by Google

der sog. Schattenfabriken, begonnen. Dieses System besagt im Grunde nichts anderes, als daß Firmen, die bisher außerhalb der Flugzeugproduktion standen, bereits im Frieden zur Erzeugung von Fluggerät herangezogen werden. Auf Rechnung des Staates werden neue Werke errichtet, die — gleichfalls im Auftrag des Staates — Flugzeug- und Motorteile bauen oder diese Teile montieren. Die Schattenfabriken stützten sich zunächst auf Firmen des Automobilmotorbaus; sie auszurüsten machte freilich große Schwierigkeiten. Die notwendigen Werkzeugmaschinen konnten nur mit erheblichen Verzögerungen beschafft werden und dann auch nur in so begrenztem Umfang, daß jedes Schattenwerk auf bestimmte Teile fabrikatorisch festgelegt werden mußte — offenbar eine außerordentlich empfindliche Form der Produktion. Weiter fehlte es an geschulten Arbeitern und schließlich gelang es nicht, die Konstruktionsgrundlagen der zu bauenden Typen rechtzeitig zu beschaffen. Vor allem aber fiel störend ins Gewicht, daß die Regierung, kaum daß die Werke sich auf ein bestimmtes Programm festgelegt hatten, schon wieder mit einem erheblich erweiterten neuen Programm hervortrat. Die Durchführung des Schattenplans wie überhaupt der geplanten Produktionserweiterungen gelang daher nur mit großen Verzögerungen. Obwohl die Zahl der Beschäftigten in der britischen Flugzeugindustrie, wie Bild 5 zeigt, in den letzten Jahren stark gestiegen ist, hat diese Zunahme doch, allen vorliegenden Nachrichten zufolge, nicht ausgereicht. Die Gründe für das Zurückbleiben der Produktion liegen auf ganz verschiedenen Gebieten. Einmal war die Organisation der Erzeugung zu schwerfällig, wobei vor allem ein Koordinationsorgan vermißt wurde. Auf technischem Gebiet wird von britischen Sachverständigen wie etwa von Fletcher beklagt, daß die Zahl der zugelassenen Konstruktionsfirmen zu begrenzt war; sie betrug 19 und umfaßte nur diejenigen Firmen, die seit Jahren in einem Kontraktverhältnis zum Luftfahrtministerium standen. Schließlich ist das Fehlen langfristiger Entwicklungspläne bemängelt worden.

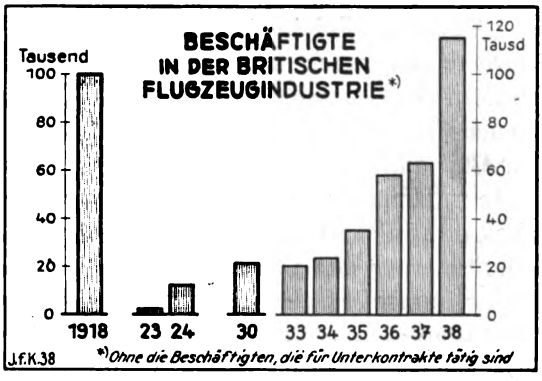


Bild 5.

Erst in der letzten Zeit scheint die Flugzeugproduktion größere Fortschritte zu machen. Nach britischen Pressemeldungen, die freilich mit einer gewissen Zurückhaltung aufzunehmen sind, da sie nicht selten einem regierungsseitig gewünschten Zweckoptimismus dienen, soll die Zahl der monat-

Digitized by Google

lich gebauten Flugzeuge heute etwa viermal so groß sein wie noch vor Jahresfrist. Das würde bedeuten, daß die Erzeugung der Schattenwerke — auch ihrer zweiten Linie, die man im Sommer 1938 angefügt hat — nun endlich stärker in Gang gekommen ist.

Eine besonders interessante Form der industriellen Vorbereitungsarbeit bildet die großzügige Errichtung von Flugzeugwerken in Kanada und — davon ist in letzter Zeit wiederholt die Rede gewesen — in Australien. Diese Werke liegen für einen Angriff europäischer Mächte besonders geschützt. Vorausgesetzt, daß ihre Erzeugung rechtzeitig in Gang kommt (was bei der geringeren industriellen Entwicklung dieser Staaten freilich keineswegs sicher ist), können sie eine wertvolle Reserveposition für das Mutterland darstellen. In ernsthaften englischen Veröffentlichungen wird übrigens der Vorschlag gemacht, die in Kanada gefertigten Großflugzeuge im Kriegsfall direkt nach England zuzufliegen; damit wäre auch das Risiko des Seetransports umgangen, wobei allerdings — das dürfen wir am Rande bemerken — das Risiko des langen Luftweges an dessen Stelle treten würde. Dies ist freilich ein Zusammenhang, der mit neuen technischen Errungenschaften bald ein anderes Gesicht bekommen könnte.

* * *

Schließlich sind in diesem Zusammenhang noch ein paar Worte über die Vorbereitungsarbeit in Frankreich notwendig. Anders als die Vereinigten Staaten und Großbritannien hat unser westlicher Nachbar eigentlich niemals in der Nachkriegszeit das Prinzip der Massenrüstung zur Luft aufgegeben. Nachdem dieser Grundsatz bis 1928 zu einer sinnlosen Anhäufung mittelmäßigen und schlechtklassigen Materials ausgeartet war, kam es in der Folgezeit zu einer Übersteigerung des Gedankens der Qualität. Infolge eines unzweckmäßig konstruierten Prämiensystems wurden von 1929 bis 1933 dem Staat soviel sog. Prototypen angeboten, daß er vor lauter Prototypen nicht zur geregelten Serienproduktion kommen konnte. Reformen kleineren Umfangs in den folgenden Jahren führten nicht zum Ziel; die im Herbst 1936 dekretierte Nationalisierung der Luftfahrtindustrie stellte den ersten großzügigen Versuch dar, der Produktionskraft der Luftfahrtindustrie eine neue und gesündere Basis zu geben. Die wichtigsten Flugzellen herstellenden Werke wurden in sechs nationale Gesellschaften zusammengefaßt, in denen der Staat die Vorhand hat. Selbst bei vorsichtiger Beurteilung muß man aber zu dem Schluß kommen, daß bis in das Jahr 1938 hinein die eigentlichen Ziele der Nationalisierung, vor allem eine durchgreifende Steigerung der Erzeugung, nicht erreicht worden sind. Während 1936 noch 890 Flugzeuge an die Militärverwaltung abgeliefert wurden, brachte man es 1937 nur auf 456 Maschinen — das sind nur 40 v. H. des

Digitized by Google

vorgesehenen Plans! Nach Angaben des französischen Luftfahrtministers kann man die Produktion von Flugzeugen für 1938 auf knapp 560 Flugzeuge berechnen. Die Gründe für diesen Fehlschlag mögen zum Teil in der allgemeinen politischen und wirtschaftlichen Entwicklung des Landes zu suchen sein; statt mehr zu produzieren, hatte man sich auf Arbeitszeitverkürzungen wie die Vierzigstundenwoche, auf das Ausfechten sozialer Machtkämpfe und auf das Hereintragen politischer Treibereien in die Luftwaffe eingelassen. Außerdem hat die neue Organisation der Flugzeugwerke auch neue Schwierigkeiten gebracht. Abgesehen von den Anlaufstockungen wird über eine unzweckmäßige regionale Aufgliederung der Werke, über unrationelle Arbeitsteilung, über mangelnde Koordination zwischen den nationalisierten Zellenwerken und den nichtnationalisierten Motoren-, Zubehör- und Rohstoffwerken geklagt. Vor allem aber war wohl die finanzielle Ausrüstung der Werke ungenügend — Schaubild 6 zeigt deutlich, daß bis einschließlich 1937 die statistisch erfaßbaren Zuweisungen an den Lufthaushalt keine entscheidende Zunahme aufwiesen. Dabei bleibt zwar zu berücksichtigen, daß der Lufthaushalt — ebenso wie der gesamte Staatshaushalt Frankreichs — ein Buch mit sieben Siegeln, wenn nicht mit noch mehr Siegeln!, darstellt. Den Parlamentsdebatten ist aber einwandfrei zu entnehmen, daß zumindest 1937 die Dotierung der Industrie viel zu gering war und daß die Finanzierung hinter den Produktionsmöglichkeiten zurückblieb.

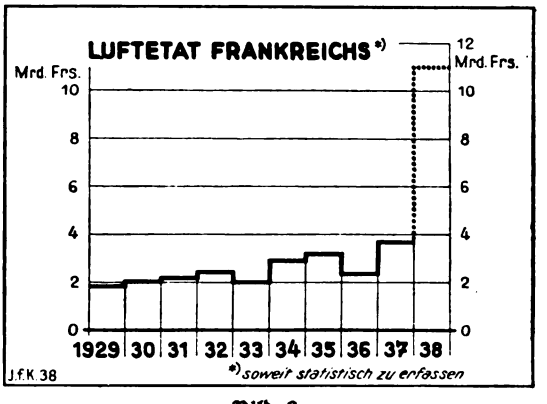


Bild 6.

1938 hat man angefangen, einige der Lücken zu schließen. Das Schaubild 6 zeigt die bedeutende Vergrößerung der Etatmittel für die Luftfahrt, wobei die dort eingezeichnete Zahl von etwa 11 Mrd. Francs noch zu niedrig ist; nach den neuesten Meldungen hat sie sogar 13,8 Mrd. Francs betragen. Die Bestellungen an die Industrie wurden gegenüber 1937 verzehnfacht. Neben Erweiterungsbauten, Kapitalerhöhungen, Neugründungen von Werken usw. beschleunigte man den Instanzenweg und — das ist besonders wichtig — sorgte für eine bessere technische Ausrüstung der Werke. Allein für die Modernisierung der maschinellen Ausrüstung wurden fast

Digitized by Google

2 Mrd. Francs aufgewendet. Es ist heute noch zu früh, den Erfolg dieser Maßnahmen abzuschätzen. Die monatliche Herstellung von Flugzeugen — um die Jahreswende 1938/39 nach amtlichen Angaben 70 Stück monatlich — soll auf 500 Stück gesteigert werden. Wie ungewiß diese Versprechungen sind, mag aber ein anderes Beispiel zeigen: Guy La Chambre hatte für Ende 1938 200 bis 250 Flugzeuge als Monatsproduktion versprochen — erreicht wurde nur ein Drittel dieser Zahlen.

Hat die Nationalisierung der französischen Flugzeugindustrie bisher nur zu wenig greifbaren Erfolgen geführt, so soll sie der Idee nach doch vor allem der Vorbereitung der Industrie auf den Ernstfall dienen. Bessere Koordination und Dezentralisation der Werke, reichere Dotierung durch den Staat, Vereinheitlichung der Luftfahrtforschung, der industriellen Vorratshaltung, der Typen — dies sind einige Andeutungen der ins Auge gefaßten Ziele. Die Nationalisierung erstrebt gleichzeitig die radikale Umstellung der Produktion auf die Erzeugung von großen Serien — wobei verhältnismäßig viel Fachkräfte beschäftigt werden sollen, damit diese im Ernstfall auch in den neu hinzukommenden fremden Werken eingesetzt werden können. Schließlich hat der Staat die dauernde Vergrößerung der Anlagen und ihre bessere technische Ausrüstung zielbewußt in eigene Hände genommen.

* * *

Das Bild der wehrwirtschaftlichen Vorbereitungsarbeit in der Luftfahrtindustrie der großen „Demokratien" ist trotz der Verschiedenheit der Ausgangspunkte doch verhältnismäßig einheitlich. Überall ist man bestrebt, die Anlagen der Flugzeugindustrie schon im Frieden für den Ernstfall zu erweitern; überall bereitet man schon im Frieden die Einbeziehung solcher Werke vor, die bisher mit Luftrüstungen nichts zu tun hatten. Überall sichern langfristige Beschaffungsprogramme der Flugzeugindustrie ausreichende und gleichmäßige Beschäftigung; entsprechende Organisations- und Beschaffungspläne sichern die Rohstoff- und Arbeiterfrage für den Ernstfall. Überall schließlich ist man trotz dieser Vorsorgearbeit bemüht, die kriegsmäßigen Bestände schon im Frieden möglichst hoch zu halten, damit möglichst viel Flugzeuge für den ersten Einsatz im Ernstfall bereitstehen. In diesem Zusammenhang erscheinen die großen Anstrengungen in einem besonderen Licht, mit denen vor allem Frankreich, Großbritannien und die Vereinigten Staaten von Amerika im Jahre 1939 auf dem Gebiete der Luftrüstungen einsetzen. Frankreich hat seinen Lufthaushalt von 13,8 auf über 22 Mrd. Francs vergrößert; an den zur Verfügung stehenden Mitteln gemessen, könnten monatlich, wenn die Industrie mitkommt, bis 500 Serienflugzeuge beschafft werden. Großbritannien rechnet für 1939/40 mit

Digitized by Google

einem Luftetat von netto 206 Millionen £ — im Vorjahr waren es 126 Millionen £ —; allein an Jagdflugzeugen wurden zusätzlich 5000 bis 6000 Stück bestellt. Dabei waren, das sagte auch die britische Presse, die Ankündigungen des britischen Luftfahrtministers Wood „bemerkenswerter durch das, was sie verhüllten als durch das, was sie aussprachen" — das aber heißt: nur ein Teil der britischen Rüstungspläne dürfte der Öffentlichkeit bekannt geworden sein. Für die Rüstungspolitik der Vereinigten Staaten von Amerika schließlich ist einmal die Wiedereinschaltung des zivilen Flugwesens in die Aufrüstung bemerkenswert. Dies geschieht zwar nicht in der alten Weise, die sich ja nicht bewährt hat — nämlich nicht zur Anhäufung von Materialreserven in Form von Zivilflugzeugen; das zivile Flugwesen wird vielmehr planmäßig zur Ausbildung von Piloten angesetzt: allein 1939/40 sollen 20 000 neue Piloten geschult werden. Hinzu kommt eine starke Vergrößerung der Aufträge an Militärflugzeugen. Von den zusätzlich angeforderten 525 Mill. $ entfallen nicht weniger als 65 Prozent auf Ausgaben für Luftrüstungen; der Lufthaushalt wird vorläufig mit 320 bis 330 Millionen $ angegeben — gegenüber noch nicht 160 Millionen $ 1938. Die Kapazität der privaten Flugzeugwerke soll binnen drei Jahren auf 12 000 Maschinen jährlich gebracht werden; ein Dauerbestand von 12 000 Flugzeugen wird angestrebt.

Der Aufbau eigener Flugzeugindustrien in den Neuländern und der Flugzeugexport.

Die doppelte Art der Vorbereitung: planmäßige industrielle Mobilmachung zur Steigerung der Produktion im Kriege auf der einen Seite und außerordentlich starke Steigerung der Erzeugung schon im Frieden, damit die Waffe möglichst auf Kriegsfuß gehalten wird auf der anderen Seite: die Gleichzeitigkeit dieser Verfahren ist das deutlichste Symptom für die Stärke, die das Rüstungsfieber in der Welt gegenwärtig erreicht hat.

Und doch wäre dieses Bild unvollständig, weil zwei Fragen bisher noch gar nicht gestellt worden sind:

1. Welche wehrwirtschaftliche Vorbereitungsarbeit leisten die industriell weniger entwickelten Staaten auf dem Gebiete der Luftfahrt?

2. Wie ordnet sich der Luftfahrtexport in das Gesamtbild der industriellen Mobilmachung ein?

Zunächst zur ersten Frage, zur Vorbereitung der Luftfahrtproduktion in den industriell weniger entwickelten Ländern. Wenn man auch zeitweise die Luftwaffe als eine „Waffe der Reichen" hingestellt hat, heute will kein kleinerer Staat ohne eigene Luftwaffe auskommen, und es ist interessant zu

Digitized by Google

beobachten, welche Anstrengungen etwa Länder wie die Nordstaaten oder die Gebiete im Südosten Europas machen, um eine schlagkräftige Luftwaffe ins Leben zu rufen.

Dabei steht jeder dieser Staaten vor zwei Möglichkeiten. Entweder kann er zur Ausrüstung der Luftmacht auf ausländische Lieferungen zurückgreifen — oder er bemüht sich, die benötigten Flugzeuge und Motoren allmählich im eigenen Lande zu erzeugen. Im Gegensatz zur Entwicklung in den ersten Nachkriegsjahren wird jetzt das Bemühen, das Fluggerät im eigenen Lande zu bauen, immer stärker; ich habe in meinem vor kurzem erschienenen Buch „Die Flugzeugindustrie der Anderen" mich vor allem darzustellen bemüht, wie dieser industrielle Aufbau sich im einzelnen vollzieht. In der Nachkriegszeit haben die Tschecho-Slowakei und Polen ihre Flugzeugindustrie so entwickelt, daß sie heute schon als wichtige Exporteure auftreten können; Japan und die UdSSR. haben sich leistungsfähige Luftfahrtindustrien geschaffen; in Jugoslawien, Rumänien und Schweden nimmt der Flugzeugbau einen raschen Aufschwung und selbst in Bulgarien, Griechenland, Norwegen, Argentinien und Brasilien sind entsprechende Bemühungen im Gange. Freilich ist der Aufbau einer einheimischen Flugzeugindustrie keine leichte Aufgabe. Skizzieren wir am Beispiel Polens kurz die Problematik einer solchen Aufbauarbeit. Etwa bis 1925/26 hing die polnische Luftwaffe materialmäßig so gut wie ganz von Frankreich ab. Binnen zehn Jahren ist es dann gelungen, eine bedeutende einheimische Flugzeugproduktion aufzubauen. Verhältnismäßig leicht war die Arbeit auf dem Gebiet des Zellenbaus. Bereits 1920 wurde mit dem Bau von Zellen nach ausländischen Lizenzen begonnen; nach fünf Jahren kamen die ersten Zellen polnischer Produktion auf den Markt und ab 1926 konnte die Einfuhr von Zellen praktisch unterbunden werden. Größer waren die Schwierigkeiten im Motorenbau. Einmal war die polnische Metallurgie den Anforderungen nicht gewachsen — in den ersten Jahren waren neun Zehntel der einheimischen metallurgischen Lieferungen unbrauchbar! — Außerdem war die Werkzeugmaschinenindustrie nicht genügend entwickelt und schließlich fehlte es an praktisch erfahrenem, wissenschaftlich entsprechend geschultem Personal. Das Fehlen einer einheimischen Automobilindustrie, die meist als gute Vorschule für den Flugzeugbau gilt, fiel erschwerend ins Gewicht. Auf folgenden Wegen wurde aber die Schulung der einheimischen Industrie in Angriff genommen:

1. Zunächst wurden Reparaturwerkstätten eingerichtet, die sich daran gewöhnten, die ausländischen Flugzeugmotoren zu reparieren.

2. Dann ging man zum Zusammenbau von Motoren über, wobei allmählich die einfacheren Teile im Lande selbst erzeugt wurden.

Digitized by Google

3. Dieser Teilebau wurde schließlich so verbreitert, daß der Motor mehr und mehr ein polnisches Erzeugnis wurde.

4. Neben diesem etwas langwierigen Entwicklungsprozeß wurde von einer anderen Seite her die polnische Motorenproduktion gleichsam schlagartig in Gang gesetzt: 1926 gründete man die Polnische Skoda A. G., die, ein Zweig des bekannten ehemals tschecho-slowakischen Rüstungswerkes, mit ausländischen Ingenieuren die Lizenzproduktion von Lorraine-, Bristol- und Wright-Motoren aufnahm. Das Skoda-Werk beschäftigte von Anfang an nur polnische Arbeiter — bildete also ein wichtiges Schulungszentrum und ging allmählich dazu über, auch Motoren eigener Konstruktion zu bauen.

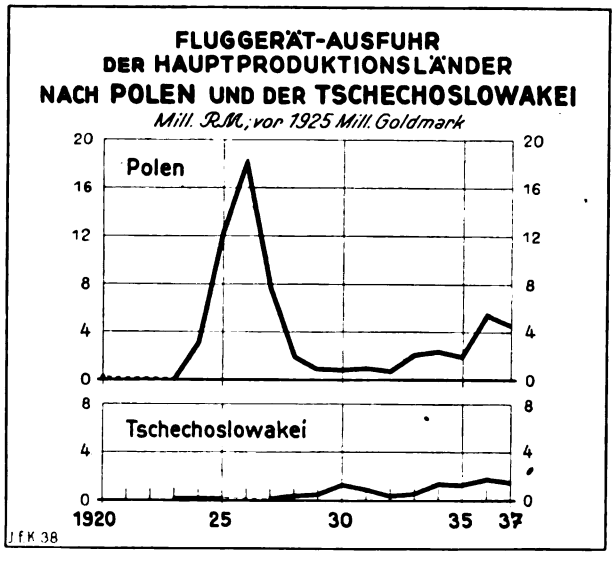


Bild 7.

Vier Jahre nach der Gründung, 1930 also, kam der erste polnische Prototyp heraus und 1935 wurde der letzte Schritt zur Polonisierung getan: das Werk ging in das Eigentum des Staates über.

Die Rückwirkungen dieser „Industrialisierung" auf die Nachfrage Polens nach Fluggerät im Ausland blieben nicht aus; sie sind im Schaubild 7 zur Darstellung gebracht.

Die Einfuhr Polens an Fluggerät aus Frankreich, Großbritannien, Holland, Italien und den Vereinigten Staaten von Amerika zusammengenommen ist von über 18 Millionen RM im Jahr 1926 auf 4,6 Mill. RM 1937 geschrumpft; 1938 hat sie wohl kaum über 5 Mill. RM betragen.

Digitized by Google

Der Aufbau „nationaler" Flugzeugindustrien in den bisherigen Abnehmerländern bringt so eine strukturelle, d. h. endgültige Schrumpfung der Flugzeugausfuhren mit sich — das aber ist eine Frage von eminent wehrwirtschaftlicher Bedeutung. Die alten Produktionszentren der Flugzeugindustrie haben nämlich bisher die Ausfuhr von Flugzeugen als willkommene Form der industriellen Reservehaltung benutzt, und wenn in den letzten Jahren Großbritannien 23 v. H., Frankreich 33 v. H. und die Vereinigten Staaten an die 50 v. H. ihrer Flugzeugproduktion exportierten, so heißt das eben: um diese Prozentsätze konnte die Flugzeugproduktion der betreffenden Länder größer gehalten werden, als dies ohne Exporte möglich gewesen wäre. Die Ausfuhr dient der Aufrechterhaltung von Kapazitätsreserven, und wenn diese Reservehaltung für den Ernstfall allein auch nicht ausreicht, stellt sie doch eine besonders billige Form der Vorbereitungsarbeit dar. Überall wird daher auch die Ausfuhr von Fluggerät unter strenger Kontrolle des Staates lebhaft gefördert. Wie verträgt sich diese Förderung nun mit der eben geschilderten Abschließungspolitik der jüngeren Industriestaaten, die sich eigene Flugzeugindustrien aufbauen?

Zunächst ist festzuhalten — und Schaubild 8 macht das besonders deutlich —, daß bis in die jüngste Zeit hinein sich die Flugzeugexporte wesentlich günstiger entwickelt haben als die Welthandelsumsätze im ganzen. Nach dem Schaubild war 1938 der Welthandel in allen Waren noch nicht einmal wieder so groß wie 1913; die Ausfuhr an Flugzeugen — die hier im Bild übrigens nur die Exporte des Auslands zusammenfaßt — ist gleichzeitig um das 25fache gestiegen. Dabei ist noch zu berücksichtigen, daß keineswegs alle exportierten Flugzeuge von den Außenhandelsstatistiken der einzelnen Länder erfaßt werden — dazu ist der Verkauf von Flugzeugen ein viel zu politisch bestimmtes Geschäft.

Trotz der starken Zunahme der gesamten Flugzeugexporte sind aber heute schon erste Auswirkungen der Industrialisierung, d. h. des Aufbaus eigener Luftfahrtindustrien in den bisherigen Abnehmerländern unverkennbar. Die Richtung der Exporte hat sich nämlich in der Nachkriegszeit außerordentlich stark verlagert. Zunächst waren Länder wie Polen, die Tschecho-Slowakei, die UdSSR. oder Japan starke Abnehmer — es ist z. B. bezeichnend, daß 1926 noch 60 v. H. der gesamten französischen Flugzeugausfuhr nach Polen gingen. Die Nachfrage dieser Staaten ist, wenn man von einmaligen, außenpolitisch bedingten Stoßgeschäften absieht, auf den Weltmärkten in der großen Linie rückläufig. Das gleiche scheint sich seit kürzerer Zeit in einigen südosteuropäischen Ländern, vor allem in Rumänien, anzu-

Digitized by Google

bahnen; für Schweden steht eine ähnliche Entwicklung wohl bevor. Im ganzen haben die Tschecho-Slowakei, Polen, die UdSSR., Japan, Rumänien und Schweden im Jahr 1927 noch 34 v. H. der Weltausfuhr an Fluggerät (ohne die deutsche Ausfuhr) aufgenommen; 1937 waren es nur noch 16 v. H. Die Aufnahmekraft dieser Märkte für Flugzeuge hat sich also zweifellos verringert.

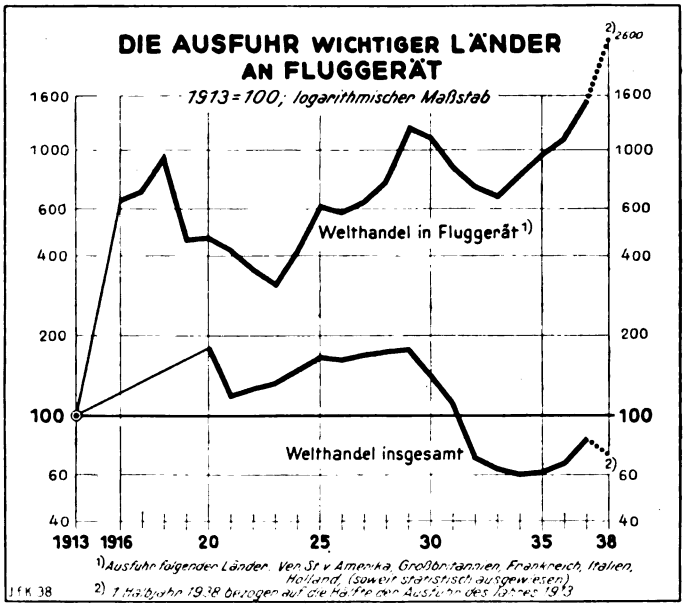


Bild 8.

Andererseits sind aber neue Märkte stark in den Vordergrund getreten, und zwar einmal Südosteuropa und die nordischen Staaten (außer Schweden), ferner Südamerika und — last not least — China. Einige dieser Märkte sind zwar auch im Begriff, sich zu industrialisieren. Mindestens in Südamerika und in China wird es aber wohl noch eine gute Weile dauern, bis es zu einer irgendwie maßgeblich ins Gewicht fallenden Eigenproduktion kommen wird. Amerikanische Sachverständige halten z. B. für die Errichtung einer chinesischen Flugzeugproduktion eine Anlaufzeit von 20 Jahren für notwendig. Das aber bedeutet für unsere wehrwirtschaftliche Fragestellung: Der Export wird in seiner Funktion als Mittel zur Haltung von Reservekapazitäten allmählich zwar zurücktreten; eine gewisse Rolle wird er aber auf absehbare Zeit doch noch spielen.

Digitized by Google

Ergebnisse.

Für die wehrwirtschaftliche Arbeit auf dem Gebiet der Flugzeugindustrie ergeben sich im ganzen drei Grundprinzipien:

1. Die Luftwaffe soll möglichst im Frieden schon auf Kriegsfuß gehalten werden — das bedeutet Zwang zum Hochhalten der laufenden Rüstungsausgaben und der laufenden Flugzeugproduktion.

2. Die Luftfahrtindustrie soll den Export pflegen, da mit Hilfe der Exporte die Kosten der Vorbereitungsarbeit vermindert werden können.

3. Die schlagartige Erweiterung der Produktion im Ernstfall durch den Rückgriff auf solche Betriebe, die bisher keine Flugzeuge bauten, muß schon im Frieden vorbereitet werden.

Einzelne dieser Punkte treten in dem einen Staat, andere in dem anderen Staat stärker hervor. Überall aber ringt man sich mehr und mehr zu der Erkenntnis durch, daß die Luftfahrtindustrie zu den ersten Wehrindustrien eines Landes gehört. Das bedeutet, daß sie zwar starker Kontrolle, das bedeutet aber auch, daß sie stärkster Förderung durch den Staat bedarf. Überall in der Welt verstärkt sich daher der Einfluß des Staates auf die Flugzeugproduktion, überall wird nach neuen Formen gesucht, um die private Initiative der schöpferisch waltenden Konstrukteure und Unternehmer enger mit den Interessen und den Zielsetzungen des Staates zu verknüpfen. Die Wandlung in der Flugzeugindustrie wird damit zu einem Einzelfall in einer größeren Entwicklung: auch die sog. demokratischen Staaten müssen unter dem Zwange der Wehranforderungen die Macht des Staates verstärken und planenden Elementen und Kräften größeren Einfluß geben. Die Wehrindustrie eines jeden Landes, insbesondere aber die Flugzeugindustrie, wird so zur Wegbereiterin einer neuen Arbeitsform der Nationalwirtschaften — sie wird Wegbereiterin zur wehrhaften Wirtschaft.

Kamal Atatürk.

* * *

Kamal Atatürk gehört zu den Staatsgründern der jüngsten Geschichte. Seine Schöpfung ist die neue Türkei. Gleich Deutschland stand die Türkei nach dem Weltkriege am Rande des Abgrundes. Da erstand auch ihr ein Mann, der im Glauben an die ungebrochene Kraft des Volkes gegen den Widerstand einer ganzen Welt sein Vaterland einer neuen Blüte entgegenführte. Deutschland und die Türkei, Waffengefährten im Weltkriege, haben den gleichen Weg vom Niederbruch zum Wiederaufstieg zurückgelegt. Ist der Verlauf der Entwicklung in beiden Ländern im einzelnen auch verschieden, so ergeben sich doch auch mancherlei Berührungspunkte, die zu vergleichender

Digitized by Google

Betrachtung anregen und den Wunsch auslösen, den Mann näher kennen zu lernen, dem die neue Türkei ihr Dasein verdankt.

Atatürk kam im Jahre 1880 als Mustafa in Saloniki zur Welt. Sein Vater, ein kleiner Beamter, der sich später kaufmännisch betätigte, starb früh, so daß die Mutter die Erziehung übernahm. In der Schule fiel er bald durch seine hervortretende Begabung, insbesondere für Mathematik, auf. Sein Lehrer gab ihm nach einer Gepflogenheit der alten Türkei einen Beinamen, „Kemal", was „Vollkommenheit" bedeutet. Der nunmehrige Mustafa Kemal besuchte Militärschulen und gelangte früh in den Generalstab. Neben militärischen Dingen beschäftigte er sich viel mit politischen Fragen, wie dies in den damaligen Zeiten gärender Unruhe, in denen das jungtürkische Komitee gegen die autokratische Sultansherrschaft kämpfte, der größere Teil des Offizierkorps tat. Der Hof wurde auf ihn aufmerksam und verbannte ihn nach Damaskus, ohne ihn aber damit von weiterer politischer Betätigung abzuhalten. An der Einführung der Verfassung von 1908, die den jungtürkischen Sieg besiegelte, nahm Kemal tätigen Anteil, konnte sich aber mit seinen Ansichten nicht durchsetzen. Eine Kluft tat sich zwischen den neuen Machthabern der Türkei, dem Dreigestirn Enver, Talaat, Djemal, und ihm auf, die sich nicht wieder schließen sollte. Mustafa Kemal zog sich von der Politik zurück und widmete sich ausschließlich seinem militärischen Beruf. Seine hervortretenden Leistungen schufen ihm Freunde und Anhänger, aber auch Neider. Im Kriege gegen Italien 1911 konnte er in Tripolis die ersten Proben seiner militärischen Begabung ablegen, im Balkankriege 1912/13 nahm er nur an den letzten Operationen gegen Adrianopel teil.

Bei Ausbruch des Weltkrieges war er Oberstleutnant und Militärattaché in Sofia. Der englisch-französische Angriff auf Konstantinopel 1915 rief ihn an die Dardanellen. Hier konnte er Ende April und wieder Anfang August bei dem Zurückwerfen des gelandeten Gegners als Divisions- und Korpskommandeur seine Führereignung beweisen. Im Kriegsjahr 1916 befehligte Kemal unter rascher Beförderung zum General eine Armee auf dem russisch-türkischen Kriegsschauplatz, 1917 wurde er Führer der Armee, die die Hauptstadt Mesopotamiens, Bagdad, wiedergewinnen sollte. Die Kriegslage zwang, diese Absicht aufzugeben und die Kräfte zur Verteidigung Palästinas gegen die Engländer einzusetzen. Kurz vor der für die Türkei unglücklich verlaufenden Entscheidungsschlacht übernahm Mustafa Kemal Pascha dort im August 1918 die 7. Armee, die im September in den allgemeinen Rückzug mitgerissen wurde. Bei Abschluß des Waffenstillstandes am 31. Oktober erhielt er den Befehl über die Reste der der Auflösung nahen Heeresgruppe im nördlichen Syrien. Im Mai 1919 wurde er zum Inspekteur der 3. Armeeinspektion im Raum Siwas—Erzerum ernannt, legte aber das Kommando wenige Monate später wegen starker Gegensätze zu der Regierung in Konstantinopel nieder.

Digitized by Google

Mit dieser Kriegserklärung an Konstantinopel beginnt seine große Zeit. Von 1919 an übernahm er die Führung des türkischen Volkes. Feldherr und Staatsmann zugleich, mußte er Fortbestand und Zukunft seines Vaterlandes erkämpfen. Die von ihm nach Ankara einberufene Große Nationalversammlung ernannte ihn im April 1920 zu ihrem Präsidenten und zum Chef der Regierung. Im August 1921 folgte angesichts des bedrohlichen Vorrückens der Griechen auf Ankara die Ernennung zum Oberbefehlshaber des Heeres. Den Sieg am Sakaria dankte ihm das Volk mit Verleihung der Marschallwürde und des Gazititels. Im Oktober 1923, nach Abschluß der äußeren und inneren Kämpfe und endgültiger Bildung der türkischen Republik, wurde der Gazi zum Präsidenten der Republik gewählt und die Wahl nach Ablauf der einjährigen Amtszeit immer wieder erneuert. 1934 wurde ihm bei Einführung der Familiennamen der Name „Atatürk" (Vater der Türken) vom Parlament angetragen, etwas später erfolgte die Änderung des arabischen Beinamen „Kemal" in das türkische Wort „Kamal", das „feste Burg" bedeutet. Als Gazi Kamal Atatürk stand er an der Spitze der türkischen Republik bis zu seinem im November 1938 erfolgten Ableben. Nur ein Alter von 58 Jahren hat er erreicht, aber sein Leben ist mit Werken und Taten ausgefüllt, die ihm die Unsterblichkeit seines Namens und den ewigen Dank seines Volkes sichern.

Soweit der äußere Werdegang. Welche geistigen Fähigkeiten, welche charakterlichen Anlagen verhalfen ihm dazu, eine unlösbar scheinende Aufgabe zu verwirklichen? Tatkraft und ein zäher Wille ermöglichten es ihm, weitgespannte Ziele zu erreichen. Sein Blick war stets auf das Ganze gerichtet. Hierin seinem Vorgänger Enver Pascha gleichend, verfiel er jedoch nie in dessen Fehler, den Maßstab für die Wirklichkeit zu verlieren. Enver, von jugendlichem Optimismus und lebhafter Phantasie erfüllt, unterschätzte oder übersah leicht die seinen Zielen sich entgegenstellenden Schwierigkeiten und erlitt so Schiffbruch. Sein Nachfolger Atatürk blieb der kühle, sorgfältig abwägende Rechner, als der er sich schon auf der Schulbank gezeigt hatte. Er vermochte zu warten und zu schweigen. Erschienen ihm die Widerstände zu stark, um mit einem Schlag sein Ziel zu erreichen, so verstand er, seinen Weg in Etappen zu zerlegen, von denen jede ihn dem Endziel näher brachte. In seinem Buch „Der Weg zur Freiheit" hat sich der Gazi selbst darüber geäußert: „Es war erforderlich, daß sich die ganze Nation in bewaffnetem Widerstand und Kampf gegen alle wandte, die das türkische Vaterland und seine Unabhängigkeit angriffen, wer immer dies auch sein mochte. Zweifellos wäre es wenig zweckmäßig gewesen, von Anfang an alle Forderungen und Folgerungen zu verkünden, die sich aus diesem wichtigen Entschluß ergaben. Es war vielmehr notwendig, die Ausführung derselben auf mehrere Phasen zu verteilen, Fühlen und Denken der Nation vorzubereiten und zu versuchen, das Ziel Schritt um Schritt vorwärtsschreitend zu erreichen. So geschah es

Digitized by Google

denn auch. Prüft man unsere Haltung und unsere Taten der letzten neun Jahre in ihrer logischen Verkettung, so wird klar, daß vom ersten Tag an bis heute die allgemeine Richtung, die wir eingehalten haben, sich niemals von der durch den ursprünglichen Entschluß vorgezeichneten Linie noch von dem ins Auge gefaßten Ziel entfernt hat."

Aber dieses sorgfältige Wägen hinderte Atatürk nicht, blitzschnell zuzugreifen und mit äußerster Kühnheit zu handeln, wo es ihm geboten schien. Rücksichten gegen sich und andere kannte er nicht, wo es sich um das Wohl seines Landes handelte. Durchdrungen von der Richtigkeit der von ihm eingeschlagenen Richtung, duldete er keine Auflehnung, nicht weil er für sich selbst, sondern für das Gelingen seiner Mission fürchtete. Dieser fanatische Glaube an seine Berufung erklärt manche Schroffheiten und Härten seines Charakters. Wo viel Licht, ist auch viel Schatten.

Der Feldherr Atatürk konnte sich im Weltkriege an den Dardanellen bewähren. Bei der Landung der Australier bei Anaforta Ende April 1915 bewies er seine schnelle Entschlußfähigkeit. Ohne auf Befehl zu warten, führte er seine Division gegen den noch in Ausladung begriffenen Feind, weil er wußte, daß jeder Aufschub des Angriffs den Gegner am Lande stärker machte. Gelang es ihm auch nicht, die Australier völlig wieder ins Meer zu werfen, so beschränkte Atatürk doch durch seinen Angriff den feindlichen Bodengewinn auf einen schmalen Uferstreifen und zerstörte damit von vornherein den englischen Angriffsplan. Im August desselben Jahres bei der zweiten feindlichen Landung stellte ihn das Vertrauen des deutschen Armeeführers, Generals Liman von Sanders, an den entscheidenden Punkt nördlich des bisherigen Kampfabschnitts, und wieder kam es dank seiner die Truppe befeuernden Kampfführung zu einem türkischen Abwehrsieg. An den Fronten gegen Rußland und gegen England in Palästina in den späteren Kriegsjahren bot sich keine Gelegenheit zu neuem Feldherrnlorbeer. An innerer Schwäche brachen die Fronten zusammen. Was aber dort getan werden konnte, um die verhängnisvolle Entwicklung hintanzuhalten und abzumildern, wurde von Atatürk getan.

Der dem Weltkrieg unmittelbar folgende türkische Unabhängigkeitskrieg, sein eigenes Werk, stellte Atatürk vor die ernsteste Erprobung seiner militärischen Führereigenschaften und seines Organisationstalentes. Mit Abschluß des Waffenstillstandes von Mudros, am 30. Oktober 1918, lief das türkische Heer vollends auseinander. Nach fünfjähriger Kriegsdauer — war doch dem Weltkriege der Balkankrieg vorausgegangen — hatte der türkische Soldat nur den einen Wunsch, Heimat und Familie wiederzusehen. Waffen und der größte Teil der Kriegsausrüstung waren verlorengegangen. Aus tausend Wunden blutete das Land. Sultan und Regierung waren bereit, die türkische Unabhängigkeit preiszugeben und sich dem Aufteilungsdiktat der Siegerstaaten zu unterwerfen. Nicht so Atatürk. Er ließ sich nicht entmutigen und den Glauben an die Zukunft seines Volkes nicht nehmen. Vom inneren

Digitized by Google

Anatolien, dem türkischen Kernland, aus, rief er zur Verteidigung des Vaterlandes auf. Er rief nicht vergebens. Die Besten seines Volkes scharten sich um ihn. Es gelang, ein notdürftig ausgerüstetes Heer von rund 50 000 Mann aufzustellen, das bereits 1919 gegen die Franzosen am Taurus und gegen die bei Smyrna gelandeten Griechen im Westen Kleinasiens focht. Die ersten Kämpfe gegen große Übermacht endeten zuungunsten der türkischen Waffen. Gegen Widerstand aus den eigenen Reihen ordnete Atatürk die Zurückführung des Heeres bis vor die Tore Ankaras an. Er wußte, daß Fortsetzung des ungleichen Kampfes mit Vernichtung der türkischen Kampfkraft enden würde. Nur durch weites Absetzen vom Gegner und Annäherung an die eigenen Kraftreserven durfte er hoffen, die Armee wieder schlagkräftig zu machen. Er hatte sich von der zu Beginn des Weltkrieges auch von den großen Militärmächten vertretenen Auffassung freigemacht, jeden Bodenverlust als einen schwerwiegenden Nachteil anzusehen. In seinem Buch „Die nationale Revolution" drückt er dies mit den Worten aus: „es gibt keine Verteidigungslinie, sondern eine Verteidigungsfläche und diese ist das ganze Vaterland". Seine Weitsicht sollte sich belohnen. In einer 22 Tage, vom 23. August bis 13. September 1921 währenden Schlacht verblutete sich das griechische Heer am Sakariafluß. Auf des Messers Schneide stand mehrfach die Entscheidung, aber den stärkeren Willen, die größere Zähigkeit hatte der türkische Führer, Atatürk. Die Griechen mußten auf ihre Ausgangsstellung an der Anatolischen Bahn zurückgehen. Diese Schlacht brachte noch nicht die Endentscheidung, bereitete sie aber vor; denn sie kostete den griechischen Eindringlingen ihre Angriffskraft; reine Abwehr konnte sie aber niemals zum Ziele führen.

Wieder wurde Atatürk von seinen Freunden gedrängt, den Abwehrsieg auszunutzen und den Griechen nicht die Zeit zu neuer Sammlung zu geben. Er widerstand dem Drängen; ihm schwebte die Entscheidungsschlacht vor, die endgültig den Eindringling von türkischem Boden vertreiben sollte. Aber dazu mußte man stark sein, sonst konnte die nächste Schlacht den umgekehrten Verlauf nehmen und die türkische Armee vor den stark ausgebauten griechischen Stellungen verbluten. Atatürk begründete seinen Standpunkt im März 1922 in dem sich gegen sein vermeintliches Zaudern auflehnenden Parlament mit den Worten: „Ein mit halber Vorbereitung und mit halben Maßnahmen unternommener Angriff wäre schlechter als überhaupt nicht anzugreifen." So verging ein Jahr, bevor der türkische Gegenschlag erfolgte. In der Schlacht bei Dumlupinar vom 26. bis 31. August 1922 unter persönlicher Leitung des Gazi wurde die griechische Heeresmacht nahezu vernichtet. Die Niederlage war so vollständig, daß Atatürk mit Recht den Befehl geben konnte: „Armeen! Euer erstes Ziel ist das Mittelländische Meer! Vorwärts!" Am 9. September zog die türkische Armee in Smyrna wieder ein, das Mittelländische Meer war erreicht.

Digitized by Google

Der Krieg war zu Ende, der Friede von Lausanne vom 24. Juli 1923 bestätigte die Beendigung des Kriegszustandes, der mit kurzen Unterbrechungen von 1911 an, zwölf Jahre, gedauert und dem türkischen Volk unerhörte Opfer an Blut und Gut auferlegt hatte. Ruhe und Frieden bedurfte das Land zum Wiederaufbau. Aber über diesem Grundgedanken vergaß Attatürk nicht die alte Erfahrung, daß, um sich im Lebenskampf durchzusetzen, eine bewaffnete Macht vorhanden sein muß, die als Mittel der Politik einsatzbereit ist. Daß Machtlosigkeit Rechtlosigkeit nach sich zieht, hat auch die Geschichte des Osmanischen Reiches in den letzten Jahrhunderten zur Genüge bewiesen. So schuf er ein scharfes Schwert, das, ohne im letzten Jahrzehnt gezogen zu werden, allein durch die Tatsache seines Vorhandenseins der türkischen Außenpolitik zu mehreren Erfolgen verholfen und zur Erhöhung der Weltgeltung der türkischen Republik beigetragen hat. Ohne die schlagbereite Waffe hätte Atatürk kaum die Wiedergewinnung der vollen türkischen Herrschaft über die Meerengen und die Angliederung des zunächst Syrien zugesprochenen wichtigen Küstengebiets von Alexandrette auf friedlichem Wege in den letzten Jahren durchsetzen können. Aber er wußte auch, daß in Lebensfragen eines Volkes der Einsatz der Wehrmacht allein zur Selbstbehauptung nicht genügt, sondern daß alle Kräfte des Volksganzen in den Dienst des Krieges gestellt werden müssen. In den schwersten Tagen des türkischen Unabhängigkeitskampfes 1921 hat er erklärt: „Krieg und Schlacht bedeuten nicht den Kampf zweier Armeen, sondern zweier Nationen, die beide mit ihrer ganzen Existenz einander entgegentreten und sich messen. Ich mußte infolgedessen ebenso wie die Frontarmee so auch die ganze türkische Nation in ihrem Handeln, Fühlen und Denken zum Einsatz aufrufen. Nicht nur diejenigen, die dem Feinde gegenüberstanden, sondern jeder einzelne im Dorf, in seinem Hause, auf seinem Felde mußte sich ebenso wie der Kämpfer an der Front als mit besonderem Auftrage betraut ansehen und sich mit seiner ganzen Existenz dem Kampf widmen. Von Nationen, die es versäumen, ihre ganze materielle und moralische Existenz für die Verteidigung des Vaterlandes zu opfern, oder die sich hierin lässig zeigen, kann man nicht sagen, daß sie Kampf und Krieg ernsthaft ins Auge gefaßt haben und überzeugt sind, ihn zum guten Ende führen zu können."

Auch beim Auf- und Ausbau des Heerwesens ging Atatürk neue Wege. Die türkischen Armeereformen hatten bis in den Weltkrieg hinein daran gekrankt, europäische Anschauungen zu übernehmen, ohne danach zu fragen, ob sie für Land und Leute auch paßten. Man setzte gewissermaßen neue Flicken auf ein altes Kleid, kurierte an Symptomen herum, ohne den kranken Leib zu heilen. Selbst die Deutsche Militär-Mission hat bei aller Anerkennung ihres verdienstvollen Wirkens sich nicht ganz frei von diesem Fehler gehalten. Überzeugt von der Richtigkeit und Allgemeingültigkeit militärischer Grundregeln, suchte die Militär-Mission diese im türkischen

Digitized by Google

Heer und in der türkischen Kriegführung einzuführen. Sie mußte aber erleben, daß unter den ganz anders gearteten Zuständen und Verhältnissen im Nahen Orient die erhofften Fortschritte und Erfolge häufig ausblieben. Atatürk erkannte diesen Systemfehler und stellte die gesunden Grundlagen wieder her. Nicht noch so vorbildliche Rüstung des Auslandes, sondern Leistungsvermögen und Aufnahmefähigkeit der Heimat hatten den Ausgangspunkt des militärischen Aufbaus zu bilden. Von dieser wehrpolitischen Grundlage aus war zu prüfen und zu entscheiden, was in militärischer Hinsicht vom Ausland zu übernehmen und was abzulehnen war. In dieser Beziehung richtige Entscheidungen zu treffen, setzte hohes militärisches Können und Wissen voraus. Atatürk war dieser Mann.

Fast schwerere und größere Aufgaben als den Feldherrn erwarteten den Staatsmann Atatürk. Er wollte und sollte die Unabhängigkeit eines Landes erkämpfen, dessen Aufteilung beschlossen war. Regierung und Sultan hatten sich im Frieden von Sèvres am 10. August 1920 dem Gewaltspruch bereits unterworfen. Englische Truppen standen bei Konstantinopel und an den Meerengen, im Westen Griechen und Italiener, im Süden Franzosen, im Osten Armenier. Dieser bedrohlichen Einkreisung entwand sich Atatürk durch den Pakt mit Rußland, der es ihm ermöglichte, mit den Armeniern schnell fertig zu werden. Nach gewonnener Rückenfreiheit im Osten (Dezember 1920) schuf Verständigung mit Frankreich durch das Ankara-Abkommen (Oktober 1921) Entlastung im Süden. Dank dieser Politik konnte die gesammelte Kraft gegen die Griechen geworfen werden. Herbst 1922 (Waffenstillstand von Mudania) war auch diese Aufgabe gelöst. Der Sieg des Schwertes ermöglichte es der türkischen Politik, die Rückgabe des nach dem Weltkriege griechisch gewordenen Ostthraziens durchzusetzen. Nur England stand noch auf dem Plan, war aber nicht gewillt, den Krieg allein gegen die Türkei aufzunehmen. So kam es zu neuen Friedensverhandlungen, die am 24. Juli 1923 in Lausanne zum Abschluß kamen. Wie anders sah dieser Friede aus als der drei Jahre vorher unterzeichnete Vertrag von Sèvres! Dort ein Diktat, das die Auslöschung der Türkei als selbständiges Staatswesen bedeutete, hier ein Vertrag, der bis auf eine die Meerengen betreffende und vor kurzem gefallene Klausel die völlige Unabhängigkeit der Türkei in ihren völkischen Grenzen anerkannte. Und dies das Werk eines Mannes, dem der Glaube an sein Volk und die Liebe zur Heimat ungewöhnliche Kraft verlieh!

Der Friede von Lausanne bedeutet das Ende des Osmanischen Reiches, die Geburtsstunde der neuen Türkei. Nun kam es darauf an, eine Entwicklung einzuschlagen, die zu kraftvollem Volkstum und starker, zukunftsreicher Staatsbildung führte. Hier erhoben sich unvorstellbare Schwierigkeiten. Volk, Brauchtum, Weltanschauung ebenso wie Verwaltung und Verfassung waren noch in den mittelalterlichen Auffassungen eines theokratisch regierten Staatswesens befangen. Gesundung, Wachstum und Zukunft

Digitized by Google

erforderten aber einen völligen Umsturz und Bruch mit der Vergangenheit, Preisgabe der bisherigen morgenländischen und Übergang zur abendländischen Kultur. Selbst langjährige Kenner der Türkei warnten vor dem revolutionären Experiment und sagten ein böses Ende voraus. Sie sollten Unrecht behalten.

Atatürk sah für die neue Türkei die republikanische Staatsform als die geeignetste an. Vollziehende und gesetzgebende Gewalt sollten von der parlamentarischen Vertretung des Volkes ausgehen, die Staatspräsident und Kabinett als ihre Vertrauensorgane zu wählen hatte. Auf letztere wurde die Ausübung der vollziehenden Gewalt übertragen. Das Recht der Kontrolle sollte aber dem Parlament gewahrt bleiben, damit auch das Recht der Absetzung seiner Vertrauensorgane. Voraussetzung für fruchtbringende parlamentarische Arbeit schien Atatürk die Einführung eines Einkammersystems und die Bildung einer ausschlaggebenden großen Partei. Aus dieser von Atatürk entworfenen und durchgesetzten Staatsverfassung geht hervor, daß die Auffassung, die dem türkischen Staatspräsidenten diktatorische Macht zubilligt, irrig ist. Wenn der erste Präsident der türkischen Republick eine solche ausübte, so nicht auf Grund von Verfassungsbestimmungen, sondern kraft seiner überragenden Persönlichkeit, der sich die verfassungsmäßig herrschende Gewalt, eben die Große Nationalversammlung, willig unterordnete.

Der Verwirklichung dieses Ziels standen ungeheure Schwierigkeiten entgegen. Getreu seiner Grundeinstellung ging Atatürk Schritt für Schritt auf seinem Wege vor. Die bisherige Regierungsform, das Sultanat, mußte fallen. Verfehlte Politik des letzten Herrschers, der zur Erhaltung seines Thrones gegen die von Atatürk vertretene Volksbewegung mit den Feinden der Türkei gemeinsame Sache machte, ließ die Aufhebung des Sultanats am 1. November 1922 ohne schwere Erschütterungen zu. Schwieriger war der Kampf zur Beseitigung der im Volke fest verwurzelten Theokratie, die, in mittelalterlicher Ideologie befangen, die Entwicklung zum modernen Staat ablehnte und aus eigensüchtigen Gründen ihre Machtstellung erhalten wollte. Von Atatürk wurde dies Problem ernsthaft erst nach der in Lausanne erreichten außenpolitischen Festigung im Sommer 1923 angefaßt. In diesem Jahre wurden die höheren geistlichen Schulen aufgelöst. Im März 1924 folgte die Aufhebung des Kalifats und mit Auflösung des kirchlichen Ministeriums der Übergang des riesigen kirchlichen Vermögens in den Besitz des Staates. Damit wurden die Stiftungen, die in den letzten Jahrhunderten zur Bereicherung des Hofes und seiner Günstlinge gedient hatten, wieder ihrem ursprünglichen Zweck zugeführt, Einnahmequelle für wohltätige Einrichtungen zu sein. Der letzte Schlag gegen die Kirche war im Oktober 1925 die Schließung der Klöster. Die Verweltlichung des

Digitized by Google

Staates und die absolute Trennung von Kirche und Staat waren damit, wenn auch nicht ohne Kämpfe und Auflehnung im Innern, vollzogen.

Hand in Hand mit der Aufräumung kirchlicher Mißstände ging die Neuordnung des Rechts. Bis zur Einführung der Republik war die türkische Gesetzgebung nichts anderes als eine unbrauchbare Anhäufung von aus ganz verschiedenen Rechtsquellen stammenden Grundsätzen. Die Richter waren großenteils ohne Schulbildung. Die Rechtssprüche erfolgten auf mittelalterlicher, jedes modernen Verständnisses baren Grundlage. Atatürk legte der rechtlichen Neuordnung besonderen Wert bei. In einer großen Rede im Parlament am 1. November 1925 bemerkte er: „Den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechende Gesetze zu schaffen und diese in der richtigen Weise zur Anwendung zu bringen, das gehört zu den wichtigsten Angelegenheiten des Aufbaus und Fortschritts." Von welcher Einstellung er dabei ausging, zeigt die Bemerkung: „Auf dem Gebiete der Rechtspflege ist unsere Grundlage das unleugbare Gesetz, daß mit dem Wechsel der Zeiten auch die Rechtssatzungen sich ändern müssen." Alle Rechtszweige wurden im Laufe weniger Jahre nach westeuropäischen Vorbildern neu gebildet.

Um das geistige Leben zu fördern, kümmerte sich Atatürk eingehend um den Neuaufbau der Schule. Noch in den ersten Zeiten der Republik waren die Schulen unter geistlicher Aufsicht reaktionäre Pflegestätten, in denen der Unterricht sich in mechanischem Einhämmern meist kirchlicher Lehrstoffe erschöpfte, statt sich der Ausbildung der Verstandeskräfte zu widmen. Unter Ausschaltung moderner Wissenschaften wurden Wissensgebiete persischen und arabischen Ursprungs und weltfremde sophistische Haarspaltereien gelehrt. Völlig weltfremd und mit unnützen Kenntnissen beladen, verließ der Schüler die Anstalt. Die Jungtürken hatten zwar die Notwendigkeit von Schulreformen erkannt, sich aber gegen das Scheich ul Islamat, die höchste kirchliche Behörde des Kalifats, nicht durchsetzen können. Hier setzte Atatürk den Hebel an. Die Schule wurde verweltlicht und nationalisiert mit dem Ziel, „die Kenntnisse zu vermitteln, wie sie für die Kinder des Landes am notwendigsten sind, um im sozialen und wirtschaftlichen Leben erfolgreich wirken zu können". Daß er auch auf diesem Gebiet keine Klassenbildung aufkommen lassen wollte, beweisen seine Worte: „Die Bildungsstätten unserer Nation und unseres Landes müssen einheitlich sein. Alle Kinder des Landes, Frauen und Männer, müssen in derselben Weise gebildet aus ihnen hervorgehen." Wie sehr ihm das Schulwesen am Herzen lag, zeigen seine Worte: „Mein größter Wunsch ist, als Unterrichtsminister für die Hebung der nationalen Bildung zu arbeiten."

Diesen Worten folgte die Tat. Einführung der Lateinschrift, internationaler Zahlen und moderner Zeitrechnung, Umbildung des Geschichtsunterrichts und Sprachreinigung sind die wichtigsten Etappen dieses Weges. Jede dieser Maßnahmen war eine Notwendigkeit. Die von den Türken über-

Digitized by Google

nommene arabische Schrift paßte mit ihren wenigen Vokalzeichen nicht zu der vokalreichen türkischen Sprache. 612 verschiedene Schriftzeichen mußten erlernt werden; kein Wunder, daß die Zahl der Analphabeten erschreckend hoch war (80 v. H.) und daß auch das Schrifttum unter den Schwierigkeiten der Drucklegung zu leiden hatte. Dabei war trotz der Überfülle von Schriftzeichen verschiedene Auslegung des Schrifttextes nicht zu vermeiden. Alle diese Mißstände verschwanden mit der Einführung der lateinischen Schriftzeichen, die durch geringfügige Änderungen dem Bau der türkischen Sprache angepaßt wurden. Der gleichzeitig von Atatürk angeordnete Lernzwang für die ganze Bevölkerung vermehrte in kurzer Zeit erheblich den schreib- und lesekundigen Teil der Bevölkerung. Die Annahme der internationalen Zahlen trug gleichfalls zur Hebung der Volksbildung bei und erleichterte das internationale Rechnungswesen. Die Einführung der europäischen Zeitrechnung machte dem Übelstand ein Ende, daß zeitweise drei verschiedene Kalender nebeneinander bestanden, von denen zwei, arabischen Ursprungs, in ihrer Berechnung dauernder Veränderung unterworfen waren. Die Sprachreinigung strebte die Ausmerzung der die eigentliche türkische Sprache überwuchernden persischen und arabischen Wörter und ihren Ersatz durch alttürkische Ausdrücke an. Dies war schon aus dem Grunde geboten, weil die Schriftsprache durch Entlehnung fremdstämmiger Worte sich immer mehr von der Sprache des Volkes entfernt hatte und für den einfachen Mann zuweilen fast unverständlich war. Daß der Geschichtsunterricht der politischen Neubildung Rechnung tragen mußte, war eine selbstverständliche Forderung. Auf Wunsch Atatürks trat die fast vergessene türkische Urgeschichte an die Stelle einer dynastisch gefärbten Darstellung der Entwicklung des Osmanischen Reiches.

In der Wirtschaftspolitik war das Streben Atatürks die Entstehung einer nationalen Wirtschaft. Hier mußte von Grund aus aufgebaut werden. Soweit die Wirtschaft nicht in Händen osmanischer Staatsangehöriger fremder Rasse lag, hatte das Ausland vor dem Kriege dank der durch die Kapitulationen erreichten wirtschaftlichen Vorzugsstellung eine führende Stellung gehabt. Die Kapitulationen fielen in Lausanne, die Ausbeutung des türkischen Volkes durch griechische, armenische und jüdische Elemente nahm ein Ende. Die Schaffung einer nationalen Wirtschaft leitete Atatürk mit den Worten ein: „Der neue türkische Staat wird seine Fundamente nicht mit dem Bajonett, sondern mit der Wirtschaft gründen, auf die sich auch das Bajonett stützt. Der neue türkische Staat wird kein Erobererstaat sein, sondern der neue türkische Staat wird ein Wirtschaftsstaat sein." Festgehalten zu werden verdient auch sein Ausspruch: „Wer mit dem Schwert erobert, der ist dazu verurteilt, seine Stellung schließlich dem zu überlassen, der mit dem Pflug erobert!"

Digitized by Google

Mit diesen Worten legte Atatürk den Schwerpunkt seiner Wirtschaftspolitik auf den Ackerbau, der mit 70 v. H. in der Tat den Grundstock des ganzen Wirtschaftslebens darstellt. Dem Schutz und der Stärkung des Bauerntums diente eine fortlaufende Kette von Maßnahmen, unter denen aufzuführen wären: Steuerermäßigung, Verkehrserschließung, Betriebsrationalisierung durch Förderung der landwirtschaftlichen Berufsausbildung, Unterstützung mit Geld, Saatgut und Maschinen, endlich Vergrößerung der Anbaufläche und Vermehrung der Bauernstellen. Über Ackerbau und Viehzucht wurden die anderen Wirtschaftszweige nicht vergessen. Durch Förderung der Industrialisierung stieg der Wert der türkischen Industrieerzeugnisse von 17 Millionen türk. Pfund im Jahre 1927 um 120 Millionen auf 137 Millionen Pfund im Jahre 1933. Es übersteigt den Rahmen dieser Arbeit, die bahnbrechende Arbeit des ersten Präsidenten der türkischen Republik auf allen Gebieten des Wirtschaftslebens nachzuweisen. Herausgegriffen sei nur das Verkehrswesen, dessen Bedeutung Atatürk mit den Worten umrissen hat: „Die Aktivität und Frische des wirtschaftlichen Lebens hängt einzig und allein von dem Zustand und Grad der Entwicklung der Transportmittel und Wege, der Eisenbahnen und Häfen ab." Was hier unter seiner vorwärtsdrängenden Führung geleistet worden ist, dafür eine Gegenüberstellung. In den letzten 60 Jahren des Osmanischen Reiches wurden 3350 km Schienen gebaut, von ausländischen Mächten und mit fremdem Kapital. In den ersten acht Jahren der Republik von 1925 bis 1933 entstanden mit nationalem Kapital und unter eigener Bauverwaltung 2048 km Schienen, zugleich wurden die fremden Bahnen angekauft. Gegen Ende 1939 wird das Bahnnetz rund 8000 km umspannen.

Wohl die kühnste Tat dieses Mannes war die Befreiung der Frau von jahrhundertealten, für heilig gehaltenen Fesseln. Während im alten Türkentum die Frau eine Ehrenstellung einnahm und als Lebenskameradin und Arbeitsgenossin gleichberechtigt neben dem Manne gestanden hatte, war sie durch die das Türkentum überflutende arabische Welt um ihre Lebensrechte gebracht worden. In den Jahrhunderten des Osmanischen Reiches war sie von der Öffentlichkeit so gut wie ausgeschlossen. Eine Gefangene des Harems, mußte sie sich damit abfinden, den Mann mit drei anderen Frauen zu teilen. Auch in der Familiengesetzgebung und im Erbrecht war sie gegenüber dem Mann stark benachteiligt. Ohne geistige und körperliche Betätigungsmöglichkeit führte die türkische Frau ein verkümmertes Dasein. Auch hier griff Atatürk mit fester Hand ein. Die Vielehe wurde abgeschafft. An die alte Zeit anknüpfend, gab er der Frau die volle soziale und rechtliche Gleichstellung mit dem Mann, legte ihr aber auch gleiche Pflichten auf, besonders auch gegenüber der Heimat. In einer an die Lehrerschaft in Smyrna gerichteten Ansprache am 1. Februar 1931 sagte er darüber: „Wenn auch heute ein Militärdienst der Frau nicht in Frage kommt, so

Digitized by Google

muß doch in der nationalen Erziehung der Grundsatz eingehalten werden, daß alle unsere Mädchen so zu erziehen sind, die Interessen des Vaterlandes und der Nation zu verteidigen und zu wahren." Die Hauptaufgabe der Frau sah aber Atatürk auf dem Gebiete der Familie und als Mutter. 1923 erklärte er: „Wenn ich von der Zivilisation spreche, so möchte ich auch dies mit Entschiedenheit aussprechen, daß die Grundlage der Zivilisation, das Fundament von Fortschritt und Kraft im Familienleben liegt." Und an anderer Stelle: „Die oberste Pflicht der Frau ist die Mutterschaft."

Kein Gebiet des öffentlichen und privaten Lebens blieb von Veränderungen unberührt. Über viele Neuerungen liest die europäische Kulturwelt hinweg, ohne zu bedenken, daß für den orientalischen Kulturkreis viele dieser Änderungen einen Akt revolutionären Ausmaßes bedeuteten. Der Fall des Schleiers für die Frau, die Hutmode und moderne, hygienische Bekleidung waren derartige Maßnahmen. Daß ein Mann wie Atatürk den sozialen Ausbau des neuen Staates besonders betrieb, liegt auf der Hand. Auch auf diesem Gebiet hatte das Osmanische Reich ihm nichts hinterlassen. Ein soziales Hilfswerk und eine Sozialgesetzgebung sind im Entstehen, die den Vergleich mit europäischen Einrichtungen und Gesetzen nicht zu scheuen brauchen. Vor dem Parlament hat Atatürk 1922 sein Sozialprogramm in die Sätze zusammengefaßt: „Die Gesundheit unserer Nation sichern und heben, die Sterblichkeitsziffern senken, die Bevölkerungszahl steigern, die Schäden der ansteckenden Krankheiten und Seuchen eindämmen und auf diese Weise die Bürger der Nation zu körperlich starken, arbeitsfähigen und gesunden Menschen heranziehen."

Nur ein kurzer Abriß aus dem Lebensbild Atatürks ist hier wiedergegeben. Nicht ganze 20 Jahre ist dieser Mann der Führer seines Volkes gewesen, aber diese Zeit hat genügt, um die Spuren seines Wirkens unvergänglich zu machen. Aus dem Glauben an das türkische Volk schöpfte Atatürk immer neue Kräfte für eine Titanenarbeit. Diese Kraft konzentrierte sich auf ein Ziel, die Schaffung eines auf gesundem Unterbau ruhenden Staatswesens. Genialität eines Staatsmannes äußert sich in frühzeitigem Erkennen und zielsicherem Befolgen der zwangsläufig gegebenen Entwicklungslinien. Diese Genialität hat Atatürk besessen. Aus der Geschichte des Osmanischen Reiches hatte er gelernt, daß dieses Reich an innerer Schwäche zugrunde gegangen war, und daß äußere Machtstellung ohne entsprechende innere Kraft auf die Dauer nicht aufrechtzuerhalten ist. Für den Bestand des zerfallenden Nationalitätenstaates hatte das türkische Volk jahrhundertelang die schwersten Blutopfer gebracht, ohne das Auseinanderfallen schließlich verhindern zu können. In entschiedener Abkehr von den Begriffen „Osmanismus", „Islamismus" und „Turanismus", denen sein Vorgänger Enver Pascha nachgejagt war und für die er mit seinem Untergang bezahlt hatte, bekannte sich Atatürk in weiser Selbst-

Digitized by Google

beschränkung zum Türkismus, d. h. zu einer Zusammenfassung aller völkischen Kräfte zu ausschließlichem Nutzen des Volksganzen und zum Durchsetzen der nationalen Ziele. Da dieser Aufbau planmäßig, von innen heraus und auf gesunder Grundlage erfolgt ist, darf die Türkei hoffen, auch nach dem Tode ihres Schöpfers auf den von ihm vorgezeichneten Bahnen einer glücklichen Zukunft entgegenzugehen.

Kleine Ursachen – große Wirkungen.

Beginn der Augustschlacht 1915 auf Gallipoli.

Von Generalmajor a. D. Hans Kannengießer Pascha.

Der Krieg hat sein Gesicht durchaus geändert.

Als wir 1914 auszogen, da glaubten wir noch an ein frisch-fröhliches Marschieren der Infanterie und Artillerie. Die Kavallerie weit voraus, um den Gegner zu stellen.

Aber 1918, als wir heimkehrten, sah die Sache ganz anders aus.

Wer sprach da noch von Pulverrauch und Kugelregen, wer von Poesie und Ritterlichkeit im Kriege, wie z. B. 1870/71?

Was der Russisch-Japanische Krieg 1904/05 hatte ahnen lassen, war Tatsache geworden.

Die nach Art und Wirkung immer mehr zunehmende mörderische Waffenwirkung hatte die Kämpfenden — noch lebend — in die Erde gedrückt, die Millionenaufgebote an Soldaten die Kampflinien derart verlängert, daß es keine Flanken mehr gab, die zu umfassen waren.

Die Strategie im großen, die Taktik im kleinen, das freudige Zupacken des einzelnen im Bewegungskriege, auf das wir deutschen Offiziere ja besonders erzogen waren — das alles versank in den Grabenkrieg und in die durch die Jahre hindurch ununterbrochen wütende Materialschlacht mit ihren unerhörten Anforderungen an die Nervenkraft jedes einzelnen Kämpfers. Deren waren bei uns Deutschen geblieben auf dem Felde der Ehre: 1870/71 43 000 und 1914/18 2 Millionen (genau 2 036 897). Nennt man als runde Zahl 2 Millionen, so läßt man fast so viel unberücksichtigt, als 1870/71 insgesamt gefallen waren.

Man hofft für den nächsten Krieg wieder auf ein freieres Spiel der Kräfte. Gerade die modernsten Waffen, die Flieger und die Panzertruppen, die Raum und Zeit so spielend leicht überwinden, scheinen geschaffen, Bewegung zu bringen in kämpfende Massen, selbst wenn sie sich so ineinander verkrampft haben wie 1914/18.

Die kriegerischen Ereignisse seit 1919 liefern allerdings bisher kein entscheidendes Material zur Klärung dieser Frage.

Digitized by Google

Man wird die Truppe also so ausbilden müssen, daß sie auf alle Fälle vorbereitet ist. Nicht nur auf den Bewegungskrieg, auch auf den Angriff aus erstarrter, eingegrabener Front heraus mit dem Ziel des Durchbruchs des feindlichen Grabengewirrs und mit der Sehnsucht im Herzen, erfrischenden Luftzug zu bringen in dieses männermordende, dumpfe, fast unterirdische Ringen.

So war es doch gewesen 1914/18, seit wir an der Marne unser Schlachtenglück freiwillig dahingaben.

Wir wissen, daß ein solches auf die Minute gleichzeitiges Heraussteigen ganzer Armeen aus dem Graben und das Hineinstürzen in ein raffiniert ausgedachtes, tiefes System höchster feindlicher Waffenwirkung an Führung und Truppe ganz anders geartete Anforderungen stellt als ein Bewegungskrieg. Planung und Ausführung müssen sich abspielen wie die unbedingt sichere Arbeit einer wohldurchdachten, wenn leider auch komplizierten Maschine. Versagt auch nur ein ganz kleiner, scheinbar unbedeutender Teil, so tritt Leerlauf ein, d. h. die anderen Teile arbeiten umsonst — die Schlacht ist verloren. Alle Arbeit, vor allem alle Opfer waren vergeblich.

Wie sehr es auf ein solch unbedingt sicheres, fehlerloses Ineinandergreifen aller Teile bei einem Angriff ankommt, davon möchte ich aus meiner Praxis ein Beispiel anführen, dessen Bedeutung ich erst nach Kenntnis der englischen Quellen voll erkennen konnte.

Es ist erstaunlich, daß kleine Ursachen, also kleine Fehler bzw. Unstimmigkeiten, solch große Wirkungen haben können. Darin liegt das Belehrende dieser kleinen Skizze.

Ich war damals Kommandeur der türkischen 9. Division. Am frühen Morgen des 7. August 1915 erhielt ich von dem Befehlshaber der Nordgruppe auf Gallipoli Essad Pascha den Befehl, den Djonc Bahir zu besetzen, da englische Truppen nördlich Anzac gelandet sein sollten. Anzac bedeutet das Australische und New Zeeland Armee Corps, ist aber zugleich auch ein geographischer Begriff geworden für das von dieser Gruppe besetzte Gebiet bei Ariburnu.

Als ich, meiner Division vorauseilend, gegen 6 Uhr morgens den steilen Osthang des Djonc Bahir mit Mühe erklommen hatte — die Pferde mußte ich unten im Tale lassen —, bot sich mir plötzlich ein überwältigendes Bild, das die Spannung der letzten Wochen völlig beseitigte. Jenseits der Anafartaebene in nordwestlicher Richtung lagen an der Suvlabucht eine Unzahl englischer Kriegs- und Transportschiffe vor Anker. Es wimmelte von Booten und Leichtern nach dem Strande zu, wo Truppen sich formierten, von denen ein Teil schon den Vormarsch ins Innere angetreten hatte. Kein Zweifel. Das war der lange, mit steigender Spannung erwartete große Angriff der Engländer, der ihnen — so hofften sie — nun endlich die Dardanellen öffnen sollte. Es war das englische IX. Armeekorps, das hier an Land ging. Sein

Digitized by Google

nächstes Ziel konnte nur sein, sich nach Überwindung der Anafartaebene in Besitz des gegenüberliegenden Höhenzuges des Tekke Tepe zu setzen. Damit öffnete sich ihm die Senke unmittelbar östlich von Groß-Anafarta, die den Höhenzug des Tekke Tepe von dem des Sari Bahir trennt. Diese Senke ist das Tor, das hineinführt in das Innere der Halbinsel Gallipoli und damit nach Kilia und Akbasch, sowie zu den Dardanellen selber. Glückte dieser Stoß, so war England der Sieger dieses Feldzuges, der allein auf seine Rechnung ging.

Bild 1. Blick vom Djonc Bahir nach Osten, im Hintergrund die Dardanellen.

Diese Gefahr lag um so näher, als in der Anafartaebene nur einige wenige Bataillone und Batterien unter Befehl des Major Willmer standen, die nur einen hinhaltenden Widerstand leisten konnten.

Panoramaartig lag das alles klar vor mir. Es war wie bei einem Kriegsspiel mit aufgedeckten Karten.

Angesichts dieser klaren taktischen Lage gewann der Höhenzug des Sari Bahir, auf dem ich stand, eine entscheidende Bedeutung, denn einmal flankierte er das Vorgehen der Engländer in der Anafartaebene und dann versperrte er das Tor bei Anafarta von Süden her. Hier lag also letztlich der Schlüssel zu diesem Tor. Den mußten sich die Engländer dort erst holen. Diese herannahenden, überstarken Engländer unter allen Umständen bis zum Eintreffen türkischer Verstärkungen aufzuhalten, war das einfache und klare Gebot dieser Stunde dramatischer Spannung.

Der 3 km lange, bisher unbesetzte Höhenrücken des Sari Bahir trägt einige den Überblick innerhalb der Stellung behindernde Kuppen, so, im Süden beginnend, den Schaintepe, den Djonc Bahir, den Hill Q (englische

Digitized by Google

Bezeichnung), den Kodjadschemen Dagh. Der Djonc Bahir ist nicht der höchste, aber wegen seiner zentralen Lage und guten Übersicht militärisch der wichtigste. Von ihm aus ist auch Verbindung mit dem Düstepe, dem rechten Flügel der türkischen Nordgruppe, leicht aufzunehmen. Sie liegt Anzac gegenüber.

So ungehindert ich vom Djonc Bahir aus in die Ferne sehen konnte, so beschränkt war der Blick in die unmittelbare Nähe. Das Gelände fällt steil zur Küste ab, die man hier nicht sieht. Statt dessen sieht man in ein unübersichtliches Gewimmel von kleinen Tälern, Schluchten und schmalen Bergrücken hinein. Alles ist übersät mit kniehohem, stacheligem Gestrüpp, Felsblöcken und verbranntem Steppengras. Es herrschte hier oben eine lautlose Stille, kein Mensch war zu sehen, kein Schuß fiel — auch in der Anafartaebene nicht. Nur die Sonne brannte schon unbarmherzig auf uns nieder.

Auf dem Djonc Bahir stand nur ich mit meinem Stabe. Die Engländer konnten jeden Augenblick aus den unmittelbar vor mir liegenden, verschwiegenen Tälern auftauchen. Sie von diesem so überaus wichtigen Höhenzuge mit den acht bis zehn Revolvern meines Stabes fernzuhalten, hatte ich so gut wie keine Aussicht, wenn nicht bis dahin meine Regimenter eingetroffen waren.

Ich begann sogleich mit einer Erkundung des Geländes, um die vorderste Linie festzulegen und mir klar zu werden über die Verteilung der Truppen.

Hierbei fand ich zu meiner großen Überraschung in der Senke zwischen Djonc Bahir und Hill Q eine türkische Gebirgsbatterie und — was mich fast noch mehr freute — zwanzig Infanteristen als Bedeckung. Der Batteriechef, den ich wecken lassen mußte, hatte keine Ahnung von dem sich zusammenballenden Unheil. Ich nahm ihn unter meinen Befehl.

Einige Zeit später — es muß gegen 7.30 Uhr morgens gewesen sein — erschien plötzlich auf etwa 600 m Entfernung feindliche Infanterie vor meiner Front. Mein Dolmetscher Major Zia Bey machte mich darauf aufmerksam. In Reihen zu einem, schleppenden müden Schrittes, aber gegen meine Türken tadellos angezogen, mit weißer Armbinde um den Oberarm, bogen sie gerade um eine eigenartige hohe Felswand, den Pinnacle (engl. Bez.), in südlicher Richtung herum.

Sofort eilte ich zu der einzigen Truppe, die ich hatte, den zwanzig Mann Infanteriebedeckung zurück, um das Feuer eröffnen zu lassen.

Bezeichnend ist, daß in diesem höchst kritischen Augenblick, der schnellstes Handeln erforderte, der Führer der zwanzig Mann, ein Tschausch (Unteroffizier) erklärte, daß er das nur auf Befehl seines Bataillonskommandeurs tun dürfe. Ich ließ ihn über meinen Willen nicht im Zweifel.

Der Erfolg der ersten Schüsse war überraschend. Blitzschnell warfen sich die Engländer hin, aber sie erwiderten das Feuer nicht. Sie taten überhaupt

Digitized by Google

nichts. Vor allem griffen sie nicht sofort an, was mir sehr unangenehm, für sie aber das einzig Richtige gewesen wäre. Erst einige Zeit später begann ein weiter südlich, nach dem Schaintepe zu, sehr geschickt in Stellung gebrachtes Maschinengewehr unseren Höhenrand abzukämmen.

So waren die Waffen jetzt gebunden.

Es war den Engländern gelungen, unter sachgemäßer Ausnutzung eines schmalen Bergrückens, des Rhododendron Spur (engl. Bez.), dicht an den Djonc Bahir, den Schlüsselpunkt der Stellung, heranzukommen.

Hier aber hatte Allah den Türken diesen eigenartigen Felsklotz, den Pinnacle, hingesetzt, den der Angreifer umgehen mußte, wahrscheinlich weil hier der Fußpfad führte. Dadurch hoben sich die einzelnen Figuren der Engländer für uns, die wir die Sonne im Rücken hatten, vom hohen Felsen deutlich wie Scheiben ab. Welchen Erfolg die paar Schüsse meiner Handvoll Leute auf die englische Angriffskolonne hatten, werden wir später sehen.

Mittlerweile hatte auch ich Verstärkungen bekommen.

Der Kommandeur der türkischen 19. Division, Mustapha Kemal Bey (später Atatürk und Präsident der Türkei), dessen rechter Flügel den Düstepe hielt, hatte zum Schutz seiner rechten Flanke zwei Kompanien in Richtung Djonc Bahir entsandt. Er wußte noch nichts von meinem Eintreffen dort. Diese beiden Kompagnien sah ich gerade in dem Augenblick, als sie etwa in Höhe des Schaintepe den Höhenrand — höchst zweckwidrig — nach rückwärts herabsteigen wollten. Trotz Widerstrebens und Berufung auf andere Befehle nahm ich sie unter mein Kommando. Ebenso erging es Teilen des I./J. R. 14 am Kodjadschemen Dagh, die aus westlicher Richtung zurückgingen.

Aus dem gröbsten war ich nun heraus.

Wie die Engländer den Angriff auf den Djonc Bahir in der Nacht vom 6. zum 7. August 1915 beabsichtigten, wissen wir jetzt aus der klaren und ungeschminkten Darstellung ihrer amtlichen „History of the Great War". Sie ist höchst interessant und lehrreich durch das, was geschah, und das, was nicht geschah. Wir sehen aus kleinen Ursachen große Wirkungen entstehen. Diese Fülle kriegerischer Erfahrung auch weiteren deutschen Kreisen zugänglich zu machen, ist der Zweck dieses Berichtes.

Ich enthalte mich dabei jeder Betrachtung darüber, ob die Engländer besser südlich von Kabatepe gelandet wären, wo ich bisher gestanden hatte, oder weiter nördlich bei Bulair, wo Fehsi Bey sie mit zwei Divisionen erwartete oder schließlich auf asiatischer Seite, wie die Franzosen es immer gewünscht hatten.

Sir Ian Hamilton, der englische Oberbefehlshaber, hatte sich für die Suvlabucht entschieden.

Digitized by Google

Der englische Angriffsplan.

Er war bis in alle Einzelheiten wohldurchdacht und von langer Hand sorgfältig vorbereitet. Nach menschlichem Ermessen bot er alle Aussicht auf Erfolg.

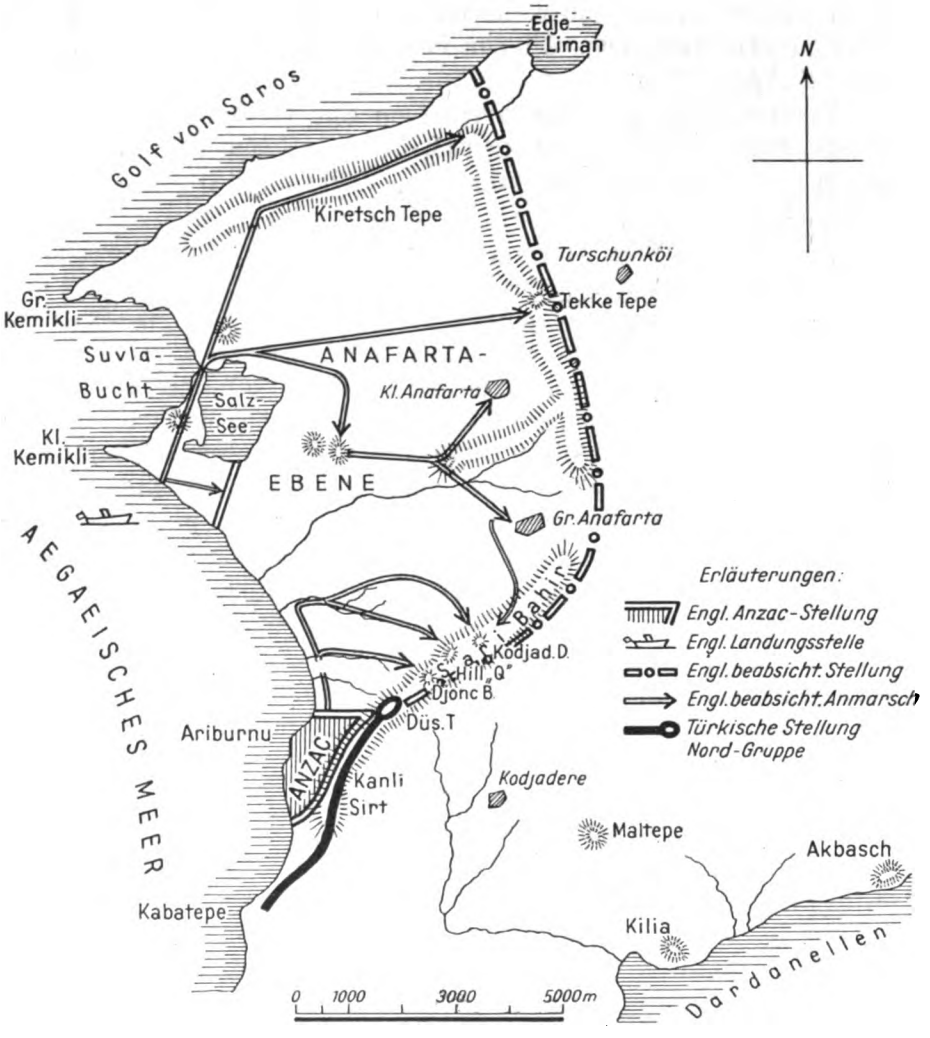


Bild 2.

Das erste Ziel war der Besitz der die Halbinsel Gallipoli beherrschenden Höhenzüge des Sari Bahir und des Tekke Tepe. Im Anschluß daran war beabsichtigt, durch eine große Schwenkung nach Süden mit dem Drehpunkt zunächst auf dem Djonc Bahir, die Linie Kabatepe—Mal Tepe—Akbasch bzw. Kilia zu erreichen. Damit fiel die türkische Nordgruppe. Die Türken auf der südlichen Hälfte der Halbinsel waren von ihren rückwärtigen Ver-

Digitized by Google

bindungen abgeschnitten. Damit öffneten sich aber auch die Dardanellen für die englisch-französische Flotte. Das war der volle Sieg.

Das erste Ziel gleich im ersten Anlauf zu besetzen, war um so aussichtsreicher, als die Türken die Höhenzüge des Sari Bahir und des Tekke Tepe bisher unbesetzt gehalten hatten. Überraschung und schnelles Zupacken waren daher durchaus notwendig. Sir Ian Hamilton hatte das alles erkannt und wohl bedacht.

Deswegen wählte er zur Ausführung eine der dunklen Nächte der zweiten Augustwoche, und zwar die vom 6. zum 7. August 1915. Der Mond ging erst um 2 Uhr nachts auf, wenn man — dicht am Ziel — sein Licht gut gebrauchen konnte.

Ferner sollten am vorhergehenden Nachmittag, also am 6. August, heftige Angriffe auf die bisherigen Stellungen der Türken erfolgen, um ihre Aufmerksamkeit abzulenken und ihre Reserven zu binden. Mit welchem Erfolg das geschah, weiß ich aus eigener Erfahrung, denn ich wurde am Spätnachmittag des 6. August mit meiner Division an den Kanli Sirt herangezogen, um verlorengegangene Gräben wiederzunehmen. Während diese schweren Kämpfe bis in die Dunkelheit hinein im südlichen Teil der Nordgruppe tobten, sollten drei verstärkte englische Infanterie-Brigaden in entgegengesetzter, also nördlicher Richtung Anzac verlassen, um, an der Küste entlangmarschierend, den unbesetzten Sari Bahir noch vor Tagesanbruch zu besetzen. Gleichzeitig sollte von Lemnos, Lesbos und Imbros kommend, ein großes Geschwader aller Art sich der Suvlabucht nähern, um dort abends gegen 10 Uhr mit der Ausladung des IX. Armeekorps zu beginnen. Die einzelnen Brigaden sollten sofort in Marsch gesetzt werden, um von Norden her zunächst die befestigten Hügel in der Anafartaebene, dann aber die Höhenzüge des Kiretsch Tepe und des Tekke Tepe noch vor Tagesanbruch zu nehmen.

Das war in großen Zügen der englische Angriffsplan.

Uns interessiert hier besonders der Angriff der drei Brigaden auf den Sari Bahir. Wie sich sein zu überwindender Nordwestabhang dem Verteidiger von oben gesehen bot, wissen wir bereits. Dem Angreifer von der Küste her zeigte er sich als eine bis zu 300 m ansteigende, zerrissene, unübersichtliche, mit Gestrüpp durchwachsene Wand. In diese Wirrnis hinein führten drei jetzt im Sommer ausgetrocknete, mit Steingeröll übersäte Bachtäler: die des Sasli Dere, Chailak Dere und Aghyl Dere. Sie führten höchst erwünscht konzentrisch an den oberen Höhenrand heran. Es waren Strippen, an denen man sich des Nachts an das Ziel herantasten konnte.

Noch einen anderen taktischen Vorteil bot der Aufbau des Geländes. Zwei Bergrücken führten in geringerer Steigung direkt in die Höhenstellung des Sari Bahir hinein. Sie ersparten das mühsame Erklettern aus den tiefen Tälern, womöglich im feindlichen Feuer. Zudem endeten diese beiden Berg-

Digitized by Google

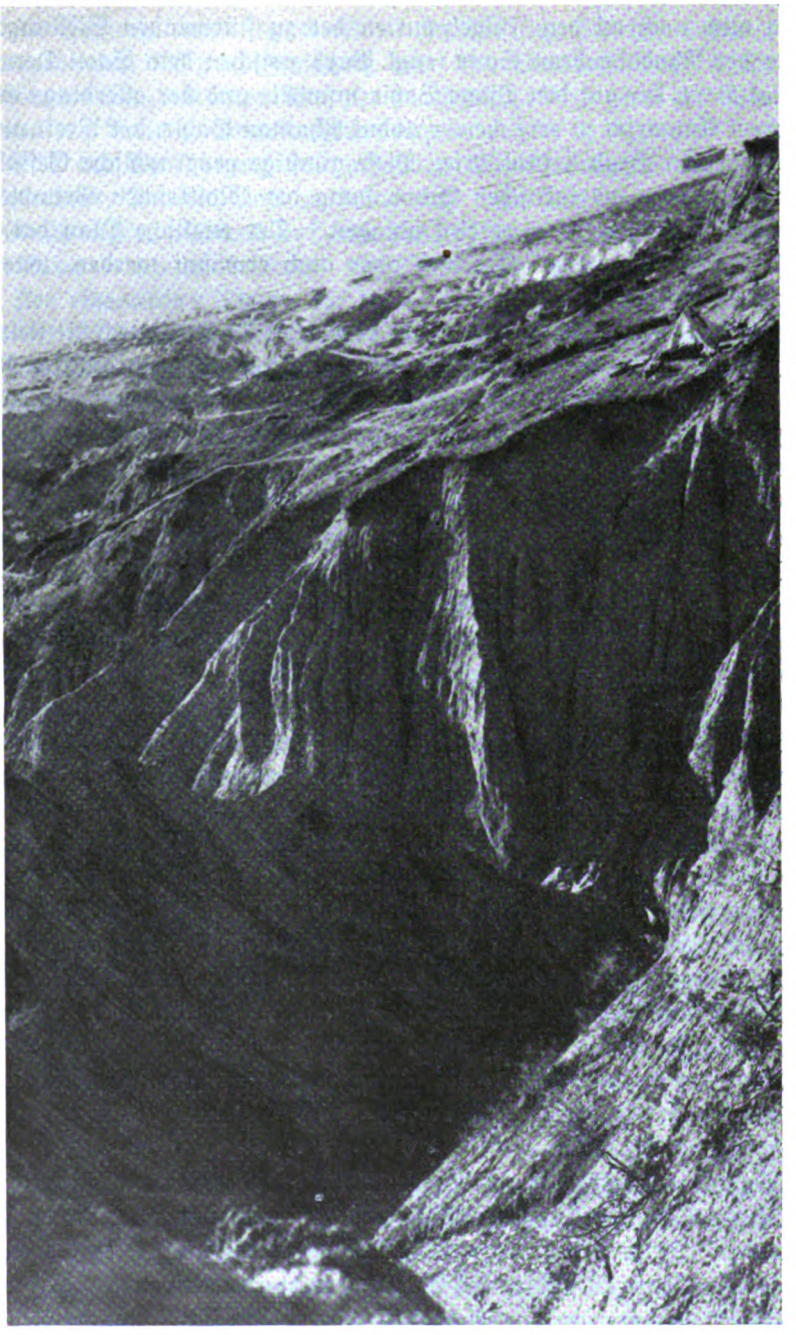


Bild 3. Dieser Blick von der Höhe des Eseltales und des Walkersrückens (Gallipoli) gibt eine ausgezeichnete Idee von dem Lande, welches die Australier in der linken Flanke nach der Landung am 25. 4. 1915 zu überwinden hatten. Aufgenommen im September 1915.

Digitized by Google

rücken auch noch an den Flügelpunkten der zu stürmenden Stellung. Es waren der Rhododendron Spur (engl. Bez.) zwischen dem Sasli Dere und Chailak Dere, der auf den Djonc Bahir mündete und der allerdings erst in weiterem Anmarsch zu erreichende Abdul Rhaman Bahir, der direkt an den Kodjadschemen Dagh heranführte. Diese günstige geographische Gestaltung zwang geradezu zur taktischen Anwendung des Moltkeschen Grundsatzes: „Getrennt marschieren — vereint schlagen." Der englische Plan hat diese Gunst richtig ausgenutzt. Es muß aber auch erwähnt werden, was den Angriff erschwerte.

Da war für die Truppen der sehr schwierige Anstieg durch die steinigen Täler und über die steilen Abhänge ohne Weg und Steg in dunkler Nacht. Wege gab es in dortiger Gegend überhaupt nicht, höchstens gelegentliche Fußpfade, die auch dem Esel, dem einzigen Transportmittel des Landes, genügten.

Dann hatte der einzelne Mann schwer belastet werden müssen, denn die fechtende Truppe konnte infolge der Geländeschwierigkeiten erst nach 18 Stunden auf Wasser und nach 48 Stunden auf Verpflegung rechnen. Also mußte der Mann seine Verpflegung, erhöhten Wasserbedarf, 200 Patronen, das Nachrichtengerät und auf je acht Mann eine große Hacke und einen großen Spaten selber tragen.

Schließlich hatte man bei voller Dunkelheit in ein völlig unbekanntes, unübersichtliches Gelände hineinzumarschieren, in dem ein Zurechtfinden äußerst schwierig sein mußte. Eine vorherige gewaltsame Erkundung war angesichts des schwachen türkischen Küstenschutzes ohne weiteres ausführbar, aber sie hätte die Aufmerksamkeit des Feindes auf diese Gegend gelenkt. Das aber wollte man unbedingt vermeiden. Allen diesen zu erwartenden Schwierigkeiten trug der englische Angriffsplan dadurch Rechnung, daß er für den Vormarsch auf jede zurückzulegende englische Meile, also auf 1609 m, je eine Stunde Zeit gerechnet hatte. Das mußte auf alle Fälle genügen, wenn man nicht wider Erwarten doch auf erheblichen feindlichen Widerstand stieß. Das schwierige Zurechtfinden im Gelände suchte man außer durch Studium der Karten und Fliegeraufnahmen durch einen Einblick in das Gelände zu erleichtern, den man von Bord der an der Küste liegenden Kriegsschiffe aus gewann.

Außerdem waren einem Major Overton und anderen Offizieren doch persönliche Erkundungen geglückt. Sie sollten die einzelnen Kolonnen führen zusammen mit landeskundigen Griechen, die früher in dieser Gegend gewohnt, dann aber durch die türkische Regierung ausgewiesen worden waren.

Bei diesem ganzen Angriff kam es, kurz gesagt, für die untere Truppenführung darauf an, mit ihrer Mannschaft ein schwieriges Gelände unter Aufwand aller Energie zu durchstoßen. Dafür winkte jenseits ein herrliches Ziel: die kampflose Besetzung des wichtigen Sari Bahir. Über diese taktische

Digitized by Google

Grundauffassung konnte irgendwelcher Zweifel nicht bestehen, denn in einer vorhergehenden Offizierbesprechung war den Stabsoffizieren ausdrücklich befohlen worden, mit ihren Truppen durchzustoßen (to push on) ohne Rücksicht auf den Verbleib ihrer Nachbartruppen.

Mit der Ausführung des gesamten Angriffs wurde der Divisionskommandeur, General Godley, beauftragt. Er verfügte insgesamt über 20 000 Gewehre, während auf dem ganzen, 3 km langen Höhenkamm des Sari Bahir — wie wir wissen — nur 20 Gewehre standen.

Den eigentlichen Sturm auf diesen Höhenkamm sollten drei verstärkte Infanterie-Brigaden ausführen, die von Anzac aus an der Küste entlangmarschierend, nacheinander in die Täler des Sasli Dere, Chailak Dere und Aghyl Dere einbiegen sollten, um — aufwärts kletternd — noch vor Tagesanbruch den Djonc Bahir, Hill Q und Kodjadschemen Dagh zu besetzen. Nur die linke Flügelbrigade mußte aus dem Tal des Aghyl Dere heraus im Bogen nach Norden ausholen, um für den letzten Anstieg den Abdul Rhaman Bahir zu gewinnen.

Bei dem Vormarsch war mit türkischem Küstenschutz zu rechnen, der die Höhen am Austritt der Flußtäler besetzt hielt. Die Sturmkolonnen sollten sich damit aber nicht aufhalten. Deswegen waren besondere Säuberungsabteilungen mit ihrer vorherigen, möglichst geräuschlosen Überrumpelung beauftragt.

Das Geheimnis des Angriffs war glänzend gewahrt. Die Türken, denen die Anhäufung starker englischer Truppenmassen auf den „neutralen" griechischen Inseln der nördlichen Ägäis natürlich nicht entgangen war, wußten bis zum letzten Augenblick nicht, wo sie an den langen in Betracht kommenden Küstenstrecken eingesetzt werden würden.

Zusammenfassend kann man wohl sagen, daß die englische Führung die Maschinerie für den Angriff zweckentsprechend aufgezogen hatte. Nun war es Aufgabe der Truppe, diese Maschinerie in der Nacht vom 6. zum 7. August 1915 auch vorschriftsmäßig ablaufen zu lassen, d. h. sicher, geräuschlos, pünktlich.

Wir werden jetzt sehen, wie das geschah.

Der Angriff der rechten Sturmkolonne.

Befehlsgemäß trat bei einbrechender Dunkelheit am 6. August die rechte Säuberungsabteilung an und nahm die türkischen Postenstellungen an der Küste ohne besondere Schwierigkeiten.

Solche hatte man auch nur bei der stark durch Stacheldraht geschützten Stellung zwischen Sasli Dere und Chailak Dere erwartet und darum hier zu einer List gegriffen. Schon seit Wochen hatte ein an der Küste liegender Zerstörer jeden Abend um 9 Uhr sein grelles Scheinwerferlicht auf diesen Posten eingestellt und ihn dann mit einigen Granaten bedacht. So auch an

Digitized by Google

diesem Abend. Die wie immer in voller Deckung befindlichen ahnungslosen Türken wurden von den im Schatten des Lichtkegels herangekommenen Neuseeländern leicht überwältigt. Damit war der Weg frei für die rechte Sturmkolonne, die unter Befehl des General Johnston stand und sich aus der New Zeeland- (N. Z.) Infanteriebrigade, einer Gebirgsbatterie auf Maultieren und einer Pionierkompanie zusammensetzte.

Sie hatte den Auftrag, durch Sasli Dere und Chailak Dere den Djonc Bahir eine Stunde vor Tagesanbruch, also 3 Uhr morgens, zu besetzen. Das war bequem zu leisten, denn die Entfernung betrug nur 3 km und der Aufstieg etwa 270 m. Mit ernstlichem feindlichem Widerstand war nicht zu rechnen.

Aber schon der auf 10^{45} Uhr abends befohlene Abmarsch wurde verschoben, weil in den Bergen noch Schüsse fielen.

Das waren türkische Versprengte, die die ganze Nacht über auch bei den anderen Kolonnen versuchten, die anrückenden Truppen durch einige Schüsse aufzuhalten, was ihnen aus überhöhenden Stellungen bei ihrer Kenntnis des zerklüfteten Geländes auch vielfach gelang.

Man sieht, was der türkische Küstenschutz in hinhaltendem Widerstand hätte leisten können, wenn er sich nicht gleich im Anfang hätte überrumpeln lassen.

Um 11^{30} Uhr trat die N. Z.-Brigade nun aber doch an.

Am Sasli Dere bog, wie vorgesehen, das Canterbury-Bataillon ab, um dieses Tal aufwärts zu klettern. Am westlichen Abhang des Rhododendron Spur auf einem dort befindlichen Sattel sollte es sich wieder in die Marschkolonne der Brigade eingliedern.

Diese selbst nahm zum Aufstieg den Chailak Dere. Bei Annäherung an die steile Höhe des Table Top (engl. Bez.) ergab sich, daß diese noch vom Feinde besetzt war. Man machte halt. Zwei Kompanien des am Anfang marschierenden Otago-Bataillons sollten die Höhe säubern. Bei Annäherung ertönten zu allgemeinem Staunen von oben her Rufe und Händeklatschen. Es war die türkische Besatzung — etwa 100 Mann —, die sich schon von weitem schimpflich ergab.

Immerhin hatte der Vorgang Zeit gekostet, und es war bereits 2^{30} Uhr morgens, als die N. Z.-Brigade sich wieder in Marsch setzte. Dafür ging es nun flotter vorwärts, denn heller Mondschein erleuchtete die Gegend.

Das nächste Ziel war der schon erwähnte Sattel zwischen Table Top und Rhododendron Spur, wo das Canterbury-Bataillon sich wieder eingliedern sollte. Es war aber nicht da. Also wartete man.

Dieses Canterbury-Bataillon war inzwischen in ein Nebental des Sasli Dere gelangt, wo eine jähe Steilwand des Table Top den Weg versperrte. Ein Befehl des Bataillonskommandeurs wurde von der Spitze mißverstanden. Man verirrte sich rettungslos und stand kurz vor Tagesanbruch

Digitized by Google

wieder am Ausgangspunkt an der Küste. Erneut machte man sich an den Aufstieg. Dieses Mißgeschick wäre in seinen Folgen nicht so katastrophal gewesen, wenn nicht der Brigadekommandeur oben am Sattel immer noch gewartet hätte. Stunde um Stunde gingen ungenutzt dahin. Das ist um so schwerer zu verstehen, als man nur noch 1300 Yards (rd. 1200 m) vor sich hatte zum erstrebten, immer noch unbesetzten Djonc Bahir, dem Schlüsselpunkt der ganzen Höhenstellung und wahrscheinlich dem entscheidenden Punkt des ganzen Feldzuges.

Wenigstens eins seiner Bataillone hätte der Brigadekommandeur dorthin vorschicken müssen. Ja, eine Patrouille hätte genügt, um uns — den Stab der türkischen 9. Division —, die wir gegen 6 Uhr morgens den steilen Ostabhang des Djonc Bahir mühsam heraufkletterten, von oben her abzuschießen wie Hasen auf der Treibjagd.

Aber da war noch eine andere Tragödie, die dieses tatenlose Warten verschuldete. Das war am Düstepe.

Dieser Düstepe war der stark befestigte und seit Monaten tapfer verteidigte nördliche Eckpfeiler der türkischen Nordgruppe, bisher vergeblich von Anzac aus berannt.

Heute, am 7. August, sollte der trotzige, düstere Kerl fallen, denn die N. Z.-Brigade würde diesen Angriff vom Djonc Bahir aus über den Schaintepe von Norden her flankierend unterstützen. In den englischen Gräben vorm Düstepe herrschte eine gehobene, siegessichere Stimmung. Man drängte sich geradezu zur Teilnahme am Sturm, den 600 Mann der 3. australischen Light Horse-Brigade in vier Wellen ausführen sollten. Kleine gelb-rote Fähnchen waren ausgegeben, um die eroberte Stellung nach rückwärts zu bezeichnen.

Planmäßig um 4^{30} Uhr morgens setzte der Angriff ein. Aber infolge Unstimmigkeit der Uhren lag zwischen dem Ende des artilleristischen Trommelfeuers und dem Beginn des Infanterieangriffs eine Pause von wenigen Minuten. Sie genügte den Türken, ihre flankierenden Maschinengewehre feuerbereit zu machen. Nur 60 Yards (etwa 50 m) waren zu durchlaufen. Aber nun wurde Welle auf Welle von den Türken niedergemäht. In der ersten Welle fielen u. a. der Kommandeur und 9 Offiziere des 8. Light Horse-Regiments. Von der zweiten Welle gelangten ein oder zwei Mann auf die feindliche Brustwehr, wo man für einige Augenblicke ein gelb-rotes Fähnchen flattern sah. Alle diese schweren Opfer waren vergeblich. Man mußte die Angriffe als aussichtslos einstellen. Und während dieser ganzen Zeit wartete die N. Z.-Brigade nicht weit davon immer noch auf ihr Canterbury-Bataillon!

Endlich, um 6^{30} Uhr, trat sie wieder an.

Noch ein kurzer, steiler Aufstieg, und der Rhododendron Spur ist erreicht, der wie eine Brücke an den Djonc Bahir heranführt.

Digitized by Google

Von hier aus bot sich dem Kommandeur der N. Z.-Brigade dasselbe Bild, wie kurz vorher mir vom Djonc Bahir aus. Mein Gegner sah vor sich den ganzen mächtigen Höhenkamm des Sari Bahir. Er sah die vielen Schiffe an der Suvlabucht und die ausgeladenen Teile des IX. Armeekorps. Aber er vermißte unmittelbar zu seiner Linken die Nachbarsturmkolonnen, und nach rechts schauend war er im Zweifel, ob der für 4^{30} Uhr angesetzt gewesene Angriff auf den Düstepe wirklich erfolgt war. Auch ihm fiel, wie mir, die ganz ungewöhnliche Stille auf, die über der ganzen Gegend lag. Plötzlich zerriß von drüben her — es war gegen 7^{30} Uhr — Gewehrfeuer diese Stille. Es galt seinem vordersten, dem Auckland-Bataillon, dessen Anfang gerade die eigenartige Felswand des Pinnacle am östlichen Ende des Bergrückens umgangen hatte. Es waren meine 20 Schützen, die den Gegner zum Niederwerfen zwangen und damit der ganzen Brigade halt geboten.

Wahrscheinlich muß man nun auf englischer Seite zur selben Zeit die Marschkolonne der zwei Kompanien der 19. Division gesehen haben, die, vom Düstepe kommend, mir bald darauf in die Hand liefen. Anders ist es gar nicht zu erklären, daß der Brigadekommandeur den Eindruck gewann, daß die — gar nicht vorhandenen — Gräben auf dem Djonc Bahir starrend von Gewehren (bristling with rifles) seien. Das dünne Feuer meiner 20 Schützen kann unmöglich einen solchen Eindruck hervorgerufen haben. Jedenfalls nahm man, statt sofort anzugreifen, zunächst mal die Gelegenheit wahr für ein hastiges Frühstück (opportunity to eat a hasty breakfast). — Ich möchte betonen, daß ich alle Angaben über englische Vorgänge der amtlichen „History of the Great War" entnommen habe. — Der Brigadekommandeur beurteilte seine Lage nunmehr dahin, daß ein vereinzeltes Vorgehen seiner Brigade, obwohl die Entfernung zum Djonc Bahir jetzt nur noch 500 Yards (etwa 450 m) betrug, ohne Artillerievorbereitung aussichtslos sei. Eine entsprechende Meldung ging bald nach 8 Uhr an General Godley ab, der seine Befehlsstelle an der Küste am Austritt des Sasli Dere hatte. Dieser war — sehr richtig — gar nicht einverstanden und befahl den Angriff für 10^{30} Uhr vormittags im Anschluß an eine 15 Minuten währende Beschießung des Djonc Bahir durch die Küsten- und Schiffsartillerie.

Aber nun war es zu spät. Das Tor zum Sieg stand nicht mehr offen. Zwei Regimenter meiner Division waren auf dem Djonc Bahir eingetroffen.

Das Verhalten des Brigadekommandeurs blieb weiter unverständlich. Zum Angriff kann man bekanntlich nie stark genug sein. Er verfügte auf dem Rhododendron Spur jetzt über $4^1/_2$ Bataillone, da zwei Kompanien der 10. Gurkhas, die sich verlaufen hatten, bei ihm eingetroffen waren. Nur diese und drei Kompanien seines Auckland-Bataillons bestimmte er für den ihm befohlenen Angriff. Warum hatte er stundenlang auf sein Canterbury-

Digitized by Google

Bataillon gewartet, wenn er es jetzt nicht zusammen mit allen anderen einsetzte?

Wie zu erwarten, wurde der Angriff der fünf Kompanien trotz sehr gut liegender Artillerievorbereitung mit einem Verlust von 250 Mann abgewiesen. Weder während der nun einsetzenden viertägigen erbitterten Kämpfe, noch im Laufe monatelangen Grabenkrieges sind die Engländer in den endgültigen Besitz des Djonc Bahir gekommen. Der Augenblick war verpaßt. „Was man vor der Minute ausgeschlagen, gibt keine Ewigkeit zurück." Kleine Ursachen — große Wirkungen.

Der Angriff der linken Sturmkolonne.

Auch der linken Sturmkolonne ging eine Säuberungsabteilung voraus. Mit einbrechender Dunkelheit antretend, erreichte sie an der Küste entlang über den Aghyl Dere den Damakjelik Bahir, der vom Feinde gesäubert und dann — befehlsgemäß — als linke Flankendeckung besetzt wurde. Auch sollte von hier aus Verbindung aufgenommen werden mit dem IX. Armeekorps an der Suolabucht, das bereits um 10 Uhr abends die 1. Staffel der 11. Division glatt gelandet hatte.

Die linke Sturmkolonne unter Befehl des Generals Cox bestand aus der 4. australischen Brigade, der 29. indischen Infanterie-Brigade, einer indischen Gebirgsbatterie auf Maultieren und einer Pionier-Kompanie. Das Ziel der indischen Brigade war der Hill Q, das der australischen Brigade der Kodjadschemen Dagh. Beide Höhen sollten und konnten um 3 Uhr morgens erreicht werden.

Der Vormarsch wurde mit der rechten Sturmkolonne gleichzeitig — wie wir wissen verspätet — um 11^{30} Uhr abends und nebeneinander angetreten.

Die Spitze der am Anfang der linken Sturmkolonne marschierenden australischen Brigade führte der wegekundige Major Overton, unterstützt durch einen landeseingesessenen Griechen. Als die Marschkolonne den Chailak Dere in nördlicher Richtung überschritten hatte und sich dem Aghyl Dere näherte, in den sie einbiegen sollte, schlug der Grieche dem für den richtigen Weg verantwortlichen Major Overton vor, den Marsch durch eine Schlucht abzukürzen, die rechter Hand über einen Bergrücken führe. Das sei der altgewohnte Weg aller Eingeborenen in Friedenszeiten. Man spare mindestens eine halbe Stunde Zeit. Der Major ging auf den laienhaften Vorschlag ein, entgegen der alten Erfahrung, daß man mit einer Truppe sich niemals auf unbekannte Abkürzungen einlassen soll. Das bestraft sich fast immer. So auch hier.

Man kam in einen Hohlweg, der immer mehr zur Felsenschlucht wurde und in der — abgesehen von Schüssen türkischer Versprengter — dichtes,

Digitized by Google

ſtacheliges Geſtrüpp das Vorwärtskommen derart behinderte, daß Pioniere vorgezogen werden mußten, um zunächſt mal einen Fußpfad zu bahnen.

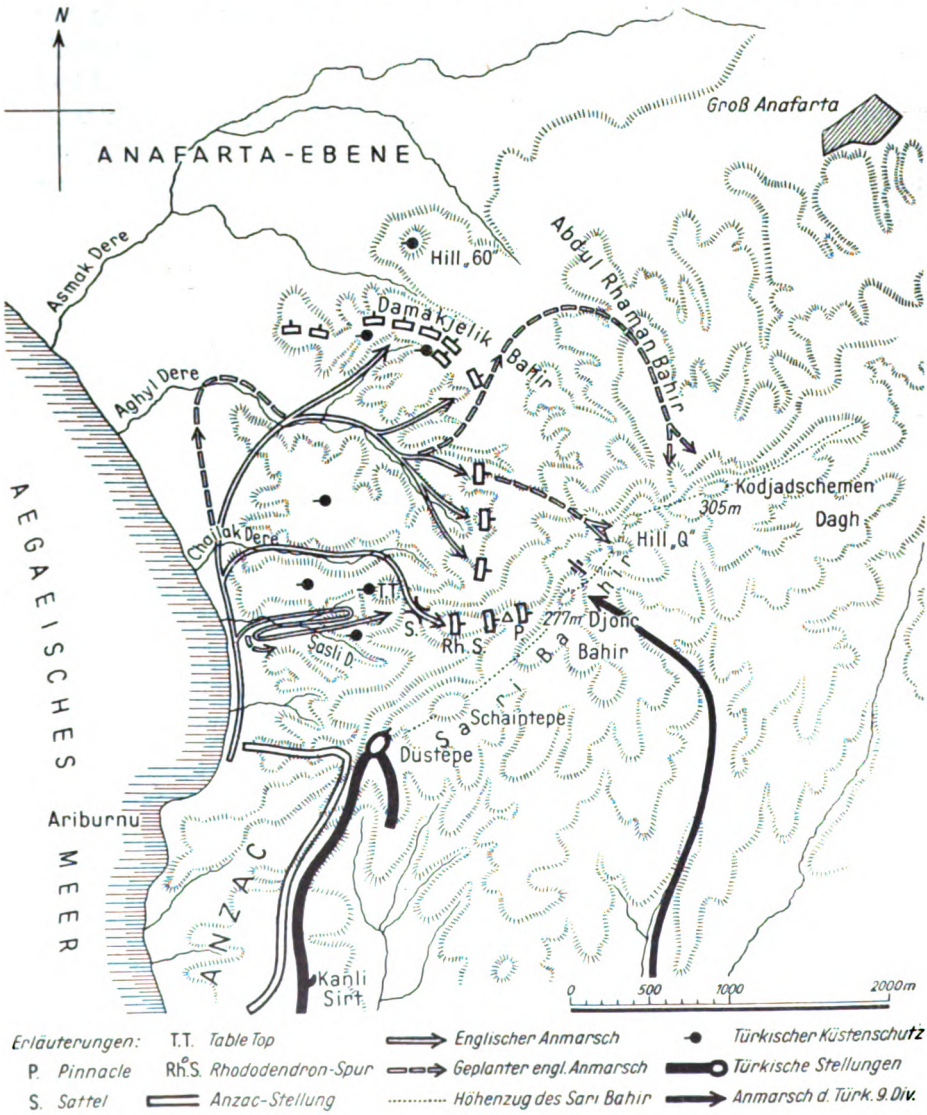


Bild 4.

Noch war es Zeit, noch konnte man mit dem Hauptteil der langen Marſchkolonne auf dem bequemen ſandigen Küſtenweg weitermarſchieren. Der Fehler war noch gutzumachen. Man tat es nicht. Beide Brigaden mußten ſich in der Kolonne zu einem durch dieſes verfilzte, langgedehnte Nadelöhr von Felſenſchlucht hindurchquetſchen. Und das alles in vollſter Dunkelheit.

Digitized by Google

Der erfahrene Soldat weiß, wie Nachtmärsche auf die Truppe auch seelisch wirken. Er weiß, wie das ewige, nach ein paar Schritten vorwärts, immer wiederkehrende, sinnlose Halten und Herumstehen körperlich ermüdet und die ohnehin erregten Nerven bis zum Zerreißen spannt. Besonders belastet sind die verantwortlichen Führer, die die Ungeduld packen muß, zumal wenn sie — wie hier — in der Mitte der langen Kolonne, anstatt nahe dem Anfang marschieren. Es ist bezeichnend, daß den beiden führenden Generalen — sicher Männern von Energie und persönlicher Einsatzbereitschaft — die ungewisse Lage auf die Dauer unerträglich wurde. Beide stürmen in der dunklen Nacht trotz der großen körperlichen Anstrengung nach vorne, um selber zu sehen, was los sei. Zuerst zwängt sich der Kommandeur der australischen Brigade, General Monash, durch die enge Felsenschlucht längs der Marschierenden nach vorwärts und später auch der Führer der gesamten Sturmkolonne, General Cox. Letzterer traf vorne ein, nur von einem Gurkha begleitet, verwundet, blutend und — wenn der englische Bericht es auch nicht sagt — sicher sehr erschöpft.

Mittlerweile hatte der Anfang der Kolonne den Aghyl Dere, anstatt mit der erhofften Einsparung einer halben Stunde, mit einem Zeitverlust von drei Stunden erreicht. Es war 2 Uhr morgens. Der Mond ging auf. Jetzt sollte man bereits vor dem Kodjadschemen Dagh stehen.

Indes türmte neues Unheil sich am Aghyl Dere auf.

Die australische Brigade sollte diesen Bach, sobald sie ihn erreicht hatte, weiter nach aufwärts verfolgen, um dann in das dritte Nebental linker Hand einzubiegen. Über den Abdul Rhaman Bahir würde sie dann den Kodjadschemen Dagh erreicht haben. Anstatt also beim Austritt aus der Felsenschlucht das trockene Bett des Aghyl Dere weiter aufwärts, d. h. in östlicher Richtung, zu marschieren, überschritt die australische Brigade den Aghyl Dere in nördlicher Richtung. Sie gelangte dadurch in das gegenüberliegende, also in das erste und nicht in das dritte Nebental. Diesem folgend stieß sie schließlich auf ihre eigene Flankendeckung, die sich auf dem Damakjelik Bahir eingegraben hatte. Gut, daß in dieser Nacht alle englischen Truppen weiße Armbinden und auf dem Rucksack weiße Tücher trugen, sonst hätten sie sich noch gegenseitig beschossen, wie das in solchen Lagen leicht vorkommt.

Auf dem Rücken des Damakjelik Bahir — einige Bataillonskommandeure hielten ihn bereits für den Abdul Rhaman Bahir — ging die australische Brigade in Anbetracht des erschöpften Zustandes der Mannschaft in Verlängerung ihres Flankenschutzes in Stellung. Das war gegen 4 Uhr.

Nach einer Ruhepause von zweieinhalb Stunden — es war dieselbe Stunde, zu der, wie wir wissen, die N. Z.-Brigade ihren Vormarsch nach dem Rhododendron Spur wieder aufnahm und zu der ich auf dem Djonc Bahir erschien — also, um 6.30 Uhr, befahl General Cox dem General

Digitized by Google

Monash nunmehr den Vormarsch in Richtung Kodjadschemen Dagh wieder aufzunehmen.

Darauf erklärten die Bataillonskommandeure, daß die Truppe dazu an diesem Tage nicht mehr in der Lage sei.

General Cox zog seinen Befehl zurück. Der Wille des Führers kapitulierte vor seiner Truppe. Die Truppe sieht und empfindet natürlich nur das Nächstliegende — hier die Ermüdung. Der Führer aber muß über die Truppe hinweg das Ziel fest im Auge behalten. Dazu ist er da. Weil er es hier nicht tat, schwand in diesem Augenblick des Nachgebens endgültig die letzte Möglichkeit des überraschenden Angriffs auf den Kodjadschemen Dagh. Möglich, daß die eigene körperliche Überanstrengung beim Überholen der Truppe in der Felsenschlucht den General Cox, der ja auch verwundet war, den erschöpften Zustand der Truppe mehr mitfühlen ließ, als im Interesse des Ganzen erwünscht war. Menschlich verständlich — militärisch falsch.

Von jetzt ab scheiterten trotz eintreffender Verstärkungen alle die sehr blutigen, mehrtägigen Versuche vorwärtszukommen, an dem sich immer mehr versteifenden Widerstand der Türken auf dem Rücken, der durch Hill 60 bezeichnet wird. Auch hier gingen die Kämpfe in den Grabenkrieg über.

Die Schuld für diesen steckengebliebenen Angriff der australischen Brigade mit all seinen üblen Folgen sieht der englische Bericht in dem abkürzenden Marsch durch die Felsenschlucht, im Grunde also in dem Vorschlag, den ein griechischer Zivilist glaubte machen zu müssen. Kleine Ursachen — große Wirkungen. Ich glaube, daß man diesen Fehler bei Aufbringung der nötigen Energie wieder hätte gutmachen können.

Es bleibt nun nur noch zu berichten, wie die indische Brigade ihren Auftrag ausführte.

Sie sollte sich zwischen die N. Z.- und die australische Brigade einschieben. Ihr Ziel war der Hill Q mit seinen beiden Höckern.

Die indische Brigade war bisher unmittelbar der australischen Brigade gefolgt. Nach Überwindung der berüchtigten Felsenschlucht bog sie, von Major Overton geführt, richtig in das Tal des Aghyl Dere aufwärts ein.

Die erst am Tage vorher auf Gallipoli gelandete Brigade war in dem besonders schwierigen Gelände des oberen Aghyl Dere indes ihrer Aufgabe nicht gewachsen. Die Verbindung riß ab, die einzelnen Teile verirrten sich in den vielen kleinen Nebentälern. Von einer einheitlichen Führung der Brigade konnte nicht mehr die Rede sein.

Die 10. Gurkhas fanden, wie wir wissen, Anschluß an die N. Z.-Brigade, die 14. Sikhs an die australische Brigade. Wo die zugeteilte Gebirgsbatterie blieb, weiß ich nicht. Nur die 6. Gurkhas unter dem energischen Major Allanson gelangten 9 Uhr morgens bis auf etwa 1000 Yards (910 m) an den Hill Q heran. Noch ein Stündchen weiter und sie hätten ihn gehabt. Tatsächlich sind sie im Laufe der in den folgenden Tagen sich entwickelnden

Digitized by Google

Kämpfe auch auf den Höhenrand in die Nähe des südlichen Höckers gekommen. Aber da schlug irrtümlicherweise eigenes Artilleriefeuer in die Reihen der braven Gurkhas ein. Vergeblich alles heftige Winken nach rückwärts. Der tapfere Major Allanson, selbst durch Bajonettstich verwundet, mußte mit seinen Leuten wieder zurück. Er hatte wenigstens einen umfassenden Blick auf das Gelände im Rücken der feindlichen Stellungen werfen können, auf die blauen, glitzernden Wasser der Dardanellen, auf die kleinasiatische Küste jenseits. Wie ein verheißenes Land mag es ihm erschienen sein.

Damit war die letzte Möglichkeit entschwunden, sich auf dem Sari Bahir wenigstens irgendwo festzukrallen. Die Angriffsmaschinerie war durch die oberste Führung gut aufgezogen worden; die Truppe aber hatte sie fehlerhaft ablaufen lassen. Sie war stehengeblieben.

Als die Sonne am 7. August aufging, sah sie daher, wie immer, den kahlen, kuppendurchsetzten Höhenkamm des Sari Bahir menschenleer, unberührt. Nur über ihm zogen wie Adler englische Flugzeuge ihre Kreise. Ich sah sie, als ich gegen 6 Uhr an den Ostfuß des Djonc Bahir heranritt. Sie bedachten mich mit so tiefgehender Aufmerksamkeit, daß ich meinen Stab auseinanderreiten ließ, um ihnen kein lohnendes Ziel zu bieten.

Die spannende Lage jener Stunden, die eben an uns vorüberzogen, schildert treffend Stegemann in seiner „Geschichte des Krieges", Band III, Seite 533:

> „Auf beiden Seiten hängt alles an entschlossenem rücksichtslosem Handeln. Wer zuerst die Stufen des Kodja Tschemen Dagh erreicht, wer sie im ersten Anlauf nimmt und sich auf ihnen behauptet, der meistert die Schlacht.
>
> Der Brite ist als Angreifer im Vorteil und im Vorsprung."

Betrachtungen.

Es liegt hier die erstaunliche Tatsache vor, daß ein wohldurchdachter und sorgfältig vorbereiteter Angriff, der über ausreichende Truppen verfügte, dessen Geheimhaltung voll geglückt, dem der Gegner so gut wie keinen Widerstand entgegenstellte — kurz und gut —, ein Angriff, der alle Vorbedingungen für den Erfolg in glücklichster Weise vereinte, trotzdem schon im Ansatz rettungslos liegenblieb. Für diesen Mißerfolg waren verantwortlich eine Reihe eigener Fehler.

Eigene Fehler aber werden leicht zu unerwarteten Glücksfällen für den Gegner. Man siegt an den Fehlern seiner Feinde. Eben darum muß man selber sie peinlichst vermeiden. Mit überzeugender Eindringlichkeit lehrt das die Geschichte dieses Angriffes.

Selten wohl liegen die Fehlerquellen zeitlich und räumlich so dicht beieinander wie hier am Sari Bahir. Sie sind zusammengedrängt auf die

Digitized by Google

Stunden einer Nacht und einem Raum von etwa zweieinhalb Quadratkilometern. Daß wir in das innere Getriebe dieser nächtlichen Truppenführung so ungehindert hineinleuchten können, verdanken wir der offenen, rückhaltlosen Darstellung der amtlichen „History of the Great War".

Derartige Fehler sind selbstverständlich auch bei uns und allen anderen Armeen vorgekommen. Nur ihre zeitliche und räumliche Zusammenballung und die unmittelbar sichtbar werdenden Folgen machen diese Vorgänge zu einer so ergiebigen Fundgrube, deren Auswertung sich lohnt. Soll doch die Friedenserziehung unermüdlich aus der Kriegserfahrung schöpfen.

Es ist ferner eigenartig, daß die Fehler zahlenmäßig mehr auf dem Gebiet menschlichen Irrtums als auf dem rein militärischer Erziehung und Erfahrung liegen, denn, wie wir wissen, handelte es sich um Wegeabkürzungen, die keine waren — falsch gestellte Uhren — Befolgen laienhafter Vorschläge — Verfehlen am verabredeten Treffpunkt — vergebliches Warten auf den Partner — ungewohntes Klettern an schwierigen Bergabhängen und endlich um mangelnden Orientierungssinn und um Mißverständnisse.

Das alles kann bei jeder privaten Skifahrt auch vorkommen. Die Folgen tragen dann die Beteiligten. Kleine Ursachen — k l e i n e Wirkungen.

Hier aber, am Sari Bahir, handelte es sich um den entscheidungsvollen Anmarsch und überraschenden Auftakt zu einer die Entscheidung suchenden Schlacht mit all ihren nicht vorauszusehenden Folgen. Hier mußten Fehler wirken wie Sandkörner, die man in das lautlose Getriebe einer gut geölten Maschine wirft. Knirschend bleibt sie stehen. Hier muß man also sagen: kleine Ursachen — g r o ß e Wirkungen.

Daneben kamen natürlich auch Fehler rein militärischer Art vor. Wo kommen Fehler nicht vor?

Es hat den englischen Offizieren, wie wir sahen, keineswegs an persönlichem Schneid und Einsatzwillen gefehlt, ebensowenig der Mannschaft an Tapferkeit und gutem Willen. Aber es fehlte den englischen Truppenführern hier am Sari Bahir nach unseren deutschen Begriffen doch der anerzogene und auf Erfahrung beruhende unbedingte Wille zum Sieg, der rücksichtslos beiseite schiebt, was aufhält, der Unmögliches doch möglich macht.

Deswegen sehen wir die Führer in den kritischen Augenblicken jener Augustnacht in einem inneren Konflikt zwischen den Forderungen einer absolut klaren taktischen Lage und der Sorge für ihre übermüdete Mannschaft. Und das zu Unrecht. Denn hier wird Schwäche zum Verderben, Rücksichtslosigkeit dagegen zum Garanten des Sieges. Der harte Wille, der kalte Verstand des Führers muß siegen über den scheinbaren Zwang des Augenblicks.

Und die übermüdete Truppe?

Digitized by Google

Sie sieht erst ein, wenn der allein maßgebliche Schiedsrichter, der Erfolg, bewiesen hat, daß der rechtzeitig vergossene Schweißtropfen später Ströme Blutes erspart. Sie muß also zu ihrem Glück gezwungen werden.

Wie segensreich das in diesem Falle hier gewesen wäre, dafür lieferte diese Truppe selber den überzeugendsten, zahlenmäßigen Beweis, denn in den nun nötig werdenden viertägigen Kämpfen um den Sari Bahir verlor die Truppe 12 000 Mann. Und sie bekam ihn doch nicht. In der Nacht vorher hätte sie ihn so gut wie umsonst haben können.

Freilich „zupacken" mußte man schon selber. Auch die Geduld der Siegesgöttin, die den Engländern auf dem Sari Bahir solange zugewinkt hatte, mußte mal ein Ende haben.

Wenn es in dem amtlichen englischen Bericht in dieser Beziehung erklärend heißt, daß die Leute so müde waren, daß sie sich bei jedem Halt niederwarfen, um zu schlafen (the men were throwing down to sleep at every halt), so ist das für deutsche Augen ein bekanntes Friedensbild, das in jedem Herbstmanöver mal vorkommt.

Wir führen die Truppe schon im Frieden wohlüberlegt bis an die Grenze menschlicher Leistungsfähigkeit heran. Das ist aber nicht das Ergebnis rein mechanischer körperlicher Gewöhnung allein, sondern diese Höchststeigerung beruht sehr wesentlich mit auf dem Vertrauen, das die Truppe zu ihrem Führer — in erster Linie zu ihrem Kompaniechef — haben muß. Denn sie kennt aus Erfahrung die nimmermüde Sorge des Vorgesetzten für das Wohl der Truppe und sie weiß, daß er solche hohen Anforderungen nur dann stellt, wenn er nicht anders kann, d. h. wenn die Lage es gebieterisch fordert.

Aus dieser schon rein friedensmäßigen Einstellung heraus fiel nach den enormen Marschleistungen des Kaisermanövers 1912 bei der Schlußkritik das stolze Wort: „Keine andere Nation darf es wagen, ihren Truppen solche Anstrengungen überhaupt nur zuzumuten."

Die mit solcher gemeinsamen völligen Hingabe erreichten Erfolge zeitigen dann den Korpsgeist, den Stolz auf die eigene Truppe, die Tradition.

Aufschlußreich ist es, daß auch der amtliche englische Bericht, den Fehlern jener Augustnacht nachspürend, den Korpsgeist als einen noch nicht einheitlichen erwähnt (had not the unit esprit de corps), weil die unmittelbar aus dem monatelangen Grabenkrieg im Anzacgebiet kommenden Brigaden (australische und N. Z.) durch reichlichen Nachersatz aufgefüllt, einer einheitlichen Auffassung und Ausbildung entbehrt und damit den ungewohnten Aufgaben des Bewegungskrieges nicht gewachsen gewesen wären. Das beweist, daß eine Truppe, die im Kriege vor ungewohnte Aufgaben gestellt werden soll, vorher darauf vorbereitet werden muß.

Anderenfalls versagt sie — wie hier. Sie setzt die vortrefflichen Gedanken der Führung nicht in die Tat um. Beide Teile — Führung und Truppe — müssen aber in Auffassung und Leistungsfähigkeit harmonisch

Digitized by Google

aufeinander abgestimmt sein, wie Kopf und Glieder, Hirn und Faust eines leistungsfähigen Menschen.

Deswegen darf die Ausbildung auch im Kriege nicht ruhen. Dieser Grundsatz war mir schon in jungen Jahren klar geworden durch eine sehr bezeichnende Erzählung meines Vaters, der als 5. Jäger den Feldzug 1870/71 mitgemacht hatte. Eines Tages in Versailles habe ihm seine französische Quartierwirtin, die mit Erstaunen sah, wie die 5. Jäger — Männer im Vollbart — auf dem Platz vor dem Hause eifrigst Einzelgriffe und Einzelmarsch übten, gesagt: « Maintenant je sais pourquoi les Prussiens ont gagné la guerre! »

Ein weiterer militärischer Fehler war das Beschießen der Infanterie durch die eigene Artillerie. Eigentlich mehr ein bedauerliches Versehen. Bei dem sehr unübersichtlichen Gelände und dem sehr schlechten Kartenmaterial auf Gallipoli ist das bei meiner eigenen Division auch vorgekommen. Den Engländern haben da selbst ihre weißen Tücher nichts genutzt, die sie auf ihren Rucksäcken befestigt hatten, wahrscheinlich, weil ihre Artillerie gegen die Sonne sehen mußte.

Von unübersehbaren Folgen war hingegen das ganz unverständliche Verhalten des Kommandeurs der N. Z.-Brigade beim Vormarsch auf den Djonc Bahir. Man sucht vergeblich nach einer einleuchtenden Erklärung. Vielleicht wollte er seine Truppe immer hübsch beieinander haben.

Sein größter Fehler war wohl der, daß er den Djonc Bahir nicht sofort angriff, als er endlich vor ihm stand und als ihm das befohlen wurde, nur den vierten Teil seiner Macht einsetzte. Selten wird der Feind so restlos wie hier das tun, was der Gegner — und das war in diesem Falle ich — sich wünscht.

Dazu kam, daß gerade der Djonc Bahir von ausschlaggebender taktischer, ja auch strategischer Bedeutung war. Der weithin sichtbare Berg, wenn am frühen Morgen des 7. August in englischer Hand, mußte auf die anderen noch in den Tälern steckenden Brigaden und auch auf das IX. Armeekorps anfeuernd wirken wie ein Fanal des Sieges. Sein Besitz bedeutete den Besitz des ganzen Höhenkamms. Er war der Drehpunkt für die dann beabsichtigte entscheidende Schwenkung nach Süden. Hier kulminierte die Entscheidung.

Und die Frage, die seit Monaten so viel geistige und jetzt auch körperliche Kraft in Anspruch genommen hatte, sie wurde um 7.30 Uhr morgens entschieden durch einen Tschausch und zwanzig Asker, die ihr spärliches Feuer in Richtung Pinnacle auf die Spitze des Auckland-Bataillons richteten. Damit wurde auch die Dardanellenfrage endgültig zugunsten der Türken entschieden. Kleine Ursachen — große Wirkungen. Anderenfalls hätte einer siegreichen englischen Armee in Verbindung mit der Flotte der Weg nach Konstantinopel keine besonderen Schwierigkeiten mehr geboten. Dann fiel auch Konstantinopel selber, und die auf Kleinasien beschränkte, aller militärtechnischen

Digitized by Google

Hilfsmittel beraubte Türkei war kein ernsthafter Gegner mehr. Der gesamte Balkan trat dann mit Sicherheit auf die Seite der siegreichen Entente, die nun donauaufwärts Wien zustreben konnte.

Das war die erträumte grandiose strategische Umgehung der südlichen Flanke der deutschen Westfront.

Selbstverständlich fiel damit zusammen eine Riesendampfwalze Rußlands. Sie hatte alle Aussicht auf Erfolg, denn die Öffnung der Dardanellen würde Rußland aus der furchtbaren Not an Waffen und Munition befreit haben. Über die eisfreien Häfen des Schwarzen Meeres konnte Rußland jetzt die Vorräte fast der ganzen Welt erreichen.

Alles das, also schließlich die militärische Niederringung Deutschlands schon 1916, stand auf dem Spiele oder hätte wenigstens eintreten können als mittelbare Folge, wenn in der Nacht zum 7. August 1915 die drei zum Sturm bestimmten Brigaden sich reibungslos in den vom englischen Oberbefehlshaber befohlenen Ablauf des Angriffsplanes hineinfügten, wenn sie Fehler vermieden, die nur dem Gegner nützen konnten, wenn sie also die Maschinerie nicht störten. Hierin liegt das eindringlich Belehrende dieser kleinen Studie. Sie zeigt ferner, daß auch hier wieder — wie so oft — der Infanterist allein die ganze Last des Angriffes zu tragen hat.

So sehr man auch die ungeheuren technischen Fortschritte, insbesondere in Verwendung des Motors ausnutzt, um dem Infanteristen die Bahn zum Sieg freizufegen, schließlich muß er sich doch auf d e n Motor verlassen, den er immer bei sich hat, den er im eigenen Herzen trägt und der ihm den Weg weist, den die Pflicht gebietet.

Wehrpolitische Übersicht über den osteuropäischen Raum.

Protektorat Böhmen und Mähren. Die von den Versailler Mächten im Herzen Europas errichtete Zwingburg der Tschecho-Slowakei ist zusammengebrochen. Aus den Trümmern erhoben sich die alten deutschen Reichsländer Böhmen und Mähren, um Seite an Seite mit dem mächtigen deutschen Nachbarvolk, dem sie durch eine tausendjährige Geschichte verbunden sind, und im Schutze des Reiches eine neue, bessere Zukunft aufzubauen. Das großzügige Vertrauen des Führers läßt dabei der Pflege des tschechischen Volkstums volle Freiheit, wobei gleichzeitig aber auch den wehrpolitischen Notwendigkeiten Deutschlands voll Rechnung getragen wird. Nicht mehr wie bisher ein Glied in der Kette des widernatürlichen, lebensfeindlichen Machtsystems, das im Jahre des Unheils 1919 den Völkern Europas auferlegt werden sollte, wird das hochbegabte und fleißige Volk der Tschechen, die nicht umsonst bei den übrigen Stämmen der slawischen Völkerfamilie seit je als „halbe Deutsche", als „verkappte Preußen" verschrien waren, sich der Aufbauarbeit zuwenden, schwärende soziale Übel heilen können und in alter kultureller Verbundenheit mit dem Reich eine neue Blüte erleben.

Die wehrpolitische Entlastung der Achse Berlin—Rom durch diese vernünftige und gerechte Lösung ist beträchtlich. Böhmen und Mähren dienen nicht mehr mitten im Herzen des deutschen Lebensraumes als das „Flugzeugmutterschiff" der Sowjetunion und Frankreichs. Die überschwere Last der Bewaffnung, die man dem tschechischen Volk

Digitized by Google

aufgedrängt hatte, ist ihm ohne Gewaltanwendung, ohne Blutvergießen von den Schultern genommen worden. Eine endlose und für Deutschland sehr gefährliche Grenze von über 700 km Länge ist auf 80 km zusammengeschrumpft. Die wirtschaftliche Machtgrundlage des Reiches wurde beträchtlich verbreitert, ohne daß seine Machtmittel im geringsten dadurch zersplittert oder auch nur gebunden wurden.

Der geschichtliche Ablauf der Ereignisse ist ebenso klar und übersichtlich wie die glückliche Lösung, mit der sie schlossen.

Die Rückkehr der Ostmark ins Reich hatte die an sich schon offensichtliche Fragwürdigkeit des mitten in den deutschen Lebensraum hineinkonstruierten Machtgebildes der Tschecho-Slowakei so grell und eindeutig beleuchtet, daß selbst die Urheber und Mitschuldigen in Paris und London die von Tag zu Tag deutlicher sich zeigenden Risse und Sprünge in ihrem Machwerk nicht länger übersehen konnten. Immer dringender und entschlossener forderten die geknechteten Völker und Stämme, vor allem die Sudetendeutschen, ihr Lebensrecht, und sogar der halb als Beobachter, halb als Vermittler in letzter Stunde entsandte Engländer Lord Runciman mußte zugeben, daß eine rasche Lösung gefunden werden müsse.

So kam es nach einem letzten verzweifelten Störungsversuch der Feindmächte zum Abkommen von München, in dem den Sudetenländern endlich die Freiheit zugestanden und Prag die Pflicht einer schonenderen Behandlung seiner Minderheiten auferlegt wurde.

Wenn die verantwortlichen Männer der aus dem Münchener Abkommen hervorgegangenen Rest-Tschecho-Slowakei das Gebot der Stunde erkannt und den Erfordernissen der Lage entsprechend gehandelt hätten, wäre es schon damals zu engster Zusammenarbeit mit dem Reich gekommen, mit dem der tschechische Volksraum nun einmal auf Gedeih und Verderb verbunden ist. Reste des in den 20 Jahren der überspannten — und im Grunde doch nur zu fremden Zwecken mißbrauchten — Machtdünkels hinderten die klarer blickenden Männer daran, schon im Herbst 1938 die letzten, entschlossenen Folgerungen zu ziehen.

Doch der Stein war im Rollen. Vor allem das durch den Umbruch befreite Selbstbewußtsein der Slowaken ließ sich nicht mehr mit halben Zusagen beschwichtigen. Und es ließ sich erst recht nicht einschüchtern. Als die Zentralgewalt unter Bruch der Verfassung und ihrer Versprechungen die rechtmäßige slowakische Regierung absetzte und mit Waffengewalt die nach 20 Jahren endlich errungene Autonomie der Slowakei verletzte, da zerbrach die Einheit des tschecho-slowakischen Staates völlig. Die Slowakei sagte sich los von Prag. Ministerpräsident Tiso und Minister Durcanski suchten mit Recht Schutz und Hilfe beim Deutschen Reich, das allein den Frieden und die Freiheit der Volksgruppen Mitteleuropas zu verbürgen vermag. Gleichzeitig begannen ungarische Truppen den Einmarsch in die Karpato-Ukraine, die von den Madjaren als Land der Stefanskrone beansprucht wird. Die Tschecho-Slowakei war damit zerfallen.

Es ist das große Verdienst des Staatspräsidenten Dr. Hacha und seiner Mitarbeiter, in dieser Lage den Mut zu ganzen Entschlüssen aufgebracht zu haben. Um Mitternacht vom 14. auf den 15. März 1939 erklärte Dr. Hacha dem Führer, er lege das Schicksal des tschechischen Volkes und Landes vertrauensvoll in seine Hände. Der Führer und Reichskanzler nahm diese Erklärung an und stellte die Länder Böhmen und Mähren unter den Schutz des Deutschen Reiches. Bereits am 15. März übernahmen deutsche Truppen alle Anlagen und Waffen des tschechischen Heeres. Dem Oberbefehlshaber des Heeres wurde die vollziehende Gewalt in Böhmen und Mähren übertragen. Von der Prager Burg aus verkündete Adolf Hitler, der mit den ersten Truppen dort eingetroffen war, das deutsche Protektorat über die beiden Herzländer des tausendjährigen Reiches, denen dabei autonome Verwaltung unter ihrem eigenen Staatsoberhaupt und durch einen eigenen Beamtenkörper zugesichert wurde. Die auswärtigen Angelegenheiten und der Schutz des gesamten Gebietes wird vom Reich übernommen. Zollunion und Währungseinheit bilden die Grundlage für reibungslose wirtschaftliche Zusammenarbeit, die beiden Teilen zugute kommen und vor allem Böhmen und Mähren einer neuen Blüte zuführen wird.

Befriedigt erfuhr das tschechische Volk, daß der Führer einen seiner besten Männer, Reichsminister Frhrn. von Neurath, zum Reichsprotektor bestellt habe. Eine offene und kluge Darlegung Neuraths, mit welchen Absichten er an seine großartige Aufgabe herantrete und welche Ziele er für die Zusammenarbeit setze, trug wesentlich dazu bei, das allgemeine Vertrauen in die Zukunft zu befestigen. Präsident Dr. Hacha leistete seinem Volk durch einen würdigen und eindrucksvollen Aufruf zur Sammlung und zum Aufbau erneut rühmliche Dienste. Die Selbstzucht und das Vertrauen, mit dem das

Digitized by Google

tschechische Volk sich in die wiederhergestellte Lage einfügt, verdient ebenso Bewunderung, wie das mustergültige Verhalten der deutschen Besatzungstruppen. Es wird nunmehr klar, daß in den letzten bösen Jahrzehnten das Gefühl der Schicksalsverbundenheit des tschechischen Volkes und Landes mit dem gesamtdeutschen Lebensraum nur geschlummert hat, so sehr gewissenlose Hetzer sich auch mühten, es für immer zu ersticken.

Wie vernunftgemäß, richtig und zukunftsweisend die Errichtung des Protektorates ist, zeigte sich darin, daß bereits kaum drei Wochen nach der Neuordnung beim Amtsantritt des Reichsprotektors die Kriegsflagge auf dem Hradschin niedergeholt und die Vollzugsgewalt in die Hände der Zivilbehörde gelegt werden konnte, während ein großer Teil der bisherigen Besatzungstruppen zurückgezogen wird — und in Osterurlaub fährt.

Slowakei. Nach der Befreiung der Slowakei (14. März) entstand für das junge, wirtschaftlich und verwaltungsmäßig noch völlig ungefestigte Staatswesen ein nicht unbedenklicher Übergangszustand. In dieser Lage fanden die Führer der Slowakei die allein richtige, friedensichernde Lösung, indem sie sich unter den Schutz des Reiches begaben. In dem deutsch-slowakischen Schutzvertrag vom 23. März 1939 wurde vereinbart, daß zur Sicherung der slowakischen Grenzen die deutsche Wehrmacht das Recht hat, in bestimmten Gebieten der Westslowakei militärische Anlagen zu errichten und zu besetzen.

Die slowakische Wehrmacht wird im engen Einvernehmen mit der deutschen aufgebaut, die auswärtige Politik in Übereinstimmung mit der des Reiches gebracht.

Anfang April besuchten Ministerpräsident Dr. Tiso und Außenminister Dr. Durcanski erneut die Reichshauptstadt und hielten Besprechungen mit Reichsaußenminister von Ribbentrop über die weitere Zusammenarbeit der beiden Länder ab. Die slowakischen Regierungsmänner kehrten am 6. April befriedigt nach Preßburg zurück. In einer Verlautbarung stellten sie fest, es seien alle Forderungen und Probleme behandelt worden, die der inneren Entwicklung der Slowakei hätten gefährlich werden können.

„Mit dem Berliner Besuch", heißt es im amtlichen Bericht weiter, „endete die stürmische Periode des Entstehens des Slowakischen Staates und beginnt die friedliche Aufbauarbeit. Die wirtschaftlichen Grundlagen des Staates und die Währung sind gesichert. Die Stellung des ganzen Staates in politischer Beziehung erscheint ohne irgendwelchen Eingriff von außen gefestigt. Die Aufteilung des Staatsbesitzes der ehemaligen Republik wird durch Vermittlung und unter Teilnahme Berlins so durchgeführt, daß die Slowakei nicht verkürzt wird.

Als Fortsetzung der Berliner Beratungen werden Verhandlungen von Wirtschafts- und Finanzkommissionen stattfinden."

Die Reichsregierung wird dem Bericht zufolge auch einen militärischen Vertreter nach Preßburg entsenden, mit dem die slowakische Regierung die Frage des Kriegsmaterials erledigen wird.

Litauen. Nach vorhergehenden Besprechungen des litauischen Außenministers mit dem Reichsaußenminister wurde am 22. März 1939 ein Staatsvertrag abgeschlossen, der inzwischen auch vom Sejm ratifiziert worden ist.

Litauen verzichtete auf alle bisher geltend gemachten Ansprüche auf das deutsche Memelland und übergab die Regierungsgewalt den deutschen Behörden. Das Reich sicherte ihm eine Freihafenzone im Memeler Hafen zu, über deren Anlage und Betrieb inzwischen durch Kommissionen eine beiderseits befriedigende Vereinbarung getroffen wurde. Beide Länder verpflichteten sich zum Verzicht auf Gewaltanwendung und zur Neutralität im Fall eines Angriffs von dritter Seite.

Mit diesem Vertrag ist eine der empfindlichen Wunden geschlossen, die der Versailler Vertrag und seine späteren Auswirkungen dem Körper Europas schlug. Litauen hat sich von einer vernunftwidrigen, allen Gesetzen der Gerechtigkeit wie der politischen Schwerkraft entgegenstemmenden Bindung befreit, die seine Kräfte zwecklos festlegte, das Verhältnis zum Reich vergiftete und wiederholt ernstliche Gefahren heraufbeschwor. Nunmehr ist der Weg frei für eine gedeihliche wirtschaftliche Zusammenarbeit, von der beide Partner beträchtliche Vorteile erhoffen können, ergänzt sich doch die deutsche und die litauische Erzeugung in glücklicher Weise.

Rumänien. Während die Welt wie gebannt auf Böhmen und Mähren starrte, wurde von London aus gemeldet, das Reich habe an Rumänien die befristete Forderung gestellt, sich wirtschaftspolitisch bedingungslos zu unterwerfen. Die Regierung in Bukarest beeilte sich, diese Hetzmeldung schleunigst zu widerlegen. Sie wies darauf hin, daß die tatsächlich geführten Wirtschaftsbesprechungen ohne den Schatten einer Gewaltandrohung vonstatten gingen und kurz vor dem Abschluß stünden. Am 23. März

Digitized by Google

wurde dann das Abkommen, das die Verhandlungen krönte, amtlich bekanntgegeben. Es setzt einen mehrjährigen gemeinsamen Wirtschaftsplan in Kraft, der geeignet ist, die Wirtschaft des mit Bodenschätzen so reich gesegneten rumänischen Staates in bisher ungeahnter Weise zu entwickeln, und zwar so, daß die bodenständige Bevölkerung selbst, nicht etwa Aktionäre in London und New York, die Früchte ernten. Das rumänische Forstwesen, die Landwirtschaft, der Bergbau und die Ölförderung sollen unter deutscher Beratung so gelenkt werden, daß die Erzeugung den Bedürfnissen des unbegrenzt aufnahmefähigen deutschen Marktes entspricht. Das Reich liefert die Maschinen und Anlagen, es übernimmt aber auch die Lieferung des von Rumänien benötigten Kriegsgeräts, die bisher von der Tschechei durchgeführt wurde. Deutschland ist damit die leichte und sichere Zufuhr wertvoller und dringend benötigter Rohstoffe erschlossen, und zwar auf dem billigen Wasserweg der Donau. Rumäniens Vorteile liegen auf der Hand: Hebung der Eigenerzeugung und der Kaufkraft, Lieferung notwendiger Bedarfsgüter auf billigstem Weg.

Polen. Die oben geschilderten bedeutsamen Vorgänge haben auf friedlichem Wege gefährliche Brandherde in der Mitte und im Osten Europas beseitigt und eine Lage geschaffen, die, mit Überresten der Unvernunft und Ungerechtigkeit des Versailler Diktats und seiner Nachwirkungen aufräumend, der Festigung, Gesundung und Befriedung der Mitte Europas dient. Der Wirtschaftsvertrag mit Rumänien liegt zudem ganz in der Richtung der Beteuerung Chamberlains: Großbritannien gönne dem deutschen Volke von Herzen eine friedliche und vernünftige Ausweitung seines Marktes, vor allem nach dem Südosten. Auch er ist geeignet, eine starke Spannung, wenn nicht ganz zu beseitigen, so doch zu verringern. Er müßte daher von einer Politik, der es wirklich um die Erhaltung des Friedens zu tun ist, begrüßt werden. Wir haben („Wissen und Wehr" 1938, S. 745) von den Münchner Beschlüssen gesagt, daß durch sie wohl zum erstenmal in der Geschichte ein Krieg durch die Beseitigung der Kriegsursachen vermieden worden sei. Angesichts der Aufnahme und der Gegenwirkung, die die erfreuliche Festigung und Gesundung der europäischen Mitte in Frankreich und England gefunden haben, müssen wir heute feststellen, daß in diesen Ländern auch die letzte Erinnerung an die im Artikel 19 des Statuts der „société des nations" angedeutete wirksamste Art der Kriegsverhütung verschwunden und durch den Geist der Einkreisung verdrängt ist.

In dem Ring, den die englische Politik im Osten um Deutschland legen möchte, bildet Polen das wichtigste Glied. Um es den britischen und französischen Absichten rasch gefügig zu machen, wurden Nachrichten über eine Bedrohung Polens durch Deutschland erfunden. Als dieses Mittel nicht den erwünschten Erfolg hatte, warf sich die englische Regierung durch eine Erklärung vom 31. März zum Beschützer Polens auf. Zur Zeit des Berichtabschlusses weilte der polnische Außenminister Oberst Beck zu Verhandlungen über einen britisch-polnischen Beistandsvertrag in London. Das Ziel scheint eine Verpflichtung zu gegenseitigem Beistand zu sein. Die wiederholte Beteuerung maßgeblicher polnischer Stellen, daß Polen gute Beziehungen zu allen seinen Nachbarn, also auch zu Deutschland, aufrechtzuerhalten wünsche, können nicht darüber hinwegtäuschen, daß der Vertrag mit England seine Spitze gegen uns kehrt.

Sowjetunion. Die „Prawda" vom 15. März veröffentlicht einen Bericht des Marschalls Woroschilow über die Arbeit des Verteidigungskommissariats in den fünf Jahren zwischen dem 17. und 18. Kongreß der kommunistischen Partei. Er behauptet in diesem Bericht, die Stärke der Roten Armee habe sich in diesen fünf Jahren mehr als (203 v. H.) verdoppelt. Die bisher „unabhängigen" nationalen Truppenteile der Einzelrepubliken seien gemäß Verfassung vom 5. Dezember 1936, die ein für das gesamte Gebiet der Union einheitliches Wehrgesetz enthält, mit der Roten Armee verschmolzen, die Spezialtruppen der Festungszonen beträchtlich verstärkt worden. Eine Division zählt 18 000, ein Armeekorps 60 000 Mann. Die Waffenausstattung wird natürlich hoch gepriesen. Die Artillerie eines Armeekorps feuere mit einer einzigen Salve 7136 kg Geschosse, während die des deutschen Armeekorps nur 6078 kg schießen könne. Auch die Zahl der Infanteriewaffen (M. G., Granatwerfer, J. G.) sei beim roten Bataillon beträchtlich größer als beim deutschen. Es sei gelungen, in den fünf Jahren eine Infanterie nach dem Muster der französischen Armee, „der besten der Welt", und „zum Teil auch nach dem Muster der deutschen", zu schaffen. Die japanische Truppengliederung sei demgegenüber weit unterlegen.

Besonders beträchtlich sei auch die Vermehrung der Panzer- und der Panzerabwehrwaffe. Die Flak-Artillerie sei um 169 v. H., die schwere Artillerie um 85 v. H., die mittlere um 80 v. H., die reitende Artillerie um 43 v. H. verstärkt worden. Der Bestand

Digitized by Google

an Kampfwagen habe sich verdoppelt, der der Luftflotte mehr als verdoppelt. Jagd- und Kampfgeschwader seien besonders vermehrt worden. Die roten Kampfgeschwader könnten jetzt bei einem einzigen Angriffsflug zusammen mehr als 6000 t Bomben in den Feind tragen.

Die Motorisation des Heeres sei bis zu einem beachtlichen Grad gefördert worden. Je Kopf der Armee stünde zur Zeit 13 Pferdekräfte Motorleistung zur Verfügung.

Zur Ausbildung des Offiziersnachwuchses sind 63 Kriegsschulen des Heeres und 32 Luftkriegsschulen eingerichtet. Die Unteroffizierschulen entlassen jährlich „mehrere hunderttausend" Schüler.

Die Gehälter der Offiziere sind um 286 v. H. erhöht worden, ein Zugführer erhält zur Zeit 625 Rubel, ein Kompanieführer 750 Rubel, ein Bataillonskommandeur 850 Rubel, ein Regimentskommandeur 1200 Rubel, ein Divisionskommandeur 1600 Rubel, ein Kommandierender General 2000 Rubel.

Im Jahre 1938 ist ein „Verteidigungssowjet" zur Prüfung und Lösung aller wichtigen Fragen der Wehrmacht ins Leben gerufen worden. Er umfaßt elf Mitglieder, unter ihnen auch Stalin. —

Die außenpolitische Tätigkeit der Sowjets während der letzten Monate war weiterhin recht zurückhaltend. Eine halbamtliche Verlautbarung, die Mitte März den ausländischen Pressevertretern zugeleitet wurde, fordert „Maßnahmen, die ganz Europa umfassen müßten und auch Kriegsschauplätze außerhalb Europas nicht außer Betracht lassen dürften". — „Notwendig ist", heißt es weiter, „nicht eine einseitige Beistandsverpflichtung oder das Versprechen, diesem oder jenem Opfer eines Angriffs zu Hilfe zu kommen, sondern ein Kollektivabkommen, durch das die Sicherheit aller Staaten, der großen wie der kleinen, gewährleistet wird."

Das bedeutet also ein Festhalten der Sowjetregierung an der Politik der Genfer Liga. Angestrebt wird ein allgemeines Bündnis, das in erster Linie Rußland, England und Frankreich zusammenzufassen hätte, dem sich dann aber auch Polen und Rumänien anschließen sollen.

Einer einseitigen Garantie Polens scheint man noch aus dem Weg zu gehen. Offenbar will Finkelstein eine Bürgschaft nicht nur für die westlichen, sondern auch für die fernöstlichen Grenzen der Sowjetunion dagegen einhandeln.

Bücherschau.

Wilhelm Ziegler. **Volk ohne Führung.** Das Ende des Zweiten Reiches. Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt. — Der Verfasser schildert die Entwicklung der innen- und außenpolitischen Lage des Deutschen Reiches in der zweiten Hälfte des Weltkrieges. Sachlich, in ruhiger Form und doch mit verhaltener Bewegung schildert Ziegler alle die Ereignisse, die die Kämpfer an der Front in den Jahren 1917 und 1918 nicht nur nach vorne über den Schützengraben, sondern auch rückwärts in die Heimat horchen ließen. Unverständlich und schmerzhaft tauchen vor uns noch einmal der Streit um die Kriegsziele, die Friedensresolution und ihre Auswirkungen, die 100 Tage der Kanzlerschaft Michaelis, die Untätigkeit des Grafen Hertling, der selbstmörderische Streit der Parteien angesichts eines zum äußersten entschlossenen Feindes, der Propagandakrieg und unsere schwächlichen Gegenmaßnahmen, der Heldenkampf der Obersten Heeresleitung Hindenburg-Ludendorff, die traurige Rolle des Prinzen Max und seines parlamentarischen Kabinetts, die Schlußbilder von Berlin, Spa und Compiègne auf. Alles nicht nur den Miterlebenden zur Erinnerung, sondern vor allem den nachkommenden Geschlechtern als abschreckendes Beispiel. Diesen tatsächlichen Feststellungen, die den Sachverständigen nach der unabsehbaren Fülle der vorausgehenden Veröffentlichungen nicht viel überraschendes bringen konnten, läßt der Verfasser ein Schlußkapitel folgen, in dem die immer noch brennende Frage aufgeworfen wird: Warum wir den Krieg verloren? Er bezeichnet sie mit Recht auch als die Frage unseres politischen Schicksals in der Zukunft — und beschränkt sich dabei nicht auf die Wiederholung der landläufigen Schlagworte, sondern sieht den Grund in dem Versagen und schließlichen Verschwinden der politischen Führung. Demgemäß wird die militärische Seite der Frage nur gestreift: die Schwierigkeit der Führung in Koalitionskriegen, das Fehlen eines einheitlichen Oberkommandos. Er erwähnt die schließlich zustande gekommene „Oberste Kriegsleitung" des deutschen Kaisers nicht, er hätte

Digitized by Google

aber auch sie ebenso wie die Ausdehnung der Kommandogewalt Hindenburgs bis zu den Karpathen als „lahmes Kompromiß" bezeichnen können. Ziegler vermag aber auch kein Rezept anzugeben, wie man zwei gleichberechtigte Verbündete von vornherein unter einen Hut bringen kann. Die Geschichte des nach 3½ Jahren in höchster Not zustande gekommenen Oberbefehls des Marschalls Foch scheint mir die Schwierigkeit einer grundsätzlichen Lösung nur zu bestätigen. Das gleiche gilt für die politische Führung einer Koalition, wenn auch so unerhörte Seitensprünge wie die Kaiser Karls und seiner Leute nicht notwendig waren. Weniger schicksalhaft bedingt war natürlich das Versagen der politischen Führung in Deutschland selbst. Der Verfasser stellt fest, daß die Regierungsform des Reiches einen „etwas komplizierten Apparat" darstellte. Selbst wenn das Triumvirat vom Kaiser, Reichskanzler und Generalstabschef einigermaßen funktionierte, blieb „die Sache in der Praxis heikel und umständlich". Sie hat aber nie auch nur einigermaßen funktioniert. Keiner der Reichskanzler war seiner Aufgaben gewachsen und von den Obersten Heeresleitungen hat nur die dritte eine „ziemlich starke Expansion" nach der politischen Seite entwickelt, mit anderen Worten die Mängel der politischen Führung auszugleichen versucht. Die reinpolitische Führung unterzieht Ziegler einer scharfen Kritik. Bethmann „hat die Aufgabe, das Volk geistig zu führen, entweder überhaupt nicht erkannt oder aus Passivität nicht in Angriff genommen". Die möglichen Nachfolger — Ziegler nennt als solchen Bülow, Tirpitz, Helfferich — kamen „nicht heran". Michaelis war bei allen persönlichen Qualitäten ein unmöglicher Außenseiter, Graf Hertling ein „Kanzler wider Willen", Prinz Max ein „schwankendes Rohr" im Sturm. So ist das deutsche Volk in höchster Not, nicht wie Ziegler schreibt, „führerlos geworden", sondern geblieben. Daß der Krieg so verloren wurde, schreibt der Verfasser den drei Kriegsreichskanzlern und den „Parteien und Gruppen des Marxismus zu, denen der Sturz des innenpolitischen Systems höher stand als das außenpolitische Wohl und Wehe des deutschen Volkes." Bleibt der Kaiser, den der Verfasser einer scharfen Beurteilung unterzieht. Er dürfte recht haben mit dem Widerspruch, der sich zwischen dem Führungsanspruch des jungen Kaisers und der Schattenrolle desselben Kaisers im Weltkriege auftut. Er erklärt ihn aus den Erlebnissen des Kaisers im Jahre 1908 (Daily Telegraph-Affaire), aber daß ihm die Reichsverfassung nur ein Mindestmaß persönlichen Einflusses ließ, ist doch nicht zu leugnen. Er hätte ein Übermensch, ein Friedrich, ein Napoleon sein müssen, wenn er sich über die Fesseln der Verfassung und der Überlieferung hinwegsetzen und die Führung an sich reißen wollte. Dafür können ihn nur die tadeln, die vorher nicht mit ihm wegen seiner Reden und der angeblichen Äußerungen des persönlichen Regiments gerechtet hatten. Unbestreitbar ist natürlich, daß der Kaiser in der Auswahl seiner nächsten Stützen eine unglückliche Hand gehabt hat. Ob er damit mehr Glück gehabt hätte, wenn er den von Bismarck vermißten Willen gehabt hätte, „arbeitsam mitzuwirken an den Regierungsgeschäften des Landes", erscheint zweifelhaft. Dagegen muß zugegeben werden, daß es für das deutsche Volk und für das eigene Ansehen des Kaisers in der Geschichte besser gewesen wäre, wenn er in den letzten Monaten seiner Regierung „dem Amt eines wirklichen Führers nicht ausgewichen wäre". So fehlte allerdings dem deutschen Volke die Führung, die die Kräfte der Zersetzung durch den Appell an die guten Instinkte des Volkes und rücksichtslosen Gebrauch ihrer Macht hätte in Schranken halten können. Was daraus entstanden wäre, vermag kein Sterblicher zu sagen.

Wilhelm Müller-Loebnitz.

Entwicklung und Einsatz der deutschen Flakwaffe und des Luftschutzes im Weltkrieg. (Kriegsgeschichtliche Einzelvorschriften der Luftwaffe.) Von Oberstleutnant Büdingen. Herausgegeben von der kriegswissenschaftlichen Abteilung der Luftwaffe, 1938. Verlag von E. S. Mittler & Sohn. 200 Seiten, gebunden RM 5,—. — Durch die erst 1935 erfolgte planmäßige Erfassung der Akten und des Stoffes über die deutschen Luftstreitkräfte im Weltkrieg war es erst jetzt möglich, über die Flakwaffe das Buch zu schaffen, das ihr fehlte, das auf Grund eingehenden Aktenstudiums das Entstehen und die Entwicklung der gesamten Flugabwehr — Flakartillerie und Luftschutz — von den ersten Anfängen vor dem Weltkrieg bis zu seinem für die Flakwaffe besonders trübem Ende — das Versailler Diktat verlangte ihre Vernichtung und verbot ihr weiteres Bestehen in der Reichswehr — schilderte. Dieses ist dem Verfasser vorzüglich geglückt. In knapper, flüssiger Weise, in einem guten Stil ist alles Wichtige über die Vorkriegsentwicklung, über die technische, organisatorische und taktische Entwicklung, über die Ausbildung, über die Hilfsmittel (Scheinwerfer, Meß- und Kommandogeräte usw.) des Heimatluftschutzes und des Flugmeldedienstes während des Weltkrieges gesagt. Es werden die Unterschiede des taktischen Einsatzes auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen in West, Ost, Süd usw. und der Einfluß von Schlachten, wie an der Somme und

Digitized by Google

in Flandern, und der großen Schlachten 1918 in Flandern auf die Weiterentwicklung von Organisation und Taktik dieser neuen Kriegswaffe kritisch hervorgehoben. Mit Recht wird die Unterlassung der Ausstattung der Flakartillerie mit eigenen leichten Munitionskolonnen kritisiert. Lebendig rollt vor uns das Wirken der Flakartillerie und des Luftschutzes an der Hand der Schilderung des ganzen Krieges ab, wobei die großen Ereignisse in knapper Form, unterstützt von sehr klaren Kartenbildern, stets nur so weit erwähnt werden, als es zur Begründung des Tuns und Werdens der Flakartillerie und des Luftschutzes notwendig ist. Die Absicht der kriegswissenschaftlichen Abteilung „eine lebende Tradition aus großer Vergangenheit einer vorwärtsstrebenden Gegenwart zu übermitteln" ist gut geglückt. Neben der streng objektiven Betrachtung besteht ein weiterer Vorzug des Buches darin, daß es ein Flakartillerist mit warmem Herzen für seine Waffe geschrieben hat. Besonders kommt dies zum Ausdruck bei der zum erstenmal erfolgten eingehenden Darstellung der Tätigkeit der Flak in den großen Angriffs-, Durchbruchs- und Abwehrschlachten 1918 in Frankreich einschließlich des Rückzuges. Die „heimatlose Wandertruppe" im ruhelosen Einsatz Tag und Nacht „in bleibender körperlicher und seelischer Anspannung" prägt sich dem Leser tief ein. Kurze Schilderung gemeinsamer Tätigkeit Schulter an Schulter mit der Infanterie, die Abschußerfolge, die Maßstäbe zur Beurteilung der Leistung der Flak fehlen nicht. Interessant der Vergleich mit dem Bestand und mit dem Werden der österreichisch-ungarischen Flak und mit dem unserer Gegner. Das Buch ist eine Freude für alle Kriegsflakartilleristen, die es sehnlichst erwartet haben und dankbar für sein Erscheinen sind, und es ist ein Nutzen für jeden Offizier und Mann der jetzigen Flakartillerie, ebenso aber auch der anderen Waffen und für jeden Nicht-Soldaten, der irgendwie mit der Landesverteidigung, wenn auch nur lose, im Zusammenhang steht, oder der Interesse daran hat, das Entstehen einer so interessanten neuen Waffe und ihre Entwicklung und Leistung im Weltkrieg zu verfolgen. Hugo Grimme.

Dr. Robert Nowak. **Der künstliche Staat.** Ostprobleme der Tschecho-Slowakei. Mit 12 Karten. Gerhard Stalling Verlag, Oldenburg und Berlin. Mit einem Geleitwort von Professor Dr. Karl Haushofer. — In dieser wertvollen Arbeit aus der Schule Haushofers, die auch nach dem März 1939 in keiner Hinsicht veraltet ist, liegt der Schwerpunkt auf der Nationalitätenfrage. Nowak hat den Vorzug, auf viele Quellen zurückgreifen zu können, die, weil in slawischen Sprachen verfaßt, der Welt großenteils unbekannt sind. Das fesselnd geschriebene Buch bestätigt, wie verschieden voneinander in wirtschaftlicher und kultureller Beziehung die Völkerschaften sind, die in der früheren Tschecho-Slowakei vereinigt waren. Die volkspolitisch begründeten Spannungen im Ostteil dieses Staates sind besonders auf die wehrpolitische Bedeutung und die wehrgeographischen Grenzen hin genau untersucht, so die Verkehrswege, auch das Staatsverteidigungsgesetz. In diesem Buch findet man auch eine Darstellung des sonst selten behandelten polnisch-tschechischen Konfliktes von 1919/20. Das Verhältnis der Tschechen zu den einzelnen Völkern im slowakischen Raum und zu den Nachbarstaaten ist so umrissen, daß Schlüsse von bleibendem Wert gezogen werden können. Bemerkenswert ist, daß die Juden nach Ungarn und der Karpato-Ukraine erst im 19. Jahrhundert von Polen und Galizien aus eingewandert sind. Josef März.

H. Studders. **Die Facharbeiterfrage in der Kriegswirtschaft** (erschienen in der Reihe der von Oberstlt. Dr. Hesse herausgegebenen „Schriften zur kriegswirtschaftlichen Forschung und Schulung"). Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1938. — Anknüpfend an die Erfahrungen des Weltkrieges untersucht der Verfasser die Möglichkeiten der Deckung des Bedarfs an Facharbeitern in der modernen Kriegswirtschaft. Die Schwierigkeiten dieser Frage ergeben sich aus dem Wesen des neuzeitlichen Krieges, in welchem dem großen Bedarf der Wehrmacht an technisch geschulten Kräften zur Handhabung, Bedienung, Instandhaltung usw. ihrer zahlreichen und verschiedenartigen Kampfmittel ein nicht minder hoher Bedarf der Kriegswirtschaft an Facharbeitern gegenübersteht. Diese werden benötigt, um die zur Erhaltung und Stärkung der Kampf- und Widerstandskraft von Wehrmacht und Volk erforderlichen Kampf- und Unterhaltsmittel zu fertigen oder zu erzeugen, sind also für die Zwecke der Kriegführung ebenso wichtig wie Soldaten. Man wird aber dem Verfasser durchaus zustimmen, wenn er die Frage der Vordringlichkeit der Bedarfsdeckung grundsätzlich dahin entscheidet, „daß jeder waffenfähige Mann für den Frontdienst frei gemacht wird, und daß nur ein ganz offensichtlich für die kämpfende Truppe zu erwartender Schaden diesen obersten Grundsatz durchbrechen und zur Abgabe eines frontdiensttauglichen Mannes an die Kriegswirtschaft führen kann". Um so notwendiger ist es dann natürlich, daß bereits im Frieden Maßnahmen getroffen und vorbereitet werden, um im Kriegs-

Digitized by Google

falle die der Wirtschaft entzogenen wehrfähigen Facharbeiter durch möglichst gleichwertige Kräfte ersetzen zu können. Diese Vorbereitungen und Maßnahmen — Kennzeichnung und Heranziehung der Ersatzquellen, Anlernung der verfügbaren „Ersatzkräfte", Regelung des Einsatzes und Förderung der Verwendbarkeit dieser „Ersatzkräfte" usw. — werden in der Schrift eingehend erörtert. In seiner Schlußbetrachtung hebt der Verfasser besonders hervor, daß die in der nationalsozialistischen Weltanschauung begründete Gleichwertigkeit von Wehr- und Arbeitsethos erst recht im „totalen" Kriege die moralische Gleichberechtigung von soldatischer Dienstleistung an der Front und soldatischer Arbeitsleistung in der Kriegswirtschaft verlangt. Wilhelm Dieckmann.

Beschwerdeordnung für die Angehörigen der Wehrmacht vom 8. April 1936 mit geschichtlichem Rückblick und einer Einführung in das Beschwerderecht. Lehr- und Erläuterungsbuch von Dr. jur h. c. Heinrich Dietz, Ministerialrat im Oberkommando der Wehrmacht. 2. Aufl. der Erläuterungen des Beschwerderechts. 260 S. Friedrich A. Wordel Verlag, Leipzig 1938. — Wie es für den Herausgeber Dr. h. c. Dietz beglückend gewesen ist, seinen Erläuterungen des Beschwerderechts von 1911 nach 25 Jahren für die wiedererstandene Wehrmacht diese neue Bearbeitung der Beschwerdeordnung folgen zu lassen, ebenso ist es für den wehrrechtlich Interessierten und Soldaten eine Freude, ein solches Werk anzeigen zu dürfen, das der Feder von diesem Rang entstammt: Hat doch Dietz bereits 1912 das Handwörterbuch des Militärrechts herausgegeben und sich dadurch unter die geringe Zahl der Altmeister des heutigen Wehrrechts eingereiht. Jahrzehntelange Vertrautheit mit dem Stoff hat so ein Werk geschaffen, das nach einer geschichtlichen Darstellung des Beschwerderechts (S. 25 bis 36) eine systematische Darstellung dieser Einrichtung bringt (S. 51 bis 92), um dann die 37 Nummern der Beschwerdeordnung in einer Art zu erläutern, die sowohl gelesen wie zum Nachschlagen verwendet werden kann (S. 95 bis 220). Die dabei bestehende Schwierigkeit, entweder einer engen fachwissenschaftlichen Darstellungsweise oder einer rechtlich substanzlosen allgemeinverständlichen Beschreibung zu verfallen, ist meisterhaft vermieden worden. Das war für den Benutzer von Dietz' Wehrgesetz (vgl. meine Besprechung in „Wissen und Wehr" 1937, S. 541) nicht unerwartet, soll aber doch als sehr wesentlich, weil das Buch am besten kennzeichnend, hier ausdrücklich gesagt werden. So wird diese Ausgabe der Beschwerdeordnung der Wehrmacht und ebenso dem Rechtswahrer gleich nützlich sein. Wilhelm Troitzsch.

Dr. rer. pol. W. Hedler. **Aufbau des Ersatzwesens der Deutschen Wehrmacht.** Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1938. 436 Seiten. — Das Werk ist in vier große Abschnitte gegliedert. Der erste behandelt allgemeine Vorschriften, insbesondere das Wehrgesetz vom 21. Mai 1935, die Gliederung der Wehrmacht, die Wehrpflicht und ihre Gliederung. Im zweiten Teil erscheint das Wehrdienstverhältnis vor Eintritt in den aktiven Wehrdienst (Erfassungsverfahren, Erfassungsmittel, Wehrüberwachung, Karteimittel, Personalpapiere, Aufbau des Wehrersatzwesens, Meldepflicht, Musterung, Wehrfähigkeit, Zurückstellung, ärztliche Untersuchung, Ersatzbedarf und Ersatzverteilung, territoriale Ergänzung, Reichsarbeitsdienst, Aushebung, freiwilliger Eintritt in die Wehrmacht, Einberufung und Transportbestimmungen. Der dritte Teil enthält das Wehrdienstverhältnis während des aktiven Wehrdienstes. Hier werden behandelt Einstellung in die Wehrmacht zur Erfüllung der aktiven Dienstpflicht, Pflichten des deutschen Soldaten, Vereidigung, kurzfristige Ausbildung, Vorgesetztenverhältnis und Rangklassen und Entlassung der Unteroffiziere und Mannschaften aus dem aktiven Wehrdienst. Der vierte Abschnitt bringt das Wehrdienstverhältnis nach der Entlassung aus dem aktiven Wehrdienst (so z. B. Pflichten und Rechte der Wehrpflichtigen des Beurlaubtenstandes, Übungen, Wehrversammlungen, Ergänzung und besondere Dienstverhältnisse der Offiziere des Beurlaubtenstandes und die Gerichtsbarkeit der Wehrmacht. — Zahlreiche gute und übersichtliche Anlagen, auf die am Rande der Darstellung jeweils verwiesen wird, ergänzen den Text. Der Verfasser kennt den Aufbau des Ersatzwesens aus eigener Mitarbeit. Es ist ihm gelungen, über das nicht einfache, inhaltreiche, für den Außenstehenden oft schwer zu übersehende Gebiet des Ersatzwesens eine auch der Allgemeinheit verständliche Darstellung zu schaffen. Erschöpfend und genau wird es Dienststellen wie Einzelpersonen, die Fragen des Ersatzwesens zu bearbeiten haben, ein brauchbares Nachschlage- und Orientierungswerk sein, wobei besonders dankbar empfunden werden wird, daß der neueste Stand der Rechtsentwicklung aufgezeigt wird. Darüber hinaus ist das Werk infolge seiner übersichtlichen Darstellung geeignet, die Kenntnis über die deutsche Wehrmacht in weiteste Kreise zu tragen und dadurch ihr Vertrauen zur Wehrmacht zu stärken und zu vertiefen. Otto Glahn.

Neuer Wirtschaftsatlas. Herausgegeben von Dr. Alfred Thoran. 64 Kartenblätter. Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig, 1938. — Die Aus-

Digitized by Google

wahl der Karten ist geschickt und die Ausstattung — wie es bei dem Verlag nicht anders zu erwarten ist — klar und übersichtlich. Etwa die Hälfte der Darstellungen befaßt sich mit dem deutschen Raum, dem deutschen Menschen und der deutschen Arbeit. Neben Anbaukarten sind z. B. Karten der Eisen-, Kali- und Kohlenlager zu finden; einen besonders breiten Raum nehmen die schematischen Übersichten der Ein- und Ausfuhr sowie der Außenhandelsbilanzen ein. Die wirtschaftliche Verflechtung der Staaten und Völker wird durch eine ganze Anzahl von Karten der Handelsgüter der Erde zum Ausdruck gebracht, wobei sowohl Nahrungsmittel wie auch industrielle Rohstoffe behandelt werden. Wenn man sich allerdings zum Bewußtsein bringt, welcher Aufwand und auch welche Kosten — für Verlag und Bezieher! — mit einem solchen Werk verbunden sind, dann erscheint es etwas zweifelhaft, ob es zweckmäßig ist, die Darstellung auf ein Jahr abzustellen (im vorliegenden Falle ist durchweg das Jahr 1936 gewählt). Bei der in starkem Fluß befindlichen Entwicklung gerade auch der wirtschaftlichen Struktur der Völker und ihrer Beziehungen untereinander dürfte es sich doch wohl empfehlen, lieber Fünfjahresdurchschnittszahlen als die Grundlage der kartographischen Darstellung zu verwenden. Die Verlagerungen, die sich beispielsweise in der Richtung des deutschen Außenhandels ergeben, sind doch recht erheblich, und ein für eine längere Benutzungszeit bestimmter Atlas darf doch nicht schon in wichtigen Teilen nach ein oder zwei Jahren veraltet sein. Recht interessant sind die Darstellungen der Außenhandelsbilanzen der größeren Staaten; dagegen sind gegen die Karte „Welthandelsertrag" (auf den Kopf der Bevölkerung errechneter Ein- oder Ausfuhrüberschuß!) doch wohl auch methodische Bedenken angebracht, denn man kann den „Ertrag" im Warenaustausch der Völker wirklich nicht nach diesen Maßstäben messen! Ernst Hoch.

Zeitschriftenschau.

Wehrpolitik und Wehrwissenschaften in den Zeitschriften des In- und Auslandes[1]).

Deutschland.

Artilleristische Rundschau (März 1939). Oberst Schlieper: Gedanken über Artilleriegliederung. — Major d. Genstb. Gäde: Die Feuerwalze (Schluß).

Berliner Monatshefte (März 1939). A. Ritter von Kral: Atatürk. — R. B. Mowat: Die englisch-deutschen Beziehungen 1905—1914. — O. Becker: Zu Bismarcks Kolonialpolitik. — W. Schoenborn: Jules Cambon.

Deutschlands Erneuerung (März 1939). P. Herre: Das neue Portugal und sein Führer.

Deutsche Luftwacht. Ausgabe: Luftwehr (Februar 1939). E. Margis: Das Bombenflugzeugwesen. Kurze zusammenhängende Darstellung des Inhalts des Werkes von Chefingenieur C. Rougeron (Schluß). — Hptm. Dr. Eichelbaum: Zum Tag der Luftwaffe (Die organisatorischen Veränderungen bei der deutschen Luftwaffe).

Deutsche Rundschau (März 1939). Konteradmiral a. D. Gadow: Seemacht USA. — W. Hellpach: Psychotechnik.

Der deutsche Volkswirt (Nr. 24 und 25 vom 17. und 24. März 1939). Die Bedeutung des Erdöls für die Entscheidung des Weltkrieges. — (Nr. 25) Hptm. Dr. E. Gentsch: Die Typenbegrenzung in der Kraftfahrzeugindustrie.

Deutsche Wehr. 1939. Nr. 8. G.: Englands strategische Zweifel. — Oberst a. D. Graf Schack: Gegenwartslehren aus Flügelumfassungen des Weltkrieges. — **Nr. 9.** G. Wülbers: Engländer, Franzosen und Araber in Vorderasien. — G.: Englands strategische Zweifel. II. — Bartsch: Frankreichs Weltpolitik (Schluß). — Russen an der Westfront. — Soldan: 150 Jahre E. S. Mittler & Sohn. — O. Welsch: Kriegschronik (Spanien und China). — **Nr. 10.** Die englische Seemacht 1939. — Major a. D. Waldschmidt: Luftsperren im Weltkriege und heute. — **Nr. 11.** W. Schmiedehaus: Weshalb rüstet Amerika? — G.: Die amerikanische Marine 1939. — Dr. P. Ruprecht: Europa als Selbstversorger mit Erdöl. — O. Welsch: Kriegschronik (Spanien und China). — **Nr. 12.** G.: Französische Seemacht 1939. — F. Seidenzahl: Die Skoda-Werke. — O. Dost: Operativer Kriegs-Eisenbahnbau.

[1]) Es werden nur die wichtigsten Aufsatztitel gebracht.

Digitized by Google

Gasschutz und Luftschutz. Ausgabe B. **Nr. 2. 1939.** H.-G. Mehl: Spanische Luftkriegs- und Luftschutzerfahrungen. Teil I. — Ausgabe B. **Nr. 3. 1939.** H.-G. Mehl: Spanische Luftkriegs- und Luftschutzerfahrungen. Teil II. Organisation des örtlichen zivilen Luftschutzes nach sowjetrussischen Grundsätzen.

Historische Zeitschrift (Band 159, Heft 3). P. Schmitthenner: Politik und Kriegführung als wehrpolitisches Problem. Eine grundsätzliche Erwiderung. — F. Hartung: Entgegnung.

Marine-Rundschau (3. Heft, 1939). Adm. z. V. Prentzel: Deutsche Handelsschiffe und ihre Besatzungen im Weltkriege. — Kaptlt. M. A. Dr. Sonnemann: Der amerikanische Sezessionskrieg als Beispiel des modernen Wirtschaftskrieges. — Freg. Kapt. Ruge: Einfluß der Seemacht auf den Kampf um Vorpommern 1715. — Korv. Kapt. W. Hagen: Admiral Dartige du Fournet in Athen und der Eintritt Griechenlands in den Weltkrieg.

Militärwissenschaftliche Mitteilungen (März 1939). Admiral z. V. Prentzel: Großdeutsche Seemachtfragen. — Oberst d. R. Th. R. von Zeynek: Über den österreichisch-ungarischen Generalstab. — Major a. D. Prokoph: Deutschlands Weg zur wirtschaftlichen Selbständigkeit.

Militär-Wochenblatt. 1939. Nr. 36. Gen. d. Inf. a. D. Wetzell: Das Bild des modernen Feldherrn. III. Kriegswirklichkeit und Zukunftsfeldherr (Schluß). — Oberst z. V. von Xylander: Vom spanischen Krieg. — **Nr. 37.** Obrstlt. a. D. Braun: Schutz der Stäbe. — Maj. Ebeling: Kriegsgewohnheit. — **Nr. 38.** Die Neugliederung der italienischen Wehrmacht. — Dr. K. Klein: Berufsherkunft der Offiziere des Beurlaubtenstandes. — Oberst z. V. von Xylander: Vom Konflikt im Fernen Osten. — **Nr. 39.** Gen. d. Kav. a. D. von Poseck: Über das Zusammenwirken berittener und motorisierter Kavallerie. — Truppen-Kriegsgeschichte. Beispiel 14: Verteidigung von Lassigny am rechten deutschen Heeresflügel am 21. und 22. 9. 1914. Teil I. — Oberst z. V. von Xylander: Vom Konflikt im Fernen Osten. — **Nr. 40.** Maj. Dr. Oswald: Anlaufzeit der Kriegsfertigung. — Die Luftaufklärung auf dem chinesischen Kriegsschauplatz. — Truppen-Kriegsgeschichte. Beispiel 14: Verteidigung von Lassigny am rechten deutschen Heeresflügel am 21. und 22. 9. 1914. Teil II (Schluß).

Monatsschrift für das deutsche Geistesleben (früher Deutsches Volkstum) (März 1939). Dr. E. Müller: Der lothringische Grenzraum. — Dr. K. H. Bremer: Grundkräfte des neuen Spanien. — Dr. B. Wachsmuth: Vom Charakter des englischen Offiziers.

Osteuropa (Februar 1939). Th. Adamczyk: Das Erwachen des Nationalbewußtseins in der Karpathenukraine. — W. Markert: Übersichten: Polen, Sowjetunion, baltische Neutralitätspolitik.

Die Panzertruppe (Februar 1939). Dr. K. Fischer: Pferd oder Motor? — Panzer-, mechanisierte und motorisierte Verbände in fremden Heeren. — Die Motorisierung der Waffen fremder Heere.

Vierteljahrshefte für Pioniere (Februar 1939). Obrstlt. Dr. Grosse: Vor 125 Jahren: Blüchers Rheinübergang bei Caub. — Oberst a. D. Heye: Wittenberg. — Oberst Biermann: Tschechische Befestigungsweise.

Wehrfront (2. März-Nummer). R. Claassen: Spanische Bilanz. — Hptm. Bauer: General Fuller und die Panzerwaffe (Auszug aus der „Revue militaire Suisse").

Wehrgedanken des Auslandes (März 1939). Obrstlt. E. L. M. Burns: Einschränkung der erlaubten Art der Kriegführung (Auszug aus „The Army Quarterly", Band 32, Nr. 2, England). — C. Rougeron: Die Lehren aus dem Kriege in Spanien. Zerstörungen durch Massen-Luftangriffe oder dauernde Beunruhigung? (Auszug aus „Revue militaire générale", 2. Jahrg., Nr. 11).

Wehrtechnische Monatshefte (März 1939). Dr. F. Friedensburg: Das Erdöl im galizischen Kriegsschauplatz 1914—1918. — Dr. Leonhardt: Kosten und Nutzen einer Schatteninduſtrie. — Oberst a. D. Heye: Panzer im Festungsbau.

Zeitschrift für Geopolitik (März 1939). D. Schäfer: Sowjetpropaganda in der Mongolei. — R. S.: Die japanische Wirtschaft im Chinakrieg. II. — R. E. A. S.: Wie beurteilen Chinesenfreunde den Krieg in Fernost? — A. Haushofer: Berichterstattung aus der atlantischen Welt. — K. Haushofer: Bericht über den indopazifischen Raum.

Zeitschrift für Politik (Januar/Februar 1939). Spezialheft über die Kolonialfrage. Dr. E. Obst: Die Lebensräume der Weltvölker. — General

Digitized by Google

Ritter von Epp: Die wirtschaftliche Bedeutung der Kolonien. — Dr. Zeitschel: Die Geschichte der deutschen Kolonien bis zum Kriegsausbruch 1914.

Argentinien.

Revista militar (Dezember 1938). Cor. J. B. Crespo: Der Kommunismus. Seine Predigt gegen die Moral unserer Zivilisation. Seine Erfolge in Rußland.

Belgien.

Bulletin Belge des Sciences Militaires (Februar 1939). — Lt.-Gen. retr. Semet: Ma deuxième mission en Russie pendant la guerre. — Cap.-comdt. B. E. M. Materne: Dix-huit mois de guerre en Chine (II).

England.

The Fighting Forces (April 1939). „Tocsin": The Imperial Defence League. The hour, the means and the man. — Lt.-Col. A. H. Burne: The need for a strong army. — Capt. C. Asplin: Surprise in defence. The Battle of Reims, 15th July, 1918.

Frankreich.

Gaz de combat (November 1938). G. F. Jaubert: La défense passive en Angleterre.

Revue de Cavalerie (Januar/Februar 1939). H. R.: Un cas concret: Somo-Sierra (Spanien).

Revue des deux mondes (15. März 1939). General Gouraud: Souvenirs du Soudan. — ***: La Présidence de la République. — M. de Fourcauld: Le rajeunissement de la flotte marchande.

Revue du Génie Militaire (Januar/Februar 1939). General Lazard: Les origines de la fortification bastionnée.

Revue d'histoire (März 1939). General Levanier: Les prodromes de Vauquois. La 10e division les 22, 23, 24 et 25 septembre 1914 (Fortsetzung). — Lt.-Col. Dupuis: La guerre de 1870/71. La 1re armée de la Loire. Beaune-la-Rolande (Fortsetzung). — J. Savant: Campagne de l'armée Rennenkampf en Prusse orientale (Fortsetzung). — Lt.-Col. Gallini: La région rhénane (théâtre d'opérations) II. Teil.

La Revue d'Infanterie (März 1939). Lt.-Col. Regnault: La guerre sur les glaciers: Les combats dans le massif de l'Ortler. — Lt.-Col. Gallini: Les premiers pas du char britannique: La bataille du 15 septembre 1916. — Lt.-Col. Armengaud: L'atmosphère du champ de bataille.

Revue des Troupes Coloniales (Februar 1939). General Bührer: Quelques pensées sur l'Empire Français. — Cap. Ingold: La 3e Division Coloniale sous le choc allemand (Défense de Reims — 27 Mai — 1re Juin 1918).

Italien.

Rivista Aeronautica (Februar 1939). Per la sicurezza del cielo di Francia. Dopo una „linea Maginot" una „linea Daladier"? — Il compito dell'aviazione marittima in tempo di guerra. — L'U. R. S. S. grande potenza aerea.

Rassegna di Cultura militare (Februar 1939). Ten. col. E. Canevari: Clausewitz e la teoria della guerra. — Magg. U. Mancuso: Romana virtus. — La crisi europea per la questione cecoslovacca.

Rivista di Cavalleria (Januar/Februar 1939). Magg. Dr. E. Zavattari: La Cavalleria Italiana in Albania.

Nazione militare (Februar 1939). P. Vigo: L'Asse Roma—Berlino e l'Europa sud-orientale. — M. Montefoschi: Turchia d'oggi. — G. del Giudice: Le rivendicazioni coloniali tedesche. — P. Pallotta: Avvenimenti militari nella Spagna (Oktober 1938—Februar 1939). — G. Pullè: I fattori geografico-strategici dell'Europa centro-orientale. — P. Balbis: L'Afghanistan. — G. Cardona: Problemi strategici del Mediterraneo e del vicino Oriente.

Niederlande.

Mavors (März 1939). Oud-Hoofdcursiaan: Das neue japanische Abenteuer in China (Fortsetzung).

Norwegen.

Norsk Militaert Tidsskrift (2. Heft, 1939). Kapt. Odd Grahm: Betrachtungen über das deutsche Heer.

Digitized by Google

Schweden.

Tidskrift i Fortifikation (7. Heft, 1938). G. Reuterswärd: Die tschechoslowakischen Befestigungen.

Schweiz.

Allgemeine Schweizerische Militärzeitung (Februar 1939). Dr. C. Mötteli: Wehrwirtschaft und Staats- und Wirtschaftsverfassung. — Obrstlt. Däniker: Materieller Heeresbedarf.

Schweizerische Monatschrift für Offiziere aller Waffen (März 1939). General Adaridi: Grundriß der Organisation der Armee Sowjetrußlands.

Revue militaire Suisse (Februar 1939). Col. E. M. Dubois: Le service du transit. — Col. A. Grasset: Le combat de Marchais et „le miracle" de la Marne.

Vereinigte Staaten von Nordamerika.

Army Ordnance (März/April 1939). Maj. Gen. H. H. Arnold: The Air Force spreads its wings. The pressing problems of development and production. — Major Th. R. Phillips: In defense of antiaircraft. Guns, not airplanes, saved Paris from the bombers in 1918.

The Cavalry Journal (Januar/Februar 1939). Capt. Bar. G. Marochetti: What does Palestine prove? — Major E. M. Benitez: Cavalry operations in Spain.

Aus der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften.

Mit aufrichtiger Trauer geben wir davon Kenntnis, daß der langjährige Mitarbeiter unserer Gesellschaft Major a. D. **Otto Welsch** am 26. März 1939 nach kurzer schwerer Krankheit im Dienste der Wehrmacht in Nürnberg verstorben ist.

Major Welsch wurde am 1. Juli 1876 in Kissingen als Sohn des dortigen Kurarztes Hofrat Dr. Welsch geboren. Er absolvierte das Bayerische Kadettenkorps und wurde 1896 Leutnant im 1. Chevauxlegers-Regiment in Nürnberg. 1914 wurde er, seit 1909 zum Rittmeister befördert, der deutschen Militärmission in der Türkei zugeteilt, wo er nach Ausbruch des Krieges mit Auszeichnung an den Kämpfen am Suezkanal, an den Dardanellen und an der Kaukasusfront teilnahm. 1917 kehrte er vorübergehend an die deutsche Westfront zurück, wo er bei Verdun und an der Aisne das II./J. R. 32 führte. Seit September 1917 war er wieder in der Türkei und kämpfte im Verbande des deutschen Asienkorps in Palästina. Nach Kriegsende stellte sich Major Welsch in den Dienst der vaterländischen Verbände für die deutsche Wiedergeburt und begann 1924 seine überaus fruchtbare und wertvolle Tätigkeit als Militärschriftsteller. Neben zahlreichen wehrpolitischen Aufsätzen, die er in unserer Zeitschrift „Wissen und Wehr", ferner vor allem in der „Marine-Rundschau",

Digitized by Google

in der „Deutschen Wehr" und im „Militär-Wochenblatt" veröffentlichte sind seine größeren Arbeiten über die Kriegshandlungen in der Türkei während des Weltkrieges hervorzuheben, die zu den besten deutschen Darstellungen über die Operationen auf diesem Kriegsschauplatz gehören.

Die Deutsche Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften verliert in dem Verewigten einen treuen und unermüdlichen Mitarbeiter, dem sie ein ehrendes Andenken dauernd bewahren wird.

März 1939.

Vorträge. In der Reihe der allgemeinen Vorträge sprach am 20. März Dr. Fernau von der Volkswirtschaftlichen Abteilung der IG-Farben-Industrie über das Thema „Erdölversorgung und Erdölpolitik im britischen Weltreich". Der Vortragende ging bei seinen Ausführungen von der derzeitigen Lage der Erdölproduktion, ihrem Umfang und ihrem Verbrauch aus. Für die Versorgung Großbritanniens und seiner Dominions kommt vor allem die Förderung in den karibischen, vorderasiatischen und südostasiatischen Bezirken in Frage. Diese auch für den Kriegsfall zur Verfügung zu haben, ist das Ziel der bereits vor dem Kriege begonnenen britischen Erdölpolitik. Dr. Fernau wies abschließend darauf hin, daß bei der engen wehrpolitischen Zusammenarbeit der angelsächsischen Mächte im Kriege auch die Produktion der Vereinigten Staaten für den englischen Bedarf zur Verfügung stehen dürfte.

Arbeitsgemeinschaften. Die Arbeitsgemeinschaft „Kriegsgeschichte" trat am 28. März unter Leitung von Präsident Foerster zusammen, um mit einem Vortrag von Oberst a. D. Nicolai über „Feldherr und Propaganda" die Erörterung des Hauptthemas der Arbeitsgemeinschaft „Der Feldherr und die anderen Faktoren der neuzeitlichen Kriegführung" fortzusetzen. Oberst Nicolai gab einen zusammenfassenden Bericht über seine Tätigkeit im Weltkriege als Chef der Abteilung III b im Generalstab des Feldheeres, der nicht nur die Aufgaben des Nachrichtendienstes und der Spionageabwehr, sondern auch die propagandistische Führung und Beeinflussung der Heimat und des neutralen und feindlichen Auslandes übertragen waren. Die Stellung des Feldherrn zu dem Problem der geistigen Kriegführung trat in den Ausführungen deutlich hervor.

In der zweiten Sitzung der Arbeitsgemeinschaft „Kriegsphilosophie" am 7. März wurde unter Leitung von Oberregierungsrat Linnebach das Thema „Von der geistigen Eigenart französischer Feldherrn" weitergeführt. Dr. Kessel behandelte in seinem Referat „Napoleon" als Vertreter einer für seine Zeit neuartigen Heerführung, deren spezifisch französischer Charakter aber allenfalls nur in gewissen theoretischen Einseitigkeiten zum Ausdruck kommt.

Oberregierungsrat Dr. Simoneit leitete am 2. März die Arbeitsgemeinschaft „Wehrpsychologie". In der Sitzung wurde der im Februar gehaltene Vortrag von Direktor Oberstleutnant a. D. Dr. Solger über „Das Soldatentum der Japaner" zur Aussprache gestellt. Die Erörterung wurde durch kurze Korreferate von Oberregierungsrat Dr. Zilian und Dr. h. c. Mell eingeleitet.

Die Sitzung der Arbeitsgemeinschaft „Marinefragen" am 10. März wurde vertretungsweise von Admiral a. D. Gladisch geleitet. Korvettenkapitän Meyer vom Oberkommando der Kriegsmarine sprach über „Die japanische Kriegsmarine im fernöstlichen Konflikt". Der Referent schilderte eingehend den Einsatz der japanischen Seestreitkräfte, die in Zusammenarbeit mit Heer und Luftwaffe bei der Eroberung von Schanghai, bei den Landungsoperationen an der chinesischen Küste und bei dem Vormarsch längs des Jangtse auf Hankau wesentlich zu den Erfolgen der japanischen Waffen beigetragen haben.

In der Arbeitsgemeinschaft „Wehrtechnik", die am 21. März unter Leitung von Oberstleutnant a. D. Justrow zusammentrat, behandelte das Hauptreferat von Oberingenieur Hofmann (Rheinmetall-Borsig, Düsseldorf) die „Grundlagen der heutigen Geschützkonstruktion". Der Vortragende gab einen Überblick über die Entwicklung der Geschützkonstruktion und ihre gegenwärtig wichtigsten technischen Einzelprobleme, unter denen das der Festigkeit der Geschützrohre im Hinblick auf die große Beanspruchung durch die hohen Anfangsgeschwindigkeiten besonders hervorgehoben wurde.

Digitized by Google

Das Hauptreferat in der von Oberst z. V. von Xylander geleiteten Sitzung der Arbeitsgemeinschaft „Wehrpolitik" führte die Behandlung der wehrpolitischen Probleme Ostasiens weiter. Major Otto sprach über „Die wehrpolitische Lage der Sowjetunion im fernöstlichen Konflikt". Nach einer geographischen und wirtschaftlichen Betrachtung des Fernostgebietes der Sowjets stellte der Referent die wehrpolitischen Interessen der Sowjetunion und Japans einander gegenüber, wobei er auch die Vorgänge des Grenzzwischenfalls von Tschankufeng und ihre Lehren erörterte.

Auch in der Arbeitsgemeinschaft „Wehrverkehrsfragen" wurde in der Sitzung am 31. März unter Leitung von Generalleutnant a. D. von Taysen die Vortragsfolge über „Großdeutsche Verkehrsfragen" fortgesetzt. Direktor Luz von der Deutschen Lufthansa gab in seinem Referat Einblick in den Aufbau und die Aufgaben der großdeutschen Verkehrsluftfahrt und zeigte die Ziele, die ihr durch die Erweiterung der deutschen Grenzen gestellt werden.

Die zweite Sitzung der Arbeitsgemeinschaft „Kriegsrecht" fand unter Leitung von Admiral a. D. Gladisch am 16. März statt. Zu Beginn der Sitzung wurde eine kurze Inhaltsangabe des im Januar gehaltenen Vortrages von Ministerialrat Dr. Eckhardt über „Moderne seekriegsrechtliche Probleme" gegeben. Im Anschluß daran gelangte das Korreferat des erkrankten Admiral z. V. Prentzel zu demselben Thema zur Verlesung, in dem dieser zu den seekriegsrechtlichen Ausführungen von Ministerialrat Dr. Eckhardt vom Standpunkte der Seekriegführung aus Stellung nahm und sie gleichzeitig an Beispielen aus den Vorgängen des Seekrieges in Ostasien und im spanischen Bürgerkrieg erläuterte.

Zweigstelle München. Im Rahmen der Veranstaltungen der Zweigstelle München, die unter Leitung des Gesandten a. D. Oberstleutnant a. D. Sperr steht, wurden im zweiten Vierteljahr des Winters folgende Vorträge gehalten: Am 6. Februar General der Art. a. D. Ludwig über „Neuzeitliche Landesbefestigung", am 27. Februar Oberst Professor Dr. Ritter von Niedermayer über „Sowjetrussische Wehrpolitik", am 20. März SA-Obergruppenführer Luyken über „SA — die Trägerin der vor- und nachmilitärischen Wehrerziehung". Durch einen Vortrag im April wird die Reihe der allgemeinen Vorträge abgeschlossen werden.

In einer von der Universität München veranstalteten Vortragsfolge über Wehrwirtschaft kamen folgende Mitglieder der Zweigstelle mit Vorträgen zu Wort: Gesandter a. D. Oberstleutnant a. D. Sperr über „Das Gesicht des modernen Krieges", Professor Dr. G. Fischer über „Die Bedeutung der Wehrwirtschaft", Dr. Dr. habil. Ernst Meier über „Die Wirtschaft im Weltkriege".

Die von der Zweigstelle eingerichtete Arbeitsgemeinschaft „Wehrwirtschaft" hat unter Leitung des Vorsitzenden im Februar ihre regelmäßigen Zusammenkünfte aufgenommen. Behandelt werden Fragen der wirtschaftlichen Vorratspolitik sowie der Vorbereitung privatwirtschaftlicher Betriebe auf die Kriegswirtschaft.

Zweigstelle Konstanz. Seit Beginn des Winterhalbjahres ist die Deutsche Gesellschaft Konstanz (Vorsitzender: Generaldirektor Paulßen) der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften korporativ als Zweigstelle angeschlossen. In den von der Deutschen Gesellschaft Konstanz veranstalteten Vortragsabenden werden hauptsächlich die Wehrpolitik im engeren und weiteren Sinne betreffende Fragen behandelt. Im Laufe des Winters sprachen folgende Herren: am 14. Oktober 1938 Dr. Samhaber, Berlin, über „Die europäische Lage"; am 22. November 1938 E. Heymann, Rom, über „Das Jahr der Achse"; am 9. Dezember 1938 General der Flieger von Cochenhausen über die Ziele und Bestrebungen unserer Gesellschaft; am 27. Januar 1939 der schweizerische Oberstleutnant Dr. Däniker über ein Beispiel hinhaltenden Widerstandes eines französischen Infanterie-Regiments während der März-Offensive 1918 und am 25. Februar 1939 P. Distelbarth über „Das Problem der deutsch-französischen Verständigung".

Hauptschriftleiter i. V.: Karl Linnebach, Potsdam, Burggrafenstr. 28. Verantwortlich für den Anzeigenteil: E. Mulack, Berlin SW 61, Urbanstraße 7.

„Wissen und Wehr" erscheint im laufenden Jahrgang zwölfmal. D. A. I. Vj. 1939: 3150. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 3 gültig. Einzelheft RM 1,75. Bezugspreis halbjährlich RM 7,50. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen oder der Verlag entgegen. Abbestellungen können nur bis spätestens 3 Wochen vor Beginn eines neuen Halbjahres angenommen werden. Alle das Abonnement oder die Zustellung betreffenden Zuschriften sind an die Verlagsbuchhandlung E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68, Kochstraße 68—71 (Postscheckkonto Nr. 540, Berlin NW 7), oder an diejenige Vertriebsstelle — Buchhandlung oder Zeitungsspediteur — zu richten, die die Bestellung vermittelt. Erfolgt die Zustellung durch die Post, so sind Anschriftenänderungen dem Postamt, durch das die Lieferung geschieht, sogleich mitzuteilen. — Ernst Siegfried Mittler und Sohn, Buchdruckerei, Berlin SW 68, Kochstraße 68—71.

Digitized by Google

...rgang 1939 Fünftes Heft

Wissen und Wehr

Monatsschrift

der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften

INHALTSANGABE

	Seite
Vom Wesen des Schweizer Soldaten. Von Edgar Schuhmacher	321
Erdölversorgung und Erdölpolitik im Britischen Weltreich. Von Dr. F. W. Fernau	336
Tankschiffe im Seekrieg. Von Kapitän zur See a. D. von Waldeyer-Hartz	358
Zur Neuregelung des politischen Überwachungssystems in der Roten Wehrmacht. Von Amtsgerichtsrat Dr. jur. habil. Reinhart Maurach, Breslau	362
Kleine Ursachen – große Wirkungen. Beginn der Augustschlacht 1915 auf Gallipoli. Von Generalmajor a. D. Hans Kannengießer Pascha. II. Teil	368
Überblick über den wehrpolitischen Raum Westeuropas	391
Bücherschau	403
Zeitschriftenschau	403
Aus der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften	407

Ztschr.
Zeitschriftenlese
Ziffer 2104
Eing. 6. JUN. 1939

NACHDRUCK, AUCH UNTER QUELLENANGABE, UNTERSAGT
ÜBERSETZUNGSRECHT VORBEHALTEN

AUSGEGEBEN IM MAI 1939

VERLAG E. S. MITTLER & SOHN, BERLIN SW 68

POSTVERSANDORT BERLIN

Digitized by Google

Ständige Mitarbeiter:

Prof. Dr. Andreas, Heidelberg,
Prof. Dr. von Arnim, Charlottenburg,
Vizeadmiral Aßmann, Berlin,
Prof. Dr. Baeumler, Berlin,
General d. Art. Prof. Dr. Becker, Berlin,
General d. Inf. a. D. v. Bergmann, Berlin,
Major a. D. Dr. Bertkau, Berlin,
Generalleutnant z. V. Boehm-Tettelbach, Berlin,
Oberstleutnant z. V. Professor Boehm-Tettelbach, Lübeck,
Prof. Dr. Bruns, Berlin,
Generalmajor a. D. Buchfinck, Potsdam,
Direktor Prof. Dr. Burgdörfer, Berlin,
Generalmajor Freiherr v. Bülow, Rom,
Geheimrat Prof. Dr. Cranz, Stuttgart,
Oberstleutnant Dr. Däniker, Bern,
Konteradmiral Donner, Kiel,
Gen. d. Art. a. D. v. Eimannsberger, Wien-Mödling,
Professor Dr. W. Elze, Berlin,
Dr. Engelmann, Istanbul,
Präsident Oberstleutn. a. D. Foerster, Potsdam,
Oberst Foertsch, Berlin,
Oberst a. D. Dr. h. c. Fonck, Berlin,
Universitätsprofessor Dr. v. Frauenholz, München,
Vizeadmiral a. D. Frhr. von Freyberg-Eisenberg, Berlin,
Dr. H. Gackenholz, Berlin,
Konteradmiral a. D. Gadow, Berlin,
Admiral a. D. Gladisch, Berlin,
Minister Dr. Glaise v. Horstenau, Wien,
Professor Dr. Goebel, Harzburg,
General d. Art. a. D. Grimme, Berlin,
Vizeadmiral a. D. Dr. h. c. Groos, Berlin,
Dozent Oberstlt. Dr. Hesse, Potsdam,
Oberstleutnant a. D. Justrow, Berlin,
Generalleutnant a. D. Kabisch, Stuttgart,
Dr. E. Kessel, Berlin,
Oberst Dr. Knauß, Greifswald,
Gen. d. Art. a. D. Krafft v. Dellmensingen, München,
Generalleutnant a. D. v. Metzsch, Berlin,
Prof. Dr. A. O. Meyer, Berlin,
Oberstudiendirektor Dr. Mühle, Dresden,
Oberregierungsrat Dr. Mühlmann, Potsdam,
Oberstarbeitsführer Müller-Brandenburg, Berlin,
Oberstleutnant a. D. Müller-Loebnitz, Berlin,
Professor Oberst Dr. v. Niedermayer, Berlin,
Oberst Dr. Nuber, Berlin,
Dr. P. Osthold, Berlin,
Oberregierungsrat Dr. Pantlen, Stuttgart,
Generalmaj. a. D. A. v. Pitreich, Wien,
Admiral z. V. Prentzel, Berlin,
Generalleutnant Dr. h. c. v. Rabenau, Potsdam,
Oberkriegsgerichtsrat Rittau, Breslau,
Oberstleutnant a. D. Direktor v. Schäfer, Potsdam,
Major W. Schenk, München,
Dozent Major a. D. Dr. Schering, Berlin,
Staatsminister Professor Dr. Schmitthenner, Heidelberg,
Oberst a. D. Dr. h. c. Schwertfeger, Hannover,
Oberreg.-Rat Dr. Simoneit, Berlin,
Professor Dr. Spranger, Berlin,
Generalmajor a. D. v. Tempelhoff, Berlin,
Generalmaj. a. D. Wagner, Königsbrück,
Kapitän z. S. a. D. v. Waldeyer-Hartz, Hannover,
General d. Infanterie Werth, Budapest,
General d. Inf. a. D. Wetzell, Berlin,
Professor Dr. F. Wirth, Berlin,
Oberst z. V. Ritter von Xylander, Berlin.

Briefe redaktionellen Inhalts und Manuskripte sind zu senden an den Hauptschriftleiter i. N.:
Karl Linnebach, Potsdam, Burggrafenstraße 28.

Besprechungsstücke von Neuerscheinungen sind zu senden an die Deutsche Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften, Berlin W 35, Matthäikirchplatz 12 III.

Zur Beantwortung von Anfragen und Rücksendung von Manuskripten ist Rückporto beizufügen.

Die unter dem Ehrenpräsidium des Reichsstatthalters General d. Inf. Ritter von Epp stehende und von General der Flieger von Cochenhausen geleitete

Deutsche Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften,

deren Organ „Wissen und Wehr" ist, hat es sich zur Aufgabe gemacht, das wehrpolitische Verständnis und das Interesse an den Wehrwissenschaften zu fördern. Anträge zum Beitritt sind zu richten an das Generalsekretariat Berlin W 35, Matthäikirchplatz 12 III. Fernsprecher: über O. K. W. 21 81 91.

Beilagen: *Der Gesamtauflage dieser Ausgabe liegt ein Prospekt der „Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften" bei.*

Digitized by Google

Fünftes Heft Jahrgang 1939

Wissen und Wehr

MONATSHEFTE

In sämtlichen Aufsätzen handelt es sich um die privaten Ansichten einzelner Persönlichkeiten, keinesfalls um die Anschauungen maßgebender militärischer Dienststellen.

Vom Wesen des Schweizer Soldaten.[1])

Von Edgar Schumacher.

Das Soldatische als Sinnbild des Nationalen.

In der Ausdrucksform des Soldatischen kristallisiert sich das Wesentliche eines Volkes, ähnlich wie etwa nach Clausewitzens bildhaftem Wort die Wahrheit dort, wo sie ein Äußerstes an Überzeugungskraft und lebendiger Spannung erreicht, von selbst in die Kristallform von Grundsätzen und Regeln zusammenschießt. Der nach Größe und Vieldeutigkeit so schwer zu umfassende Gesamtbegriff Volk spricht sich im Soldatischen als in einem Gleichnis, als in einer faßbaren und deutbaren Formel aus. Was sonst Bewegung und Wandlung ist und darum nur zu erfühlen, das wird hier Gestalt, Gegenstand der Anschauung, meßbar und wägbar. Die Festigkeit seiner Struktur steht über allem Zufälligen; die entschiedene und herrschende Klarheit seiner Gegenwart duldet kein Mißdeuten. Es gibt, von außen her gesehen, keinen Weg, der so unmittelbar zum Verständnis des andern führt, wie den über das Erfassen seiner soldatischen Eigenart.

Daraus erklärt sich jene Tatsache, die den Fernestehenden befremdet, aber dem Soldaten durchaus vertraut ist, daß von Volk zu Volk keiner sich so gut versteht und gegenseitig sich so ehrlich achtet wie eben der Soldat. Die Pflege des Soldatischen ist die reinlichste Form der Friedensbemühung, die ich zu erkennen vermag. Ich verstehe hierunter — doch ist es kaum nötig, dieses zu betonen — nicht die Rüstung an sich und überhaupt nicht die einzelne Erscheinung der Wehrbereitschaft, sondern die treue Bewahrung und bewußte Hegung jener besonderen im Soldatischen sich ausprägenden Denkart, die mit

[1]) Vortrag, in der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften gehalten am 27. Februar 1939.

Digitized by Google

ihren tiefsten Wurzeln auf nichts Geringerem als einer eigentlichen Weltanschauung gründet. Sie ist die einzige, die ohne inneren Widerspruch ihr höchstes Ziel, die nationale Behauptung, in Verbindung bringen kann mit dem Ideal einer Verständigung zwischen den Nationen.

Wenn diese Gedankengänge nun freilich auch allgemeine Geltung beanspruchen möchten, so scheint ihnen doch mit Beziehung auf die schweizerischen Verhältnisse eine besondere Unmittelbarkeit zuzukommen. Für die Schweiz ist der Begriff des Soldatischen die Vorbedingung der Existenz überhaupt. Sie ist durch den Entschluß, also durch einen Akt soldatischer Willensgestaltung, geworden. Von hier aus erklärt sich ihr Werden und ihr Wesen, erklären sich Vorzüge und Nachteile. Das mächtige Wurzelwerk völkischer Zusammengehörigkeit, das gewaltig einende Band gemeinsamer Muttersprache, diese natürlichen Gegebenheiten der Staatenbildung, fallen aus. Statt ihrer waltet die ganz nur auf geistigen Gesetzen gründende Idee des Bundes.

Diese Idee hat nicht den Charakter einer rechtlichen, sondern den einer soldatischen Forderung. Der erste und beherrschende Gedanke ist der des gemeinsamen Willens zur Wehr. Nur auf dieser Voraussetzung hat alles andere Sinn. Nur so ist es möglich, unter den harten Ansprüchen des erdhaften Lebens die Reinheit einer Idee zu bewahren. Unser Staat dankt seine Gründung einem soldatischen Entschluß. Sein Beharren durch Jahrhunderte der Erprobung dankt er der soldatischen Tat. Sein Bestehen seit der Verankerung der immerwährenden Neutralität ist ein Zustand der soldatischen Verpflichtung. Die Schweiz lebt von der Lebendigkeit des soldatischen Gedankens. Nach außen hin ist er der Nachweis ihres Anrechts auf ein eigenes Dasein; nach innen ist er das jedem begreifliche Sinnbild der Vereinigung alles Widerstrebenden unter einem höchsten Gesetz.

Die Überlieferung, die jedem staatlichen Verbande so viel bedeutet, ist für uns um so bedeutsamer, als die täglichen und augenfälligen Beweise des Zusammengehörens uns nicht in dem Maße greifbar sind wie den eigentlich nationalen Staaten. Was uns eint, ist ein Unwägbares, das nicht mit Augen zu sehen, noch mit Händen zu fassen ist, das im vielfältigen Hin und Wider der Gegenwart selbst dem Gedanken leicht entgleitet und das durchaus nur aus der Betrachtung des Gewesenen gegenständlich und eindrucksvoll wird. Daß es mehr und sehr viel mehr sein muß als eine blutlose Vorstellung, bekräftigen sechs und ein halbes Jahrhundert Geschichte. Daß es voll der tätigsten Kraft sein kann, erhellt aus dem Beharren unter sehr bedrohenden Verhältnissen. Daß es ein Wert ist, der nur durch Anstrengung bewahrt werden kann, lehren dunkle Zeiten des Versagens und Verzagens.

Augenscheinlich ist dieses: daß es immer nur die soldatische Leistung war, welche Rettung schaffte, daß es immer nur die soldatische Bereitschaft war, welche vor Unheil bewahrte. So daß auch der, dem die Erkenntnis aus der

Digitized by Google

Idee verschlossen ist, durch die Beweisführung der Geschichte zum Verstehen des untrennbaren Einsseins unseres Landes mit dem soldatischen Gedanken gebracht wird. Wobei denn freilich daran zu denken bleibt, daß es höchst verdächtig wäre, wenn dem Schweizer erst durch Überlegung solche Einsicht zuteil würde; wäre sie nicht Bestandteil, ja Inbegriff seines Wesens, so bliebe ihre Wirksamkeit die bescheidene einer jeden als richtig erkannten Theorie. Die Wahrheiten, welche die Völker bewegen und zu Taten fortreißen, sind nicht die mit dem Geiste als gültig erkannten, sondern die mit dem Herzen als notwendig erfaßten.

Ein Umstand ist, der uns vor besondere Anstrengungen stellt und das Beharren auf der geraden Linie des soldatischen Gedankens unendlich schwer macht: ich meine den Mangel an Bewährung. Zwischen den kriegerischen Leistungen unserer Geschichte und unserer Gegenwart liegen große Weiten. Wir sind, um zuversichtlich zu sein, auf den Glauben angewiesen. Ein Glaube aber, der die Gelegenheit nicht hat, sich durch die Tat zu erproben, muß durch mehr Anfechtung hindurch als ein anderer, den die Tatsachen rechtfertigen. So war das oberste Bemühen aller, die ihr Leben dem Dienste unserer Wehrbereitschaft weihten, den Glauben zu festigen und den Ernst zu vertiefen — denn diese beiden Dinge sind eins.

Das Gefühl der Sorglosigkeit, welches in langen Friedenszeiten sich einnistet, die Neigung zum Hindämmern in der Bequemlichkeit, welche des Alltagsmenschen allgemeines Erbgut ist, sie können einem Volke zur eigentlichen Bedrohung werden. Wenn vollends die Gewißheit sich dazu gesellt, daß man aus eigenem Willen an keinem Kriege teilhaben werde, daß die Unverletztheit der staatlichen Existenz durch Wort und Brief verbürgt sei, dann ist die Gefahr dringend, daß die Pflicht zur wehrhaften Anstrengung allmählich läßlicher genommen werde, ja daß schließlich die militärische Bereitschaft als eine bloße Förmlichkeit, als eine insoweit nötige, aber dann immer unerwünschte Belastung angesehen werde, deren Wert ein wesentlich dekorativer sei. Mit diesen Gefährdungen hat jedes Land, das im andauernden Frieden lebt, sich auseinanderzusetzen; und seine Zukunft steht darauf, daß es sie in einem klaren und entschiedenen Sinne überwinde. Und es ist, wohlverstanden, nicht ein einmaliger Sieg: jede Generation, jede neue Epoche, steht vor der nämlichen Aufgabe, die Unkräfte der Erschlaffung zu überwinden, das Wach- und Tätigsein nicht als eine unbillige Zumutung, sondern als die einzig denkbare Gewähr einer Zukunft zu verkörpern.

Es ist nun die Art, wie ein dem Frieden lebendes Volk diese Gefahren und Schwierigkeiten bewältigt, wohl der einzige ungefähre Gradmesser für die Wahrscheinlichkeit seiner Bewährung im Kriege. Sie ist die einzige Bestärkung des Glaubens, den der Soldat an die Zukunft seines Volkes hat. Zwei Tatsachen halfen entscheidend dazu, daß in der Schweiz durch alle Schwankungen und Beschwerlichkeiten der Ernst der Bereitschaft erhalten

Digitized by Google

und gepflegt werden konnte, dieselben zwei, auf die wir das Künftige bauen: das Vorhandensein einer soldatischen Veranlagung im Volke und das Hervortreten soldatischer Persönlichkeiten in den Stunden der Entscheidung.

Ob wir die Geschichte noch zum Zeugen für den militärischen Sinn des schweizerischen Volkes anrufen dürfen? Es liegt doch alles, was zur großen Leistung zählte, sehr weit zurück. Aber zum andern vermögen wir doch überall die ungemeine Kraft der Beharrung festzustellen, die dem menschlichen Wesen und dem Wesen der Völker eigen ist. Und wenn zwar etwa der Unrat trüber Zeiten das Echteste verschütten mag, ist es darum doch nicht erstickt, und wenn im Behagen die Kraft keinen Anlaß hat, sich zu äußern, ist sie darum nicht notwendig erloschen. Das Innerste scheint in den doch immer begrenzten Zeiträumen, die wir überschauen, nicht wandelbar. Was einmal zum Wesen gehört hat, kann ihm völlig nie verloren gehen. Aber das mag wohl sein, daß es so tief verdrängt ist, um ungeheurer Erschütterungen zu bedürfen, damit es wieder tätig werde.

Vielleicht aber sind wir, um den soldatischen Sinn unseres Volkes bestätigt zu sehen, nicht gänzlich auf die Geschichte angewiesen. Davon wird noch zu sprechen sein. Zunächst aber ziemt ein Wort über die Bedeutung der soldatischen Persönlichkeit für unsere Wehrentwicklung.

An den hohen Tagen, da Schicksale der Völker sich vollstrecken, wird es jedem offenbar, daß nur die Persönlichkeit das Unerhörte schafft und das Unmögliche leistet. In den Zeiten der Stille scheint ihr Walten zurückzutreten, dem Zufall und dem Allgemeinen Platz zu machen. Doch erkennt der näher Prüfende, wie unentbehrlich auch jetzt ihr Dasein ist: sie ist es, die den Pulsschlag des Lebens bestimmt, die das Maß des Fortschreitens angibt. Und das Sichtbare, was geschaffen wird, ob es gleich dem gesamten Volke zukommt und wie aus der Gesamtheit des Volkes geworden wirkt, es bleibt das Werk der Persönlichkeit.

An zwei Namen bleibt der Fortgang unserer Wehrbemühung und die Entwicklung des wehrhaften Gedankens in den letzten hundert Jahren untrennbar gebunden: an die Namen der Generale Dufour und Wille. Ihre Arbeit verfolgend, blickt man unmittelbar in die Werkstätte des soldatischen Geistes unseres Volkes. Unsere lebenskräftigsten Überzeugungen nehmen von dort ihren Ausgang, unsere Zuversicht holt dort ihr Rüstzeug. Ohne jede äußere Anknüpfung ergänzt sich ihr Schaffen in der geraden Richtung der inneren Notwendigkeit.

Dufour erhebt den Begriff der Neutralität aus den Untiefen einer politischen Vereinbarung auf die edle Höhe einer soldatischen Forderung. Die schweizerische Neutralität ist nicht ein Vorrecht, sondern eine unablässig bedrängende Verpflichtung, nicht ein Zugeständnis der Ohnmacht, sondern der Entschluß zur Haltung. „Glaubet", schreibt er, „daß ich meine ganze Anstrengung, all meinen Einfluß aufwenden werde, um die defensive Kraft der

Digitized by Google

Neutralität zu stählen; an die Erfüllung dieser Aufgabe habe ich mein Leben gesetzt." Die Neutralität erkennt er als das Daseinsprinzip der neuen Schweiz überhaupt: „Wir können, wenn wir nur wollen; also laßt uns wollen. Weisen wir die glänzendsten Anerbieten ab, die uns vom Boden der Neutralität weglocken wollen. . . . Wir dürfen ohne Kampf keinen Schuh breit von unserem Lande preisgeben. . . . Ja selbst, wenn der Gegner unseres Unterdrückers uns zu Hilfe eilte, wäre es unsere Pflicht, seine Allianz zu fliehen." Das ganze Werk seines Lebens aber und die Reinheit seines Gewissens steht hinter dem verpflichtenden Wort, das er 1870 an den französischen Kriegsminister schrieb: „Ich stehe ein nicht nur für den Willen, sondern auch für die Fähigkeit der Schweiz, unter allen Umständen und gegen wen es immer sei, diese Neutralität zu verteidigen, die nichts als ein leerer Schall wäre, wenn nur Verträge sie sicherten."

General Willes Lebensziel war die Rechtfertigung der eigentümlich schweizerischen Wehrform der Miliz. Als er sein Werk antrat, war die Meinung allgemein, daß man die deutlichen Vorzüge, die das Milizsystem für unsere Landesverteidigung hat, wohl oder übel erkaufen müsse mit mannigfach innewohnenden Gebrechen, von denen das schlimmste das Zugeständnis an bürgerliche Gewohnheiten, der Verzicht auf die Unbedingtheit der soldatischen Forderung war, die wenn auch mit Bedauern geduldete Auffassung, daß notwendigerweise etwas vom Charakter der Bürgerwehren idyllischer Zeiten immer mitgehen müsse. Wille weckte zuerst das Wissen um die Unerbittlichkeit der Forderung als der einzigen Grundlage für die Bereitschaft: „In der Kriegstüchtigkeit gibt es keine Abstufungen. Entweder ist einer ein guter Soldat oder er ist ein schlechter Soldat; einen guten Soldaten unter Berücksichtigung der auf seine Ausbildung verwendeten Zeit gibt es nicht." Und dann erwies er, mit dem Wort und durch die Leistung, daß die Zugeständnisse, welche uns gehemmt hatten, nicht im Wesen der Miliz, sondern in einer falschen Erfassung ihres Wesens begründet waren, daß die Miliz sich nicht mit einem näheren und bequemeren Ziel zufrieden geben darf, sondern nur ihren besonderen Weg suchen und finden muß, um zu dem einzig gültigen Ergebnis zu kommen, das jeder erreichen muß, der die ernsteste Angelegenheit eines Staates ernst nimmt: „Eine nüchtern ernste Auffassung des Wehrwesens ist das allererste, aber auch das sicher wirkende Mittel, alle Unvollkommenheiten, die dem Milizsystem anhaften, auszugleichen." Ein anderes Mal schreibt er: „Seitdem ich mir das Recht zutraue, über militärische Dinge in unserem Vaterland mitsprechen zu können, habe ich immer das eine Ziel vor Augen gehabt, auf die Erkenntnis hinzuarbeiten, daß die innere Tüchtigkeit des Heeres alles ist, daß deren Fehlen durch gar nichts ersetzt werden kann, daß wir uns auf einer unheilvollen Bahn befinden, solange wir glauben, das Fehlen dieser innern Tüchtigkeit durch tote Hilfsmittel oder durch einfache numerische Vermehrung der Streitkräfte ersetzen zu können."

Digitized by Google

Es half ihm, diesen beschwerlichen Weg zu gehen, und das Heer allmählich in seinem Geiste und zu seinen Einsichten zu erziehen, eine nie erlahmende Kraft, auf dem für notwendig Erkannten zu beharren, es half ihm vornehmlich dann ein inniger Glaube an die Möglichkeit der Gesundung, eine unwandelbare Zuversicht an den endlichen Sieg des Guten: „Nichts im Entwicklungsgang der Eidgenossenschaft darf mit gleich großer Befriedigung angesehen werden, und nichts gibt in gleich hohem Maße das Recht, mit Zuversicht der Lebenskraft und Lebensberechtigung der Eidgenossenschaft zu vertrauen wie die Entwicklung der Auffassung militärischer Dinge." Die grundsätzliche soldatische Haltung, nach der heute bei uns gearbeitet wird, die für uns gültige Ausprägung militärischen Wesens, sind in ihren wichtigen Teilen die Ernte der Lebensarbeit Willes. Und es zeigt im Tagesstreit der Meinungen sich immer wieder, daß dort, wo wir das Tüchtigste verfechten, wir, ob mit Wissen oder nicht, die Bahn seiner Gedanken verfolgen.

Die Grundlagen.

Die schweizerische Auffassung vom soldatischen Wesen nimmt ihren Ausgang von der Tatsache der Untrennbarkeit zwischen bürgerlicher und militärischer Pflicht. Im Text des Bundesbriefes von 1291 ist das erste Wort „Honestas"; und die Gültigkeit des Bündnisses ruht auf der selbstverständlichen Voraussetzung der Bereitschaft zur Wehr, zum Zwecke „sich gegenseitig mit Hilfe, Rat und Förderung, mit Leib und Gut, mit ganzer Macht und aller Anstrengung beizustehen, innerhalb und außerhalb der Täler". Die große Errungenschaft der neuzeitlichen Heere, die allgemeine Wehrpflicht, ist ein Problem, das die Schweiz nie beschäftigt hat; sie war von Anbeginn einfach da, sie war das leitende Prinzip dieser Staatsbegründung überhaupt. Und wenn zwar die geltende Bundesverfassung ausdrücklich festlegt: „Jeder Schweizer ist wehrpflichtig", so ist damit nur die Feierlichkeit der Überlieferung betont, aber nicht eine Forderung neu aufgestellt.

Von hier aus erklärt sich die besondere Einstellung des Schweizers zu soldatischen Dingen. Als Bürger eines Landes, das sein Daseinsrecht auf den Willen zur Selbstbehauptung baut, steht er zeitlebens mitten in der soldatischen Verpflichtung. Es ist eine reine Äußerlichkeit, wie weit sich diese Verpflichtung in der tatsächlichen Dienstleistung auswirkt. Er ist ihr außerhalb des eigentlichen Dienstes ebensowenig enthoben, als etwa der Nichtdienstleistende außerhalb des Bereichs der soldatischen Pflicht stände. Seine Stellung zum Vaterlande kann — er müßte denn überhaupt dem Vaterlande absagen — schlechterdings keine andere als die soldatische sein.

Es äußert sich dies zunächst und zuhöchst in der unlösbaren Durchflechtung des bürgerlichen mit dem militärischen Leben. In diesem Betracht ist durch allen Wandel der Urgedanke der Eidgenossenschaft, der Gedanke

Digitized by Google

einer unabläſſigen, an keine Bedingungen gebundenen und durch keine Ausnahmen einzuſchränkenden Bereitſchaft zur Wehr, lebendig und rein geblieben. Und wie in jedem ſchweizeriſchen Hauſe Waffe und militäriſche Ausrüſtung vorhanden und bereit ſind, ſo iſt im Denken jedes einzelnen die ſoldatiſche Forderung als ein gewichtgebender und nicht zu verdrängender Beſtandteil eingeſchloſſen. Weſentlich aber iſt, daß dieſe Geſinnung mit der wirklichen Dienſtleiſtung nichts zu tun hat, und daß ſie weder zwiſchen Soldat und Nichtſoldat, noch zwiſchen Alt und Jung, noch ſelbſt zwiſchen Mann und Frau irgendeine Abſtufung duldet.

Auch zeigt ſie ſich nicht auf der Gaſſe und läßt ſich nicht im Ratſaale hören. Sie iſt ebenſo ſehr perſönliches Eigentum eines jeden als etwa ſein Glaube und ſeine Hoffnungen. Sie iſt unabhängig von der Lebensſtufe, auf der einer ſteht, und hat nichts gemein mit der Lebensanſicht, die einer vertritt. Sie iſt überhaupt kein geiſtiger, ſondern ein ſeeliſcher Beſitz. Sie iſt nicht der Überlegung unterworfen und nicht beeinflußt von der Frage nach Nutzen oder Nachteil. Das allein erklärt ihre Dauer und ihre durch die lähmende Einwirkung von Zeit und Gewöhnung nicht erſchlaffte Stärke. Wer als ein bloßer Betrachter ſie ſtudieren will, wird kaum zu ſeinem Rechte kommen. Denn ſie erweiſt ſich, wie alle tiefen Bewegungen der Seele, nicht an gleichgültigen Tagen. Aber wer klugen Auges iſt, vermag doch da und dort ihre Spur zu erkennen.

Es wird ihm auffallen, wie ſehr bei uns die Fragen der kriegeriſchen Bereitſchaft an die Teilnahme aller rühren, mit welcher Lebhaftigkeit ſie, bis in die eigentlich fachlichen Probleme hinein, vor der Öffentlichkeit und von ihr ſelber behandelt werden. Gewiß geht auch manches bloße Gerede mit unter; denn wo viele reden, kann es ſchließlich nicht ausbleiben. Aber viel wichtiger iſt das Eigentliche, das darin zum Ausdruck kommt: daß das ſchweizeriſche Volk für ſein Höchſtes, für die Bewahrung ſeiner Unabhängigkeit, die Verantwortung nie an einzelne abgibt, auch an ſeine berufenen Vertreter nicht, ſondern ſich hierin, viel mehr als auf jedem andern Gebiet, das letzte Wort durchaus vorbehält.

Dieſe Haltung aber leitet ihre Rechtfertigung ab aus der Bereitſchaft zur Leiſtung. Sie zeigt ſich nicht in den Selbſtverſtändlichkeiten, wie der Gewährung der finanziellen Mittel, wie in der Dienſtleiſtung ſelber. Ihre Bedeutung beginnt erſt jenſeits der förmlichen Verpflichtungen. Sie zeigt ſich in einem ſteten Bereitſein, wo ein ungewöhnlicher Aufwand ſich notwendig erweiſt, in dem freiwilligen Anerbieten dieſes beſonderen Aufwandes. Sie tritt zutage in dem Willen zur Übernahme von Verantwortungen.

Das alles aber ergreift gleichermaßen den Soldaten wie den Nichtſoldaten. Es iſt keiner davon ausgenommen und keiner innerlich unbeteiligt. So daß der Soldat weder einen beſonderen Stand vertritt, noch eine beſondere Denkart verkörpert. So wenig ſeine Pflicht in irgend etwas ſich

Digitized by Google

wandelt, ob er Uniform trägt oder nicht, so wenig ordnet die Uniform ihn einem Wesen ein, das dem nicht Diensttuenden unbekannt wäre. Die Schweiz ist wie ein verschanztes Lager, in dessen Raum freilich ein Vielerlei Platz hat, dessen Bestimmung darum nicht weniger eindeutig und jedem darin Weilenden eindrücklich ist. Und wenn wohl die Buntheit des Lebens auch hier sich entfalten mag, bleibt sie doch immer unter dem obersten Gesetz der Bereitschaft, und in der Vielfältigkeit der gegenwärtigen Beschäftigung vergißt keiner die eigentliche Aufgabe seines Hierseins, bleibt jeder, gleichgültig welcher Posten ihm zugewiesen sei, in seinem Wesen Soldat.

Von diesem allgemeinen Boden muß man ausgehen, um dem Wesen des Schweizer Soldaten näher zu kommen. Denn seine Vorzüge und seine Schwächen sind hier beheimatet. Das Soldatische als Standesgefühl kennt er nicht, weil er es als Staatsgefühl zu eigen hat. Der augenscheinliche Gewinn daraus ist die Verwurzelung seines Pflichtgefühls in den tiefsten Bedingungen seiner Existenz. Der bedrohlichste Nachteil ist das geringe Verständnis, ja eine eigentliche Mißachtung für die rein militärischen, das heißt zum Zweck in keiner Beziehung stehenden Forderungen. Die unbedingte Personalunion von Soldat und Bürger gibt dem Sinn der Aufgabe das denkbar größte Gewicht; aber sie läßt auch die Beschwerlichkeit des Weges verkennen und kann zu einer Überschätzung der geistigen Werte gegenüber den sachlichen Gegebenheiten führen.

Weil der Schweizer es für selbstverständlich ansieht und im ganzen Ernst dazu bereit ist, in der Stunde der Erprobung alles und das Leben zuerst der Gefahr entgegenzuwerfen, weil er aus der geschichtlichen Erinnerung und aus dem eigenen Gefühl dieses als das Entscheidende erkennt, so verfällt er leicht dem Selbstbetrug, der Wille allein gäbe hierin den Ausschlag. So daß er den mühsamen Weg der Vorbereitung meint kürzen zu dürfen und dem Willen Dinge zumutet, die er nie leistet: das Ersetzen nämlich der Angewöhnung und der Übung. Diese Tatsache hat der General im Jahre 1917 mahnend hervorgehoben: „Trotz der großen militärischen Veranlagung unseres Volkes, trotz der größten Bereitwilligkeit, für die Unabhängigkeit des Vaterlandes Gut und Blut zu opfern, hat unser Volk am Diensttun keine Freude, sofern dieses eine sehr bescheidene Dauer überschreitet."

Nun darf man gewiß demgegenüber in die Schale werfen, mit welcher Hingabe und welcher Sorgfalt gerade die außerdienstliche Waffenübung gepflegt wird, so daß in diesem Betracht wohl auch eine wesentliche längere Ausbildungszeit wettgemacht wird. Aber ein gewisses Ausweichen ist doch mit dabei. Man könnte (vielleicht ist's etwas boshaft gesagt) behaupten, daß der Schweizer nie so gern Dienst tut wie außerdienstlich. Oder ernsthafter: er will die Echtheit seiner Hingabe darin kundtun, daß er sie in voller Freiheit leistet. So unschätzbar dieses als Zeugnis der Entschlossenheit ist, so unablässig muß anderseits um die Einsicht gekämpft werden, daß die militärischen

Digitized by Google

Eigenschaften, die jeder Bedrängnis standhalten, nur im tatsächlichen Dienste, nur unter dem nachhaltigen Walten jenes höchsten Prinzips der Disziplin gedeihen und erstarken. Daß diese Erkenntnis im Fortschreiten steht, erscheint mir als der hauptsächliche Gewinn der jüngsten Bemühungen um unsere Wehrbereitschaft.

Das soll ja nicht bedeuten, daß etwa die Meinung bestehe, unsere Ausbildungszeiten schrittweise denen stehender Heere anzugleichen. Wir rechnen auch für die Zukunft bewußt mit knappsten Fristen. Denn in eben dieser Knappheit sehen wir auch wieder einen Vorzug, den zu nutzen uns die Erfahrung gelehrt hat und der die Grundlage unseres Ausbildungssystems überhaupt bedeutet: die Möglichkeit der ununterbrochenen Leistung. Wer einen Dienst antritt, Soldat oder Offizier, weiß, daß er für diese Zeit nun auch mit keinem Gedanken und zu keiner Stunde mehr sich selber gehört, daß der Anspruch der Pflicht ein unbegrenzter ist und die Forderung niemals eine Unterbrechung hat. Es ist gleichgültig, ob er ihr immer freudig nachkomme; wichtig ist nur, daß er die Unbedingtheit ihrer Herrschaft erlebt. Man hat gelegentlich das Scherzwort gehört, daß die schweizerische Armee in den eigenen Manövern sich aufreibe. Wenn damit gesagt sein soll, daß die Grenze der Forderung mit der Grenze der Leistungsmöglichkeit zusammenfalle, so könnte nicht leicht Rühmlicheres gesagt werden. Die eine Bedingung müßte erfüllt sein: daß die Forderung eine bewußte und planvolle ist. Ich glaube, daß wir danach trachten.

Wir sind uns darüber klar, daß eine der mächtigsten Hilfen soldatischer Erziehung und Schulung, die zur Sicherheit und zum Bewußtsein des Könnens führende Gewöhnung, uns in sehr beschränktem Maße nur dient. Wir suchen durch die um so stärkere Betonung des Erreichbaren den Ausgleich zu schaffen. So sind wir, neben der selbstverständlichen Beschränkung auf das Wichtigste, vor allem auf die Individualisierung und Verinnerlichung der Arbeit angewiesen. Wir betonen sehr früh die eigene Verantwortlichkeit des Mannes und durchsetzen beizeiten die reine Ausbildung mit dem Element der Prüfung, welches den Soldaten ständig daran mahnt, daß es nicht genügt, willenlos zu lernen, sondern daß das Eigentliche, das Aufgebot der seelischen Kräfte, von ihm selber beizubringen ist.

Wir haben so, vielfach aus Behelfen und in manchem der schlichten Notwendigkeit gehorchend, einen besonderen Stil der soldatischen Ausbildung gewonnen, der in jedem Falle das für unsere Verhältnisse Mögliche auf der breitesten Grundlage und mit dem weitesten Ausblick erzielt. Und wenn kleine oder ferne Staaten, die im Begriffe sind, ihr eigenes Heerwesen neu zu bauen oder es aus überlebten Formen zu lösen, gern unsere Bemühungen zum Gegenstand des Studiums nehmen, so scheint eine gewisse Erwartung darin ausgesprochen, daß die schweizerische Form der Ausbildung in einer klaren und verständlichen Beziehung zu ihrem Zwecke stehe.

Digitized by Google

Zwar gehören diese Hindeutungen schon nicht mehr eigentlich zum Thema, als welches ja nicht von der Bildung, sondern vom Wesen des Schweizer Soldaten handelt. Weil aber das Wesen nur als Form zu erfassen ist und weil diese Form denn immer das durch die äußeren Bedingungen sichtbar gemachte Wesen bedeutet, so mußte doch mit einem Wort die Frage der Ausbildung angetönt werden. Wäre es auch nur, um dem doch denkbaren Trugschluß zuvorzukommen, daß der Schweizer Soldat alles der Natur verdankte.

Die soldatische Form.

Vielleicht erhebt sich die Frage, mit welcher Berechtigung man überhaupt von dem Schweizer Soldaten als einem Begriff sprechen dürfe. Ob hierunter wirklich etwas Eindeutiges zu erfassen sei, in dem Sinne, wie man etwa von einem deutschen, einem französischen, einem italienischen Soldaten redet. Ob nicht das Unterscheidende, das Vielfältige so zwingend seinen Anspruch geltend macht, daß das Gemeinsame als eine bloße Konstruktion, als ein Rechnungsergebnis ohne eigene innewohnende Kräfte erscheint? — Auch der Kundige ist immer wieder überrascht, wie so ganz anders die Tatsachen liegen. Das Verbindende ist über alles Erwarten stark; seine Gegenwart herrscht so unbestritten, daß das Vielgestaltete sich nur in den äußerlichsten Bezirken des Formalen behaupten und geltend machen kann. Man muß, um das völlig zu verstehen, darum wissen, wie sehr der Schweizer dort, wo es um den vollen Ernst geht, wo zwischen Ja und Nein klar zu scheiden ist, nicht anders als eidgenössisch empfinden kann. Darum steht die Pflege unserer kantonalen und stammeseigenen Besonderheiten nicht im Widerspruch zum eidgenössischen Gedanken, sondern ist recht eigentlich dessen festester Unterbau. Es wirkt in allen diesen Beziehungen die Idee des Bundes, welche nie das Aufgeben des Eigenen verlangt, sondern dieses Eigene im freien Zusammenschluß zu einem Größeren zum schönsten Werte steigert.

Dies wird im Bild des Heeres anschaulich deutbar. Man erkennt die Temperaments- und Tempoverschiedenheiten der Landesteile und der Stämme, der Städte und der Landschaften; man erkennt keinen Unterschied in der soldatischen Form und im Erfassen der soldatischen Pflicht. Der Soldat erscheint, gleichgültig welcher engeren Heimat er entstammt, nur als Schweizer Soldat. Es denkt niemand daran, ihn für einen engeren politischen oder völkischen Kreis beanspruchen zu wollen. Und wenn freilich die Bevölkerung für Truppenteile, die aus entfernteren Landesgegenden kommen, wohl auch besondere Freundlichkeit zeigt, so ist es nicht aus dem Interesse am Fremdgearteten, sondern aus der Freude, daß auch das im täglichen Leben entfernt Scheinende, sobald es gegenwärtig ist, so durchaus verwandt und vertraut sich erweist. Diese Einheit der soldatischen Ausdrucksform ist vor der Öffentlichkeit (vielleicht mehr gefühlt als verstanden, aber darum

Digitized by Google

desto tiefer eigen) das Sinnbild der unbedingten Einheit des vaterländischen Denkens.

Eine Einzelheit, die wir nicht als ein Besonderes empfinden, die aber außerhalb der Grenzen doch als ungewöhnlich angesehen wird, ist das Nichtvorhandensein eines Sprachenproblems. Daß die Mehrsprachigkeit im Heere die Geschlossenheit beeinträchtigen könnte, kommt uns erst am fremden Beispiel zum Bewußtsein. Einen Rangstreit der Sprachen gibt es nicht, weder in der öffentlichen noch in der privaten Meinung. Sie leben im Heere nebeneinander und durcheinander, und jeder setzt den Ehrgeiz darin, die des andern zu verstehen und möglichst auch in der des andern sich auszudrücken. Denn es ist ja nicht eine Fremdsprache, sondern eine der Gestaltungen des gemeinsamen Denkens, also etwas, das zu erlangen unmittelbare Bereicherung bedeutet und das man nicht ohne Verlust vernachlässigt.

Auch hier steht hinter allem der Hauptgedanke unseres staatlichen Zusammenschlusses: die Erhöhung der Vielheit zu einer geistigen Einheit; je offenbarer die Vielheit, desto überzeugender die Kraft des einenden Gedankens. Von hier aus sind auch anscheinend geringfügige Anordnungen zu verstehen, wie die unlängst erfolgte Anerkennung des Romanischen als der vierten Landessprache. Das tatsächliche Verhältnis und Zusammenleben wird dadurch nicht im kleinsten beeinflußt: es geht nur um das feierliche Betonen des unwandelbaren Prinzips unseres Zusammenschlusses, das der innigsten Kräftigung des Gemeinsamen durch die sorgliche Pflege des Eigentümlichen.

Wenn wir nun endlich vor der Frage stehen, zu welcher besonderen Form das soldatische Mühen des Schweizers sich kristallisiert, welches nun eigentlich das besondere, sichtbare und unverkennbare Wesen des Schweizer Soldaten ausmache, da merken wir auf einmal, daß wir vor einer großen Schwierigkeit stehen. Es tritt nämlich nun eine Wahrheit unabweisbar hervor, die Tatsache, daß das soldatische Wesen, aus so mannigfachen Quellen es sich nährt, in seiner Ausprägung sich einer einmaligen Form nähert. Sehr folgerecht läßt das Bild von der Kristallisation sich hier weiterspinnen. Die Elemente, vom Grund auf verschieden und jedes einzig nach Wesen und Struktur, zeigen im Kristall dem anschauenden Blick nur noch Form, so bis zum letzten gestaltet, daß die Erinnerung an das Stoffliche, auf dem sie sich baut, durchaus zurücktritt und daß, was die Betrachtung fesselt, unendlich mehr die Verwandtschaft der Form als die Verschiedenart des Wesens ist. Das Soldatische in seiner reinen Gestaltung offenbart so unendlich viel vom Geheimnis und der Gewalt der Form („Vis superba formae" sagt ein von Goethe gerühmtes Wort des Johannes Secundus), daß für den Blick die Elemente, aus denen es lebt, undeutlich und vielleicht selbst gleichgültig werden vor dem gewaltigen Erlebnis der Formwerdung. Hier beginnt der Bereich des Soldatischen als einer eigenen geistigen Macht, der Macht einer

Digitized by Google

ganz bestimmten und durch ihre äußerste Strenge einzigen Lebensformung. Hier sind wir wieder an dem Punkte, wo das Soldatische über seine nationale Bedeutung hinaus zu menschlicher Geltung wächst. Es scheint etwas wie eine platonische Idee zu walten: die völkischen Gegebenheiten, in ihrer ganzen Stärke wirkend, sublimieren sich durch den geheimnisvollen Vorgang der Kristallisation zu jener unbedingten Vollendung, die in der Vollkommenheit der Form beruht.

Wir können so von Anspruch und Sendung des Soldaten reden, noch ehe wir die uns nähere und brennendere Bedeutung des Soldaten der eigenen Nation im Auge haben. Und nun erfassen wir auch, daß wir freilich sehr wohl die geistigen und seelischen Grundlagen des nationalen Soldatentums aufsuchen und deuten können, daß wir aber Mühe haben, in ähnlicher Weise die soldatische Form von Land zu Land zu unterscheiden. Weil hier, im Formalen, etwas wie eine ideale Forderung besteht, weil die krönenden Tugenden etwa der Kühnheit und der Disziplin ohne jede Einschränkung herrschen, so muß das vollkommene Bild des Soldaten von Volk zu Volk sich sehr ähnlich sehen, und es scheint fast, daß wir die Abstufungen nur durch das Betonen der Unzulänglichkeiten finden.

Die bescheidenen Proben, denen die soldatischen Tugenden im Frieden unterworfen sind, zwingen zu äußerst behutsamen Folgerungen. Etwas läßt sich mit Sicherheit feststellen: der gute Wille. Dieser lebt sichtbar im Schweizer Soldaten. Welchen Belastungen er standhalten kann und wird, bleibt offen. Daß er mancher Steigerung fähig ist, läßt sich immer wieder beobachten. Ich habe ein besonderes Vertrauen auf die Macht der Erbitterung, mehr noch als auf die Begeisterungsfähigkeit. Die Streitlust liegt als ein Erbteil im Blute. Sie scheint in der langen Zeit des Friedens nicht verkümmert zu sein. Ein primitiver, doch nicht ganz zu übersehender Ausdruck dafür sind die verhältnismäßig vielen ernstlichen Manöververletzungen. Die Erbitterung kann diese Anlagen zu unberechenbarer Stärke steigern. Und weil schlechthin ein anderer als der mit inbrünstiger Erbitterung geführte Krieg für die Schweiz nicht denkbar ist, so mag uns hier die Quelle einer Kraft fließen.

Aber die Fähigkeit, sich hinzugeben, wird erst unter dem Diktat des obersten Seelengebotes der Disziplin den höheren Zwecken nutzbar. Es ist ja vielleicht das Hineinleben in diesen Zustand der größte und eigentliche Gewinn der langen Dienstzeiten; Disziplin muß, um unerschütterlich zu werden, doch wohl erlebt und nicht nur verstanden sein. Hier liegen für uns Bedenklichkeiten zutage und hier ist die Gefahr von Experimenten nahe. Daß man beispielsweise glaubt, der Einsicht zumuten zu dürfen, was immer eine Sache des Gehorsams bleiben muß, auf den Verstand abstellen zu sollen, was durchaus den Bezirken des Gemütes angehört. Zu diesen Dingen hat nach Kriegsende der damalige Chef des Generalstabes, Sprecher von Bernegg, ein klares und entschiedenes Wort gesagt: „Sollte je die heute zutage

Digitized by Google

tretende Neigung durchdringen, den sogenannten denkenden Gehorsam als berechtigt und für die Zwecke des Heeres ausreichend hinzustellen, so wird es Zeit sein, sich Mühe und Kosten für das Heerwesen zu ersparen und beides besseren Zwecken zuzuwenden."

In der durchschnittlich hohen oder gar sehr hohen Intelligenz des Schweizer Soldaten liegt nun gewiß eine Hilfe, die man nicht darf brachliegen lassen. Aber sie darf einzig beigezogen werden, um den Weg der Ausbildung zu vereinfachen, zum Abschneiden von Umwegen und zum Einsparen von Zeit. Aber keine Intelligenz vermag auch nur das geringste gutzumachen, was gegen die Unantastbarkeit der Disziplin gefrevelt wird. Um diesen Gedanken haben wir fortdauernd zu kämpfen, nicht sowohl in den kleinen Einzelheiten des Dienstes, wo die Selbstverständlichkeit des soldatischen Gehorsams außer jeder Frage steht, als mehr in dem grundsätzlichen Sichbekennen zu der höheren Strenge der soldatischen gegenüber der anpassungsfähigen Zweckmäßigkeit der bürgerlichen Form. Und es ist, wie ja immer auch das Vortreffliche seinen Schatten hat, diese Notwendigkeit eine Folgeerscheinung unseres wertvollsten soldatischen Eigentums, der völligen Einheit von Heer und Volk, Soldat und Bürger. Weil es keine staatliche Einrichtung gibt, die nicht in irgendeiner Weise vom soldatischen Gedanken durchdrungen wäre, ziehen wir oft aus der Umkehrung dieser Tatsache den Trugschluß, daß in militärischen Dingen doch wohl auch bürgerliche Gesichtspunkte mitsprechen dürften. Das führt zu jenem bedingten Begriff der Disziplin, vor dem wir uns hüten müssen und bei ernsthaftem Willen auch durchaus hüten können, weil er nicht in der Gesinnung des Mannes etwa begründet liegt.

Der Schweizer Soldat hat das ganz deutliche Bewußtsein von dem durch nichts zu ersetzenden Wert der unbedingten Disziplin. Aber sie muß ihm als Forderung von unerbittlicher Strenge entgegentreten und darf dem Hang zum Sichgehenlassen nicht irgendein willkommenes Türchen auftun. Über das zweischneidige Wort „Dienstfreudigkeit", das immer von Zeit zu Zeit aus Unverstand oder Arglist geltend gemacht wird, hat einer unserer tüchtigsten Divisionskommandanten (Gertsch) in seinen „Wegleitungen" für den aktiven Dienst von 1918 geschrieben: „Wir sollen an Dienstfreudigkeit gar nie denken, und wir sollen ebensowenig davon sprechen. Ich tue es hier auch nur, um zu zeigen, was davon zu halten ist. Eine Geistesverfassung, die richtiger Soldaten würdig ist, die dem Ernste des Heeresdienstes entspricht, und die, wenn man auf den Ausdruck Wert legt, als Dienstfreudigkeit, doch im allein statthaften Sinne, bezeichnet werden könnte, ist die Unternehmungslust, die auf dem Bewußtsein beruht, zu wackern Leistungen befähigt zu sein. Die Gelegenheit, dieses Bewußtsein durch die Tat zu stärken, bietet sich im Kriege häufig, im Frieden dagegen nur selten. Um diesem Mangel des Friedensdienstes einigermaßen zu begegnen, gibt es nur ein Mittel. Das ist ein Dienstbetrieb, der an Genauigkeit und Sorgfalt dem im Kriege so voll-

Digitized by Google

ständig gleichkommt, daß jede Truppentätigkeit, bei aller muntern Tatkraft, ohne die sie wertlos wäre, mit dem gewissenhaften Ernst verrichtet wird, als ob es dabei, wie im Kriege, um Leben und Ehre ginge."

Man mag, nach der äußeren Erscheinung urteilend, den Schweizer Soldaten leicht unterschätzen. Seine Tüchtigkeit zeigt sich nicht oder jedenfalls nicht ohne Hemmung auf der Parade. Seine sehr auf das Unmittelbare und Praktische gestellte Natur braucht eine sichtbare, meßbare Aufgabe, um sich an ihr zu bewähren. Sein Soldatentum, das mehr aus der Anlage als aus der Schulung schöpft, bedarf eines tatsächlichen Anstoßes, einer Art äußerer Rechtfertigung, um sichtbar zu werden. Es ist im letzten wohl die Clausewitzsche Unterscheidung von kriegerischer Tugend und natürlichen Eigenschaften, die auch hier Geltung hat: „Die kriegerische Tugend ist nur den stehenden Heeren eigen; sie bedürfen ihrer auch am meisten. Bei Volksbewaffnungen und im Kriege werden sie durch die natürlichen Eigenschaften ersetzt, die sich da schneller entwickeln." Denn das schweizerische Heer, gleichgültig welcher Art es in seiner Gestaltung mit den Forderungen der Zeiten Schritt halte, wird in seinem Wesen immer den Charakter der Volksbewaffnung bewahren.

Am tüchtigsten beweist sich der Schweizer Soldat in den Anforderungen des Felddienstes. Hier liegt die augenblickliche Zweckmäßigkeit der erwarteten Leistung klar zutage; hier findet er den unmittelbaren Zusammenhang mit dem Sinne der militärischen Ordnung. Es kommt hierin vorteilhaft zustatten, daß der große Teil unseres Volkes zu der Natur in naher Verbindung blieb. Jene Eigenschaft gelangt zur Geltung, welche die ältere Kriegstheorie mit dem schwer zu übersetzenden Ausdruck „Coup d'Oeil" bezeichnet (ich nehme das Wort im Sinne Friedrichs, nicht in der vertiefteren Bedeutung, welche Clausewitz ihm gibt): das instinkthafte Erfassen und Werten der Geländegegebenheiten für den militärischen Zweck. Sie wird unterstützt durch die im allgemeinen große geistige Selbständigkeit und die ebenso allgemeine Lust an eigener Verantwortung. Für selbständige Aufgaben, wie sie der Kampf im Gebirge und der kleine Krieg so reich bieten, scheint der Schweizer Soldat besonders veranlagt; hier findet auch eine seiner vornehmsten Eigenschaften, die Pflichttreue, ihre Entfaltung. Es ist sehr selten, daß der mit eigenem Auftrag betraute Soldat versagt.

Nun wissen wir wohl, daß die besondere Hinneigung unseres Soldaten zum Feld- und Gefechtsdienst freilich zunächst die Äußerung einer natürlichen Veranlagung ist; aber wir verschweigen uns nicht, daß etwas anderes ebenfalls mitspricht: es wirkt, bewußt oder nicht, doch immer das Unbehagen an der strikten Strenge der formalen Forderung mit. Wir suchen durch die Einrichtung des Dienstes und durch das Mittel der Belehrung den Sinn zu schärfen für die durch nichts zu ersetzenden, geheimnisvoll aber gewaltig wirkenden Kräfte der soldatischen Form, und suchen deutlich zu machen, daß ihre Vernachlässigung nicht etwa ein Vorrecht unserer besonderen Wehrauf-

Digitized by Google

fassung, sondern ein mutwilliges Preisgeben einer allerstärksten Gewähr für das Beharren in der Bedrängnis wäre.

Die Fähigkeit zur Ausdauer und zum Entsagen, ähnlich wie die Gabe der Kühnheit, erprobt sich in Friedensdiensten nur in sehr bescheiden gezogenen Grenzen. Der Schweizer Soldat ist von Natur zäh und widerstandsfähig. Im Ertragen von Anstrengung und Entbehrungen dürfte er es mit jedem aufnehmen können. Aber es fällt ihm beschwerlicher als anderen. Wir sind, Volk und Heer, in den Annehmlichkeiten des Lebens verwöhnt, weil das Schicksal uns lange freundlich war. Es ist uns schwerer, auf das Behagen zu verzichten, als anderen, die durch härtere Prüfung gingen. Wir vermögen es nicht zu ändern; es ist ein Zoll, den wir dem Glück der Wohlfahrt bezahlen. Aber wir versuchen, unser Denken auf den ganzen Ernst kommender Möglichkeiten zu richten, uns aus eigener Überwindung mit den Bedingungen anspruchslosen Lebens vertraut zu machen; damit uns die Not, wenn vielleicht auch unerfahren, doch nicht unvorbereitet und nicht verweichlicht finde.

Der seelische Wert.

Für den Schweizer gibt es keine andere Begründung, Soldat zu sein, als die Liebe des Vaterlandes. Das Heer ist kein Machtmittel der politischen Leitung; ebensowenig als der Krieg unter die möglichen Formen des politischen Verkehrs einbezogen ist. Es muß also dem Heere jenes stolze Gefühl, Inbegriff für den Geltungswillen des Staates zu sein, gänzlich fehlen; es wird diesem Staate nie einen Zuwachs weder an Lebensraum noch an Einfluß schaffen. Jedes Prinzip der Berechnung und der praktischen Nutzbarkeit fällt weg. Es fällt damit auch die Anreizung, die aus der Erwartung eines durch Anstrengung zu erzwingenden Gewinnes fließt, und die in einem so ganz auf Tätigkeit gestellten Gefüge, wie das Heer es ist, von höchst belebender Kraft sein kann.

Aber in eben diesem Fernsein eines zu berechnenden Zweckes ruht die Größe der Idee, und liegt der Ausgangspunkt jedes Vertrauens, das uns in der Verfolgung unseres Wehrbemühens entschlossen macht. Die seelischen Voraussetzungen sind die einfachsten. Die soldatische Pflicht stellt keinen anderen Anspruch als den der Bereitschaft für die Verteidigung dessen, was jedem das Teuerste ist. Die Forderung der Pflicht ist auch die des Gewissens; ein Widerspruch zwischen beiden wäre nur im Zustande der Geisteskrankheit denkbar. So nimmt denn das Soldatische Besitz von der Seele selber. Über eine staatsbürgerliche Verpflichtung hinaus wird es zum Wesensteil der irdischen Existenz überhaupt, wird es für den Gläubigen unmittelbar zum religiösen Gebot. Für uns wäre jeder Krieg ein Glaubenskrieg.

Wenn wir, uns selber zu prüfen und aus dem Vergleich das Notwendige zu erkennen, in die Geschichte unseres Landes zurückgehen, da sind es nicht mehr die rühmlichen Taten früher Jahrhunderte, die uns nahe beschäftigen.

Digitized by Google

Das Kapitel Geschichte, das mahnend vor uns aufgeschlagen liegt, ist der Bericht vom Untergang der alten Eidgenossenschaft in den Völkerstürmen der französischen Revolution. Denn hier begegnet uns Drohung, Lehre und Verheißung zugleich. Die Drohung, daß die gewisseste Vorbereitung für eine Vernichtung unseres Staates das Lässignehmen der soldatischen Anstrengung im Frieden wäre, und daß nichts die Wehrbereitschaft so unheilbar schädigt, als wenn ihre Unbedingtheit durch irgendwelche politischen Erwägungen beeinträchtigt wird. Die Lehre, daß die scheinbar hoffnungsloseste Gegenwehr immer noch unendlich mehr dem Wohle des Landes dient, als ein trübes Sichergeben in das Verhängnis. Die Zuversicht, daß gar keine Lage so trostlos sein kann, aus der nicht Entschluß und Mut einen tüchtigen Weg fänden; und daß auch im völligen Zusammenbruch der Schweizer als Soldat nicht versagt hat. Der eine Sieg von Neuenegg leuchtet uns tröstlicheren Glanzes als alle die berühmteren frühen Taten der Alten.

Eines der großen Worte Clausewitz' ist für uns geschrieben, das Wort von „dem Geheimnis der Stärke eines bis aufs äußerste gerichteten Widerstandes". Der das Wesen des Krieges bis in seine verborgensten Tiefen in die Helle des klaren Gedankens gerückt, er ließ an diesem einen Punkte dem Geheimnis sein Recht. Er wollte erinnern, daß hier das Reich jener Mächte der Seele beginne, die jenseits der Berechnung und selbst jenseits der Ahnung liegen. Er wollte andeuten, daß hier in dem Spiel von Wirkung und Gegenwirkung ein neues und rätselvolles Gesetz die Führung übernehme.

Unser Ziel ist die Bereitschaft für diesen äußersten Widerstand. Dorthin muß jede militärische Anstrengung gerichtet sein. In dem Vorwärtsschreiten zu diesem Ziel erkennen wir das echteste Wesen des Schweizer Soldaten. Wir haben den Glauben, es zu erreichen. Aber wir wissen, daß eines Vorbedingung ist: der heiligste Ernst auf jedem Schritt des Weges. Um diesen Ernst bemühen wir uns.

Erdölversorgung und Erdölpolitik im Britischen Weltreich.

Von Dr. F. W. Fernau.

Man spricht oft von der Stärke Englands; doch sucht man diese Stärke an konkreten Dingen zu messen, so stößt man auf ungeahnte Schwierigkeiten. Die kontinentale Wucht der Sowjetunion und der USA. oder die Militärmacht Frankreichs sind augenscheinlicher als die von Großbritannien über die Weltmeere ausstrahlenden wirtschaftlichen Verbindungen, auf denen die Stärke Englands vornehmlich ruht. Die militärischen Stellungen sind mit den wirtschaftlichen eng verbunden und ebenso elastisch und unauffällig wie diese. Infolgedessen ist die Stärke Englands kein starrer Begriff wie

Digitized by Google

etwa die Sicherheit des französischen strategischen Denkens; vielmehr ist sie, da sie auf wirtschaftlichen Tatbeständen beruht, den Strukturänderungen der weltwirtschaftlichen Beziehungen unterworfen. Seit dem Beginn der Expansion Englands sah die britische Wehrpolitik ihre Aufgabe darin, die militärische Sicherheit ihrer Außenwirtschaft zu gewährleisten, mit dem Erfolg, daß niemals die militärischen Sicherungsmöglichkeiten hinter der wirtschaftlichen Expansion auf die Dauer zurückgeblieben sind. Als das Erdöl zum kriegswichtigen Rohstoff wurde, drohte der Erdölmangel des Empire ein gefährliches Mißverhältnis zwischen militärischer und wirtschaftlicher Kraft hervorzurufen. Ölversorgung und Ölpolitik des Empire bieten daher ein klassisches Beispiel für die Besonderheit britischer Wehrwirtschaftsfragen und ihre besondere Lösung, kurz für die „Stärke Englands".

Erster Teil:
Der Erdölbedarf und seine Deckung (Versorgungslage).

1. Überblick über die Welterdölwirtschaft.

Die Struktur der Welterdölwirtschaft wird durch die eng begrenzte Zahl der Förderländer einerseits und die lange Reihe der Verbraucherländer andererseits vorgezeichnet. Muß sich schon daraus ein reger internationaler Austausch von Erdölerzeugnissen ergeben, so wird dieser Austausch noch dadurch entscheidend gefördert, daß, mit Ausnahme von USA. und der UdSSR., der größte Teil der Erdölproduzenten Länder mit geringem Eigenverbrauch, die meisten der großen Verbraucherländer aber fast völlig von Erdölvorkommen entblößt sind. Die Rohölförderung der Welt, die sich in den letzten Jahrzehnten in ihrem Umfang ständig bis auf 281 000 000 t 1937 gesteigert hat, entfällt räumlich zu 79 v. H. auf den amerikanischen Kontinent, während die alte Welt noch nicht ein Viertel der Weltrohölförderung hervorbringt. 62 v. H. des Erdöls werden allein in den USA. gefördert, weitere 10 v. H. in der Sowjetunion; die Tatsache, daß damit über 70 v. H. der jährlichen Erdölförderung innerhalb des Staatsraums zweier Weltmächte fallen, ist für die Gestaltung der Welterdölwirtschaft außerordentlich wichtig. Sie schränkt die Menge des sozusagen „freien" Erdöls auf nicht ganz 30 v. H. der Weltproduktion ein, was annähernd mit der Höhe der jährlichen Weltverschiffungen übereinstimmt. Dazu kommt die Besonderheit der geographischen Verteilung der Fördergebiete, die die Ölwirtschaft stets eng an die Politik gebunden hat; diese Besonderheit ist die Gruppierung fast sämtlicher bedeutender Ölquellen der Erde um die drei Mittelmeere. Der Fördermenge nach an erster Stelle steht dabei das Amerikanische Mittelmeer. Zieht man den Umkreis dieses Raumes, den wir hier den „Karibischen Raum" nennen wollen, bis nach Peru und Ekuador, dann sind 15 v. H. der Weltrohölförderung in ihm konzentriert. An zweiter Stelle stehen die Ölfelder an der öst-

Digitized by Google

lichen Umrandung des Romanischen Mittelmeeres, also in Rumänien, Irak, Iran, Ägypten und auf den Bahrain-Inseln (Iran und der Iranische Golf dürfen wohl mit Recht, auch wenn sie nicht am Mittelmeer liegen, als politische und kulturelle Einzugsgebiete des Mittelmeeres gelten). Auf die genannten Länder traf 1937 8 v. H. der Weltölproduktion. Das dritte Ölzentrum ist das Australasiatische Mittelmeer mit Burma, Borneo und Niederländisch-Indien; es stellt über 3 v. H. der Weltproduktion. Nur Japan, Argentinien, Kanada und Mitteleuropa liegen als Erdölerzeuger abseits der Mittelmeere, spielen aber für die Ölausfuhr keine Rolle. Somit liegen sämtliche wichtigen Ölverschiffungshäfen innerhalb der drei Mittelmeerzonen, auch die russische und US.-amerikanische Ölausfuhr geht überwiegend über Mittelmeerhäfen in diesem Sinne (Batum, Golfhäfen!). Gerade die Mittelmeere sind die stärksten Spannungsfelder der Weltpolitik und diese Verknüpfung hat den Kampf um das Erdöl in so hohem Grade politisiert.

Der Erdölverbrauch ist in den Gebieten mit hochindustrialisierter Wirtschaft zusammengeballt, d. h. in Nordamerika, Mittel- und Westeuropa und im Fernen Osten, dazu tritt als Großverbraucher noch die Sowjetunion infolge ihrer weiten inneren Verkehrslinien. Der Verbrauch der Sowjetunion und der USA. entspricht etwa der Eigenerzeugung; sie haben zusammen über 70 v. H. des gesamten Weltverbrauchs! Im Gegensatz dazu sind die übrigen Länder mit hohem Bedarf fast völlig ohne Eigenförderung. Aus den Spannungen zwischen Erzeugung und Verbrauch ergibt sich also folgendes Bild der Welterdölwirtschaft: die Sowjetunion gleicht Erzeugung und Bedarf annähernd aus, während die USA. einen im Verhältnis zu ihrer Produktion nur geringen Ausfuhrüberschuß haben. Es bleiben als Überschußländer die Randgebiete der drei Mittelmeere oder anders ausgedrückt: der Karibische Raum, der Orient-Schwarzmeer-Raum und Südostasien, und als wichtigste Zuschußgebiete Mittel-Westeuropa, und der Ferne Osten nebst Australien, Britisch-Indien und Südafrika. Dazu kommt räumlich abseits das bedeutende Zuschußland Kanada.

Der Bedarf der letzten Verbraucher tritt nicht in Form von Rohöl, sondern in Form der Raffinationsprodukte auf, dabei entfallen etwa 50 v. H. des Verbrauchs auf Heiz- und Gasöl, über 40 v. H. auf Benzin, der Rest auf Leuchtöl, Schmieröl und die übrigen Derivate. Zwischen Rohölförderung und Verbrauch schiebt sich also noch die mit hohem Kapitaleinsatz arbeitende Raffinationsindustrie. Der größte Teil des Rohöls wird in den Förderländern selbst verarbeitet; wenn man absieht von dem Rohölhandel zwischen Niederländisch-Westindien und dem amerikanischen Festland, so gelangen etwa 10 v. H. der Weltrohölförderung in den Welthandel. Die größten Rohöllieferanten sind die USA., Venezuela, Irak, Kolumbien und Peru. Einige Großverbraucher ohne bedeutende Eigenproduktion haben sich eine eigene leistungsfähige Raffination hingesetzt. Solche Länder sind Kanada, Japan

Digitized by Google

und Frankreich, um nur die wichtigsten zu nennen. Mit Ausnahme von Kanada haben in der Hauptsache wehrwirtschaftliche Gründe den Aufbau dieser Raffinationsindustrien bestimmt.

Aus der Struktur von Rohölförderung, Verarbeitung und Verbrauch ergibt sich der Welthandel in Erdölprodukten. Regelmäßig gelangen etwa 30 v. H. der Welterdölproduktion in den Welthandel; diese 30 v. H. sind das, was oben das „freie" Erdöl genannt worden ist, die Menge, die den nicht-erzeugenden Großverbrauchern zur Verfügung steht; sie sind eine der wichtigsten Größen der Weltversorgungslage! Der sehr hohe Kapitalbedarf von Erdölförderung und -verarbeitung hat zur Konzentration des Angebots in der Hand weniger großen Gruppen geführt: Sieben große Gruppen kontrollieren 45 v. H. der Weltrohölförderung, die beiden größten von ihnen allein, die Standard Oil of New Jersey und der Royal Dutch Shell Konzern, fast ein Viertel! Die Kontrolle über die Produktion wird ergänzt durch die Kontrolle über die Transportmittel. Das Britische Reich, die USA., Norwegen und Holland besitzen fast 80 v. H. aller Tankschiffe der Welt. Ein weiteres Kennzeichen des Welterdölmarktes ist die Verknappung des Angebots bei steigender Nachfrage. Die Motorisierung der Welt schreitet weiter fort, so daß ein struktureller Verbrauchszuwachs gegeben ist, während die vorhandenen Ölmengen verhältnismäßig eng begrenzt sind. Das Angebot hat also im allgemeinen gegenüber der Nachfrage schon im Frieden die stärkere Stellung, was im Kriege ohnehin noch zwingender in Erscheinung tritt. Es ist ferner für die Struktur des Welterdölmarktes von Bedeutung, daß die Erzeugung der einzelnen Felder oft unberechenbar sprunghaft fällt und steigt und somit oft Verschiebungen unter den Lieferländern eintreten; Beispiele sind das Zurücktreten Mexikos oder das Aufkommen Venezuelas und der Bahrain-Inseln. Der Anteil der einzelnen Ländergruppen an den Weltverschiffungen von Erdölprodukten zeigt die überragende Bedeutung des amerikanischen Erdteils, von ihm gehen nicht ganz 70 v. H. aller Ölverschiffungen aus. Der Orient-Schwarzmeer-Raum bringt 23 bis 24 v. H. auf den Markt, Südostasien nur 6 bis 7 v. H. Die wichtigsten Verschiffungsplätze sind Curacao, Tampico und die US.-amerikanischen Golfhäfen in Amerika, Batum und Konstantza am Schwarzen Meer, Haifa und Tripoli am Mittelmeer und Abadan im Iranischen Golf.

Stellen wir kurz die Schlußfolgerung auf: Einer Macht, die selbst keine hinreichenden Erdölvorkommen besitzt, stehen für ihre Versorgung etwa 70 000 000 bis 80 000 000 t jährlich zur Verfügung, in die sie sich mit den anderen in der gleichen Lage befindlichen Mächten teilen muß. Sie wird dabei berücksichtigen müssen, daß dieses Angebot nicht nur der Menge, sondern auch der Art nach begrenzt ist, daß sie also nicht etwa beliebig die Einfuhr von Rohöl für ihre Raffinerien steigern kann. Sie hat die Auswahl unter drei großen Bezugsräumen, deren Leistungsfähigkeit jedoch ebenso ver-

Digitized by Google

schieden ist wie die politisch-militärische Sicherung der zu ihnen führenden Verkehrswege. Vor eine derartige Lage sieht sich das Britische Weltreich gestellt.

2. Der Erdölbedarf im Empire.

Verkehrsdichte und Länge der Verkehrswege sind in erster Linie bestimmend für den Erdölbedarf eines Landes. Es ist daher nur erklärlich, daß die drei weiträumigsten Mächte der Erde, die USA., die Sowjetunion und das Britische Weltreich, die größten Verbrauchszahlen aufweisen. Das Britische Weltreich als Einheit genommen ist der zweitgrößte Ölverbraucher der Welt mit ungefähr 10 v. H. des Weltverbrauchs; nach Abzug der USA. und der Sowjetunion beträgt der Anteil des Empire am Restverbrauch gegen 40 v. H. Qualitativ steht an erster Stelle der Benzin- und der Heizölbedarf; dazu lassen die großen Raffinerien Kanadas, Großbritanniens und Australiens einen jährlichen Rohölbedarf von 7 000 000 bis 8 000 000 t entstehen. Unter den einzelnen Reichsteilen hat natürlich Großbritannien den bei weitem größten Bedarf, er erreichte 1937 mit Irland zusammen fast 12 000 000 t und steht damit an dritter Stelle in der Welt hinter den USA. und der Sowjetunion. An der Spitze der Dominions steht Kanada, das 1937 fast ebensoviel wie Deutschland verbrauchte! Dieser hohe Bedarf ist durch die intensive Motorisierung des Landes bedingt, die sich an die Verhältnisse des südlichen Nachbarn angeglichen hat. Als dritter Großverbraucher im Empire treten die Randgebiete des Indischen Ozeans auf: Indien, Australien, Südafrika und Neuseeland. Nicht ohne Bedeutung ist schließlich noch der Ölbedarf aufgeschlossener Kolonialgebiete — man denke an Malaya, Zeylon, Nigerien oder Zypern —, der insgesamt mit 2 000 000 bis 3 000 000 t jährlich sicher nicht zu hoch veranschlagt ist. Neben dem Ölbedarf der Teilstaaten des Empire steht der Bedarf des Reichsverkehrs. Das Britische Reich ist kein loses Konglomerat von Festlandsblöcken, sondern ein Ozeanreich, dessen Straßen mit den Straßen des Welthandels zusammenfallen. Die Menge des Öls, das jährlich von der Schiffahrt zur Aufrechterhaltung des Reichsverkehrs verbraucht wird, einwandfrei festzustellen ist kaum möglich, da sich der Empireverkehr aus dem allgemeinen Weltverkehr nicht lösen läßt. Der Ölbedarf der Schiffahrt läßt sich nur annähernd aus zwei Hilfsgrößen ermitteln. Einmal sind 30 v. H. aller mit Öl angetriebenen Schiffe (ölbetriebene Dampfer und Motorschiffe) britisch, und zweitens ist das Britische Reich zu rund einem Viertel an dem Welthandel, der ja überwiegend Seehandel ist, beteiligt. Die amerikanische Zeitschrift „World Petroleum" gibt nun an, daß die Weltschiffahrt jährlich 25 000 000 t Öl benötigt. Auf diesem Umwege gelangt man zu der Feststellung, daß der britische Reichsverkehr einen jährlichen Ölbedarf hat, der zwischen 6 000 000 und 8 000 000 t schwankt. Um eine Vorstellung von den Größenordnungen zu geben, seien einige Zahlen

Digitized by Google

über die Ölbunkerung in wichtigen Häfen des Weltverkehrs gegeben (1937): sämtliche Häfen Großbritanniens zusammen 1 400 000 t, Aden 626 000 t, Port Said 690 000 t und Ceylon 310 000 t.

Wie wird sich im Falle eines Krieges das Bild des Ölbedarfs im Empire ändern? Mengenmäßige Vorausschätzungen des Kriegsbedarfs sind auch nicht annähernd möglich. Es werden für Großbritannien allein in diesem Zusammenhang Ziffern von 15 000 000 bis 20 000 000 t jährlich genannt. Der Bedarf hängt von der räumlichen Entwicklung eines Konflikts ab, und hier werden sich allerdings bedeutende geographische Verschiebungen im Auftreten des Bedarfs gegenüber der Friedenszeit ergeben. Die Engländer selbst nennen für ihr Weltreich drei Gefahrenzonen: Europa, Mittelmeer-Orient und Fernen Osten. Zweifellos am stärksten dürfte der Erdölverbrauch im Falle einer europäischen Verwicklung sein, denn hier liegt das hochindustrialisierte Großbritannien, und Luftflotte, Flotte und Landheer sind gleicherweise hier massiert; die Kürze der Strecken würde voraussichtlich durch die Intensität der Transporte mehr als wettgemacht werden. Im Orient wäre mit weiträumigen Operationen der Luftflotte und der motorisierten Einheiten des Landheeres zu rechnen, mit Flottenbewegungen auf der Linie Heimathäfen — Gibraltar — Port Said — Aden. Im Fernen Osten scheiden größere Aktionen von Landtruppen wohl aus, dafür sind sehr weite Fahrbereiche für Flotte und Luftwaffe gegeben. Den Höhepunkt würde der Kriegsbedarf erreichen, wenn gleichzeitig alle drei „Fronten" des Empire in Mitleidenschaft gezogen werden sollten. Was den Reichsverkehr anbelangt, so ist sein Ölverbrauch wahrscheinlich höher als im Frieden. Die Verluste im Handelskrieg müssen durch erhöhte Zahl der Reisen ausgeglichen werden, und materialzehrende Umwege werden nötig. Das beste Beispiel ist der Kapweg statt des Mittelmeerweges. Der Ölbedarf des Empire wird also im Kriege nicht nur eine mengenmäßige Steigerung, sondern auch eine räumliche Umlagerung erfahren: in Räumen, wo im Frieden der Bedarf bedeutungslos oder gering ist, im Orient und im Fernen Osten, massiert sich möglicherweise im Kriege der militärische Bedarf.

3. Die Deckung des Bedarfs.

Wie wird gegenwärtig der Erdölbedarf des Britischen Weltreichs gedeckt? Bei 10 v. H. des Weltverbrauchs hatte das Empire 1937 nur 2 v. H. der Weltförderung innerhalb seiner Grenzen. Wichtigstes Förderland im Empire ist die Kronkolonie Trinidad in Mittelamerika; die Förderung von 2 250 000 t wird größtenteils in Form von Fertigprodukten ausgeführt. Weit geringer ist die Produktion Britisch-Indiens mit 1 400 000 t. Die Hauptfelder liegen in dem jetzt von Indien abgetrennten Burma, wo sich in Rangoon auch große Raffinerien befinden. Weitere Felder liegen in Assam (Digboi-Feld) und im nordwestlichen Pandschab. Die Gesamtförde-

Digitized by Google

rung reicht jedoch zur Deckung des indischen Eigenbedarfs nicht aus, vielmehr mußten 1937 zusätzlich 1 000 000 t eingeführt werden. Zum drittgrößten Ölproduzenten im Empire haben sich die Bahrain-Inseln im Iranischen Golf entwickelt, die ein britisches Protektorat sind. Es folgt dann Britisch-Nordborneo, und zwar wird das Rohöl in den beiden Sultanaten Sarawak und Brunei gefördert. Während früher Sarawak den größten Teil förderte und daher auch über eine eigene Raffinerie verfügt, produziert heute Brunei den größten Teil des Rohöls und führt es vermittels einer Rohrleitung der Raffinerie in Sarawak zu. Unter den Dominions fördert allein Kanada Erdöl; man setzt neuerdings sehr starke Hoffnungen auf das Vorkommen im Turner-Tal (Alberta im kanadischen Mittelwesten). Bisher kann die Förderung erst 7 v. H. des kanadischen Eigenbedarfs decken, steigt aber ständig an. Ölüberschußgebiete im Empire sind also nur Trinidad, Bahrain und Borneo, während Indien und Kanada Zuschußgebiete sind. Alle drei Ölausfuhrländer des Weltreiches sind mit der Hypothek politischer Unsicherheit belastet. In Trinidad ist es die soziale Lage, die sehr unbefriedigend ist und bereits zu Unruhen geführt hat, auf die Bahrain-Inseln erhebt Iran historische Ansprüche und Borneo schließlich liegt an sehr exponierter Stelle, vor japanischem Zugriff schwer zu schützen. Im ganzen kann das Empire nur ein Fünftel seines Ölbedarfs aus eigenen Vorkommen decken, vier Fünftel muß es aus außerhalb der britischen Hoheit gelegenen Ländern sich verschaffen.

Die Aufgabe der zusätzlichen Ölversorgung des Empire stellt sich dreifach: als Versorgung Großbritannien, Kanadas und der Reichsteile um den Indischen Ozean. Alle drei Teilaufgaben haben ihre Besonderheiten. Angesichts des großen Einfuhrbedarfs Großbritanniens selbst ist die englische Versorgung das wichtigste Problem. Die britischen Inseln liegen etwa in der Mitte zwischen zwei großen ölproduzierenden Gebieten, dem Karibischen Raum und dem Schwarzmeer-Orient-Raum. Dementsprechend verteilen sich auch die Versorgungsländer Großbritanniens auf diese beiden Räume, während die übrigen ölausführenden Länder der Erde nur verschwindende Bedeutung haben. Der weitaus wichtigste Versorgungsraum für England ist heute Mittel- und Südamerika, was ungefähr die Hälfte der britischen Gesamteinfuhr liefert. Dazu treten über 12 v. H. aus den USA., so daß der amerikanische Kontinent zu 60 bis 65 v. H. an der englischen Ölversorgung beteiligt ist. Der Anteil der Mittelmeeranlieger ist nur 30 v. H.; das Gewicht, das in der Literatur gerade diesen Ländern für Großbritanniens Ölversorgung zugewiesen wird, ist daher wohl zu groß, anders verhält es sich für das Empire als Ganzes. Gehen wir von den großräumigen Zusammenfassungen auf die einzelnen Lieferländer über, so finden wir an der Spitze Holländisch-Westindien mit Venezuela als weitaus wichtigste Quelle (39 v. H.), es folgen Iran (18 v. H.) und die USA. (12 v. H.). Über zwei Drittel der britischen

Digitized by Google

Ölversorgung basieren auf den Feldern der beiden kleinen Staaten Venezuela und Iran und der Weltmacht USA.; der Ausfall eines jeden dieser drei Staaten müßte empfindliche Störungen in der Versorgungsanlage hervorrufen.

Die Versorgung Kanadas ist nicht auf transozeanische Zufuhren angewiesen, sondern kann sich auf die reichen Vorkommen der USA. stützen; Kanada braucht jährlich 5 000 000 bis 6 000 000 t Rohöl für seine Raffinerien, welches ihm die USA. und die ibero-amerikanischen Rohölexporteure liefern.

Die Versorgungslage der Reichsteile um den Indischen Ozean gestaltet sich dadurch verschieden von der der genannten beiden Gebiete, daß im Bereich des Indischen Ozeans die Ölfelder des Iranischen Golfes und Niederländisch-Indien die gebrauchten Mengen zur Verfügung stellen können. Niederländisch-Indien und Iran liefern daher auch drei Viertel der Öleinfuhr Indiens, Australiens, Südafrikas und Neuseelands zusammen; als außerhalb des Indischen Ozeans gelegene Versorger kommen nur die USA. in Betracht.

Die Schlußfolgerungen für das Weltreich als Ganzes ergeben das klare Bild, daß vier Länder 77 v. H. der Öleinfuhr des Empire liefern. Größte Lieferanten sind die USA., bedingt durch die kanadischen Bezüge (28 v. H.), dicht gefolgt von Venezuela mit Holländisch-Westindien (24 v. H.). Weiter zurück liegen Iran mit 16 und Niederländisch-Indien mit 9 v. H. Von USA. abgesehen, stützt sich also das Empire in jedem der drei ölfördernden Großräume der Erde auf einen Hauptversorger: Venezuela, Iran und Niederländisch-Indien.

Mit welcher Sicherheit kann das Empire damit rechnen, daß ihm seine heutigen Großlieferanten in jeder Lage die benötigten Mengen liefern werden? Die Antwort auf diese Frage läßt sich nur aus der Stärke der Stellung entnehmen, die Großbritannien in den einzelnen Versorgungsräumen politisch, militärisch und wirtschaftlich innehat. Beginnen wir mit dem wichtigsten, d. h. dem Karibischen Raum. Die politische Vormacht, die Großbritannien in diesem Raum einst besaß, hat es nach und nach an die USA. abtreten müssen; Hand in Hand mit dem politischen Rückzug ging der militärische, so daß heute als Rest nur noch eine lose Sperrkette vor dem Kontinent in Gestalt der Linie Halifax (Kanada)—Bermudas—Bahama-Inseln—Trinidad—Guayana übriggeblieben ist, die mit Jamaika in das Innere des Karibischen Meeres hineinreicht. Die Gegnerschaft der USA. ausgeschlossen, bildet aber auch dieser Rest noch einen starken Schutz der Öltransporte gegenüber jedem außeramerikanischen Feind. Angesichts der unbestrittenen Überlegenheit der USA. kann man sagen, daß die Sicherheit der britischen Verkehrswege in diesem Teil des Weltmeeres heute eine Funktion des britisch-amerikanischen Verhältnisses ist. Allerdings bleibt dabei ein

Digitized by Google

Fragezeichen, nämlich der wachsende Nationalismus der ibero-amerikanischen Länder, der gerade in den Ländern um das Amerikanische Mittelmeer mit wirtschaftlichen Verstaatlichungstendenzen einhergeht. Damit ist bereits die wirtschaftliche Seite berührt. Die wirtschaftliche Verflechtung Großbritanniens mit diesen Ländern beruht fast ausschließlich auf dem in Bergwerken und Verkehrsunternehmungen investierten britischen Kapital und der Abnahme der Bergwerksprodukte, worunter Erdöl eine hervorragende Rolle spielt. Die Ölausfuhr erreichte 1936 in Venezuela fast 90 v. H., in Peru 35 v. H. der Gesamtausfuhr, in den übrigen Ländern, auch in Mexiko, ist ihre Bedeutung dagegen wesentlich geringer. Demgemäß ist auch der britische Anteil an der Ausfuhr am größten in Peru und Venezuela, in letzterem geradezu entscheidend. Im ganzen jedoch läßt die Struktur der Wirtschaftsbeziehungen zwischen Großbritannien und den südamerikanischen Ölausfuhrländern Gefahren erkennen, die in der auf das ausländische Bergwerkskapital gerichteten Nationalisierungstendenz mancher dieser Staaten begründet liegen.

Die zweite Ölbasis des Empire, der Orient, ist ein Raum stärkster politischer Spannungen. Auf lange Sicht kann die britische Stellung hier nur durch eine Einigung mit dem Arabertum gesichert werden; als Muster für eine solche Zusammenarbeit könnten die Bündnisverträge mit Ägypten und Irak gelten. Das britisch-türkische Verhältnis ist von Bedeutung auch für die Beziehungen zu den ölbesitzenden Ländern Irak (über den orientalischen Vierervakt) und Rumänien (über die Balkan-Entente). Die militärischen Sicherungen der Engländer im Orient erstrecken sich gleichermaßen auf die Verkehrslinien wie auf die Ölfelder und -transporteinrichtungen und basieren in erster Linie auf der britischen Luftwaffe. Die britische Luftverteidigungsstellung, die sich vom Suezkanal über Palästina, Basra und Bahrain-Inseln bis nach Aden zieht, ist auch als Schutz der ölwirtschaftlichen Interessen wirksam. Die wirtschaftlichen Beziehungen zu Iran als dem wichtigsten Öllieferanten im Orient sind zwar eng, aber ähnlich wie in den ibero-amerikanischen Ländern auf die Erdölwirtschaft beschränkt, während für die sonstige Erschließung die Engländer bisher wenig Interesse gezeigt haben. Öl bildet freilich 68 v. H. der Ausfuhr und infolge der Abgaben der englischen Ölgesellschaft einen wichtigen Faktor in der iranischen Zahlungsbilanz. Ähnlich wie in Iran liegen die Dinge in Irak, was die Bedeutung der Ölwirtschaft für das Land betrifft. Bedeutend schwächer ist die britische Position in Rumänien, das als Mittelmeeranrainer auch in den Kreis der Mittelmeer-Orient-Ölbasis gehört. Öl ist das wichtigste Ausfuhrgut, und die Engländer sind in der rumänischen Ölwirtschaft stark interessiert; aber die Zahl der Abnehmer rumänischen Öls ist groß, und zwar auch solcher Abnehmer, die nicht nur Öl, sondern auch Agrarerzeugnisse abzunehmen gewillt sind.

Ist die Sicherung der britischen Ölbasis im Orient hauptsächlich von der Entwicklung des englisch-arabischen und des englisch-iranischen Verhält-

Digitized by Google

nisses abhängig, so wird die Sicherheit in Südostasien durch die Umgestaltung des Fernen Ostens bestimmt. Südostasien ist ein überwiegend kolonialer Raum, in dem eine englisch-holländische Zusammenarbeit auf weiten Gebieten verwirklicht ist. Wirtschaftlich ist diese Zusammenarbeit in der Erdöl-, Kautschuk- und Zinnwirtschaft deutlich sichtbar; es ist daher anzunehmen, daß die Hilfsquellen Niederländisch-Indiens im Ernstfall dem Empire zur Verfügung stehen werden. Die wehrpolitische Lage des Empire in Südostasien ist mit dem Verteidigungsdreieck Singapore—Hongkong—Port Darwin gekennzeichnet.

4. Die britische Tankerflotte und die Zufuhrwege des Erdöls.

Nach diesem Überblick über die Versorgungsgebiete der britischen Erdölwirtschaft fehlen für die Gesamtbeurteilung der Versorgungslage noch die Frage des Transports und der Möglichkeit für Ersatztreibstoffherstellung. Die große Bedeutung des Transportproblems für die Herrschaft über das Erdöl hat sich immer wieder gezeigt: so hat der Standard Oil-Trust vom Transportwesen her seine Machtstellung aufgebaut, und in letzter Zeit erwies sich bei dem Verkauf des verstaatlichten mexikanischen Erdöls gerade der Mangel an Transportmitteln als zeitweiliges Hindernis.

Das Britische Reich hat die größte Tankerflotte der Welt; sie hat einen Laderaum von 4 000 000 bis 4 500 000 t Erdölprodukte. Im Durchschnitt kommen auf den Tanker pro Jahr etwa sechs Reisen, so daß die britische Tankerflotte mindestens 24 000 000 t jährlich befördern kann. Diese Menge läßt noch einen Spielraum für Verluste oder Umwege. Aller Voraussicht nach muß daher der verfügbare britische Tankerraum als hinreichend gelten. Eine andere Frage ist es, ob die Zufuhrwege in jedem Fall offen gehalten werden können. In diesem Zusammenhang taucht in den Erörterungen immer wieder das Problem des Mittelmeerweges auf. Nach allem, was gesagt ist, könnte der Mittelmeerweg höchstens für die Versorgung der britischen Inseln lebenswichtig werden. Über das Mittelmeer nehmen gegenwärtig etwa 20 v. H. der Welterdölverschiffungen ihren Weg. Eine Prüfung der britischen Einfuhren nach dieser Richtung ergibt, daß nur 11 v. H. der Einfuhr aus dem Mittelmeerbecken selbst stammen, dazu noch rund 20 v. H. über Suez kommen. Nimmt man die Möglichkeit der Umleitung des iranischen Öls über das Kap an, so würde die Sperrung des Mittelmeerweges also nur 11 v. H. der britischen Einfuhr treffen, einen zwar wichtigen, aber kaum entscheidenden Anteil. Über den Atlantik kommen dagegen fast zwei Drittel der Einfuhr! Die Reichsteile am Indischen Ozean versorgen sich aus dem Raum dieses Ozeans selbst. Unbedingt lebenswichtig für die Ölversorgung des Empire ist demnach die Offenhaltung des Weges über den Atlantik und der Verbindungen innerhalb des Indischen Ozeans, erst danach kommt der Mittelmeerweg.

Digitized by Google

5. Möglichkeiten der Ersatztreibstoffherstellung im Empire.

Falls aus irgendeinem Grund die Entwicklung einmal zum Zurücktreten der natürlichen Mineralöle in der Treibstoffversorgung führt, wie steht es dann im Empire mit der Möglichkeit, Treibstoffe aus anderen Rohstoffen herzustellen? Das Weltreich verfügt in allen seinen Gliedstaaten über reiche Kohlenvorkommen, die auch bereits mehr oder weniger intensiv genutzt werden; ganz im Gegensatz zum Erdöl, ist das Empire mit Kohle, vor allem mit Steinkohle, ausgesprochen gut versehen. Die Rohstoffgrundlage für eine Auswertung der Kohle zur Treibstoffgewinnung ist also nicht schlecht. Was bisher in dieser Richtung geschieht, ist nur in Großbritannien selbst von einiger Bedeutung. Aus einheimischer Steinkohle konnte Großbritannien 1937 immerhin 7 v. H. seines Bedarfs an Motortreibstoff decken. Die Kohleverwertung in Kokereien und Gasanstalten erbrachte als Nebenprodukt 320 000 t Leichtkraftstoff, während die Hydrieranlage der Imperial Chemical Industries in Billingham, die einzige derartige Anlage im Empire, 120 000 t Hydrierbenzin produzierte. Die Benzolgewinnung in Australien und Indien ist nur gering. Da Benzol nur als Nebenprodukt anfällt, ist die Ausdehnung der Erzeugung an die Verwertungsmöglichkeiten für Koks und Gas gebunden und daher verhältnismäßig eng begrenzt.

Außer der Steinkohle besitzt das Empire noch ein anderes Ausgangsmaterial für die Treibstoffgewinnung in reichlichem Maße: den Ölschiefer. In Schottland, Australien und Südafrika finden sich zum Teil reiche Ölschiefervorkommen. Die Verarbeitung des Ölschiefers in Schottland geht weit in die Vergangenheit zurück; es wird heute von einer Tochtergesellschaft der Anglo Iranian Oil Co. Dieselöl, Leichtkraftstoff und etwas Heizöl aus dem schottischen Ölschiefer gewonnen. Die Zahlen für 1937 lauten: 48 000 t Dieselöl, 23 000 t Leichtkraftstoff und 4000 t Heizöl, zusammen noch nicht 1 v. H. des englischen Ölverbrauchs. Zu weit höheren Ergebnissen hofft man in Australien und Südafrika zu kommen; gegenwärtig ist die Ausbeute in beiden Dominions bedeutungslos. Dies war der Umfang dessen, was heute bereits an Ersatztreibstoffgewinnung im Britischen Weltreich geschieht; über die Pläne, die vorliegen, wird später noch zu sprechen sein.

Zweiter Teil:
Die britische Ölpolitik.

1. Überblick über die Ölpolitik der Regierung.

Die Tatsache, daß das Erdöl für die britische Seemacht schlechthin lebenswichtig, daß aber das Britische Weltreich ausgesprochen arm an Erdöl ist, hat die Frage der Ölversorgung in Krieg und Frieden zu einem Zweige der britischen Staatspolitik gemacht; das Land des Wirtschaftsliberalismus griff

Digitized by Google

bedenkenlos zum staatswirtschaftlichen Prinzip, als seine militärische Machtstellung auf dem Weltmeer durch den Ölmangel in Frage gestellt war. Großbritannien wurde das erste Land, das planmäßige Ölpolitik trieb, und man kann sagen, daß es in diesem Zweig der Hohen Politik zu unerreichter Vollkommenheit gelangt ist. Die britische Ölpolitik ist zum klassischen Beispiel der „Wehrwirtschaftsdiplomatie" geworden.

Erst wenn man sich die gegensätzliche Versorgungslage des Empire mit Kohle und Öl vergegenwärtigt, wird es klar, welchen Umschwung die Ölfeuerung für die erste Flottenmacht der Welt bedeuten mußte. Trotzdem hat England nicht gezögert, den für den Kampfwert seiner Flotte unerläßlichen Schritt zur Ölfeuerung zu tun, es verband damit aber von Anfang an die größtmögliche diplomatische Sicherung der Zufuhr des neuen Brennstoffs. Der Begründer der britischen Ölpolitik ist Admiral Lord Fisher. Ganz klar sah er den Vorteil der Ölfeuerung und behauptete schon 1882 als junger Captain, daß die Ölfeuerung den Kampfwert der Flotte um 50 v. H. steigern würde. Als First Sea Lord begann Fisher 1904 damit, die britische Kriegsflotte auf Ölfeuerung umzustellen. Der entscheidende Schritt zur staatlichen Ölpolitik wurde getan, als Winston Churchill 1911 an die Spitze der Admiralität trat; er machte die Ölfrage zum Bestandteil seines umfassenden maritimen Aufrüstungsprogramms. Auf seine Initiative hin kam 1914 der berühmte Ölvertrag der britischen Admiralität mit der Anglo Persian Oil Co. zustande, den man geradezu als Magna Charta der britischen Ölpolitik ansprechen kann. Bei der Debatte zum Flottenhaushalt am 17. Juli 1913 stellte Churchill drei Grundsätze für die Ölpolitik des Staates auf:

1. Die Lieferanten sollen geographisch möglichst weit verteilt sein, um gegen lokale Ausfälle der einen oder anderen Quelle gesichert zu sein.
2. Es soll niemals eine entscheidende Abhängigkeit von einem einzigen Lieferanten eintreten.
3. England soll sich, soweit möglich, aus Feldern unter britischem Einfluß versorgen und über solche Zufuhrwege, die die britische Flotte beherrschen kann.

Um diese Grundsätze zu verwirklichen, beschloß die Regierung, selbst in die Ölwirtschaft tätig einzugreifen. Die Anglo Persian Oil Co. brauchte, um mit ihren Erschließungsarbeiten voranzukommen, neues Kapital; eine Admiralitätskommission ging nach Persien, brachte ein günstiges Urteil über die dortigen Ölvorkommen mit und die Folge war, daß der Staat sich maßgeblich am Kapital der Anglo Persian beteiligte und sich in allen wehrwirtschaftlich wichtigen Dingen entscheidendes Mitbestimmungsrecht in der Gesellschaft sicherte. Hinter der privatwirtschaftlich aufgezogenen Anglo Persian wurde damit der englische Staat selbst zum Unternehmer in der Ölwirtschaft. Das Dokument, in dem der Anglo Persian-Vertrag zusammen mit erläutern-

Digitized by Google

den Reden des Ersten Lords der Admiralität und mit dem Gutachten der Admiralitätskommission abgedruckt ist, gibt hochinteressanten Aufschluß über die britische Haltung in wehrwirtschaftlichen Dingen. Der Wirtschaftsliberalismus hörte stets in England da auf, wo es um Sachen der nationalen Verteidigung ging. In der Begründung zu dem Vertrag heißt es u. a.: „Durch die Übernahme einer Kontrolle erweitert die Admiralität nur die Politik, welche sie hinsichtlich anderer Dinge von kriegswichtiger Bedeutung, nämlich Schiffen und Kriegsgerät, eingeschlagen hat. Nur durch die Übernahme einer solchen Kontrolle kann der Staat wirksam dafür sorgen, daß die Versorgung in Notzeiten reibungslos geschieht, und daß die Preise in solchen Fällen nicht künstlich von Interessenten in die Höhe getrieben werden. — Es ist im Marineinteresse lebenswichtig, daß wenigstens *eine* britische Gesellschaft gehalten wird, welche unabhängig von anderen beträchtliche Erdölreserven beherrscht und der Regierung durch finanzielle und vertragliche Bindungen verpflichtet ist." Als Großbritannien in den Weltkrieg eintrat, hatte es die Grundlinien seiner Ölpolitik bereits festgelegt; in England war wie damals noch in keinem anderen Land Erdöl zum Staatsinteresse erklärt worden!

Über die Bedeutung des Erdöls in der britischen Kriegs- und Nachkriegspolitik ist bereits so viel geschrieben worden, daß hier nur das, was für die Gegenwart noch wichtig ist, zusammengefaßt werden soll. Englands große Ölinteressen lagen bei Kriegsausbruch in Südwestpersien. Zu ihrem Schutze wurde ein Expeditionskorps nach Basra geschickt, woraus sich der mesopotamische Feldzug des Weltkrieges entwickelt hat. Zusammen mit der Palästinaoffensive Allenbys führte der englische Vorstoß in Mesopotamien zum Zusammenbruch des Ottomanischen Reiches in der arabischen Welt. In der diplomatischen Auseinandersetzung über den Orient, die mit dem Sykes-Picot-Abkommen begann, sind die ölpolitischen Ziele jeweils so eng mit anderen verquickt, daß eine genaue Trennung der Motive nicht mehr möglich ist; es ist wohl ebenso falsch, hinter allen Vorgängen „Ölpolitik" zu sehen wie das Erdöl als nebensächlich für die politischen Vorgänge anzusehen.

Am Ende des Weltkrieges treten zwei Nebenbuhler neben die staatliche Ölpolitik Großbritanniens. Frankreich und die USA. nehmen ebenfalls eine staatliche Ölpolitik auf. Etwa vom Jahre 1916 an bis gegen Ende der zwanziger Jahre wird der Ölkrieg zwischen den drei Mächten geführt, dessen Schauplätze in erster Linie der Orient und Mittelamerika, dann auch Rumänien und Niederländisch-Indien sind. Träger des Kampfes waren nur zum kleineren Teil die Regierungen selbst, meist wurden die großen Konzerne vorgeschickt. Die Franzosen wollten sich eine Ölbasis im Orient und in Ost- und Südosteuropa schaffen, kamen jedoch schließlich gegen die großen angelsächsischen Ölmächte nicht auf. Die Amerikaner waren zwar eine große Ölmacht, hatten aber bis zum Weltkrieg keine eigentliche Ölpolitik getrieben. Erst mit dem Amtsantritt des Präsidenten Harding kam ein reges politisches

Digitized by Google

Interesse in der Ölfrage auf. Konzerngeschäftspolitik und Regierungspolitik wurden miteinander verschlungen, so daß die USA. mit ihrem riesigen Ölkapital zum gefährlichsten Gegner Großbritanniens wurden. Als gegen Ende der zwanziger Jahre die politische Rivalität zwischen Großbritannien und den USA. verblaßte, wurde dem Ölkampf seine Schärfe genommen; die Verhältnisse zwischen den großen Ölgruppen stabilisierten sich, und zwar auf folgender Grundlage. In Ibero-Amerika blieb Großbritannien maßgeblich beteiligt in Mexiko, Venezuela und Ekuador, während es aus Kolumbien gänzlich herausgedrängt wurde und in Peru nur den weitaus geringeren Anteil behielt. In der alten Welt blieben im allgemeinen die Engländer die stärkeren; das vielumstrittene Irak-Öl wurde unter Engländer, Franzosen und Amerikaner im Verhältnis 2 : 1 : 1 aufgeteilt. Auch in Rumänien und Niederländisch-Indien ist der britische Anteil am Ölkapital am größten. Im ganzen Verlauf des Ölkampfes hat sich die britische Diplomatie stets in den Dienst der ölwirtschaftlichen Belange gestellt, aber nicht, wie es meist in den USA. der Fall war, um das Geschäft der Ölgesellschaften zu verbessern, sondern um der wehrwirtschaftlichen Bedeutung des Erdöls willen. Die Irak- und Palästinapolitik, das Verhältnis zu Iran oder auch die Südosteuropapolitik der Londoner Regierung hatten stets a u c h ölwirtschaftliche Hintergründe, ja die Verknüpfung der weltpolitischen Schauplätze bewirkte, daß beispielsweise die Ölinteressen Englands in Irak gegen mitteleuropäische Zugeständnisse an Frankreich ausgehandelt wurden. Den Anteil des Ölinteresses am britischen Gesamtinteresse jeweils zu bestimmen, ist, wenn überhaupt, dann höchstens aus den Statistiken der Versorgungslage, wie sie oben gegeben wurde, abzulesen.

Nachdem heute der Kampf zwischen den großen Ölgruppen, im wesentlichen also den Angelsachsen, sich abgeschwächt hat, ist eine andere Sorge der britischen Ölpolitik erwachsen. Die kleinen Staaten, die lange Objekt der „großen" Ölpolitik waren, sind zum Subjekt geworden, d. h. sie wollen über ihre Bodenschätze selbst bestimmen. Zu diesem Zwecke betreiben sie die Nationalisierung ihrer Bodenschätze in mehr oder weniger verschleierter Form. Je nach der wirtschaftlichen Abhängigkeit von ausländischem Kapital geht dieser Prozeß schnell oder langsam vor sich, aber die Tendenz ist überall unabweisbar vorhanden und entspricht dem Wachsen des Nationalismus auf politischem Gebiet. Die Länder wollen nicht mehr die politische Bindung, die unweigerlich durch starke ausländische Kapitalinteressen herbeigeführt wird. Allerdings findet der Nationalisierungswille seine Grenze in dem Kapitalmangel der Länder, und ohne Kapital ist eine Erdölindustrie weder aufzubauen noch zu erhalten.

1924 erließ Rumänien ein Berggesetz mit weitgehender Nationalisierungstendenz; der Widerstand der Ölgesellschaften verhinderte seine völlige Durchsetzung. Seitdem vollzieht sich ein ständiger Kampf zwischen rumäni-

Digitized by Google

schem Staat und fremdem Ölkapital, auf welchen wohl auch der seit zwei Jahren zu beobachtende Rückgang der rumänischen Förderung zum Teil zurückzuführen ist. Staaten, die sich zu weitergehenden Schritten noch nicht in der Lage fühlen, üben durch Kündigung der Ölkonzessionen einen Druck auf das fremde Kapital aus; Beispiele dafür sind Iran und in letzter Zeit Ekuador. In beiden Ländern wurden die Konzessionen britischer Gesellschaften erheblich zugunsten der Staatskasse revidiert. Da die Entwicklung des gegen das fremde Kapital gerichteten Nationalismus in den kleineren Ölförderländern für die Zukunft der britischen Ölpolitik entscheidend sein wird, sei hier auf ein Beispiel aus der jüngsten Zeit etwas näher eingegangen, nämlich auf die Enteignung der ausländischen Ölgesellschaften in Mexiko. Mexiko befindet sich seit dem Ende des Präsidenten Porfirio Diaz 1910 im Zustand einer nationalen und sozialen Revolution. Bereits die Verfassung des Präsidenten Carranza aus dem Jahre 1917 hat im Art. 27 die Nationalisierung der Bodenschätze als Forderung aufgestellt. Zu dem Nationalismus treten sozialistische Ideen der mächtigen Gewerkschaften, so daß die Arbeitskonflikte zwischen den Gesellschaften und den Arbeitern der mexikanischen Regierung oft willkommene Gelegenheit zum Eingreifen boten. Unter dem jetzigen Präsidenten Cardenas fühlte sich Mexiko stark genug, um die Weigerung der Ölgesellschaften, den Wünschen der Arbeiter entgegenzukommen, zum Anlaß für die Enteignung zu nehmen. Betroffen wurden britische und USA.-amerikanische Interessen. Abgesehen davon, daß die britischen Ölinteressen in Mexiko größer als die amerikanischen sind, bedeutet der mexikanische Schritt und seine Wirkung auch den Probefall für andere Länder, auf deren Ölvorräte sich die Versorgung des Empire stützt. Interessant ist daher die Haltung der britischen Regierung zu dem Enteignungsdekret. Sie war viel schroffer als die amerikanische und führte schließlich zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen. In dem Notenwechsel, den das Foreign Office veröffentlicht hat, stellte sich die mexikanische Regierung auf den Standpunkt, die in Frage stehende Ölgesellschaft — es handelt sich um die Mexican Eagle Oil Co. — sei eine nach mexikanischem Recht eingetragene Gesellschaft, zu deren Gunsten eine auswärtige Macht nicht intervenieren könne. Darauf erwiderte die britische Regierung in ihrer Note vom 21. April 1938: „Wenn man den Satz zuläßt, daß eine Regierung zuerst die Arbeit fremder Interessen in ihrem Lande von der Eintragung unter Landesrecht abhängig macht und dann eine derartige Eintragung als Rechtfertigung dafür benutzt, auswärtige diplomatische Intervention abzulehnen, dann ist es klar, daß niemals die Mittel fehlen würden, fremde Regierungen daran zu verhindern, ihre unzweifelhaften Rechte zum Schutz ihrer auswärtigen Handelsinteressen wahrzunehmen." Im mexikanischen Ölstreit hat sich gezeigt, daß die diplomatische Intervention Großbritanniens zugunsten seiner Ölinteressen die Lage nicht zu verbessern vermochte. Die Frontstellung: nationale Arbeit gegen fremdes

Digitized by Google

Kapital steht heute in vielen der kleineren Bergbauländer im Vordergrund; damit wird aber die britische Öldiplomatie auf ein völlig neues Gleis geschoben. Es heißt nicht mehr: Kampf gegen andere internationale Ölmächte, sondern Verteidigung der Position gegen den wachsenden Nationalismus der Förderländer. Sollte sich diese Tendenz weiter verstärken, so könnte eines Tages die britische Ölpolitik sich ihres wichtigsten Instruments, des in fremden Ländern investierten britischen Ölkapitals, beraubt sehen. Allerdings liegt das noch in weiter Ferne; Mexiko ist ein Sonderfall, noch für einen langen Zeitraum erscheint in den anderen für das Empire wichtigen Ölländern fremdes Kapital unentbehrlich. Aber als Zusammenfassung läßt sich durchaus mit Recht sagen, daß die britische Ölpolitik mit einem grundlegenden Wandel in den weltwirtschaftlichen Beziehungen rechnen muß; das Kapital tritt hinter die Arbeit zurück, d. h. im Güteraustausch wirkt die Verbundenheit im Warenaustausch stärker als die Kapitalverflechtung.

2 Die Ölkonzerne als Träger der britischen Ölpolitik.

In der Erschließung ausländischer Ölfelder durch britisches Kapital hat die britische Regierung bisher das auf lange Sicht sicherste Mittel erblickt, um die ausreichende Versorgung des Empire mit Erdöl zu gewährleisten. Sie ist dabei nicht selbst in Erscheinung getreten, sondern als die Träger britischer Ölpolitik treten die großen Kapitalgruppen, die englischen Ölkonzerne, auf. Der private Charakter dieser Konzerne wird von britischer Seite stets betont, auch in dem einen Fall, in dem die Regierung selbst über ein erhebliches Aktienpaket verfügt, herrscht in der Öffentlichkeit überwiegend das Gefühl eines privaten Charakters der Gesellschaft vor. Und doch steht hinter den Konzernen stets das Staatsinteresse und wird im Notfall auch von der Regierungsdiplomatie mit Nachdruck vertreten, wie es der Fall Mexiko bewiesen hat. Im Rahmen der gesamten britischen Auslandsinvestierungen nimmt das Ölkapital einen wichtigen Platz ein. Nach den Angaben des auf diesem Gebiet ersten Sachverständigen Sir Robert Kindersley vom Dezember 1938 war das in der Erdölwirtschaft angelegte britische Kapital 1937 gleich 124 Mill. £ bei 2 Mrd. £ britischen Kapitals, das insgesamt in Wirtschaftsunternehmungen des Auslandes arbeitete. Der größte Teil entfällt auf das Kapital von Gesellschaften, die in Großbritannien eingetragen sind, ein kleiner Teil auf solche, die wegen der betreffenden Landesgesetze als Rechtspersönlichkeiten des Förderlandes errichtet werden mußten; die letzteren sind meist Produktionsgesellschaften der in Großbritannien beheimateten Konzerne. Hinzugerechnet werden muß zu dem britischen Ölkapital noch das holländische Kapital der Koninklijke Nederlandsche (Royal Dutch), das ölpolitisch mit den britischen Interessen unlösbar verknüpft ist.

In zwei große Gruppen geteilt tritt das britische Ölkapital in der Weltpolitik auf; daneben gibt es noch einige kleinere Gruppen, die für die Ölpolitik

Digitized by Google

von geringer Bedeutung sind. Der Konzern, in dem das Staatspolitische am sichtbarsten in Erscheinung tritt, ist der Konzern der Anglo Iranian-Burmah Oil-Gruppe. Er vertritt den britischen Reichsgedanken in der Ölwirtschaft. Die Burmah Oil Co. wurde 1886 zur Ausbeutung der indischen Ölvorkommen gegründet. Als 1901 die Regierung von Persien dem britischen Staatsangehörigen d'Arcy die Konzession für Ölbohrungen im gesamten Staatsgebiet mit Ausnahme der nördlichen Provinzen gewährte, interessierte sich die Burmah Oil für diese Konzession. Sie gründete gemeinsam mit anderen Gruppen 1909 die Anglo Persian Oil zur Verwertung der d'Arcy-Konzession. Heute heißt die Gesellschaft nach der Umbenennung Persiens in Iran Anglo Iranian Oil Co. Aber erst als sich 1914 die britische Regierung maßgeblich an der Anglo Persian beteiligte, wuchs das Unternehmen allmählich zu einem Weltkonzern an und überflügelte die alte Gründerfirma Burmah Oil bei weitem. Heute ist es so, daß von den 20 Mill. £ Stammaktien der Anglo Iranian Oil 11,25 Mill. £ im Besitz der britischen Regierung und 4,3 Mill. £ in Händen der Burmah Oil sind. Im übrigen arbeitet die Burmah-Gruppe für sich, und zwar in Britisch-Indien und Burma. Die Felder der Anglo Iranian liegen in Südwestiran, wo die Förderung 1937 auf 10 000 000 t angestiegen ist; weitere noch unerschlossene Felder sind südlich am Iranischen Golf festgestellt worden. Die Anglo Iranian ist ferner beteiligt an der Ausbeutung des Irak-Öls und über eine britische Holding-Gesellschaft an der rumänischen Steaua Romana. Ihrer Zusammensetzung und Geschichte nach ist die Anglo Iranian aufs engste mit dem britischen Reichsinteresse, vor allem der Idee des India-Meer-Reiches, verbunden. Über sie hat die britische Regierung jederzeit die Möglichkeit, ihre Stimme auf dem Welterdölmarkt zur Geltung zu bringen. Man hat deshalb die Anglo Iranian geradezu als die ölwirtschaftliche Abteilung der Admiralität bezeichnet. Sie ist ein ausgesprochen politischer Konzern mit wehrwirtschaftlicher Zielsetzung.

Ganz anders ist der Eindruck, den man von dem zweiten großen englischen Ölkonzern gewinnt: dem Royal Dutch-Shell Konzern. Dieser Konzern entstand 1907 durch Interessenverbindung der Shell Transport and Trading Co. (1897 gegründet) und der Koninklijke Nederlandsche Maatschappij tot Exploitatie van Petroleumbronnen in Nederlandsch Indie (Royal Dutch, gegründet 1890). Politische oder wehrwirtschaftliche Erwägungen sind in den Anfangszeiten des Konzerns nicht sichtbar. Er entwickelte sich erst unter Führung des gebürtigen Holländers Henri Deterding zu einem wichtigen Faktor in der Ölversorgung Großbritanniens. Die britischen wehrwirtschaftlichen Interessen sind seitdem maßgebend geblieben, werden aber im Gegensatz zur Anglo Iranian von einer Reihe anderer Züge überdeckt, so daß die Royal Dutch einen durchaus internationalen Anstrich erhält. Als erster dieser Züge ist der holländisch-britische Charakter des Konzerns zu nennen. Die

Digitized by Google

Verteilung zwischen der holländischen Royal Dutch und der britischen Shell innerhalb des Gesamtkonzerns ist sogar wie 60 : 40 für die holländische Gesellschaft. Diese holländische-britische Zusammenarbeit in der Erdölwirtschaft ist eine Erscheinung, die sich in der Weltwirtschaft mehrmals wiederholt; erinnert sei in diesem Zusammenhang an die internationalen Rohstoffkartelle für Zinn und Kautschuk und an den Unilever-Konzern. In allen diesen Fällen ist das natürliche Übergewicht des britischen Partners unbestreitbar. Gefährlicher für das britische Interesse scheint der starke Anteil jüdischen Kapitals am Shell-Konzern zu sein. Führende Männer des Weltjudentums, wie die Mitglieder der großen Familie Samuel, sitzen in der Leitung des Konzerns; die Reihe der Beispiele für die Verflechtung jüdischer und britischer Politik im Shell-Konzern ließe sich fortsetzen. Jedenfalls liegt hier eine Machtposition im Ölkapital, die nicht ohne weiteres mit dem britischen Interesse identisch ist (Palästina!). Trotz allem wäre es falsch, den Royal Dutch Shell-Konzern als internationale Kapitalmacht ohne jede nationale Bindung anzusehen. Die britische Reichsidee hat auch diesem Konzern heute ihren Stempel aufgedrückt. Der Schwerpunkt der Konzernproduktion liegt in Amerika: in Venezuela, den USA., Mexiko, Argentinien und Trinidad, worauf etwa zusammen drei Viertel der gesamten Konzernförderung entfallen. In der alten Welt sind Niederländisch-Indien und Rumänien die wichtigsten Förderländer des Konzerns.

Die beiden genannten Gruppen des britischen Ölkapitals sind sowohl untereinander wie mit der Regierung durch mancherlei Querverbindungen verknüpft. Derartige Querverbindungen, deren Ergebnis sich als die einheitliche Ausrichtung der britischen Ölwirtschaft darstellt, sind nur ganz selten nach außen hin sichtbar; sie liegen vielmehr oft in den leitenden Persönlichkeiten selbst, in der Vereinigung von Ämtern in einer Hand u. ä. Die britische Ölpolitik hat in diesen Querverbindungen ein sehr nützliches und elastisches Instrument, und es ist für den Beurteilenden nichts verkehrter, als hinter den privaten, internationalen Kulissen der britischen Wirtschaftsgestaltung die Berücksichtigung und Allgegenwart des Wehrwirtschaftlichen zu verkennen! Äußerlich zum Ausdruck kommt die Verknüpfung der großen britischen Ölkonzerne untereinander einmal in der Beteiligung, die die Burmah Oil sowohl bei der Anglo Iranian wie bei der Shell hat. Royal Dutch Shell und Anglo Iranian wirken zusammen bei der Ausbeutung des gesamten arabischen Erdöls; die Konzessionen in den arabischen Ländern liegen bei der Iraq Petroleum Co., die sich aus Amerikanern, Franzosen und den beiden englischen Großkonzernen zusammensetzt. Auf die Zusammenarbeit Anglo Iranian—Royal Dutch Shell im Vertrieb soll hier nur ergänzend hingewiesen werden.

Die Stellung, die das erdölarme Britische Weltreich durch die Tätigkeit des britischen Erdölkapitals in der Welt erlangt hat, ist beachtlich. Es nimmt

Digitized by Google

dadurch als Ölmacht hinter den USA. den zweiten Platz in der Welt ein, im Welterdölhandel kommt es den USA. wohl sogar gleich. An der Weltrohölförderung sind die beiden großen britischen Gruppen mit 15 v. H. beteiligt. In Niederländisch-Indien, Rumänien, Iran und Ägypten haben sie den größten Teil der Produktion; in Venezuela und Peru stehen sie hinter den amerikanischen Konzernen zurück. Die Förderung der britischen Konzerne zusammengenommen übersteigt den Bedarf des Empire bedeutend. Noch günstiger erscheint die Stellung der britischen Konzerne, wenn man nur das in den Welthandel kommende Erdöl betrachtet. Die britischen Konzerne haben, da sie meist in kleineren Ländern mit geringem Eigenverbrauch arbeiten, eine weit höhere Ausfuhrquote als die amerikanischen, deren Schwerpunkt im Großverbraucherland USA. liegt. Rechnet man vorsichtig, daß zwei Drittel der Förderung der britischen Konzerne in den Welthandel gelangen und die Weltverschiffungen insgesamt rund 80 000 000 t betragen, dann würde der Anteil englischer Gruppen am Welterdölhandel zwischen 40 und 50 v. H. liegen. Die britischen Ölkonzerne können daher unter normalen Umständen nicht nur den Bedarf des Weltreiches decken, sondern sind darüber hinaus zu einem Machtinstrument im Wirtschaftskrieg geworden.

3. Die Oil-from-Coal Policy.

Im Rahmen der gegenwärtigen umfassenden wehrwirtschaftlichen Vorbereitungen Großbritanniens und des ganzen Empire sah sich die englische Staatsführung vor die Möglichkeit gestellt, dem Problem der Ölversorgung ein völlig neues Gesicht zu geben; die Verfahren, um aus Kohle Treibstoff zu gewinnen, haben sich so verbessert, daß heute ihre Auswertung in großem Maßstab möglich und in einigen Ländern auch bereits zur Tatsache geworden ist. Es erhob sich also vor den britischen Wehrwirtschaftlern die Frage, ob sie weiterhin sich auf die Zufuhr überseeischen Erdöls, das noch dazu außerhalb des Empire gewonnen wird, verlassen oder den Kohlenreichtum Großbritanniens als neue Basis der Treibstoffversorgung betrachten wollen. Zur Untersuchung dieser Frage setzte die Regierung einen Ausschuß ein, der Anfang 1938 seinen Bericht, den sog. Falmouth Report, vorlegte. Nach sorgfältiger Prüfung aller in Frage kommenden Verfahren kommt der Falmouth-Bericht zu dem grundsätzlichen Urteil, daß sich Großbritannien weiterhin auf die Einfuhr verlassen und zusätzlich eine hinreichende Einlagerung vornehmen müsse; auch der Ausbau der einheimischen Raffinationsindustrie sei nicht zu befürchten. Bezeichnend ist in dem Bericht folgender Vergleich: für die Kosten einer Hydrieranlage von 150 000 Jahrestonnen Leistungsfähigkeit könnten 32 Tanker von je 11 200 t Ladefähigkeit gebaut werden; diese Tanker könnten jährlich bei fünf Reisen 1 800 000 t Erdölprodukte gleich dem zwölffachen der Produktion des Hydrierwerkes nach Großbritannien bringen! Der grund-

Digitized by Google

sätzlichen Tendenz des Berichtes widerspricht es nicht, wenn er trotzdem davor warnt, die Kohleverflüssigung in England zu vernachlässigen. Er schlägt dafür vor:

1. Die schon seit 1934 von der britischen Regierung gewährte Präferenz von 8 d je Gallone für Treibstoffe aus inländischen Rohstoffen auf die Dauer von zwölf Jahren zu verlängern und gleichzeitig auf Dieselöle auszudehnen; und

2. in Großbritannien eine nach dem Fischer-Tropsch-Verfahren arbeitende Anlage nicht unter 30 000 t jährlicher Kapazität zu bauen.

Sinn dieser Vorschläge ist es offenbar, daß man in Großbritannien auf dem wichtigen Gebiet der Kohleverflüssigung auf dem laufenden bleiben will, um gegebenenfalls die nötigen Erfahrungen zu besitzen. Die Regierung hat inzwischen den ersten Vorschlag des Falmouth-Berichts verwirklicht und die Präferenz auf zwölf Jahre bestätigt.

Lebhafter Kritik begegnet die Regierungspolitik in der Frage der Kohleverflüssigung bei der Labour-Opposition. Ein von der Arbeiterpartei eingesetzter Ausschuß veröffentlichte im Herbst 1938 ein Gegengutachten gegen den Falmouth-Bericht. Auch dieser Bericht kann sich von dem grundsätzlichen Vorrang der Einfuhr nicht freimachen. Er weicht jedoch in dem Ausmaß der in Großbritannien zu errichtenden Kohleverflüssigungsanlagen erheblich von dem Falmouth-Bericht ab. Die Motive sind nur zum Teil wehrwirtschaftlich, zum anderen Teil gehen sie davon aus, Arbeitsbeschaffung für den Kohlenbergbau zu bringen. Der Labour-Plan schlägt den Bau von zwölf neuen Kohleverflüssigungsanlagen vor, aus denen jährlich rund 325 000 t Benzin gewonnen werden sollen. Den Bau soll der Staat übernehmen, ein staatlicher Coal-Oil-Board soll die Unternehmen betreiben.

Die offizielle britische Haltung in der Kohleverflüssigungsfrage ist oft als leichtsinnig bezeichnet worden, weil sie sich restlos auf die Sicherheit der Zufuhr verläßt. Man darf sich jedoch in wehrwirtschaftlichen Fragen des britischen Inselreiches nicht zu falschen Vergleichen mit festländischen Staaten verleiten lassen. Großbritannien kann nie den Gedanken der Autarkie zum Leitmotiv seiner Wehrwirtschaft erheben, wenn es nicht die Grundlage seiner Weltmacht, seinen starken Anteil an der Weltwirtschaft, gefährden will. Es wird darum immer auf beträchtliche Zufuhren angewiesen bleiben. Andererseits zieht jede einzelne autarkische Maßnahme Großbritanniens eine Entwertung weltwirtschaftlicher Aktiva nach sich. Die Wehrwirtschaft einer Flotten- und Handelsmacht, des Zentrums des größten Ozeanreichs der Geschichte, muß anders aussehen als die Wehrwirtschaft kontinentaler Mächte.

Die Frage der Treibstoffgewinnung aus einheimischen Rohstoffen beschäftigt auch die Regierungen einiger Dominions, Australiens und der Südafrikanischen Union. Allerdings wird die Kohlenverflüssigung für Australien

Digitized by Google

aus Kostengründen abgelehnt, während man sich in Südafrika in dieser Frage noch im Stadium klärender Verhandlungen befindet. Dafür tritt in beiden Ländern die Ölschieferdestillation in den Vordergrund. Da Australien sich viel weniger als Großbritannien auf die Abwehr einer Blockade einrichten kann, ist hier der wehrwirtschaftliche Zwang zur inländischen Treibstoffgewinnung viel größer. Die Ölschiefervorkommen in Neusüdwales werden auf über 80 000 000 t geschätzt. Die Regierung will den Bau von Verarbeitungsanlagen durch zwanzigjährige Steuerbefreiung, zollbegünstigte Maschineneinfuhr und zwanzigprozentige Frachtermäßigung für Ölschieferdestillate fördern. Das Programm, an dessen Beginn man heute steht, geht davon aus, 25 v. H. des australischen Treibstoffbedarfs aus Ölschiefer decken zu können. Die Südafrikanische Union hat in Transvaal anscheinend bedeutende Ölschieferlager. An ihrer Erschließung arbeitet die South African Torbanite Co. Diese Gesellschaft besitzt eine Raffinerie in Boksburg bei Johannesburg und will eine Hydrieranlage, hauptsächlich wohl für Ölschiefer, errichten. Die Schieferölgewinnung soll so weit ausgebaut werden, daß bis zum Jahre 1941 die Hälfte des einheimischen Treibstoffbedarfs aus diesem Rohstoff befriedigt werden kann.

Aus allem entsteht der Eindruck, daß die britische Regierung gegenwärtig keine Veranlassung sieht, die Treibstoffherstellung aus Kohle zu forcieren. Großbritannien verfolgt aber die Entwicklung auf diesem Gebiet aufmerksam, um jederzeit zur Auswertung seiner reichen Kohlenlager in der Lage zu sein. Die Sonderbestrebungen Australiens und Südafrikas können nach ihrer Verwirklichung eine bedeutsame wehrwirtschaftliche Entlastung für das Gesamtreich bringen.

4. Das ölpolitische Verhältnis Großbritannien — USA.

Eine Schilderung der britischen Ölpolitik wäre unvollständig, wenn sie das ölpolitische Verhältnis zwischen Amerika und Großbritannien unberücksichtigt ließe. Das Erdöl hat in den allgemeinen Beziehungen England—USA. eine große Rolle gespielt; der Kampf um das Erdöl, den die ersten Nachkriegsjahre sahen, wurde in der Hauptsache zwischen englischen und amerikanischen Kapitalgruppen geführt. Der Ölkampf bildete damals den Bestandteil eines großen Wirtschaftskrieges, der im ersten Jahrzehnt nach dem Weltkrieg zwischen Großbritannien und den USA. ausgetragen wurde. Zinn, Kautschuk und Erdöl waren die Rohstoffe, um die es am heftigsten ging. Die politischen Beziehungen zwischen England und USA. waren infolgedessen zeitweise so gespannt, daß man von der Unvermeidlichkeit einer Auseinandersetzung der großen angelsächsischen Weltmächte sprach. Inzwischen hat sich die weltpolitische Situation gründlich verändert, neue Weltmächte sind aufgetaucht und die kleinen Länder, darunter auch die erdölbesitzenden, haben einen Wirtschaftsnationalismus entwickelt, der nicht mehr einfach zu

Digitized by Google

übergehen ist. Das Einvernehmen USA.—Empire ist heute als gegeben anzusehen und wirkt sich auf wirtschaftlichem Gebiet viel stärker aus als auf politischem oder gar militärischem. Die Beziehungen der amerikanischen Wirtschaftsmacht zum Britischen Weltreich sind durch das Neutralitätsgesetz vom März 1937 und den englisch-amerikanischen Handelsvertrag von 1938 so gestaltet, daß aller Voraussicht nach dem Empire der Rückgriff auf amerikanische Wirtschaftshilfe jederzeit möglich ist. Damit ist heute auch dem Konkurrenzkampf zwischen den britischen und den amerikanischen Ölkonzernen die politische Spitze abgebrochen, ohne daß man allerdings nun von einem Zusammengehen der großen Gruppen sprechen könnte; das hat die Behandlung der Ölsanktion im abessinischen Konflikt gezeigt!

Die USA. spielen in der Welterdölausfuhr eine bedeutende Rolle. Sie standen 1937 mit rund 22 000 000 t Ausfuhr (ohne Bunkeröl) in der ersten Reihe der Erdölexporteure. Dem stand allerdings eine Einfuhr von 5 000 000 t gegenüber, so daß der Ausfuhrüberschuß bei etwas über 17 000 000 t lag. Ein großer Teil davon ist Rohöl, außerdem sind die USA. der bei weitem wichtigste Schmierölexporteur der Welt. Im Vergleich zur Förderung der USA. bleibt die Ausfuhrmenge immerhin klein; denn sie erreicht knapp 13 v. H. der Eigenproduktion.

Es wird oft so dargestellt, als betrachte Großbritannien die USA. als seine große Ölreserve in Notzeiten. Im Weltkrieg war dies tatsächlich der Fall; damals bildeten die USA. die wichtigste Ölquelle für die Westfront der Alliierten. Aber lassen sich die damaligen Verhältnisse auf heute übertragen? Das hängt von zwei Dingen ab: der wirtschaftlichen Entwicklung von Produktion und Verbrauch in den USA. und der politischen Frage der Lieferwilligkeit. Es ist etwas zweifelhaft, ob Amerika im Falle internationaler Verwicklungen, selbst wenn es nicht daran beteiligt ist, überhaupt lieferfähig sein wird. Der amerikanische Eigenbedarf wird in solchem Falle die Tendenz haben zu steigen, vor allem bedingt durch militärische Eindeckung; steigt aber der Bedarf nur um 10 v. H., so ist die gegenwärtige Spanne zwischen Verbrauch und Eigenförderung, die den Export ermöglicht, verschwunden. Ob die Produktion sprunghaft gesteigert werden kann, ist fraglich, aber wohl angesichts der gegenwärtigen Drosselung anzunehmen. Muß man dementsprechend die Lieferfähigkeit der USA. im Konfliktsfall dahingestellt sein lassen, so ist die Lieferwilligkeit an das Empire durchaus gegeben. Das Neutralitätsgesetz bestimmt, daß Waren, die nicht Kriegsmaterial im Sinne des Gesetzes sind, an kriegführende Staaten gegen bare Bezahlung geliefert werden können und der Präsident außerdem bestimmen kann, daß sie nicht auf amerikanischen Schiffen befördert werden dürfen. Amerikanisches Erdöl wäre somit für England mit seiner großen Tankerflotte und seiner Zahlungskraft im Ernstfall erhältlich.

* * *

Digitized by Google

Die britische Ölpolitik ist, in die historischen Zusammenhänge hineingestellt, nur ein Ausschnitt aus der allgemeinen wirtschaftlichen Entwicklung Großbritanniens und des Empire. England ist aufgestiegen als reine Handelsmacht, im 19. Jahrhundert fügte es die industrielle Macht hinzu, seit Ende des vorigen Jahrhunderts steigt das Empire zu einer der größten Rohstoffmächte empor. Der britische Imperialismus, der im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts einsetzt, ist stark vom Drang nach Rohstoffen beflügelt worden; man denke an die Taten eines Cecil Rhodes im erzreichen Südafrika, an das Entstehen der großen Kautschuk- und Teeplantagen in Hinterindien, Assam und Ceylon oder den Kampf um die Baumwollkammer des Niltals. Die Produktivkräfte wurden erst in den letzten Jahrzehnten auf industrielle Rohstoffe hin entwickelt. So wuchs die britische Goldküste zum größten Kakaoerzeuger der Welt heran, das unter englischem Einfluß stehende zentralafrikanische Kupfer setzte sich auf dem Weltmarkt neben dem amerikanischen durch, Großbritannien errang zusammen mit Holland fast ein Monopol auf dem Zinn- und Kautschukmarkt, der Unilever-Konzern wurde eine Weltmacht auf dem Markt der pflanzlichen Öle und Fette usw. In anderen Fällen, wo die natürlichen Hilfsquellen des Empire versagten, wurde durch Kapitalausfuhr und eine geschickte Wirtschaftsdiplomatie die Lücke geschlossen, wie es das Beispiel des Erdöls zeigt. Heute ist das rohstoffarme Großbritannien eine Rohstoffmacht ersten Ranges geworden, und zwar nicht nur durch die Produktionskraft seines Weltreiches, sondern ebensosehr durch die Kontrolle, die es in verschiedenen Formen über einen Großteil der nichtbritischen Rohstoffproduktion ausübt. Wenn auch am Beispiel des Erdöls gewisse Gefahren für die britische Rohstoffmacht gezeigt wurden, wird niemand, der die Stärke Englands messen will, an dieser Tatsache vorbeigehen dürfen!

Tankschiffe im Seekrieg.

Von Kapitän zur See a. D. von Waldeyer-Hartz.

Im Verlauf eines Vortrages, der vor der Vereinigung „Norwegens Seeverteidigung" gehalten wurde, erklärte der Redner nach „Tidens Tegn" vom 23. 11. 1938: „Wäre nach der Septemberkrise der Krieg nicht verhindert worden, so hätte sicher gestanden, daß der neue Krieg dort begonnen haben würde, wo der Weltkrieg aufhörte. Was besagen will — die Frage der Bewaffnung der Handelsschiffe läßt zwei Möglichkeiten offen: entweder unbewaffnet vernichtet zu werden oder die Handelsschiffe zu armieren!"

Ungeschminkter kann eine Entwicklung kaum dargestellt werden, die dazu führt, daß der Seehandelskrieg in Zukunft als ein beherrschender Zähler kriegerischer Auseinandersetzungen angesprochen werden muß. Nun wird

Digitized by Google

man einwenden — was hat das kleine Norwegen zu sagen, seine Stimme steht nicht zu Buch! Solch Urteil geht fehl, denn verwandte, wenn nicht gleiche Erklärungen finden sich allenthalben im fremden Fachschrifttum. Die Regelung der Zufuhr von Lebensmitteln, Rohstoffen und Öl beschäftigt praktisch alle Großmächte. Selbst die Vereinigten Staaten von Amerika sind, was die Frage der Kriegsrohstoffversorgung anbetrifft, nicht frei von ernsten Erwägungen, wie alles zu schaffen und zu richten sei. Die vielgerühmten „Fortschritte" errichten im Stillen ein kaudinisches Joch, dessen schwer lastendem Druck sich niemand entziehen kann. Hierüber kann kaum noch ein Zweifel bestehen.

In besonderem Maße läßt der „Kampf um das Öl" Sorgenwolken aufsteigen. In der englischen Zeitschrift „The Navy" hat sich der Admiral of the Fleet Sir Henry F. Oliver für den Bau schneller Öltanker eingesetzt, um die Belange seiner Heimat zu sichern. Die Aufrechterhaltung der Ölversorgung für die britischen See-, Land- und Luftstreitkräfte, für große Teile der britischen Kauffahrtei sowie für umfangreiche Landmaschinenbetriebe mache die unbehinderte Zufuhr von Öl in Kriegszeiten zu einer lebenswichtigen Notwendigkeit für die britische Inselwelt. Der Admiral hat ferner darauf hingewiesen, daß die japanische Marine bereits über Öltanker von 20 sm Geschwindigkeit verfüge, die aller Wahrscheinlichkeit nach der Ölversorgung solcher Kreuzer und Hilfskreuzer dienen sollen, die auf den ozeanischen Handelskrieg angesetzt würden. Hierbei sei zu beachten, daß die Ölübernahme auf See bei normalen Wetterverhältnissen keine Schwierigkeiten mehr bereite. Die Öltanker würden von den zu versorgenden Schiffen in Schlepp genommen, die Überleitung des Öls von Bord zu Bord erfolge über Schläuche.

Wenn Oliver nach japanischem Vorbild für Öltanker eine Mindestgeschwindigkeit von 20 sm fordert, so kann man ihm hierin nur beipflichten. Die Ladung der Schiffe ist derart wichtig und wertvoll, daß man alle Vorkehrungen treffen muß, um sie dem Zugriff durch Feindeshand zu entziehen. Hohes Fahrtvermögen bedeutet aber einen beträchtlichen Schutz. Es kürzt die Reise und damit die Gefahrenzone, innerhalb derer feindliche Angriffe drohen, und hindert vor allem das U-Boot, sich auf seine Beute zu stürzen. Auch die Fliegergefahr wird gemindert. Sowohl Bombern wie Torpedoflugzeugen wird der Angriff erschwert, wenn ein behendes Fahrzeug Zickzack-Kurse steuert. Rüstet man dann noch die schnellen Tanker mit leichten Geschützen und M. G. aus, dann sind sie imstande, aufgetauchte U-Boote und angreifende Flugzeuge aktiv abzuwehren. Im allgemeinen ist festzustellen, daß Öltanker wegen ihrer guten Raumunterteilung und sorgfältigen öldichten Bauart nicht leicht zu versenken sind. Man darf nach Admiral Oliver jedoch nicht erwarten, daß die britischen Reeder 20-sm-Öltransportschiffe nach den Vorschriften der Admiralität auf eigene Kosten auf Stapel legen; es sei denn, daß der Staat beträchtliche Zuschüsse für Bau, Instandhaltung und Betrieb

Digitized by Google

der Schiffe gewährt. Günstiger scheine es jedenfalls, wenn die britische Marine die Öltanker als Bestandteil der Flotte in eigene Verwaltung nehme. Sie seien dann von Mannschaften der Royal Fleet Auxiliaries zu besetzen und hätten im Frieden für die Herbeischaffung des Öls für die Königliche Flotte und deren Stützpunkte zu sorgen. Überschüssige Tanker wären an Reedereien zu vermieten, um nach Möglichkeit wirtschaftlichen Nutzen zu erzielen.

Aus den Ausführungen des britischen Admirals ergibt sich dreierlei mit unverhüllter Deutlichkeit:

1. Die Sorge um die Aufrechterhaltung der Ölzufuhr nach dem britischen Mutterlande.
2. Das Bekenntnis zur Pflicht, wertvolle Öltransportschiffe zu bewaffnen.
3. Die Notwendigkeit der Bereitstellung eines starken Parks solcher Schiffe schon zu Friedenszeiten, um allen Möglichkeiten des Krieges gegenüber mit einem Überschuß an Tonnage gerüstet zu sein.

Wenn wir diese Entwicklung bei Licht betrachten, so erhellt die Tatsache, daß ein Staat wie England auf dem besten Wege ist, einen neuen Kriegsschifftyp zu schaffen, den des „bewaffneten Öltankers". Diese Forderung wird aber nicht nur in Großbritannien, sondern auch in den Vereinigten Staaten erhoben, und zwar in einer Form, die sich bereits mit allen Einzelheiten der Auswirkung befaßt. Hierüber unterrichten uns die „United States Naval Institute Proceedings" vom September 1938, wo sich B. Orchard Lisle in freier Wiedergabe wie folgt ausgelassen hat: „Die Schiffe der Kriegsflotten von heute benutzen fast ausnahmslos Öl als Energiequelle. Ihre Versorgung mit diesem Brennstoff ist daher eine außerordentlich wichtige Frage geworden. In Erkenntnis dieser Tatsache haben fast alle Marinen Öllager an geeigneten Küstenpunkten errichtet. Die gelagerten Vorräte müssen der Größe der Flotte entsprechen, Beschaffung und Verteilungsplan bedürfen sorgfältiger Friedensvorbereitung. Die großen Seemächte wie die Vereinigten Staaten von Amerika, Großbritannien und Japan, wahrscheinlich aber auch die übrigen Mächte, halten für ihre Flotten Ölvorräte bereit, die etwa dem doppelten Friedensbedarf binnen eines Jahres entsprechen. Hiermit glaubt man im Mobilmachungsfall auszukommen; vorausgesetzt, daß für eine ständige Auffüllung der Vorräte gesorgt wird. Es scheint nicht angebracht, sich bei dem Auffüllungsgeschäft von der privaten Schiffahrt abhängig zu machen. Für eine große Marine wie die amerikanische ist es vielmehr wünschenswert, über eine eigene Öltransportflotte zu verfügen; schon aus dem Grunde, um die Besatzungen der Öltanker für ihren Sonderdienst schulen zu können. Falls sich die Schiffahrtsgesellschaften oder die Öl-erzeuger der Schaffung einer staatlichen Öltankerflotte widersetzen, so darf auf solche Einwendungen nicht gehört werden. Entscheidend bleibt allein,

Digitized by Google

daß jederzeit so viel Öltanker für den Bedarf der Flotte vorhanden sind, wie die Kriegserfordernisse es verlangen. Irgendwelche Schwierigkeiten in der Ölversorgung der Kriegsflotte dürfen unter keinen Umständen eintreten. Gleichzeitig ist aber auch die Frage zu prüfen, ob sich die Öltanker nicht als selbständig operierende Handelszerstörer auswerten lassen."

Hierzu macht Lisle nachstehende Vorschläge: „Bei der Schaffung einer Öltransportflotte für die Marine sind zwei verschiedene Typen von Tankern notwendig, solche von hoher Geschwindigkeit, die mit der Flotte in jeder Lage Schritt halten können, und langsamere, deren vornehmste Aufgabe es ist, die Ölvorräte innerhalb des Küstengebietes immer wieder aufzufüllen. An der Kostenfrage darf die Beschaffung und Bereithaltung solcher Fahrzeuge nicht scheitern. Ebensowenig wie man von einem Kriegsschiff verlangt, daß es wirtschaftliche Gewinne abwirft, soll man es von einem marineeigenen Öltanker erwarten. Entscheidend bleibt allein, daß die für die Kriegsmarine zu bauenden Öltransportschiffe in jeder Hinsicht ihren Zweck erfüllen. Die Erfolge, die Deutschland während des Weltkrieges mit langsamen und einfach gebauten Handelsschiffen im Kreuzerkrieg erzielt hat, lassen es durchaus als möglich erscheinen, eine starke Schädigung des Gegners auch durch Öltanker zu erzielen. Gerade sie passen sich dank ihrer Bauart allen See- und Wetterverhältnissen an und verfügen vor allem über einen ausgedehnten Fahrbereich. Diese Tatsache legt den Gedanken nahe, die Öltanker nicht nur mit Geschützen mittleren und leichteren Kalibers zu bewaffnen, sondern sie auch mit Flugzeugen und den für sie erforderlichen Einrichtungen auszurüsten. So hergerichtet sind die Tanker imstande, zusammen mit Kreuzern oder großen Zerstörern zu operieren, indem sie ihnen samt ihren Flugzeugen als schwimmende Stützpunkte dienen, gleichzeitig aber auch selbständig Handelskrieg zu führen. Ja, man darf vielleicht sogar annehmen, daß die Tanker gegebenenfalls mehr leisten als Flugzeugträger, die sämtlich große Ölfresser sind und daher lange Strecken mit Höchstgeschwindigkeit nicht ohne wiederholte Brennstoffergänzung zurücklegen können."

Der Umstand, daß derartige Überlegungen nicht nur in England und den Vereinigten Staaten — offenbar auch in Japan — angestellt werden, spricht dafür, daß die Großmächte auf dem besten Wege sind, die reichen Bestände ihrer Schiffseinheiten durch die Einstellung marineeigener Tanker zu vermehren und diese Tanker derart auszurüsten, daß sie zur Lösung vielfältiger Aufgaben fähig sind. Kommt es dazu, dann soll man aber auch den Mut aufbringen, solche Fahrzeuge als Kriegsschiffe zu bezeichnen und sie nicht in einer mehr oder minder unvollkommenen Form zu tarnen. Dem Gedanken einer ehrlichen Kriegführung wird dadurch nicht genützt. Außerdem verlangt das Ansehen der Kulturvölker, daß sich das von ihnen vertretene Kriegsrecht nachgerade wieder auf den Boden der Ehrlichkeit zurückfindet.

Digitized by Google

Zur Neuregelung des politischen Überwachungssystems in der Roten Wehrmacht.

Von Amtsgerichtsrat Dr. jur. habil. Reinhart Maurach, Breslau.

Die Bundesverfassung der Sowjetunion vom 5. Dezember 1936, welche den Aufbau des Rätebundes auf angeblich demokratischen Grundsätzen zum Ausdruck bringen soll, spart nicht mit Bestimmungen, welche die Legalität und Friedensbereitschaft des bolschewistischen Staates unterstreichen. So ist das bisherige Kriegs- und Marinekommissariat in ein Verteidigungskommissariat umgewandelt worden (aus dem erst später die Kriegsmarineverwaltung als selbständiges Kommissariat ausgeschieden wurde); die Grundrechte der Verfassung sprechen nur von einer Pflicht des Bürgers zur Verteidigung des sozialistischen Vaterlandes, und Artikel 21 der Verfassung, der die Funktionen des fiktiven mehrköpfigen Staatsoberhauptes, des „Präsidiums des Obersten Rates" umreißt, weist diesem lediglich das Recht der Kriegserklärung im „Falle eines bewaffneten Angriffes auf die UdSSR." zu. Angriffskriege der UdSSR. sind im Gesetz sozusagen nicht vorgesehen.

Diese Dokumentierung der Verteidigungsaufgabe der Roten Armee im Buchstaben der Verfassung gewinnt indessen nur einen sehr bedingten Wert, wenn die Staatstheorie des Bolschewismus berücksichtigt wird, wie sie, anknüpfend an Lenin, zuletzt 1928 von Stalin in seinen „Fragen des Leninismus" zusammengefaßt wurde. Die Theorie des Bolschewismus läßt sich hiernach auf einen sehr einfachen Nenner bringen: die Sowjetunion ist zwangsläufig so lange in reiner Verteidigungsstellung, als es noch eine kapitalistische Umwelt gibt; jeder von der Sowjetunion geführte Krieg ist mithin ein solcher zu Zwecken der Verteidigung, mag er politisch provoziert, strategisch offensiv vorbereitet worden sein. Dieser Rechtfertigungslehre entspricht in vollem Umfange die moralische Kriegsvorbereitung der Roten Wehrmacht. So wie die bolschewistische Kampflehre das Proletariat, und insbesondere den Arbeiter, als den „Stoßtrupp der Weltrevolution" bezeichnet, so ist die Rote Armee die bewaffnete Trägerin dieser Idee. Den Wellen der Angriffsarmee folgt die Flut des Aufruhrs.

Diese doppelte Aufgabe bedingt die moralische Organisation der Roten Armee seit ihrem Bestehen. Sie erklärt — nach dem Buchstaben des Gesetzes — auch das Institut der sog. politischen Kommissare, eine Einrichtung, die ebenso alt ist wie die Armee selbst. Allerdings hat die Institution der Kommissare im Laufe der zwanzigjährigen Sowjetherrschaft Wandlungen durchgemacht, die sich auch in der wiederholt geänderten Stellung der Kommissare im Heeressystem abzeichneten. Man wird hier im wesentlichen drei Perioden voneinander abgrenzen können: Überwachung des

Digitized by Google

Kommandobestandes (1918 bis 1929); Überwachung des Soldaten (1929 bis 1937); Überwachung des personellen Gesamtorganismus des Heeres (seit 1937).

Die Funktionenverschiebung geht mit der Geschichte der Roten Armee Hand in Hand. Die Bürger- und Interventionskriege hat die 1918 gebildete Rote Armee ganz überwiegend unter der Führung zaristischer Offiziere durchgefochten. Diese „Spezy" waren unentbehrlich — über ihre wahre Einstellung gab man sich keinen Zweifeln hin. Dementsprechend bestimmten die Direktiven des 8. kommunistischen Parteikongresses vom Jahre 1918 eindeutig:

Über dem Kommandobestand (d. h. über dem für den Gang der Operationen verantwortlichen Leiter) stehen und wachen die politischen Kommissare; sie überwachen insbesondere die politische Einstellung der Kommandeure und attestieren die politische Zuverlässigkeit derselben unter eigener Verantwortung; zur Unterstützung der Kommissare sind die Kommunisten möglichst gleichmäßig unter die Truppen zu verteilen; Unterstellung der sog. „Besonderen Abteilungen" (praktisch militärischen Tscheka-Zweigstellen) unter die Heereskommissare; Ausarbeitung von Richtlinien über die Grenzen der politischen und militärischen Kommandogewalt."

In der entscheidenden Periode der Bürgerkriege hat das Institut der politischen Kommissare, die praktisch jeder Einheit von der Kompanie usw. aufwärts beigegeben wurden, im wesentlichen nur die ihr vom Gesetz zugedachten Aufgaben, die Bespitzelung der Offiziere, durchgeführt. In der folgenden Friedensperiode begann diese Bedeutung der Kommissare zu schwinden, und zwar in dem Maß, in dem die zaristischen Offiziere, nachdem sie ihre Schuldigkeit getan hatten, langsam ausgemerzt und durch einwandfrei „proletarischen" Nachwuchs ersetzt wurden; heute ist ihr Prozentsatz nur noch verschwindend gering. Mit dem Abbruch des sog. NEP. und dem Umbruch der Periode der Resozialisierung (1929) ergab sich aber eine wesentliche Funktionenverschiebung. Bis jetzt hatte die Räteregierung mit der aktiven Unterstützung durch die Arbeiterschaft und mit der Passivität von seiten der Bauern rechnen können: die bis 1929 zum Teil staatliche, zum andern Teil gemischte und zum letzten Teil private, in allen Fällen unbedeutende Industrie war weniger um ihrer selbst willen als wegen der Arbeiter gehalten worden; der Bauer hatte sich an Besitzer- und Kronsland bereichert. Das Ende des NEP. erzwang völlige Umstellung. Aus dem Bauer wurde der moderne Agrarindustriearbeiter, der in den Kolchosen zusammengepfercht wurde und sein Vermögen auf dem Altar der Kollektivierung zu opfern hatte; der Arbeiter wurde zunächst in den Dienst des Dumpings, dann in das Joch des um jeden Preis rentabel wirtschaften müssenden Industrieapparates gepreßt. Die Folge war eine umfassende Enttäuschung der breiten Massen, eine Abkehr vom System, Revolten und

Digitized by Google

Aufruhr. Die Rote Armee, die sich zu 80 v. H. aus Bauern zusammensetzte, schien und war nicht mehr sicher. Hier setzte die neue Aufgabe der politischen Kommissare ein: die Überwachung der Soldatenmassen.

Der dritte und bis jetzt letzte Kurs wird seit 1937 gesteuert. Das Mißtrauen der Regierung gegenüber ihrem Instrument hatte jetzt den Höhepunkt erreicht. Es war die sog. „innertrotzkistische" Krise des Systems, zweifellos auch in der Armee vorhanden, aber ins Sinnlose gesteigert durch die Angst des roten Diktators vor jedem, dessen Einfluß oder Ansehen ihm bedrohlich erschien. Die Flut der sog. „Säuberungen", der nicht abreißenden „Entlarvungen", der Schauprozesse und stillschweigenden Beseitigungen hat auch vor der Armee nicht haltgemacht. Die Affäre Tuchatschewski bot Anlaß zu einer erneuten Umstellung der Wirkung der politischen Kommissare. Es war jetzt nicht mehr der „klassenfeindliche" Offizier wie in der Zeit des Bürgerkrieges, nicht mehr allein die breite Masse der uniformierten Kolchosbauern, sondern es war das gefährliche militärische Machtinstrument als solches, das erhöhter Bespitzelung unterworfen wurde. Nach außen hin machte sich dies durch eine neue Abgrenzung der Stellung der Kommissare gegenüber den militärischen Kommandeuren und Erweiterung ihres Einflusses auf das rein militärische Gebiet bemerkbar; die Rahmenvorschriften gab hierfür das Gesetz vom 15. August 1937, welches im Laufe des Jahres 1938 durch eine Anzahl von (nur zum geringeren Teil bekannt gewordenen) Durchführungsbestimmungen ergänzt wurde.

Rein juristisch ist die jetzige Regelung durch ein starkes Verschmelzen und Übereinandergreifen politischer und militärischer Funktionen gekennzeichnet. Im Befehlsverhältnis nach unten tritt dies allerdings nicht voll in Erscheinung, denn sämtliche (militärische wie politische) Anordnungen werden zwar durch Kommandeur und Kommissar gemeinsam unterzeichnet, ergehen aber de jure nur im Namen des ersteren. Den vorgesetzten Stellen gegenüber besteht aber die gemeinschaftliche Verantwortung des Kommissars und des Kommandeurs für sämtliche Zweige des politischen und militärischen Dienstbereiches. Der Kommissar und der Kommandeur tragen die volle Verantwortung für die „Erziehung der Rotarmisten und des gesamten Führerpersonals im Geiste einer schrankenlosen Ergebenheit für Heimat und Regierung und einer schonungslosen Bekämpfung der Volksfeinde". Die primäre Verantwortlichkeit des Kommandeurs für die militärische Schlagkraft seiner Truppe wird durch die eigene und selbständige Verantwortung des Kommissars auf dem gleichen Gebiet ergänzt: der Kommissar ist „in gleicher Weise wie der Kommandeur" für den politisch-moralischen Zustand der Truppe, für den Stand der Bewaffnung, den wirtschaftlichen Geschäftsbereich, für Mobilmachungs- und Kampfbereitschaft

Digitized by Google

haftbar. Die Eignungsberichte werden von Kommissar und Kommandeur gemeinschaftlich ausgearbeitet, doch erfolgt die politische Attestierung allein durch den Kommissar. Ihm obliegt auch — ohne daß die Mitverantwortlichkeit des Kommandeurs dadurch beseitigt würde — die operative Leitung der „politischen Aufklärungsarbeit" innerhalb der Truppe. Insbesondere ist der Kommissar der Verbindungsmann zwischen der Truppe und den allgemeinen Parteiorganisationen: er leitet die Arbeit der Parteiorganisationen (eigentliche Zellen der kommunistischen Partei innerhalb des Verbandes) und der kommunistischen Jugendorganisationen (Komsomol) innerhalb der Truppe, und zwar nach Anweisungen der Zentralorgane der Partei, aber auch in Fühlungnahme (doppelte Kontrolle!) mit den „örtlichen" Parteiorganisationen.

Dynamisch gesehen ist die Neuregelung ein überaus charakteristischer Ausdruck für das das „politische Machtinstrument des Porletariats" umgebende Mißtrauen seitens des Kremls. Man traut dem Soldaten nicht mehr, weil man die Einstellung des Bauern zum Staate genau kennt; man traut dem Führerkorps von Jahr zu Jahr weniger: dem niederen Führerkorps nicht, weil sich dieses selbst aus dem mit Füßen getretenen Proletariat ergänzt; dem höheren nicht, weil das Gespenst des 9. Brumaire seit den letzten „Liquidationen" wirksamer ist als je. Man traut aber auch dem politischen Kommissar nicht mehr, — der Fall Jeschows kann als Vorspiel für groß angelegte Aktionen innerhalb der politischen Führung der Roten Armee betrachtet werden. So erklärt sich die in der geltenden Regelung durchgeführte „Solidarhaftung" des Befehlshabers und Kommissars auf der einen, die Verschachtelung von Kontrolle und Gegenkontrolle auf der anderen Seite. Die gegenseitige Bespitzelung ist Pflicht der Beteiligten — Pflicht auch des militärischen Kommandeurs gegenüber dem Kommissar, denn auch der Kommandeur ist, wie ausgeführt, für den politischen Zustand seiner Truppe, zu der der Kommissar gehört, verantwortlich. Unzweifelhaft liegt das politische Schwergewicht auch nach dem neuen Gesetz bei dem Kommissar, aber durch die kumulative Verantwortlichkeit beider auf beiden Gebieten ist doch dafür gesorgt, daß notfalls auch der Kommandeur auf Kosten des Kommissars seine Ergebenheit gegenüber der Regierung in das rechte Licht setzen kann. Andererseits — und das ist doch wohl die Hauptstoßrichtung der Neuregelung — ist die Stellung des Kommandeurs durch die Begründung seiner Mitverantwortlichkeit für das Funktionieren der eigentlichen Domäne des Kommissars, der politischen Sicherung, noch labiler geworden. Damit ist nun auch in der Roten Wehrmacht mit geradezu raffinierter Folgerichtigkeit das System eingeführt worden, das sich in der Partei- und Staatsorganisation — wenn man es so nennen will — bewährt hat: das Fehlen abgegrenzter Eigenverantwortlichkeit, die systematische

Digitized by Google

Großzüchtung des Mißtrauens aller gegenüber allen. Im Frieden wird ein solches System den gefährlichen Machtapparat der Armee bei der Stange zu halten vermögen. Lokale Meutereien, wie die in Weißrußland, werden an diesem Ergebnis nichts ändern. Prüfstein dieses Systems ist allein der Krieg. Hier aber kann der Ausfall der Probe kaum zweifelhaft sein.

Kleine Ursachen – große Wirkungen.

Beginn der Augustschlacht 1915 auf Gallipoli.*)

Von Generalmajor a. D. Hans Kannengießer Pascha.

II. Teil.

Ich setze meinen im April-Heft, Seite 286—307, dieser Zeitschrift gebrachten Bericht fort und schildere die Landung des englischen IX. Armeekorps und seinen ersten Einsatz an Land.

Der Zweck bleibt derselbe: aus Fehlern lernen.

Wieder halte ich mich — soweit englische Vorgänge in Betracht kommen — an die amtliche „History of the Great War".

Die Ernte ist allerdings nicht so mannigfaltig wie am Sari Bahir. Das liegt an den ganz anders gearteten geographischen und militärischen Bedingungen, unter denen das IX. A. K. in den Kampf trat. Hier an der Suvlabucht handelte es sich nicht um das seitliche Verschieben von Truppen hinter der Gefechtsfront, sondern um eine Landung über See herangeführter neuer Heeresteile;

hier war kein schroffes Gebirgsgelände, das die Truppen verschluckte, sondern eine — wenigstens für dortige Verhältnisse — weite Ebene, die an einen heimatlichen Truppenübungsplatz erinnerte;

hier waren keine Brigade-Kommandeure auf eigene schwerwiegende Entschlüsse angewiesen, sondern es handelte sich um den einheitlichen Einsatz eines geschlossenen Truppenkörpers unter den Augen des Kommandierenden Generals;

es handelte sich also nicht um den vorher durchdachten, bis in alle Einzelheiten ausgeklügelten Ablauf einer Angriffsmaschinerie, sondern mehr um eine offene Feldschlacht, über deren Hauptlinien man sich vorher klar war oder wenigstens klar geworden zu sein glaubte. Vielleicht liegt gerade in diesem grundlegenden Unterschied beider Hauptkampfgruppen der Reiz eines nutzbringenden Vergleiches und damit die Rechtfertigung dieses ursprünglich nicht beabsichtigten II. Teiles.

Diese Landung an der Suvlabucht war der dritte großangelegte, Entscheidung suchende Entschluß der Engländer, seit sie Einlaß heischend vor

*) Siehe die Skizze am Schluß dieses Aufsatzes.

Digitized by Google

den Dardanellen lagen. Sie glaubten den Schlüssel in der Hand zu haben und suchten immer wieder erneut und vergeblich nach dem richtigen Schlüsselloch. Daß diese Versuche mal zu Wasser, mal zu Land erfolgten, entsprach Englands Amphibiennatur, deren Vielseitigkeit und Beweglichkeit Churchill gerne betont und die in seiner Inselage begründet ist.

Zunächst versuchte es England mit einem großangelegten Flottendurchbruch, der am 18. März 1915 unter schweren Verlusten scheiterte. Dann geht die Amphibie an Land. Am 25. April glückte es, an der Südspitze von Gallipoli und bei Ariburnu (Anzac) festen Fuß zu fassen — aber man kommt nicht vorwärts. Die Türken — ganz im Gegensatz zu den eben vorübergerauschten Balkankriegen — zeigen eine ungeahnte Zähigkeit. Einige Balkanstaaten fangen an, mit den Mittelmächten zu liebäugeln. Rußlands Rufe nach Waffen und Munition werden immer dringender. Es muß etwas geschehen, soll nicht Englands Prestige bedenklich leiden, und zwar nicht nur im nahen Orient.

Das ist die innere Begründung für diese Suvla-Landung.

Die hafenähnliche Suvlabucht eignet sich ihrer Lage nach gut für eine Landung. Die beiden weit ins Meer vorspringenden Landzungen Groß- und Klein-Kemikli schützen vor Stürmen. Verbindet man die beiden Spitzen noch durch ein Sperrnetz, was später geschah, so ist man auch sicher vor den bösen deutschen U-Booten.

Nach der Landseite zu liegen drei Höhen auf Gewehrschußweite um die Bucht herum: der Lala Baba, der Softa Tepe und der allerdings unbedeutende Ghasi Baba. An den Lala Baba schließen sich nach Süden zu eine Reihe Sandhügel am Strande entlang an. Alles hat Dünencharakter. Der Lala Baba mit 49 m ist die höchste der Höhen. Sie alle sind einer Annäherung nur günstig, wenn der Feind sie nicht besetzt hat.

Dann liegt da noch ein eigenartiges Gebilde unmittelbar am Ufer, das taktische Bedeutung gewinnen kann: der Salzsee. Er steht durch einen tiefen, überbrückten Einschnitt, von den Engländern „Cut" genannt, mit dem Meere in Verbindung. Durch ihn läuft der Salzsee im Winter voll Meerwasser, das im Sommer verdunstet und mit dem zurückbleibenden Salz die Halbinsel versorgt.

Weiter ins Land hinein sieht man die Anafarta-Ebene, die, langsam ansteigend, auf etwa 4 bis 5 km Entfernung durch Bergzüge wie durch eine Mauer abgeschlossen wird. Nach Osten zu liegt der Höhenzug des Tekke Tepe; nach Norden, im rechten Winkel anschließend, der des Kiretsch Tepe. Sie sind nur 250 bzw. 200 m hoch, wirken aber durch ihre Geschlossenheit höher, drohender. Man darf auch nicht vergessen, daß hier, so dicht am Meeresstrand, absolute und relative Höhe identisch sind. Am Südende des Höhenzuges des Tekke Tepe verläuft die Senke von Groß-Anafarta, die hin-

Digitized by Google

einführt in das Innere der Halbinsel, dem die Engländer mit heißem Bemühen zustrebten. Aus dieser Senke kommt der einzige beachtliche Wasserlauf der Anafarta-Ebene, der Asmak Dere. Jetzt im August natürlich auch ein ausgetrocknetes Flußbett, aber immerhin ein Wegweiser für jeden, der hinein will in diese Tür.

Und als ob die Natur diese empfindliche Stelle besonders schützen will, hat die Erdrinde bei ihrem Entstehen bei Klein-Anafarta einen Höhenzug von dem des Tekke Tepe in südwestlicher Richtung abgezweigt, der sich schützend vor diesen Einschlupf bei Groß-Anafarta legt. Er läuft aus in die breite Front des Ismail Oglu Tepe — Jussuf Tepe — Baka Baba. Damit aber noch nicht genug, sind zwei Hügel, der Mestan Tepe und der Punar Tepe, vor die Front vorgeschoben, wie zwei Forts, deren unmittelbare Wirkung bis an den Salzsee reicht.

Diese geographische Gestaltung des Geländes m u ß alle militärischen Operationen in der Anafarta-Ebene entscheidend beeinflussen. Jenseits des Asmak Dere nach Süden zu schließt der uns hinlänglich bekannte Sari Bahir das Bild ab. Mit seinen bis zu 300 m ansteigenden vielen Kuppen, seinen zerrissenen Abhängen wirkt er geradezu alpenähnlich im Gegensatz zu den ruhigeren, mehr mauerähnlichen Höhenzügen des Kiretsch Tepe und Tekke Tepe. Die Anafarta-Ebene selbst ist nicht so übersichtlich wie die Karte es glauben läßt. Einzelstehende Bäume, Olivenhaine, Gestrüpp und auch Geländewellen verhindern teilweise einen freien Blick.

In diesem Abschnitt stand seit dem 18. Juni der Major Willmer Bey — bisher Bayerischer Chevauleger — mit 4 Bataillonen Infanterie, 2 Feld- und 2 Gebirgsbatterien, 3 alten unbespannten Feldgeschützen und je einer schwachen Kavallerie- und Pionierabteilung. Er hatte den Auftrag, die Küstenstrecke von Edje Liman bis zur Mündung des Asmak Dere zu sichern. Vergeblich hatte er sich bemüht, wenigstens einige Maschinengewehre und Stacheldraht zu bekommen, die hier so recht am Platze waren. Aber was davon auf Gallipoli war, wurde noch dringender an der schwer ringenden Nord- bzw. Südgruppe gebraucht.

Mit diesen schwachen Kräften war Major Willmer gar nicht in der Lage, eine Landung an der etwa 24 km langen Küstenstrecke zu verhindern. Seine ganzen Maßnahmen konnten nur darauf hinauslaufen, den gelandeten Feind so lange aufzuhalten, bis türkische Verstärkungen eingetroffen waren. Das konnte etwa 36 bis 48 Stunden dauern.

Seine Aufgabe bestand also darin, die eigene kämpfende Truppe jedesmal in dem Augenblick zurückzuziehen, der n o ch die Loslösung vom Feinde gestattete, um sie dann immer erneut wieder kampfkräftig in der nächsten rückwärtigen Stellung einzusetzen. Gelang ihm das, so hatte Major Willmer durch die Kunst seiner Führung seine eigene schwache Truppe vervielfacht.

Digitized by Google

Wir werden sehen, wie vortrefflich ihm das gelang, dank des vorzüglichen Verhaltens seiner Truppen, dank aber auch des sehr zögernden Vorgehens des Feindes.

Zunächst handelte es sich für Major Willmer um die Bereitstellung seiner Truppen. Sie ergab sich für jeden einigermaßen geschulten Soldaten zwanglos aus der Gestaltung des Geländes. Der etwas abgelegene, aber sehr wichtige Höhenzug des Kiretsch Tepe und damit die Sicherung der rechten Flanke wurde der besten Truppe, dem vortrefflichen Gendarmerie-Bataillon Gallipoli, anvertraut und ihm drei Gebirgsgeschütze beigegeben. Der Bataillonskommandeur Kadri Bey schob eine Kompanie auf dem Höhengrat in südwestlicher Richtung vor, die bis zur Landspitze bei Groß-Kemikli sicherte, und eine andere Kompanie rückwärts nach Edje Liman, wo auch die drei alten, unbespannten Feldgeschütze Aufstellung fanden.

Edje Liman (Liman heißt Hafen) ist zwar klein, aber durch Berge gut geschützt. Es lag recht unbequem in der rechten türkischen Flanke und verdankte seine taktische Bedeutung dem unmittelbaren Zugang zu der großen Senke, die von Nord nach Süd, quer durch die Halbinsel nach Akbasch und zu den Dardanellen führt. Edje Liman wurde später durch russische Minen gesperrt, die wir im Schwarzen Meer aufgefischt hatten.

Das Gendarmerie-Bataillon Brussa hatte mit 3 Kompanien und 1 Gebirgsgeschütz den Softa Tepe besetzt und Sicherungen an den Ostrand der Suvlabucht vorgeschoben. Endlich stand das I. Bataillon Inf. Regt. 31 mit 3 Kompanien und 2 Gebirgsgeschützen auf dem Punar Tepe und mit einer Kompanie auf dem Lala Baba, die bis Klein-Kemikli sicherte.

Diese flügelweise Aufstellung der infanteristischen Hauptkräfte gestattete bei dem beabsichtigten rechtzeitigen Nachgeben der vorderen Teile ein Zurückgehen auf die eigenen Verbände und sicherte damit klare Befehlsverhältnisse.

Als Hauptwiderstandslinie war der Hauptriegel gedacht, den die Natur vor den Einschlupf bei Groß-Anafarta gelegt hatte: die Höhenlinie von Baka Baba bis zum Ismail Oglu Tepe. Hier arbeiteten die Pioniere an Befestigungen, die die Kavallerie (etwa 30 abgesessene Schützen) und 2 Gebirgsgeschütze vorläufig sicherten, wohin sich demnächst aber die beiden vorderen Bataillone zurückziehen sollten.

Die beiden Batterien Feldartillerie waren auf dem Höhenzuge des Tekke Tepe in Stellung gegangen und beherrschten die ganze Anafarta-Ebene bis zur Küste.

Schließlich stand das II. Bataillon des Inf. Regt. 32 als Reserve bei Turschunköi.

Major Willmer Bey hatte seine Befehlsstelle östlich Groß-Anafarta eingerichtet.

Nun konnten die Engländer eintreten in die von hohen Mauern eingefaßte Arena. Man war bereit, soweit die schwachen Kräfte reichten.

Digitized by Google

Der englische Angriffsplan.

England hat im Laufe seiner Geschichte reiche Erfahrungen für Landungen an fremden Küsten sammeln können.

Hier auf Gallipoli standen die erst vor drei Monaten am 25. April erfolgten Landungen noch in unmittelbarer Erinnerung. Dieselbe Führung war noch da. Ja es kam sogar in Frage, ob man nicht wieder dieselben Truppen, insbesondere die voll bewährte 29. Division, nehmen sollte. Man verwarf diesen Gedanken. Bei jeder Landung ist der Augenblick höchster Spannung und auch größter Schwäche d e r, in dem die ersten Boote, dicht vollgepfropft mit wehrloser Infanterie, sich der feindlichen Küste nähern und die Mannschaft ins Wasser springen muß, um das feindliche Ufer zu erreichen.

Im Leben hat jeder Übergang seinen Moment der Schwäche. Hier ganz besonders, da man selber sich nicht wehren kann und das bisher deckende Feuer der Schiffsgeschütze weiter ins Innere des Landes verlegt werden muß, um die eigenen Leute nicht zu gefährden. Gerade die 29. Division hatte das bitter auskosten müssen, als sie watend, über unter Wasser gelegten Stolperdraht stürzend, im flankierenden Feuer von Maschinengewehren und Geschützen die Küste bei Seddil Bahr erreichen wollte. Ein Teilnehmer hat mir das persönlich geschildert.

Metamorphosen jeder Art vollziehen sich überall gern ohne Zeugen. Also suchte Sir Jan Hamilton an der langen Küste nach einer möglichst schwach besetzten Landungsstelle, um durch Überraschung diesen Gefahrenkomplex zu vermeiden. „Secrecy" und „rapidity of action", Überraschung und Schnelligkeit des Handelns sollten das Hauptmotiv aller taktischen Maßnahmen sein, so wollte es Sir Jan Hamilton.

Andererseits mußte diese Landungsstelle eine möglichst weitgehende Auswertung der gesamten Kriegslage auf der Halbinsel ermöglichen, denn das war das Ziel, die Landung selber nur Mittel zum Zweck.

Auf der engeren Wahl standen zuletzt zwei Möglichkeiten: entweder eine Landung nördlich oder eine solche südlich des von Anzac besetzten Gebietes.

Die letztere Landung bot große taktische Vorteile. Man packte den Gegner an der Gurgel, wenn man bereits den einen Fuß auf die erstrebte Linie Kabatepe—Kilia stellte. Es bot sich ferner die verlockende Möglichkeit einer zusammenhängenden Frontlinie bis zur Südspitze von Gallipoli herunter. Aber diese Küstenstrecke war stark befestigt und stark besetzt. Es würde eine Landung werden unter dem stark flankierenden feindlichen Feuer aller Waffen, die bestenfalls unter schwersten Opfern hätte errungen werden müssen.

Dagegen war die Landung an der Suvlabucht, wenn die Überraschung gelang, leicht zu bewerkstelligen. Allerdings würde die Erreichung des Endzieles durch die uns bekannte große Südschwenkung noch erhebliche

Digitized by Google

Kämpfe erfordern, sobald die türkischen Verstärkungen erst herangekommen waren.

Man entschied sich für die Suvlabucht.

Es war wenig über sie bekannt, die vorhandene Seekarte alt und unzuverlässig, Erkundungen ausgeschlossen.

Halbinsel Gallipoli.

Soweit man sich ein Bild machen konnte, war der nördliche Teil der Küste innerhalb der Bucht felsig; der östliche zwar sandig, aber südlich des Cut augenscheinlich mit Klippen und Untiefen durchsetzt. Die Sachverständigen der Marine waren überhaupt gegen eine Landung innerhalb der Bucht, da Felsklippen und Sandbänke zu erwarten seien. Dagegen empfahlen sie die sandige Küstenstrecke südlich Klein-Kemikli als durchaus geeignet für eine Landung selbst in breiter Front. Sie sei auch noch durch eine Dünenkette der Einsicht von Land her entzogen.

Digitized by Google

Eine ungeklärte Frage blieb ferner, ob der Salzsee schon für Infanterie passierbar sei.

Jedenfalls kam Sir Ian Hamilton zu dem Entschluß, das IX. Armeekorps mit 2 Divisionen an der Küste südlich Klein-Kemikli zu der gleichen Zeit landen zu lassen, zu der die drei Brigaden von Anzac aus den uns bekannten Vormarsch auf den Sari Bahir antraten.

Über die geringe feindliche Besetzung der Anafarta-Ebene und der Küste um die Suvlabucht herum war man gut unterrichtet. Sie war sogar noch schwächer als man annahm. Nur hatte man aus den Fliegerbildern fälschlicherweise entnommen, daß der Punar Tepe und der Mestan Tepe — von den Engländern summarisch „Chocolate Hills" genannt — sowie der Ismail Oglu Tepe nach Süden und nach Westen hin durch Gräben und Stacheldraht, nach Norden aber nicht befestigt seien.

Auf Grund dieser Unterlagen entschloß sich Sir Ian Hamilton, von den Landungsstellen aus nicht in östlicher Richtung gegen die genannten Hügel direkt vorzugehen, sondern sie unter Umgehung des Salzsees über Lala Baba und Cut von Norden her anzugreifen. Dadurch verdoppelte sich der Anmarschweg.

Am 6. August um 10 Uhr abends sollte die 11. Division (3 Brigaden zu je 4 Bataillonen) südlich Klein-Kemikli an Land gehen. Das erste Ziel war die Sicherung der Landungsstelle durch Besetzung des Lala Baba, der beiden Kemikli und des Kiretsch Tepe.

Dann sollten, den Salzsee nördlich umgehend, Punar-, Mestan- und Ismail Oglu Tepe genommen und endlich eine Brigade, schleunigst durch die Anafarta-Ebene marschierend, den Höhenzug des Tekke Tepe bis Tagesanbruch in Besitz genommen haben.

Die alsdann bei Morgengrauen des 7. August an Land gehende 10. Division, die nur 2 Brigaden stark war, wollte man direkt durch das Tal des Asmak Dere auf Groß-Anafarta in Marsch setzen, um in Richtung Kodjadschemen Dagh der mit gleichem Ziel von Anzac aus vorgehenden 4. australischen Brigade bei der Einnahme dieses wichtigen Berges helfen zu können.

Das waren klare, taktisch richtige und gut zu erreichende Ziele. Selbst der etwa 7 km lange Anmarsch zum Tekke Tepe war nur im letzten Aufstieg beschwerlich und durch Gestrüpp behindert. Dafür beleuchtete ab 2 Uhr der Mond den Weg, und wenn man Glück hatte, überraschte man die oben stehenden türkischen Batterien. Im übrigen war der ganze Höhenzug unbesetzt. Das wußte man. Am 22. Juli setzte Sir Ian Hamilton den als Führer des IX. Armeekorps bestimmten und kürzlich aus England eingetroffenen General Stopford über die ihm zugedachte Aufgabe in Kenntnis und überreichte ihm ein geheimes Memorandum, das den soeben skizzierten Angriffsplan eingehend auseinandersetzte.

Digitized by Google

Je mehr sich General Stopford in die Einzelheiten dieses Memorandums vertiefte, desto größer wurden seine Bedenken gegen die beabsichtigte Ausführung. Er war Pessimist. Er sah in den dürftigen Gräben der Türken, die weder Maschinengewehre noch brauchbare Drahthindernisse hatten, ein „organized system of trenches", das die Infanterie erfahrungsgemäß nicht ohne vorhergehende Niederkämpfung durch Haubitzen stürmen könne; er hielt den Tekke Tepe als Ziel eines Nachtmarsches für viel zu weit; er forderte eine Landung innerhalb der Suvlabucht in Anbetracht der zeitraubenden nördlichen Umgehung des Salzsees.

Sehr widerstrebend übernahm es die Marine, eine Brigade der 11. Division statt südlich von Klein-Kemikli an einem etwa 600 Yards (etwa 540 m) langen Sandstreifen nördlich des Cut innerhalb der Bucht an Land zu setzen.

Die übrigen Bedenken waren der Gegenstand vielfacher Besprechungen auf Imbros, dem Sitz beider Kommandobehörden, des A. O. K. und des Generalkommandos IX.

Anstatt zu klären, vertuschten diese Besprechungen die gegenteiligen Ansichten.

Es setzte sich nicht der Angriffswille des Oberbefehlshabers durch, wie es sich gehört hätte, sondern man kam zu Kompromissen, deren Folgen wir noch sehen werden. Ja, es verschob sich sogar in diesen letzten Tagen der eigentliche Kernpunkt des ganzen Unternehmens, indem jetzt plötzlich die Sicherung der Suvlabucht als Winterbasis für die nördliche Front als erstes Ziel hingestellt wurde.

Der Befehl, die bekannten Hügel in der Anafarta-Ebene noch vor Tagesanbruch zu nehmen, wurde durch ein „if possible" abgeschwächt. Dieses „wenn möglich" hatte eine geradezu ansteckende Wirkung auf die Befehle der nachgeordneten Kommandobehörden.

Trotzdem gaben Sir Ian Hamilton und sein Stab sich der Hoffnung hin, daß General Stopford nach glücklich vollzogener Landung an Ort und Stelle sich selbst überzeugen würde, wie übertrieben seine Befürchtungen gewesen und wie aussichtsvoll ein sofortiges Vorgehen sei. Und diese Landung wird glücken. Davon war das ganze A. O. K. überzeugt. Alle Vorbedingungen waren erfüllt.

Die 11. Division hatte auf Imbros Landungen mit anschließendem Vorgehen in unbekanntem Gelände bei Tag und Nacht fleißig geübt.

Besonders glücklich war man über aus England gesandte eigenartige Landungsboote, die die Admiralität ursprünglich für eine an Pommerns Küste beabsichtigte Landung hatte anfertigen lassen. Es waren flachgebaute Motorboote, deren Stahlwände die Insassen, entweder 500 Mann oder 40 Pferde, gegen Gewehr- und Schrapnellfeuer schützten. Sie liefen 5 bis 7 Knoten und trugen am Bug eine Rampe, die, heruntergeklappt, eine unmittelbare Verbindung mit dem Ufer herstellte. Die englischen Soldaten

Digitized by Google

nannten sie „beetles", weil sie mit ihrem schwarzen Anstrich und mit den hochgeklappten und dann aufrecht stehenden Landungsbrücken wie „Käfer" über das Wasser glitten. Sie haben den unangenehmen Übergang vom Transportschiff zur Küste wesentlich abgekürzt.

Auch die so peinlichst beachtete Geheimhaltung des ganzen Angriffsplanes schien durchaus geglückt. Die Truppe selber glaubte bis zuletzt an eine Verwendung auf asiatischer Seite. Sir Jan Hamilton hatte sogar in Ägypten Karten der kleinasiatischen Küste drucken und an die Truppe ausgeben lassen. Selbst den Offizieren war es verboten, untereinander über die bevorstehenden Operationen zu sprechen, denn eine unvorsichtige Unterhaltung, von Spionen belauscht, könne dem Feinde Vorteile bringen, die einer Verstärkung von 50 000 Mann gleichkämen.

Auch für unzählige andere Dinge war sorgfältigst Vorsorge getroffen. Man kann sagen, der Plan war vom A. O. K. zusammen mit der Flotte in monatelanger Arbeit und mit liebevollem Verständnis vorbereitet. Nun ließ man erwartungsvoll dem Schicksal seinen Lauf.

Die Landung.

Auch auf türkischer Seite war die Spannung in den ersten Augusttagen immer mehr gestiegen.

Ein Armeebefehl vom 26. Juli hatte mit den Worten begonnen: „Ein großer Angriff steht bevor."

Am 3. August hatten sich drei englische Kriegsschiffe — sehr gegen den Willen ihres A. O. K. — der Suvlabucht in auffallender Weise genähert und einige Schüsse abgegeben. Die Suvlabucht schien also in Frage zu kommen.

Beobachtend stand Major Willmer am 6. August Nm. auf dem Lala Baba. Seine Lage hatte sich gerade jetzt erheblich verschlechtert. Sein einzigstes Reservebataillon hatte man ihm an diesem Nachmittag genommen, um den Nachbar-Küstenschutz westlich des Sari Bahir zu verstärken.

Die Besatzungen des Lala Baba und des Softa Tepe hatten ihre taktische Bedeutung als Defileesperren verloren, denn der Salzsee war infolge der großen Hitze der letzten Zeit nunmehr ganz ausgetrocknet.

Von der Nordgruppe her tönte auffallend heftiger Geschützdonner herüber. Der Gegner schien seinen neuen großen Angriffsplan eingeleitet zu haben.

Immer erneut suchte Major Willmer auf dem Lala Baba mit seinem Glase den Horizont ab, bis die kurze Abenddämmerung dortiger Gegend einbrach, bis drüben die Küste bei Enos, die hohen, spitzen Gipfel auf Samothrake im violetten Dunst der hereinbrechenden Nacht verschwanden. Nirgends war auch nur die Andeutung einer Rauchfahne zu entdecken.

Major Willmer ermahnte den Kompaniechef auf dem Lala Baba nochmals, mit seinen 70 Mann ja rechtzeitig zurückzugehen, falls die Engländer

Digitized by Google

landen sollten. Dann ritt er zu seiner Befehlsstelle zurück. Unterwegs begegnete er seinem Reservebataillon auf dem Wege nach Hill 60, wo es bald mit der 4. australischen Brigade bzw. deren Flankenschutz in Berührung kommen sollte.

Er ist nicht lange auf seiner Befehlsstelle bei Groß-Anafarta, da rasselt das Telephon. Es war 9.45 Uhr. Meldung von Lala Baba: „Die Engländer beginnen bei Klein-Kemikli zu landen."

Eine sofortige telephonische Bitte, ihm jetzt wenigstens sein Reservebataillon zurückzugeben, wird ihm vom Marschall Liman v. Sanders Pascha persönlich abgeschlagen. Er bleibt auf sich allein gestellt.

Während Major Willmer Bey wartend auf dem Lala Baba gestanden hatte, waren nicht weit davon, drüben in Kephalos, dem Hafen von Imbros, Bataillon auf Bataillon an Bord gegangen.

Zehn Zerstörer lagen bereit. Sie hatten je eines der neuen stählernen Motorboote längsseits und je einen Leichter im Schlepptau.

10 300 Mann fanden auf diese Weise Platz. Es waren der Kommandeur der 11. Division, General Hammersley, mit seinem Stabe und die 32., 33. und 34. Brigade zu je 4 Bataillonen.

Dieser I. Staffel sollten zwei weitere Staffeln folgen mit 1 Feld- und 2 Gebirgs-Batterien, Pionieren, Pferden, Mauleseln und sonstigem Gerät.

Um 7.15 Uhr ging die Sonne unter. Um 7.45 Uhr lief die Transportflotte abgeblendet aus und nahm Kurs auf die Suvlabucht. Die See war leicht bewegt, die Nacht pechschwarz.

Um 9.30 Uhr schwenken sieben Zerstörer südlich Klein-Kemikli zur Küste ein, der sie sich bis auf 500 Yards (etwa 450 m) nähern. Dann gehen die Anker zu Wasser — lautlos, denn Gangspill usw. sind mit Kohlensäcken aus geteertem Hanf umwickelt. An Land ist alles ruhig.

Jetzt werfen die neuen Motorboote — die Käfer — los, gehen mit eigener Kraft an die Küste heran und lassen die Rampen auf den Küstensand gleiten. Um 10 Uhr sind vier Bataillone trockenen Fußes bei L. I (siehe Skizze) glatt gelandet. Es war wie ein Parademanöver an diesem hierfür geradezu idealen Küstenstreifen. Vom Lande her fiel nur ein Schuß — wahrscheinlich zur Warnung der Besatzung des Lala Baba. Er tötete einen Matrosen der Motorbootbesatzung.

Befehlsgemäß übernahmen zur Sicherung der Landungsstelle I zwei Bataillone der 33. Brigade die Absperrung des Raumes zwischen der Südostecke des Salzsees und der Küste. Sie gruben sich ein — nur etwa 1½ km vom Punar Tepe entfernt. Das zuerst ausgeladene Bataillon der 32. Brigade — es waren die 6. Yorkshire — besetzten Klein-Kemikli und gingen in Richtung Lala Baba vor. Türkischerseits fielen einzelne Schüsse, bis plötzlich am nächtlichen Himmel ein langer roter Schein aufflammt und den 6. Yorkshire vom Lala Baba her ein heftiges Feuer entgegenschlägt. Trotz empfind-

Digitized by Google

licher Verluste geht es weiter vorwärts, denn in dieser Dunkelheit muß das Bajonett entscheiden. Türken, die in tiefen Schützengräben stecken und daher überrannt werden, springen wieder auf und feuern von rückwärts auf die Stürmenden. Es war ein Kampf, der beiden Teilen Ehre macht, besonders aber den 6. Yorkshire, denn es ist die erste Truppe der „New Army", der sogenannten „Kitchener Armee", die in diesem Weltkrieg hier erstmalig ins Feuer kommt und besteht.

Der Lala Baba wird genommen. Der Weg über den Cut zum Softa Tepe ist frei.

Zunächst aber sammelten sich die Reste des stark mitgenommenen 6. Yorkshire-Bataillons in einem türkischen Schützengraben am Nordabhang des Lala Baba, wo auch die 9. West Yorkshire gegen 12.30 Uhr aufschlossen, während die beiden anderen Bataillone der 32. Brigade unter General Haggard von der Landungsstelle I her im Anmarsch waren.

Von der 33. Brigade (General Maxwell) bildeten die beiden noch verfügbaren Bataillone die Reserve des Divisionskommandeurs, General Hammersley, der später seine Befehlsstelle auf dem Lala Baba aufschlug, wo demnächst die mit der II. Staffel ausgeschifften 3 Batterien (2 Gebirgs-, 1 Feldbatterie) gleichfalls in Stellung gingen.

Es stand also die 11. Division mit 2 Brigaden und der zunächst verfügbaren Artillerie eng massiert in dem engen Raum zwischen Landungsstelle I und Lala Baba.

Von Norden her hatten bereits gegen Mitternacht Teile des 11. Manchester-Bataillons der 34. Brigade, aus Richtung Cut kommend, Verbindung aufgenommen mit den 6. Yorkshire, die eben den Lala Baba genommen hatten. Sie berichteten, daß die 34. Brigade erst mit der Landung bei L. II beginne. Hier schien also nicht alles glatt gegangen zu sein.

Diese 34. Brigade unter General Sitwell war auf den 3 Zerstörern nebst 3 Motorbooten verladen, die nicht abgeschwenkt waren sondern über Klein-Kemikli in nördlicher Richtung in Marsch blieben. Sie sollten nördlich Cut auf 600 Yards (etwa 540 m) von der Küste entfernt vor Anker gehen. Sie wurden bei Annäherung von — wenn auch wenig wirksamem — Infanterie- und Schrapnellfeuer begrüßt. Man kam also nicht überraschend. Außerdem gingen die 3 Zerstörer nicht auf dem befohlenen Platz vor Anker, sondern irrtümlicherweise 1000 Yards (etwa 910 m) weiter südlich, also gerade der verdächtigen Küstenstrecke südlich des Cut gegenüber bei L. II.

Es trat nun das ein, was die Flotte befürchtet hatte. Zwei der Motorboote liefen auf Riffe auf und kamen 50 Yards (etwa 45 m) von der Küste entfernt fest. Die Landung der beiden ersten Bataillone der 34. Brigade wurde dadurch erheblich verzögert. Sie befanden sich außerdem an einer ganz anderen Stelle als sie mit Recht annahmen. Dazu in feindlichem Feuer

Digitized by Google

und bei völliger Dunkelheit. Es muß anerkannt werden, daß das 11. Manchester-Batl. unter Oberstleutnant Wright trotzdem seinen Auftrag ausführte, Ghasi Baba und Groß-Kemikli vom Feinde säuberte und dann — es war allerdings schon 2 Uhr morgens — den Aufstieg auf den Kiretsch Tepe begann.

Das andere Bataillon, die 9. Lancashire-Füsiliere unter Oberstleutnant Welstead, stürmten allerdings nicht, wie befohlen, den Softa Tepe, blieben vielmehr am Cut liegen. Sie hatten besonders unter dem türkischen Feuer zu leiden, das ganz ungeleitet aus allen möglichen Richtungen ihnen entgegenschlug und besonders die sehr tätig hin und her eilenden Offiziere traf, so daß dieses Bataillon bis gegen Mittag 60 v. H. an Offizieren und 20 v. H. an Mannschaften verlor. Als der Mond um 2 Uhr aufging, erleichterten die weißen Tücher um beide Oberarme und auf dem Rücken, die die 11. Division aus ganz anderen Gründen hatte anlegen lassen, den Türken das Abkommen in dem herrschenden Zwielicht. Die Brussa Gendarme waren gute Schützen.

Inzwischen waren der Kommandeur der 34. Brigade, General Sitwell, und seine beiden anderen Bataillone immer noch nicht gelandet. Das war um so verhängnisvoller, als gerade General Sitwell mit Durchführung des Angriffs auf den Softa Tepe und dann den Punar Tepe beauftragt war, und zwar bis Tagesanbruch. Deswegen sollte ja gerade seine Brigade innerhalb der Suvlabucht landen. Aber statt erstrebter Beschleunigung trat erhebliche Verzögerung ein, denn diesmal saßen die Motorboote so weit vom Lande entfernt auf den heimtückischen Felsen fest, daß kleinere Boote herangeholt werden mußten, um die Mannschaft, darunter auch General Sitwell, umzubooten und an Land zu bringen. Das kostete viel Zeit, so daß diese Bataillone erst zwischen 3 und 4 Uhr morgens an Land kamen.

General Sitwell erkannte sofort, daß das sehr unangenehme Feuer vom Softa Tepe, wo auch Artillerie stand, bei dem bald hereinbrechenden Tageslicht ganz unerträglich werden würde. Tatsächlich wurde auch der letzte Leichter bei L. II gezwungen, kehrtzumachen und um Klein-Kemikli herum an die dortige bewährte Landungsstelle I zu gehen. General Sitwell befahl daher dem bereits gelandeten Major Ibbetson, mit den verfügbaren Lancashire-Füsiliere den Softa Tepe zu nehmen. Dieser stürmte die ihm im Tagesgrauen bezeichnete Höhe, um, oben angelangt, sofort in heftiges Feuer zu geraten, und zwar schlug es ihm vom „richtigen" Softa Tepe entgegen. Er hatte eine 400 Yards (etwa 360 m) weiter südlich gelegene belanglose Sanddüne genommen. So geschah es, daß bei Tagesanbruch die mit der Hauptmasse glatt gelandete 11. Division immer noch auf dem schmalen Landstreifen zwischen Suvlabucht und Salzsee stand und noch keine der die Anafarta-Ebene beherrschenden Höhen in ihrer Hand hatte. Sieben Bataillone waren mit dem Feind überhaupt noch nicht in Berührung gekommen.

Digitized by Google

Der Divisionskommandeur, General Hammersley, ziemlich mitgenommen durch die ungewohnten klimatischen Verhältnisse, war erst gegen 5 Uhr morgens soweit orientiert über die Vorgänge, die sich bei seiner Division unmittelbar um ihn herum abgespielt hatten, daß er endlich dem General Haggard befahl, den General Sitwell mit allen seinen verfügbaren Truppen zu unterstützen.

Der Kommandierende General, General Stopford, befand sich während der ganzen Nacht an Bord der „Jonquil", dem Flaggschiff des Admirals Christian, das innerhalb der Suvlabucht, nicht weit von Klein-Kemikli, vor Anker gegangen war. General Stopford war ohne direkte Nachrichten, aber zufrieden, da er aus dem Feuergefecht entnehmen zu können glaubte, daß die Landung der 11. Division gut vorangehe.

Bei Tagesanbruch bog eine zweite Transportflotte — wie vorgesehen — in die Suvlabucht ein, die die 10. Division (30. und 31. Brigade) von den Inseln Lemnos und Lesbos heranbrachte. Des Oberbefehlshabers Sir Ian Hamilton wohlbegründete Absicht war, diese Division südlich des Salzsees im Tal des Asmak Dere direkt auf Groß-Anafarta vorzuführen. Stopford aber wollte sie jetzt auf dem linken Flügel der 11. Division einsetzen. Eine Landung an der hierfür in Betracht kommenden Landungsstelle II verbot sich indessen nach den in der Nacht gemachten Erfahrungen. Die I. Staffel der 10. Division — 6 Batl. unter General Hill — erhielt daher Befehl, bei der L. I an Land zu gehen und unter Befehl des Generals Hammersley, Kommandeurs der 11. Division, zu treten.

Kaum waren die Bewegungen eingeleitet, als der sehr tätige Commodore Keyes auf der „Jonquil" mit der erfreulichen Nachricht eintraf, daß es ihm gelungen sei, innerhalb der Suvlabucht nicht weit von Ghasi Baba einen sehr geeigneten und geschützten, also den Landungsplatz L. III zu finden. Sofort wurde die II. Staffel der 10. Division hierhin befohlen. Dadurch wurde die 10. Division in zwei Teile zerrissen.

Der Divisionskommandeur, General Mahon, der sich bei dieser Staffel befand, befahl dem General Nicol, mit den beiden gelandeten Bataillonen seiner 30. Brigade längs des Höhenzuges des Kiretsch Tepe vorzugehen, das dort bereits im Kampf stehende 11. Manchester-Bataillon unter seinen Befehl zu nehmen und mit allen Kräften in Richtung Edje Liman vorzustoßen.

Von den sechs anderen Bataillonen der 10. Division hatten an der Landungsstelle I nur fünf Bataillone ausgeladen werden können. Dann war das Schrapnellfeuer der sehr aufmerksamen türkischen Artillerie derart wirksam geworden, daß das 6. Bataillon auch an der Landungsstelle L. III gelandet wurde. Die fünf Bataillone unter General Hill aber erhielten von der 11. Division Befehl, sich einem von dieser Division von Norden her auf den Punar Tepe geplanten Angriff auf dessen rechten Flügel anzuschließen.

Digitized by Google

Damit waren die Landungen der fechtenden Teile des IX. Armeekorps um 7.30 Uhr morgens beendet. Sie wären glatter gegangen, wenn man auf die Bedenken der Flotte gehört hätte.

Der erste Tag an Land.

In den frühen Morgenstunden des 7. August waren laut Befehl des Kommandeurs der 11. Division, General Hammersley, der General Haggard (32. Brigade) mit 2 Bataillonen und General Hill (31. Brigade) mit 5 Bataillonen auf dem Wege über den Cut nach Norden, wo schon ein vollständiges Durcheinander von Brigaden und Bataillonen herrschte, das die amtliche „History of the Great War" selber mit „an Chaos grenzend" bezeichnet, und in das hinein die Türken feuerten. Ihr Gewehrfeuer (Maschinengewehre hatten sie ja nicht) hatte allerdings wesentlich nachgelassen, denn die Brussa Gendarme hatten angesichts der überwältigenden Infanteriemassen, die die aufgehende Sonne ihnen enthüllte, den Softa Tepe in der Hauptsache geräumt und waren gegen 6 Uhr im Rückzug auf Baka Baba begriffen.

Als die Engländer nun endlich zum Angriff auf den „richtigen" Softa Tepe ansetzten, räumten auch die letzten 100 Türken — durchaus im Sinne des Majors Willmer — die so lange gehaltene Höhe und gingen in nordöstlicher Richtung zurück, wohin ihnen Teile der 32. und 34. Brigade unter Colonel Hannay bis auf etwa 1600 Yards (etwa 1½ km) folgten (5. Dorset, 9. West Yorkshire u. a.). Die Befehlsstellen der 32. (Haggard) und 34. (Sitwell) Brigaden lagen dicht beieinander unmittelbar nördlich des Cut. General Sitwell, als der Rangälteste, war mit der Leitung der Operationen beauftragt, die sich nun auf den Punar Tepe richten sollten. Er hielt jedoch eine abwartende Haltung für richtig und meldete dies zugleich mit der Einnahme des Softa Tepe um 8.40 Uhr seinem Divisionskommandeur, General Hammersley.

Dieser war aber seit Tagesanbruch durch seine Beobachter auf dem nahen Lala Baba durchaus im Bilde. Deswegen hatte er bereits um 8 Uhr dem General Sitwell Befehl gesandt, daß — nach Eintreffen des Generals Hill mit 5 Bataillonen — die 32. und 34. Brigade den Punar Tepe und Mestan Tepe angreifen sollten, während die 31. Brigade (Hill) den Schutz der linken Flanke übernehmen und auf Ismail Oglu Tepe vorzugehen habe.

Schon 35 Minuten später, als dem General Hammersley das Vorgehen über den Softa Tepe hinaus vom Lala Baba her gemeldet wurde, erging eine Abänderung des ersten Befehls, die aber nicht an General Sitwell, sondern an die Generale Haggard und Hill gerichtet war. Sitwell fühlte sich daher samt seiner Brigade von diesem Angriff entbunden.

Aber bereits 9.05 Uhr folgte ein dritter schriftlicher Befehl der 11. Division, der der 31. Brigade Punar Tepe und Mestan Tepe, der 32. Ismail

Digitized by Google

Oglu Tepe als Ziel zuwies. Das stand aber wieder im Gegensatz zu dem um 8.45 Uhr vom Divisionskommandeur persönlich dem General Hill gegebenen Befehle.

Man wird verstehen, daß diese sich mit halbstündigen Pausen folgenden und widersprechenden Divisionsbefehle nur geeignet waren, das schon unklare Bild der Gefechtsführung noch mehr zu verwirren.

Eine Besprechung der drei Brigadekommandeure führte keine Klärung herbei, und General Hill machte sich — Telephonverbindung war noch nicht gelegt — deswegen durch den tiefen Dünensand abermals auf den Weg zum Divisionskommandeur. Mittlerweile war es Mittag geworden. Unterwegs verfehlte er sich mit dem 1. Generalstabsoffizier der Division, Oberstleutnant Malcolm, der seinerseits den Auftrag hatte, den befohlenen Angriff endlich in Gang zu bringen, was ihm übrigens nicht gelang. Auch Hills Weg führte keine Klärung herbei.

Es ergab sich nun das eigenartige Bild, daß gegen 2 Uhr mittags die 31. Brigade (Hill) der 10. Division zum Angriff mit dem rechten Flügel an der Nordostecke des Salzsees aufmarschiert war, aber die eigenen Truppen der 11. Division, die 32. und 34. Brigade, die doch eigentlich für den Angriff bestimmt waren, nicht zur Stelle waren. Erneute Meldung des Generals Hill an den General Hammersly.

Da kam um 3.10 Uhr die Nachricht, daß der Divisionskommandeur alle bisherigen Angriffsbefehle aufgehoben habe. Es sei ein neuer Angriffsbefehl zu erwarten. Das war das Ergebnis des Vortrages des zurückgekehrten Oberstleutnants Malcolm, der einen stärkeren Einsatz von Truppen und eine Beschränkung der Angriffsziele beantragt hatte. Man ließ jetzt den Ismail Oglu Tepe als Ziel fallen.

Um 2.40 Uhr befahl General Hammersley, nun endlich endgültig, daß seine Reserve — die 33. Brigade (ohne 2 Batl.) sich auf den rechten Flügel der 31. Brigade zu setzen habe und, unterstützt durch alle die Teile der 32. und 34. Brigade, die bisher nicht schwere Verluste erlitten hätten, ein gemeinsamer Angriff aller Brigaden um 5.30 Uhr unter Befehl des Generals Sitwell auf Punar Tepe und Mestan Tepe einzusetzen habe. Diesen Angriff werde um 5.15 Uhr die Artillerie vorbereiten.

Auf diese Weise gelang es endlich, bald nach 7 Uhr abends, die beiden wichtigen Hügel in der Anafarta-Ebene in englischen Besitz zu bringen. Das türkische I. Batl. J. R. 31 hatte sie befehlsgemäß rechtzeitig und ohne nennenswerte Verluste geräumt.

Die Engländer, die auch durch flankierendes Artilleriefeuer vom Tekke Tepe her schwere Verluste erlitten hatten, folgten nicht. Die Verbindung mit dem Feinde ging verloren. Die Nacht verlief in absoluter Ruhe. General Sitwell zog gegen Mitternacht die Bataillone der 32. und 34. Brigade, die im übrigen wenig beteiligt gewesen waren, nach der Küste zurück.

Digitized by Google

Um die Tagesleistung des IX. Armeekorps voll beurteilen zu können, ist noch nachzuholen, daß auf dem äußersten linken Flügel der vom Kommandeur der 10. Division befohlene Aufstieg der zwei Bataillone der 30. Brigade unter General Nicol nach langwieriger Landung an der Landungsstelle III erst gegen 2.30 Uhr Nm. begann. Er führte zu keinem weiteren Vorstoß auf dem Kiretsch Tepe, als das im Kampf stehende 11. Manchester-Bataillon erreicht war.

Das Gesamtergebnis des 7. August war für die Engländer — wie sie auch selber betonen — ein äußerst dürftiges, besonders wenn man bedenkt, daß es durchaus möglich gewesen wäre, die von Sir Ian Hamilton gesteckten Ziele noch vor Tagesanbruch zu erreichen, anstatt am Abend nur die beiden in die Anafarta-Ebene vorgeschobenen Hügel. Für diesen schmalen Erfolg waren 22 englische Bataillone gegen 3 türkische eingesetzt worden! Diese Türken hatten den Engländern in diesen ersten 24 Stunden einen Verlust von rund 100 Offizieren und 1600 Mann beigebracht, also — so fügt der amtliche englische Bericht hinzu — mehr als die Gesamtstärke der gegenüberstehenden türkischen Streitkräfte.

Das war der Erfolg des untätigen Verharrens der Truppen zwischen Suvlabucht und Salzsee, des vielen Redens und der immer wieder geänderten Befehle.

Zweifellos waren in erster Linie die Generale Stopford und Hammersley daran schuld, denen die ihrer hohen Stellung entsprechende Tatkraft gefehlt hatte.

Befehlen ist nicht so leicht als es aussieht. Neben vielem anderen gehört dazu: Selbstzwang, Selbstbeherrschung, Selbstdisziplin.

Man darf nicht jedem Wechsel in der Auffassung der Lage, jeder Meldung, jeder Anregung von außen weichlich nachgeben, um die Truppe — wie hier alle halbe Stunde — mit Befehlen zu bombardieren.

Man muß vielmehr den vielen, unaufhörlich anstürmenden kleinen Ursachen widerstehen können, um dann im gegebenen Augenblick die große Wirkung zu erreichen.

Nur sorgfältige Friedenserziehung und Kriegserfahrung — wer die nicht hat, ist auf Kriegsstudium angewiesen — lehren dem Soldaten, daß jeder militärische Befehl, auch wenn er mit Blitzesschnelle erfolgt, ein Akt des Gebärens ist, zusammengesetzt aus vielen Komponenten, und nicht — wie Toren glauben mögen — der willkürliche Ausfluß eines ungehemmten, selbstherrlichen Willens. Die Kunst richtigen Befehlens ist schwer; je höher die Stellung, um so schwerer.

Vielleicht hat das der Kommandeur der 11. Division am 7. August abends auch gedacht oder geahnt.

Digitized by Google

Noch aber war es Zeit, noch hatten die Türken keine Verstärkungen erhalten. Es hing alles davon ab, ob der Kommandierende General und die beiden Divisionskommandeure sich am 8. August zu einer aktiveren Betätigung würden aufraffen können.

Der zweite Tag an Land.

Um 6.30 Uhr morgens, am 8. August, liefen beim Kommandierenden General, der sich immer noch auf der „Jonquil" befand — er hatte sich das Knie verletzt —, die Morgenmeldungen der 10. und 11. Division ein, daß an der Front alles ruhig sei.

General Mahon fügte hinzu, daß die starke türkische Stellung auf dem Kiretsch Tepe — es waren, wie wir wissen, nur 3 Kompanien Gallipoli-Gendarme und 2 Gebirgsgeschütze — ohne artilleristische Vorbereitung nicht zu nehmen seien.

General Hammersley hatte seinerseits schon bei Tagesanbruch seine Brigadekommandeure, die in der Nähe des Cut ihre Zelte aufgeschlagen hatten, aufgesucht. Unwillkürlich erinnert dieser mit aufgehender Sonne durch die Reihen seiner schlafenden Krieger schreitende Divisionskommandeur an ähnliche Bilder, die nicht weit davon, vor etwa 3000 Jahren, auf der anderen Seite der Dardanellen — damals Hellespont genannt — sich abgespielt haben mögen, als die Griechen, statt wie hier am Rande der Anafarta- am Rande der Skamander-Ebene lagen, ihre Schiffe hinter sich und vor sich als erstrebtes Ziel an Stelle des Tekke Tepe das mauerumgürtete Troja.

Also, General Hammersley bemühte sich, seinen Brigadekommandeuren — dem General Hill auf dem Punar Tepe telephonisch — auseinanderzusetzen, wie nötig er ein weiteres Vorgehen halte. Die Generale verhielten sich indessen ihrem Divisionskommandeur gegenüber durchaus ablehnend und erklärten, daß ihre Truppen Ruhe nötig hätten.

Da nun der General Stopford seinerseits der Division ein weiteres Vorgehen auch nicht befohlen hatte, so begnügte sich Hammersley damit, dem General Sitwell, der augenscheinlich die Operationen der Brigaden auch am 8. August weiter leiten sollte, um 6.10 Vm. zu befehlen, daß er Sujalik (einige alte Schäferhütten westlich Baka Baba) sowie die Gegend bis 1500 Yards (etwa 1350 m) weiter nördlich davon zu besetzen habe, zwecks Herstellung einer Verbindung zwischen Mestan Tepe und Kiretsch Tepe.

Sitwell seinerseits bestimmte hierzu die 32. Brigade, die durch das 6. East Yorkshire- (Pionier-) Bataillon verstärkt wurde. Im Anschluß nach Norden sollte die 34. Brigade die 5. Dorsetshire in diese Linie vorschieben. Ausdrücklich wurde betont, daß diese Linie als eine rein defensive zu betrachten sei. Die 32. Brigade, jetzt an Stelle des verwundeten General Haggard unter Befehl des Oberst Minogue, trat 9.45 Vm. endlich den Marsch auf

Digitized by Google

Sulajik an, besetzte die dortige Gegend mit zwei Bataillonen, schob ein Bataillon in nördlicher Richtung zur Verbindung mit den 6. Dorsetshire und ein Bataillon in südlicher Richtung vor. Letzteres — das Pionier-Bataillon — gelangte bis zum Jussuf Tepe, wo es Feuer aus Richtung Ismail Oglu Tepe erhielt und sich eingrub.

Während sich diese Bewegungen vollzogen, hatte gegen 11.30 Vm. der Kommandierende General Stopford, veranlaßt durch das A. O. K. auf Imbros, befohlen, daß der Tekke Tepe zu nehmen sei, falls dieser von den Türken nur leicht besetzt sei. Man solle aber nicht gegen eine besetzte Stellung anstürmen. Tatsächlich hatte Major Willmer die dort befindlichen Feldbatterien vorsorglich an den Osthang des Tekke Tepe zurückgezogen, um sie keinem Handstreich auszusetzen. Der Tekke Tepe war also sozusagen frei vom Feinde.

Natürlich gab der pflaumenweiche Befehl des Generals Stopford den in vorderer Linie befindlichen Brigaden keinerlei Veranlassung, sich diesen leichten Gewinn zu sichern. Die „History of the Great War" nennt diesen Befehl eine „half-hearted order" und sieht in ihm die Wurzel zum endgültigen Versagen des ganzen Suvlaunternehmens.

Auf Imbros hatte inzwischen Sir Ian Hamilton das zögernde Vorgehen des Generals Stopford, der überall türkische Befestigungen sah, die gar nicht da waren, mit steigender Sorge verfolgt. Schon am Vormittag hatte er seinen Chef der Operationsabteilung, Oberstleutnant Aspinall, nach Suvla gesandt, der gegen Mittag meldete, daß dort günstige Gelegenheiten verloren gegangen seien, und mit den Worten schloß: „Ansehe Lage ernst".

Sir Ian Hamilton beschloß, persönlich dort einzugreifen. Infolge verzögerter Bereitstellung eines Schiffes war es aber bereits 6 Uhr abends geworden, als er in der Suvlabucht ankam. Nach ergebnisloser Auseinandersetzung mit General Stopford, der der Ansicht war, daß alles gut ginge, daß ihm nur Artillerie und der Truppe Ruhe fehle, begab sich der Oberbefehlshaber an Land zum Kommandeur der 11. Division.

Auch Hammersley war gegen ein sofortiges nächtliches Vorgehen der ganzen Front, hielt aber schließlich, als Sir Ian Hamilton eindringlichst betonte, daß der Erfolg des ganzen Feldzuges von den nächsten Stunden abhängen könne, es für möglich, die 32. Brigade von Sulajik aus vorzuschicken. Der Oberbefehlshaber fügte noch hinzu, daß mindestens ein Bataillon vor Tagesanbruch auf der Höhe des Tekke Tepe stehen müsse.

Wie wir wissen, standen von der 32. Brigade zwei Bataillone bei Sulajik, während ein Bataillon am Jussef Tepe und ein Bataillon sich nördlich Sulajik befanden. Höchst unzweckmäßig befahl Oberst Minogue, daß sich seine 32. Brigade um 10.30 Uhr abends bei Sulajik versammeln solle. Damit wurde einmal der Jussuf Tepe wieder aufgegeben, um dessen Besitz bald darauf schwere Kämpfe ausgetragen wurden. Und ferner wurde damit das

Digitized by Google

sehr günstig bereits nördlich Sulajik stehende Bataillon der Brigade, anstatt es sofort auf den nur 3 km entfernten Tekke Tepe vorzuschicken, in südlicher Richtung fortgezogen. Wieder wurde — wie vor zwei Tagen am Rhododendron Spur — stundenlang auf die fehlenden Bataillone gewartet, die von Läufern in der Dunkelheit und in dem mit Gestrüpp überzogenen Gelände vergeblich gesucht wurden.

Endlich — morgens um 3.30 Uhr — ließ Oberst Minogue das 6. East Yorkshire- (Pionier-) Bataillon in Richtung Tekke Tepe antreten. Während sich die vorderste Kompanie, bei der sich auch der Bataillonskommandeur, Oberstleutnant Moore, befand, im kommenden Tageslicht mühsam durch hohes, stacheliges Gestrüpp emporarbeitete, strebten auf der anderen Seite des Tekke Tepe von den dort eben eingetroffenen türkischen Verstärkungen je ein Bataillon dem Tekke Tepe und dem Kavak Tepe zu.

Sie gewannen das Rennen und begrüßten die Kompanie der East Yorkshire-Pioniere mit wohlgezieltem Feuer aus Front und Flanken. Unter sehr schweren Verlusten mußte die Kompanie und dann das Bataillon fluchtartig zurückgehen.

Ähnlich wie vor zwei Tagen am Djonc Bahir war es den Engländern wiederum nicht gelungen, ihren großen Vorsprung und ihre überlegenen Kräfte auszunutzen. Jetzt stand jenseits des Höhenzuges des Tekke Tepe die in Gewaltmärschen von Bulair herangeeilte 7. und 12. türkische Division zum Angriff bereit. Die Flotte hatte wiederum deutsche Maschinengewehr-Abteilungen gesandt. Was diese deutschen Matrosen in vorderster Linie bedeuteten, das hatte ich im Mai und Juni d. J. an der Südspitze der Halbinsel in höchster Not zweimal dankbaren Herzens empfunden.

Für die Engländer war es nun endgültig zu spät. Auch des Oberbefehlshabers persönliches Eingreifen hatte an dieser Tatsache nichts mehr zu ändern vermocht.

Allerdings hatte es sich schließlich auch hier wieder nur um Minuten gehandelt, wer in diesem Wettlauf der erste sein würde oben auf dem Tekke Tepe. Hätte die 32. Brigade bei Sulajik findigere oder glücklichere Läufer gehabt, die die fehlenden Bataillone schneller heranholten, oder wäre nicht ausgerechnet gerade an diesem Tage der Kessel des dem Oberbefehlshaber auf Imbros zur Verfügung stehenden Zerstörers reparaturbedürftig gewesen und Sir Ian Hamilton eine Stunde früher an der Suvlabucht erschienen, so wäre der Tekke Tepe vielleicht doch noch den Engländern zugefallen und hätte damit die sich entwickelnde Schlacht doch noch einen anderen Ausgang genommen. Daher auch hier: „Kleine Ursachen — große Wirkungen".

Ein Kessel ist leck und eine Schlacht geht verloren.

Digitized by Google

Betrachtungen.

Es gilt jetzt die praktischen Lehren zu ziehen aus dem, was wir soeben über die Entwicklung zur Schlacht bei Anafarta hörten.

An den Anfang kann ich nur das stellen, was ich schon im I. Teil sagte: Eigene Fehler sind unerwartete Glücksfälle für den Gegner, daher müssen sie vermieden werden. Um sie vermeiden zu können, muß man sie kennen. Die Kriegsgeschichte liefert hierzu unerschöpflich Beispiele aus der Praxis.

Hier an der Suvlabucht lagen die Fehler meistens auf ganz anderem Gebiet als am Djonc Bahir, entsprechend dem ganz anders gestalteten Gelände und der viel größeren Truppenmasse, die zum Einsatz kam.

Hier verschwanden nicht Brigaden ungesehen in tiefe Gebirgstäler, sondern sie bewegten sich in der Ebene von Anafarta unter den Augen und unter dem unmittelbaren Einfluß ihrer Vorgesetzten. Leider — für die Engländer — betätigten diese sich nicht im Sinne der ihnen bekannten Absichten ihres Oberbefehlshabers Sir Jan Hamilton, sondern sie bremsten, anstatt anzufeuern. Von der empfohlenen „rapidity of action" war keine Rede.

Der Kommandierende General Stopford, den Churchill als vornehmen, wohlgepflegten, seit 1909 im Ruhestand lebenden Herrn schildert, der noch nie höherer Truppenführer gewesen war, hatte aus den bisherigen Kämpfen an der Westfront für sich die Hauptlehre gezogen, daß Infanterie befestigte Stellungen erst nach gründlicher Vorbereitung durch Haubitzen angreifen könne, dabei aber die andere Erfahrung übersehen, daß bei Offensiven der erste Bissen meist der fetteste zu sein pflegt. Erst recht hier an der Suvlabucht, wo alle Voraussetzungen auf das glücklichste gegeben waren, wenn man schnell zupackte.

Stopford war Pessimist, der überall Schwierigkeiten bei der eigenen Truppe sah; sein Vorgesetzter Sir Jan Hamilton dagegen war Optimist, der in erster Linie die Ziele beim Feinde im Auge hatte. Stopfords Bedächtigkeit neigte zur Vorsicht und Schonung der eigenen Truppe; Sir Jan Hamilton war für zielbewußtes Draufgehen.

Der glückliche Umstand, daß diese beiden entscheidenden Persönlichkeiten vom 26. Juli bis 6. August auf Imbros in mehrfachen Besprechungen Gelegenheit hatten, sich grundsätzlich über ihre verschiedene Auffassung klarzuwerden, wurde in diesem Sinne nicht ausgenutzt. Der Zweck derartiger Besprechungen ist, Klarheit zu schaffen, nicht aber Unklarheit. Unklarheit ist die Mutter des Mißerfolges.

Die Folge der Besprechungen auf Imbros war, daß die offensive Absicht Sir Jan Hamiltons verschleiert und das Wort „if possible" sich in den Wortlaut der Befehle einschlich. Dieses „wenn möglich" überläßt in gefährlicher Weise die Entscheidung dem Untergebenen, meist gerade in einem Augenblick, in dem dieser vor einem Hindernis steht.

Digitized by Google

Ein ungeschminktes, vielleicht heftiges Aufeinanderplatzen der gegenteiligen Ansichten wäre besser gewesen und hätte wohl schon damals dazu geführt, dem tüchtigen Kommandeur der bewährten 29. Division, General de Lisle, das IX. Armeekorps anzuvertrauen, anstatt erst am 15. August, als es zu spät war. So konnte es geschehen, daß der klare Angriffswille des Oberbefehlshabers nicht in die Truppe hineinströmte, sondern der General Stopford sich als isolierende Schicht dazwischenschob.

Sehr bezeichnend für diese in der Schwebe gehaltene, ungeklärte Lage und die schwüle Stimmung, die sie meist erzeugt, ist es, daß Sir Ian Hamilton und sein Stab dem auf der „Jonquil" nach der Suvlabucht ausfahrenden General Stopford mit der Hoffnung nachsahen, daß eine glückliche Landung und der geringe Widerstand der Türken den Kommandierenden General doch noch zu einem energischen Vorgehen veranlassen würden.

Es sollte sich bald zeigen, wie verhängnisvoll für England und die Entente es war, daß der Widerspruch der Ansichten nicht rechtzeitig auf Imbros, sondern zu spät auf dem Schlachtfelde in der Anafarta-Ebene ausgetragen wurde. „Kleine Ursachen — große Wirkungen." Dadurch trug der groß angelegte, so aussichtsreiche Plan schon von Anfang an den Keim des Mißlingens in sich.

Überhaupt spielen die Aussprachen zwischen höheren Kommandeuren v o r Erlaß der Befehle eine große Rolle. Ein typisches Beispiel liefert der Kommandeur der 11. Division Hammersley, der am 8. August früh, als die Sonne aufgeht, durch den Dünensand vom Lala Baba zu den Zelten seiner Brigadekommandeure am Cut watet und heute gern angreifen möchte, sicher getrieben durch das Verantwortungsgefühl als ältester General an Land. Seine Generale aber verhalten sich ablehnend; die Truppen bedürften der Ruhe! Und das nach einer ruhig verlaufenen, schön ausgeschlafenen Nacht! Als wir noch Leutnante waren, sagten wir scherzend bei Meinungsverschiedenheiten unserer Vorgesetzten: „Recht hat, wer das höhere Gehalt hat." Hier war das nicht der Fall. Es ist interessant, daß uns die amtliche „History of the Great War" s o in das innere Befehlsgetriebe einer fremden Armee mit ihren häufig mehr psychologischen als taktischen Antrieben hineinsehen läßt.

Wie am Sari Bahir sehen wir auch hier eine nach unseren Begriffen viel zu weitgehende Rücksichtnahme auf die — man kann schon sagen — Bequemlichkeit der Truppe, die geradezu zu einer Scheu wird, sie taktisch richtig einzusetzen, wie z. B. bei der unbedingt nötigen sofortigen Inbesitznahme des Tekke Tepe, die Stopford schon in Imbros nach der Karte als zu anstrengend ablehnte. Ich bin diesen Weg am Morgen nach der Räumung durch die Engländer selber gegangen unter Überwindung zahlreicher Schützengräben, die am 7. August noch nicht da waren, und weiß, daß diese etwa 7 km lange Strecke keinerlei Anstrengung bedeutet.

Digitized by Google

Ein Führer aber muß Anforderungen, ja wenn es sein muß, unerhörte Anforderungen stellen können, oder er hat das harte, unerbittliche, folgenschwere Handwerk des Kriegers und die Kunst der Führung nicht erfaßt.

Die Truppe jubelt nicht dem Führer zu, der sie in ängstlicher Sorge vor Anstrengungen zu bewahren weiß, sondern dem Führer, der sie willensstark und gegebenenfalls rücksichtslos da einsetzt, wo ein großer Erfolg winkt. Hier an der Suvlabucht wäre es sicher ein großer, feldzugentscheidender Erfolg geworden.

Erfolg berauscht, zumal den Mann in der Front, wenn er sieht, daß er selber auch ein Quentchen dazu beigetragen hat, wenn er mitgestritten und mitgelitten hat. In dieser Verbundenheit von Führer und Mann liegt ein großer Teil der suggestiven Macht einer Führerpersönlichkeit.

„Schweiß spart Blut", wie ich es schon im I. Teil sagte. Der Führer muß wissen, wo und wann der Schweiß rechtzeitig vergossen werden muß. Der Schweiß, den die Götter „vor den Erfolg gesetzt haben".

General Stopford wußte es nicht.

Diese beiden äußerst lehrreichen Fehler nämlich, die bewußt nicht ausgetragene Unklarheit über die Auffassung der Lage und das geradezu krankhafte Bestreben, die Ruhe der Truppe höher einzustellen als taktische Notwendigkeiten, sind nach meiner Ansicht die Hauptursachen für den englischen Mißerfolg an der Suvlabucht.

Der amtliche englische Bericht stellt andere, auch höchst lehrreiche Ursachen in den Vordergrund.

In erster Linie erwähnt er die Verwendung kriegsungewohnter Neuformationen.

An der Suvlabucht sollte die „First New Army", die erste Kitchener-Armee, zum erstenmal ihre Brauchbarkeit unter Beweis stellen. Wir wissen, wie tapfer die 6. Yorkshire unmittelbar nach der Landung den Lala Baba in dunkler Nacht mit ungeladenem Gewehr stürmten. Sicher eine brave Tat. Die treffliche Mannschaft der ersten Kitchener-Armee setzte sich aus den Leuten zusammen, die sich im August 1914 auf Lord Kitcheners ersten Aufruf hin sofort freiwillig hatten einschreiben lassen. Sie waren zehn Monate lang ausgebildet worden, hatten Offiziere und auch Unteroffiziere, die früher schon in der Friedensarmee gedient hatten. Aber die Brigade- und Bataillonskommandeure waren weit über 50 Jahre alt, die jungen Offiziere ohne Erfahrung. Der ganzen Truppe fehlte natürlich jede Kriegserfahrung.

Diese Neuformationen, die die gigantischen Ausmaße des Weltkrieges bei jeder kriegführenden Nation nötig machten, waren überall ein Schmerzenskind.

Überall galt es, die mangelnde Kriegserfahrung solcher neuformierten Truppen wenigstens durch eine erfahrene Führung auszugleichen. Not-

Digitized by Google

gedrungen mußte man aber auch hier die Führer aus dem Ruhestand holen. Bestenfalls besaßen diese einige Kolonialkriegserfahrung.

Mit allen diesen Maßnahmen hat man einer neuformierten Truppe aber immer noch nicht das mitgegeben, was schließlich ausschlaggebend ist und was einer aktiven und auch Reservetruppe ihren hohen Grad an Leistungsfähigkeit nach langer sorgfältiger Friedenserziehung sichert: das ist der Geist, der sie beherrschen und die neueste praktische Kriegserfahrung, über die sie verfügen muß. Deswegen ist es nötig, einer jeden Neuformation eine Anzahl kriegserprobter Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften (Gefreite) aus der kämpfenden Front als lebendes Vorbild mitzugeben, deren Geist und Erfahrung die ganze Auffassung der neuformierten Truppe durchdringen müssen, wie der Sauerteig das gut geratene Brot. Auch Tapferkeit und selbst überschäumende Begeisterung allein genügen nicht. Erfahrung muß sie in richtige Bahnen lenken. Recht schmerzlich haben wir Deutsche das bei Langemarck erfahren müssen.

Einen weiteren erfolgverhindernden Mangel sieht die „History of the Great War" darin, daß die Truppen an der Suvlabucht nicht genügend Trinkwasser und nicht genügend Artillerie hatten. Wasser war reichlich da, allerdings erst auf den Höhen, die noch in der ersten Nacht zu nehmen Sir Ian Hamilton gewünscht hatte. Dazu brauchten sie auch keine Artillerieunterstützung. Aber so, zusammengepfercht zwischen Suvlabucht und Salzsee, unter der alles verbrennenden Sonne dieser heißen Augusttage, litten sie allerdings stark unter Hitze und Durst. Erfrischung brachte den Truppen, die ja nichts zu tun hatten, das nahe Meeresufer, das nach Augenzeugen von Badenden übersät war wie der Strand eines beliebten Seebades.

Das mangelnde Trinkwasser war übrigens überall auf Gallipoli eine große Sorge für die Engländer. So waren sie z. B. gezwungen, das Wasser für die Maultiere im Anzacgebiet zeitweise aus dem Nil heranzuholen.

Richtig ist auch, daß das Anlandbringen des gesamten Nachschubes im Anschluß an die Truppenlandungen sich stark verzögerte.

Aber das alles war keine Veranlassung, mit der Truppe nicht sofort in das Innere vorzustoßen.

Die alleinige Schuld lag ausschließlich in der ganz unverständlichen Untätigkeit der Kommandeure, angefangen mit dem Kommandierenden General, denen Entschlußkraft und Verantwortungsfreudigkeit vollständig fehlten. Sie wollten nichts „auf ihre Hörner nehmen".

Die Truppe, die hier nicht geführt wurde, trifft keine Schuld, vielmehr findet man Anzeichen, daß sie selber vorwärtsdrängte.

Als nun endlich der Kommandierende General, die beiden Divisionskommandeure und der General Sitwell abberufen wurden und Kitchener das

Digitized by Google

mit den bezeichnenden Worten tat: „This is a young man's war" (dies ist ein Krieg für junge Männer), da heftete sich auch an diese Maßregel das fatale Wörtchen „zu spät", das so häufig Menschen wie Völker durch ihr ganzes Leben begleitet.

Von den Vorgängen rein taktischer Natur will ich hier nur einen erwähnen, weil gerade in diesem Fall — entgegen dem sonstigen Verhalten — Sir Jan Hamiltons Absicht restlos und bis zu seinen letzten Folgen wörtlich ausgeführt wurde, statt dem Geiste nach, was man doch schließlich von höheren Truppenführern erwarten konnte.

Bekanntlich entnahm das A. O. K. den Fliegermeldungen, daß der Punar Tepe nach Westen und Süden hin durch Gräben und Stacheldraht stark befestigt sei. Tatsächlich lag dort alter verrosteter Stacheldraht vor einigen Schützengräben. Daher der Entschluß Sir Jan Hamiltons, die 11. Division mit ihren Hauptkräften von L. I aus über den Lala Baba und Cut zu führen und dann um den Nordrand des Salzsees herum den Punar Tepe und Mestan Tepe von Norden her um so leichter anzugreifen.

Das führte bei dem untätigen Verhalten der Truppenführung zu einer Anhäufung von Truppenmassen in dem engen Raume zwischen Suvlabucht und Salzsee, in die mit aufgehender Sonne auch die türkischen Batterien als ein selten sich bietendes Ziel hineinfeuerten. Der nördlich zu umgehende Salzsee war aber gar kein See mehr. Das haben doch sicher unmittelbar nach der Landung englische Erkundungen festgestellt, denn die Vermutung fast völliger Austrocknung lag nahe, weil schon eine Fliegermeldung vom 4. August nur noch drei „pools", worunter wohl drei feuchte, dunklere Stellen zu verstehen sind, festgestellt hatte. Jedenfalls habe ich an diesem Tage gegen 6.30 Uhr früh vom Djonc Bahir aus eine bespannte Abteilung (wohl Maschinengewehr-Abteilung) über die weißglitzernde Fläche des Salzsees in südöstlicher Richtung marschieren sehen.

Es lag also zu dieser Prozession der Brigaden und Bataillone um den Salzsee herum gar kein Grund mehr vor, sondern der Kommandeur der 11. Division hätte selbständig unmittelbar nach der Landung seine Brigaden strahlenförmig den Vormarsch nach den ihm bekannten Zielen antreten lassen müssen. Das war die einfache und klare Ausführung des ihm gewordenen Auftrages.

Auch die 10. Division konnte dann, entsprechend Sir Jan Hamiltons Absichten, direkt auf Groß-Anafarta angesetzt werden. Tatsächlich aber beherrschte die Ansicht, daß man nur über den Cut das Gefechtsfeld erreichen könne, unverständlicherweise die taktische Lage der beiden ersten Tage an der Suvlabucht. Sie führte damit zu einer Katastrophe.

Kleine Ursachen — große Wirkungen!

Digitized by Google

Ein falsch gelesenes Fliegerbild — und als Folge: eine große, Entscheidung suchende Schlacht, die einen Wendepunkt des ganzen Weltkrieges herbeiführen konnte, geht verloren.

Wenn wir das Gesamtergebnis dieser kleinen Studie übersehen, so läßt dieser Aufmarsch zur Augustschlacht auf Gallipoli eine höchst lehrreiche Anhäufung von Fehlern am Sari Bahir wie an der Suvlabucht erkennen. Gerade das Negative, das Versagen lehrt eindringlich den Wert des Positiven, des zielbewußt Handelnden, weil eben Erfolge ausblieben, Hoffnungen getäuscht wurden. Das prägt sich tiefer ein als ein erreichter Erfolg.

Wir sehen ferner, wie wichtig es ist, selbst kleinste Fehler, wie sie auch im bürgerlichen Leben vorkommen, als Soldat peinlichst zu vermeiden, weil sie im Kriege ungeahnte Folgen haben können. Andererseits sehen wir, wie das Ganze nicht gedeihen kann, wenn nicht eine erfahrene Führung die vorhandenen Kräfte zielsicher und richtig einsetzt.

Das alles läßt sich aber im Ernstfalle nicht improvisieren und auch nicht mit noch so viel herrlichem Material und reichlichem Geld beschaffen, sondern die unbedingt nötige Qualität des Führers und des Mannes geht zurück auf eine sachverständige, unermüdliche, hohe Anforderungen stellende Friedensarbeit, die ihrerseits dem besten Soldaten das beste Material mitgibt, und die in ihrem Geist zurückgeht auf die alten kriegerischen Tugenden unserer Vorfahren, also auf ererbte Grundelemente körperlicher und geistiger Natur.

Und gerade, da ich diese Gedanken niederschreibe, flattert auf meinen Schreibtisch der Tagesbefehl des Oberbefehlshabers des Heeres, Generaloberst von Brauchitsch, gegeben in Olmütz den 20. März 1939 nach vollzogener Besetzung von Böhmen und Mähren. Da heißt es:

„Ich bin mir dessen bewußt, daß die militärischen Erfolge die Frucht harter, unermüdlicher Arbeit sind, die seit Jahren im Heere geleistet wird. Arbeit auf dem Gebiet der Vorbereitungen zum blitzschnellen Handeln und zur peinlichsten Durchführung der befohlenen Operationen, Arbeit auf dem Gebiet der Erziehung und Ausbildung, die die Truppe erst zur Ausführung der gegebenen Befehle unter schwierigen Verhältnissen befähigen."

Goldene Worte, die aus der Praxis heraus voll das bestätigen, was darzulegen ich mich eben auf dem Papier bemühte.

Wenn je, so paßt hier Goethes schönes Wort:

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,
erwirb es, um es zu besitzen."

Digitized by Google

Überblick über den wehrpolitischen Raum Westeuropas.

Februar — April.

Großbritannien.

„England ist zur Festlandsmacht geworden! Es übernimmt seinen Anteil an unseren Sorgen und Anstrengungen. England stellt nunmehr seine eigenen Söhne auf das Spielfeld des europäischen Kampfes."

Diese Feststellung der „France Militaire" nach der Annahme der Teil-Wehrpflicht durch das britische Kabinett umreißt sehr klar die durch Englands nervöse Geschäftigkeit in den letzten Wochen entstandene Lage. War die gesamte Nachkriegspolitik Großbritanniens schon derart verworren, daß sie innerhalb und außerhalb des Empire zu immer gefährlicheren Erscheinungen führte — klarblickende Männer aus allen politischen Lagern Englands haben immer wieder auf diese Tatsache hingewiesen! —, so kann man jetzt geradezu von einer Preisgabe lebenswichtigster Grundlagen der britischen Weltgeltung sprechen. Ein kleines Beispiel ist bezeichnend für die Lage der Dinge: In wenigen Tagen tritt der englische König seine Fahrt nach Kanada an. Heute, zur Zeit des Berichtsabschlusses, ist man sich in London noch nicht völlig klar darüber, ob es möglich sein wird, ihm — wie vorher beschlossen — das Schlachtschiff „Repulse" für diesen hochwichtigen Staatsbesuch bei einem der bedeutendsten Dominien seiner Krone zur Verfügung zu stellen oder ob man nicht doch lieber, „um in dieser gespannten Lage die Heimatgewässer nicht zu entblößen", die britische Majestät wie einen besseren Geschäftsreisenden auf einem Passagierdampfer übers Meer schicken soll. Dieser an sich gewiß nicht welterschütternde Zweifel der Admiralität enthüllt doch schlaglichtartig die Lage. Durch die kontinentale Bindung, man könnte besser sagen „Fesselung", Großbritanniens erfährt die von Kolonialminister MacDonald vor einigen Monaten so beweglich beklagte Lockerung des Weltreichs eine verhängnisvolle Beschleunigung.

Die Glieder der Kette, die Englands Staatsmänner in panikartiger Hast schmiedeten und die — wenn nicht doch noch eine Sinnesklärung eintritt — auf lange Zeit hinaus die britische Politik fesseln werden, sind im zeitlichen Ablauf der letzten Wochen so entstanden:

Anfang Februar: Chamberlain wiederholt vor dem Unterhaus mit besonderem Nachdruck die seit Monaten fast wöchentlich abgegebene Erklärung, Großbritannien sei mit Frankreich auf Gedeih und Verderb unlösbar verbunden. Mr. Morrison verkündet im Auftrag des Verteidigungsministers Lord Chatfield im Unterhaus, bindende Generalstabsbesprechungen mit Frankreich seien im Gang, die gesamte britische Macht werde eingesetzt werden.

Zweite Märzwoche: Der Kriegsminister Hore Belisha verkündet, die Erklärung Chamberlains über die Bindung an Frankreich sei von größerer Bedeutung als jede der vorher eingegangenen. Sie bedinge im Kriegsfall sofortige Entsendung eines Expeditionskorps von mehr als 19 Divisionen. Dazu kämen noch die beiden in Palästina stehenden Divisionen als unabhängige „mittelöstliche Reserve".

Dritte Märzwoche: Chamberlain gefährdet durch beleidigende Bemerkungen das deutsch-englische Friedensabkommen von München. Sämtliche Regierungsmitglieder bestätigen die feindselige Haltung durch scharf zugespitzte Erklärungen. Der englische Botschafter verläßt Berlin.

Vierte Märzwoche: Die Zwecklüge von einer angeblichen Bedrohung Rumäniens durch Deutschland entfesselt eine wüste Pressehetze. Versuche zu einer völligen Einkreisung der Achsenmächte, besonders Deutschlands, sind in vollem Gang. Es stellt sich heraus, daß bei den Festlandsmächten, einschließlich der Sowjets, wenig Neigung dafür besteht, ohne eindeutige Bindung Englands teilzunehmen.

Erste Aprilwoche: Gerüchte über deutsche Angriffsabsichten gegen den Korridor treiben Chamberlain zur Erklärung einer praktisch unbegrenzten Beistandsverpflichtung gegenüber Polen. Betrachtungen der europäischen Öffentlichkeit über die wehrpolitisch-militärische Möglichkeit der versprochenen Hilfeleistung. Frankreich drängt auf Steigerung der britischen Heeresstärke. Die Stärke der Expeditionsarmee, von Hore Belisha Anfang März auf zunächst 19 Divisionen angegeben, soll nunmehr schon verdoppelt werden (38 Divisionen mit 340 000 Mann).

Digitized by Google

Zweite Aprilwoche: Der französische Druck verschärft sich. Der Besuch des polnischen Außenministers in London steigert die Bemühungen der absolut deutschfeindlichen englischen Kreise um eine weitest gehende Festlegung Großbritanniens auf dem Kontinent. Die Werbung für den freiwilligen Eintritt in die Territorialarmee wird mit allen Mitteln verstärkt, aber ohne wirklich ausreichende Ergebnisse.

Dritte Aprilwoche: Chamberlain bietet ohne jede Aufforderung seitens der Beteiligten Griechenland und Rumänien Englands unbedingte Waffenhilfe an „im Fall sie sich bedroht fühlten". Die englisch-russischen Verhandlungen gehen unter Hemmungen weiter. Der Kreml verlangt weitreichende Bindungen Englands als Gegenleistung für die Teilnahme an der Einkreisung. Der innenpolitische Druck des Churchill-Kreises auf Einführung der Wehrpflicht verstärkt sich von Tag zu Tag, auch Frankreich drängt immer heftiger. Die Labourpartei lehnt ab, verlangt jedoch Militärbündnis mit Rußland und noch schärfere Festlegung auf dem Festland.

Vierte Aprilwoche: Das von der Opposition seit langem heftig geforderte Munitionsministerium, von Chamberlain bisher nur als Kriegseinrichtung zugesagt, wird mit sofortiger Wirkung gebildet. Chamberlain verkündet — seinen eindeutigen früheren Erklärungen entgegen — Einführung des Zwangswehrdienstes. Der deutsch-englische Flottenvertrag fällt. Nachrichten über den Stand der englisch-russischen Verhandlungen deuten eine fast bedingungslose Verpflichtungsbereitschaft gegen den rotrussischen Partner an.

Gesamtergebnis der politischen Anstrengungen Großbritanniens im letzten Vierteljahr ist eine bisher für unmöglich gehaltene Festlegung auf fremde Interessen, die für das Wohl und Wehe des Imperiums keinerlei Bedeutung haben und damit Bindung aller Kräfte des Landes für fremde Zwecke, schwerste Belastung der Wirtschaft durch unerhörte Rüstungsausgaben, die nicht der Landesverteidigung, sondern, wie offen genug dargelegt wird, der Vorbereitung eines Angriffs „zur Erfüllung der britischen Verpflichtungen dienen".

Dieser Lauf der Entwicklung ist nicht erst durch die Märzereignisse bestimmt worden, sondern war eigentlich schon seit München festgelegt. Angesichts der englischerseits versuchten Geschichtsverfälschung ist es von großer Bedeutung, daß das Ausmaß der englischen Aufrüstung und ihre Zielrichtung bereits durch ein Weißbuch vom Februar 1939 festgelegt wurden. Die gesamten Wehrausgaben für 1939 waren darin schon auf rund 580 Millionen Pfund Sterling festgesetzt, 307 Millionen mehr als 1938. Die Verteilung dieser gewaltigen Summe ließ damals bereits keinen Zweifel, daß dabei die imperialen Aufgaben rücksichtslos zugunsten der unerhört verstärkten Festlandsverpflichtungen eingeschränkt werden sollten.

Das Heer, dem angesichts dieser erstaunlichen Neuausrichtung des britischen Wehrwesens ja die erste Stelle nicht nur in der Berichterstattung, sondern fast schon in der Rangordnung der Wehrmachtteile gebührt, ist durch die von Monat zu Monat sich übersteigernden Verstärkungspläne vor immer schwierigere Aufgaben gestellt. Es fehlt an allen Ecken an Ausbildern, Waffen, ja sogar Uniformen. Die in den letzten Wochen zuströmenden Freiwilligen müssen zum Teil seit Wochen in Zivilkleidung üben.

Die Territorialarmee zählte am 29. März 1939 nach einer Erklärung Chamberlains 130 000 Mann, sie sollte, wie er bekanntgab, sofort um 40 000 auf (vorläufige) Kriegsstärke vermehrt, und sodann raschestens verdoppelt werden. Hore Belisha stellte fest, daß in dieser Zahl die Einheiten der Luftabwehr (nach Verstärkung 110 000 Mann) nicht enthalten seien. Die dem Expeditionsheer bei Kriegsausbruch zuzuteilenden Territorialverbände sollten damit (auf dem Papier) bereits Ende März 18 Infanterie-Divisionen, 6 motorisierte Divisionen und 2 Panzer-Divisionen umfassen. Um die nötigen Zahlen aufzubringen, wurde die Werbung wesentlich verschärft. Die Flugabwehrverbände, die bis dahin bevorzugte Truppe der Wahl gerade auch für die jüngeren Jahrgänge gewesen waren, wurden den Dreißigjährigen und älteren Freiwilligen vorbehalten, während die Jüngeren unter sanftem Druck zur Infanterie und den technischen Waffen abgeschoben wurden, wo auch heute noch große Lücken zu füllen sind. Die Verfahren der Annahme wurden beschleunigt, Anwärterlisten durchgekämmt, und vor allem leitete man eine gründliche Überprüfung der „Reserved List" ein. Diese Liste enthält eine Aufstellung all der Berufe, die als kriegswichtig angesehen werden und deren Angehörige deshalb nicht in die Territorialarmee eintreten dürfen. Welch ausschweifender Unsinn in der geradezu berüchtigt gewordenen „Reserved List" sich austobte, dafür einige belustigende Beispiele: Als unabkömmlich bezeichnet sie aus unerfindlichen Gründen „Angelmacher über 25 Jahre, Diamantschleifer und Seifenhändler über 30 Jahre, Eiskremhändler, Tüncher" und natürlich kaufmännische Angestellte aller Geschäftszweige.

Digitized by Google

Allen Angehörigen dieser und zahlloser anderer „kriegswichtiger Berufe", insgesamt Millionen von Männern, war der Eintritt in die Territorialarmee gesperrt. Das Schicksal eines jungen Rhododendronzüchters, der abgewiesen werden mußte, weil auch sein Beruf auf der Liste nicht vergessen war, beschäftigte sogar das Unterhaus.

Aber selbst wenn die „Reserved List", dieses Glanzstück britischer Organisationskunst, in Kürze verschwindet, besteht kaum Aussicht, die Verdopplung der Territorialarmee auf dem Weg freiwilliger Rekrutierung je zu erreichen. Die vom Unterhaus mit großer Mehrheit gesetzlich gebilligte allgemeine Wehrpflicht der Zwanzigjährigen ist die höchst ungern gezogene und nur mit Widerstreben gebilligte Folgerung aus diesem Mißerfolg des Grundsatzes unbedingter Freiwilligkeit, den Chamberlain noch vor Monaten mit deutlichen Seitenhieben auf die „nichtdemokratischen" Staatswesen so sehr gerühmt hat. Das Wehrpflichtgesetz, „The Military Training Bill", ist mit einem anderen, der „Reserve and Auxiliary Forces Bill", gekoppelt, durch die dem König Vollmacht gegeben wird, in Zeiten der Spannung durch Kabinettsbeschluß Territorialsoldaten, vor allem der Fla-Verbände, zum Dienst einberufen zu lassen. Durch die Wehrpflicht werden zunächst etwa 200 000 junge Männer erfaßt. Sie sollen eine „intensive" Ausbildung von sechs Monaten erhalten und werden dann je nach eigener Wahl in die Territorialarmee oder die „Spezialreserve" des regulären Heeres eingereiht. Alle Männer unter 20 Jahren werden sofort zwangsmäßig durch Wehrliste erfaßt.

Zahllose durch das Gesetz wehrpflichtig gewordene junge Engländer nutzten in Eile die letzte Gelegenheit, sich durch Anmeldung zur Territorialarmee, die bis Mitternacht desselben Tages vollzogen sein mußte, dem „intense training" zu entziehen und dafür die behaglicheren Möglichkeiten der Abend- und Wochenendveranstaltungen bei den „Terriers" einzutauschen. Die gesamte Territorialausbildung wird im wesentlichen in solchen abendlichen Übungsstunden neben der Berufstätigkeit erledigt. Die daraus sich ergebenden Schwierigkeiten werden durch den Mangel an Ausbildern und sogar Waffen erheblich erschwert.

Zur Auszeichnung der Wehrwilligen, die in der Territorialarmee (T. A.) Dienst tun, sind Knopflochabzeichen eingeführt, die am Zivilanzug getragen werden.

Der militärische Wert dieses ganzen Getriebes, der Massenveranstaltungen, Werbeumzüge, Plakate, Ansprachen, öffentlichen Übungen und leidenschaftlich unsachlichen Erörterungen über Ausbildungs- und Ausrüstungsfragen, ist mehr als zweifelhaft. Dagegen können die Kriegshetzer den sichtbaren Erfolg für sich buchen, daß die täglich, ja stündlich aufgeschreckte Öffentlichkeit allmählich beginnt, sich mit der angeblich unabwendbaren Notwendigkeit eines Krieges abzufinden. Beim „Mann auf der Straße" ist es bald so weit, daß ihm ein Krieg, der all diesem Rummel vielleicht ein Ende machen könnte, fast schon lieber ist als die ununterbrochene Störung seiner Lebensruhe, deren Ende überhaupt nicht abzusehen ist. Dieser psychologische Nebengewinn der Kriegstreiber bei der „T. A."-Werbung darf nicht unterschätzt werden. Jede der groß aufgezogenen „Krisen" steigert die Gefahr eines sinnlosen Ausbruches des unermüdlich aufgestachelten Grolles gegen die „Friedensstörer".

Beim regulären Heer, das gleichfalls weiterverstärkt werden soll, obwohl am 31. März noch 16 000 Mann am bisherigen Sollstand fehlten, wurde ein Panzerkorps („The Royal Armour Corps") aufgestellt, das in der Rangordnung der Artillerie voransteht. Hore Belisha bezeichnet es als „Amalgierung" des schon bestehenden Tankkorps mit den gleichfalls schon vorhandenen 18 mechanisierten Kavallerie-Regimentern. Das bisherige Tankkorps heißt jetzt „The Royal Tank Regiment" und hat den König selbst zum Inhaber. Die Werbung für das neue Korps hat begonnen. Die Freiwilligen müssen sich zum Dienst in jedem beliebigen der zum Korps gehörigen Regimenter verpflichten.

Eine Fülle von Lehrgängen der oberen, mittleren und unteren Führung des Heeres soll den mit den Verstärkungsplänen von Monat zu Monat wachsenden Bedarf an Offizieren und Unteroffizieren decken.

Im Laufe des Jahres 1939 werden Divisionsmanöver der 1., 2., 3. und 4. Division bei Aldershot, Salisbury Plain und East Kent stattfinden. Die 4. Division hält außerdem zusammen mit Teilen der Flotte und Luftwaffe eine Übung der verbundenen Wehrmachtteile, und für September sind Korpsmanöver unter Beteiligung der Luftwaffe in Yorkshire geplant.

Offiziere und Mannschaften der Reserve des regulären Heeres werden fortlaufend zu Übungen eingezogen.

Die „Irish Guard" und „Welsh Guard" erhielten mit Wirkung vom 26. April 1939 je ein zweites Bataillon.

Digitized by Google

Als Felduniform des Heeres ist eine Kreuzung zwischen Overall und Skianzug aus Serge eingeführt worden. Sie ist für Offizier und Mann gleich. Die Hochlandsregimenter haben „einstweilen" wieder einmal ihren Kilt gerettet. Es darf angenommen werden, daß der neuerungsfreudige Mr. Hore Belisha spätestens im Frühjahr 1940 wiederum einen „verbesserten und nunmehr endgültigen Feldanzug" herausbringt.

Abschließend ist zu berichten, daß die englischen Fachleute die ungeheure Aufblähung des Heeres in so kurzer Zeit und auf so schwacher Grundlage verständlicherweise mit gemischten Gefühlen betrachten. Sehr bedenklich erscheint ihnen vor allem die Frage, ob es angesichts der Luftbedrohung möglich sein werde, die ganze Masse der Divisionen — ohne schwere Verluste schon bei der Verschiffung — aufs Festland überzusetzen. Vorgeschlagen wird die Lösung, zunächst nur sechs reguläre und mobile T. A.-Divisionen in Staffeln zu verschiffen und bei den anderen die notwendige mehrmonatliche Wartezeit bis zur Klärung der Luftlage dazu auszunutzen, ihren Ausbildungsstand zu heben. Ihr sofortiger Einsatz wird angesichts der neuzeitlichen Kampfverhältnisse an sich für völlig unmöglich erklärt.

Auch Bewaffnung und Ausrüstung machen Sorge, denn die Lieferungen laufen erst sehr spärlich. Nicht einmal das reguläre Heer besitzt zur Zeit seine volle neuzeitliche Bewaffnung, und an eine ausreichende Zuteilung von Arbeitsflugzeugen ist überhaupt noch nicht zu denken!

Flotte. Der am 28. Februar bekanntgegebene Haushalt der Flotte beträgt 159 Millionen Pfund Sterling, das sind über 23 Millionen mehr als im Vorjahr. 80 Millionen Pfund sollen aus Anleihen, der Rest aus laufenden Einnahmen aufgebracht werden. Der neue Bauplan für 1939 umfaßt: 2 Schlachtschiffe, 1 Flugzeugträger, 4 Kreuzer, 2 Zerstörerflottillen, 4 U-Boote, 20 schnelle Geleitfahrzeuge, 2 normale Geleitfahrzeuge, 10 Minenleger, 1 schneller Minenleger, 1 Depotschiff für Motortorpedoboote, 1 Flußkanonenboot, 1 Lazarettschiff, 6 Motortorpedoboote, 2 Sperrschiffe, 1 Zielschiff und kleinere Einheiten.

Bau einer neuen Jacht für den König wird erwogen. Auf seinen Wunsch soll sie im Kriegsfall als Lazarettschiff verwendbar sein.

Auf den Werften Großbritanniens liegen 1939: 200 Schiffe der Kriegsmarine mit einer Gesamtzahl von 870 000 Tonnen (9 Schlachtschiffe, 6 Flugzeugträger, 25 Kreuzer, 43 Zerstörer, 19 U-Boote), davon werden bis zum Jahr 1940 220 000 t fertiggestellt.

Die Zahl der Offiziere und Mannschaften soll 1939 auf 133 000 steigen.

410 000 Pfund sind für die Bewaffnung der Handelsflotte ausgeworfen.

Mit Sorgfalt wurde die Frage geprüft, ob nicht, um wehrpolitischen und volkswirtschaftlichen Forderungen zu genügen, eine Rückkehr zur Kohlenfeuerung am Platze wäre. Ergebnis: Aus technischen Gründen kann auf Ölfeuerung nicht verzichtet werden.

Seeoffiziere a. D. können um Reaktivierung bitten, dabei sollen jüngere unter 40 Jahren bevorzugt eingestellt werden. Auch die ins Reserveverhältnis übergeführten Seeoffiziere wurden aufgefordert, sich für Verwendung im Mobilmachungsfall bereitzuhalten. Nur unabkömmlich Beschäftigte können auf Antrag davon befreit werden.

Die zwei 40 000 t-Schlachtschiffe des vorjährigen Bauplanes („Lion", „Teneraire") wurden bei Vickers, Newcastle-on-Tyne, und Cammell Laird, Birkenhead, in Auftrag gegeben. Acht Zerstörer vom „Kelly"-Typ liefen vom Stapel.

Am 21. Februar lief das Schlachtschiff „George V", das erste seit Herbst 1935 („Rodney", „Nelson") vom Stapel. Technische Angaben: 35 000 t, zehn 14 inch-Geschütze in drei Türmen, sechzehn 5,25 inch-Geschütze in acht Türmen, dazu zahlreiche Kleinartillerie; Dampfturbinen; Ölfeuerung; Geschwindigkeit größer als bei „Rodney" und „Nelson"; Bordflugzeuge mit Katapulten; schwere Panzerung gegen Artillerie- und Bombenbeschuß sowie Minen; Besatzung 1500 Mann. „George V" wird Flottenflaggschiff.

Am 3. Mai lief das Schwesterschiff „Prince of Wales" vom Stapel.

Die alljährlichen Übungen zwischen der Heimatflotte und dem Mittelmeergeschwader fanden in der Nähe von Gibraltar statt. Sie endeten am 10. März.

Die Fahrt des U-Bootes „Thames" rund um Afrika ist beendet.

Die Flottenluftstreitkräfte erhalten Unterkünfte in Ford, Lee-on-Solent, Worthy Down und Donibristle, eine Werft in Bedenham (Hants) und einen Flughafen in Hatston (Kirkwall). Der neue Seejagdfliegertyp Skua ist nach Erprobung in Dienst gestellt.

Bis 1942 soll der Personalbestand der Flottenluftstreitkräfte 10 000 Mann betragen und die Ausrüstung mit nur neuwertigen Maschinen gesichert sein.

Digitized by Google

Lage

„Wissen und

Digitized by Google

Digitized by Google

Sehr zuversichtlich äußerte sich Mr. Shakespeare, Parlamentarischer Sekretär der Admiralität, vor dem Unterhaus über den Kampfwert der britischen Flotte. Er gab die Bedrohung durch U-Boote offen zu, meinte aber, die Abwehr sei allen neuen Gefahren vollauf gewachsen. Die britische Flotte sei heute in der Lage, jede mögliche Kombination von feindlichen Seestreitkräften niederzuringen.

Gegen die Bedrohung der Handelsschiffahrt durch U-Boote soll ein Geleitsystem eingerichtet werden. Mehr als 2000 Geschütze zur Bewaffnung der Handelsfahrzeuge stehen bereit, 9000 Offiziere sind daran ausgebildet.

Ausrüstung und Bewaffnung für eine große Anzahl U-Bootabwehrfahrzeuge stehen gleichfalls zur Verfügung. Mr. Shakespeare berichtete dem Haus, er habe selbst an einer U-Bootabwehrübung teilgenommen, und in neun von zehn Fällen sei es möglich gewesen, den genauen Standort des getauchten U-Bootes auszumachen. Er wies darauf hin, daß im Mittelmeer die „U-Bootpiraterie" schlagartig aufgehört habe, als die Admiralität mit sofortiger Versenkung jedes in bestimmten Gewässern getaucht angetroffenen U-Boote's gedroht habe.

Die Gefahr von Luftangriffen sei nach entsprechender Ausrüstung der Schiffe mit Flak und Flamg nicht mehr so ernst wie vorher. Die Flakgeschütze seien fast verdoppelt worden und ein Schiff könne jetzt einen „absolut tödlichen Sperrraum vom 200fachen Umfang des Parlamentsgebäudes über sich legen". Auch von der Treffgenauigkeit der Bomben dürfe man keine übertriebene Vorstellung haben.

Der Verteidigungsminister, Lord Chatfield, betonte in einer Ansprache, es sei Pflicht der überlegenen englischen Flotte, den Feind aufzusuchen und ihn zu vernichten, so wie Nelson es einst gefordert habe. Das Unterhaus, das bei Heer und Flotte so sehr viel auszusetzen hat, vertraut der Flotte völlig, das geht aus allen Aussprachen hervor.

Ein kleiner Schönheitsfleck: Von einem einzigen Schiff („Endeaver") sind innerhalb zweier Jahre 15 Matrosen desertiert!

Die Aufkündigung des deutsch-englischen Flottenabkommens wurde in britischen Marinekreisen mit Ruhe aufgenommen. Abgesehen von der deutschen Erklärung, trotzdem kein Wettrüsten heraufbeschwören zu wollen, vertraut man darauf, daß es technisch fast unmöglich sei, den gewaltigen Vorsprung Großbritanniens in absehbarer Zeit aufzuholen. Erfreulich ist es, daß von Marineoffizieren auch bei dieser Gelegenheit anerkannt wurde, das Reich habe seine Vertragsverpflichtungen mit peinlichster Gewissenhaftigkeit eingehalten.

Luftstreitkräfte. Der Luftfahrtminister, Sir Kingsley Wood, teilte am 9. März im Unterhaus mit, daß für seinen Bereich im neuen Etatjahr Ausgaben in Höhe von über 200 Millionen Pfund vorgesehen seien. Es ist dies der umfangreichste Haushaltsplan in der Geschichte des englischen Luftwesens. Er allein ist doppelt so groß wie die gesamten Ausgaben der drei Wehrmachtsteile im Jahre 1933!

Am 31. März 1939 verfügte die „Royal Air Force" über 1750 Flugzeuge erster Linie und erreichte damit die schon im Bauplan von 1936 vorgesehene Stärke. Die im Vorjahr beschlossene ganz beträchtliche weitere Verstärkung ist im Gang.

Zur besseren organisatorischen Durchgliederung des gesamten Aufgabengebietes sind neben den bereits bestehenden Kommandos für Operation und für Ausbildung weitere für Zeugwesen, Ballonsperren und Mannschaftsergänzung geschaffen worden.

In Übersee wurde die Luftwaffe durch Neuaufstellung dreier Verbände im Mittleren Osten verstärkt.

Der Personalbestand der „Royal Air Force" ist von 30 000 Mann (1934) auf nahezu 100 000 (März 1939) gestiegen und wird im Laufe des Jahres 1939 die Zahl 118 000 erreichen. Die Werbung und Nachwuchsschulung wurden entsprechend ausgebaut. Auch die Reserverbände („Auxiliary Air Force") wurden erheblich verstärkt und allein für London zehn Ballonsperrabteilungen aufgestellt, denen jetzt 37 weitere für andere wichtige Gebiete folgen sollen.

Die Zahl der einsatzbereiten Flugzeugführerreserve beträgt 2500 Mann, benötigt sind nach dem bisherigen Plan 7000. Hilfsdienste der Luftwaffe, auch für Frauen, wurden geschaffen. Der jüngste Nachwuchs wird durch das „Air Defence Cadet Corps" (14- bis 18jährige Jungen) ausgebildet. Acht Segelflugschulen stehen ihnen zur Verfügung.

Die Erzeugung der Flugzeuge, Motoren und der Waffen entspricht heute den Plänen von 1936, ist aber dauernd in Steigerung begriffen. Anfängliche organisatorische Schwierigkeiten sollen überwunden, der notwendige Gleichtakt in der Lieferung der einzelnen Halbfabrikate soll nunmehr erreicht sein. Eine Menge neuer Werke wurden in England und in den Dominien errichtet.

Digitized by Google

Bei der Erprobung des „Spitfire Fighter" im Sturzflug wurden Geschwindigkeiten von 830 bis 900 km in der Stunde erreicht.

100 „Hampden"-Bomber, erste Lieferung des im August freigegebenen Typs, sind von den Handley-Page-Werken fertiggestellt und von der Luftwaffe übernommen worden. Das zweite Hundert steht vor der Fertigstellung. Der „Hampden"-Bomber ist ein schnelles Kampfflugzeug von großer Reichweite; er hat 2 Bristol „Pegasus XVIII" Neunzylinder-Sternmotore und 4 M. G. im Bug und in Türmen. Besatzung: 4 Mann.

Beim Besuch des rumänischen Außenministers Gafencu führte ihm die Luftwaffe auf dem Hornchurch-Flughafen in Essex folgende Maschinen vor: Fairey „Battle", Armstrong „Withley", Handley Page „Hampden", Bristol „Blenheim", Vickers „Wellington", Hawker „Hurricane". Gafencu nahm selbst an einem Flug im „Blenheim"-Bomber teil, dessen gute Flugeigenschaften er hervorhob.

Eine erstaulich offene Auseinandersetzung über die Ziele der britischen Luftstrategie spielte sich am 15. März im Unterhaus ab. Der Marschall der „Royal Air Force", Viscount Trenchard, widersprach dabei mit aller Deutlichkeit den Darlegungen des Verteidigungsministers Lord Chatfield, der es als Aufgabe der „Royal Air Force" bezeichnet hatte, die feindlichen Luftstreitkräfte aufzusuchen und zu schlagen, genau so, wie man dies von der Flotte und dem Heer verlange. Lord Trenchard erklärte demgegenüber, Ziel des Luftkrieges könne es nur sein, den Gegner in seiner Gesamtheit niederzuringen und seine Werkanlagen und Lager zu vernichten. Die eigene Luftflotte könne nie und nimmer die feindliche zum Entscheidungskampf stellen. Jedoch Lord Chatfield wiederholte nochmals nachdrücklich, es sei Aufgabe der Luftwaffe, „die Luftstreitkräfte des Gegners zu vernichten, wo sie auch sein mögen, in der Luft oder auf der Erde, über England oder wo irgend sonst in der Welt".

Anfang April besuchte der französische Luftfahrtminister Guy La Chambre in Begleitung einer Anzahl von Stabsoffizieren London und hielt Besprechungen mit Sir Kingsley Wood ab. Nach den ausgegebenen Mitteilungen wurden vor allem Beschlüsse über die Zusammenarbeit auf dem Gebiete der Produktion gefaßt. Verhandlungen darüber waren schon vor längerer Zeit eingeleitet worden. Außerdem wurden die Ergebnisse der britisch-französischen Generalstabsbesprechungen überprüft. Ein gemeinsamer interalliierter Oberbefehl über die beiden Luftwaffen soll noch nicht geschaffen worden sein. Englischerseits wird betont, daß im Fall eines solchen Oberbefehls „selbstverständlich" sämtliche Verbände der Luftabwehr, auch die notwendigen Jagdverbände, herausgenommen werden und zur unmittelbaren Verfügung ihres eigenen Landes bleiben müßten, ebenso die Arbeitsflugzeuge des Heeres. (Die Marine verfügt, wie berichtet, schon in der Friedensgliederung über eigene Luftstreitkräfte.)

Aus Andeutungen geht hervor, daß man über die Benutzung französischer Flughäfen durch die „Royal Air Force" volles Einvernehmen erzielte. Durch Notenwechsel wurde überdies schon jetzt zollfreie Brennstoffeinfuhr für die Militärflugzeuge beider Länder vereinbart.

Luftschutz. Einschneidende Bestimmungen über den zivilen Luftschutz und seine Vorbereitung enthält die am 24. März 1939 veröffentlichte „Civil Defence Bill". Das Gesetz bestätigt die von Sir John Anderson bereits angeordneten organisatorischen Maßnahmen. Er ermächtigt die Regierung, geeignete Luftschutzräume bei Kriegsausbruch zu beschlagnahmen, aber auch schon in Friedenszeit erkunden und gegebenenfalls ausbauen zu lassen. Auch unbebaute Grundstücke jeder Art können zur Anlage von Luftschutzgräben beschlagnahmt werden. Teil 3 des Gesetzes verpflichtet die Arbeitgeber, für ausreichenden Schutz ihrer Arbeiter Sorge zu tragen. Ein Leitfaden mit „technischen Winken" wird ihnen zugeleitet, eine gewisse steuerliche Erleichterung gewährt, falls die Unterstände in verlangter Frist fertiggestellt werden. Teil 4 befaßt sich mit der Anlage der Stahlschutzhütten für Haushalte und den gesetzlichen Fragen ihrer Errichtung und Erhaltung sowie den Kosten, an deren Aufbringung der Gesundheitsminister beteiligt ist. Teil 5 setzt die Regierungszuschüsse für Luftschutzmaßnahmen der Wirtschaft fest. So erhalten z. B. Dock- und Hafenunternehmungen bis 85 v. H. ihrer Kosten vergütet. Die Ausgabe dafür wird sich auf 9 Millionen Pfund belaufen. Teil 6 ordnet die Verdunkelungsbestimmungen an und setzt Strafen bis zu 100 Pfund für Zuwiderhandlungen fest. Außerdem wird der Minister ermächtigt, Tarnungsmaßnahmen für gewisse Betriebe anzuordnen. Zuschüsse in Höhe von 2 Millionen Pfund werden bereitgestellt. Teil 7 überträgt dem Gesundheitsminister die Aufgabe, den Sanitäts- und Unfalldienst im Rahmen der Luftschutzmaßnahmen vorzubereiten. 225 000 Pfund werden ihm dafür zur Verfügung gestellt. Teil 8 und 9 regeln die Räumung bedrohter Gebiete, die Feuerwehr, die Wiederherstellung beschädigter Verkehrswege, Ersatz für

Digitized by Google

persönliche und sachliche Schäden, die bei Übungen eintreten, und die Auskunftspflicht gegenüber Luftschutzbehörden. Für Übertretungen werden Strafen in Höhe bis zu 100 Pfund festgesetzt. Die dem Land aus dem Luftschutzgesetz entstehenden Kosten betragen vorläufig über 25 Millionen Pfund.

Der zähe Kampf des Stadtrates von Finsbury um den Bau tiefer, vollkommen schußfester Unterstände war vergeblich. Sir John Anderson lehnt diese bombenfesten Unterstände aus technischen und finanziellen Gründen ab. Sie sollen nur bei besonders gefährdeten Betrieben und Ämtern eingerichtet werden, um ein Weiterarbeiten auch unter Beschuß zu ermöglichen. In einem Vortrag vor der „United Services Institution" nahm der bekannte Psychologe Dr. Strauß Stellung zu Luftschutzfragen. Auch er verwirft tiefe Massenunterstände, da sie das Entstehen von Paniken (Klaustrophobie!) begünstigen. Regierungszuschüsse werden also, nachdem diese Frage entschieden ist, nur für die Stahlblechhütten gewährt.

Sir John Anderson gab am 19. April dem Unterhaus 12 der „Regional Commissioners" bekannt, denen im Kriegsfall diktatorische Vollmachten innerhalb ihres Gebietes übertragen werden. Die Kommissare werden bei Aufruf einen Anstellungsvertrag erhalten, der ihnen 2500 Pfund Jahresgehalt sichert. Im Frieden steht ihnen einstweilen keine Vergütung zu.

Die bei großen Organisationen besonders in England so schweren Reibungen traten natürlich auch im Luftschutz zutage. So bereiten kirchlich gesinnte Kreise den Luftschutzübungen an Sonntagen nach Kräften Schwierigkeiten, sperren die benötigten Räume und machen auch Straßenübungen in manchen Gegenden fast unmöglich. Die Luftschutzwarte mußten wiederholt in Massenkundgebungen unter Androhung geschlossenen Rücktritts bessere Unterstützung durch die Behörden, vor allem bei der Werbung verlangen. Entrüstung hat es auch erregt, daß der größte Teil der an die Luftschutzeinheiten ausgegebenen Sturmlaternen „Made in Germany" ist!

Wehrwirtschaft. Das „Rüstungsministerium" (Ministry of Supply), das im Vorjahr von der Linksopposition aus doktrinären Gründen und mit kaum verhüllten Pfründenwünschen, dagegen vom Churchill-Kreis einfach deshalb, weil es einen Schritt auf den Krieg zu bedeutete, mit so viel Lärm verlangt wurde, ist nun gewissermaßen über Nacht zur Wirklichkeit geworden. Chamberlain hat also in dieser wie in allen anderen Fragen nachgegeben, wenn auch nicht weiter, als er mußte: Weder Mr. Curchill noch ein Labourmann wurden zum Minister ernannt, sondern der bisherige Verkehrsminister Mr. Edward Leslie Burgin, an dessen Stelle sofort Capt. Wallace trat. Das Haus nahm die entsprechenden Erklärungen Chamberlains mit verdutztem Schweigen auf.

Als Keimzelle seines beschleunigt aufzubauenden neuen Ministeriums übernimmt Burgin einfach die Beschaffungsabteilung des Kriegsministeriums. Seine Aufgabe ist Zusammenfassung der Rüstungsarbeiten, zunächst nur für das Heer, Sicherung des Vorrangs der Rüstungsaufträge vor allen übrigen Arbeiten des Staates und der Wirtschaft sowie Überwachung der bereits aufgestapelten und noch weiter anzusammelnden Kriegsvorräte an Metallen, Öl und anderen Rohstoffen.

Die Lebensmittelversorgung in Kriegszeiten wird durch eine Reihe von einschneidenden Maßnahmen gesichert, von denen folgende bekanntgeworden sind:

Die Haushalte wurden aufgefordert, ständig Vorräte für zwei Wochen zu halten. Die Kleinhändler werden vom Großhandel in Register aufgenommen und kontingentiert. Bäcker und Müller sollen Weizenmehl lagern. Die Regierung zahlt ab sofort jährlich 2½ Schilling für jeden Sack nachweislich auf Lager gehaltenen Mehls, 1 Schilling wird sogar vorausgezahlt. Sofort bei Kriegsausbruch werden Frischfleisch, Butter und Margarine, Schinken und Speck, Speisefette und Zucker rationiert. Die Lebensmittelkarten sind schon gedruckt. Der gesamte Lebensmittelhandel wird bei der Mobilmachung der unmittelbaren staatlichen Leitung unterstellt. Für die aus London Abzuschiebenden liegen Eiserne Portionen für zwei volle Tage bereit. Die Weizenvorräte des Landes werden als ausreichend bis Herbst dieses Jahres oder länger bezeichnet.

Die Rüstungslast beginnt schon heute, sich im Wirtschaftsleben fühlbar zu machen. Die Einnahmen des Jahres 1938/39 sind um über 17 Millionen Pfund unter dem Voranschlag geblieben. Der bisherige Haushalt weist trotz einer großen Anleihe von 128 Millionen Pfund einen bisher ungedeckten Fehlbetrag von 12 Millionen Pfund aus. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß dieser Voranschlag vom 1. April schon wieder weit überholt ist.

Digitized by Google

Streiks in der Rüstungsindustrie haben, obwohl nur kleineren Umfangs, nach sehr zurückhaltenden Zeitungsnachrichten in den letzten Wochen zu „einer gewissen Gefährdung vertraglich festgesetzter Heereslieferungen" geführt.

Propaganda. Der britische Rundfunk soll immer mehr in den Dienst der außenpolitischen Propaganda gestellt werden, vor allem mit Zielrichtung gegen Deutschland. Die Sender auf mittleren Wellen werden zu diesem Zweck verstärkt, der Langwellensender Droitwich von 150 auf 200 Kilohertz gebracht. Im Fall eines rücksichtslosen Rundfunkkrieges glaubt man, daß zur Zeit Deutschland sowohl England wie Frankreich überlegen sein würde, daß man aber durch einheitliche Leitung der französischen und englischen Sender ein leichtes Übergewicht erhalten könnte, vor allem wenn die 13 Rugby-Sender der Post, deren einer mit 1000 Kilowatt der stärkste der Welt sein soll, für Kriegszwecke herangezogen würden.

Dauernde technische Störung des feindlichen Propagandadienstes wird indes für nahezu unmöglich gehalten.

Zur Zeit gibt der britische Rundfunk Nachrichten in Englisch, Deutsch, Italienisch, Französisch, Spanisch, Portugiesisch und Arabisch. Der Empfang in den verschiedenen Ländern wird durch eine weitverzweigte Organisation überprüft. Hörerbriefe sind dabei von großer Bedeutung. Dem englischen Nachrichtendienst des deutschen Rundfunks wird nachgesagt, er verstehe die britischen Hörer nicht zu fesseln. Immer wiederkehrende Zuschriften an die Presse und Bezugnahme in Briefen beweisen jedoch eher das Gegenteil.

Auf dem Gebiet des Films wurden in den letzten Wochen wiederholt deutschfeindliche Erzeugnisse der sowjetrussischen und judäoamerikanischen Kunst verboten, das darf in achtungsvoller Anerkennung des guten Geschmacks der Prüfer festgestellt werden. Ganz sicher aber war für diese heilsamen Verbote nicht die Tendenz der Filme maßgebend, sondern ihre auch für britische Begriffe unerträgliche Häßlichkeit und Albernheit.

Innere Schwierigkeiten. Die Terroraktionen der irischen Nationalisten auf der englischen Insel nahmen im Berichtsvierteljahr trotz gelegentlicher längerer Unterbrechungen ihren Fortgang. Der Sachschaden war fast stets nur verhältnismäßig gering, um so größer aber ist der moralische Eindruck. Eine Reihe der Attentäter wurde gefaßt. Sie verloren auch vor Gericht keineswegs ihre entschlossene, erbitterte, fanatische Kampfbereitschaft, obwohl sie zu langjährigen Zuchthausstrafen verurteilt wurden. Unter den irischen Opfern befanden sich auch junge Mädchen, die ihr Schicksal gefaßt hinnahmen.

Der irische Ministerpräsident De Valera hat persönlich bei Chamberlain schärfstens dagegen Einspruch erhoben, daß die Wehrpflicht auf die jungen Iren ausgedehnt wird, die in England, Schottland und Wales leben. Auch Nordirland soll nach seiner Forderung keinesfalls der englischen Wehrpflicht unterworfen werden. Die nordirischen Bischöfe haben diesem Einspruch mit einer ernsten Erklärung Nachdruck gegeben.

Die Notstandsgebiete, vor allem Wales, sind weiter Schauplatz unglaublichen Elends. Ein Bericht des „Untersuchungsausschusses des Anti-Tuberkulosisdienstes in Wales und Monmouthshire" enthüllt schreckliche Einzelheiten über die Wohnungs- und Ernährungsverhältnisse der dort arbeitslos verkümmernden Bevölkerung.

Allgemeine Beobachtungen, Pressenachrichten und die Ergebnisse der militärärztlichen Untersuchungen bestätigen die Tatsache, daß der Gesundheitszustand, vor allem der englischen Jugend, beklagenswert schlecht ist, und daß die körperliche Ausbildung immer ungenügender wird, da jede Breitenarbeit des Sports fehlt. Ein neuer Aderlaß, ähnlich dem des Weltkrieges mit seinen ungeheuren Blutopfern englischer Jugend, würde die angelsächsische Volkskraft zweifellos bis ins innerste Mark treffen und kaum noch die Möglichkeit einer Wiedergesundung lassen.

Es ist anzunehmen, daß die Chamberlain-Gruppe sich dieser und mancher anderer Schwierigkeiten und Gefahren wohl bewußt ist, wenn auch nicht volkspolitische, sondern rein machtpolitische Gesichtspunkte das englische Denken bestimmen. Ihre Politik läuft deshalb darauf hinaus, Deutschland unter Einsatz aller Machtmittel, soweit wie möglich der verfügbaren fremden, aber, wenn es nicht anders geht, sogar auch aller britischen, niederzuhalten und den „Frieden Europas" solange zu sichern, bis vielleicht ein innerer Zusammenbruch die „deutsche Gefahr" beseitigt.

Die andere, vielfältig zusammengesetzte Gruppe dagegen kennt überhaupt keine Bedenken und keine Vorsicht. Sie will den Krieg, und zwar je eher desto lieber.

Digitized by Google

Frankreich.

Das wichtigste Ergebnis des Berichtsvierteljahres, in dem Frankreich außenpolitisch die Führung fast völlig an England abgegeben hat, dürfte weder der Staatsbesuch Lebruns in London, noch seine Wiederwahl, noch der Besuch des rumänischen Außenministers in Paris sein, sondern vielmehr die beträchtliche Stärkung der französischen Staatsführung durch die umfassenden Vollmachten, mit denen am 19. März Ministerpräsident Daladier ausgestattet wurde.

Bereits am 31. März erließ der Präsident auf Grund dieser Vollmacht folgende wichtige Verordnungen:

Wehrkreis-Einteilung. Die bisherigen Wehrkreise („Regions militaires") 6 und 20 haben sich als zu groß erwiesen. Während der 20. Wehrkreis schon im Juni 1938 geteilt und dadurch der neue Wehrkreis 10 gewonnen wurde, wird nunmehr aus dem 6. Wehrkreis ein neuer aufgestellt. Die Gesamtzahl der regions militaires erhöht sich dadurch auf 20. Der Befehlshaber der 10. Region wird Militärgouverneur von Straßburg. Die Befehlshaber der Region Lyon und Metz werden Militärgouverneure dieser Plätze. Die Region Paris untersteht einem General oder Marschall mit dem Titel Militärgouverneur von Paris.

Effektivstärken. Um den Mangel an aktivem Stammpersonal abzustellen, wird der Bestand an Offizieren — Generäle, technische und Gendarmerie-Offiziere nicht mitgerechnet — von 30 638 auf 31 060 erhöht. Der Offiziersbedarf der Flakformationen wird durch Versetzung von Artillerieoffizieren gedeckt; jüngere Kavallerieoffiziere werden dafür in die Artillerie überführt. Für Unteroffiziere werden 2500 neue Planstellen geschaffen. Die irregulären Eingeborenenverbände in Nordafrika werden verstärkt.

Schutz militärischer Geheimnisse. Da die bisherigen Geheimhaltungsbestimmungen in Frankreich unzureichend seien, wird jede Veröffentlichung oder Verbreitung von militärischen Informationen, die nicht von der Regierung bekanntgegeben sind, verboten. Unter dieses Verbot fallen Nachrichten über: Heer, Marine und Luftwaffe nebst den dazugehörigen Diensten, Luftschutz, militärisches Gerät, Rüstungsindustrie und Versorgungseinrichtungen.

Enteignungen für Zwecke der Landesverteidigung können im vereinfachten Verfahren durchgeführt werden.

Flugsicherungsdienst. Die wachsende Militär- und Zivilluftfahrt verlangt vermehrte Schaffung von Flughäfen für Luftwaffe und Verkehrsfliegerei sowie von Flugsicherungs- und Bodendiensten. Die Sicherheit der Luftfahrt erfordert den Ausbau des Wetter- und Funkdienstes und die Vermehrung des Bodenpersonals und der Verwaltung, um die Bedürfnisse der Landesverteidigung sicherzustellen. Eine Reihe von notwendigen Maßnahmen wird angeordnet.

Dienstverlängerung. Auf Vorschlag des Verteidigungsministers darf die Regierung — auch ohne Gesamt- oder Teilmobilmachung — die zur Entlassung heranstehenden Wehrpflichtigen unter den Fahnen zurückhalten. Sie darf ferner Reservisten aller Dienstgrade und Ergänzungsmannschaften in Kriegsbetrieben einberufen und auch über die normale Übungsdauer hinaus im Dienst zurückhalten. Die Dienstpflicht wurde vorläufig von 24 auf 27 Monate verlängert, um die Zeit der Rekrutenausbildung zu überbrücken. Im April wurden 25 000 Rekruten eingezogen, deren Dienstzeit eigentlich erst im Oktober begonnen hätte.

Beschleunigung der Rüstung. Zur Beschleunigung der Rüstungslieferungen sind staatliche Rüstungsaufträge bevorzugt und unter völliger oder teilweiser Zurückstellung der laufenden Privataufträge durchzuführen; neue Aufträge von dritter Seite dürfen nur mit Genehmigung der Regierung übernommen werden. Für die Subventionierung von Rüstungsbetrieben werden 600 Millionen Francs zur Verfügung gestellt.

Arbeitszeitverlängerung in der Rüstungsindustrie. Nach „Ausnahmebestimmungen", die bis zum 30. November 1939 für die staatlichen Werke, für die großen privaten Unternehmen und alle Industriezweige, die für die Landesverteidigung von Belang sind, gelten, wird in allen diesen Werken — vorläufig nur soweit notwendig — die 60-Stunden-Woche an Stelle der bisherigen 41-Stunden-Woche eingeführt. Bestimmungen über Tarife, Verbot freier Anwerbung von Facharbeitern und Hinweise auf Zusammenarbeit mit den Arbeitsämtern werden gleichzeitig erlassen.

Die Provinzial-Arbeitsämter sind künftig dem Arbeitsminister unmittelbar unterstellt. Der einheitliche Einsatz der Arbeitskräfte ist damit gesichert.

Digitized by Google

Produktionslenkung. Das Landesverteidigungsministerium bildet eine Abteilung für Produktionslenkung mit folgenden Aufgaben: Arbeitseinsatz, Rohstoff- und Werkstoffüberwachung, Schaffung von Vorräten, Industrieausrüstung, Vermehrung und Verbesserung der Produktionsstätten, Normung, Markt- und Auftragsüberwachung, Regelung der Arbeitsteilung. Die Abteilung verwaltet auch die für die Rüstungsindustrie bestimmten Kredite.

Wiedereinstellung von Rüstungspersonal. Ehemalige Fachkräfte der Rüstungsindustrie — Zivilisten oder Militärpersonen vom technischen oder Verwaltungsfach — können mit sofortiger Wirkung für unbegrenzte Zeit wieder eingestellt werden und haben der Einberufung innerhalb von 8 Tagen Folge zu leisten. Ihre Stärke soll 10 v. H. des gegenwärtigen Istbestandes an Fachkräften nicht überschreiten.

Das Ingenieur-Offizier-Korps für Rüstungsindustrie wird auf 14 General-Ingenieure, 67 Stabs-Ingenieure, 74 Haupt-Ingenieure, 97 Ingenieure verstärkt. Neue Anordnung über Ergänzung und Beförderung des Ingenieur-Offizier-Korps werden getroffen.

Heer. In den Obersten Kriegsrat, dem bisher die Generale Pétain, Franchet d'Espery, Billotte, Noques, Colson, Condé, Besson, Blanchard, Huntziger, Bührer, Garchery und Requin angehören, wurden die Generale Bourret (Militärgouverneur von Paris) und Giraud (Militärgouverneur von Metz) als neue Mitglieder berufen. Giraud hielt in Metz noch eine dreist herausfordernde, Deutschland beleidigende Abschiedsrede.

Die Befehlsverhältnisse und Truppengliederungen an der Ostgrenze wurden umgestaltet und die Besatzung der Befestigungen vor Metz, Chalons-sur-Marne, Nancy und Straßburg wesentlich verstärkt. Nach englischer Quelle sollen 60 000 „Spezialisten" der Reserve zur Besatzung der Maginot-Linie einberufen sein, die bei ihrer Entlassung sofort durch andere Reservisten abgelöst werden. General Gamelin, Chef des Generalstabes im Frieden und Oberbefehlshaber im Krieg, besichtigte die lothringischen Befestigungsanlagen sowie die kürzlich erst errichteten Linien im Departement Jura.

Die in Frankreich untergeschlüpften Emigranten, allein über eine Million Männer, sollen zum Heeres- oder mindestens zum Arbeitsdienst herangezogen werden. Einrichtung besonderer Verbände für sie wird abgelehnt, sie sollen vielmehr den bestehenden Regimentern eingegliedert werden. Zur Begründung wurde in der Kammer darauf hingewiesen, im September hätten sich gewisse Gefahren aus dem Zustand ergeben, daß zahlreiche Ausländer zuhause sitzen bleiben durften, während die französischen Männer einrücken mußten. „In verschiedenen Teilen des Landes", heißt es in dem Bericht, „kam es zu ziemlich heftigen Zusammenstößen zwischen Franzosen, die an die Grenzen rückten, und Fremden, die zurückblieben."

100 französische Reserve-Offiziere werden im Mai unter Führung General Weygands England besuchen. Gastgeber sind die britischen Offiziers-Verbände. Zahlreiche Besichtigungen von Flotteneinrichtungen, Schattenwerken und militärischen Anlagen sind vorgesehen.

Vorbereitung für Reaktivierung nicht mehr Dienstpflichtiger im Mobilmachungsfall sind getroffen. Sie dürfen bei freiwilliger Meldung mit ihrem früheren Dienstgrad eintreten und sollen vor allem in den Kolonien und Protektoraten felddienstfähige Wehrmachtsangehörige ablösen.

Eine beträchtliche Verstärkung der Negerverbände wurde angekündigt. Dabei fanden die Kriegsdienste der Senegalneger und ihre wertvolle Hilfe im Rheinland erneut liebevolle Anerkennung. Neger-Reservisten soll übrigens das Bürgerrecht verliehen werden.

Flotte. Am 27. März unterzeichnete Präsident Lebrun einige Verordnungen, die eine Verstärkung des Flottenpersonals bezwecken. (Gefordert: 4250 Offiziere, 75 000 Mann.) Der Flottenhaushalt beläuft sich auf 8,2 Milliarden Franken und ist um 22 v. H. höher als der vorjährige. Eine Erweiterung des laufenden Bauprogramms, das bis 1942 700 000 t vorsieht, ist indes zunächst nicht vorgesehen.

Die Gehälter bei der Flotte sollen aufgebessert werden, da man fürchtet, sonst nicht genug Freiwillige zur Bemannung der demnächst in Dienst zu stellenden Schiffe aufzutreiben.

Nach dem Stapellauf der „Richelieu" (35 000 t) wurde sofort das Schwesterschiff „Clémenceau" auf Kiel gelegt. Ein drittes Schiff dieser Klasse, „Jean Bart", soll bis 1940 fertiggestellt werden. Der Bau des vierten, „Gascogne", wird im Laufe dieses Jahres begonnen. Ferner sind im Bau begriffen oder doch im Plan vorgesehen zwei 18 000 t-Flugzeugträger, drei 8000 t-Kreuzer und mehrere U-Boote.

Digitized by Google

Die Marineluftstreitkräfte („Aéronautique Navale") sollen im Laufe des Jahres neue Maschinen erhalten.

In den „Obersten Rat der Marine" wurden neu berufen die Vizeadmirale de Laborde, Castex, Estava, Juge, Abrial und Devin.

Aus allen Angaben geht hervor, daß die französische Flotte keineswegs als Stiefkind behandelt wird. Nach der Beseitigung der durch mangelnden Arbeitswillen der Nation entstandenen Schwierigkeiten wird der in den Vorjahren beschlossene eindrucksvolle Bauplan fristgemäß erfüllt werden können — trotz der Anspannung der Rüstungsindustrie auf anderen Gebieten.

Luftwaffe. Die französischen Luftstreitkräfte sind nach wie vor das Sorgenkind der Wehrmacht. Obwohl die Nachrichten über den Stand ihrer Entwicklung nur spärlich fließen, kann daraus doch entnommen werden, daß die Industrie noch nicht annähernd in der Lage ist, den unter der früheren Leitung verwirtschafteten und verlorenen technischen Stand wiederzugewinnen.

Am 21./22. April wurde die Luftwaffe von drei schweren Unfällen betroffen: In der Nähe des Flughafens Parcay-Mesley bei Tours stießen zwei Flugzeuge einer Kette zusammen. Acht Flieger fanden den Tod. Bei Beauvais stürzte ein Kampfflugzeug des 54. Geschwaders ab, fünf Flieger wurden getötet. Bei Oudja fielen am gleichen Tag sechs Flieger einem Flugzeugabsturz zum Opfer.

Luftschutz. Am 9. März fand die erste amtliche Verteilung von Gasmasken an die Zivilbevölkerung von Paris statt.

Innere Schwierigkeiten. Die schwere Behinderung der Rüstungsarbeiten durch Streiks und Streitigkeiten hat im Berichtsvierteljahr unter der immer straffer werdenden Führung Daladiers ganz wesentlich nachgelassen. Daß unter der Decke der Funke der Anarchie weiterglimmt, dafür ist der in seinen Ursachen ungeklärte neue Schiffsbrand, der mit der Vernichtung der „Paris" endete, ein Zeichen.

Scharfe Strafbestimmungen gegen „auswärtige politische Agenten" wurden im März veröffentlicht. Sie sollen jeden treffen, dem nachgewiesen wird, daß er „gegen fremde Geldzahlungen politische Lehren verkündet".

Auch die Juden wurden durch einen besonderen Erlaß gegen Demaskierung geschützt. Dies wird ihnen sehr willkommen sein, wenn der Schutz nicht schon etwas spät kommt. Wie aus öffentlichen Erörterungen — sogar auch in der amtlichen Militärpresse! — hervorgeht, beginnt man sich nun doch mit der Judenfrage zu beschäftigen. Die namentlich in den ausgebeuteten Arbeiterkreisen lebendigen antisemitischen Regungen werden nur durch die Fuchtel des Marxismus niedergehalten. Im Falle eines Krieges könnte sich jedoch hier vielleicht eine Bruchstelle offenbaren.

Italien.

In der Morgenfrühe des 7. April landeten italienische Truppen in den albanischen Häfen Santi Quaranta, Valona, Durazzo und an San Giovanni di Medua. Am nächsten Tag besetzten sie die Hauptstadt Tirana. Der bisherige König Zogu, der jahrelang die italienische Hilfe in Anspruch genommen, dabei aber eine sein Land schwer schädigende Mißwirtschaft getrieben und sich schließlich auch als außenpolitisch unzuverlässig erwiesen hatte, floh ohne Widerstand. Das albanische Volk begrüßte den Umschwung mit offenkundiger Erleichterung. Auf Bitte der albanischen verfassungsgebenden Nationalversammlung nahm der König von Italien und Kaiser von Äthiopien die albanische Krone an.

Die Adria ist durch diese heilsame Klärung zu einem rein italienischen Meer geworden. Eine freundliche Einigung mit Jugoslawien wurde erzielt. Ein Notenwechsel mit Griechenland bestätigte die bisherige Freundschaft. England gab trotzdem eine seiner Garantieerklärungen für Griechenland ab und macht sich zur Zeit als ungebetener Gast und anmaßender Schutzherr mit Teilen seines Mittelmeergeschwaders in griechischen Häfen breit.

Die übrigen Italien angehenden Mittelmeerfragen sind noch offen. Die Note vom Dezember 1938 wurde von Frankreich noch nicht erwidert.

Das Verhältnis zu Deutschland hat seine Festigkeit und seinen Wert für beide Partner auch in diesem Berichtsvierteljahr wieder so überzeugend bewährt, daß nunmehr die Zweifel an seinem Bestand und die Hoffnungen auf eine Spaltung in der feindlichen Umwelt fast völlig verstummt sind. Mussolini hielt am 20. Jahrestag des Faschismus eine eindrucksvolle Rede, in der er die Friedensliebe des italienischen Volkes und das Friedensbedürfnis Europas betonte, aber keinen Zweifel daran ließ, daß Italien

Digitized by Google

seine Lebensrechte wahren werde. Angesichts der immer drohenderen Gefahren gelte nur eine Parole: Bewaffnung! Mehr Kanonen, mehr Schiffe, mehr Flugzeuge! Denn wehe den Besiegten!

Heer. Leitender Grundsatz der italienischen Heeresorganisation ist höchste Beweglichkeit, die eine schnelle Kriegführung ermoglicht. Die Umwandlung der bisherigen Infanterie-Divisionen zu drei Regimentern in solche zu zwei Regimentern liegt im Zug dieser Entwicklung, sie ermöglicht eine leichtere und beweglichere Führung des Heeres. Das Armeekorps, das fortan aus drei anstatt aus zwei Divisionen besteht, wird zum Brennpunkt der taktischen Führung, es erhalt starke Artillerie und ein M. G.-Regiment.

Aus den motorisierten und Panzerverbänden Norditaliens wurde eine „schnelle Armee" gebildet.

Der gesamte Heimatschutz einschließlich Fliegerabwehr ist der Miliz übertragen. Das Heer wird dadurch für Angriffsaufgaben freigemacht.

Die Neugliederung des Heeres zeigt folgendes Bild:

7 Grenzwachtabschnitte,
1 Gebirgskorps mit 5 Divisionen,
1 schnelles Armeeoberkommando,
1 schnelles Armeekorps (Kav., Radf. und Kradverbände) mit 3 Divisionen,
1 Panzerkorps mit 2 Divisionen,
2 motomechanisierte Divisionen,
4 Armeeoberkommandos,
15 Armeekorps,
45 Infanterie-Divisionen (teilweise kraftverlastbar),
1 Wehrmachtobertommando in Libyen,
2 Armeekorps mit zusammen 4 Infanterie-Divisionen (kraftverlastet),
1 Eingeborenenkorps mit 2 Divisionen (Offiziere und schwacher Rahmen Weiße).

Luftwaffe. Die Luftwaffe (2500 Flugzeuge, 40 000 Mann) wurde in zwei Luftarmeekorps gegliedert, in denen Jagd- und Kampfeinheiten gemischt sind.

Marschall Balbo hat für die italienische Enzyklopädie einen Aufsatz über den Luftkrieg verfaßt, der Douhets Lehre erneut bestätigt, dabei aber als erstes Hauptziel die Vernichtung der Grundlagen des feindlichen Luftwesens fordert. Er deutet an, daß weder der abessinische noch der spanische noch der chinesische Krieg mit ihren ganz besonderen Verhaltnissen Anlaß gegeben hätten, diese Zielsetzung abzuändern.

Die italienische Luftwaffe erreichte im Berichtsvierteljahr wieder einige neue Höchstleistungen und halt zur Zeit 31 Weltrekorde!

Spanien.

Der spanische Bürgerkrieg ist eben beendet, Francos Staatsführung nunmehr endlich auch von den Westmächten anerkannt. Spanien, das sich inzwischen dem Anti-Komintern-pakt angeschlossen hat, ist als eine Großmacht, deren Sicherheit und weiterer Aufstieg durch ein schlagtraftiges Heer geschützt ist, aus den Wirren hervorgegangen.

„Man muß sich darüber klar sein", stellt der französische General Duval im April 1939 fest, „daß es sich bei den spanischen Soldaten heute nicht mehr um Rekruten handelt. War das spanische Heer vor zwei Jahren eine Improvisation, so ist inzwischen eine wohlgeübte Streitmacht daraus erstanden. Ein spanischer Offizier teilte mir mit, daß die Stäbe wohl zahlenmäßig noch nicht genügten, aber von hervorragender Qualität seien. Die Truppe selbst einschließlich der unteren und mittleren Führung ist bestens in Form."

Mitte Mai wird die große Siegesparade vor dem Staatschef in Madrid stattfinden.

Der Aufbau des Landes ist in vollem Gang. Die bestehende Arbeitslosigkeit wird dadurch beseitigt. Verkehrswege und Häfen als Grundlagen der wirtschaftlichen Entwicklung sollen zuerst instand gesetzt werden. Angestrebt wird, daß möglichst nur spanische Rohstoffe zur Verwendung kommen. Der Bau von über 12 000 km Straße ist in Arbeit genommen, weitere 25 000 km bestehender Wege werden verbessert. Beträchtliche Aufgaben stellt die Instandsetzung der zahllosen zerstörten Brucken und Kunstbauten.

Es wird spanischerseits betont, daß diese Arbeiten nur der erste Schritt zum machtvollen Aufbau des befreiten Landes sind.

Digitized by Google

Bücherschau.

Macht und Erde, Hefte zum Weltgeschehen, Hrsg. von Karl Haushofer und Ulrich Crämer, Verlag v. B. G. Teubner. Heft 3: Gustav Fochler-Hauke: Der Ferne Osten, 3. Aufl., 1938, 81 S. 1,60 RM. Heft 10: Kurt Wiersbitzky: Südostasien, 1938, 70 S. 1,50 RM. Heft 11: Werner Essen: Nordosteuropa, 1938, 54 S. 1,20 RM. — Das Buch von Fochler-Hauke bringt gegenüber der Erstauflage zahlreiche Ergänzungen und Erweiterungen, die vor allem durch die seitherige politische Entwicklung im fernöstlichen Raum bedingt waren. Die Probleme des Fernen Ostens, das Wirken seiner staatlichen, völkischen, kulturellen und weltanschaulichen Kräfte, der politische Machtkampf um die Vorherrschaft und die Bedeutung der gegenwärtigen Entwicklung für das Abendland sind die Hauptthemen der übersichtlichen Darstellung. Der Verfasser zeigt sich auch in diesem Büchlein als gut unterrichteter und urteilssicherer Kenner fernöstlicher Verhältnisse.

Von den natürlichen geographischen Gegebenheiten ausgehend, schildert Wiersbitzky die Bevölkerungs- und Kolonialprobleme Südostasiens, das Wirken des eingeborenen Nationalismus und des Bolschewismus, sowie die Einflußnahme der großen staatlichen Anrainer China, Japan und England auf diesen Raum. Die Schrift Wierbitzkys kann — trotz gelegentlicher Fehlurteile und Mängel der Darstellung — als Einführung in all diese Fragen gelten.

In dem Heft „Nordosteuropa" versucht der Verfasser eine Schilderung der rassischen, völkischen, politischen und kulturellen Verhältnisse Osteuropas zu geben und die staatliche Entwicklung in diesem Raum historisch zu untersuchen, eine Aufgabe, die auf knapp 50 Seiten kaum befriedigend gelöst werden kann. Mit manchen Einzelheiten, vor allem aber mit der stark schematischen Auffassung und Abgrenzung Nordosteuropas, welches der Verfasser durch das Dreieck Magdeburg—Baku—Chabarowa (am Kaspischen Meer) begrenzt, wird man sich aus rein geographischen wie aus politischen Gründen nicht einverstanden erklären können. Erwin Haudan.

Zeitschriftenschau.

Wehrpolitik und Wehrwissenschaften in den Zeitschriften des In- und Auslandes[1]).

Deutschland.

Berliner Monatshefte (April 1939). W. Frauendienst: Böhmen und Mähren unter deutscher Führung. — K. Baden: Die Politik der Großmächte. — U. von Hassell: Tirpitz' außenpolitische Gedankenwelt. — A. Bach: Das Ende eines Herrschaftsanspruches. — L. Raschdau: Das Ende des deutsch-russischen Geheimvertrages von 1887.

Deutsches Adelsblatt (April 1939). D. von der Schulenburg: Carnuntum. Zum Beginn der Führergrabung in Petronell.

Deutschlands Erneuerung (April 1939). G. Widenbauer: Die Rückkehr Böhmens und Mährens zum Reich. I. — J. Hashagen: Der Wendepunkt in der geistigen und seelischen Nachgeschichte des Weltkriegs. — W. M.: Verständnis für die Politik Großbritanniens? I.

Deutsche Infanterie (April 1939). Prof. W. Wostry: Böhmen und Mähren. — Genmaj. a. D. H. Kerchnawe: Das Heer des Ersten Reiches.

Deutsche Kolonial-Zeitung (April 1939). H. Reepen: Letters to the Editor, Germany's claim to colonies. — H. Bruckschen: Afrika rüstet auf.

Deutsche Luftwacht (März 1939), Ausgabe **Luftwehr.** Oberst Teplinski: Zusammenarbeit zwischen Fliegertruppe und Heer (Auszug aus „Wjestnik wosduschnowo flota" vom August 1938). — Ausgabe **Luftwelt.** H. Solmecke: Deutsche Ballonsperren.

Deutsche Rundschau (April 1939). H. Pflug: Böhmen und Mähren im Reich. — G. Schmölders: Napoleon und die Geburt der deutschen Nationalwirtschaft. Der wirtschaftsgeschichtliche Sinn der Kontinentalsperre.

---

[1]) Es werden nur die wichtigsten Aufsatztitel gebracht.

Digitized by Google

Der deutsche Volkswirt (Nr. 29 vom 21. April 1939). Dr. F. W. Fernau: Die britische Ölmacht.

Deutsche Wehr 1939. Nr. 13. G.: Die italienische Seemacht 1939. — Dr. A. Kühn: „Rossignol-Wood": Das Wäldchen 125 in britischer Darstellung. — Die Buchliteratur des 1. Vierteljahres 1939. — **Nr. 14.** Die wehrwirtschaftliche Lage der Protektorate Böhmen und Mähren und die der Slowakei. — Enaland — Rumänien — Türkei. — Major a. D. Welsch †: Geschichte um den Bab-el-Mandeb. — Br.: Britische Gedanken über den Einsatz des Luftheeres. — **Nr. 15.** Norwegische Wehrfragen. — Dr. A. Loeßner: Polen zur See. — Major a. D. Waldschmidt: Die deutschen Luftangriffe auf London im Weltkriege. — **Nr. 16.** General Guderian: Schnelle Truppen. — Genlt. Petzel: Bewegliche schwere Artillerie. — Die Kriegsmarine unter dem Führer. — K. Siewert: Römische Charakterköpfe. — Lehmann: Derzeitige und künftige Höchstgeschwindigkeiten von Flugzeugen (nach einem Vortrag von Prof. Dr. E. Heinkel).

Marine-Rundschau (Heft 4. 1939). Kapt. z. See a. D. von Waldeyer-Hartz: Mechanisierung neuzeitlicher Kriegsschiffe. — Maj. Rentzsch: Schwere Schiffsflak und moderner Bomber. — F. W. Borgman: Die geopolitische Bedeutung der Arktis.

Militärwissenschaftliche Mitteilungen (April 1939). Genmaj. a. D. E. Vaschek: Um Prag und das Mittelmeer. Wehrpolitische Übersicht über das erste Vierteljahr 1939. — Major a. D. K. Prokoph: Deutschlands Weg zur wirtschaftlichen Selbständigkeit (Schluß). — Genmaj. a. D. Th. von Lerch: Der Konflikt in Ostasien (Forts.).

Militär-Wochenblatt. Nr. 41. Obstlt. a. D. Braun: Marsch auerfeld und bei Nacht. — Tiefflieaeranariff und -abwehr (amerikanisch). — **Nr. 42.** Vizeadm. a. D. A. Meurer: Der Aufbau einer neuen britischen „Grand fleet". — Genlt. a. D. Marx: Über den „Erschöpfungspunkt des Angriffs". — Obst. z. V. von Xylander: Die britischen Aufrüstungspläne für das Haushaltjahr 1939/40. — **Nr. 43.** Hptm. Meier-Welcker: Italienische Anschauungen über die deutsche März-Offensive 1918. — Truppen-Kriegsgeschichte. Beispiel 15: Karfreit (24. 10. 1917). Teil I. — Obst. z. V. von Xylander: Vom spanischen Krieg. — **Nr. 44.** Hptm. Meier-Welcker: Italienische Anschauungen über die deutsche März-Offensive 1918. II. — Obstlt. Dr. Däniker: Zur Frage der Offensivkraft des Gewehrfeuers. — Obst. z. V. von Xylander: Die britischen Aufrüstungspläne für das Haushaltjahr 1939/40 (Schluß). — Truppen-Kriegsgeschichte. Beispiel 15: Karfreit (24. 10. 1917). Teil II.

Monatsschrift für das deutsche Geistesleben (April 1939). Prof. H. Kutzleb: Der Verfall des Römerreiches. — Dr. K. R. Ganzer: Adolf Hitler.

Ostasiatische Rundschau (Nr. 8 vom 16. April 1939). Dr. O. Richter: Der chinesisch-japanische Konflikt.

Osteuropa (März/April 1939). A. Hackzell: Finnlands Stellung im Ostseeraum. — H. Gruber: Moskauer Flottenpolitik. — Übersichten: Polen. Sowjetunion.

Die Panzertruppe (März 1939). Major Volckheim: Verwendung und Bekämpfung neuzeitlicher Panzerkampfwagen. — Die Internationale Automobilausstellung Berlin 1939.

Petermanns geographische Mitteilungen (April 1939). M. Durach: Böhmen und Mähren wieder Glieder des Reiches.

Reichsoffizierblatt. Nr. 11 (vom 15. April 1939). Obstlt. a. D. B. Bleyhoeffer: Der chinesisch-japanische Konflikt (Forts.). — R.: Der englische Marineetat 1939/40. — **Nr. 12** (vom 25. April 1939). Oberst a. D. M. Freiherr von Pitreich: Kriegsbeginn Österreich-Ungarns 1914. — Genmaj. a. D. Dihle: Die Erhaltung der Beweglichkeit motorisierter Formationen.

Soldatentum (März 1939). E. Glaise von Horstenau: Feldmarschall Conrad von Hötzendorf. — Hptm. O. Gallian: Ostmarkdeutsche und Sudetendeutsche im Weltkrieg.

Wehrgedanken des Auslandes (April 1939). Obstlt. Béthouart: Grundsätze und Bedingungen im Kriege (Auszug aus „Revue militaire générale", 1. Jahrg., Nr. 11, Frankreich). — Obstlt. K. M. Loch: Luftschutz (Auszug aus „Journal of the Royal United Service Institution", Nr. 526, England).

Wehrtechnische Monatshefte (April 1939). Dr. Friedensburg: Das wehrwirtschaftliche Rohstoffpotential des Protektorats Böhmen-Mähren und der Slowakei. — Oberst a. D. Heye: Panzer im Festungsbau (Schluß). — Dr. Leonhardt: Vom Menschenverbrauch der Kriegswirtschaft.

Digitized by Google

Zeitschrift für Geopolitik (April 1939). Böhmen — Mähren — Memelland. R. Nowak: Böhmen und Mähren. Ein geopolitischer Überblick von 1918 bis heute. — K. Richter: Die politische Stellung der sieben Großmächte als Folge ihrer völkischen Lage im Raum. — F. Otte: Europas Stellung in Ostasien. Rückblick und Ausblick. — P. Zaunert: Der Verfall des oberrheinischen Raumes im Spätmittelalter. — K. Haushofer: Bericht über den indopazifischen Raum.

Zeitschrift für Politik (März 1939). Dr. F. Lüdtke: Japan und Deutschland. — Dr. K. Braunias: Der slowakische Nationalismus. — Prof. Dr. H. Röckel: Koloniale Wirtschaftsplanung der Sowjetunion. — Dr. H. E. Pappenheim: Liechtenstein und das Reich. — M. E. Pasemann: Ismet Inönü. — Major a. D. O. Welsch †: Ismet Inönü über Kemal Atatürk.

Belgien.

Bulletin Belge des Sciences Militaires (März 1939). Cap. Comdt. B. E. M. Materne: Dix-huit mois de guerre en Chine (III).

Weerkracht en Volk (flämische Wehrzeitschrift!) (April 1939). Ref.-Lt. W.: Der Kampf um den Kemmelberg (April—Mai 1918). — E. Kemp: Luftschutz. — N. R. Crt: Deutsche Verstärkungen im Westen. Luftverteidigungszone hinter der deutschen Siegfriedlinie. — Kav.-Kdt. Elegast: Böhmen und Mähren im Deutschen Reich. — Die deutschen Luftstreitkräfte.

Dänemark.

Militaert Tidsskrift (April 1939). Kapt. A. Steon: Der Krieg in Spanien. VII.

England.

The Royal Air Force Quarterly (April 1939). Dr. F. Sternberg: Germany's war potential and her economic system after Munich. — The case for specialized air units equipped, organized and trained as eyes of the air arm. — Major R. F. Pemberton: The spirit of our people. — E. L. H.-W.: Casus belli.

The Army Quarterly (April 1939). Dr. F. Sternberg: Germany's economic mobilization. — "The other side of the hill." Nr. XVII. Battle of Arras, 9th of April, 1917. — Schlieffen's tactical-strategic problems. — Lt.-Col. H. L. F. Dimmock: Propaganda. — Notes on foreign war books.

The Journal of the Royal Artillery (April 1939). Sir Frederick Whyte: The United States in world affairs. — Col. A. F. Lambert: Anti-tank 1938. — Sir Charles Petrie: The situation in Europe.

The Cavalry Journal (April 1939). R. Hargreaves: Baton in the Knapsack.

Frankreich.

Carnet de la Sabretache (Jan.—März 1939). Comte de Bessières de la Jonquière: Journal historique de la conquête de l'Isle Minorque (1756). — Dr. E. Lomier: Surveillance et protection des côtes maritimes (1782—1815).

Revue de l'Armée de l'Air (Januar/Februar 1939). Cav. Baudouin: Chiffre et Cryptographie. Le chiffre et son emploi militaire. — Documents sur la limitation des armements aériens (Forts.).

Revue de Cavalerie (März/April 1939). General Réquichot: La 4e brigade légère du 30 juillet au 5 octobre 1914. — Lt. de Laitre: Réflexions sur «l'aviation d'assaut» ou «d'attaque». L'avenir de sa collaboration avec la Cavalerie.

Revue d'histoire (April 1939). General Levanier: Les prodromes de Vauquois. La 10e division les 22, 23, 24 et 25 septembre 1914 (Forts.). — Chef de batl. Vidal de la Blache: La Campagne de 1807. Friedland (Forts.). — Lt.-Col. Dupuis: La guerre de 1870—71. La 1re armée de la Loire. Beaune-la-Rolande (Forts.). — J. Savant: Campagne de l'armée Rennenkampf en Prusse orientale (Forts.).

La Revue d'Infanterie (April 1939). General Tanant: Le problème du commandement. — Lt.-Col. Reanault: La guerre sur les glaciers: les combats dans le massif de l'Ortler (1915—1918) (Schluß). — Cav. Ferré: La tactique des chars de combat et son évolution. — Lt.-Col. Gallini: Les premiers pas du char britannique: la bataille du 15 septembre 1916 (Forts.). — Lt.-Col. Armengaud: L'atmosphère du champ de bataille (Forts.). — Italien: La

Digitized by Google

grande unité cuirassée. — La question méditerranéenne. — La science militaire allemande.

Revue des Troupes Coloniales (April 1939). General Schmitt: La Division Marchand au Chemin des Dames. — Nécessité de l'empire.

Italien.

Rivista Aeronautica (März 1939). Comdte V. Pivetti: La potenza dell'arma aerea e la guerra di rapido corso.

Rassegna di Cultura militare (März 1939). Generale D. Deambrosis: Le risorse economiche dei paesi mediterranei. — Ten. Col. E. Canevari: Clausewitz e la teoria della guerra (Forts.). — Forze armate della Repubblica polacca. — **Rivista di Artiglieria e Genio:** Cap. E. Ravelli: La tecnica artiglieresca di Leonardo da Vinci.

Nazione militare (März 1939). G. A. Bechi-Luserna: L'Esercito dell'Impero britannico. — P. Ago: Il II. Corpo d'Armata dalla Bainsizza al Piave. — G. Cardona: Sintesi geografico-militare dell'Italia. II: Liguria, Marche, Toscana, Umbria.

Niederlande.

Mavors (April 1939). Ref. Lt.-Kolonel S. Schilderman: Die amerikanischen Gas-Truppen und ihr Material. — Kap. J. D. Van der Waall: Nächtlicher Überfall des Schlosses La Gravelle. — Oud-Hoofdcursiaan: Das neue japanische Abenteuer in China (Forts.).

De Militaire Spectator (April 1939). Spectatoriale Betrachtungen. — Dr. G. L. Smit Sibinga: Wehrgeologie.

Portugal.

Revista Militar (März 1939). General R. Esteves: Einige Betrachtungen über den Krieg in Spanien. — Coronel Nunes da Ponte: Die Artillerie in der Verteidigung.

Schweden.

Ny Militär Tidskrift (April 1939). Das Alandsproblem. Genmaj. A. Rappe: Aland vom strategischen Gesichtspunkt aus.

Militärteknisk Tidskrift (März 1939). Kapt. V. Lindblad: Erfahrungen aus dem spanischen Krieg betreffend moderne Panzertruppen, ihre Verwendung und Bekämpfung.

Schweiz.

Allgemeine Schweizerische Militärzeitung (März 1939). H. C.: Militärische Betrachtungen zum Krieg in Spanien. — Hptm. H. Binder: Der Angriff gegen den numerisch und materiell überlegenen Gegner.

Revue militaire Suisse (März 1939). General J. Rouquerol †: Importance des formations organiques. — Col. E. M. A. Dubois: Le service du transit (Schluß). — General A. Nieffel: Enseignements de la guerre d'Espagne.

Technische Mitteilungen für Sappeure, Pontoniere und Mineure (März 1939). Oberst E. Moccetti: Die Feldbefestigung.

Vereinigte Staaten von Nordamerika.

The Cavalry Journal (März/April 1939). Lt.-Col. E. E. Schwien: Neglected mobility. The Corps Conneau at the Marne, September, 1914.

The Coast Artillery Journal (März/April 1939). Fletcher Pratt: The Campaign of surprise: Bonaparte in Italy. — Major-General H. Rowan-Robinson: Strategy in the Mediterranean.

The Military Engineer (März/April 1939). R. Cook: Population changes and the National Defense. — Major G. A. Roush: Strategic mineral supplies in Germany.

Infantry Journal (März/April 1939). Major-General H. Rowan-Robinson: Strategy in the Mediterranean. — Cap. W. G. Johnson: Climax in Catalonia. — Fletcher Pratt: The Campaign of surprise: Bonaparte in Italy.

The Quartermaster Review (März/April 1939). Lt. J. D. Wilmeth: Democracy and the Dictatorship. — Lt.-Col. J. G. Yenchar: Lee's eyes and ears. Major-General James E. Brown (Jeb) Stuart.

Digitized by Google

Aus der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften.

Am 1. Mai dieses Jahres ist unser Ehrenmitglied, **Generalmajor von Voß**, der Leiter der Hauptstelle der Wehrmacht für Psychologie und Rassenkunde, aus dem aktiven Dienst der Wehrmacht ausgeschieden. Er hat zehn Jahre die Wehrmachtpsychologie geleitet und bahnbrechend für die Wissenschaft gewirkt.

General von Voß ist am 7. Oktober 1875 in Rudolstadt geboren. Erzogen wurde er im Kadettenkorps und als Leutnant am 22. März 1895 dem J. R. 95 zugeteilt. Nach dem Besuch der Kriegsakademie und zweijährigem Kommando zum Großen Generalstab erfolgte seine Versetzung dorthin; er war in der Aufmarschabteilung tätig und gehörte im Truppengeneralstab zunächst dem Generalkommando IV. A. K. an, das damals Hindenburg befehligte. Nach kurzer Kompaniechefzeit wurde Hauptmann von Voß Generalstabsoffizier der 17. Division. Als solcher zog er ins Feld. Vom ersten bis zum letzten Tage ist er im Westen tätig gewesen, vom Dezember 1914 ab als 1. Generalstabsoffizier des XXIII. R. K., später in der gleichen Eigenschaft beim A. O. K. 3 als nächster Mitarbeiter des Generals von Loßberg. Für seine Verdienste um die siegreiche Abwehr in der Flandernschlacht wurde der damalige Major von Voß am 24. Dezember 1917 mit dem Orden „Pour le mérite" ausgezeichnet. Vom Dezember 1917 bis zum Ende des Krieges bekleidete Major von Voß die Stellung des Chefs des Stabes des Gardekorps. Von seinem Ausscheiden aus dem Militärdienst (1. Oktober 1920) an bis zu seiner Übernahme in das damalige L-Offizierkorps (1. Oktober 1933) war General von Voß ununterbrochen im Dienste des Chefs der Heeresleitung tätig, zunächst im Grenzschutzdienst als Leiter des Sonderstabs. Seit 1. April 1929 Referent im Personalamt und Militärischer Leiter des Psychologischen Laboratoriums des Reichswehrministeriums — der heutigen Hauptstelle der Wehrmacht für Psychologie und Rassenkunde, die seit 1933 in enger Zusammenarbeit mit unserer Gesellschaft gestanden hat.

April 1939.

Vorträge. Die Reihe der allgemeinen Vorträge wurde am 17. April mit einem Vortrage von Prof. Dr. Wolgast, Würzburg, abgeschlossen, der das Thema „Der Machtgedanke in der europäischen Wehrpolitik" behandelte. Der Vortragende zeigte an einer Reihe geschichtlicher und gegenwärtiger Beispiele das Hervortreten gewisser Grundsätze in der machtpolitischen Entwicklung der Staaten und führte aus, daß eine Wandlung in der „Machtauffassung" einer Staatspersönlichkeit immer eine grundlegende Veränderung ihrer außen- und wehrpolitischen Ziele zur Folge hat.

Arbeitsgemeinschaften. In der letzten Sitzung der Arbeitsgemeinschaft „Kriegsgeschichte", die am 14. April unter Leitung von Präsident Foerster stattfand, wurde die Erörterung des Gesamtthemas „Der Feldherr und die anderen Faktoren der neuzeitlichen Kriegführung" mit einem Referat von Oberregierungsrat Dr. Dieckmann abgeschlossen. Dr. Dieckmann sprach über das Thema „Feldherr und Wirtschaft" und gab einen Überblick über die Kriegsgeschichte der letzten zwei Jahrhunderte, wobei er die

Digitized by Google

wechselseitige Verknüpfung der Kriegführung mit den wirtschaftlichen Verhältnissen der jeweiligen Epoche herausarbeitete.

Auch in der Arbeitsgemeinschaft „Kriegsphilosophie", die am 24. April unter Leitung von Oberregierungsrat Linnebach ihre letzte Sitzung abhielt, wurde das diesjährige Hauptthema „Von der geistigen Eigenart französischer Feldherrn" abgeschlossen. Generalmajor z. V. von Dittfurth stellte in seinem Referat über Marschall Foch dessen Persönlichkeit und ihre charakterlichen Hauptzüge dar, die viele typisch französische Züge aufweisen, während in seinem feldherrlichen Wirken nur solche Führereigenschaften zu erkennen sind, wie sie die hervorragenden Soldaten aller Nationen besitzen. Der Leiter hob in seinem Schlußwort hervor, daß die Betrachtung von Turenne, Napoleon und Foch ergeben hatte, daß von einer „französischen Eigenart" nur im Hinblick auf ihre menschlichen Eigenschaften, nicht aber auf ihr feldherrliches Handeln gesprochen werden kann.

Die Sitzung der Arbeitsgemeinschaft „Wehrpsychologie" fand am 18. April unter Leitung von Oberregierungsrat Dr. Simoneit statt. Regierungsrat Dozent Dr. Günther hielt das Hauptreferat über „Begabung und Leistung in Soldatengeschlechtern" und erbrachte den Nachweis, daß es sich bei der Eignung für den Soldatenberuf nicht um eine Organbegabung handelt, sondern daß im Gegenteil eine möglichst vielseitige Begabung vorhanden sein muß. Daß dies in den Soldatengeschlechtern der Fall ist, zeigen ihre Leistungen auch auf anderen Gebieten des kulturellen Lebens.

In der Sitzung der Arbeitsgemeinschaft „Wehrwirtschaft", die sich am 28. April unter Leitung von Dr. Osthold versammelte, sprach Dr. Stubel vom Institut für Konjunkturforschung über das Frachtraumproblem im Kriege. Der Referent zeigte die große Bedeutung dieser Frage während des Weltkrieges, wo sie für die Versorgung und den Nachschub der Ententemächte eine ausschlaggebende Rolle gespielt hat, und behandelte die Gestaltung ihrer Entwicklung in der Gegenwart und Zukunft.

Die Arbeitsgemeinschaft „Luftschutz" trat am 25. April unter Leitung von General d. Art. a. D. Grimme zu einer Sitzung zusammen. Major a. D. Waldschmidt berichtete auf Grund der in England und Frankreich gemachten Kriegserfahrungen sowie der vorliegenden Räumungsvorschriften im Auslande über das Problem der Räumung von Städten als Luftschutzmaßnahme.

Die Arbeitsgemeinschaft „Wehrverkehrsfragen" beendete in ihrer Sitzung am 21. April unter Leitung von Generalleutnant a. D. von Taysen die Behandlung der großdeutschen Verkehrsfragen mit einem Referat von Ministerialrat Doll, der über die Bedeutung der Reichsautobahnen für den innerdeutschen Verkehr und als Brücke vom großdeutschen Raum in die Welt sprach.

Zweigstelle Breslau. Die Zweigstelle Breslau unserer Gesellschaft, die unter Leitung von Generalleutnant a. D. Nehbel steht, führte im ersten Vierteljahr 1939 folgende Veranstaltungen durch: Am 24. Januar wurde eine Feierstunde des Friedrichstages abgehalten, in der Generalleutnant a. D. Nehbel über den „Letzten Feldzug Friedrichs des Großen 1778/79 in seinen Auswirkungen auf die Kriegskunst der Epigonen" sprach. In der Reihe der allgemeinen Vorträge folgte am 28. Februar ein Vortrag von Dr. Heinze über „Der raumpolitische Einfluß des Kriegsschauplatzes auf die Kriegführung in Spanien, Palästina und China" und am 21. März von Generalleutnant Quade über „Das Wesen des Douhetismus". Am 17. April wurden die Vorträge durch Diplomingenieur Lenninger abgeschlossen, der über „Das Problem des zivilen Luftschutzes" sprach. In der engeren Arbeitsgemeinschaft der Zweigstelle nahmen Prof. Dr. Rassow über „Die Bedeutung des spanischen Befreiungskrieges für den deutschen Befreiungskrieg (1808—1814)" und Diplomingenieur Lenninger über Fragen des zivilen Luftschutzes das Wort.

Hauptschriftleiter i. V.: Karl Linnebach, Potsdam, Burggrafenstr. 28. Verantwortlich für den Anzeigenteil: E. Mulack, Berlin SW 61, Urbanstraße 7.

„Wissen und Wehr" erscheint im laufenden Jahrgang zwölfmal. D. A. I. Vj. 1939: 3150. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 3 gültig. Einzelheft RM 1,75. Bezugspreis halbjährlich RM 7,50. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen oder der Verlag entgegen. Abbestellungen können nur bis spätestens 3 Wochen vor Beginn eines neuen Halbjahres angenommen werden. Alle das Abonnement oder die Zustellung betreffenden Zuschriften sind an die Verlagsbuchhandlung E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68, Kochstraße 68—71 (Postscheckkonto Nr. 540, Berlin NW 7), oder an diejenige Vertriebsstelle — Buchhandlung oder Zeitungsspediteur — zu richten, die die Bestellung vermittelt. Erfolgt die Zustellung durch die Post, so sind Anschriftenänderungen dem Postamt, durch das die Lieferung geschieht, sogleich mitzuteilen. — Druck Siegfried Mittler und Sohn, Buchdruckerei, Berlin SW 68, Kochstraße 68—71.

Digitized by Google

...rgang 1939 Sechstes Heft

Wissen und Wehr

Monatsschrift

...r Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften

Ztschr
Zeitschriftenstelle
Ziffer 2 114
Eing. 23. JUN. 1939

INHALTSANGABE

Seite

Moltke vor hundert Jahren in der Schlacht bei Nisib. Von Eberhard Kessel 409

Sun Tsi, der chinesische Kriegsphilosoph der vorchristlichen Zeit. Von Mizuyo Ashiya, Tokio 416

Der Einfluß der Verkehrsmittel auf die Kriegführung in China. Von Major a. D. Otto Welsch† 427

Aus- und Umquartierung der Bevölkerung großer Städte. Von Oberst a. D. Nagel-München 454

Wehrpolitische Übersicht: Außereuropa 467

Bücherschau 471

Zeitschriftenschau 472

Aus der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften 474

NACHDRUCK, AUCH UNTER QUELLENANGABE, UNTERSAGT
ÜBERSETZUNGSRECHT VORBEHALTEN

AUSGEGEBEN IM JUNI 1939

VERLAG E. S. MITTLER & SOHN, BERLIN SW 68

POSTVERSANDORT BERLIN

Digitized by Google

Ständige Mitarbeiter:

Prof. Dr. Andreas, Heidelberg,
Prof. Dr. von Arnim, Charlottenburg,
Vizeadmiral Aßmann, Berlin,
Prof. Dr. Baeumler, Berlin,
General d. Art. Prof. Dr. Becker, Berlin,
General d. Inf. a. D. v. Bergmann, Berlin,
Major a. D. Dr. Bertkau, Berlin,
Generalleutnant z. V. Boehm-Tettelbach, Berlin,
Oberstleutnant z. V. Professor Boehm-Tettelbach, Lübeck,
Prof. Dr. Bruns, Berlin,
Generalmajor a. D. Buchfinck, Potsdam,
Direktor Prof. Dr. Burgdörfer, München,
Generalmajor Freiherr v. Bülow, Rom,
General d. Fl. von Cochenhausen, Berlin,
Geheimrat Prof. Dr. Cranz, Stuttgart,
Oberstleutnant Dr. Däniker, Bern,
Konteradmiral Donner, Kiel,
Gen. d. Art. a. D. v. Eimannsberger, Wien-Mödling,
Professor Dr. W. Elze, Berlin,
Leutnant a. D. Ehrhardt, Potsdam
Dr. v. Engelmann, Istanbul,
Präsident Oberstleutn. a. D. Foerster, Potsdam,
Oberst Foertsch, Berlin,
Oberst a. D. Dr. h. c. Fonck, Berlin,
Universitätsprofessor Dr. v. Frauenholz, München,
Vizeadmiral a. D. Frhr. von Freyberg-Eisenberg, Berlin,
Dr. H. Gackenholz, Berlin,
Konteradmiral a. D. Gadow, Berlin,
Admiral z. V. Gladisch, Berlin,
Minister Dr. Glaise v. Horstenau, Wien,
Professor Dr. Goebel, Harzburg,
General d. Art. a. D. Grimme, Berlin,
Vizeadmiral z. V. Dr. h. c. Groos, Berlin,
Dozent Oberstlt. Dr. Hesse, Potsdam,
Oberstleutnant a. D. Jüstrow, Berlin,
Generalleutnant a. D. Kabisch, Stuttgart,
Dr. E. Kessel, Berlin,
Oberst Dr. Knauß, Greifswald,
Gen. d. Art. a. D. Krafft v. Dellmensingen, München,
Generalleutnant a. D. v. Metzsch, Berlin,
Prof. Dr. A. O. Meyer, Berlin,
Oberstudiendirektor Dr. Mühle, Dresden,
Oberregierungsrat Dr. Mühlmann, Potsdam,
Oberstarbeitsführer Müller-Brandenburg, Berlin,
Oberstleutnant a. D. Müller-Loebnitz, Berlin,
Professor Oberst Dr. v. Niedermayer, Berlin,
Oberst Dr. Nuber, Berlin,
Dr. P. Osthold, Berlin,
Oberregierungsrat Dr. Pantlen, Stuttgart,
Generalmaj. a. D. A. v. Pitreich, Wien,
Admiral z. V. Prentzel, Berlin,
Generalleutnant Dr. h. c. v. Rabenau, Potsdam,
Oberkriegsgerichtsrat Rittau, Breslau,
Oberstleutnant a. D. Direktor v. Schäfer, Potsdam,
Major W. Schenk, München,
Dozent Major a. D. Dr. Schering, Berlin,
Staatsminister Professor Dr. Schmitthenner, Heidelberg,
Oberst a. D. Dr. h. c. Schwertfeger, Hannover,
Oberreg.-Rat Dr. Simoneit, Berlin,
Professor Dr. Spranger, Berlin,
Generalmajor a. D. v. Tempelhoff, Berlin,
Dr. R. Wagenführ, Berlin,
Generalmaj. a. D. Wagner, Königsbrück,
Prof., Kapitänz. S. a. D. v. Waldeyer-Hartz, Hannover,
General d. Infanterie Werth, Budapest,
General d. Inf. a. D. Wetzell, Berlin,
Professor Dr. F. Wirth, Berlin,
Oberst z. V. Ritter von Xylander, Berlin.

Briefe redaktionellen Inhalts und Manuskripte sind zu senden an den Hauptschriftleiter i. N.:
Karl Linnebach, Potsdam, Burggrafenstraße 28.
Besprechungsstücke von Neuerscheinungen sind zu senden an die Deutsche Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften, Berlin W 35, Matthäikirchplatz 12 III.
Zur Beantwortung von Anfragen und Rücksendung von Manuskripten ist Rückporto beizufügen.

Die unter dem Ehrenpräsidium des Reichsstatthalters General d. Inf. Ritter von Epp stehende und von General der Flieger von Cochenhausen geleitete

Deutsche Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften,

deren Organ „Wissen und Wehr" ist, hat es sich zur Aufgabe gemacht, das wehrpolitische Verständnis und das Interesse an den Wehrwissenschaften zu fördern. Anträge zum Beitritt sind zu richten an das Generalsekretariat Berlin W 35, Matthäikirchplatz 12 III. Fernsprecher: über O. K. W. 21 81 91.

Beilagen: *Der Gesamtauflage dieser Ausgabe liegen Ankündigungen der Franckh'schen Verlagsbuchhandlung W. Keller & Co., Stuttgart-O., sowie des eigenen Verlages bei.*

Digitized by Google

Sechstes Heft Jahrgang 1939

Wissen und Wehr

MONATSHEFTE

In sämtlichen Aufsätzen handelt es sich um die privaten Ansichten einzelner Persönlichkeiten, keinesfalls um die Anschauungen maßgebender militärischer Dienststellen.

Moltke vor hundert Jahren in der Schlacht bei Nisib.

Von Eberhard Kessel.

Es ist eine zwar bekannte, aber im allgemeinen wenig beachtete Tatsache, daß die Laufbahn des siegreichsten Feldherrn des 19. Jahrhunderts, des Generalfeldmarschalls Grafen von Moltke, mit einer Niederlage begonnen hat. Vor genau hundert Jahren, am 24. Juni 1839, unterlag in Kleinasien das türkische Heer unter dem von Moltke beratenen Generalissimus Hafiz Pascha dem ägyptischen Feldherrn Ibrahim Pascha in der Schlacht bei Nisib.

Eine seltsame Fügung des Schicksals hatte es gewollt, daß auf türkischer Seite drei preußische Offiziere kämpften, darunter als verantwortlicher Berater des Heerführers Moltke, während im ägyptischen Heer mehrere Franzosen dienten, darunter ebenfalls als verantwortlicher Berater des Kommandierenden der Colonel Sève, genannt Soliman Pascha.

In der französischen Literatur ist dieser Sachverhalt dahin ausgedeutet worden, daß Moltke hier von den Franzosen die moderne Feldherrnkunst gelernt habe. Die türkische Armee soll damals unter Moltke die gleichen Fehler gemacht haben, die später die französische Rhein-Armee den Verlust des Feldzuges von 1870 gekostet habe. Moltke habe 1870 bei Metz und Sedan mit den gleichen Manövern und Mitteln gesiegt, die Colonel Sève 1839 gegen ihn angewandt habe. Hier habe Moltke, der nur Theorie und keine Kriegserfahrung gehabt habe, seine Lektion empfangen[1]).

Diejenigen, die in Moltke vornehmlich den „Denker" und rechnenden Strategen sehen, könnten vielleicht von der These bestochen werden, daß 1839

[1]) Vgl. E. Lockroy, M. de Moltke, ses mémoires et la guerre future. Paris 1892, S. 17 f.

Digitized by Google

der Theoretiker die Praxis lernte, und zwar durch eine Niederlage lernte. Aber die Ähnlichkeit der Operationen Ibrahim und Soliman Paschas von 1839 mit denen Moltkes von 1870 beschränkt sich auf die eine einzige Tatsache des Flankenmarsches, dessen Ausführung 1839, ganz den Zeitumständen entsprechend, von 1870 himmelweit verschieden war. Die Art der Ausführung des Flankenmarsches durch die ägyptische Armee bei Nisib war nach normalen europäischen Begriffen derart fehlerhaft, daß sie Moltke in der Folgezeit nur als warnendes Beispiel vor Augen gestanden haben kann, niemals aber als Muster und Vorbild. Er wurde nämlich in unmittelbarer Nähe und in Sicht der türkischen Stellung ausgeführt, so daß eine einigermaßen geübte Truppe unter einem halbwegs entschlossenen Kommandierenden ihm leicht in die Flanke fallen oder ihn ähnlich wie Friedrich der Große bei Roßbach parieren konnte. Tatsächlich hat Moltke stets auf die Unmöglichkeit hingewiesen, unter den neuzeitlichen Verhältnissen eine taktische Umfassungsbewegung im Angesicht des Gegners vorzunehmen. Es macht geradezu einen Fundamentalsatz seiner wendigen und allen Verhältnissen Rechnung tragenden Kriegslehre aus, daß die Umfassung schon aus dem Anmarsch zur Schlacht heraus eingeleitet werden müsse, und danach hat er bei Königgrätz, Metz und Sedan gehandelt. Colonel Sève dagegen war noch ein Vertreter des Napoleonischen « on s'engage partout et puis l'on voit » gewesen.

Es ist allerdings nicht sichtbar, inwiefern das Erlebnis dieses Fehlers beim Gegner für Moltke eine „Lehre" gewesen ist. Es fehlen die Belege dafür, daß sich Moltke bei späteren Gelegenheiten dieser Art des Vorgangs bei Nisib erinnert hätte. Und ganz gewiß wußte Moltke auch so, was es damit auf sich hatte. Er hat damals bei Nisib sofort die Schwäche der feindlichen Maßnahme erkannt und seinem Pascha den unverzüglichen Angriff angeraten. Aber Hafiz Pascha wagte in der den Orientalen eigenen Passivität die Offensive nicht; er wollte sich defensiv in seiner Stellung schlagen. Jede auch nur partielle Angriffsbewegung lehnte er ab. Da der Pascha aber auch nicht zurückgehen wollte, um sich der drohenden Umfassung wenigstens zu entziehen, was ihm Moltke und seine Kameraden als die einzig noch mögliche Maßnahme vorstellten, so führte das Manöver des Gegners zur Schlacht mit verkehrter Front, in der die zahlenmäßig schwächeren und schlechter ausgebildeten Türken unterlagen. Man wird überhaupt, so wichtig etwa der Hinweis auf den Unterschied im Verfahren zwischen Soliman Pascha und Moltke für unser Verständnis von den Vorgängen ist, doch das Ergebnis der Schlacht und des Feldzugs für Moltke nicht in solchen allgemeinen „Lehren" suchen dürfen. Das Wesentliche war vielmehr das Erlebnis eines wirklichen Krieges.

Allerdings spielte sich dieser Krieg auf einen durchaus fremdartigen Boden unter einzigartigen Verhältnissen ab, die seinen Wert als „Schule"

Digitized by Google

des europäischen Feldherrn des 19. Jahrhunderts überhaupt recht gering erscheinen lassen könnten. Indessen ist es nicht der stets eigenartige und nicht wiederholbare Sonderfall, aus dem man für künftige Fälle lernt. Wer auf diese Weise aus der selbsterlebten Vergangenheit und aus der Kriegsgeschichte „lernen" will, hat noch immer Schiffbruch erlitten. In diesem Sinne war es von Vorteil, daß sich Moltke unter völlig fremde Verhältnisse versetzt sah. Zwar konnte er hier nichts für europäische Verhältnisse „lernen", aber er konnte sich üben in der Anpassung an die ungewöhnlichsten Lagen, in der Bewältigung der mannigfaltigsten Aufgaben und in der Erprobung der jeweils entsprechenden, unter anderen Umständen nicht anwendbaren Mittel.

Das gesamte osmanische Staatswesen befand sich damals in seiner größten Krisis. Der „Reform-Sultan" Mahmud II. hatte es endlich fertiggebracht, sich der zu einem steten innerpolitischen Unruheherd gewordenen Janitscharen zu entledigen (1826). Doch war dies zu einem Zeitpunkt geschehen, wo dem Staate von außen die stärksten Gefahren drohten. Der griechische Befreiungskampf tobte; unmittelbar darauf brach der Krieg mit Rußland aus (1828/29); und wenig später fiel der Vizekönig Mehmed Ali von Ägypten vom Großherrn ab. In dem Kriege mit ihm verlor der Sultan 1832/33 Syrien und Cilicien, und nur die Vermittlung der europäischen Mächte verhinderte größeres Unheil.

Während solcher Ereignisse hatte der Neuaufbau der osmanischen Wehrmacht keine Fortschritte machen können. Bei der völlig zerrütteten und korrupten Verwaltung des Staates hätte er nur Hand in Hand mit einer umfassenden Staats- und Verwaltungsreform von Erfolg sein können. Vor allem fehlte es an geeigneten sachkundigen Persönlichkeiten. Man hatte deshalb bei der Pforte von Anfang an die Heranziehung fremder Offiziere für diese Aufgaben in Erwägung gezogen. Bisher nur auf die Abenteurernaturen der fremden Heere angewiesen, die sich als Instrukteure verdingten, sah man nach zuverlässigerem Personal aus. Solches konnte nur ein offizielles Kommando einer fremden Macht bringen. Man dachte an Frankreich; England drängte sich förmlich auf. Der russische Einfluß in Konstantinopel arbeitete dem entgegen. Schon war einmal die Möglichkeit der Heranziehung preußischer Offiziere besprochen worden, als Moltke 1835 auf einer Urlaubsreise nach Konstantinopel kam. Man hielt ihn fest, bewirkte zunächst eine Verlängerung des Urlaubs, sodann seine regelrechte Kommandierung und die Nachsendung von drei weiteren Offizieren und stellte sie vor die verschiedensten Fragen der Organisation und Ausbildung der Truppen, der Befestigung des Landes usw. Moltke hatte von Anfang an einer derartigen Entsendung preußischer Militärs nach der Türkei widerraten und jedenfalls für seine Person von der Kommandierung Abstand zu nehmen gebeten. Indessen hatte er sich das Vertrauen der Türken bereits in solchem

Digitized by Google

Grade erworben, daß sie speziell gerade seine Kommandierung wünschten, und die ganze Mission schien aus politischen Gründen zweckmäßig: Man wollte dadurch Rußland gefällig sein und ein Weitergreifen des englischen oder auch des französischen Einflusses bei der Pforte verhindern.

Moltke hatte bei allen seinen Vorschlägen und Denkschriften, die von ihm verlangt wurden, keinerlei greifbare positive Ergebnisse erlebt. Das wurde auch nicht anders, als seine Kameraden nachkamen. Ihr erster gemeinsamer Auftrag führte zur Bereisung der Balkanfestungen und der Dardanellen, die mit der Ausarbeitung der Verbesserungsvorschläge usw. den Herbst und Winter 1837/38 in Anspruch nahm. Dann warteten sie vergebens, daß daraufhin etwas geschah. Zwischendurch wurde der Seraskier (Kriegsminister und Oberbefehlshaber) gestürzt, und eine gänzliche Neuorientierung in der Militärverwaltung stellte wieder einmal alles, vom untersten Schreiber angefangen, auf den Kopf. Dabei konnten die Pläne der preußischen Offiziere keine Erledigung finden. Vielmehr ging der Plan der Festung Varna bei der Gelegenheit „verloren", weil er den ausführenden türkischen Organen unbequem war.

Unter solchen Umständen konnten es die preußischen Offiziere geradezu freudig begrüßen, als sie 1838 zu den einzelnen türkischen Truppenkorps nach Kleinasien geschickt wurden, wo ihnen jedenfalls eine praktische Tätigkeit winkte, wenn sie nun auch jeglicher Kultur und Zivilisation noch so viel ferner rückten. Moltke kam zu dem Hauptkorps, der unter dem Kommando von Hafiz Pascha stehenden Taurus-Armee. Der Wiederausbruch des Krieges mit Ägypten drohte. Doch zog er sich noch hinaus. In Konstantinopel und Alexandria mahnten die europäischen Mächte zum Frieden. In Syrien brachen Aufstände aus, die die ägyptische Armee unter Ibrahim Pascha eine Weile vollauf in Anspruch nahmen.

Die vorangegangene Beschäftigung mit den verschiedenen organisatorischen Aufgaben hatte Moltke und seinen Kameraden die türkischen Verhältnisse deutlich gezeigt, unter denen sie nunmehr praktisch wirksam werden sollten bei der Ausbildung der Truppen, der Anlage von Grenzbefestigungen, der Erkundung und Aufnahme des Geländes und der Beratung der Heerführer. Moltke gab sich gewiß keinen Illusionen hin über das Material, das er zur Verfügung hatte. Trotzdem war diese Aufgabe schon mehr nach seinem Herzen. Und wirklich ist der Feldzug von 1839, wo er zum ersten Male, gewissermaßen als Generalstabschef des türkischen Oberbefehlshabers, in kriegerische Aktion trat, die wichtigste Zeit seines türkischen Aufenthalts gewesen.

Unter allen möglichen Schwierigkeiten, selbst solchen rein persönlicher Art, hatte Moltke sich mit den gegebenen Verhältnissen abzufinden. Er und seine Kameraden mußten davon Abstand nehmen, auch nur im entferntesten

Digitized by Google

preußische Maßstäbe zu gebrauchen. Sie mußten ihre Anforderungen und Ziele nach dem Möglichen und Erreichbaren einrichten, das von dem ihnen gewohnten preußischen Maß weit entfernt blieb. Für sie alle war der Aufenthalt in der Türkei die Schule der Möglichen unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen. Sie haben getan, was sie tun konnten. Ihre Kritik war gerecht genug, die Andersartigkeit der Menschen und Dinge gebührend in Rechnung zu stellen, und sie fand dabei die Ansatzpunkte für ein erfolgreiches Handeln. Trotzdem wurde die Schlacht bei Nisib eine Niederlage. Aber sie brauchte nicht verloren zu gehen; das war die feste, aus den Erfahrungen des Krieges gewonnene Überzeugung, die Moltke und seine Kameraden mit nach Hause brachten. Moltke wußte genau, wie man es hätte machen müssen, um zu siegen. Er hatte seinem Pascha während der Ereignisse jeweils die einzig möglichen Ratschläge gegeben, ständig sich anpassend und doch felsenfest im entscheidenden Punkte, als der Pascha sich nicht der Umfassung durch den Rückzug nach Biradschik entziehen wollte. Er hatte das Unheil kommen sehen und vorausgesagt. So konnte es sein Selbstbewußtsein und die Sicherheit seines Urteils nicht beirren, als es eintraf. Die erste Berührung mit der Wirklichkeit des Krieges brachte Moltke die Bewährung und Bestätigung seines Wissens und Könnens.

Das ist vornehmlich die Bedeutung der Ereignisse vor hundert Jahren für die Entwicklung Moltkes zum Feldherrn gewesen. Nicht aus einzelnen Maßnahmen gewann er hier eine „Lehre", sondern die Summe seiner Erlebnisse und Erfahrungen stärkte seine Klarheit und Sicherheit. Die Erfahrungen einer völlig fremden Welt verbanden sich ihm hier mit den im dänischen und preußischen Heere erworbenen Kenntnissen und Fähigkeiten. Die Ruhe und Sachlichkeit seines Urteils, die Klarheit und Einfachheit seiner Ansichten, die Zielsicherheit seiner Handlungen und die Unbeugsamkeit seines Willens, wenn es darauf ankam, fanden hier ihre Prüfung in der Wirklichkeit.

Ganz zur Anschauung bringen kann dies nur eine genaue Schilderung der konkreten Vorgänge, für die hier der Raum fehlt[2]). Aus ihr ergeben sich die einzelnen Elemente seines Werdegangs. Hier möge nur noch das Urteil seines Generalstabskameraden Vincke seinen Platz finden, der an den vorausgereisten Hauptmann Fischer unter dem 17. Juli 1839 schrieb: „Moltke hat sich in allen Verhältnissen wie un chevalier sans peur et sans reproche und wie ein umsichtiger und besonnener Generalstabsoffizier benommen. Krank und fast bettlägerig, hat er doch nie gefehlt, wo es galt. Stets war er bei allen Rekognoszierungen, und keck und kühn, haben ihn die Türken

[2]) Vgl. dafür und für alles weitere die gleichzeitig im Verlage von E. S. Mittler & Sohn erscheinende Studie „Moltkes erster Feldzug. Anlage und Durchführung des türkisch-ägyptischen Feldzugs 1839."

Digitized by Google

wie eine Art Dali[3]) betrachtet. Alle achten ihn sehr hoch, und der Pascha hat stets viel auf seinen Rat und seine Meinung gegeben, obgleich er ihn leider in dem wichtigsten Punkte nicht gehört hat. Er fühlt ja wohl nur zu sehr, wie unrecht er darin getan hat. Von ihm selbst und anderen Generalen habe ich das Bekenntnis gehört: Wären wir doch in Biradschik geblieben oder wären wir dahin zurückgekehrt! Bis zum 20. Juni, wo die Nachricht von Ibrahims Anmarsch kam, hatte Moltke seit sechs Wochen, an einer heftigen Dysenterie leidend, im Zelt gelegen. Auf jene Nachricht hin hat er sich aber aufgemacht, und seitdem bis hierher ist er eigentlich nicht zur Ruhe gekommen[4])."

Zwei Jahre später erinnerte sich Moltke der schweren Anstrengungen jener Tage in einem Briefe an seine Braut: „Alle diese Tage habe ich recht an die Zeit zurückdenken müssen vor zwei Jahren, denn heute war die unglückliche Schlacht von Nisib ... Ich ritt heute dasselbe Pferd wie damals und erinnerte mich wohl daran, daß ich nächst Gott seinen Beinen verdanke, wenn ich noch auf diesem Erdenrund herumspaziere[5])."

Wohl warfen noch persönliche Mißhelligkeiten tiefe Schatten auf die Erlebnisse jener Zeit. Auf der Rückreise wirkten sich die durchgemachten Strapazen in einer schweren und langwierigen Krankheit aus, die ihn zu längeren Aufenthalten in Wien und in München zwang, ehe er am 27. Dezember 1839 wieder in Berlin anlangte. Aber der Anerkennung seiner Leistungen in der Heimat konnte er gewiß sein; König Friedrich Wilhelm III. verlieh ihm unter dem 29. November 1839 den Orden Pour le mérite.

Aus den „Briefen über Zustände und Begebenheiten in der Türkei aus den Jahren 1835 bis 1839"[6]), die Moltke nach seiner Rückkehr zusammenstellte und veröffentlichte, geht deutlich seine umfassende Beobachtungsgabe und Vielseitigkeit hervor. Sie geben in den lebendigsten Farben ein klares Bild von dem bunten Leben einer fremden Welt. Auf diese Weise sind sie sowohl für ihren Gegenstand, die Türkei, wie für ihren Verfasser, Moltke, von der größten Bedeutung. Man kann geradezu sagen, daß diese Briefe Moltkes schönste schriftstellerische Leistung gewesen sind. Das speziell Militärische wird freilich nicht aus ihnen deutlich. Er konnte es unmittelbar nach den Ereignissen nur soweit berühren, wie dies ohne Verletzung seiner dienstlichen Pflichten möglich war, und seine natürliche Zurückhaltung ließ ihn die Grenzen hierin eher zu eng als zu weit ziehen. Moltkes dienstliche Be-

[3]) Dali, Held der Sage.

[4]) Moltke. Ges. Schriften V 156.

[5]) Moltke, Briefe an die Braut und Frau, Stuttgart 1894, I 19.

[6]) Zuerst erschienen 1841 mit Vorwort von Carl Ritter. 6. Aufl., hrsg. von G. Hirschfeld (Bd. VIII der Ges. Schriften), Berlin 1893.

Digitized by Google

richte geben hier die wünschenswerte Ergänzung[7]). Sie zeigen uns, wie Moltke eben aus der allgemeinen Kenntnis des türkischen Volkscharakters und des osmanischen Staatslebens die praktischen Folgerungen zog. Er schlägt z. B. vor, bei der Einführung der allgemeinen Dienstpflicht für alle Mohammedaner schrittweise vorzugehen und auch Stellvertretung zuzulassen. Er verzichtet darauf, das preußische Exerzierreglement zur Ausbildung der türkischen Truppen einzuführen. Er weiß, daß die Beseitigung des bestehenden Reglements größere Verwirrung hervorrufen, als die Einführung des besseren Reglements nützen würde. So beschränkten sich die preußischen Offiziere auf die tunlichste Vereinfachung der bereits, vor allem nach französischem Vorbild eingeführten Ausbildungsvorschriften und ergänzten sie, wo es notwendig und möglich war, nach den preußischen Grundsätzen. Im Kriege schließlich trug Moltke den Eigenheiten des Kriegsschauplatzes und der Heere in jeder Weise Rechnung. Er wählte die Stellung bei Biradschik, obwohl der Euphrat in ihrem Rücken jeden Rückzug unmöglich machte, weil er wußte, daß eben dies unter den dortigen Verhältnissen gerade das Richtige war. Er zeigte damit die Fähigkeit des Feldherrn, der mit dem Instrument, wie es ihm zur Verfügung steht, umzugehen weiß, der auch mit schlechtem Material noch das Mögliche leistet.

Darin besteht gleichzeitig überhaupt die Lehre jener Ereignisse: Es kommt nicht darauf an, ein absolut Bestes zu wollen und zu erreichen, sondern darauf, das Mögliche zu leisten. Wie es Moltke später in den Verordnungen für die höheren Truppenführer von 1869 ausgesprochen hat: „Beim kriegerischen Handeln kommt es oft weniger darauf an, w a s man tut, als darauf, w i e man es tut. Fester Entschluß und beharrliche Durchführung eines einfachen Gedankens führen am sichersten zum Ziel." Und an anderer Stelle: „... man wird in dem erschwerenden Element der Kriege selten das Ideale erreichen, aber selbst das Mittelmäßige kann, wie dann der Erfolg gezeigt hat, noch den Zweck erreichen"[8]). Sowohl in der Organisation der türkischen Armee wie in der Führung des Krieges galt es überall, den besonderen, für europäische Verhältnisse abnormen Zuständen Rechnung zu tragen und nichts Unerreichbares zu erwarten und zu verlangen. Nirgends handelte er nach der Regel, nach dem Schema, sondern immer nach den gegebenen Umständen des konkreten Augenblicks. Das aber ist, wie die Bedingung jeden kriegerischen Erfolges, die Grundlage allen tätigen Lebens überhaupt.

[7]) In einer vom Verf. geplanten Neuausgabe der türkischen Briefe soll das wichtigste davon mitgeteilt werden.

[8]) Moltke, Taktisch-Strategische Aufsätze (Moltkes Milit. Werke II 2), S. 171 und 279.

Digitized by Google

Sun Tsi, der chinesische Kriegsphilosoph der vorchristlichen Zeit.

Von Mizuyo Ashiya, Tokio.

Was hat die moderne Kriegswissenschaft mit einem ostasiatischen Kriegsphilosophen, der vor 2500 Jahren lebte, zu tun? Welchen wesentlichen Zusammenhang hat er mit der Kriegstheorie der modernen Heere, die mit Kanonen, Maschinengewehren und Flugzeugen ausgerüstet sind? Bevor eine solche Frage gestellt wird, soll der chinesische Kriegsphilosoph selbst sprechen.

Über Sun Tsi ist nicht viel bekannt. Unbestreitbar war er der Kriegsführer oder Kriegsberater unter einem König des Staates We, einem südchinesischen Staat um 600 v. Chr. Es war eine Zeit großer äußerer und innerer Umwandlungen. Staat kämpfte gegen Staat, versöhnten sich miteinander, schlossen Bündnisse und kämpften wieder. Damals bildete sich aus den Resten der alten Sippenstaaten der organisierte Beamtenstaat und der Krieg mußte auch ein neues Gesicht bekommen und eine neue Basis war notwendig für die Kriegsführung. Sun Tsi, der in dieser Zeit der drehenden Laterne zum Kriegstheoretiker geworden ist, erkannte schon früh die Wichtigkeit der wirtschaftlichen, politischen und moralischen Grundlage des Krieges. Der Schutz des Bauerntums und eine gesunde Staatsfinanz mußte in erster Linie berücksichtigt werden. Das friedlich geführte Land, wo die Bauern friedlich leben können, war das ideale Land für alle chinesischen Philosophen. Alle chinesischen Staatstheorien beruhen auf diesem Ideal. Deshalb will Sun Tsi auch einen langen, Schaden bringenden Krieg vermieden wissen. Ohne Krieg den Feind besiegen, das war der erste Grundsatz seiner Kriegsphilosophie, und im dritten Kapitel seines Buches beschäftigte er sich mit dem waffenlosen Angriff, d. h. mit der Diplomatie. Er behandelt Volkswirtschaft, Kriegsführung, Diplomatie und Propaganda in einem großen Zusammenhang. Es sind die gleichen Probleme, wie die des Krieges der Gegenwart.

Wenn die Schlacht selbst in Frage kommt, ist seine Betrachtung klar und deutlich. Besonders wertvoll sind die Betrachtungen über Heeresmoral und Heerespsychologie: „Man erwartet die Verwirrung des Feindes mit der eigenen Ordnung und den Lärm des Feindes mit der eigenen Stille." „Die Hauptregel des Krieges ist Schnelligkeit. Man benutzt das Unvollendete des Feindes, dringt auf einem unerwarteten Weg ein und greift den nicht verteidigten Ort an. Wenn der Eindringling ins Land des Feindes tief einmarschiert, wird er auf das äußerste angespannt. Der Herr des Landes kann nicht siegen." „Der gute Feldherr sorgt für die Soldaten, wie für die Säug-

Digitized by Google

linge. Deshalb gehen sie mit ihm gern bis in den tiefsten Abgrund." In solchen Sätzen finden wir die Axiome des Krieges. Was die modernen Kriegswissenschaftler als ihre Grundsätze bezeichnen, hat schon Sun Tsi in klarster und kühnster Form ausgesprochen. Oft sind seine Sätze orakelhaft, wie die des Konfutze. Das mythisch orakelhafte in ihm ist nur eine Schale. Er übernahm mythische Formen in seinen Aussprüchen, um seinen scharfen Realismus damit zu umkleiden.

Wie bei jedem chinesischen Philosophen fehlt das lyrische Element auch bei ihm nicht. Er schilderte oft das Heer aus dichterischer Begeisterung. „Die Geschwindigkeit des Heeres ist wie der Wind. Seine Ruhe ist wie der Wald. Seine Eroberungen sind wie das Feuer." Wie könnte man besser die Bewegung des Heeres ausdrücken?

Seine Kriegstheorie ist systematisch-didaktisch. Bei seinen Untersuchungen wendet er, nach dem Vorbild der Philosophen vor und in seiner Zeit eine dialektische Methode an, bei welcher er sich ergänzende Gegensätze, wie z. B. „Leere und Fülle", zur Anwendung bringt.

Sun Tsis Werk in dreizehn Kapiteln ist seit 2500 Jahren das kriegsphilosophische Lehrbuch des Fernen Ostens. Es wurde und wird nicht nur von chinesischen und japanischen Heerführern gelesen, sondern es ist heute noch ein Goldenes Buch für alle Offiziere des japanischen Heeres.

Um dem deutschen Leser eine Vorstellung von dem Inhalt und der Bedeutung dieses Werkes zu geben, sollen nun, streng der Einteilung des Urtextes entsprechend, aus jedem der dreizehn Kapitel einige wörtliche Übersetzungen aus dem Urtext und kleine Erläuterungen dazu gegeben werden. Obwohl also nur ein kleiner Auszug aus dem Werke Sun Tsis geboten wird, so ist doch zu hoffen, daß er zeigt, wie weit entwickelt schon in jener alten Zeit die Wissenschaft vom Kriege gewesen ist.

1. Voraussicht und Berechnung.

„Der Krieg ist die ernsteste Angelegenheit eines Landes. Er ist der Boden, auf dem Tod und Leben entstehen, und der Scheideweg des Aufstiegs und des Untergangs. Er muß durchdacht werden."

Mit diesen Worten beginnt Sun Tsi sein unsterbliches Buch über die Kriegsphilosophie. Wer vom Ernst und von der Gefahr der Kriegsführung weiß, wird niemals leichtfertig einen Krieg führen. Sun Tsi hat seine Kriegsphilosophie nicht nur auf der Erfahrung des Kriegsschauplatzes aufgebaut, sondern er betrachtet die ganze Kriegsführung vom Standpunkt der Staatspolitik aus. Diese Mahnung zu Beginn des Buches zeigt Sun Tsis grundlegende Einstellung zum Krieg: Der Krieg soll möglichst vermieden werden. Falls er geführt werden muß, soll er ins kleinste durchdacht und vorausberechnet werden.

Digitized by Google

Sun Tsi stellt fünf Grundelemente und sieben äußere Bedingungen auf, die der Feldherr vor Kriegsbeginn unbedingt durchdenken muß. Die fünf Grundelemente sind: 1. Der Weg, 2. der Himmel, 3. die Erde, 4. der Feldherr, 5. das Gesetz.

„Der Weg heißt: Man bringt die Gedanken des Volkes mit den Gedanken der Führenden in Einklang, damit es mit der Führung leben und sterben will und dadurch furchtlos wird. Der Himmel heißt: Sterne und Wetter, Hitze und Kälte und die kosmischen Einflüsse. Die Erde heißt: Weit und nah, steil und flach, breit und eng, Lebensboden und Todesboden. Der Feldherr heißt: Klug, vertrauenswürdig, warmherzig, tapfer und würdevoll. Das Gesetz heißt: Die Formierung des Heeres, die Bestimmung der Fahne, des Kampfzeichens, des Losungswortes usw., die Verteilung der Ämter und Posten, die Kenntnis der Straßen und anderer geographischer Bedingungen, die notwendigen Kampfmittel für den Krieg, die Vorbereitungen auf die verschiedensten Möglichkeiten."

Und was sind sieben Bedingungen? „Welcher Landesherr hat den Weg? Welcher Feldherr ist vollkommen? Für wen ist die Zeit günstiger? In welchem Heer werden Gesetz und Befehl am besten befolgt? Welches Heer hat bessere Waffen und Mannschaft? Welche Offiziere und Soldaten sind am besten geschult? In welchem Heer werden Belohnungen und Bestrafungen am besten verteilt?"

Die fünf Grundelemente beziehen sich mehr auf die Vorbedingungen der Kriegsführung nach den Gedanken der alten chinesischen Staatsphilosophie. Dagegen sind die sieben Bedingungen mehr in bezug auf die im Kampf begriffenen beiderseitigen Heere gedacht. Der gute Feldherr berechnet nach diesen Grundsätzen alles voraus. Wer nach diesen Grundsätzen in bezug auf das eigene und feindliche Heer die Berechnungen vorausgenommen hat, kann vor dem Beginn des Krieges schon siegessicher sein und er kann auch den Feind besiegen, ohne dem eigenen Heer zu schaden.

„Wer vor dem Kampfe seine Kraft im Tempel sucht und seinen Sieg im Geist sieht, hat schon viel geleistet."

2. Kriegswirtschaft.

„Man muß den Krieg schnell führen und den Sieg schnell erringen. Ein Heer, das lange warten muß, wird stumpf. Greift man mit solch einem Heer die Festungen an, so wird sich seine Kraft erschöpfen. Wenn das Heer stumpf wird, seine Schärfe verloren geht, seine Kraft ermattet und dazu der Wohlstand des Volkes erschöpft ist, benutzen die benachbarten Fürsten diese Schwäche und greifen das Land an. In diesem Falle kann selbst ein Weiser das Land schwer wieder in Ordnung bringen."

Hier entwickelt Sun Tsi den Gedanken des ersten Kapitels weiter. Nicht nur an die gegenwärtigen Bewegungen der Heere soll der Landesherr denken,

Digitized by Google

sondern auch an deren Rückhalt: das Volk und seine Kraft. Der Krieg erfordert immer ungeheure Kosten, die man vorher nicht übersehen kann, und die Kraft des Volkes hat eine Grenze. „Um einen Krieg zu führen", sagt Sun Tsi, „muß man 1000 Angriffswagen und 1000 Lederwagen bereitstellen und 100 000 Krieger mit Harnischen ausrüsten. Den Proviant muß man über viele Tagereisen weit bewegen." Wenn der Krieg einmal geführt wird, „werden die Kraft und der Reichtum des Volkes von den Kriegssteuern aufgesogen. Die Gewerbe im Inneren des Landes liegen still, und der Reichtum der Bauern vermindert sich um $^{7}/_{10}$. Der Reichtum der Herrschenden vermindert sich um $^{6}/_{10}$ durch den Abgang der Wagen und der Pferde, der Harnische und der Helme usw."

Deshalb betont Sun Tsi immer wieder, daß ein Krieg schnell geführt werden muß. Aber man soll nicht nur einen langen Krieg und großen Kriegsverlust vermeiden, sondern man soll sich eifrig bemühen, den Reichtum und die Kraft des eigenen Landes, trotz des Krieges, möglichst zu erhalten. „Deswegen bemüht sich der kluge Feldherr dem Feind den Proviant zu rauben, weil ein vom Feinde geraubtes Sho (chinesisches Maß) des Proviantes, 20 Sho vom eigenen Lande, und ein Koku des vom Feinde geraubten Futters, 20 Koku vom eigenen Lande gleichen."

Das Bauerntum ist der Kern des Heeres. Wenn man die Ernte und den Vorrat des Bauern fortnimmt, um sie zur Proviantierung in einem fernen Land zu benutzen, wird der Reichtum des Bauern aufgesogen und der Ackerbau geht zugrunde. Deshalb die Kraft des Feindes geschickt zu benutzen, ist der weiseste Weg, das eigene Land möglichst wenig zu schädigen. Nicht nur der Proviant, sondern möglichst auch die feindlichen Soldaten sollen benutzt werden.

„Die Leute, die sich uns ergeben haben, müssen gut behandelt werden (damit sie für uns kämpfen). Dies bedeutet: man siegt über den Feind und wird stärker."

3. Der waffenlose Angriff.

„Deshalb bedeutet hundertmal kämpfen und hundertmal siegen noch nicht das Beste des Besten. Ohne Kampf das feindliche Heer zu besiegen ist das Beste des Besten."

Hier erklärt Sun Tsi, wie man siegen soll, ohne das eigene Heer zu schädigen, ohne die feindlichen Festungen anzugreifen und ohne das feindliche Land zu zerstören. Man besiegt den Feind nicht mit bewaffneter Macht, sondern mit einer vollkommen durchdachten Politik. Der Krieg mit Waffen soll nur geführt werden, wenn es keinen anderen Weg gibt. Deswegen wendet sich die gute Kriegsführung zuerst gegen die Listen des Feindes, dann gegen die Eintracht des feindlichen Heeres, seine Freundschaft mit anderen Ländern, sodann gegen die bewaffnete Macht des Feindes und endlich gegen

Digitized by Google

die feindlichen Festungen. Sun Tsi warnt vor dem Festungsangriff. „Übel ist es, wenn der Feldherr wegen eines langen Festungskriegs zornig wird, wenn er die Soldaten, wie die Ameisen die Festungsmauern erklettern läßt, und wenn die Festung noch nicht fällt, obgleich er ein Drittel der eigenen Soldaten verloren hat."

Sun Tsi warnt immer vor einem Angriff, der auf Selbstüberschätzung beruht. Für den Chinesen Sun Tsi kann nur eine vorsichtige, äußerst vernünftige Strategie zum Siege führen. Den Wagemut, der alles auf eine Karte setzt, kennt er nicht. Aus diesem Grundgedanken leitet er seine Theorien ab.

„Wenn man zehnfach mehr Soldaten als der Feind hat, umklammert man den Feind. Wenn die Übermacht fünffach ist, soll man den Feind angreifen. Wenn die Übermacht zweifach ist, teilt man das Heer in zwei Gruppen (um mit der einen in der Front und mit der anderen im Rücken des Feindes anzugreifen). Wenn die Stärken gleich sind, muß man je nach den Umständen geschickt kämpfen. Wenn das eigene Heer schwächer als das feindliche Heer ist, flieht man den Feind."

Dieser Gedanke des vernünftigen Handelns ist in dem folgenden berühmten Worte Sun Tsis zusammengefaßt:

„Wenn man den Feind und sich selbst kennt, bringen 100 Kriege keine Gefahr. Wenn man die Feinde nicht kennt und nur sich selbst kennt, siegt man einmal und einmal wird man besiegt. Wenn man weder den Feind noch sich selbst kennt, wird man jeden Kampf verlieren."

4. Beurteilung des Heeres.

„Zuerst schützt man sich selbst vollkommen und dann siegt man vollkommen. Der gute Feldherr, dessen Voraussicht des Sieges die Voraussicht der anderen Leute nicht übertrifft, ist nicht der Beste der Besten. Der beste Feldherr beurteilt den Sieg vom Unsichtbaren her, das die anderen nicht erkennen können."

Aus der Form des feindlichen Heeres seine Stärke, Vollkommenheit oder Größe beurteilen zu können, ist gleichbedeutend damit, als ob man aus dem Schatten eines Dinges sein Wesen beurteilen wollte. Der gute Feldherr muß aus der sichtbaren äußeren Form des Feindes sein unsichtbares Wesen erkennen, und je nach der Form des Feindes das eigene Heer unsichtbar machen und den Feind, der besiegbar ist, weil seine wahre Form erkannt ist, erwarten. Er sieht alles, was die gewöhnlichen Augen gar nicht zu sehen vermögen. Seine Strategie und seine Art zu siegen durchschaut niemand. Weil die Augen der anderen dies Unsichtbare nicht erkennen können, wissen sie nicht, welche Eigenschaften des Feldherrn zu loben sind. „Deshalb wird der gute Feldherr, wenn er siegt, oft nicht gewürdigt und mit dem Ruhme der

Digitized by Google

Klugheit und der Tapferkeit nicht verehrt. Der Feldherr siegt ohne Mißerfolg, weil er zuerst die Schwächen des Feindes erkennt und daraus seinen eigenen Entschluß faßt. Deshalb steht der gute Feldherr auf dem unsichtbaren Boden und verliert nicht die Schwächen des Feindes aus dem Auge. Die Soldaten des siegreichen Feldherrn sind zuerst siegesgewiß, ehe sie kämpfen. Die Soldaten des sieglosen Feldherrn kämpfen und hoffen nur auf den Sieg." Wenn der Feldherr eine besiegbare Schwäche des Feindes erkennt, richtet er seinen Stoß mit ganzer Kraft dorthin.

„Die siegreichen Truppen greifen mit dem eigenen Schwergewicht das Leichtgewicht des Feindes an. Die besiegbaren Truppen greifen mit dem eigenen Leichtgewicht das Schwergewicht des Feindes an. Die Schlacht des siegreichen Feldherrn vollzieht sich in der Gestalt, wie ein gefesselter Strom in ein tiefes Tal einbricht und 1000 Meter hinabstürzt."

5. Entwicklung des Krieges.

„Die graden Truppen stoßen in der Front zusammen. Man gebraucht plötzlich die ungraden Truppen und siegt dadurch über den Feind."

Hier behandelt Sun Tsi die Entwicklungsweise des Kampfes je nach den Umständen. Wenn die gut geschulten Truppen im weiten offenen Gelände kämpfen, so bedeutet dies die „grade Kampfweise". Wenn eine Truppe plötzlich aus dem Hinterhalt hervorbricht, und einen Überfall auf den überraschten Feind macht, so nennt Sun Tsi dies die „ungrade Kampfweise". Ungrade Truppen, die geschickt verwendet werden, sind so veränderlich, wie Sonne und Mond und die Jahreszeiten, so schwer zu erkennen, wie die Übergänge zwischen den Grundtönen und Grundfarben. Durch einen Schlag auf der Pauke können ungrade Truppen zu graden Truppen werden und mit einem anderen Schlage wieder zu ungraden. Für ein gutes Heer gibt es keine feste unwandelbare Form.

„Aus dem Graden entsteht das Ungrade. Aus dem Ungraden entsteht das Grade. Es ist, wie der Zirkelschluß oder der Ring, die kein Ende haben und wer kann sie durchschauen?"

Weil die Truppe keine feste Form hat und immer wandelbar ist, ist sie scheinbar in Unordnung. Aber grade in dieser scheinbaren Formlosigkeit liegt die Unbesiegbarkeit einer solchen Truppe. „Wenn das Heer kreisrund aussieht, kann der Feind es nicht besiegen." Die Trennungen und die Vereinigungen im Heere müssen dem Augenblick angepaßt sein; auf diese Weise gibt es keine Ecke, die der Feind angreifen könnte. „Man ordnet das Innere des Heeres und dann täuscht man dem Feind Unordnung vor. Man muntert das eigene Heer auf und zeigt es dem Feinde, als ob es feige sei. Man vervollkommnet das eigene Heer und zeigt es dem Feinde, als ob es ganz unvollkommen sei."

Digitized by Google

Sun Tsi spricht dann weiter über die Stoßkraft des Heeres. Für die Entwicklung des Kampfes ist die Stoßkraft entscheidend. Der gute Feldherr verlangt von seiner Mannschaft nicht das Unmögliche, sondern er erkennt ihren Impuls und vertraut auf ihn. Die Stoßkraft wirkt ihrer Stärke gemäß wider den Feind und vernichtet ihn. Sie macht den Schwachen zum Starken und den Feigen zum Tapferen.

„Das Heer ist gut, dessen Kraft scharf ist und dessen Entschluß rasch ist. Die Kraft ist wie der gespannte Bogen und der Entschluß ist das Abschicken des Pfeiles. Der gute Feldherr prüft zuerst die Stoßkraft und verlangt nichts von den Menschen, was ihnen nicht eigen ist. Er wählt die Menschen gut aus, setzt sie in die geeignete Stelle ein und überläßt sie ihrer eigenen Stoßkraft. Die beste Stoßkraft, die den Menschen gut kämpfen läßt, ist wie ein runder Stein, der vom Berge 1000 Meter herabrollt."

6. Die Leere und die Fülle.

„Der gute Feldherr macht sich die Leere des Feindes zunutze und gestattet dem Feinde nicht, die eigene Leere auszunutzen."

Die Leere bedeutet Minderheit, Unzulänglichkeit, Schwäche, Feigheit, Verwirrung, Hunger, Ermüdung, Unvorbereitung usw. Die Fülle bedeutet Übermacht, Stärke, Tapferkeit, Ordnung, reiche Ernährung, Ruhe usw. Wenn wir in der Fülle sind, und der Feind in der Leere ist, dann sollen wir den Feind angreifen. Wenn der Feind in der Fülle ist und wir in der Leere sind, dann sollen wir dem Feinde ausweichen. Der Feldherr soll wissen, wie er die Leere und die Fülle des eigenen und feindlichen Heeres erkennen und damit die Weise des Angriffs und der Verteidigung richtig gebrauchen kann. Die Grundlage des Angriffs liegt darin, daß man auf die Leere des Feindes stößt. „Wer den unbewachten Teil des Feindes angreift, siegt immer. Wenn das Heer die Leere des Feindes angreift, kann er sich nicht verteidigen. Wenn das eigene Heer sich blitzschnell zurückzieht, kann der Feind es nicht verfolgen." Wenn der Feind in der Fülle ist, sollen wir die feindliche Stärke teilen und dann angreifen.

„Wenn wir den Feind durch scheinbare Truppenansammlung täuschen und unsere wahre Lage verbergen, dann wird die Macht des Feindes geteilt und unsere Macht bleibt dagegen geschlossen. Wir sind eine geschlossene Einheit. Wenn der Feind sich in zehn Teile zersplittert und wir mit unserer Gesamtmacht die einzelnen Teile des Feindes angreifen, so sind wir in der Überzahl und der Feind ist in der Minderzahl. Wenn unsere geschlossene Truppe getrennte Teile des Feindes angreift, brauchen unsere Mitkämpfer geringe Kraft. Den Ort, wo wir kämpfen wollen, darf der Feind nicht wissen. Der Feind macht unnütze Vorbereitungen, weil er nichts darüber wissen kann. Er verliert dadurch viele Soldaten, und behält wenige, um uns zu bekämpfen.

Digitized by Google

Wenn man sich in der Front stark macht, ist man im Rücken schwach. Wenn man sich im Rücken stark macht, ist die Front schwach. Wenn man den linken Flügel stark macht, ist man auf dem rechten Flügel schwach, wenn man sich auf dem rechten Flügel stark macht, ist man auf dem linken Flügel schwach. Will man auf allen Seiten zugleich stark sein, so wird man sich nach allen Seiten schwächen. Man fühlt sich schwach, wenn man sich gegen den Feind rüstet, man fühlt sich stark, wenn man den Feind gegen uns sich rüsten läßt."

7. Die Schlacht.

„Der Krieg beruht auf der List. Das Heer bewegt sich nach seinem Vorteil."

„Der Krieg ist der Weg der List", sagte Sun Tsi schon einmal im ersten Kapitel. Die List ist der Kern der Kriegführung. Sich still und in Ordnung halten und den Feind mit List verwirren, ist die wichtigste Aufgabe des Feldherrn. „Deshalb sucht man beim Feind den Eindruck zu erwecken, daß man aus Unwissenheit einen Umweg eingeschlagen habe und lockt den Feind mit einem scheinbaren Vorteil. Man gebraucht vielfach Fackeln und Handpauken in der Nachtschlacht und viele Flaggen und Wimpel in der Tagesschlacht, damit man die Ohren und die Augen des Feindes täuschen kann."

Weiter warnt Sun Tsi vor den Gefahren im Kampf, in die man oft geraten kann. „Man darf nicht den in schöner Ordnung flatternden Fahnen entgegengehen. Man darf nicht das glänzende Heer angreifen. Wenn der Feind sich stellt, als ob er flieht, darf man ihm nicht nachfolgen. Greife nicht die kampfbereiten Soldaten an. Iß nicht das Lockmittel des Feindes. Halte nicht das umkehrende Heer des Feindes auf. Bei einem umfassenden Angriff ist ein Flügel des Feindes gefesselt. Man muß ihm einen Ausweg lassen (damit er fliehen kann und keinen verzweifelten Widerstand leistet). Folge nicht dem verzweifelten und niedergeschlagenen Feinde."

In diesem Kapitel zeigt Sun Tsi seine dichterischen Begabungen in der Formierung kurzer lapidarer Sätze. Die bekanntesten Zeilen sind die folgenden, die das siegreiche, glänzende Heer darstellen:

„Das Heer schließt sich zusammen und trennt sich wieder. Es macht tausenderlei Veränderungen.

Seine Geschwindigkeit ist wie der Wind.
Seine Ruhe ist wie der Wald.
Seine Eroberungen sind wie das Feuer.
Sein Stillstand ist wie der Berg.
Seine Unerforschbarkeit ist wie der Schatten.
Seine Bewegung ist wie der Donner."

Digitized by Google

8. Die neun Anwendungen.

„Im Vorteil den Nachteil und im Nachteil den Vorteil erkennen, ist die Besonnenheit des weisen Mannes. Wenn man den Nachteil im eigenen Vorteil sieht, kann man die eigene Maßnahme treffen. Wenn man den Vorteil im Nachteil sieht, kann man der Gefahr entgehen."

Der Feldherr soll je nach den Umständen des Kampfes alle Möglichkeiten ausnutzen. Er soll nicht immer sich an feste Regeln halten. Sun Tsi betont, daß der Feldherr eine vollkommene Freiheit für die Ausnutzung zahlreicher Möglichkeiten haben muß. Je nach den Umständen soll er gegen den Befehl des Herrn, gegen den Wunsch des Volkes handeln. „Es gibt Festungen, die man nicht angreifen darf, und es gibt viele Stellungen, um die man nicht kämpfen darf. Es gibt Befehle des Herrn, denen man nicht folgen darf."

9. Der Marsch.

„Das Heer liebt die Höhe und haßt die Tiefe."

Der Verfasser behandelt den Marsch bzw. das Begegnungsgefecht. Das Heer muß beim Marsch auf die Begegnung mit dem Feinde rechnen. Deshalb soll man auch alle gefährlichen Orte, in denen man leicht vom Feinde überfallen werden und in schwierige Lagen geraten kann, vermeiden. Sun Tsi zählte sechs gefährliche Orte auf: „Das Tal mit unruhigem Wasser, das zwischen steilen Klippen fließt; das Becken, in welchem alle Ströme und Bäche zusammenfließen; der Wald, der tief ist, wie ein Gefängnis und aus dem man nicht herauskommen kann; der Ort mit vielen Büschen, in dem man weder Schwert noch Lanze gebrauchen kann; der Sumpf, aus dem sowohl die Soldaten, wie die Pferde schwer wieder herauskommen können; der Ort mit schmalen Straßen, wo sich viele Risse befinden und man nicht frei handeln kann. Wenn man eine solche Gegend betritt, muß man sich schnell aus ihr entfernen und sich besser ihr nicht nähern."

Sun Tsi äußert sich des näheren über das Begegnungsgefecht. Über die Kämpfe an Gewässern sagt er: „Wenn du kämpfen willst, stelle dich nicht hinter dem Wasser auf, um den Feind zu empfangen." Der Feind wird sicherlich nicht den Fluß überschreiten. Sun Tsi sagt ferner über die Beurteilung des feindlichen Heeres bei der Begegnung: „Wenn der Feind in unserer Nähe ist und trotzdem ganz stille ist, dann rechnet er auf die Stärke seiner Stellung. Wenn der Feind in der Ferne ist und uns zum Kampf herausfordert, wünscht er unseren Angriff", oder „ein plötzliches Auffliegen von Vögeln zeigt einen feindlichen Hinterhalt an".

Schließlich sagt Sun Tsi, daß das Heer an einem sonnigen Ort seine Stellung nehmen soll. Der höhere Ort ist nicht nur strategisch vorteilhaft,

Digitized by Google

sondern für die Ruhe und die Gesundheit des Kriegers vorteilhaft. Er spricht schon über die Wichtigkeit der Gesundheitspflege des Soldaten.

„Ohne Krankheit kann man auf den Sieg rechnen."

10. Das Gelände.

„Wenn der Feldherr feststellt, daß der Feind angegriffen werden soll und auch die eigenen Krieger angreifen können, aber nicht bemerkt, daß der Boden für den Kampf nachteilig ist, siegt er einmal und wird einmal besiegt."

Sun Tsi unterscheidet sechs Arten des Geländes: Nämlich verkehrsfähiges Gelände, abhängiges Gelände, geschütztes Gelände, schmales Gelände, abschüssiges Gelände und das Gelände, das vom Feind weit entfernt ist. Er erklärt, wie man weiter die einzelnen Geländearten benutzt.

„Wir können uns bewegen und der Feind kann unbehindert anrücken: das heißt verkehrsfähiges Gelände. Im verkehrsfähigen Gelände sucht man überhöhende Stellungen, die der Sonne gegenüberliegen und schützt besonders die Proviantzufuhr. Dann kann man kämpfen und kann die Oberhand gewinnen.

Im abhängigen Gelände kann man leicht hinkommen, aber schwer zurückkommen. Im abhängigen Gelände kann man vorrücken und siegen, wenn der Feind unvorbereitet ist. Wenn der Feind vorbereitet ist, soll man nicht vorrücken und kann nicht siegen, und Vorrücken ist aussichtslos, weil man schwer zurückkehren kann.

Sowohl das eigene Heer als auch der Feind können mit dem Vormarsch keinen eigenen Vorteil erringen: d. h. schützendes Gelände. Im schützenden Gelände sollen wir nicht vorrücken, wenn der Feind uns mit einem Vorteil lockt; man soll die eigenen Truppen schnell zurückziehen und sich entfernen. Wir locken den Feind und bekämpfen ihn, wenn die Hälfte des Feindes aus dem schützenden Gelände herausbricht. In dieser Weise können wir die Oberhand gewinnen.

Das schmale Gelände nimmt man zuerst in Beschlag, füllt es mit Soldaten und erwartet den Feind. Wenn der Feind zuerst das Gelände besitzt und es mit Kriegern anfüllt, folge ihm nicht; wenn es nicht ganz gefüllt ist, folge dem Feinde.

Das abschüssige Gelände nimmt man zuerst in Beschlag und wählt die eigene Stellung auf der Höhe, die der Sonne gegenüberliegt und erwartet so den Feind. Wenn der Feind das abschüssige Gelände schon besitzt, ziehe die Truppen zurück und folge ihnen nicht.

Wenn die beiden Heere im weit voneinanderliegenden Gelände stehen, und wenn die Macht der beiden gleich ist, kann man schwer angreifen. Wenn man angreift, kann es nie vorteilhaft sein.

Diese sechs Geländearten sind der Weg des Bodens. Sie sind das Geheimnis des Feldherrn. Über sie muß nachgedacht werden."

Digitized by Google

11. Die Ausnutzung der Bodenbeschaffenheit.

„Man führt das Heer an einen Ort, wo es keinen Ausweg findet, damit die Krieger nicht fliehen, wenn sie sterben müssen."

Während der Verfasser im vorigen Kapitel das Gelände und den Kampfplatz als eine rein naturgegebene geographische Angelegenheit behandelt, betrachtet er hier die Bedeutung des Bodens vielmehr vom subjektiv psychologischen Standpunkt aus. Er führt hier neun Arten der Kampfplätze an, auf denen man kämpft: z. B. den leichten Kampfplatz, der nicht tief in des Feindes Land liegt und auf dem die Krieger leicht an Rückkehr nach der Heimat denken können; oder den Kampfplatz der Umzingelung, wo man auf schmalem Wege vorgehen und auf krummen Wegen zurückkehren muß und wo der Feind unsere Übermacht mit seiner Minderheit schlagen kann. Unter diesen neun Kampfplätzen hat Sun Tsi besonders ausführlich über den Kampfplatz des Todes geschrieben. Der Kampf auf dem Todesboden ist das letzte Mittel, um entscheidend siegen zu können. Deshalb wirft der Feldherr die Krieger auf den Kampfplatz des Todes. Wenn die Krieger glauben, daß sie in Todesgefahr sind, kämpfen sie auf Tod und Leben. „Die Offiziere und Soldaten bemühen sich mit ganzer Kraft. Sie sind auf Tod und Leben vereint. Sie fürchten nichts. Die Soldaten helfen sich dann selbst, ohne dazu angehalten zu werden. Sie beweisen die Kraft, ohne daß es von ihnen verlangt wird. Sie vertragen einander, ohne Versprechungen, und gehorchen, ohne daß ihnen befohlen wird."

Je nach der Art der Kampfplätze soll der Feldherr sein Heer schnell im richtigen Augenblick verwenden.

„Diese Geschwindigkeit ist wie die der Schlange des Josan-Berges. Wenn man sie auf den Kopf schlägt, greift sie mit ihrem Schwanz an. Wenn man sie auf den Schwanz schlägt, greift sie mit ihrem Kopf an. Wenn man sie auf die Mitte schlägt, greift sie mit Kopf und Schwanz an."

12. Der Feuerangriff.

„Wenn man mit Feuer den Angriff unterstützt, wird der Angriff erfolgreich."

Sun Tsi erklärt in den ersten Kapiteln seines Buches seine Grundeinstellung zum Krieg, nach der der Krieg möglichst vermieden werden soll, weil er dem Volk und dem staatlichen Reichtum schadet. Der Feuerangriff ist die gefährlichste, am meisten Schaden bringende Angriffsart. Deshalb gebraucht der gute Feldherr den Feuerangriff sehr vorsichtig. Sun Tsi erwähnt fünf Arten des Feuerangriffs: Menschen bzw. die Festungen und das Lager zu verbrennen; den Proviant zu verbrennen; die Geräte und Rüstungen zu verbrennen; die Speicher zu verbrennen; die Truppen zu verbrennen, d. h. Feuer in die feindlichen Truppen zu werfen.

Digitized by Google

Unter seinen Lehrsätzen über die Art des Feuerangriffs zählen wir folgende als wichtig:

„Wenn das Feuer im Innern des feindlichen Heeres ausbricht, soll man von außen angreifen. Wenn das Feuer im feindlichen Lager ausbricht und trotzdem dessen Krieger ruhig bleiben, soll man warten und nicht angreifen. Wenn das Feuer außerhalb des feindlichen Heeres ausbricht, soll man nicht auf die Gelegenheit warten, im Innern des Lagers das Feuer zu entzünden, sondern es zum rechten Zeitpunkt außerhalb des Lagers anzünden."

13. Das Nachrichtenwesen.

„Der Feldherr belohnt die Kundschafter am höchsten."

Die tüchtigen Kundschafter sind der Schatz des Landesherrn. Durch ihre geheime Tätigkeit kann der Landesherr einen richtigen Entschluß in bezug auf den Krieg fassen, aber andererseits sind die Kundschafter die gefährlichsten Leute, an deren Treue man schwer glauben kann. Deshalb soll man sie immer hoch belohnen, damit sie nicht zum Feind übergehen. Nach Sun Tsi gibt es fünf Arten der Kundschafter.

„Ausländische Kundschafter: Dies bedeutet, daß man diese Personen in feindlichen Städten und Dörfern verwendet.

Innenkundschafter: Dies bedeutet, daß man die stellungslosen oder unzufriedenen Beamten des feindlichen Staates verwendet.

Der umgekehrte Kundschafter: Dies bedeutet, daß man die feindlichen Kundschafter durchschaut und ihnen Falsches mitteilt oder sie als eigene Kundschafter benutzt.

Der Todeskundschafter: Dies bedeutet, daß man den Feind täuscht, indem der eigene Kundschafter dem feindlichen Kundschafter falsche Nachricht mitteilt. Wenn diese Täuschung entdeckt wird, wird der feindliche Kundschafter getötet.

Der Lebenskundschafter: Dies bedeutet, daß man kluge Kundschafter in das feindliche Land schickt, und diese befreunden sich mit dem Feinde und erforschen die feindlichen Zustände und Pläne. Sie teilen diese nachher uns mit."

Der Einfluß der Verkehrsmittel auf die Kriegführung in China.

Von Major a. D. Otto Welsch †.

Bei einer Prüfung der Fernostprobleme und des bisherigen Verlaufs der Kämpfe in China ist es eine Selbstverständlichkeit, daß auch die Frage behandelt wird, welche Rolle die Verkehrsmittel bei den militärischen Ereignissen gespielt haben. Sind sie doch längst das A und O der modernen Kriegführung geworden, da sie ebenso ausschlaggebend sind für die Planung

Digitized by Google

des Aufmarsches und für die Fortbewegung der Kampfmittel an den Feind, als unentbehrlich für den Nachschub von Waffen und Munition, für Versorgung von Menschen, Tieren und Maschinen, sowie für den ganzen Austausch zwischen Front und Heimat, der sich in ununterbrochenem Strome in beiden Richtungen vollzieht. Es erscheint um so mehr angezeigt, das Thema anzuschneiden, als sich der Japanisch-Chinesische Krieg — wie dies in verkehrstechnisch armen Räumen meist der Fall zu sein pflegt — zu einem ausgesprochenen Kampf um den Besitz der Verkehrsmittel gestaltet und dadurch seinen charakteristischen Stempel erhalten hat. Diese Entwicklung war sowohl in dem ursprünglichen Programm Japans vorgezeichnet, als in dem Verhalten seines Gegners, und war nicht zuletzt in dem japanischen Bestreben begründet, die kriegsverlängernden Ursachen zu beseitigen. Wenn Japan die bekannten fünf Provinzen Nordchinas unter seine wirtschaftliche und politische Kontrolle bringen wollte, war es nötig, Hand auf die lebenswichtigen Knotenpunkte und Verkehrsadern derselben zu legen. Wenn es seine militärische Okkupation legitimieren und den Widerstand der Zentralregierung brechen wollte, mußte es den Heeren Tschiangkaischeks entgegengehen und sie zu vernichten trachten. Und nachdem dies bisher nicht gelang, war Japan gezwungen, die Operationen auf Kanton und die südchinesischen Provinzen auszudehnen mit dem Ziel, die chinesische Zentralregierung durch die Unterbindung ihrer Hauptversorgungsquelle für Kriegsmaterial lahmzulegen. Diese Überlegungen drängten Japan auf der ganzen Linie zur strategischen Offensive, zu der die Eisenbahnen, die Land- und Wasserwege Chinas, die von Natur gegebenen Vormarschlinien bilden. Für Tschiangkaischek bezeichneten sie umgekehrt die Objekte, die er zu verteidigen, bzw. die Zonen, in denen er seine Kriegsdoktrin zu verwirklichen hatte.

I.

Die Wehrverkehrsprobleme des Kriegsschauplatzes.

Wie lagen nun die Wehrverkehrsprobleme des Kriegsschauplatzes vor Beginn der Feindseligkeiten?

Seeschiffahrt und Meerbeherrschung.

Dem Inselcharakter Japans entsprechend war in den ersten Tagen und Wochen die Überführung japanischer Truppen auf das Festland von entscheidender Bedeutung. Sie hatten die Beherrschung der Seeverkehrsstraßen zwischen dem Reich und China zur Voraussetzung. Und diese war in der Tat in so überwältigendem Maße bei der japanischen Flotte vorhanden, daß von chinesischer Seite überhaupt kein Versuch unternommen wurde, sie ihr streitig zu machen, nicht einmal innerhalb der chinesischen Hoheitsgewässer.

Digitized by Google

Dagegen konnte das japanische Marineministerium bereits am 11. Oktober melden, daß China an Kriegsschiffen verloren habe: 7 Kreuzer (d. h. also alle bis auf 1!), 8 Kanonenboote, 1 Zerstörer, 1 Minenleger und 1 Vermessungsschiff — und dies, ohne daß Einzelheiten über irgendwelche Kampfhandlungen bekannt wurden. Damit war eine Bedrohung der japanischen Schiffahrtswege auch in absehbarer Zeit so gut als ausgeschlossen zu betrachten, und die japanische Kriegsführung hatte demnach von Anfang an einen unschätzbaren Vorteil in der Hand, der bei einem zur See ebenbürtigen Gegner nur durch einen Entscheidungskampf beider Flotten hätte erkauft werden können. Die Folgen dieses Zustandes waren, wir wir sehen werden, ebenso weittragend als mannigfaltig.

Politische Beeinflussung der Verkehrsmittelfrage auf dem Lande.

Auch die Frage des Verfügungsrechts über die Verkehrsmittel auf dem Festland wurde, wenigstens im nördlichen Hopei, durch die bestehenden politischen Verhältnisse für die Japaner sehr begünstigt.

Japan besaß schon seit 1936 das vertragliche Recht, die Eisenbahn von Peking nach Kalgan zu benutzen, sowie die von Peking nach Tientsin zu „sichern" und zu diesem Zwecke dauernd 7000 Mann in Petschili (wie die Provinz Hopei damals hieß) zu halten, die auf verschiedene Städte verteilt waren. Dank diesem Sonderrecht waren vier Tage nach dem Zwischenfall an der Marco Polo-Brücke bereits sieben Militärzüge aus Korea und der Mandschurei in Tientsin eingelaufen. Und ein chinesischer Versuch, den Betrieb auf der nach der Grenze von Mandschukuo führenden Linie zu stören, gab der japanischen Regierung den Vorwand zu dem bekannten japanischen Ultimatum, das die politische Lage unheilvoll verschärfte. Am 29. Juli 1937 besetzten japanische Truppen kurzerhand die Bahnhöfe von Peking und Tientsin, sowie Tangku, den Hafen von Tientsin, an der Mündung des Peiho. General Terauchi beherrschte also auch die für den japanischen Aufmarsch in erster Linie benötigte Eisenbahn und chinesische Gebietszone, bevor noch die Feindseligkeiten begonnen hatten.

Eisenbahn und Planung.

Was nun die strategische Planung der Operationen betrifft, so würde man den Verhältnissen nicht gerecht, wenn man nur von einer „Beeinflussung" derselben durch die Eisenbahn sprechen wollte. Es war ja im August 1937 in China nicht so, daß der japanische Generalstab — wie in einem europäischen Kulturstaate — auf einem dichten Netz von Schienenwegen hätte spielen können, wie auf der Tastatur eines mächtigen Instruments. Selbst wenn Terauchi gewollt hätte, so wäre ihm zur Lösung seiner Aufgabe keine andere Möglichkeit des Vormarsches geblieben, als längs der drei Eisen-

Digitized by Google

bahnen Nordchinas. Sie diktierten ihm sozusagen den Operationsplan. Sie waren Werkzeug, Objekt und Nachschublinie zugleich und wurden so Gesetz und Schicksal für beide Gegner — wie während des Weltkrieges in Palästina und Mesopotamien. Und tatsächlich: wenn man eine Kartenpause der chinesischen Eisenbahnen und eine schematische Darstellung der japanischen Operationsachsen in Nordchina aufeinanderlegt, so decken sie sich vollkommen wie Fußspur und Stiefel. Die Weite des Raums und dessen Armut an Verkehrsmitteln haben daher den japanisch-chinesischen Konflikt zu einem typischen Krieg um die großen Verkehrsarterien des Landes gemacht. Sei es, um diese für die Zwecke der eigenen Kriegsführung auszunutzen, oder auch, um sie dem Feind zu entreißen. Um den Einfluß der Verkehrsmittel bzw. ihre operative und taktische Verwertung in den einzelnen Kriegsphasen verfolgen zu können, erscheint es daher notwendig, uns zunächst etwas eingehender mit dem Eisenbahn- und Wasserstraßennetz Chinas zu befassen.

II.

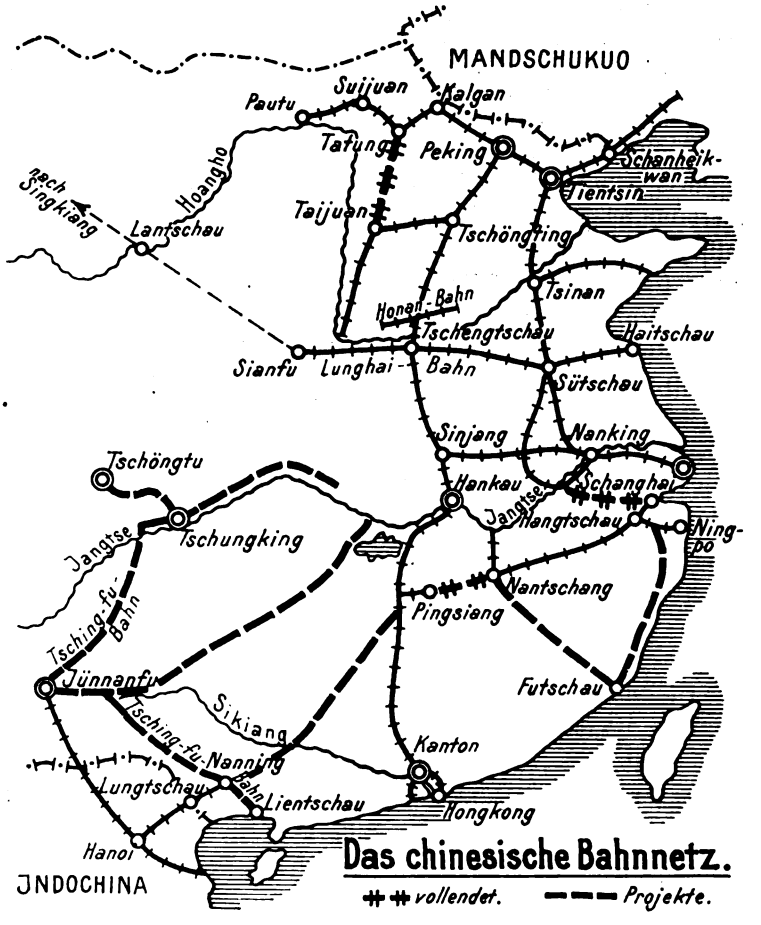
Das Verkehrsnetz Chinas.

Eisenbahnen.

Es war wohl in der großen Entfernung und der relativ geringen politischen Bedeutung der Chinesischen Republik begründet, daß der Durchschnittsdeutsche wenig von der erstaunlichen Aufwärtsentwicklung der Staats- und Wirtschaftsführung wußte, in welcher sich das ganze Land unmittelbar vor Ausbruch des Krieges befand. Vor allem auf dem Gebiet des Verkehrs, das von der Zentralregierung als die Voraussetzung für die Verankerung der nationalen Einheit und des Aufstiegs erkannt worden war, hatte diese außerordentliche Anstrengungen gemacht. Während China im Jahre 1921 in seinem unermeßlichen Territorium über kaum 1200 km an guten Straßen verfügte, wurden sie Anfang 1937 schon auf 100 000 km geschätzt. Über dieses moderne Straßensystem im einzelnen konnte ich brauchbares Material nicht finden. Es würde wohl auch zu weit führen, darauf näher einzugehen. Mit ihrer stürmischen Entwicklung und Vermehrung konnten zwar die Eisenbahnen bei ihren erhöhten Baukosten nicht Schritt halten, aber gegenüber 7000 km vor der großen chinesischen Revolution von 1911 können die Schienenwege der Republik für 1937 immerhin mit etwa 10 000 veranschlagt werden. Daneben standen einige Projekte im Stadium der Beratung oder Ausführung. Das größte und wichtigste derselben war das französische der sogenannten „Tsching-Ju"-Bahn in Südchina, die von der chinesischen Küste des Golfs von Tonking ausgehend über Nanning nach Jünnanfu und von dort nach Tschungking und Tschöngtou, der Hauptstadt der Provinz Szetschuan, führen sollte. Dieses Projekt hat durch die Rückverlegung des Regierungssitzes von Nanking nach den oben genannten

Digitized by Google

Städten Ende 1937 eine kapitale Bedeutung erhalten. Und die Tatsache, daß bereits im Frühjahr vorher mit dem Bau der nördlichen Hälfte dieser Bahn begonnen wurde, ist ein vielsagender Beweis für den Weitblick, mit dem das Verkehrsproblem seitens der Zentralregierung schon in Friedenszeiten in Angriff genommen wurde.



Skizze 1.

Wer sich schon einmal mit Fernost-Ereignissen beschäftigt hat, der weiß, wie schwierig es ist, sie auf der Karte zu verfolgen — ganz abgesehen von den für uns schwer zu behaltenden und in jeder Sprache anders geschriebenen Ortsnamen —, weil unsere Karten durchweg veraltet und oft sehr ungenau sind. Da bis heute noch keine Spezialkarte des chinesischen Kriegsschauplatzes erschienen ist, habe ich meiner Skizze die 8. Auflage von Andrees Handatlas 1930 zugrunde gelegt und sie nach gelegentlichen Zeitungs-

Digitized by Google

skizzen des Auslandes, soweit möglich, ergänzt, so daß sie für den Zweck einer allgemeinen Orientierung wohl genügen wird.

Der Zeichnung ist wenig hinzuzufügen. Von der größten Nord-Süd-Linie Peking—Kanton ist das letzte, von England gebaute Stück erst im Jahre 1936 in Betrieb genommen worden, die Linie Hangtschau—Nantschang noch später. Über die Frage, in welchem Stadium sich ihre schon im Sommer 1937 im Bau gewesene Verlängerung in Richtung Pingsiang bei Ausbruch der Feindseligkeiten befand, ist den Kriegsberichten keine einheitliche Antwort zu entnehmen. Das gleiche gilt von den halbfertigen Linien Nanking—Wuhu—Hangtschau und Taijuan—Tatung. Die Linien Tschöngting—Taijuan und Hanoi—Jünnan sind Schmalspurbahnen (letztere mit 1 m-Spur). Die Kaulun-Bahn — das kurze Verbindungsstück zwischen Kanton und Hongkong — ist chinesisch, aber mit englischem Geld gebaut, von England organisiert und an den wichtigsten Posten von Engländern geleitet.

Sehr instruktiv ist zuletzt ein vergleichender Blick auf die physische Landkarte von China, aus der die Abhängigkeit der Linienführung von der Oberflächengestaltung des Landes erkennbar ist. Die Hauptlinien ziehen durch das Schwemmland des Hoangho und die große Ebene des unteren Jangtse oder laufen am Rande des Gebirges entlang, in das nur wenige und kurze Arme vorgetrieben sind. Andernteils breitet sich das ganze chinesische Eisenbahnsystem lediglich über die östliche Hälfte des Reiches aus, während die West- und Südprovinzen, mit den erwähnten Ausnahmen, bei Beginn des Krieges nur auf das Verkehrsmittel der Straße angewiesen waren.

Luftlinien.

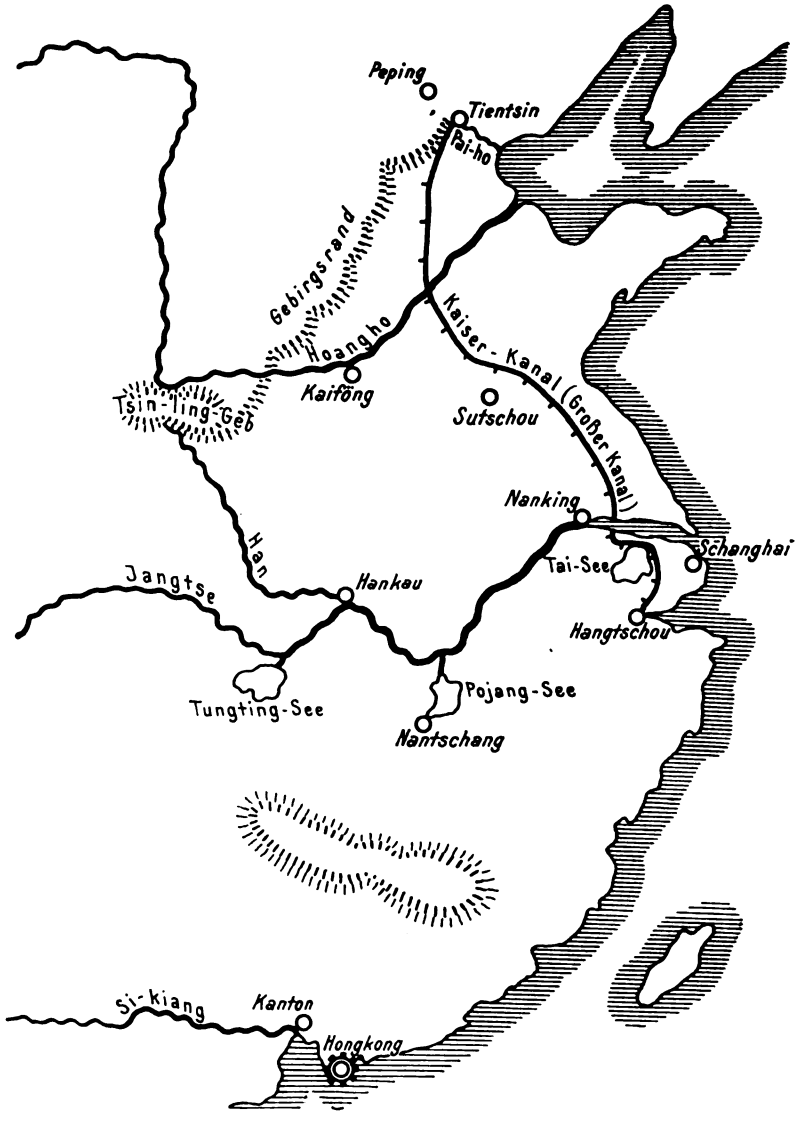
Einen teilweisen Ersatz für diese stiefmütterliche Behandlung erfuhren die genannten Landesteile nur noch durch einige Linien der „Chinesischen National-" bzw. der „Südwest-Fluggesellschaft", durch die Tschöngtu und Tschungking sowohl über Hankau an Schanghai als über Jünnan an Hanoi angeschlossen wurden. Eine Verbindung, die dem militärischen Schnellverkehr vermutlich sehr zustatten gekommen ist.

Binnenwasserstraßen und Seen.

Dieses dürftige und weitmaschige Eisenbahnnetz wird in Mittel- und Südchina durch zwei von Natur aus sehr günstige Flußsysteme und angeschlossene Kanalbauten ergänzt. Der zweitgrößte Strom und das Sorgenkind Chinas, der 4100 km lange Hoangho oder Gelbe Fluß, der den Norden des Landes entwässert, ist dagegen infolge seiner Seichtheit und starken Schlammführung für die Schiffahrt nur von geringer Bedeutung. Er hat seit dem Jahre 2278 v. Chr. einen üblen Ruf wegen seiner Seitensprünge, von denen aus geschichtlichen Urkunden nicht weniger als

Digitized by Google

420 bekannt sind. Seine Überschwemmungen und Verlagerungen gingen der Mehrzahl nach fächerartig von dem Scheitelpunkt des stumpfen Winkels aus, den sein Bett nördlich Kaifông bildet, und haben nach Nordosten bis



Skizze 2.

Südosten ein Bündel alter Strombetten hinterlassen, die zwar in normalen Zeiten kein Wasser führen, aber teilweise als Wege Verwendung finden.

Als Ersatz für den fehlenden natürlichen Wasserweg besitzt Nordchina den Kaiser-Kanal, der sich durch zehn Breitengrade und

Digitized by Google

vier Provinzen hindurch von Peking und Tientsin über Nanking und Schanghai bis Hangtschau hinzieht und dadurch den Pei-ho bzw. den Hoangho mit dem Jangtsesystem verbindet. Der „Große Kanal", der ursprünglich nur den Bedürfnissen des kaiserlichen Hofes in Peking diente, wurde begreiflicherweise durch die elementaren Ausbrüche des Hoangho von jeher stark in Mitleidenschaft gezogen. In der nordchinesischen Ebene wird er durch einige Stauanlagen gespeist. In Kiangsu geschieht dies durch die große Seenplatte zwischen Nanking und Sütschau. Obwohl erst 1890 vertieft und ausgebessert, soll er zu Beginn des Krieges nicht in seiner ganzen Ausdehnung benutzbar gewesen sein. Es kann jedoch angenommen werden, daß im Verlauf desselben schon von den Chinesen, sicherlich aber nach seiner Okkupierung von den Japanern provisorische Maßnahmen zur Erhöhung seiner Leistungsfähigkeit getroffen wurden.

Die Wasserscheide zwischen dem Gelben und seinem noch größeren Bruder, dem Blauen Fluß, ist das Tsin-ling-schan-Gebirge, an dessen Nordrand die uralte Handelsstraße nach dem Tarimbecken und der Dsungarei führt. Seine bis zu 3000 m aufsteigenden Berge sind gleichzeitig die Trennungsmauer für zwei ganz verschiedene Landschaften, Bevölkerungscharakter und Klimaverhältnisse. Während in Nordchina z. B. der Landverkehr vorherrscht, bedienen sich Handel und Verkehr in Mittelchina aus dem Landesinnern zum Meer und umgekehrt so ausschließlich der Schiffahrt, daß bis heute noch kein Bedürfnis nach einem durchgehenden Schienenwege im Jangtsetal bestand. Der Jangtse-kiang, der mit seinen 5000 km nicht nur der größte Fluß Chinas, sondern überhaupt einer der mächtigsten Ströme der Erde ist, kann 1600 km (d. h. bis nach Tschungking) von 10 000 t-Seeschiffen und 2700 km weit mit kleineren Dampfschiffen befahren werden. Auch sein großer linker Nebenfluß, der Han-kiang, der bei Hankau mündet, gestattet die Schiffahrt weit hinauf. Kein Wunder, daß an den Schnittpunkten dieser erstklassigen Wasserwege mit den beiden chinesischen Nordsüdbahnen einesteils das wirtschaftliche und andernteils das politische Zentrum des Landes liegen — Hankau (oder die drei Wuhanstädte) und Nanking. Aber auch der Sikiang, der sich in seinem Unterlauf mit dem Perlfluß verbindet und bei Kanton ins Meer ergießt, gehört zu den großen Verkehrsadern des Reiches und kann, trotz einiger Stromschnellen, von kleineren Fahrzeugen bis an die indochinesische Grenze benutzt werden.

Endlich müssen auch die großen chinesischen Seen erwähnt werden, die den Jangtse bzw. Kaiserkanal auf beiden Ufern begleiten und denen im gegenwärtigen Kriege ein namhafter Einfluß auf die Ereignisse vorbehalten war. Dieses reich gegliederte Netz von Wasserstraßen des mittleren und südlichen China macht es verständlich, daß dessen Binnenschiffsverkehr sehr entwickelt war und das Doppelte seines Auslandsverkehrs er-

Digitized by Google

reichte und daß seine Binnenflotte auf dem Jangtse nach der englischen in Friedenszeiten den zweiten Platz einnahm. Andernteils darf nicht übersehen werden, daß die Schiffahrt auf den chinesischen Strömen einen ausgesprochen internationalen Charakter trug und daß die wehrverkehrspolitische Souveränität der Zentralregierung auch auf dem Gebiete der Binnenschiffahrt durch die Sonderrechte der europäischen Großmächte in ihren Konzessionsgebieten von Schanghai, Hankau und Kanton eine nicht unbeträchtliche Einschränkung erfuhr.

Andere Transportmittel.

Außer Eisenbahn und Schiffahrt hat wohl auch der Kraftwagen eine seiner Vervollkommnung und Leistungsfähigkeit entsprechende Rolle in dem gegenwärtigen Kriege gespielt, doch liegen darüber noch keine statistischen Nachrichten vor. Wo brauchbare Wege für mechanisierten Zug vorhanden waren, kam dies auf japanischer Seite durch Vorstöße motorisierter Abteilungen zum Ausdruck, die meist mit Bahnunterbrechungen im Rücken der Chinesen begleitet waren. Auf dem Gebiet des militärischen Lufttransportwesens ist lediglich zu erwähnen, daß die Japaner wiederholt Flugzeuge einsetzen mußten, um Abteilungen, die auf dem Marsch, im Kampf oder in ihren Garnisonen isoliert worden waren, mit Lebensmitteln und Munition zu versorgen. Auf chinesischer Seite sind abseits der großen Verkehrsadern und hauptsächlich in den Westprovinzen auch noch das Maultier und der zweiräderige Karren, die traditionellen einheimischen Verkehrsmittel, im Brauch. Die Verwendung der letzteren auf neugebauten Automobilstraßen wurde dagegen amtlich verboten.

III.

Einfluß der Verkehrsmittel auf die Kriegführung.

Nach diesem allgemeinen Überblick über die Verkehrsmittel, die der Kriegführung in China zur Verfügung standen, können wir nun an das Thema selbst herantreten und werden zunächst den Einfluß oder die Folgen der japanischen Seebeherrschung betrachten.

Japanische Seebeherrschung.

Für den Augenblick war die wichtigste Aufgabe, daß die japanischen Überseetransporte ohne Störung vor sich gehen konnten, die teils nach Tangku, dem Hafen von Tientsin, teils nach koreanischen Häfen geleitet wurden. Die nächste war, daß die chinesische Handelsflotte durch die Blockadeerklärung des Chefs der 3. japanischen Flotte vom 25. August vom Meer vertrieben und am 5. September auch jeglicher Schiffsverkehr an der chinesischen Ostküste verboten wurde. Die chinesische Zentral-

Digitized by Google

regierung hatte gerade in den letzten Jahren begonnen, sich intensiver um den Ausbau der heimischen Seeschiffahrt zu kümmern. Sie zahlte große Subventionen, die innerhalb von sechs Jahren 84 Neubauten mit einem Zuwachs

Skizze 3.

von etwa 150 000 t Schiffsraum gebracht hätten. Die Tatsache, daß die mit staatlicher Unterstützung gebauten Einheiten vorher vom Marineministerium genehmigt sein mußten, läßt erkennen, daß dabei auch wehrpolitische Gesichtspunkte weitestgehend im Spiele waren. Mitte 1936 betrug die nationalchinesische Tonnage 491 930 Br.-R.-T. und stand da-

Digitized by Google

mit in Schanghai hinter Japan und Großbritannien an dritter Stelle. Ihr Ausfall bzw. die Beschränkung ihrer Ausnutzung für die Versorgung der Zentralregierung auf dem Seewege war daher keineswegs zu unterschätzen. Endlich aber fand die unbedingte japanische Seebeherrschung ihren rein militärischen Ausdruck in der engen und ungehinderten Zusammenarbeit der japanischen Kriegsflotte mit dem Landheer im Kampf um Schanghai und Schantung, am Jangtse und zuletzt in den Operationen bei Kanton. Japanische Marineabteilungen waren es, die die erste und kritischste Woche in Schanghai einer starken chinesischen Überzahl standhielten, bis sie durch Armeetruppen aus ihrer Lage befreit wurden. Sie konnten dies nur dank dem Rückhalt, den sie an 15 auf dem Wangpu liegenden Einheiten der 3. Flotte hatten. Die japanischen Truppen, die die Schlacht von Schanghai schlugen, waren alle auf dem Wasserwege dorthin gekommen. Im späteren Verlauf derselben waren es wieder japanische Marineflieger, die die großen Luftangriffe auf Nanking und 40 andere Städte Mittelchinas ausführten, um die Regierung Tschiangkaischeks zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Die Truppenlandungen bei Hangtschau bzw. in der Mündung des Jangtse können sogar das geschichtliche Verdienst für sich in Anspruch nehmen, in dem viermonatigen Ringen um den Zugang zu dem großen Strom die Entscheidung gebracht zu haben. Im Kampf um die Provinz Schantung hat japanische Marineinfanterie Tsingtau und Tschifu vom Meere her besetzt und die dort ausgebrochene japanfeindliche Bewegung im Keime erstickt. Und eine andere Truppenlandung an der Küste von Kiangsu hat ihren Teil zu dem siegreichen Ausgang der Schlacht um Sütschau beigetragen.

Seit Beginn der Feindseligkeiten haben außerdem japanische Flottenabteilungen ungestört ein halbes Dutzend von Inseln des chinesischen Küstenmeeres besetzen können, von denen aus die Marineluftwaffe ununterbrochene Angriffe auf die Hankau-Kanton-Hongkong-Bahn, die großen Hafenplätze der Ostküste bzw. gegen die militärischen Anlagen in Südchina ausführte und die Bevölkerung der Südprovinzen moralisch zu beeinflussen versuchte. Die direkten und indirekten Folgen der japanischen Seebeherrschung müssen daher in ihrer Gesamtheit als außerordentliche bewertet werden.

Operative und taktische Ausnutzung der Verkehrsmittel seitens der Japaner.

Zur Beleuchtung des Einflusses der Eisenbahn und Binnenschiffahrt auf die Ereignisse des Krieges — die im allgemeinen als bekannt vorausgesetzt werden — wurde die Betrachtungsweise gewählt, in annähernd chronologischer Reihenfolge die wichtigsten derjenigen Handlungen herauszugreifen, bei denen die operative oder taktische Ausnutzung oder Auswirkung

Digitized by Google

von Verkehrsmitteln besonders hervorzutreten scheint. Und zwar zunächst auf japanischer Seite (im Angriff) und dann auf chinesischer (in der Verteidigung).

Panzerzüge.

In diesem Sinne verdient gleich die allererste japanische Aktion vom 24. August 1937 gegen den Nanku-Paß nordwestlich von Peking Erwähnung. Taktisch diente sie dem Zweck der eigenen Flanken- und Rückendeckung, nachdem der Anmarsch chinesischer Kräfte aus Richtung Kalgan gemeldet worden war. Der Bahnhof der Paßstation wurde mit dem 25 cm-Geschütz eines Panzerzuges forciert und von der nachfolgenden Division besetzt. Damit war den Chinesen der wichtige Übergang aus der Inneren Mongolei nach Hopei verwehrt. Nach Wiederherstellung des Tunnels stießen japanische Panzerzüge auch bis Kalgan selbst vor. Außerdem wurden solche noch verschiedentlich bei anderen Operationen von den Japanern verwendet, z. B. bei Paotingfo und Tschöngting, während ihnen umgekehrt auch einige chinesische in die Hände fielen.

Die Besetzung der Bahn Peking—Kalgan leitete sodann auch die Okkupation der beiden Provinzen Suijuan und Schansi ein, die sich, wie bei allen anderen Unternehmungen, eng an die dortigen Schienenwege klammerte. Endlich stellte jedoch dieser in den frühen Tagen des Krieges begonnene Vormarsch nach Nordwesten bereits einen wichtigen Schritt gegen das weitgesteckte Ziel der japanischen Kriegführung dar, China in seiner Rüstungsbeschaffung aus dem Ausland zu behindern. Die diesbezüglichen Anstrengungen Japans und die Gegenmaßnahmen Tschiangkaischeks werden später noch zusammenhängend behandelt werden.

Offensive in Nordchina.

Am 30. August begann der Vormarsch der beiden japanischen Hauptkolonnen längs der Eisenbahnlinien Peking—Hankau und Tientsin—Nanking nach Süden. Sie liegen schon an ihrer Basis 100 km auseinander und entfernen sich immer weiter voneinander. Der Vormarsch verfolgte die Absicht, trotz — oder gerade wegen — des riesigen chinesischen Raumes rasch ein Ergebnis zu erzielen und den Gegner zum Kampf zu stellen, was ein zeitraubendes Vorgehen seitwärts der Achsen nicht zugelassen hätte. Als Ersatz für die mangelnde Breite der einzelnen Fronten ließ er jedoch die offenkundige Tendenz engster Zusammenarbeit der drei japanischen Heeressäulen (einschließlich der in Schansi vorrückenden) erkennen, sobald es die Verkehrsverhältnisse erlaubten. Dieses Zusammenspiel zeigte sich erstmals in den Kämpfen um Paotingfu (Anfang November 1937), wo eine schnelle Abteilung der Schansi-Kolonne nach Südosten abgezweigt wurde und den Chinesen in den Rücken zu kommen versuchte. Umgekehrt dirigierte

Digitized by Google

Terauchi 14 Tage später starke Einheiten der Tientsin-Kolonne auf Kähnen und einem alten Kanal nach Südwesten und ließ sie in das Gefecht bei Tschöngting eingreifen, wobei diese auf eine in Dschunken fliehende chinesische Division stießen. In größerem Maßstab wurde die Seitenlinie Tschöngting—Taijuan zum Träger einer Flankenoperation in Richtung Schansi. Sie bedrohte die weit nördlich von Taijuan stehende Verteidigungsstellung der Chinesen von hinten und führte dadurch am 9. November die Einnahme der Hauptstadt Taijuan von rückwärts herbei. Und endlich ging in der Winterschlacht von Schansi (1937/38) die südlichste der vier japanischen Kolonnen längs des nur 150 km langen Armes der Honan-Bahn vor, die von der Peking-Hanka-Bahn vor der Hoangho-Kreuzung nach Westen abzweigt. Auch die zahlreichen Vorstöße motorisierter Abteilungen interessieren uns im Sinne des Themas insofern, als sie beweisen, wie die Japaner es verstanden, sich die vorhandenen Verkehrswege taktisch nutzbar zu machen und weil die damit verbundenen Umgehungen, Besetzungen weit voraus oder in der Flanke liegender Punkte bzw. Bahnunterbrechungen im Rücken chinesischer Stellungen wiederholt starke Wirkungen auf die taktische Lage ausgeübt haben.

Flußübergänge.

Flußübergänge fanden im Laufe des Krieges in großer Zahl statt. Der bei Tschöngting, dem wichtigen Kreuzungspunkt der Pe-Ha-Bahn mit dem Huto-Fluß, wurde seinerzeit in englischen Berichten, mit Recht oder Unrecht, in eine Parallele mit dem Donauübergang Mackensens gestellt und dürfte, wenn einmal nähere Einzelheiten darüber bekannt werden, ein interessantes kriegsgeschichtliches Beispiel abgeben. Selbst der Gelbe Fluß bot kein unüberwindliches Hindernis. Nördlich Tsinanfu in Schantung wurde den Japanern der Uferwechsel dadurch erleichtert, daß der Strom zum Teil zugefroren und daß die chinesische Abwehr nur schwach war. Ein anderer Versuch der Japaner im Frühjahr 1938, den Hoangho bei Sischui (nordwestlich Tschengtschau) auf einer von Pionieren geschlagenen Brücke zu überschreiten, mißlang infolge der Gegenmaßnahmen der Chinesen, die durch künstliche Überflutung das Gelände für die bereits übergesetzten 900 Mann und 20 Panzerwagen ungangbar machten. Andernteils führten die Chinesen einen Übergang in großem Stil mit 20 000 Mann weiter westlich bei Manghsin (zwischen Tschengtschau und Tungkwang) aus, der als eine Diversion während der Sütschau-Schlacht gedacht war und nach der technischen Seite vollkommen gelang. Endlich erzwang eine japanische Division nach der Einnahme von Sütschau den Übergang über den Hoangho unterhalb Kaiföng mit dem Zweck, die Lunghai-Bahn zu zerstören und der chinesischen Armee den Rückzug abzuschneiden.

Digitized by Google

Schanghai-Schlacht.

Die großen Schwerpunktsverlagerungen, die im Laufe der Schlacht von Schanghai auf dem Wasserwege durchgeführt wurden, sowie der große Anteil der Bordgeschütze, Marinelandungsabteilungen und Luftstreitkräfte der japanischen Kriegsflotte während der Schlacht fanden bereits früher Erwähnung. Daß in den Kämpfen am Stadtrand selbst der Bahnhof von Tschapei wochenlang den Hauptbrennpunkt bildete, ist allgemein bekannt. Weniger vielleicht, daß die Japaner, nachdem der chinesische Rückzug begonnen hatte, mit bereitgehaltenen Motorbooten und anderen bewaffneten Fahrzeugen auf den zahlreichen Wasseradern und Kanälen in die Seenplatte westlich Schanghai eindrangen und Truppen an das Westufer des Tai-Sees brachten. Dadurch wurde die im Zuge dieses Sees und des Kaiserkanals liegende Hauptverteidigungsstellung von Nanking aus den Angeln gehoben. Die Tatsache, daß nördlich und südlich des Sees gute Straßen das Vorgehen schneller Kolonnen gestatteten sowie daß es der japanischen Flotte gelang, die zwischen Schanghai und Nanking errichteten Stromsperren zu beseitigen und Nanking von der Wasserfront her zu bedrohen, hat ebenfalls viel dazu beigetragen, daß sich die chinesische Armee auf ihrem Rückzuge nicht mehr zu ernstem Widerstand setzen konnte und ihre Hauptstadt preisgeben mußte.

Die Schlacht um Sütchau und die Lunghai-Bahn.

Die Schlacht um Sütchau, eine der größten des Krieges, stand sowohl in Planung als Ausführung vollkommen unter den Gesichtspunkten der Verkehrsmittelfrage. Nachdem das japanische Oberkommando durch den Besitz von Schanghai und Nanking einen geräumigen Brückenkopf an einem Welthafen ersten Ranges und an dem südlichen Endpunkt der Eisenbahn nach Tientsin gewonnen hatte, lag der Wunsch nahe, beide auch in den Dienst der japanischen Heeresversorgung in Nordchina zu stellen, d. h. eine direkte Verbindung zwischen der nördlichen und der südlichen Heeresgruppe zu schaffen. Andernteils schneidet die Bahn Tientsin—Nanking auf halbem Wege die sogenannte Lunghai-Bahn bei Sütchau. Diese bildete zu jener Zeit noch in ihrer östlichen Hälfte das Rückgrat der Verteidigung von Schantung, der letzten Küstenprovinz, die der Zentralregierung noch geblieben war; während sie im westlichen Arme die Aufgabe hatte, die in Schensi, Schansi und südlich des Hoangho kämpfenden Truppen zu versorgen. Und endlich verbindet die Lunghai-Bahn das Gelbe Meer durch vier chinesische Provinzen hindurch auf ihrem 1000 km langen Wege mit der Hauptstadt von Schensi, Sianfu, wo die alte ehrwürdige „Seidenstraße" den Anschluß nach Chinesisch-Turkestan oder Singkiang findet. Sie zu besitzen, hieß demnach, dem Feind alle die genannten Vorteile entreißen und für die japanische Kriegführung eine neue Operationsachse zum Angriff auf die Peking-Hankau-Bahn gewinnen, der

Digitized by Google

von Norden her an der Hoangholinie nicht mehr weiterkam. Der Schlüsselpunkt zur Lunghai-Bahn aber war Sütchau. Und man versteht aus der ungewöhnlich großen strategischen Bedeutung der Stadt, daß sich die militärischen Anstrengungen beider Gegner drei Monate lang auf ihren Besitz konzentrierten.

Der Hauptschlacht ging die Okkupation der Halbinsel von Schantung voraus, die sich an der Eisenbahn von Tsinan—Tsingtau ohne Widerstand vollzog und durch die schon erwähnten Landungsabteilungen der japanischen Kriegsflotte erleichtert wurde. Der Vormarsch durch die Provinz Schantung nach Süden und von Nanking durch Kiangsu nach Norden gestaltete sich schwieriger. Die chinesischen Stellungen hatten an der Sütchau-Südfront den Hwaiho, an der Nordfront den Kaiserkanal als Fronthindernis vor sich. Um die Überwindung des ersteren spielten sich wechselvolle Kämpfe ab. An dem letzteren erlitten die Japaner ihre einzige empfindliche Niederlage, die durch gleichzeitige Unterbrechung ihrer rückwärtigen Verbindungen durch chinesische Irreguläre vorübergehend zu einer kritischen Lage führte. Diese wurde zuletzt durch vier neue japanische Divisionen hergestellt, von denen zwei mit der Bahn aus Mandschukuo bzw. Suijuan (d. h. aus 1200 km Entfernung), eine auf dem Landmarsch aus Schantung und die vierte auf dem Seewege von Schanghai nach Tsingtau herangeholt wurden. In der Schlußphase der Schlacht trat die japanische Seebeherrschung noch einmal durch eine weitere Landung an der Küste von Kiangsu sowie in Haitschau, dem Hafen der Lunghai-Bahn, in Erscheinung. Die Entscheidung brachten motorisierte Abteilungen auf den inneren Flügeln der beiden japanischen Fronten, die, weit nach Westen ausholend, die Lunghai-Bahn bedrohten, sie teilweise zerstörten und der chinesischen Armee ein Sedan zu bereiten versuchten. Die Chinesen wußten dies zwar in zwölfter Stunde zu vermeiden, mußten den Japanern aber dafür am 19. Mai die Stadt überlassen, wobei diesen 86 Lokomotiven, 2120 Eisenbahnwaggons und 8 Panzerzüge als Beute in die Hände fielen.

Die Einnahme von Sütchau hatte dem japanischen Oberkommando nach drei Richtungen den erwarteten Erfolg gebracht: Vereinigung seiner beiden Heeresgruppen und Okkupation von Schantung — der letzten der fünf Provinzen, die das ursprüngliche Kriegsziel bildeten; durchlaufende Verkehrslinie hinter der Front — wenngleich sie einer gründlichen Instandsetzung bedurfte, und den Besitz der östlichen Hälfte der Lunghai-Bahn. Aber der Widerstandswille der Zentralregierung war noch nicht gebrochen. Das Herz und die Seele desselben lagen in Hankau. Tschiangkaischek verfügte noch über den ganzen Jangtse mit Ausnahme der letzten 300 km vor seiner Mündung, über die westliche Hälfte der Lunghai-Bahn und die 500 km lange Linie Hankau—Tschengtschau, die ihm genügend Operationsfreiheit gewährten, den Krieg fortzusetzen. Wenn es

Digitized by Google

den Japanern gelang, ihm auch diese Verkehrslinien wegzunehmen und dadurch Mittelchina seiner natürlichen Lebensader zu berauben, war es vielleicht möglich, daß der chinesische Zusammenbruch vom Volke ausging und den Sturz der Regierung nach sich zog. So kam es nach der Hoangho-Katastrophe, von der noch später die Rede sein wird, zu dem kombinierten Angriff auf Hankau, den damaligen Sitz der chinesischen Regierung.

Die Operationen auf dem Jangtse.

Diese Kampfhandlung war nicht nur die charakteristischste des gegenwärtigen Krieges, sondern auch eine der eigenartigsten, die die Kriegsgeschichte überhaupt kennt. Bildete doch dabei ein Fluß die Hauptoperationsachse und schwimmende Kampf- und Verkehrsmittel die Hauptträger einer Unternehmung zu Lande, deren Ziel mehr als 1000 km im Innern des asiatischen Kontinents lag. Der ausschlaggebende Einfluß der uneingeschränkten Bewegungsfreiheit der japanischen Flotte trat hier aufs neue klar zutage. Die Möglichkeit ihrer Mithilfe im Kampf wie im Nachschub war sicherlich einer der wichtigsten Faktoren, die in Tokio den nicht leichten Entschluß zu dem Vormarsch gegen Hankau reifen ließen, und ihr ist auch der Löwenanteil des Erfolges zuzuschreiben.

Die Flußoperationen wurden durch den hohen Wasserstand begünstigt, den der Jangtse in den Sommermonaten hat, indem dadurch einesteils die Verwendung tiefgehender Truppentransporter und großer Kriegsschiffe ermöglicht und andernteils die Wirksamkeit der chinesischen Stromsperren infolge Überflutung herabgesetzt wurde. Auch blieb dieses Jahr der Nordmonsun, der China aus dem innerasiatischen Hochdruckgebiet kalte, trockene Luftströme zuführt und damit den Beginn der Niederwasserperiode einleitet, länger aus, als es sonst die Regel ist. D. h. die Zeitspanne, die den Japanern unter normalen meteorologischen Verhältnissen zur Durchführung des Angriffs gestellt war, wurde dadurch zu ihren Gunsten um einige Wochen verlängert. Der Fluß war Anmarschstraße, Kampfplatz und Nachschublinie zugleich. In letzterer Hinsicht hatten die Jangtse-Transporte aber vor anderen Wasserwegen, die nur zur Entlastung der Eisenbahn dienen, den großen Vorteil voraus, daß die Schiffe sozusagen bis in die vorderste Linie vorfuhren und nicht mehr umgeladen werden mußten. Taktisch leistete die Flottille unschätzbare Vorhutarbeit für die ganze Angriffsfront südlich und nördlich des Flusses. Dank ihrer Beweglichkeit bzw. der Reichweite und Feuerkraft ihrer Geschütze war sie besonders geeignet, die am Ufer angelehnten chinesischen Stellungen zu flankieren sowie in deren Rücken überraschend Marine- oder Heeresabteilungen ans Land zu setzen. Dieser Taktik war es zu verdanken, daß die chinesischen Uferbatterien und Verteidigungsanlagen, die zum Schutze der Flußsperren errichtet waren, eine nach der

Digitized by Google

anderen niedergekämpft werden konnten. Mit der Beseitigung jeder dieser Barren aber konnte auch der Landangriff auf beiden Ufern wieder weiter nach Westen vorgetragen werden.

Mit dem Fall der Stromsperre von Hukau (5. Juli), wo das schlauchartige Nordende des Pojang-Sees mit dem Jangtse in Verbindung steht, begann eine neue Einsatzmöglichkeit der Flotte, die von großem Einfluß auf die militärische Entwicklung wurde. Unmittelbar dadurch, daß die Japaner mit leichten Streitkräften in den See eindrangen und auf flachgehenden Booten Truppen an beliebigen Punkten der Westküste absetzen konnten. (Das gleiche Manöver wiederholte sich übrigens einige Wochen später am Tungting-See.) Durch eine derartige Flankenbewegung wurden z. B. die chinesischen Stellungen bei Kiukiang und in den Luschanbergen umgangen. Dann aber gewannen sie mit dem Fall von Kiukiang auch Zugang zu der Bahn nach Nantschang, die neue operative Aussichten nach Süden bzw. nach Westen eröffnete: nämlich, durch einen Vormarsch in Richtung Tschangtscha die Hankau-Kanton-Bahn zu bedrohen und die Einkreisung Hankaus im Süden einzuleiten. Voraussetzung hierzu war allerdings die frühzeitige Einnahme von Nantschang, die infolge des zähen chinesischen Widerstandes bei Tejan mißlang. Dagegen gestattet die Endphase des Kampfes um Hankau die Behauptung, daß gerade der immer fühlbarer werdende japanische Druck auf diesen Teil der Hankau-Kanton-Bahn, südlich des Jangtse, wahrscheinlich einer der Hauptfaktoren war, der Tschiangkaischek am 25. Oktober 1938 zur Räumung der wichtigen Stadt veranlaßte.

Internationale Komplikationen.

Endlich hat die Tatsache, daß der Jangtsekiang zum Kriegsschauplatz wurde, auch noch politische Wirkungen ausgelöst, indem die Rechte der Großmächte dadurch in Mitleidenschaft gezogen wurden. Diese Verhältnisse bildeten namentlich zu Beginn der Jangtse-Operationen eine Gefahrenquelle, aus der internationale Komplikationen entstehen konnten, und hat die japanische Kriegführung zweifellos stark behindert. Nachdem die englischen und amerikanischen Admirale der Aufforderung Japans, das Kriegsgebiet zu respektieren und ihre Flußflottillen aus der Kriegszone zurückzuziehen, nicht gefolgt waren, kam es bereits um die Jahreswende 1937/38 zu einem Zwischenfall anläßlich der Beschädigung britischer und amerikanischer Flußkanonenboote oberhalb von Nanking durch japanische Flieger und Batterien. Die dadurch vorübergehend getrübte Atmosphäre hatte insofern eine große Tragweite für die Kriegführung, als sie die japanische Regierung veranlaßte, die zwischen dem 19. und 21. Dezember 1937 in Schanghai einparkierten 30 000 Mann, die für eine Operation in Südchina bestimmt waren, wieder zurückzurufen, um sie für alle Fälle in Mittelchina zur Hand

Digitized by Google

zu haben. Die Drosselung der fremden Schiffahrt auf dem Jangtse aber — obwohl noch immer keine Kriegserklärung von einer oder der anderen Seite erlassen worden ist — steht in Widerspruch zu der vorläufig noch in Kraft befindlichen Washingtoner These von der „offenen Tür" in China und hat erst in letzter Zeit wieder zu offiziellen Protesten der britischen und amerikanischen Regierung in Tokio geführt, die bis heute noch nicht erledigt sind.

Nachschublinie der Japaner.

Bevor wir das Thema von der chinesischen Seite — und in gewissem Sinne als Überleitung hierzu — betrachten, sind noch einige Feststellungen über die rückwärtigen Verbindungen der japanischen Armeen und über die Nachschublinien an die japanischen Fronten zu machen. Die ersteren waren, da es sich in der Hauptsache um Seetransporte handelte, nach menschlichem Ermessen durch die Kriegsflotte hinreichend gesichert. Sie haben immerhin zwischen Nagasaki und Darien bzw. nach Schanheikwan oder Tangku (bei Tientsin) eine Länge von 1100 bis 1400 km, nach Schanghai von 850 km, nach Tahioku (Formosa) von 1100 km, nach Kanton von 2000 km — also insgesamt von 6000 km, die sich von Yokohama aus in jedem Falle um weitere 900 km erhöhen. Die Landetappe ist ebensolang, nämlich:

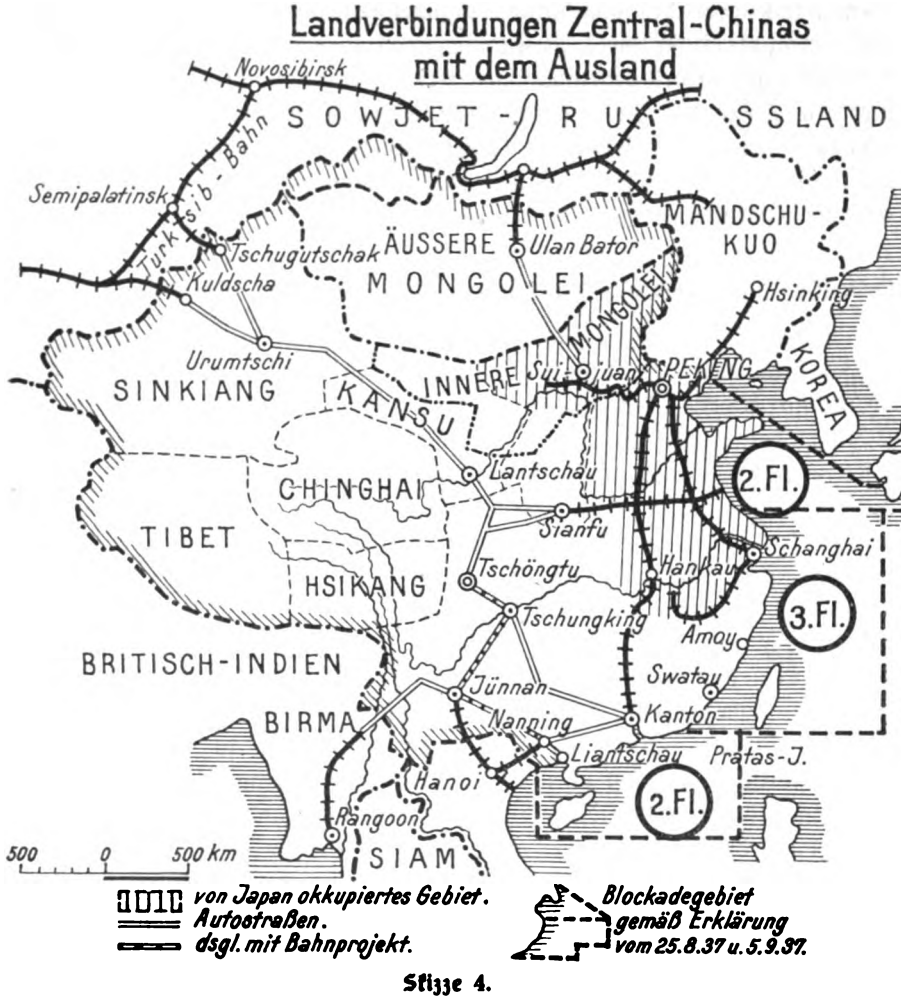
Tientsin—Mukden	550 km,
Tientsin—Pautu (Suijuan)	600—700 km,
Peking—Putschau (Schansi)	900 km,
Peking—Hankau	1200 km,
Tientsin—Schanghai	1250 km,
Schanghai—Hankau (Wasserweg)	1000 km,
zusammen also etwa	5600 km.

Sie verteilen sich auf nur vier meist eingleisige Schienen- und Wasserwege, führen durch feindliches Land und haben eine Armee von etwa 1 Million zu versorgen. Über den Einsatz von Kraftwagen und Binnenschiffahrt zu Nachschubzwecken der Eisenbahn im Nachschubwesen liegen keine Nachrichten vor; es ist aber selbstverständlich in weitgehendem Umfang anzunehmen. Die Organisation und Sicherung dieser langen, dünnen Nachschubstränge war und ist wohl eine der schwierigsten Fragen der japanischen Kriegführung überhaupt und erfordert einen erheblichen Aufwand von Schutztruppen sowie — bei der Taktik ihrer Gegner — auch zunehmende Blutopfer.

Es versteht sich von selbst, daß die Japaner mit der ihrer Rasse eigenen Energie an der Wiederherstellung und Verbesserung der in ihrem Machtbereich liegenden Verkehrsmittel arbeiten. Einem Aufsatz des Herrn Oberst von Xylander im „Militär-Wochenblatt" ist z. B. zu ent-

Digitized by Google

nehmen, daß auf der während des Aufmarsches durch Kleinkrieg zerstörten Linie von Peking nach Mandschukuo der normale Friedensverkehr schon am 25. Dezember 1937 wieder aufgenommen werden konnte. Desgleichen wurde die Strecke von Tientsin bis zum Meere zweigleisig ausgebaut und am



Skizze 4.

1. April 1938 mit dem Bau einer neuen strategischen Eisenbahn von Peking in Richtung Jehol begonnen. Auch die Linie nach Suijuan und verschiedene Teilstrecken der beiden großen Nord-Südbahnen waren am Anfang 1938 wieder im Betrieb. Eine Glanzleistung der Japaner war es ferner, daß die Eisenbahnbrücke über den Hoangho nördlich Tsinan, die beim Rückzug der Chinesen in die Luft gesprengt worden war, schon am 1. Juli 1938, neu gebaut, dem Verkehr übergeben werden konnte. Und es kann wohl ange-

Digitized by Google

nommen werden, daß dem japanischen Generalstab bald darauf die Linie Tientsin—Nanking—Schanghai in ihrer ganzen Ausdehnung zu Nachschubzwecken zur Verfügung stand. Aber alle organisatorischen Anstrengungen, alle technische Tüchtigkeit und militärischen Strafmaßnahmen der Japaner haben bis heute noch nicht vermocht, den täglich sich wiederholenden Unterbrechungen ihrer Nachschublinie vorzubeugen und den chinesischen Freischärlerkampf hinter ihrer Front auszurotten, der sich zu einem weiteren Charakteristikum des gegenwärtigen Krieges ausgewachsen hat. Er ist eine indirekte Folge der Verkehrsmittelknappheit des Kriegsschauplatzes im Zusammenhang mit seinen ungeheuren Räumen, die bei einer Betrachtung fernöstlicher Ereignisse von Europa aus nur zu leicht in Vergessenheit geraten.

IV.

Operative und taktische Ausnutzung der Verkehrsmittel seitens der Chinesen.

Dabei ist grundsätzlich zu berücksichtigen, daß alle im Sinne des Themas aufgeführten japanischen Haben-Posten die chinesische Kriegführung negativ beeinflußt haben. Mit jedem Kilometer, den japanische Kolonnen nach Westen oder Süden vorrückten, verringerte sich das ohnehin dürftige Verkehrsmittelpotential der chinesischen Regierung. Nach der Lunghai-Schlacht hatte sie bereits 43 v. H. ihrer Eisenbahnen verloren; heute sind es deren 90, und sie kämpft bei Tschangtscha um die letzten 500 km ihrer Normalspurbahnen. In Schantung fiel den Japanern eine ziemliche Menge von rollendem Material in die Hände, während es den Chinesen dagegen gelang, den größten Teil des Wagenparkes der Hankau-Peking-Bahn — darunter den bekannten „Blauen Expreß" — noch rechtzeitig über den Jangtse zu retten, so daß auf der Strecke Hankau—Kanton kein Mangel an Betriebsmitteln herrschte. Und es verdient hervorgehoben zu werden, daß es Tschiangkaischek, obwohl er in beiden Fällen nur eine Eisenbahnlinie zur Verfügung hatte, verstand, unter Ausnutzung aller anderen Transportmöglichkeiten in den beiden großen Schlachten um Sütchau und Hankau Massenheere zu konzentrieren, die von den Japanern selbst auf 600 000 bzw. 1 Million geschätzt wurden. Andernteils haben Auslandskommentare die Vermutung ausgesprochen, daß die überraschende Räumung von Kanton mit dem vor und während der Landung in der Biasbucht besonders lebhaften japanischen Bombardement der Kanton-Hankau-Linie und dadurch hervorgerufenen Schwierigkeiten in der rechtzeitigen Zurückbeförderung von Kuangtungtruppen aus der Hankaufront zusammenhänge.

Kriegsdoktrin.

Die grundsätzliche Einstellung der chinesischen Kriegführung zur Verkehrsmittelfrage ergibt sich indirekt aus der chinesischen Kriegsdoktrin, die Tschiangkaischek wiederholt bekanntgegeben hat: Vermeidung einer Ent-

Digitized by Google

scheidungsschlacht im offenen Felde, um Menschen und Material zu schonen; tunlichste Hinausziehung der Kriegsdauer, um den Gegner zu erschöpfen; systematisches Ausweichen nach Westen, um die rückwärtigen Verbindungen der Japaner zu verlängern und verwundbarer zu machen. In die Taktik umgesetzt, heißt das: Verteidigung der Verkehrsmittel und Anmarschwege nach allen Regeln des hinhaltenden Kampfes; Unbrauchbarmachung derselben beim Rückzug; Bandenangriffe auf die gegnerischen Nachschubeinrichtungen.

Zerstörungsmaßnahmen.

Die chinesischen Zerstörungsmaßnahmen bestanden hinsichtlich der Eisenbahn und Straßen in Sprengung von Kunstbauten und Herbeiführung künstlicher Überschwemmungen. Die Verteidigung der Schiffahrtswege in Beseitigung der Navigationsmarken, Anlage von Fluß- und Hafensperren, Einsatz der Minenwaffe und besonderer Motortorpedoboote auf dem Jangtse und Perlfluß. Die Sprengung der großen Eisenbahnbrücke bei Hangtschau über den Tsientang (die erst kurz vor dem Kriege mit englischem Gelde erbaut wurde), der beiden Hoanghobrücken bei Tsinan und Tschengtschau bzw. der über den Hwaiho südlich und über den Kaiserkanal nördlich Sütchau haben die japanische Kriegführung entschieden gehemmt und dadurch zur Verlängerung des Krieges beigetragen. Das gleiche gilt von den künstlichen Überflutungen, die von den Chinesen bereits während der Sütchau-Schlacht am Kaiserkanal und später im Jangtsetal angewendet wurden, vor allem aber von dem großen Abschnitt des Gelben Flusses am 12. Juni 1938 oberhalb von Kaiföng, der den siegreichen Vormarsch der Japaner gegen Tschengtschau zum Stillstand brachte, das Mittelstück der Lunghai-Bahn unbrauchbar machte und den japanischen Generalstab zwang, seine Streitkräfte in Mittelchina umzugruppieren.

Schutz der eigenen Verkehrsmittel.

Hand in Hand mit diesem Zerstörungswerk gingen die Maßnahmen der Zentralregierung zum Schutze der eigenen Verkehrsmittel, in erster Linie der Eisenbahn Hongkong—Kanton—Hankau — ihrer Hauptlebensader — gegen Luftangriffe sowie der Ausbau neuer Verkehrslinien im Westen und Südwesten des Landes. Hinsichtlich der Wirkung von Luftangriffen auf Eisenbahnen hat der Japanisch-Chinesische Krieg Neuland erschlossen und wertvolle Erfahrungen gezeitigt. Es liegt diesbezüglich ein interessanter Artikel des Times-Berichterstatters vor, der erkennen läßt, daß die Eisenbahn sich widerstandsfähiger gegen Luftbedrohung gezeigt hat, als im allgemeinen angenommen wurde. Obwohl die Japaner mehrere Hunderte von Angriffen auf die Eisenbahnanlagen zwischen Hongkong und Hankau ausgeführt und mehrere tausend Bomben darauf verschossen haben, ist nach jenem Bericht der Betrieb nur selten länger als einige Stunden ge-

Digitized by Google

stört worden. Die einzige ernstliche Unterbrechung habe nur drei Tage gedauert und sei durch Beschädigung einer Brücke hervorgerufen worden. Die Verteilung des Wagenparks ist so organisiert, daß die Linie durch lokale Unterbrechungen niemals in ihrer Gesamtausdehnung lahmgelegt werden kann, und es werden Tag und Nacht Reparaturkommandos in Bereitschaft gehalten, um im Bedarfsfalle sofort eingesetzt werden zu können. Passagierzüge liegen am Tage oft stundenlang auf Ausweichgeleisen, in Tunnels oder in Einschnitten in bergigem Gelände, um die Gefahrenzone erst während der Nacht zu passieren. Auf diese Weise konnte die Linie Hongkong—Hankau ihre große Aufgabe bis zum Fall von Kanton durchführen.

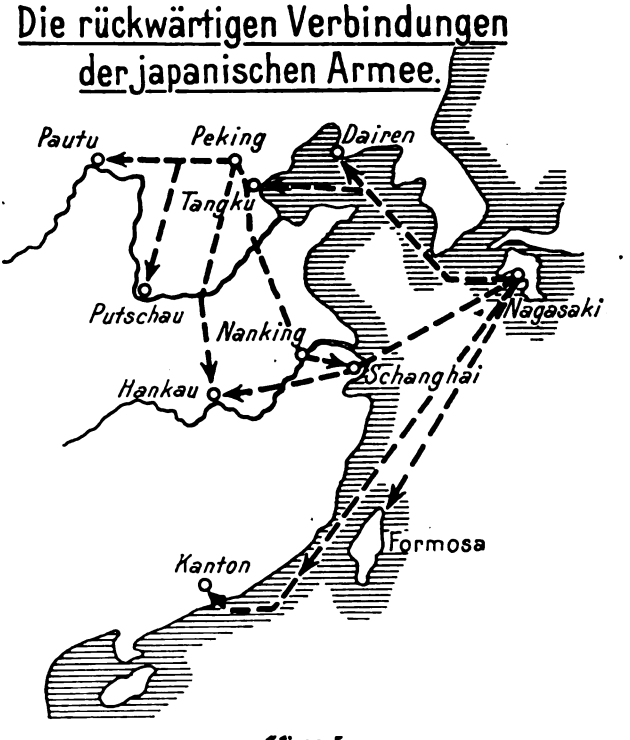
Endlich hat die Zentralregierung im vorigen Jahre mit der Rückverlegung ihres Sitzes von Nanking nach Tschungking ein großzügiges Programm der Industrialisierung und verkehrspolitischen Erschließung der Provinzen Szetschuan und Kweitschau, Jünnan, Kuangsi und Kuangtung aufgestellt, das eine ganze Reihe neuer Autostraßen bzw. neuer Wasserverbindungen ins Auge faßte und angeblich auch schon praktisch Früchte getragen hat.

Guerilla.

Die eigentliche Waffe aber, mit der Tschiangkaischek auf die japanische Achillesferse zielt, ist die Guerilla, die man im Rahmen unseres Themas als einen Dauerangriff auf die Verkehrsmittel des japanischen Heeresnachschubs bezeichnen kann. Sie liegt dem chinesischen Soldaten im Blute. Sie wurde durch das japanische Angriffsverfahren mit schmalen Angriffsspitzen beinahe herausgefordert. Und sie drängte sich auch dem chinesischen Oberkommando angesichts der erdrückenden japanischen Überlegenheit in offener Feldschlacht als diejenige Form des chinesischen Widerstandswillens auf, die noch am meisten Aussicht auf Erfolg versprach. Chinesische Kleinkriegunternehmungen machten sich schon sehr bald an der Peking-Hankau-Bahn bemerkbar. Bis April 1938 waren sie so angewachsen, daß eine ausländische Zeitung eine Skizze über die hauptsächlichsten Herde derselben bringen konnte, die ich wiedergeben möchte. Sie liegen in Suijuan, Schansi und Honan, in Schantung, Kiangsu und Tschekiang. Sie haben sich heute um ebenso viele Provinzen vermehrt, als die Japaner mittlerweile neu okkupiert haben. In den Tapichbergen nördlich Hankau sollen neuerdings 80 000 Chinesen zurückgeblieben sein, und auch am Ostfluß bei Kanton haben die Japaner dieselben Schwierigkeiten, das Gebiet von versprengten chinesischen Abteilungen zu säubern. Bahnunterbrechungen und Überfälle auf Züge, Posten und Flugplätze sind selbst in unmittelbarer Umgebung der Millionenstädte Schanghai, Tientsin und Peking an der Tagesordnung. Es sind aber von den Freischärlern auch Überraschungserfolge auf größere Städte selbst, wie Tschifu und Tsinanfu, Samshui und Taijuan, erzielt worden. Die letztere Hauptstadt war neben

Digitized by Google

anderen zwei Monate lang von der Umwelt abgeschlossen, und ihre Garnison mußte durch japanische Flieger ernährt werden. Jede größere Truppenverschiebung seitens der Japaner hat in dem entblößten Gebiet ein Anschwellen des Kampfes hinter der Front zur Folge. Die Japaner haben wiederholt ganze Divisionen zur Unterdrückung dieses „Banditenunwesens" eingesetzt. Aber Tanks, Flugzeuge und Maschinengewehre erweisen sich dagegen ohnmächtig, weil die Handstreiche meist in der Nacht und nur von



Skizze 5.

einer Handvoll Männer ausgeführt werden, die ebenso rasch verschwinden, wie sie plötzlich erscheinen. Es würde zu weit führen, näher auf die straffe Organisation, Verwaltung und vor allem auf die einheitliche Führung der Guerillabanden einzugehen. Sie stehen aber in Verbindung mit der Zentralregierung, erhalten ihren Mannschaftsersatz aus den Dörfern ihres Operationsgebietes und sind teilweise mit Minenwerfern oder selbsterbeuteten japanischen Geschützen bewaffnet. Dieser dauernde Angriff auf die Verkehrsmittel der japanischen Heeresversorgung hat die Japaner außerhalb eines 10 km breiten Streifens zu beiden Seiten der Eisenbahnen in die Abwehr gezwungen. Ihren Vormarsch hat er jedoch trotzdem nicht aufzuhalten vermocht und wird dies voraussichtlich auch dann nicht erreichen,

Digitized by Google

wenn die japanischen Nachschublinien noch länger werden sollten. Und wenn geistreiche britische Journalisten glaubten, Japan an 1812 erinnern zu müssen, so befinden sie sich meiner Ansicht nach wahrscheinlich im Irrtum. Denn weder ist der Winter und die damalige Armut Rußlands an Menschen und Verkehrswegen mit den heutigen Verhältnissen Westchinas zu vergleichen, noch hätte es wahrscheinlich überhaupt ein historisches Moskau von 1812 gegeben, wenn Napoleon damals schon über Kraftwagen und Flugzeuge verfügt hätte!

V.

Rüstungsbehinderung und -beschaffung.

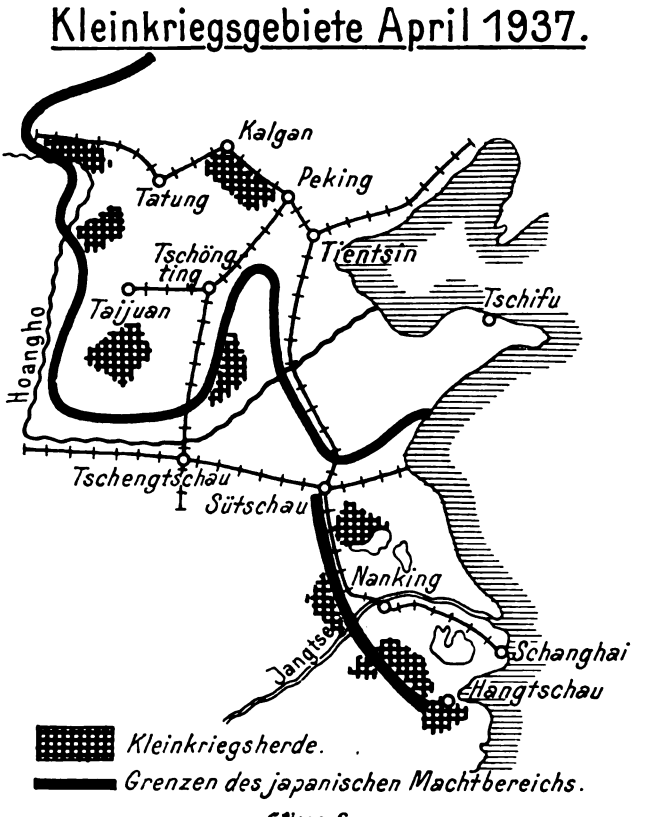
Japanische Maßnahmen.

Nachdem es Japan bisher nicht gelang, die chinesische Armee entscheidend zu schlagen und nachdem seine Hoffnungen auf den Zerfall der nationalen Einheit Chinas nicht in Erfüllung ging, dürfte der Schwerpunkt für den Ausgang des Krieges vielmehr in der Möglichkeit oder Unmöglichkeit weiterer Rüstungsbeschaffung der Zentralregierung liegen, die für Tschiangkaischek die wesentlichste Voraussetzung zur Fortsetzung des Krieges bildet. Die Frage ihrer Behinderung seitens Japans ist komplizierter als in anderen Kriegen, weil die nicht beteiligten Mächte infolge des Fehlens einer Kriegserklärung beide Partner mit Waffen und anderen kriegsnotwendigen Dingen beliefern können, ohne gegen die internationalen Regeln zu verstoßen. Unter diesen Umständen hat natürlich auch die schon erwähnte Blockadeerklärung nicht zu voller Wirkung gelangen können, und Japan mußte versuchen, den chinesischen Raumkoloß auf andere Weise zu isolieren.

Im Nordwesten ist ihm dies durch den in Suijuan errichteten Grenzkorridor gegen den kürzesten Landweg nach Ulan Bator (in der Äußeren Mongolei) gelungen, woselbst Anschluß an die Sibirische Bahn vorhanden ist. Der Welthafen Schanghai wurde für Zentralchina schon im Dezember 1937 durch die japanische Okkupation geschlossen. Japanische Landungsstöße bei Amoy, Swatau und Futchau sowie die Besetzung der dem Festland vorgelagerten Inseln erfüllten denselben Zweck an der chinesischen Küste. Aber nicht für Hongkong, der englischen Kronkolonie und Zentrale aller japanfeindlichen Strömungen und Intriguen im Fernen Osten. Hier versagten diplomatische Schritte der Tokioter Regierung ebenso wie militärische Drohungen oder die im Mündungsgebiet des Perlflusses durch die japanische Flotte ausgeübte Kontrolle. Die internationalen Waffentransporte, die auf britischem Boden gefahrlos umgeladen wurden, erreichten Kanton entweder auf der Eisenbahn oder auf der parallel mit dieser laufenden, erst während des Krieges eröffneten Autostraße von

Digitized by Google

Kaulun, dem chinesischen Hafen von Hongkong, aus bzw. auf dem Seewege unter britischer, amerikanischer oder portugiesischer Flagge über den Perlfluß immer noch in genügender Menge. In geringerem Umfang galt dasselbe von den Transporten auf der französischen Bahn aus Indochina nach Jünnan, die wiederholt zu scharfen Kontroversen zwischen Tokio und Paris Veranlassung gab und die japanische Besetzung der Insel Hainan als Abwehrmaßnahme veranlaßte.



Skizze 6.

Von einer militärischen Aktion gegen Kanton selbst, als einzigem wirksamen Gegenmittel, mag man in Tokio zunächst wegen der Gefahr zwischenstaatlicher Verwicklungen Abstand genommen haben. Nach der Einnahme von Sütchau war übrigens eine solche aller Wahrscheinlichkeit nach geplant und mußte nur infolge des „Panay"-Zwischenfalles zurückgestellt werden. Ein zweitesmal wurde das Problem aktuell nach dem Dammbruch des Hoangho, der ohnehin eine Umkrempelung der japanischen Pläne notwendig machte. Vielleicht hielt man damals — irrtümlicherweise — die Verteidigungsvorbereitungen in Kanton schon für zu weit vor-

Digitized by Google

geschritten, um einen raschen Erfolg erzielen zu können. Erst während der tschechischen Krise wurde dann der Sprung gewagt — wir wissen alle mit welch durchschlagendem Erfolge!

Die wahren Ursachen des gänzlichen Versagens der chinesischen Verteidigung liegen noch in tiefem Dunkel. Aber es ist bekannt, daß chinesischerseits eine Reihe von neuen Zugangsstraßen von Kanton zu den voraussichtlichen Landungspunkten einer japanischen Invasion angelegt und in Kanton selbst Lastwagenkolonnen bereitgehalten worden waren, um Verstärkungen dorthin zu bringen. Nichts davon trat jedoch in Funktion. Die erste Aktion der japanischen Landungsabteilungen aber war die nachhaltige Unbrauchbarmachung des Auto- und Schienenweges von Hongkong nach Kanton. Und mit dem Einzug in die Stadt dürfte auch diese weitaus wichtigste Zufuhrquelle der Zentralregierung für die Dauer des Krieges versiegt sein.

Die verbleibenden Verbindungen Zentralchinas mit der Außenwelt.

Der japanische Zugriff ist ein interessantes Gegenstück zu der Dardanellenexpedition im Weltkriege. Dort wollte man aus kriegswirtschaftlichen Gründen eine Verbindung herstellen, hier sie schließen. Aber obwohl das letztere gelang, wäre es verfrüht, daraus ein baldiges Ende des Krieges abzuleiten. Denn Tschiangkaischek besitzt immer noch drei, wenn auch bedeutend weniger leistungsfähige Verbindungen mit der Außenwelt. Die eine ist die indochinesische Schmalspurbahn, deren Passagierzüge die 700 km bis zum Golf von Tonking in drei Tagen zurücklegen. Sie dürfte während des Krieges auch durch einen parallel laufenden Kraftwagenweg ergänzt worden sein.

Die zweite ist die sogenannte „Rote Straße", die in den letzten Monaten sehr verbessert wurde. Sie beginnt in Sianfu oder Tschöngtu und führt über Lantschau (in Kansu) und Urumtschi (in Singkiang) zur Turksib-Bahn bei Semipalatinsk. Sie hat eine Länge von über 3000 km, was etwa der Entfernung Madrid—Moskau entspricht. Endlich wurde erst im Kriege die „Gesandtenstraße" Marco Polos von Jünnan zur birmesischen Grenze als Autostraße ausgebaut. Sie führt 570 km größtenteils an Steilhängen entlang und überschreitet dabei zwei große Ströme — den Salwin und Mekong —, die in den Golf von Bengalen bzw. Siam münden. 100 km jenseits der Grenze wird sie von der 800 km langen britischen Eisenbahn aufgenommen, die im Hafen von Rangoon endet. Die Entfernung Jünnan—Rangoon gleicht ungefähr der von München nach Moskau. Sie hat jedoch den Vorzug, daß Rangoon um eine ganze Schiffswoche näher an Europa liegt als Haiphong, der Hafen der Jünnan-Bahn.

Digitized by Google

Ich möchte hier einschalten, daß diese neuen Wege noch auf keiner Karte eingezeichnet sind. Ich habe die Einzelheiten ausländischen Tageszeitungen oder Zeitschriften entnommen und wollte in der Skizze lediglich eine allgemeine Vorstellung der Verhältnisse geben, ohne behaupten zu wollen, daß die Linienführung absolut richtig ist.

Wenn diese Zubringerwege auch die Kanton-Hankau-Bahn niemals ersetzen können, so wird jedoch die Regierung Tschiangkaischeks trotz allem auch in Zukunft nicht ganz ohne fremde Hilfe in bezug auf ihre Versorgung mit Kriegsmaterial sein. Die beiden südlichen sind außerdem vorläufig noch der japanischen Lufteinwirkung entrückt, während die Fliegerangriffe auf die „Rote Straße" bereits begonnen haben und sich bei allenfalsiger Okkupation der südlichen Provinzen auch bald auf Jünnan ausdehnen werden.

Zur Beurteilung der allgemeinen Lage ist es lehrreich, sich die Botschaft Tschiangkaischeks an das chinesische Volk noch einmal zu vergegenwärtigen, die er nach dem Fall von Hankau ausgegeben hat. „Selbst wenn die wirtschaftlichen Hilfsquellen und die Waffenlieferungen versiegen sollten", sagte er u. a., „und selbst wenn die Blockade fortdauert und wenn alle Verbindungen mit dem Ausland abgeschnitten werden sollten, wird China den Widerstand bis zum Endsiege fortsetzen. Tatsächlich wurde", so sagt Tschiangkaischek, „schon seit langem Kriegsmaterial in genügender Menge aufgestapelt, um dies zu ermöglichen. Und dank der seit Jahren angestellten Bemühungen zum Ausbau der Verkehrswege sind diese im Innern des Landes vollauf vorhanden." Das klingt noch nicht nach Resignation. Und selbst wenn man 50 v. H. davon abzieht, so sieht es nicht gerade so aus, als ob das Kriegsende unmittelbar bevorstehe.

Zusammenfassung.

Wenn ich zum Schluß noch einmal die hauptsächlichsten Gedanken meiner Ausführungen zusammenfassen darf, so kann man wohl behaupten, daß der Japanisch-Chinesische Krieg das Schulbeispiel eines Krieges um Verkehrsmittel geworden ist.

Eisenbahn und Schiffahrt haben den Aufmarsch auf beiden Seiten maßgebend beeinflußt; sie haben ihm im Angriff wie in der Verteidigung Richtung und Eigenart auferlegt.

In diesem Kriege wurde insbesondere die Binnenschiffahrt, wie nicht leicht in irgendeinem anderen, in den Vordergrund der militärischen Ereignisse gestellt,

und der Kleinkrieg gegen die rückwärtigen Verbindungen des Gegners, als Waffe des Schwächeren, in seltener Weise zur Entwicklung gebracht.

Digitized by Google

Er hat außerdem aufs neue die Tatsache bekräftigt, daß kriegswirtschaftliche Gesichtspunkte allein genügen, um unter Umständen eine militärische Operation großen Stiles einleiten zu müssen, und

die neue Lehre erbracht, daß im Zeitalter des Verbrennungsmotors selbst der Raum nicht mehr unangreifbar ist.

Was endlich das allgemeine Kennzeichen der militärischen Lage betrifft, so scheint sie die alte Weisheit bestätigen zu wollen, daß man mit Millionenheeren nur mittels Eisenbahnen fertig werden kann!

Aus- und Umquartierung der Bevölkerung großer Städte.[1]

Von Oberst a. D. Nagel-München.

Mit Recht bezeichnet der englische General Fuller die Disziplin der Bevölkerung, ihre moralische Festigkeit im Aushalten von Luftangriffen als den entscheidenden Faktor bei der Luftverteidigung von Großstädten. Dies schließt jedoch die Verpflichtung des Staates nicht aus, kein Mittel unversucht zu lassen, das die Wirkung von Luftangriffen auf die Einwohner einzuschränken vermag, selbst wenn damit große Schwierigkeiten, Unbequemlichkeiten, Arbeit und Kosten verbunden sind. Die Kraft eines Volkes beruht auf der Zahl seiner Einwohner und auf seiner gesunden Nachkommenschaft. Sie über den Krieg hinaus zu erhalten, ist für den Staat und seine Zukunft von ebenso großer Bedeutung wie die erfolgreiche Beendigung des Krieges durch glückliche Wehrmachtoperationen. Die Vernichtung von Vorräten und Sachwerten schädigt Volk und Wehrmacht in gleicher Weise. Die Verluste an Volkskraft durch die Hungerblockade im Weltkrieg brachten Deutschland größere Nachteile als die materiellen und personellen Schäden durch die Kriegshandlungen. Die Verödung deutscher Lande durch den Dreißigjährigen Krieg hat das deutsche Volk um Jahrhunderte in seiner kulturellen und politischen Entwicklung aufgehalten. Weder Flugabwehr noch Furcht vor Wiedervergeltung werden voraussichtlich imstande sein, feindliche Luftangriffe auf unsere Großstädte mit Sicherheit zu verhindern. Die Einwohnerschaft selbst ist in ihrer Masse schwerfällig, auf Familie, Besitz und nächste Umwelt eingestellt und pflegt auf eine Gefahr erst zu achten, wenn sie ihr unmittelbar gegenübersteht. Es müssen daher durch den Staat die nötigen Anordnungen und Maßnahmen getroffen werden, um den eintretenden Gefahren und Schäden vorzubeugen und die Bevölkerung, Vorräte

[1] Bei dem Preisausschreiben 1937/38 mit dem ersten Preise ausgezeichnet.

Digitized by Google

und Kulturgüter der Großstädte zu retten, soweit dies irgendwie möglich ist.

Ein wirksamer passiver Schutz gegen Luftangriffe ist streng genommen nur durch zwei Maßnahmen zu erreichen: die Unterbringung während der Gefahr in bomben- und gassicheren Schutzräumen und die Entfernung aus der Gefahrenzone, d. h. Aus- und Umquartierung oder, wie man zuerst sagte, die Räumung. Bombensichere Schutzräume können aus technischen und finanziellen Gründen nur in geringer Zahl hergestellt werden. Man begnügt sich daher im allgemeinen mit splitter-, brand- und gassicheren Schutzräumen; aber auch diese werden vielfach für die große Zahl der zu schützenden Personen nicht ausreichen und häufig gerade dort, wo sie am dringendsten gebraucht werden, den Ansprüchen nicht genügen.

Für die Personen, die in Schutzräumen nicht wenigstens einen bedingten Schutz finden, bleibt deshalb nur die rechtzeitige Entfernung aus der Gefahrenzone übrig.

Großstädte bei Luftgefahr vollständig von ihren Einwohnern zu entleeren, wird von allen Großstaaten als undurchführbar und unzweckmäßig abgelehnt. Die Produktion und Wirtschaft darf keine Unterbrechung erfahren. Schon dadurch ist ein Großteil der Erwerbstätigen an die Nähe ihrer Arbeitsstätte gebunden. Außerdem ist es notwendig, in der Stadt einen umfangreichen Schutz der in ihr bleibenden Personen, des Materials und der Vorräte zu organisieren. Hierfür muß eine entsprechende Zahl von Personen in der Stadt zurückgehalten werden.

Aber auch die entgegengesetzte Ansicht, die auf jede Um- und Ausquartierung verzichten will, scheint in ihren Folgerungen zuweit zu gehen und Schwierigkeiten zu sehen, die überwunden werden können. Keinesfalls berechtigt ist die Meinung, diese Maßnahme schädige die Moral der Bevölkerung; sie sei mit der Flucht vor dem Feinde zu vergleichen und könne zur Panik führen. Bei der Ausquartierung handelt es sich um die Ausführung einer staatlichen Anordnung; sie kann daher ebensowenig mit einer Flucht verglichen werden, wie z. B. eine im Heer befohlene Umgruppierung. Sie erfordert im Gegenteil ein großes Maß von Opfersinn und Selbstzucht der Betroffenen. Unordnung und Panik können viel eher entstehen, wenn keine derartigen Vorbereitungen getroffen sind und die ungeschützte Bevölkerung im Augenblick der Gefahr beginnt, in Massen die gefährdete oder zerstörte Gegend zu verlassen oder wenn die Räumung erst durch den Feind erzwungen wird. Mehr Berechtigung hätte der Einwand, daß sich die meisten Menschen nicht von ihrer Familie und ihrem Besitz trennen wollen und bei unfreiwilliger Räumung nach Abklingen der ersten Gefahr entgegen dem Willen der Luftschutzleitung vorzeitig zurückströmen (siehe Madrid, Dezember 1937). Die Erziehung des Volkes zur Disziplin und zum Durchhalten muß neben polizeilichen Maßnahmen diesem Nachteil begegnen.

Digitized by Google

Jeder Volksgenosse, ob Mann, Frau oder Kind, hat an der Stelle stand-zuhalten oder sich an die Stelle zu begeben, die ihm von der Leitung des Staates zugewiesen wird.

Daß der Luftgegner der abwandernden Bevölkerung folgen und seine Angriffe statt auf lebenswichtige und militärische Ziele in der Stadt auf die nunmehr stärker belegten Vororte und die kleineren Siedlungen außerhalb der Stadt richten wird, ist nicht sehr wahrscheinlich; er würde seine Angriffe und ihre Wirkung zersplittern und damit abschwächen. Die Möglichkeit von gewollten und zufälligen Bombenwürfen auch auf diese Gegenden besteht natürlich. Aber die aufgelockerte Bauweise verringert die Treffaussichten und die Wirkung der Bomben. Die Verluste werden zweifellos geringer sein wie in den luftempfindlichen Stadtteilen und die Bewohner haben die Möglichkeit, auch Deckungen im freien Gelände aufzusuchen. Aerochemische Angriffe können in den offenen Siedlungen durch Witterungseinflüsse rascher unschädlich werden und die Menschen können sich dort durch Gasschutzräume und Gasmasken ebenso leicht schützen wie in der Stadt. Die Wirkung von Brandbombentreffern auf Wohnstätten ist die gleiche, ob diese stärker oder schwächer belegt sind; dagegen erleichtert die Vermehrung der Hausbewohner durch die Einquartierung das Löschen von Bränden, die Rettung von Menschen, Vieh und Vorräten. Die Gefahr, daß sich Einzelbrände zu Brandkatastrophen entwickeln, ist in den engbebauten Stadtgegenden wesentlich größer als in aufgelockerten Siedlungen. Zu der großen Luftempfindlichkeit kommt in denselben Stadtgegenden meist auch eine gesteigerte Luftgefährdung, da die umfangreichen Flächenziele der Großstädte an sich Luftangriffe anziehen und in ihrem Weichbild Ziele von hervorragender militärischer, wirtschaftlicher und politischer Bedeutung angehäuft zu sein pflegen. Es ist daher nicht richtig, wenn behauptet wird, die Gefärdung bei Luftangriffen sei überall die gleiche.

Fliegerangriffe, die den Verkehr stören oder Vorräte vernichten, können die Versorgung mit Lebensmitteln, Heizmaterial und ärztlicher Hilfe unterbrechen oder erschweren. Je größer die Bevölkerungsdichte, desto größer wird die Masse von Obdachlosen oder Flüchtlingen, wenn ihre Wohnstätten zerstört sind. Ihr Schutz gegen Hunger und Kälte erfordert größere Anstrengungen und kann in Frage gestellt sein (siehe Madrid, Winter 1937/38). Je enger Menschenmassen zusammengedrängt sind, desto größer ist die Gefahr, daß sich ansteckende Krankheiten und Seuchen ausbreiten (Schanghai, Herbst 1937), daß Massenpsychose die Stimmung nachteilig beeinflußt.

Durch die neuzeitlichen Stadt- und Landesplanungen wird schon im Frieden der zu großen Wohnungsdichte entgegengearbeitet. Der Um- und Abbau der Großstädte, die Begünstigung der Stadtflucht statt der Landflucht wird jetzt in Deutschland energisch betrieben. Durch das allmähliche Herausnehmen großer Gewerbebetriebe aus den Wohnsiedlungen, durch die Dezen-

Digitized by Google

tralisation der Industrie, durch die Verlegung und Verteilung von Behörden und wirtschaftlichen Organisationen kann die Luftempfindlichkeit der Großstädte wesentlich verringert werden. Ist einmal das Ideal einer Gartengroßstadt, einer Stadt in aufgelockerter Bauweise mit Trennung der Wohngebiete von den Großgewerbebetrieben erreicht, und sind die nötigen Schutzräume in ihr geschaffen, wird jede Räumung überflüssig. Bis dahin wird jedoch noch geraume Zeit (mindestens Jahrzehnte) vergehen; in der Zwischenzeit aber müssen Räumungsmaßnahmen das Unvollendete ersetzen, und es wird auf die Vorbereitung einer Um- und Ausquartierung in begrenztem Umfang nicht verzichtet werden können.

Der Umfang richtet sich nach dem Stand der städtebaulichen Entwicklung und den örtlichen Verhältnissen, die in den einzelnen Städten verschieden sind und sich ständig ändern. Die Vorbereitungen hierfür werden also noch auf lange Zeit hinaus einen „integrierenden Bestandteil der Landesverteidigung" bilden, müssen aber alljährlich überprüft und auf dem laufenden gehalten werden.

Wo auf andere Weise für den Schutz der Einwohner gesorgt ist, wo man nur mit Zufallstreffern zu rechnen braucht oder einzelne Volltreffer keine allzugroßen Wirkungen auslösen können, wird sich daher die Um- und Ausquartierung auf folgende Häuser und Stadteile beschränken:

a) Innerhalb oder in nächster Nähe von Zielen, die voraussichtlich und bevorzugt von feindlichen Fliegern angegriffen werden,
b) in nächster Nähe von besonders feuer- und explosionsgefährlichen Objekten,
c) in überbebauten Stadtgegenden mit besonders großer Bevölkerungsdichte.

Von der Um- und Ausquartierung sind folgende Personenkreise ausgeschlossen:

a) Die von der Luftschutzleitung für den Selbstschutz der Bevölkerung bestimmt sind,
b) die in Betrieben arbeiten, deren Arbeitsprozeß bei Tag und Nacht nicht unterbrochen werden darf, oder die ständig erreichbar sein müssen.

Über diese Zahlen hinaus können soviel Personen zurückbleiben, als Aufnahme in geeigneten Schutzräumen finden. Eine außerordentlich große Gefährdung kann in Ausnahmefällen auch die vollständige Räumung einzelner Gebäude oder Straßenzüge rechtfertigen; sie werden damit bewußt einer möglichen Zerstörung preisgegeben. In jedem Fall ist jedoch festzustellen, ob die vollständige Räumung ausgeführt werden kann, ohne die Umgebung durch das Übergreifen von Bränden zu gefährden, und ob sie eine einfachere und zweckmäßigere Maßnahme darstellt, als die Verteidigung

Digitized by Google

des Hauses durch Selbstschutzkräfte, deren Wirksamkeit an sich eine beschränkte ist.

Sämtliche Einwohner für den Selbstschutz heranzuziehen, ist weder möglich noch zweckmäßig. Wenige gut ausgebildete und ausgerüstete Helfer, die auch körperlich sich für ihren Dienst noch eignen, werden mehr leisten als eine Vielheit von Personen, die den Ansprüchen nicht genügen, einander im Wege stehen und die Zahl der zu Rettenden vermehren. Je größer die Zahl der Neugierigen und der Unglücklichen, die sich in Gefahr befinden, desto größer die Schwierigkeiten für die Bekämpfung von Katastrophen, für das Rettungswerk und das Verhüten von Paniken. Für größere Aufräumungsarbeiten und dergleichen kann die Luftschutzleitung jederzeit aus nicht geräumten Gebieten und Vororten die nötigen Arbeitskräfte zusammenziehen. Selbstschutz und Räumung schließen daher einander nicht aus; beide Maßnahmen ergänzen sich.

Durch die genannten Einschränkungen und durch sonstige Rücksichten schrumpft der Personenkreis, der für die Räumung in Betracht kommt, stark zusammen. Aber selbst wenn es sich in jeder großen Stadt nur um Tausende handelt, die auf diese Weise gerettet werden können, lohnt sich die Arbeit, die darangewendet wird. Vorerst und bei zweckmäßiger Einteilung werden sich jedoch voraussichtlich beträchtlich höhere Zahlen ergeben.

Natürliche Um- und Ausquartierung.

Zu Beginn eines Krieges wird die Einwohnerzahl der Städte durch die Einberufung einer großen Zahl junger Leute zum Dienst in der Wehrmacht allgemein verringert.

Da auch dem Lande eine große Anzahl von Arbeitskräften dadurch entzogen wird, wird es sich als notwendig erweisen, diese durch aus der Stadt herausgenommene arbeitsfähige Personen zu ersetzen (Landdienst), die nicht oder noch nicht wehrpflichtig und in der kriegswichtigen Industrie und im zivilen Luftschutz nicht benötigt sind.

Wichtige staatliche Behörden und wirtschaftliche Organisationen, deren Geschäftsräume in besonders luftbedrohten Stadtgegenden liegen, sollen bei Kriegsausbruch in weniger gefährdete Orte verlegt werden. Wenn die Verlegung technisch gut vorbereitet wurde, ist sie, wie Beispiele aus der Geschichte zeigen, zweifellos durchführbar; so wurde die Regierung von Paris 1870 nach Tours, 1914 nach Bordeaux verlegt, ohne besondere Nachteile zu zeitigen. Die chinesische Regierung verließ Nanking (im November 1937), als es von den Japanern bedroht wurde und verteilte sich auf verschiedene weit entfernte Orte. Der französische Vizeadmiral Castex warnt in der Revue mil. générale ausdrücklich vor dem Irrtum, zu glauben, eine Dienst-

Digitized by Google

stelle, die nicht gegen Bombenangriffe gesichert untergebracht ist, könne bei Luftangriffen ruhig weiterarbeiten, und weist auf die Schwierigkeiten hin, die entstehen, wenn hohe Regierungs- oder Verwaltungsstellen durch feindliche Bomben auseinandergesprengt würden.

Die nötigen Vorbereitungen: Unterbringung, Transportweg und -mittel für den Umzug, Bereitstellen der Telephonverbindungen, Einrichtung, Beleuchtung, Beheizung der Büroräume usw., werden von den Behörden usw. selbst getroffen. Der Verlegung von Behörden und Industrieorganisationen pflegen sich auch die an sie geketteten Personenkreise anzuschließen.

Die unerwünschte Bevölkerungsdichte wird schließlich noch durch das freiwillige Abwandern der „unnützen Esser" in die weiter entfernte Umgebung der Stadt vermindert. Auch hier kann es sich nur um Personen handeln, die aus Gründen der Erwerbstätigkeit und des Dienstes im Luftschutz nicht an die Stadt gebunden sind. Die Zahl von älteren, kranken Leuten, Frauen mit kleinen Kindern wird immer noch beträchtlich sein, die freiwillig oder auf Aufforderung der Behörden Verwandte und Bekannte auf dem Land oder eigene Land- und Wochenendhäuser oder Bäder und Sommerfrischen und dergleichen aufsuchen werden, um die Gefahrenzeiten dort abzuwarten. Kinder können dadurch nicht nur den Gefahren der Luftangriffe entzogen werden, sondern auch den furchtbaren Eindrücken, die diese auslösen. Unbemittelten Personen, deren Abwanderung wünschenswert erscheint, z. B. Frauen in hoher Schwangerschaft oder mit Säuglingen, müßte diese durch freie Bahnfahrt, Unterkunft und Verpflegung auf Kosten der Allgemeinheit ermöglicht werden. Hierzu ist eine Anzahl von Quartieren im Einvernehmen mit der Wehrmacht zu erkunden und bereitzuhalten, im übrigen wird es genügen, die Gegenden und Orte bekanntzugeben, in denen die Abwandernden aufgenommen werden können oder in denen ein Zuwandern verboten ist.

Das Zerreißen von Familien wird sich, so unangenehm es empfunden und sich auswirken kann, nicht immer vermeiden lassen. Aber der Krieg nimmt auch sonst keine Rücksicht auf das Familienleben, dessen vorübergehende Störung leichter zu ertragen sein dürfte als die Verluste, die durch das Verbleiben in der Gefahrenzone in Kauf genommen werden müßten. Auch genügt es, die Räumungsvorbereitungen zunächst auf eine verhältnismäßig kurze Kriegsdauer zuzuschneiden. Ein jahrelanger Krieg wird an sich viele Verhältnisse ändern und mit der Zeit neue Maßnahmen erfordern. Immerhin muß aus Gründen der Moral, der Erziehung und der Stimmung, soweit es möglich ist, auf die Familien Rücksicht genommen werden. Durch entsprechenden Ausgleich wird es sich jedoch in vielen Fällen ermöglichen lassen, Mütter mit kleinen Kindern (bis zum 14. Lebensjahr) aus dem Gefahrenbereich zu entfernen, ohne dadurch die übrigen Familien-

Digitized by Google

glieder oder den Selbstschutz übermäßig zu belasten. Erziehung zum Opfersinn, gegenseitige Hilfe, Gemeinschaftsküchen und Unterbringung in anderen Familien werden viele Schwierigkeiten zu beseitigen vermögen.

Wird auf der einen Seite von den Behörden das freiwillige Abwandern von Personen in den oben angegebenen Grenzen unterstützt, so ist auf der anderen Seite ein unnötiger Zustrom in die Stadt durch polizeiliche Maßnahmen und durch Aufklärung der Bevölkerung zu verhindern. Wo Ersatz und Vermehrung des Personals in der kriegswichtigen Industrie sich nicht umgehen läßt, muß der Zuzug in wenig gefährdete Teile der Stadt oder ihrer Umgebung gelenkt und von stark gefährdeten und luftempfindlichen Stadtgegenden vollkommen ausgeschlossen werden.

Planmäßige Um- und Ausquartierung.

Wo die natürliche und allgemeine Verminderung der Bevölkerungsdichte noch nicht ausreicht, müssen entsprechende planmäßige, zwangsweise Maßnahmen einsetzen (Räumungsplan). Sie können tief in das Privat- und Wirtschaftsleben einschneiden und müssen daher von folgenden Grundsätzen ausgehen:

a) Die Zahl der Personen, die umquartiert werden sollen (Räumungszahlen), muß so klein wie möglich gehalten werden; mit Verlusten der Zivilbevölkerung ist im Kriege immer zu rechnen; bei der Abstufung der Gefährdungsgrade ist daher ein strenger Maßstab anzulegen.

b) Das Wirtschaftsleben, insonderheit der Betrieb des kriegswichtigen Gewerbes, darf keine Unterbrechung oder Lähmung erfahren. Erwerbstätige müssen in Quartieren untergebracht werden, von denen aus sie täglich ohne zu großen Zeitverlust ihre Arbeitsstätte erreichen können. Dies schließt in sehr vielen Fällen eine Umquartierung in andere Stadtgegenden nicht aus. Die Unbequemlichkeit eines vielleicht etwas weiteren Weges zur Arbeitsstätte wird durch die größere Sicherheit und Ruhe in der Freizeit wettgemacht.

c) Die Maßnahmen für die Umquartierung: Unterkunft, Verpflegung, Transport- und Verkehrsregelung müssen sorgfältig vorbereitet sein und sollen den Betroffenen die Umstellung möglichst erleichtern.

d) Zurückgelassene Wohnungseinrichtungen und sonstiges Privateigentum müssen durch die Polizei gegen Diebstahl gesichert werden und stehen unter der Obhut der Zurückbleibenden.

e) Je einfacher die Maßnahmen, mit desto größerer Wahrscheinlichkeit lassen sie sich verwirklichen.

Der Räumungsplan erstreckt sich auf:

1. den Verkehr und auf alle Häuser und Anstalten, in denen größere Ansammlungen von Menschen stattfinden,
2. die Wohnbevölkerung und kleine gewerbliche Betriebe,
3. Tiere, Sachen und Sachwerte.

Digitized by Google

1. Häufig sind gerade die Stadtgegenden, die einer teilweisen Räumung unterliegen, besonders verkehrsreich. So wenig die Schutzräume der dortigen Häuser für alle sich in ihnen aufhaltenden Personen ausreichen, so wenig werden in der Regel die Sammelschutzräume die Massen, die dort auf der Straße und in öffentlichen Gebäuden verkehren, aufnehmen können. Durch polizeiliche Maßnahmen, wie Verkehrsumleitungen, öffentliche Aufforderung an die Einwohner, die Stadtteile nach Möglichkeit zu vermeiden und durch die Räumung selbst kann dieser Verkehr herabgeschraubt werden. Gast- und Vergnügungsstätten einschließlich Theater, Kinos, Konzertsäle und Versammlungsräume, Warenhäuser, große Verkaufsgeschäfte, Hotels u. dgl. werden, soweit sie den Forderungen des Luftschutzes nicht entsprechen, in ihrem Betrieb zeitlich und räumlich eingeschränkt oder gänzlich geschlossen. Der Geschäftsbereich von Behörden und Einrichtungen mit großem Publikumsverkehr wird am besten auf ähnliche Stellen in weniger luftgefährdeten Stadtgegenden verteilt, wenn eine Verlegung nicht durchführbar war. Die Regelung des Arbeitsantritts zu verschiedenen Zeiten (Schichtwechsel) entlastet den Stoßverkehr.

Manche Kleingewerbebetriebe und Verkaufsstellen werden durch die Ausquartierung ihrer Kunden überflüssig und daher zweckmäßig in die Gegenden verpflanzt, in denen die Einquartierung den Bedarf erhöht.

Schulen werden bei Kriegsbeginn zum Teil ohnehin geschlossen; wo dies nicht der Fall ist, müssen sie, ebenso wie Internate, Waisenanstalten u. dgl. aus der Gefahrenzone in vorbereitete „Wechselstellungen" umziehen. HJ.- und BDM.-Heime, aufgelassene Klöster, unbewohnte Schlösser in der näheren und weiteren Umgebung der Stadt können hier gute Dienste tun. Die Lösung des Schulproblems wird erleichtert, wenn ganze Schulklassen mit ihren Lehrern auf das Land hinaus oder in weniger gefährdete Vororte verlegt werden. Ein Wechsel der Schulklassen nach ein- bis dreimonatigem Aufenthalt würde die Kinder nicht zu lange von ihrer Familie entfernen und die Internatsnachteile vermeiden. Entsprechende Zeiteinteilung (z. B. Vormittags- und Nachmittagsunterricht) erlaubt die Benutzung von Schulräumen durch mehrere Klassen. Bei gutem Wetter und für begrenzte Zeit kommt auch das Beziehen von Lagern in Frage.

Krankenhäuser werden zweckmäßig von Leichtkranken und Transportfähigen entleert, um den Massenzugängen nach Luftangriffen gewachsen zu sein. Während der Luftangriffe ist Schutz, Versorgung und Bergung der zurückgebliebenen Kranken mit großen Schwierigkeiten verbunden. Sanatorien, Erholungsheime und andere für Krankenpflege geeignete Gebäude in der weiteren Umgebung der Stadt werden im Einvernehmen mit der Wehrmacht ausgesucht und zur Aufnahme der Kranken vorbereitet.

Irrenhäuser, Gefängnisse u. dgl. liegen in der Regel in den Außenbezirken der Stadt und außerhalb der Räumungszonen; wenn

Digitized by Google

nicht, wird die rechtzeitige Umquartierung und Überstellung der Insassen in andere Anstalten schon aus Sicherheitsgründen notwendig.

2. Wohl am schwierigsten zu lösen ist das Problem der Räumung der Wohnbevölkerung und kleiner Betriebe. Die Räumungszahlen können auf Grund von Erhebungen nur annähernd berechnet werden und sind durch sorgfältige Erhebungen und Überlegungen immer wieder aufs neue festzustellen. Zur Lösung des Unterkunftproblems wird die Stadt und ihre Umgebung entweder in Sektoren eingeteilt, innerhalb deren die notwendigen Umquartierungen vorgenommen werden, oder in Zonen, die eine größere Freiheit in der Verteilung von Ausquartierten aus den verschiedenen Stadtgegenden ermöglicht, oder es werden besondere Gebietsteile für ihre Aufnahme bestimmt, die in einer günstigen Richtung liegen oder sich sonst besonders eignen.

Die Ausquartierten werden in Einzel- oder Massenquartieren untergebracht. (Luftschutzsachleistungspflicht siehe R.L.Min.Z.L. I 3c Nr. 3297/37.) Die Bevölkerung eines ländlichen Bezirks kann ohne Schwierigkeiten verdoppelt werden. Wo die vorhandenen Quartiere nicht ausreichen, kommen als Unterkunft Holzbaracken, Zelte und andere Bauten in Frage. Schon die große Zahl von Menschen, die infolge der Bombenangriffe aus der Luft obdachlos werden und versorgt werden müssen, erfordert, eine größere Zahl von Baracken bereitzuhalten und die Einrichtung von Barackenlagern vorzubereiten. Mit dem Umfang der rechtzeitigen Räumung wird die Zahl der Obdachlosen abnehmen. Auch können Baracken und Massenquartiere dazu benutzt werden, um den Ausquartierten und Obdachlosen zunächst als Notquartier zu dienen, das baldigst durch bequemere Unterkünfte ersetzt und zu neuen Aufnahmen bereitgemacht wird.

Großstädte besitzen in ihren Vororten und Ausfluggebieten, deren Gaststättennetz und Beherbergungsmöglichkeiten aller Art ein genügend aufnahmefähiges Hinterland. Wünschenswert wäre es, wenn das Bestreben mancher Siedlungsfachmänner größere Beachtung finden könnte, die Wohnungen in neuen Kleinsiedlungen mit Rücksicht auf eine Vergrößerung der Familien, aber auch auf notwendig werdende Einquartierungen nicht zu klein zu gestalten und sie mit einer größeren Zahl von Räumen zu versehen.

Die örtliche Luftschutzleitung (Polizeiverwaltung) der Großstadt bestimmt die Zufluchtsorte (Stadtteile, Dörfer, Höfe usw., für die keine oder nur geringe Luftgefahr besteht), erkundet ihre Aufnahmefähigkeit und regelt die Quartierverteilung im großen. Beginn und Ausführung der Räumung werden mittels Aufruf in der Presse, im Rundfunk, durch öffentliche Anschläge und schriftlicher oder mündlicher Weisung bekanntgegeben. Die Verständigung der Beteiligten und die Quartierverteilung im einzelnen wird sich am einfachsten durch die unteren Polizeiverwaltungsstellen (Polizeireviere) vollziehen lassen, die durch die Organisation des R. L. B. oder der N. S. V.

Digitized by Google

unterstützt werden. Die Durchführung richtet sich nach den örtlichen Verhältnissen und wird daher in den verschiedenen Großstädten verschieden sein; ohne auf Einzelheiten einzugehen, wird folgendes Verfahren vorgeschlagen:

a) Die örtliche Luftschutzleitung bezeichnet die Häuser, die geräumt werden und die Personen, die zurückbleiben müssen.

b) Die Hauswarte dieser Häuser melden die Räumungszahlen auf vorgedruckten Zetteln und teilen den Hausinsassen ihre Bestimmung mit.

c) In den Polizeirevieren liegen Quartierlisten mit der zahlenmäßigen Aufnahmefähigkeit der Zufluchtsorte auf, die ihnen von der örtlichen Luftschutzleitung auf Grund der geschätzten Räumungszahlen zugewiesen wurden. Um einen Ausgleich herbeiführen zu können, erhalten die Abschnittskommandos eine Reserve von Quartieren. Als Zufluchtsort können auch Polizeireviere der Stadt oder bestimmte Straßen, Häuserblocks oder einzelne Gebäude bestimmt werden.

d) Die örtlichen Luftschutzleiter und die Polizeireviere, die Einquartierung erhalten, bereiten Quartierlisten und Quartierzettel vor und treffen die nötigen Maßnahmen für die Unterbringung.

e) Der Beginn der Räumung wird von der örtlichen Luftschutzleitung befohlen und an die Polizeireviere und die Organisation des R. L. B. bis zu den Hauswarten durchgegeben, oder sie tritt mit Aufruf des Luftschutzes in Kraft.

f) Der Hauswart holt sich von dem Polizeirevier einen Quartierschein, auf dem die Zahl der Personen, Familien und der Zufluchtsort vermerkt ist, verständigt die Auszuquartierenden und bestimmt den Führer. Berechtigte Wünsche können bei dieser Gelegenheit durch den Hauswart vermittelt werden. Die Polizeireviere verrechnen die verausgabten Quartiere.

g) Die Ausquartierten begeben sich zu dem örtlichen Luftschutzleiter u. dgl. des Zufluchtsortes und erhalten dort die vorbereiteten Quartierzettel (für Einzelpersonen und Familien), die Ort, Straße, Hausnummer und Namen des Quartiergebers enthalten.

Zu den Vorarbeiten des Zufluchtsortes gehört, wenn nötig, die Organisation und Vermehrung der Polizei und der ärztlichen Hilfe, das Bereitstellen von Verpflegung, Decken, Feuerungsmaterial usw.

Die Verpflegung der Bevölkerung nach der Umquartierung wird keinen besonderen Schwierigkeiten begegnen. In mancher Beziehung ist sie durch die größere Nähe der Produktionsstätten erleichtert; der Lebensmittelhandel wird sich den neuen Verhältnissen rasch anpassen. Vorbereitungen werden nur für das Einrichten von Gemeinschaftsküchen sowie für die Umstellung und Umquartierung der Lebensmittelgeschäfte und Gaststätten notwendig, die in den geräumten Stadtteilen überflüssig werden.

Digitized by Google

Wesentlich schwieriger gestaltet sich die Lösung des Verkehrsproblems. Sie erfordert die Aufstellung eines Transportplans, der die Transporte für die einmalige Ausquartierung, für die tägliche Räumung (von und zur Arbeitsstelle) regelt und die sonstigen Transport- und Verkehrsänderungen umfaßt, die infolge der Räumung erforderlich werden.

Die Ausquartierten werden bei ihrem Umzug im allgemeinen nur das an Gepäck (Wäsche, Bekleidung, Decken, Lebensmittel) mitnehmen dürfen, was sie selbst tragen oder mit ihren eigenen Beförderungsmitteln wegschaffen können. Für nahe Entfernungen werden sie auf sich selbst, für weitere in erster Linie auf örtliche Verkehrsmittel: Straßenbahnen, Autobusse, Untergrundbahnen, Pkw. und Lkw., dann aber auch auf den Eisenbahnverkehr verwiesen. Die Benutzung von Eisenbahnen und Kraftwagen erfordert die Zusammenarbeit mit den Wehrmachtbehörden und der Eisenbahnverwaltung. Dabei ist zu berücksichtigen, daß zu Beginn eines Krieges Eisenbahnen durch die Wehrmacht stark beansprucht werden und die Benutzung von Kraftwagen durch die Zivilbevölkerung infolge des Treibstoffmangels stark beeinträchtigt wird.

Die tägliche Umquartierung wird gesteigerte Ansprüche an den Verkehr stellen. Die Schwierigkeiten werden vermindert durch eine zweckmäßige Einquartierung, durch die zeitliche Regelung des Schichtwechsels, durch die Schaffung von Rund- und Querverbindungen in den Außenbezirken und Vororten, sowie durch großzügigen Ausbau der Ausfallstraßen und der Nahverkehrsverbindungen schon im Frieden.

Soll Produktion und Wirtschaft keine Unterbrechung erfahren, wird eine Reihe von Verkehrsmitteln den Großstädten auch während der stärksten Beanspruchung durch das Heer immer verbleiben müssen; eine solche wird aber nur Tage, höchstens Wochen andauern; Unbequemlichkeiten während dieser Zeiten sind in Kauf zu nehmen; der Nahverkehr der Eisenbahn wird sich bald wieder verdichten lassen. Das Fahrrad und auch der Fußmarsch werden für die erwerbstätige Bevölkerung eine wichtige und vermehrte Rolle spielen. Auch die Transportmittel der Schiffahrt an den Küsten, auf Binnenseen, Flüssen und Kanälen tragen zur Lösung des Verkehrsproblems bei. Der nötige Bedarf an Personal und Betriebsstoff ist mit der Wehrmacht zu vereinbaren. Um leerstehende oder tagsüber nicht belegte Wohnungen gegen Diebstahl und Plünderung zu sichern, bereiten die Polizeibehörden geeignete Maßnahmen vor, z. B. Ankündigung schärfster Strafen, Entfernung oder Inhaftierung verdächtiger Elemente, vermehrter Streifendienst u. dgl.

3. Tiere pflegen in Großstädten nur in geringer Zahl vorhanden zu sein. Für die Haustiere (Hunde, Katzen, Vögel) muß jeder Tierhalter selbst sorgen. Dagegen kann es notwendig werden, Pferde, Groß- und Kleinvieh aus gefährdeten Ställen zu entfernen und sie in Landgütern der Stadt-

Digitized by Google

umgebung einzustellen. Schlacht- und Viehhöfe werden besondere Vorkehrungen treffen müssen, zu denen die Drosselung des Antriebes und raschere Schlachtungen gehören. Eine Dezentralisation auch dieser Betriebe ist wünschenswert; zum mindestens sollte durch Anlage zahlreicher, am besten unterirdischer Kühlanlagen, die in den aufgelockerten Stadtgegenden verteilt sind, die Frischfleischversorgung gewährleistet werden.

Rohstoffe und Vorräte anzuhäufen und zu erhalten, gehört in einem künftigen Krieg zu den wichtigsten Aufgaben der Führung; man wird sich überall bemühen, sie der Zerstörung durch Luftangriffe zu entziehen. Wo daher größere Vorräte an Nahrungs- und Futtermitteln, Betriebsstoffen, Bekleidung, Leder u. dgl. (auch Zahlungsmittel) in stark gefährdeten Stadtgegenden lagern, wird es erforderlich, sie in ähnlicher Weise wie die Wohnbevölkerung in Sicherheit zu bringen.

Erfahrungsgemäß befinden sich gerade in diesen Stadtgegenden (Geschäftsviertel, Großbahnhöfe, Häfen) häufig große Warenlager. Aus den Großgeschäften der Innenstadt heraus werden in der Regel die Außenbezirke und Vororte mit Lebensmitteln und Waren versorgt. Die umgekehrte Anordnung und die Dezentralisation der Vorratshaltung wäre aus Luftschutzgründen zweckmäßiger, ist aber vorerst schwer zu verwirklichen. Diese gefährdeten Vorräte müssen von der Luftschutzleitung schon im Frieden nach Lage, Art und Umfang erfaßt werden. Neue Unterbringungsmöglichkeiten sind in den Außenbezirken und Vororten zu erkunden und vorzubereiten. Transportmittel und Arbeitskräfte sind zu berechnen und bereitzustellen. Die Unterbringung wird geringeren Schwierigkeiten begegnen als ihr Schutz gegen Verderb und gegen Diebstahl. Die notwendigen Maßnahmen werden von der Luftschutzleitung veranlaßt und geleitet; sie gehören zu der Mobilmachung des Handels, die heute dieselbe Bedeutung besitzt, wie die der Industrie.

England beschäftigt sich zur Zeit mit dem Plan einer Organisation, die alle Handelsschiffe, die sich im Krieg der Küste nähern, nach Häfen lenken soll, in denen keine Luftangriffe zu erwarten sind; es beabsichtigt, hierzu Häfen in großer Zahl auszubauen und besonders stark durch Flak zu schützen; die dort eingeführten Waren sollen sofort nach Eintreffen über das ganze Land verteilt werden.

Arznei- und Genußmittel sind von ebenso großer Bedeutung für die Gesundheit und die Stimmung der Bevölkerung wie Lebensmittel. Es darf daher nicht vergessen werden, sie ebenso wie andere Vorräte rechtzeitig zu bergen und sie in den durch die Räumung stärker belegten Wohnbezirken bereitzuhalten.

Der Begriff der starken Gefährdung durch Luftangriffe wird für Sachen und Sachwerte weiter zu fassen sein, als für die Bevölkerung, da sie in besonders hohem Maß der Brandgefahr ausgesetzt sind. Der Frage, wie sie

Digitized by Google

gegen Brandgefahr geschützt werden können, ist daher auch in den neuen Unterkünften besondere Bedeutung beizumessen.

Kunstwerte aus Archiven, Bibliotheken, Museen u. dgl. müssen nach der Ansicht von Sachverständigen an ihrem Aufbewahrungsort verbleiben und dort gegen die Wirkungen von Luftangriffen, so gut es geht, gesichert werden. Der große Umfang des Materials und der Mangel an geeigneten Unterbringungsmöglichkeiten an anderen Orten macht neben technischen Schwierigkeiten ihre Räumung undurchführbar. Man muß sich jedoch darüber klar sein, daß diese Werte einer wahrscheinlichen Vernichtung preisgegeben werden, wenn sie bei Luftgefahr nicht in entsprechend sichere Räume (Fluchtkeller, Stahlschränke usw.) gebracht werden können, und wenn auf den Versuch verzichtet wird, sie wegzuschaffen.

Der Zeitpunkt der Um- und Ausquartierung.

Am leichtesten und reibungslosesten wird sich die Um- und Ausquartierung in der Zeit politischer Hochspannung, die einem Kriegsbeginn vorauszugehen pflegt, vollziehen. Hilfskräfte und Transportmittel stehen in diesem Fall noch reichlich zur Verfügung, die Leitung und Ordnung verursacht keine Schwierigkeiten. Lösen sich wider Erwarten die Spannungen, ohne zu Kriegshandlungen zu führen, so sind die bereits durchgeführten Maßnahmen als eine große Luftschutzübung zu betrachten, die in normalen Friedenszeiten kaum in Aussicht genommen werden könnte.

In den meisten Großstaaten versteift sich, wie aus ihrer Fachpresse zu sehen ist, die Ansicht, ein künftiger Krieg werde mit überfallartigen Luftangriffen gegen das Hinterland und die Kraftquellen des Feindes beginnen. Die Umquartierung sollte daher in der Hauptsache vollendet sein, wenn der erste feindliche Fliegerangriff über die Stadt hereinbricht.

Läßt es sich nicht vermeiden, die Umquartierung mit der Mobilmachung und dem Aufmarsch des Heeres gleichzeitig anzusetzen, so müssen kaum ausbleibliche Reibungen bei der Lösung des Verkehrsproblems in Kauf genommen werden. Daß die Umquartierung der Zivilbevölkerung mit dem Einrücken der Wehrpflichtigen zusammenfällt, ist ein weiterer Nachteil. Luftangriffe des Feindes in dieser Zeit tragen dazu bei, die gesamten Umquartierungsmaßnahmen zu erschweren und können sie — wenigstens zum Teil — unmöglich machen. Unter diesen Verhältnissen dürfte es vorteilhafter sein, sie nur allmählich in der Reihenfolge der Dringlichkeit und in der Hauptsache erst dann auszuführen, wenn die Mehrzahl der wehrpflichtigen Männer zur Fahne eingerückt ist. In einem Teil der ausländischen Fachpresse wird die Ansicht vertreten, gerade bei Beginn der Feindseligkeiten würden die Luftstreitkräfte auf beiden Seiten durch die kriegerischen Operationen derart beansprucht, daß nennenswerte Kräfte für Unternehmungen gegen das feindliche Hinterland nicht zur Verfügung

Digitized by Google

stehen. In diesem Fall müßte die Umquartierung vollendet sein, bevor die erste Atempause in den Heeresoperationen eintritt, in der die Wahrscheinlichkeit von Luftangriffen auf die Kraftquellen und Städte wächst.

Der Grad der Luftgefährdung, z. B. Entfernung von der Grenze zum feindlichen Nachbarstaat, Hauptstadt des Landes oder wichtiger Einfuhrhafen im Flugbereich des Gegners usw. wird für den Zeitpunkt wie für den Umfang der Umquartierung eine Rolle spielen. In Städten, die bei Kriegsbeginn mit einer geringen Gefährdung rechnen können, kann es genügen, zunächst nur einen Plan aufzustellen und die Ausführung selbst erst nach Bedarf, oder wenn die Taktik des Luftgegners erkannt ist, vorzunehmen.

Ist die Umquartierung erst in Aussicht genommen, wenn bereits wirksame Luftangriffe stattgefunden haben, so fällt sie mit der Fürsorge für Obdachlosgewordene und mit den Sicherungsmaßnahmen zusammen, die bei Einsturzgefahr von Häusern getroffen werden müssen.

Ein Plan, der wenigstens eine entsprechende Zahl von Quartieren vorsorglich bereitstellt, ihre Verteilung organisiert und das dazu nötige Transportwesen regelt, ist daher eine Luftschutzmaßnahme, die in jedem Fall getroffen werden muß. Die nicht genügend vorbereitete und nicht rechtzeitig ausgeführte Umquartierung der Bevölkerung von Städten in China, insbesondere von Schanghai und Nanking, in dem zur Zeit noch andauernden Krieg kostete den Chinesen viele Tausende von Menschenleben und ungeheure Sachwerte, die sich in ihrem vollen Umfang zur Zeit noch gar nicht übersehen lassen. Die Bombenangriffe auf Barcelona in jüngster Zeit zeigen ein ähnliches Bild.

Wehrpolitische Übersicht: Außereuropa.

Vereinigte Staaten.

Die Bindung der Vereinigten Staaten an die sogenannte „Friedensfront" der kapitalistischen Staaten zur Niederhaltung Deutschlands und Italiens ist im Berichtsvierteljahr noch wesentlich fester geworden. Roosevelts Versuch, den befreundeten Westdemokratien durch seinen „Friedens"bluff in einer politisch verfahrenen Lage Bewegungsfreiheit zu schaffen und die Achsenmächte durch eine Art diplomatischen Wildwesthandstreiches zu verwirren und einzuschüchtern, wurde vom Führer so meisterhaft abgewehrt, daß sich die Niederlage zu einer Bloßstellung Roosevelts vor der gesamten Weltöffentlichkeit auswuchs. Dieses ungewollte Ergebnis der amerikanischen Herausforderung ist für Deutschland erfreulich. Sehr unerfreulich für den Weltfrieden und die notwendige Erneuerung aller wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen, von der das Schicksal der Kulturwelt abhängt, ist es aber, daß die Vereinigten Staaten sich mit diesem mißglückten Störungsversuch zum erstenmal seit dem Weltkrieg ganz unverhüllt in die europäischen Verhältnisse einmischten. Die „Isolierungspolitik" wird also nunmehr offen preisgegeben; Staatssekretär Cordell Hull bezeichnete sie in einer Rede in Chikago (28. 5. 39) als eine „verderbliche Täuschung". Die bisher aufrechterhaltene Fiktion eines allgemeinen Waffenausfuhrverbotes soll fortfallen. „Nationen, die über die Geldmittel und die Seeherrschaft verfügen" — also England-Frankreich — „soll das uneingeschränkte Recht zum Ankauf und zur Verschiffung amerikanischen Kriegsmaterials gewährt werden." Zur Begründung führte Cordell Hull an, es sei heute nicht mehr möglich, Kriegsgerät von anderen Ausfuhrwaren zu unterscheiden, und ein allgemeines Ausfuhrverbot würde die gesamte Wirtschaft der Vereinigten Staaten zer-

Digitized by Google

stören. Gewisse, schon im „Neutralitäts-Gesetz" von 1937 enthaltene Einschränkungen sollen allerdings noch weiterhin in Kraft bleiben, so das Verbot für amerikanische Schiffe und für amerikanische Staatsbürger, sich in Kriegsgebiete zu begeben, „außer unter besonderen Umständen", ferner die Forderung, daß jede Lieferung im voraus bezahlt werden muß, wobei der inneramerikanische Kredit angeblich nicht ausgenutzt werden darf, und schließlich die militärische Überwachung der Waffenausfuhr durch das „Munitions Control Board". Die einzig noch wirksame Hemmung einer Massenlieferung von Kriegsgerät nach England, Frankreich und ihren Trabanten, die „Cash and Carry"-(Barzahlungs-)Klausel, dürfte dank der mit Sicherheit zu erwartenden Hilfe des Geldjudentums ohne Schwierigkeit zu umgehen sein. „Geld", erklärte einer der Börsenkönige beruhigend einem britischen Ausfrager, „findet seltsame Wege, es sickert durch jedes Hindernis bis dorthin, wo es am meisten gebraucht wird."

Die „Isolationisten", die der Gefahr einer Verwicklung in die europäischen Streitigkeiten vorbauen möchten, sehen die Folgen einer weiteren Lockerung des Neutralitätsgesetzes und stemmen sich nach Kräften dagegen. Der plumpe Vorstoß, den Roosevelt mit seiner „Friedensbotschaft" unternahm und seine Abfuhr hat ihre Stellung noch einmal gestärkt, denn die öffentliche Meinung des Landes scheut offensichtlich noch vor kriegerischen Abenteuern zurück, so stark auch die mit den schmutzigen Pressekünsten großgezogene allgemeine Abneigung gegen die Achsenmächte, ganz besonders gegen Deutschland, seit dem Herbst 1938 angewachsen ist.

Heer: Nach seiner Rückkehr von den Flottenmanövern kündigte Roosevelt die Errichtung eines Armee-Oberkommandos für die Karibischen Inseln mit Hauptquartier in Puerto Rico an, da „nach seinen eigenen Beobachtungen" die Verteidigung des Panama-Kanals sonst nicht gewährleistet sei. Die Gefahr, daß ein Gegner sich auf den atlantischen Inseln festsetzen und von dort aus den Kanal durch Luftangriffe sperren könnte, sei allzu groß. Die Flotte ist nach Roosevelts Ansicht nicht in der Lage, diese Gefahr auszuschalten, da die Häfen der atlantischen Seite angeblich sämtlich unter Luftbedrohung liegen. Die sich anschließenden öffentlichen Erörterungen gaben recht deutlich zu verstehen, daß man spätestens im Kriegsfall zur Wahrung der gemeinsamen Interessen auch die in latein-amerikanischem Besitz befindlichen Inseln der Westküste besetzen und zur Verteidigung der Kanalzone ausnutzen wird.

Über den Stand der technischen Entwicklung bei der USA.-Panzerwaffe gibt folgende Mitteilung Aufschluß: Bei einer Übung waren vor kurzem 88 Kampfwagen eingesetzt. Sie fuhren rund 1000 km weit durch schwieriges Gelände und kehrten alle 88 voll einsatzbereit von der Übung zurück.

Die Luftstreitkräfte des Heeres sollen nach Roosevelts Aufrüstungsforderungen auf die Stärke von 5000 Flugzeugen erster Linie gebracht werden. Die Industrie dürfte nach dem Bericht eines Prüfungsausschusses kaum in der Lage sein, dieses Programm durchzuführen, besonders wenn dabei die steigenden britisch-französischen Anforderungen noch nebenbei erfüllt werden sollen. Zur Zeit sind etwa 40 000 Facharbeiter im Flugzeugbau Amerikas tätig. Sofortige Verdoppelung ihrer Zahl wird für nötig gehalten; die als nächstes Ziel zu erreichende Zahl von 100 000 Arbeitern der Luftfahrtindustrie soll dann im Frieden etwa ausreichen, im Krieg jedoch vervier- oder versechsfacht werden! Sondermaßnahmen der Fachschulen zur Herausbildung des Nachwuchses werden gefordert.

Nach „Army and Navy Register" sind bisher schon über 1200 Flugzeuge neuester Bauart an England und Frankreich geliefert worden.

Flotte: „Die Flotte der Vereinigten Staaten ist fähig, einen Angriff jeder einzelnen der Weltmächte auf das Festland Nordamerikas zu verhindern", erklärte Admiral D. Leahy, „Chief of Naval Operations", in einer Rundfunkrede vom 28. Mai. Selbst gegen die möglichen Kombinationen bestehe die Wahrscheinlichkeit erfolgreicher Abwehr. Es sei unbedingt nötig, diese Machtstellung zu erhalten und noch weiter auszubauen, denn nur so könne dem Land die Notwendigkeit einer gewaltigen Landrüstung erspart werden, die sonst so stark sein müßte, „wie die von mindestens drei Nationen".

Das im Frühling 1939 zu Manövern in den atlantischen Gewässern versammelte Gros der Flotte wurde Ende April nach dem Pazifischen Ozean in Marsch gesetzt und passierte nach einer Meldung des Befehlshabers Admiral Bloch Anfang Mai ohne Zwischenfälle den Panama-Kanal.

Für die soeben bewilligten zwei Riesenschlachtschiffe von je 45 000 t, die 1943 in Dienst gestellt werden sollen, dürfte der Kanal nicht mehr ausreichen. Die beiden Überschlachtschiffe sind als Antwort auf die angeblichen drei japanischen geheimen Neubauten von 42 000 oder gar 46 000 t gedacht. Die Kosten der beiden Schiffe sollen

Digitized by Google

mindestens 93 Millionen Dollars betragen. Es ist anzunehmen, daß dieser Voranschlag noch weit überschritten wird.

Bei dem bedauerlichen Unfall des U-Boots „Squalus" hat sich die amerikanische Tieftaucher-Glocke bestens bewährt, ermöglichte sie doch die Rettung sämtlicher Überlebender aus der beträchtlichen Tiefe von 70 m.

Wirtschaft: Die „National Economy League" übte schärfste Kritik an der hemmungslosen Verschwendung, die von der Regierung Roosevelt getrieben wird. In ihrem Bericht heißt es: „Die Staatsschulden haben die in der Welt beispiellose Höhe von 40 Milliarden Dollars erreicht, d. h., daß auf jede Familie eineinhalbtausend Dollar Staatsschulden kommen. In den letzten sechs Jahren hat die Regierung Roosevelts in jeder Sekunde 200 Dollar ausgegeben. Diese riesigen Summen seien nur zum geringen Teil für notleidende Zwecke verwendet, Milliarden über Milliarden aber seien vergeudet worden."

Der demokratische Bundesassessor King erklärte, daß die Staatsschuld lawinenhaft weiter anwachse. Wenn das Volk nicht aufgerüttelt werde, stürze USA. in den Abgrund des Staatsbankrotts. Der republikanische Bundesassessor Townsend schloß sich dieser Meinung an. Auch das Silberankaufsgesetz ist nach seiner Auffassung nur eine verschleierte Aushöhlung und reine Verwässerung der Währungsgrundlagen.

Riesige Bergarbeiterstreiks trugen im Berichtsvierteljahr dazu bei, die chaotische Wirtschaft der Vereinigten Staaten noch mehr zu verwirren. Sieger blieben — auf Grund der Rooseveltschen Machtsprüche — fast in allen Fragen die kommunistisch verseuchten CIO.-Gewerkschaften.

Die Millionenmasse der Arbeitslosen, um die sich keine Gewerkschaft und keine Regierung kümmert, stieg weiter an. Roosevelts Frau mußte, bei einer öffentlichen Aussprache in die Enge getrieben, selbst zugeben, daß in den Familien der Erwerbslosen die Kinder oft buchstäblich verhungern. Diese gräßliche Not verzweifelter Menschenmassen bedroht nicht nur das innere Gefüge der Vereinigten Staaten, sie wird sich vielmehr als Brutboden eines äußerst aggressiven Kommunismus zu einer Weltgefahr erster Ordnung auswachsen, wenn nicht in letzter Stunde noch eine Selbstbesinnung des amerikanischen Volkes das Schlimmste verhütet.

Es liegen trotz aller jüdischen Vernebelung und Vergiftung erfreuliche Anzeichen dafür vor, daß ein Erwachen der gesunden Kräfte des Landes nicht ganz ausgeschlossen ist. Aufschlußreich sind in dieser Beziehung die rücksichtslos offenen, tapferen und klaren Bekenntnisse der in der letzten Wochen wegen „unamerikanischer Betätigung" zur Verantwortung gezogenen Führer nationalistischer Verbände (General Moseley), die zu einer vernichtenden Bloßstellung Roosevelts und seines jüdischen, kommunistisch verseuchten Anhangs führten.

Das Britische Imperium.

Australien. „Australiens Pläne für den Kriegsfall sind bis in die kleinste Einzelheit ausgearbeitet", erklärte der Verteidigungsminister des australischen Commonwealth, General G. A. Street, in einer Rundfunkansprache an die Nation (5. Mai). Engste Anlehnung an die britischen Reichsverteidigungsmaßnahmen sei vorgesehen, und nichts werde dem Zufall überlassen.

Auch der Minister des Äußeren erklärte (10. Mai), daß Australien, falls Großbritannien in einen Krieg verwickelt würde, Englands Sache zu seiner eigenen machen wolle, wenn es auch eine automatische Bindung ausdrücklich ablehne. Er riet Japan, lieber wieder an die Seite seines alten Verbündeten zurückzukehren, und gab der Hoffnung Ausdruck, das zur Zeit gespannte britisch-japanische Verhältnis werde sich in Kürze bessern.

Die australische Luftwaffe soll wesentlich ausgebaut werden, die Flugzeuge will man in Australien selbst herstellen. Nur die Motore wird England liefern. Der freiwillige fliegerische Nachwuchs soll im Lande auf Regierungskosten geschult werden.

Zwei Zerstörer der „Tribal"-Klasse werden auf der Cockatoo-Insel-Werft bei Sidney gebaut.

Großbritannien hat der australischen Regierung zugesichert, daß im Kriegsfall eine Flotte, darunter auch Schlachtschiffe, nach Singapore entsandt werden solle, „stark genug, alle imperialen Belange im Stillen Ozean zu schützen". Auch die Luftstreitkräfte des Fernen Osten sollen beträchtlich verstärkt und neue Stützpunkte für sie in Neu-Guinea, Neu-Kaledonien und auf den Fidschi-Inseln angelegt werden.

Mandate: In den unter britischem und südafrikanischem Mandat stehenden deutschen Schutzgebieten wurden im Berichtsvierteljahr unter dem Vorwand von

Digitized by Google

„Sicherheitsmaßnahmen" eine ganze Reihe von gesetz- und vertragswidrigen Schikanen gegen die dort ansässige deutsche Bevölkerung durchgeführt.

Palästina: Die nach langen Verhandlungen von der britischen Regierung angekündigte Zwischenlösung der Palästina-Frage, die für zehn Jahre Ruhe schaffen und Englands strategische Interessen im östlichen Mittelmeer sichern sollte, wurde von den Arabern ganz entschieden, von den Juden unter leidenschaftlichen Haßausbrüchen abgelehnt. Die blutigen Unruhen dauern an. Die arabischen Freischärler hatten in letzter Zeit eine Reihe von beträchtlichen taktischen Erfolgen. Die britischen Vergeltungsmaßnahmen sind von blutiger Härte, ohne doch den Widerstand des Landes brechen zu können.

Ägypten: Es ist der britischen Politik gelungen, das Schreckgespenst einer italienisch-deutschen Invasion so eindrucksvoll an die Wand zu malen, daß die bereits eingeleitete Befreiung Ägyptens von britischen Garnisonen abgestoppt und engste militärische Bindung wiederhergestellt wurde. Gemeinsame Manöver, gemeinsame Befestigungsarbeiten und Stabsbesprechungen an der Westgrenze waren im Laufe der letzten Wochen im Gang.

Burma: In Burma, das als Hintertür Chinas in letzter Zeit für England von großer Bedeutung geworden ist, glüht das Feuer der im letzten Herbst niedergeknüppelten Aufstände unter der Asche weiter. Ein britischer Untersuchungsausschuß mußte feststellen, daß die nationalistischen jungen Kräfte des Landes im stillen eifrig weiter arbeiten. Kräftige Unterstützung finden sie bei den buddhistischen Mönchen.

Indien: Auch in Indien kam es im Lauf des Mai zu heftigen Unruhen, vor allem sozialer Art.

An der stets umkämpften Nordwestgrenze soll die bisherige Politik „friedlicher Durchdringung" — die in Wirklichkeit ein ziemlich barockes System von Stützpunkten, Strafzügen, Wegesicherungen und Märschen ist — durch ein kraftvolleres Verfahren abgelöst werden. Einzelheiten sind noch nicht bekannt.

Die Malayenstaaten stellten einen „freiwilligen" Beitrag von 467 000 Pfund für Zwecke der Reichsverteidigung zur Verfügung.

Türkei.

„Die Grundlage der türkischen Politik ist es bisher gewesen", heißt es in einer Erklärung, die der Premierminister Saydam am 13. 5. vor der Großen Nationalversammlung zu Ankara abgab, „sich von allen etwaigen Verwicklungen freizuhalten. Da jedoch nunmehr die Ereignisse auf den Balkan übergreifen und die Sicherheit des Mittelmeeres gefährden, kann die Türkei nicht länger gleichgültig und neutral bleiben. — Als Ergebnis der letzten Ereignisse in Europa wurden darum Besprechungen zwischen der Türkei und Großbritannien eingeleitet. — Es wurde beschlossen, ein langfristiges und bindendes Beistandsabkommen zu treffen. — Die aufrichtigen und freundschaftlichen Beziehungen zu unseren Nachbarn und Freund Sowjet-Rußland dauern an. — Ich hoffe auf einen erweiterten Balkanblock, der seine Aufgaben besser als der bisherige erfüllen kann."

Der damit bekanntgegebene englisch-türkische Pakt ist in der Tat ein „Wendepunkt in der türkischen Geschichte", wie in der Nationalversammlung festgestellt wurde. Daß die Zerreißung jahrzehntelanger Freundschaften und die Bindung auf Gedeih und Verderb an die kapitalistischen Staaten sich zum Heil des bisher aus eigener Kraft aufstrebenden Landes auswirken werde, ist nicht anzunehmen. Bedauerlich sind die sich bereits ankündigenden Folgen auch auf dem Gebiet deutsch-türkischer kultureller und wirtschaftlicher Beziehungen. Der Gebietsgewinn in Nord-Syrien mit seiner nichttürkischen Bevölkerungsmehrheit, den die Türkei durch ihre Schwenkung erkauft hat, dürfte die wirtschaftlichen Nachteile, die sich aus den eingegangenen Verpflichtungen sicherlich ergeben werden, bei weitem nicht aufwiegen.

Als unmittelbare Folge der neuen Politik ist es anzusehen, daß der Wehrhaushalt von 1939 auf eine bisher in der Geschichte noch nie erreichte Höhe geschraubt werden mußte. 37 v. H. des ordentlichen Staatshaushaltes, sowie die englische 600 000 Pfund-Anleihe und „sonstige Mittel" in Höhe von 15 Millionen Pfund — man darf wohl sagen „englischen Pfund" — werden der Kriegsvorbereitung geopfert. Daß die Aufgaben des kulturellen Aufbaues nunmehr völlig in den Hintergrund treten sollen, läßt sich aus einer Nachricht schließen, wonach zahlreichen langjährigen deutschen Beratern auf dem Gebiet der Landwirtschaft und des Fachbildungswesens zum Dank für ihre selbstlosen

Digitized by Google

Dienste der Stuhl vor die Tür gesetzt worden sei. Als Grund wird von der Presse vorgeschützt, man müsse die Propagierung des „Nazi-Geistes" unter der türkischen Jugend unterbinden.

Japan.

Der chinesische Feldzug stellt Japan weiterhin vor sehr schwierige militärische und wirtschaftliche Aufgaben. Der ständige Bandenkrieg der Chinesen ging im Berichtsvierteljahr zweimal in Angriffshandlungen größeren Stils über, denen nach englisch-amerikanischen Mitteilungen gewisse Erfolge beschieden gewesen sein sollen. Anfang Juni eröffneten indes die Japaner einen großen Angriff am Hanfluß. Itschang, ein Vertragshafen am Jangtse, ist das wahrscheinliche Ziel. Chinas Kriegshauptstadt Tschungking war das Ziel wiederholter schwerer Bombenangriffe, die umfangreiche Zerstörungen bewirkten und das Wirtschaftsleben in Verwirrung brachten. Unerträgliche Teuerung war eine der mittelbaren Folgen. Die Regierung Tschangkaischek hat nach englischer Nachricht Räumung der Stadt angeordnet.

Da die chinesischen Terrorgruppen sich mit Vorliebe auf die internationalen Siedlungen stützen, sind die Japaner in steigendem Maße gezwungen, in diesen Niederlassungen ihre militärisch-sicherheitspolizeilichen Belange zu wahren. Die von England, Frankreich und Amerika beanspruchten Rechte konnten dabei nicht immer so gewahrt werden, wie diese Staaten es verlangten. So kam es zu schweren Reibungen, vor allem in Kulangsu, die zu scharfen Protesten der drei betroffenen Mächte führten und die Spannung in Fernost wesentlich verschärften.

Auch an der mandschurisch-mongolischen Grenze gab es Ende Mai schwere Zusammenstöße. Die rot-russischen Truppen, die dort nach japanischer Meldung die Grenze verletzt hatten, wurden zurückgeworfen und eine beträchtliche Anzahl von roten Flugzeugen abgeschossen. Japan hat in Moskau auf die schweren Folgen hingewiesen, die sich aus der Wiederholung derartiger Friedensbrüche ergeben müßten.

Überraschungen an der sibirischen Grenze sind nicht ausgeschlossen, sollen doch nach übereinstimmenden amerikanischen und englischen Meldungen im Norden weit beträchtlichere japanische Truppenmassen aufmarschiert sein als gegen Tschangkaischek.

Bücherschau.

Eine falsche englische Rechnung. Von Oberstleutnant Baron Clard von Loewenstern. Verlag Bernard & Graefe, Berlin SW 68. 269 S., 2 K., 17 Abb. Geb. 4,75 RM. — Das Buch schildert den Einsatz der Luftwaffe am 8. August 1918. General Ludendorff bezeichnete diesen Tag als den „schwarzen Tag" des Heeres; der Feind war tief in die deutschen Stellungen bei Amiens eingebrochen. Doch ein Durchbruch war ihm nicht gelungen. Zahlreiche Literatur ist über diesen Tag erschienen. Sie ist bisher stets steckengeblieben bei den erdgebundenen Waffen, den treuen Feldgrauen, die die berstende Front abriegelten. Wohl war bekannt, daß die deutsche Luftwaffe sich an diesem Tage heldenmütig geschlagen und standgehalten hatte. Den feindlichen Fliegern waren schwere Verluste beigefügt, ihre Tätigkeit durch unsere Flieger stark beeinträchtigt worden. Doch daß die deutschen Flieger an diesen Tagen als Sieger gewertet werden können, das wurde erst durch den VI. Band des englischen Kriegswerkes „The War in the Air" bekannt. 122 deutsche startbereite Flugzeuge standen am Morgen des 8. August 1945 feindlichen Flugzeugen gegenüber, die im Masseneinsatz den Sieg vortragen sollten. Es kam anders. Ihr Angriff wurde verzettelt, durch deutsche Luftangriffe zersprengt, gezielter Bombenabwurf verhindert. Die Tage brachten den Feinden den Totalverlust von 144 Flugzeugen; die Deutschen hatten 30 Besatzungen zu beklagen. Wie dieser Sieg möglich wurde, schildert das Buch. Die Kämpfer in der Luft sicherten diesen über ihren erdgebundenen Kameraden gegen den Feind, warfen ihnen Munition, Verpflegung ab. Waren die Fernsprechleitungen sämtlich zerschossen, die Flieger meldeten ihre Lage und brachten ihnen Hilfe mit Bomben und MG. gegen ihre Angreifer. Schwarzer Tag bisher genannt, wird er überleuchtet von Heldenmut und Kameradentreue. Es ist keine Niederlage mehr in der Geschichte. Siegreich hielt die Front wieder nach schwersten Verlusten; siegreich hatten die Flieger den Raum über dem Schlachtfeld erkämpft. Haehnelt.

Hans von Seeckt. **Aus meinem Leben, 1866 bis 1917.** Herausgegeben von Generalleutnant Dr. h. c. Friedrich von Rabenau. Verlag von Hase & Köhler, Berlin 1938. — Der Untertitel könnte zu der Annahme verleiten, es mit einem Buch

Digitized by Google

zu tun zu haben, in dem General von Seeckt selbst über sein Leben Rechenschaft ablegt. Dies ist nur bedingt richtig. Wohl nehmen seine persönlichen Aufzeichnungen und Briefe einen breiten Raum ein. Aber der Herausgeber, Friedrich von Rabenau, hat sich nicht damit begnügt, uns mit diesen wertvollen Dokumenten bekannt zu machen. Er bringt sie vielmehr im Rahmen einer Biographie Seeckts, wobei offen bleiben muß, ob der Herausgeber in allem die Auffassung Seeckts getroffen hat. Das vorliegende Buch umfaßt das Leben Seeckts bis Ende 1917; ein zweiter Band wird das letzte Kriegsjahr, in dem Seeckt als Chef des türkischen Generalstabes in Konstantinopel weilte, und seine bedeutsamste Zeit als Schöpfer der Reichswehr behandeln. Da Seeckt seine Absicht, seine Erinnerungen niederzuschreiben, wegen seines frühen Todes nicht hat verwirklichen können, war General von Rabenau am ehesten dazu berufen; denn ihm stand als Chef der Heeresarchive das gesamte amtliche Material zur Verfügung. Eine ebenso bedeutsame Forschungsquelle, die Briefe Seeckts an seine Frau, in denen er sich auch über dienstliche Dinge offen und ausführlich ausspricht, waren General von Rabenau durch die Witwe zur Verwertung überlassen worden. An der Hand dieses reichhaltigen Materials war General von Rabenau imstande, ein genaues Bild des großen Soldaten zu zeichnen.

Die Schilderung beginnt mit den Jugendjahren und gibt auch Züge, die den Menschen Seeckt beleuchten, dem hinter betonter Unnahbarkeit ein warmes Herz schlägt. Empfänglichkeit für alles Schöne, umfassende Allgemeinbildung und weit über dem Durchschnitt stehendes künstlerisches Verständnis bereichern ein Leben, das sich dem Fernstehenden gegenüber mit einem Panzer umgeben hat. Aber der Soldat steht naturgemäß im Vordergrund der Betrachtung. Die Darstellung von Seeckts strategischen und taktischen Anschauungen vor und während des Weltkrieges ist nicht weniger aufschlußreich als sein Urteil über die maßgeblichen Männer der deutschen Kriegführung. Seine verantwortlichen Stellungen als Chef des Generalstabes von Armeen und später Heeresgruppen lassen ihn einen Einblick gewinnen in den geheimen inneren Gang der Kriegführung. Seine Urteile, grade weil nicht im Rückblick, sondern gewissermaßen unter dem Donner der Kanonen gewonnen, werden der kriegsgeschichtlichen Forschung wertvolle Ergänzungen, Anregungen und Aufschlüsse bieten. Starke Beachtung verdienen seine Urteile über die österreichisch-ungarische Armee, mit der er als Generalstabschef der Erzherzöge Karl und Josef in enger Verbindung stand. Im Mittelpunkt des Interesses steht das Verhältnis Seeckts zu den Männern der O. H. L. Bei dem tiefen Gegensatz, der schon rein menschlich und charakterlich General Ludendorff und General von Seeckt trennte, wird es nicht wundernehmen, daß General von Rabenau zu dem Urteil kommt, daß wohl beiderseits Achtung vor den Qualitäten des andern bestanden hat, daß sie sich aber innerlich fremd, ja ablehnend gegenüberstanden. Persönliche Momente mögen dabei mitgesprochen haben, bei General Ludendorff das Gefühl wachzurufen, in Seeckt seinen eventuellen Nachfolger als Generalquartiermeister zu sehen. Aber die Voreingenommenheit bei General Ludendorff ging nicht so weit — dies hebt General von Rabenau mit Recht hervor —, General von Seeckt gewissermaßen in die Türkei auf einen Nebenkriegsschauplatz abzuschieben, um sich damit eines seiner gefährlichsten Rivalen zu entledigen. Dazu dachte General Ludendorff zu groß, zu deutsch. Für die Kriegsgeschichte wie auch vom allgemein menschlichen Standpunkt aus wird der vorliegende Band eine wertvolle Forschungsquelle sein. Mit Interesse wird man dem zweiten Bande entgegensehen können.

Carl Mühlmann.

Kurt von Klüfer. **Seelenkräfte im Kampf um Douaumont.** Berlin 1938, Verlag Die Brücke. — In der Erstürmung der Feste Douaumont durch das II. Bataillon des Brandenburgischen Infanterie-Regiments 24 erreichte die deutsche Verdun-Offensive am Nachmittage des 25. Februar 1916, jedenfalls soweit sie sich noch aus einem ursprünglichen, ungebrochenen Angriffswillen entwickeln konnte, ihren kämpferischen Höhepunkt. Bis zu diesem Tage reichte gleichsam der Atem, der das im Frieden erzogene und ausgebildete deutsche Heer an der Westfront trotz mannigfacher Stillstände und Rückschläge von Lüttich in einem großen Zuge eben bis zum Douaumont führte. Fast genau von diesem Tage an, unter dem Druck des verstärkten feindlichen Widerstandes und dann in der Verteidigungsschlacht an der Somme entstand — natürlich in unmittelbarem, lebendigen Zusammenhang mit dem bisherigen — eine neue Form des deutschen Heeres und Soldatentums, die den alten Geist nun im wesentlichen ohne die sicheren Friedensgrundlagen erhalten mußte. Douaumont gewann daher sogleich eine symbolische Bedeutung, und es bildeten sich dann auch sehr bald Legenden um diese glanzvolle Tat, und — da die Hauptbeteiligten den Krieg überlebten — ist später ein regelrechter Streit um den entscheidenden Anteil an diesem Erfolg entstanden, der bis heute

Digitized by Google

nicht entschieden werden konnte. Dem Kriegserfahrenen war dabei freilich von vornherein gewiß, daß es bei diesem Streite im Grunde um die Undeutlichkeit des unmittelbaren Erlebens, um die Unsicherheit der Erinnerung, um die Ungenauigkeit und Zufälligkeit der Gefechtsberichte, Kriegstagebücher und Zeugenaussagen und nicht zuletzt um die Problematik der Kriegsauszeichnungen und des Ruhmes ging. Dennoch konnte ein solcher Streit das reine Bild dieses Kampfes trüben. Da hat sich der damalige Kommandeur des II./J. R. 24, beteiligt und unbeteiligt zugleich an dem Geschehen dieses Tages, aber der menschlichen und soldatischen Verantwortung für seine früheren Untergebenen bis zum heutigen Tage bewußt, eines Tages zu dem Versuch entschlossen, diesen Streit endgültig zu schlichten. In einer unendlich mühevollen, durch Jahre hindurch fortgesetzten Kleinarbeit hat Major von Klüfer sich bemüht, die damaligen Vorgänge nach Zeit und Raum so genau wie möglich wiederherzustellen, um von da aus zu einem Urteil über den Anteil möglichst jedes einzelnen Kämpfers zu gelangen. In der Ergänzung der bis auf Meter und Minute genauen Orts- und Zeitbestimmungen durch die soldatische Menschenkenntnis (wie besser statt des irreführenden Ausdruckes „Seelenkunde" zu schreiben wäre), mehr noch durch die anschaulichen Vorstellungen, die sich der Verfasser jedenfalls von den Hauptbeteiligten bewahrt hat, lag der Schlüssel, mit dem das Geheimnis um den Douaumont nach so langer Zeit noch erschlossen werden konnte. Das Schöne und tief Befriedigende an dem Buch ist nun, daß es dem Verfasser wirklich gelungen ist, „die damals entstandenen, von niemand gewollten Irrtümer endgültig zu beseitigen und vergessenen oder damals noch nicht bekannten Taten (besonders denen der Leutnante Radtke und Voigt und des Vizefeldwebels Kunze) den gebührenden Platz zu bereiten", ohne daß darum der Anteil der anderen, die bisher allein im Vordergrunde gestanden hatten, geschmälert zu werden brauchte. Auch diese behalten ihre Bedeutung für das Gelingen, wenn die Akzente teilweise auch anders verteilt werden mußten. Dieses Ergebnis gewann der Verfasser — und das ist für die kriegsgeschichtliche Methode so lehrreich — dadurch, daß er seine Fragestellung über ihren ursprünglichen Ansatz hinaus ins Allgemeine erweiterte, taktisch, indem er sich um einen Überblick über die Gesamthandlung und über die Wechselbeziehungen des Einzelgeschehens bemühte, psychologisch, indem er sich die Frage vorlegte, „wie es möglich war, daß diese Tat gelang, wie, weshalb und welchen Hemmungen zum Trotz" die Douaumontstürmer es schafften. Der Gewinn an taktischen Einsichten ist um so größer, als es wohl kaum ein zweites Mal die Möglichkeit zu einer so genauen Wiederherstellung der Kampfhandlungen geben wird, und als wir ohnehin einen empfindlichen Mangel an Studien über einzelne Gefechtshandlungen haben. Vor allem aber gibt es wohl kaum eine Schilderung, in der der Anteil von Glück und Zufall, wie er dem Tüchtigen den Erfolg beschert, so sichtbar wird, und zugleich die eigentümliche Indirektheit der den Erfolg erzwingenden Kampfhandlungen, die dem Friedenssoldaten anschaulich zu machen sonst so wenig gelingen will. Der Verfasser hat seinem Werk schließlich noch die ausdrückliche Mission gegeben, dem Nachwuchs lebendige Lehren taktischer und soldatisch-erzieherischer Art zu überliefern. Er fügt deshalb den einzelnen Phasen des Geschehens, den Willensentschlüssen und Handlungen der Beteiligten in den Anmerkungen einschlägige Bestimmungen der Dienstvorschriften und Sätze aus Clausewitz und anderen militärischen Schriftstellern hinzu, und so ist etwas wie ein Lehrbuch entstanden, das bleibenden Nutzen stiften soll. Mag der Leser bei Einzelheiten dieser Zuordnung von Geschichtsdarstellung und lehrhaften Anmerkungen seine Bedenken haben, mag er grundsätzlich der Meinung sein, daß Lagen und Handlungen nicht durch Dienstvorschriften, sondern Dienstvorschriften durch Ereignisse und Taten erläutert werden — das hindert nicht die dankbare Zustimmung auch zu dieser Absicht des gehaltreichen Werk.

Erich Weninger.

Charles Bugnet. **Drei Diktaturen. Der Kampf um die Kriegführung in Frankreich 1914 bis 1918.** Aus dem Französischen übertragen von Doris Langhammer. Mit einem Vorwort von Oberst a. D. Dr. h. c. Bernhard Schwertfeger. 376 Seiten, 8 Bildtafeln. Gustav Kiepenheuer Verlag, Berlin 1938. — In einer außerordentlich fesselnden Studie, die 1937 bei der Librairie Plon, Paris, unter dem Titel „Rue St. Dominique et G. Q. G. ou les Trois Dictatures de la Guerre" erschienen ist, unterzieht der ehemalige Adjutant des Marschalls Foch, Oberstleutnant Bugnet, die Beziehungen zwischen Regierung und Heeresleitung in Frankreich während des Weltkrieges einer kritischen Betrachtung, um daraus Lehren für die künftige Lösung des Problems der obersten Führung im Kriege abzuleiten. Ausgehend von der Vereinbarung, die Anfang August 1914 zwischen dem Kriegsminister Messimy als Vertreter der Regierung und Chef der Armee und dem General Joffre als Oberbefehlshaber der Gruppe der Armeen des Nordostens getroffen worden ist und in der die beiderseitigen

Digitized by Google

Befugnisse und Verantwortlichkeiten dahin abgegrenzt wurden, daß die politische Führung des Krieges der Regierung, die Leitung der militärischen Operationen hingegen ausschließlich dem Generalissimus zufiel, zeigt der Verfasser, wie aus dieser an sich einfachen und natürlichen Lösung dank der kaltblütigen und zielbewußten Persönlichkeit Joffres anfangs die Diktatur der Heeresleitung erwächst. Unter dem Zwang der veränderten Kriegslage und der immer stärker in den Vordergrund tretenden wirtschaftlichen, finanziellen, sozialen und moralischen Probleme vermag sie sich indessen nicht zu behaupten und muß der Diktatur des Parlaments weichen, die mit ihren Intrigen, Skandalen, Streiks und Meutereien Frankreich an den Rand des Abgrunds führt, von dem es in letzter Minute die eiserne Kampfnatur des 78jährigen Clemenceau zurückreißt. Der von ihm errichteten, mit vorbildlicher Rücksichtslosigkeit ausgeübten und mit größter Zähigkeit behaupteten Diktatur der Regierung gelingt es, die schweren Krisen des Frühjahrs und Sommers 1918 zu überwinden, in der Stunde größter Not die einheitliche Führung der alliierten Heere durch den willensstarken General Foch durchzusetzen und den Krieg für Frankreich glücklich zu beenden. — „Die Diktatur der Regierung ist also diejenige von den drei Diktaturen, die in der Geschichte ihre Rechtfertigung fand, und sie verdient es auch, weil sie die größte Autorität verkörpern kann, da sie sämtliche Machtbefugnisse besitzt." Das ist das Ergebnis, zu dem Oberstleutnant Bugnet in seiner geistvollen, stets auf das Wesentliche bedachten, psychologisch äußerst interessanten Untersuchung kommt. Aber, so schließt er und trifft damit den Kern des Problems, „nicht eine Regierungsform, ein System, eine Theorie, ein Gesetz können den Sieg verleihen, sondern einzig und allein eine Führernatur, die ein Volk mitzureißen versteht, weil sie dessen Herz, Geist und Seele ist. Bildet also Führer heran: politische und militärische. Wählt die besten unter ihnen, und ihr werdet siegen".

Helmuth Greiner.

Frankreichs wirtschaftliche Kriegserfahrung und Kriegsvorbereitung. Von Dr. Eberhard Grosche. 216 Seiten. Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg, Hamburg 1938. — Die Arbeit von Grosche, die im Institut für allgemeine Wehrlehre der Universität Berlin entstanden ist, beschäftigt sich im wesentlichen mit drei Fragengruppen: dem Aufbau der französischen Kriegswirtschaft im Weltkriege, den staatlichen Einrichtungen und Maßnahmen zur Steigerung der Wehrkraft der Wirtschaft nach dem Kriege und der Wehrkraft der heutigen französischen Wirtschaft. Aus der Darstellung der französischen Kriegswirtschaft ergeben sich außerordentlich interessante Aufschlüsse insbesondere über die Einflüsse der Gebietsverluste auf das Gefüge und die Leistungsfähigkeit der Wirtschaft sowie über die Bedarfsverlagerung und Bedarfssteigerung im Kriege. Eine ganze Reihe von Beobachtungen sind von allgemeiner Bedeutung, so die Feststellungen über die im Kriege eintretenden Verschiebungen der Verkehrsdichte oder die Auswirkungen des unzureichenden Aufbaus der französischen Handelsflotte und der Vernachlässigung der Ausrüstung der Seehäfen; Grosche ist durchaus zuzustimmen, wenn er hervorhebt, daß das Problem des Außenhandels bei einem Lande von der geopolitischen Lage Frankreichs weniger eine Frage der Waren als vielmehr eine Frage des Schiffsraumes ist. — Sowohl für die Kriegszeit wie für die Nachkriegszeit ergibt sich ein ganz auffallendes Hervortreten der Organisationsmaßnahmen. Grosche selbst hebt hervor, was eine straffe Organisation erreichen kann, daß aber Organisation allein nie den Erfolg sichert, insbesondere wenn wehrpolitische Friedensschulung, rückhaltloses Vertrauen zum Staat und eine entschlossene und nur sich selbst verantwortliche Führung fehlen. Was das letzte anbelangt, so ergibt sich aus der Darstellung Grosches der eigenartige Wandel im Kriege von der vorherrschenden Führung der Soldaten zu derjenigen des Politikers und des Verwaltungsmannes: „Abwandern der Machtbefugnis von der militärischen zur zivilen Verwaltung"; auf zahlreichen Gebieten hat im Kriege die Militärbehörde der zivilen weichen müssen. In der Nachkriegszeit zeigt sich dann aber genau der umgekehrte Weg, ein immer stärker werdendes Übergleiten der Führungsbefugnisse auf den Soldaten, das seinen stärksten Ausdruck darin findet, daß das Generalsekretariat des Reichsverteidigungsamtes einem Offizier übertragen ist; der Kriegsminister hat gleichzeitig den Titel „Reichsverteidigungsminister", und es besteht — immer nach Grosche — durchaus die Möglichkeit, den gesamten RVR. und die Leitung der totalen Landesverteidigung dem Kriegsminister zu unterstellen. — Nicht ganz befriedigen kann die Darstellung und Beurteilung der Wehrkraft der französischen Wirtschaft. In dieser Beziehung hätte Grosche wohl aus den systematischen Lagebeurteilungsarbeiten — wie sie sich etwa (auch methodisch) in den Länderberichten der „Kriegswirtschaftlichen Jahresberichte" finden — mehr Anregungen empfangen können. Abgesehen davon, daß es allem Anschein nach nicht gelungen ist, die Literatur gerade auf diesem Gebiet restlos zu

Digitized by Google

erfassen — so darf man m. E. nicht die grundlegenden Arbeiten von Rohde „Deutsch-französische Machtfaktoren" übergehen (übrigens ist beispielsweise auch die Materialsammlung von Koch: „Handelskrieg und Wirtschaftsexpansion", Jena 1917, nicht erwähnt!) —, sind die rohstoffwirtschaftlichen Engpässe nicht hinreichend behandelt, wie auch die standortmäßige Gliederung vor allem der Industrie doch wohl gar zu sehr am Rande berührt wird. Im übrigen hat Grosche durchaus richtig erkannt, daß die Probleme der Führung, der Mobilmachung der moralischen Kräfte und das Bevölkerungsproblem „Engpaßcharakter" haben. Im ganzen betrachtet ist die gründliche Arbeit verdienstvoll und empfehlenswert. Ernst Hoch.

Adolf Lampe. **Allgemeine Wehrwirtschaftslehre.** 196 S. mit 4 Abb. Verlag von Gustav Fischer, Jena 1938. — Im Oktober 1937 hat Lampe vor der Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften einen Vortrag gehalten, der damals bereits in großen Umrissen Art und Problematik des Buches andeutete, das jetzt vorliegt. Seine Absicht ist, „die Möglichkeiten und Bedingungen des Einsatzes privater Unternehmerinitiative in der Wehrwirtschaft zu bestimmen, ohne damit in irgendeinem Sinne Forderungen zu stellen". Das Buch trägt, wie der Verfasser ausdrücklich betont, einen ausschließlich theoretischen Charakter, und Auseinandersetzungen mit Urteilen und Entscheidungen der gegenwärtigen Praxis sowie Feststellungen der Übereinstimmung mit diesen sind ganz bewußt unterblieben. Ebenso ist zu der umfangreich vorliegenden Fachliteratur über Einzelfragen für gewöhnlich nicht Stellung genommen. Führte dieses letzte dazu, daß ein zweifellos sehr persönliches und zuweilen eigenwilliges Werk entstanden ist, so hat die Außerachtlassung der Praxis gewiß ebenfalls ihre großen Vorzüge. Der große Problemkomplex, den Lampe in die beiden großen Abschnitte Wirtschaftsmobilmachung und Wehrwirtschaftskraft im Kriege mit zahlreichen Unterabschnitten über Angebots-, Nachfrage-, Markt-, Kapital-, Steuerfragen usw. aufgeteilt hat, kann gewiß nur bei äußerster Konzentration auf so geringem Raume bewältigt werden, so daß für Blicke auf die Praxis keine Gelegenheit blieb. Und betrachtet man das Werk ausschließlich unter dem Gesichtspunkt der theoretischen Stellungnahme zu dem wichtigen Problem, so muß durchaus die bedeutende Leistung Lampes anerkannt werden.

Jedoch das Problem selbst ist nicht theoretischer, sondern eminent praktischer Natur und dabei äußerst komplex, was man kaum deutlicher sehen kann als an dem Inhaltsverzeichnis zu Lampes Werk. Und hier zeigt sich nun allerdings, was schon bei jenem Vortrag zu beobachten war, daß dieses in sich so geschlossene und abgerundete Werk bei der Begegnung mit der Wirklichkeit — für die es ja im Grunde doch gemeint ist — mancherlei Einwänden begegnet. Theorien müssen sich bei der Begegnung mit der Wirklichkeit fast immer Abstriche gefallen lassen — so auch Lampes Werk: sei es bei der Beurteilung der Persönlichkeit in Kriegszeiten, sei es bei der Stellungnahme zur wahrscheinlichen Entwicklung zentraler Fragen unter dem Einfluß unzähliger durch einen Krieg hervorgerufener Ereignisse, oder sei es bei anderen Gelegenheiten. Das ist die Einschränkung, mit der dieses Buch gelobt werden muß: Es ist und bleibt eine mit ungewöhnlichem Scharfsinn und großer Umsicht ausgeführte theoretische Durchdenkung eines Problems, die zweifellos anregend und fördernd wirken wird. Aber es ist ein Buch mehr des Forderns als des Gebens, „eine in sich abgeschlossene Theorie marktlicher Wehrwirtschaftspolitik" auf der Grundlage privater Unternehmerinitiative.

Wilhelm Treue.

Karl Möbius und Johann Garczyk. **Flugfunkwesen.** Verlag Volckmann Nachf., E. Wette, Berlin 1938. Heft 26 und 26 a aus der Buchreihe „Flugzeugbau und Luftfahrt". Die beiden Hefte werden als Wegweiser von allen Jüngern des Luftwesens begrüßt werden; denn ohne eingehende Kenntnisse der elektrischen Nachrichtenmittel, der Sender, Empfänger und Peilgeräte an Bord der Flugzeuge, Luftschiffe und auf den Bodenfunkstellen sowie der Elektrizitätslehre und Hochfrequenztechnik ist ein sicherer Verkehr in der Luft undenkbar. Teil I (Heft 26) enthält die physikalischen Grundlagen der Funktechnik, Teil II (Heft 26 a) die Beschreibung und Bedienungsanweisung der wichtigsten Bordfunkstationen, insbesondere die neuesten Peilgeräte und den Fernmeldebetrieb der Reichsflugsicherung. Der Stoff ist knapp und allgemeinverständlich gehalten, wenn auch auf einige Formeln und die Beschreibung der Grundbegriffe der unsichtbaren Welt der Elektrizitätslehre, der Elektronen und ihrer Bewegung und der Atome nicht verzichtet werden konnte. Die beiden Hefte sind allen Funkern und allen, die es werden wollen, also auch der Jugend und den Schulen, zu empfehlen.

Karl Justrow.

Digitized by Google

Zeitschriftenschau.

Wehrpolitik und Wehrwissenschaften in den Zeitschriften des In- und Auslandes[1]).

Deutschland.

Artilleristische Rundschau (Mai 1939). Genlt. a. D. Marx: Eine Feldartillerieabteilung im Abwehrkampf Mitte Februar 1915.

Deutsches Adelsblatt (Nr. 21 und 22). Dr. W. von Tabouillot: Der spanische Bürgerkrieg und das Kriegsvölkerrecht — (Nr. 22). J. Vogel: Feldmarschall Hans Georg v. Arnim, Wallensteins großer Gegenspieler. II.

Deutschlands Erneuerung (Mai 1939). G. Widenbauer: Die Rückkehr Böhmens und Mährens zum Reich. II. — W. M.: Verständnis für die Politik Großbritanniens? II. — Dr. jur. habil. R. Maurach: Der Jude als Soldat im russischen Heere.

Deutsche Kolonial-Zeitung (Mai 1939). R. Peter: Die deutsche Raumerweiterung und die Kolonialfrage. — E. Student: Deutschösterreicher als Kolonialpioniere. — C. Ohashi: Der Komintern „Drang nach Osten".

Deutsche Luftwacht. Ausgabe: Luftwehr (April 1939). General Maginel: Das Eingreifen der Luftwaffe in den Erdkampf (Auszug aus „Revue Militaire Générale" vom Oktober/November 1938).

Der deutsche Volkswirt (Nr. 33 vom 19. Mai 1939). Dr. O. Barbarino: Die volkswirtschaftliche Aufbringung Deutschlands und Englands im Weltkrieg.

Deutsche Wehr 1939 (Nr. 17). Sowjetrußlands Luftrüstung (nach französischen und englischen Berichten). — Dr. A. Loeßner: Die polnische Wehrmacht im Parlament. — (Nr. 18.) G.: Aufmarsch der Seemächte. — Dr. P. Ruprecht: Ist Frankreichs Ölverbrauch im Kriegsfalle gesichert? I. — (Nr. 19.) Dr. P. Ruprecht: Ist Frankreichs Ölversorgung für den Kriegsfall gesichert? II. — Wagner: Vor 20 Jahren: Die Befreiung Kurlands. — Major a. D. Waldschmidt: Die deutschen Luftangriffe auf Paris im Weltkriege. — (Nr. 20.) H. Fröba: Über den Wert einer sowjetrussischen Waffenhilfe. — Ing. B. u. H. von Römer: Das polnische Militärflugwesen. — N. Petersen: Gedanken um einen „Nordischen Wehr-Verteidigungsblock." — Wagner: Vor 20 Jahren: Die Befreiung Kurlands. II. — (Nr. 21.) Die englische Dienstpflicht. — Oberst a. D. Graf Schack: Offensive Kriegführung nach italienischer und deutscher Auffassung.

Gasschutz und Luftschutz (Heft 4, Ausgabe B). Hptm. d. Schutzpol. Hanisch: Arten, Anlage und Durchführung von Luftschutzübungen.

Marine-Rundschau (Heft 5). Fregattenkpt. Meyer: Die japanische Marine im fernöstlichen Konflikt. — Dr. O. E. Schüddekopf: Die englischen Pläne zum Einsatz der Flotte vor 1914.

Historische Zeitschrift (Band 160, Heft 1). A. Rein: Bismarcks Afrika-Politik.

Militärwissenschaftliche Mitteilungen (Mai 1939). Oberst d. R. O. Freiherr Wolf-Schneider von Arno. — Reichsstatthalter Gen. d. Inf. Ritter von Epp: Wehrgeist — Heldenehrung. — Genmaj. d. R. Ing. von Brosch-Aarenau: Wie war die Tschecho-Slowakei befestigt? — Genmaj. a. D. von Lerch: Der Bürgerkrieg in Spanien (Schluß).

Militär-Wochenblatt (Nr. 45). Gen. d. Inf. a. D. Wetzell: Stellungnahme zu den „Italienischen Anschauungen über die deutsche März-Offensive 1918". — v. Gonnermann: Kriegserfahrungen über Ausrüstung und Bewaffnung des Kavalleristen. — (Nr. 46.) Dr. G. Holzhauer: Die Abhängigkeit der Nutzung besetzter Gebiete von der militärischen Kriegslage. — Obst. z. V. von Xylander: Vom Konflikt im Fernen Osten. — (Nr. 47.) Dr. Leonhardt: Die Wirtschaftsarmee. — Genmaj. a. D. Zölß: Polen und seine Wehrmacht. — Obstlt. Baron von Löwenstein: Bedeutung der Nachtaufklärung in den Kriegsmonaten Mai bis Oktober 1918. — Obst. z. V. von Xylander: Vom Konflikt im Fernen Osten. — (Nr. 48.) Obst. z. V. von Xylander: Die britischen Aufrüstungspläne für das Haushaltsjahr 1939/40. — Obst. z. V. von Xylander: Vom Konflikt im Fernen Osten. — (Nr. 49.) Hptm. Thäter: Gedanken zur Verwertung kriegsgeschichtlicher Erfahrungen bei der Truppenausbildung (Schlacht bei Tannenberg).

Ostasiatische Rundschau (Nr. 10 vom 16. Mai 1939). Dr. O. Richter: Der chinesisch-japanische Konflikt.

---

[1]) Es werden nur die wichtigsten Aufsatztitel gebracht.

Digitized by Google

Reichsoffizierblatt (Nr. 15 vom 25. Mai 1939). G. v. M.: Jugoslawien und das neue Europa. — Genmaj. a. D. Dihle: Die Mächte und das Mittelmeer.

Soldatentum (Mai 1939). Hptm. von Voß: Beziehungen zwischen Persönlichkeit und Tat bei Ferdinand von Schill. — Oberst Scherbening: Einfluß der soldatischen Persönlichkeit.

Volk und Wehr (Mai 1939). Dr. F. Thierfelder: Das Heer der Schweiz. — Obstlt. a. D. Benary: Ungenutzte wehrwirtschaftliche Erkenntnisse zu Beginn des Weltkrieges.

Wehrfront (Nr. 10 vom 19. Mai 1939). Prof. Dr. E. Schultze: England in der Defensive.

Wehrgedanken des Auslandes (Mai 1939). O. R.: Betrachten wir die Dinge, wie sie sind (Auszug aus „The Army Quarterly" Bd. 34, Nr. 7, England). — Obstlt. J. Perré: Der neuzeitliche Panzerkampfwagen. Seine Möglichkeiten und die ihm gesteckten Grenzen. Seine Verwendung im Angriff. (Auszug aus „Revue d'Infanterie" Nr. 546. Frankreich.) — Vizeadmiral Darlan: Zusammensetzung und Stärke der Flotte. Ihre Rolle bei der Landesverteidigung. (Auszug aus „Revue Militaire Générale", 2. Jahrg., Nr. 1. Frankreich.)

Die Wehrmacht (Sonderheft). „Wir kämpften in Spanien." General der Flieger Sperrle: Die Legion Condor. — Oberst i. G. W. Warlimont: General Franco. — Die Marinetruppen der Legion Condor. — Hptm. Dr. Ritter von Goß: Das war der Krieg in Spanien.

Wehrtechnische Monatshefte (Mai 1939). Hptm. a. D. Dr. P. Ruprecht: Die Rüstungsindustrie des böhmisch-mährischen Reichsprotektorats.

Zeitschrift für Geopolitik (Mai 1939). R. Nowak: Von der Karpaten-Ukraine zum Karpatenland. — Z. Domaniewski: Die Hauptstadt in der Geopolitik Polens.

Zeitschrift für Politik (Mai 1939). Dr. Th. Knatz: „Having its both ways." — H. Freiherr von der Goltz: Die Italiener in Tunis. — Dr. A. Kühn: Die französisch-schweizerischen Generalstabsbesprechungen im Weltkrieg.

Belgien.

La Belgique Militaire (Nr. 19 vom 7. Mai 1939). E. L.: Le service militaire obligatoire en Grande-Bretagne.

Bulletin Belge des Sciences Militaires (Mai 1939). ***: L'armée royale néerlandaise. — Cap. Comdt. Materne: Dix-huit mois de guerre en Chine (1937—1938). — Lt. Rousseau: L'artillerie face aux chars. — Défensive.

Canada.

Canadian Defence Quarterly (April 1939). „Canuck": Changing conditions in Europe and the Far East. — Statement on British defence.

England.

Journal of the Royal United Service Institution (Mai 1939). Major-General H. L. Ismay: The machinery of the Committee of Imperial Defence. — Re-armament in the Dominions. (Canada, Union of South Africa.) — Group-Capt. A. J. Capel: Air co-operation with the Army. — Lt.-Commander R. C. M. Duckworth: Blockade in the Great War. — P. Fleming: The Japanese Campaign in China. — J. M. Spaight: Air raids and the Belgo-Dutch barrier. — The international situation: Power Politics. — The end of the Spanish Civil War. — The Sino-Japanese War.

The Journal of the United Service Institution of India (April 1939). Major P. H. Denyer: Delhi and the Indian Mutiny. — Major M. E. S. Laws: A forgotten campaign: the Capture of Kandy, 1815.

Frankreich.

Revue de l'Armée de l'Air (März/April 1939). C. Rougeron: La destruction de l'aviation à terre.

Revue des deux mondes (15. April, 1. und 15. Mai 1939). L. Madelin: Les débuts d'un Empire d'Occident. — (15. Mai 1939.) L. Marlio: Dictature ou liberté. Le problème militaire. — F.-F. Legueu: Nos finances et les menaces du guerre. — S. Aberdam: Inquiétudes hollandaises.

Revue du Génie Militaire (März/April 1939). General Lazard: Les origines de la fortification bastionnée. (Fortsetzung.)

Revue d'histoire (Mai 1939). General Levanier: Les prodromes de Vauquois. La 10e division les 22, 23, 24 et 25 septembre 1914. (Fortsetzung.) — Lt.-Col. Dupuis: La guerre de 1870—71. La 1re armée de la Loire. Beaune-

Digitized by Google

la-Rolande. (Fortsetzung.) — J. Savant: Campagne de l'Armée Rennenkampf en Prusse orientale. (Fortsetzung.) — Comdt. Basset: Un épisode peu connu de la guerre de Hollande. La campagne du Comte de Boham en Haute-Hongrie (1677 à 1679).

La Revue d'Infanterie (Mai 1939). Currus: La rénovation de notre armement d'infanterie. — Lt.-Col. Gallini: Les premiers pas du char britannique: la bataille du 15 septembre 1916. (Schluß.) — Chef d'escadr. Pascot: Guérillas. — Lt.-Col. Armengaud: L'atmosphère du champ de bataille. (Fortsetzung.) —

Italien.

Rivista Aeronautica (April 1939). Comdte B. Pivetti: La potenza dell'arma aerea e la guerra di rapido corso. (Schluß.) — L'aviazione sovietica.

Rassegna di Cultura militare (April 1939). Gen. di brig. E. Scala: Il combattimento offensivo nella regolamentazione italiana ed in quella tedesca. — Ten. Col. E. Canevari: Clausewitz e la teoria della guerra. (Fortsetzung.) — Magg. prof. A. Tosti: Kemal Ataturk soldato e statista della nuova Turchia. — **Rivista di Fanteria:** ***: L'impiego dei carri armati. — Ten. Col. L. Ricci: Libertà di azione.

Nazione militare (April 1939). B. Baranini: L'Albania. — E. Ciurlo: Grandi corazzate. — R. Cajoli: Nazionalismo islamico.

Niederlande.

Mavors (Mai 1939). Oud-Hoofdcursiaan: Das neue japanische Abenteuer in China (Fortsetzung).

Norwegen.

Norsk Artillerie-Tidsskrift (April 1939). Kapt. Odd Grahm: Europas moderne Festungszonen.

Schweden.

Ny Militär Tidskrift (April/Mai 1939). Obstlt. T. Holm: Totalitäre Strategie.

Schweiz.

Allgemeine Schweizerische Militärzeitung (April 1939). W. Allgöwer: Gesetz des Krieges.

Schweizerische Monatsschrift für Offiziere aller Waffen (Mai 1939). General a. D. A. von Mierka: Der Bürgerkrieg in Spanien (Schluß). — Dir. L. Großschupf: Zufuhrwege und Transportmöglichkeiten zur Schweiz während eines Krieges.

Revue militaire Suisse (April 1939). Col. Carrard: La psychologie appliquée au service de l'armée. — Lt. E. Ducret: La préparation économique à la guerre.

Vereinigte Staaten von Nordamerika.

Army Ordnance (Mai/Juni 1939). Brig. Gen. H. J. Reilly: Proving ground in Spain. — H. Nickerson: How will we defend America?

The Military Engineer (Mai/Juni 1939). R. Shaw: Mars, not Marx. — G. Maggoman: War without gold. The mystery of „Rebel" finance. — Major B. T. Reynolds: While Czecho-Slovakia was passing.

Aus der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften.

Mai 1939.

Jahrestagung und Hauptversammlung. Die Gesellschaft beendete ihre öffentliche Tätigkeit im Winterhalbjahr mit der allgemeinen Jahrestagung und Hauptversammlung, die am 22. und 23. Mai in Berlin und Swinemünde veranstaltet wurde. Die Veranstaltungen der Tagung waren von Vertretern von Wehrmacht, Partei und Staat, sowie von zahlreichen Gästen und Mitgliedern aus dem Reich besucht.

Der Präsident der Gesellschaft, General der Flieger von Cochenhausen, berichtete in seiner Begrüßungsansprache über die in verschiedener Richtung erweiterte

Digitized by Google

Tätigkeit der Gesellschaft. Er verband mit seinem Bericht den Dank der Gesellschaft an den Führer, der durch eine ebenso kluge wie tatkräftige Führung der Wehrpolitik das Reich zu neuer Größe emporgeführt hat. Minister Generalmajor z. V. Dr. h. c. Glaise von Horstenau ergriff sodann das Wort zu seinem Vortrage „Die Reichsschöpfung des Führers im deutschen Geschichtsbild". Seine Ausführungen zeigten in einem weitgezogenen geschichtlichen Rahmen die innere Geschlossenheit des deutschen Lebensraumes im Osten zwischen Weichsel und Donau und hoben hervor, daß die Rückgliederung der Länder Böhmen und Mähren die jahrhundertealte Einheit des Reiches wieder hergestellt hat. Unterstaatssekretär Generalmajor von Hanneken gab anschließend in seinem Vortrag „Die Rohstoffwirtschaft im Vierjahresplan" eine Einführung in die Lage der deutschen Rohstoffgewinnung auf allen Gebieten der Förderung und der industriellen Herstellung. Man gewann aus diesem Vortrag ein umfassendes und eindringliches Bild von den großen Ausmaßen der Leistungssteigerung in der deutschen Wehrwirtschaft. Nur eine zielbewußte Führung ist in der Lage, die gewaltigen Anforderungen, die gleichzeitig an die deutsche Wirtschaft gestellt werden, einsatzmäßig zu bewältigen. Den dritten Vortrag hielt Prof. Dr.-Ing. Dr.-Ing. e. h. Blum von der Technischen Hochschule Hannover über das Thema „Militärische Forderungen an das neuzeitliche Verkehrswesen". Der Vortragende ging bei seinen Ausführungen von den Gegebenheiten der Landkriegführung aus, deren strategischen und taktischen Anforderungen der gesamte Verkehrsapparat gewachsen sein muß. Die Eisenbahn ist das klassische Verkehrsmittel für den Massentransport von Menschen und Material; zu ihr sind in immer stärkerem Maße das Kraftfahrwesen und die Binnenschiffahrt getreten. Alle Verkehrsmittel müssen gemeinsam an der Lösung der im Kriege gestellten hohen Anforderungen an das Verkehrswesen zusammenwirken.

Am Nachmittag des 22. Mai fand die Hauptversammlung statt, in der der Präsident seinen am Vormittag gegebenen Bericht über die Tätigkeit der Gesellschaft im Winterhalbjahr 1938/39 durch weitere Ausführungen über die Mitgliederbewegung u. a. ergänzte. Die Leiter der Arbeitsgemeinschaften erstatteten sodann kurze Berichte über deren Tätigkeit. Es sprachen: Oberregierungsrat Dr. Mühlmann in Vertretung von Präsident Foerster (Kriegsgeschichte), Admiral z. V. Gladisch (Kriegsrecht), General d. Art. a. D. Grimme (Luftschutz), Oberstleutnant a. D. Justrow (Wehrtechnik), Oberregierungsrat Linnebach (Kriegsphilosophie), Dr. Ostheld (Wehrwirtschaft), Admiral z. V. Prentzel (Marinefragen), Oberregierungsrat Dr. Simoneit (Wehrpsychologie), Generalleutnant a. D. von Tayssen (Wehrverkehrsfragen), Generalmajor a. D. von Tempelhoff (Gasschutz) und Dr. Gackenholz für Oberst z. V. Ritter von Xylander (Wehrpolitik). Hieran schlossen sich kurze Berichte der Leiter der Zweigstellen unserer Gesellschaft, und zwar: Generalleutnant a. D. Nehbel (Breslau), Generaldirektor Paulßen (Konstanz), Regierungs-Vizepräsident Dr. Gelbhaar (Leipzig), Gesandter a. D. Oberstleutnant a. D. Sperr (München), Studienrat Roos (Stuttgart) und Generalmajor a. D. von Pitreich (Wien).

Am 23. Mai wurde die Jahrestagung durch einen gemeinsamen Ausflug der Teilnehmer nach Swinemünde abgeschlossen, wo Anlagen und Einheiten der Kriegsmarine besichtigt wurden. Am Vormittag fand bei der Marine-Flak- und Küstenartillerie-Schule ein Kaliberschießen statt, später wurden eine Batterie der Festung und am Nachmittag der Zerstörer „Leberecht Maaß" besichtigt.

Vorträge. Im Rahmen der diesjährigen Kantate-Veranstaltung des Deutschen Buchhandels in Leipzig sprach der Präsident der Gesellschaft, General der Flieger von Cochenhausen, am 7. Mai über das Thema „Schrifttum und Wehrerziehung".

Arbeitsgemeinschaften. Die Arbeitsgemeinschaft „Wehrpolitik" trat unter Leitung von Oberst z. V. Ritter von Xylander am 4. Mai zu einer letzten Sitzung zusammen. Es sprach Fregattenkapitän a. D. Scheibe über das Thema „Großbritannien und die Vereinigten Staaten im Falle eines fernöstlichen Konflikts". Der Vortragende schilderte die seestrategischen Verhältnisse im Pazifischen Ozean und den Ausbau der Flottenstützpunkte, die auf ein defensives Verhalten der sich in einem großen ostasiatischen Kriege gegenüberstehenden Gegner schließen lassen.

Die Arbeitsgemeinschaften „Luftschutz" und „Gasschutz" versammelten sich am 12. Mai zu einer gemeinsamen Sitzung unter der Leitung von General d. Art. a. D.

Digitized by Google

Grimme. Oberstarzt Dr. Muntsch berichtete auf Grund der Eindrücke und Erfahrungen, die er ihm Jahre 1938 auf einer Ostasienreise gesammelt hatte, über den „Luftschutz und Gasschutz in Japan und auf dem fernöstlichen Kriegsschauplatz". Er stellte besonders heraus, daß die Japaner in überaus geschickter Weise die Zivilbevölkerung für die Aufgaben des Luftschutzes ausbilden und erziehen.

*

Generalmajor a. D. Friedrich von Tempelhoff, der Leiter unserer Arbeitsgemeinschaft „Gasschutz", wurde am 29. April 1878 geboren. Er trat am 22. Februar 1899 in das Feldart. Rgt. Generalfeldzeugmeister (1. Brdb.) Nr. 3 ein und wurde am 18. August 1900 Offizier. Nach Besuch der Kriegsakademie und zweijährigem Kommando zum Großen Generalstabe wurde er am 22. März 1913 als Hauptmann in diesen versetzt. Im August 1914 war er Erkundungsoffizier auf dem Luftschiff „Z VII", das am 22. August 1914 westlich Saarburg abgeschossen wurde. Während des weiteren Verlaufs des Krieges wurde er in Generalstabsstellungen verwendet, darunter 2 Jahre als I a der 12. J. D., ¾ Jahre als I a der 16. R. D., im Winter 1917/18 als I a des Gen. Kdos. z. b. V. 67 (von Scheffer) und vom April 1918 bis zur Demobilmachung im Oberkommando der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht. Nach dem Weltkriege bearbeitete er als Referent im Reichswehrministerium den Neuaufbau der Waffenschulen, war von 1922 bis 1923 Taktiklehrer an der Artillerieschule, bis 1926 Kommandeur der I./Art. Rgt. 6, bis 1928 im Stabe des Art. Führs. VII und anschließend zwei Jahre Kommandant des Artillerieschießplatzes Jüterbog. Nachdem er am 31. Januar 1930 mit dem Charakter als Generalmajor aus dem aktiven Dienst ausgeschieden war, wurde er als Angestellter und Sonderbearbeiter für künstlichen Nebel und Gasschutz bei Artilleriestäben in Dresden weiter verwendet. Nach Aufnahme in das E-Offizierkorps wurde er im Herbst 1934 als Referent für die gleichen Fachgebiete in das Reichskriegsministerium berufen. Am 1. Oktober 1937 nahm er den Abschied, um in die Schriftleitung der Zeitschrift „Gasschutz und Luftschutz" einzutreten. Neben der Tätigkeit in dieser übernahm er am 1. April 1938 noch die Berliner Schriftleitung der „Zeitschrift für das gesamte Schieß- und Sprengstoffwesen".

Generalmajor von Tempelhoff ist seit Oktober 1937 Leiter der Arbeitsgemeinschaft „Gasschutz" und Mitglied des Fachbeirats unserer Gesellschaft. Er hat in verschiedenen Zeitschriften zahlreiche Aufsätze zur Förderung des Verständnisses für die chemische Kriegführung und die Verwendung des künstlichen Nebels veröffentlicht. Seine wichtigsten Arbeiten auf diesen Gebieten sind: sein Buch „Gaswaffe und Gasabwehr", seine Beiträge zu Hanslian „Der chemische Krieg" und zum „Handbuch der neuzeitlichen Wehrwissenschaften". Aus seiner Feder stammen ferner ein Aufsatz „Kriegführung und Technik" im Jahrbuch 1938 unserer Gesellschaft und das Kapitel „Der jüngere Moltke" in dem von unserer Gesellschaft herausgegebenen Werke „Heerführer des Weltkrieges".

Hauptschriftleiter i. V.: Karl Linnebach, Potsdam, Burggrafenstr. 28. Verantwortlich für den Anzeigenteil: E. Mulack, Berlin SW 61, Urbanstraße 7.

„Wissen und Wehr" erscheint im laufenden Jahrgang zwölfmal. D. A. II. Vj. 1939: 2733. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 3 gültig. Einzelheft RM 1,75. Bezugspreis halbjährlich RM 7,50. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen oder der Verlag entgegen. Abbestellungen können nur bis spätestens 3 Wochen vor Beginn eines neuen Halbjahres angenommen werden. Alle das Abonnement oder die Zustellung betreffenden Zuschriften sind an die Verlagsbuchhandlung E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68, Kochstraße 68—71 (Postscheckkonto Nr. 540, Berlin NW 7), oder an diejenige Vertriebsstelle — Buchhandlung oder Zeitungsspediteur — zu richten, die die Bestellung vermittelt. Erfolgt die Zustellung durch die Post, so sind Anschriftenänderungen dem Postamt, durch das die Lieferung geschieht, sogleich mitzuteilen. — Ernst Siegfried Mittler und Sohn, Buchdruckerei, Berlin SW 68, Kochstraße 68—71.

Digitized by Google

ahrgang 1939 Siebentes Heft

Wissen und Wehr

Monatsschrift

r Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik
und Wehrwissenschaften

Dem Präsidenten der Gesellschaft

General der Flieger von Cochenhausen

zum 60. Geburtstage

14. Juli 1939

Ztschr
Zeitschriftenliste
Ziffer 2UY
Eing. 14. JUL. 1939

ERLAG E. S. MITTLER & SOHN, BERLIN SW 68

POSTVERSANDORT BERLIN

Digitized by Google

Inhaltsangabe

	Seite
Friedrich von Cochenhausen	482
Die Deutsche Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften	485
Entscheidungsschlacht oder Kreuzerkrieg? Von Admiral z. V. Walter Gladisch	490
Der Krieg der schnellen Entscheidung Von Generalmajor a. D. von Tempelhoff	500
Gedanken über den Luftschutz in den Kriegen seit 1918 Von General der Artillerie a. D. H. Grimme	511
Erlaubte Angriffsziele im Luftkriegsrecht Von Ernst Schmitz und B. Schenk Graf von Stauffenberg	521
Zum Problem Kultur und Krieg Von Karl Linnebach	528
Die internationale Arbeiterbewegung und der Wehrgedanke Von Dr. Paul Ostholt, Berlin	536
Wehrpolitische Übersicht: Osteuropa	548
Bücherschau	553
Zeitschriftenschau	557
Aus der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften	559

Nachdruck, auch unter Quellenangabe, untersagt · Übersetzungsrecht vorbehalten

Ausgegeben im Juli 1939

Briefe redaktionellen Inhalts und Manuskripte sind zu senden an den Hauptschriftleiter i. V.: Karl Linnebach, Potsdam, Burggrafenstraße 28.
Besprechungsstücke von Neuerscheinungen sind zu senden an die Deutsche Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften, Berlin W 35, Matthäikirchplatz 12III.
Zur Beantwortung von Anfragen und Rücksendung von Manuskripten ist Rückporto beizufügen.

Die unter dem Ehrenpräsidium des Reichsstatthalters General d. Inf. Ritter von Epp stehende und von General der Flieger von Cochenhausen geleitete

Deutsche Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften,

deren Organ „Wissen und Wehr" ist, hat es sich zur Aufgabe gemacht, das wehrpolitische Verständnis und das Interesse an den Wehrwissenschaften zu fördern. Anträge zum Beitritt sind zu richten an das Generalsekretariat Berlin W 35, Matthäikirchplatz 12III. Fernsprecher: über O. K. W. 21 81 91.

Beilagen: *Der Gesamtauflage dieser Ausgabe liegt eine Ankündigung des Verlages Ferdinand Enke, Stuttgart-W., bei.*

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Siebentes Heft Jahrgang 1939

Wissen und Wehr

MONATSHEFTE

In sämtlichen Aufsätzen handelt es sich um die privaten Ansichten einzelner Persönlichkeiten, keinesfalls um die Anschauungen maßgebender militärischer Dienststellen.

Mit der vorliegenden festlichen Ausgabe unserer Zeitschrift „Wissen und Wehr" möchten wir unserm verehrten Präsidenten, Herrn General der Flieger von Cochenhausen, zur Vollendung des sechzigsten Lebensjahres eine Geburtstagsgabe überreichen, die, ein Spiegelbild seines verdienstvollen Wirkens im Dienste der Gesellschaft, der Förderung wehrpolitischen Verständnisses und wehrwissenschaftlicher Arbeit dienen soll. Hervorragende Mitarbeiter der Gesellschaft aus den verschiedensten Fachgebieten kommen darin zu Worte. Sie wollen mit ihren Aufsätzen dem Werke unseres Präsidenten wertvolle Bausteine hinzufügen und dadurch ein Geschenk von bleibendem Werte schaffen, das allen Lesern der Zeitschrift ein Bild von der vielseitigen Arbeit und dem weitreichenden Wirken der Gesellschaft vermitteln, aber auch die Persönlichkeit würdigen soll, die sie aufgebaut, geführt und zu so großem Ansehen gebracht hat. Man könnte dem Heft das Kennwort geben: „Der Mann und sein Werk".

Mit dieser Gabe verbinden wir die Hoffnung und den herzlichen Wunsch, daß Herr General von Cochenhausen noch viele Jahre sich bester Gesundheit erfreuen und in bewährter unermüdlicher Schaffenskraft noch lange die Geschicke der Gesellschaft richtung- und zielweisend leiten möge!

Die Deutsche Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften grüßt ihren Präsidenten an seinem sechzigsten Geburtstag in Dankbarkeit und Verehrung!

Der erste Vizepräsident
Prentzel
Admiral z. V.

Digitized by Google

Friedrich von Cochenhausen

wurde am 14. 7. 1879 zu Marburg an der Lahn als Sproß einer alten kurhessischen Soldatenfamilie geboren.

Seine Schulzeit beendete er nach Besuch der Gymnasien in Glogau und Straßburg durch Ablegung der Reifeprüfung an letzterem i. J. 1897.

Die Berufswahl des jungen Mannes war — den Traditionen seiner Familie getreu — selbstverständlich. Er trat als Fahnenjunker in das damalige Hessische Feld-Art.-Regt. 11 in Kassel ein, dem schon sein Vater viele Jahre als Leutnant und Batteriechef angehört hatte. Am 27. 1. 1899 in diesem Regiment zum Leutnant ernannt, wurde er, nach kurzer Dienstzeit im Feld-Art.-Regt. 63, in das Lehrregiment der Feldartillerie-Schießschule versetzt. Diese auf Auswahl der Tüchtigsten beruhende und darum besonders begehrte Verwendung bedeutete die erste Auszeichnung des jungen Artillerie-Offiziers.

Während seiner fünfjährigen Zugehörigkeit zu diesem Elitetruppenteil ließ er es bei hingebendem Eifer für die artilleristische Musterausbildung der Truppe nicht bewenden, sondern wandte sich frühzeitig ernsten Studien zu. Neben der Vorbereitung für die Aufnahmeprüfung zur Kriegsakademie widmete er sich der Erlernung fremder Sprachen mit solcher Hingabe, daß er bereits 1905 die französische, 1906 die russische Dolmetscherprüfung ablegen konnte.

Im Jahre 1907 wurde von Cochenhausen zur Kriegsakademie einberufen, die er 1910, für seine vorzüglichen Leistungen durch Verleihung eines Ehrensäbels ausgezeichnet, verließ. Nach zweijähriger Kommandierung zum Großen Generalstabe wurde er im Frühjahr 1913 als Hauptmann in diesen versetzt.

Somit hatte sich der strebsame junge Offizier durch eigene Leistung die Anwartschaft auf eine bevorzugte Laufbahn erworben. Dem entsprach auch seine Verwendung und volle Bewährung im Kriege.

Nachdem von Cochenhausen 3½ Jahre der russischen Abteilung des Großen Genralstabes angehört hatte, zog er bei der Mobilmachung 1914 zunächst als Bearbeiter der Gruppe Ost der Nachrichtenabteilung der Obersten Heeresleitung ins Feld. Seinem Drängen zu aktiverer Betätigung im Generalstabe der Front wurde bald Folge gegeben und er durchlief nun in raschem Aufstieg alle seinem Dienstalter zugänglichen Stellen des Truppengeneralstabes, die ihn auf die verschiedensten Kriegsschauplätze führten. Im Frühjahr 1915 zum Generalstabsoffizier der 115. Inf.-Div. ernannt, nahm er mit ihr an der West- und Ostfront an bedeutungsvollen Kämpfen teil, insbesondere an der Schlacht bei Arras sowie an den Verfolgungskämpfen in Rußland, die mit der Schlacht bei Wilna endeten. Im Frühjahr 1916 wurde er in gleicher Eigenschaft zur 7. Ref.-Div. ver-

Digitized by Google

setzt, die sich in den Kämpfen vor Verdun, besonders beim Sturm auf den Caillette-Wald auszeichnete. Schon im Sommer des gleichen Jahres zum ersten Generalstabsoffizier beim Gen. Kdo. z. b. V. 55 ernannt, trat er im Herbst 1917 als Ia zum A. O. K. 11 in Macedonien. Durch Leitung eines Führerkursus für bulgarische Offiziere in Prilep konnte er in dieser Dienststellung zum ersten Male seine besondere Lehrbefähigung erweisen, die er sodann an der Generalstabsschule in Sedan bewährte.

Im Juli 1918 wurde von Cochenhausen zum Verbindungsoffizier der O. H. L. bei dem gegen die russische rote Armee kämpfenden Ataman der Donkosaken, General Krasnow, ernannt. Für diese schwierige Aufgabe befähigten ihn besonders seine völlige Beherrschung der russischen Sprache sowie seine gründliche Kenntnis russischer Heeresverhältnisse. Handelte es sich hierbei in erster Linie um Versorgung dieser Front mit Waffen und Munition, so dehnte sich seine Tätigkeit auch auf das politische Gebiet aus, wobei er sich besonders um das Zustandekommen des „Südostbundes" der damals noch von Moskau unabhängigen kaukasischen Republiken bemühte. Freilich mußte dieser Plan schließlich an der kurzsichtigen Deutschfeindlichkeit des Führers der „Freiwilligen Armee", General Denikin, scheitern.

Nach dem Zusammenbruch der weißrussischen Südfront schlug sich von Cochenhausen im Februar 1919 zu den Resten deutscher Truppen nach Odessa durch und wurde mit diesen zur See nach Deutschland in Marsch gesetzt, dann aber von den Franzosen in Saloniki interniert. Erst im Juli 1919 kehrte er von dort nach Deutschland zurück und verblieb, am deutschen Schicksal nicht verzweifelnd, vielmehr zuversichtlich auf einen dereinstigen Wiederaufbau der Wehrmacht hoffend, im Heeresdienst.

Zunächst fand er Verwendung als Bearbeiter der russischen Gruppe der Abteilung „Fremde Heere" im Reichswehrministerium — damit zu seinem alten Arbeitsgebiet zurückkehrend, das er bei Kriegsausbruch innehatte. Nach dem Kapp-Putsch zum Chef des Stabes der R. W. Brig. 9 ernannt, nahm er an der Entwaffnungsaktion kommunistischer Banden in Mecklenburg teil. Von Oktober 1920 bis 1923 gehörte er der Heeresausbildungsabteilung des R. W. M. an und konnte sich gleichzeitig als Lehrer für Führergehilfen abermals für die Fortbildung des — damals getarnten — Nachwuchses des Generalstabes einsetzen.

In seiner weiteren Laufbahn wechselten Frontkommandos mit Generalstabsdienst: 1923 bis 1925 Abt. Kdr. im Art. Regt. 6, 1925 bis 1928 Chef des Stabes der Inspektion des Mil. Erziehungs- u. Bildungswesens, 1928 bis 1930 Kommandeur des Art. Regts. 4 und 1930 bis 1932 Art. Kommandeur IV.

Aus dieser Dienststellung nahm von Cochenhausen 1932 als Generalleutnant seinen Abschied und studierte zunächst an der Universität Berlin Geschichte und Staatswissenschaften, gab das Studium aber wieder auf, als

Digitized by Google

er im Juni 1933 zum Präsidenten unserer von ihm gegründeten Gesellschaft gewählt wurde. Seine Tätigkeit als Schöpfer und Leiter der „Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften" wird in einem besonderen Aufsatz gewürdigt werden.

Im Jahre 1936 wurde er als Generalleutnant der Luftwaffe reaktiviert und zum Taktiklehrer an der Luftkriegsakademie ernannt. 1938 erhielt er den Charakter als General der Flieger.

Schon seit vielen Jahren hat General von Cochenhausen sich in hervorragender Weise schriftstellerisch betätigt. Seinem Lehramt entstammte sein sehr bekanntes „Handbuch für den Truppenführer und seine Gehilfen" (1923), das, stets auf den neuen Stand ergänzt und umgearbeitet, nunmehr bereits seine 13. Auflage erlebt. Auch die Entstehung seiner Schrift „Die kriegswissenschaftliche Fortbildung des Truppenoffiziers" (1925) beruht auf seinen in der Lehrtätigkeit gewonnenen Erfahrungen.

Sein tiefes inneres Erleben des Zusammenbruches des Reiches und der Wehrmacht führte von Cochenhausens wehrwissenschaftliche Forschungsarbeit insbesondere auf das Studium des Wirkens der großen preußischen Reformer. So entstand 1929 sein Buch „Gneisenau. Seine Bedeutung in der Geschichte und für die Gegenwart". Im Auftrage des R. W. M. gab er weiterhin zwei historisch-biographische Sammelwerke heraus: „Führertum" (1929) und „Von Scharnhorst zu Schlieffen" (1932). Beide Werke waren bestimmt, an dem Beispiel großer Soldaten der Vergangenheit den Sinn für heroische Haltung zu beleben. Schließlich bearbeitete er eine gekürzte Neuausgabe von Clausewitz' „Buch vom Kriege" (1935) und eine Auswahl der „Briefe Moltkes" für die Insel-Bücherei (1938). Neben diesen kriegswissenschaftlichen Arbeiten und seiner starken dienstlichen Belastung fand der unermüdliche Mann noch Zeit, zwei Bände des bekannten Werkes des Generals Krasnow „Vom Zarenadler zur roten Fahne" ins Deutsche zu übersetzen (1922).

Eine von Jahr zu Jahr zunehmende, überaus wirkungsvolle und vielbegehrte Vortragstätigkeit auf wehrpolitischem und -wissenschaftlichem, besonders auch wehrerzieherischem Gebiet ergänzte seine Arbeit mit der Feder.

So blickt unser Jubilar heute auf eine ebenso arbeitsreiche wie ehrenvolle Laufbahn in Krieg und Frieden zurück. Es würde seinem schlichten, jedem Geltungsbedürfnis so völlig fremden Wesen wenig entsprechen, wollten wir sein verdienstvolles Wirken über diesen kurzen Überblick hinaus mit großen Worten feiern.

Er ist ein Soldat, der sich bewährt und seinem Namen hohe Achtung erworben hat — ein Soldat, der seinen Mann gestanden hat und stehen wird.

Digitized by Google

Die Deutsche Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften.

Die „Deutsche Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften" ist das Werk ihres Präsidenten, General der Flieger von Cochenhausen, der seit ihrer Gründung an der Spitze steht. Ihr Wesen und ihre Entwicklung sind von dem Wirken seiner Persönlichkeit in allererster Linie bestimmt worden. Die Feier des sechzigsten Geburtstages des Präsidenten ist daher ein gegebener Anlaß, Entstehung, Entwicklung und Tätigkeit der Gesellschaft in großen Zügen zu umreißen.

Die Gründung der „Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften" steht in unmittelbarem Zusammenhang mit der Erkenntnis, daß das wehrpolitische Verständnis weiter Kreise unseres Volkes schon vor dem Kriege unzureichend war, bei Kriegsende versagte und in den dunklen Jahren der Nachkriegszeit in erschreckendem Maße weiter verfiel. Wehrgeist und Wehrwille sind dem deutschen Menschen eingeboren; sie haben ihn im Weltkriege zu großen Leistungen und zu einem unerhörten Heldentum im Kämpfen und Dulden befähigt. Nach dem Kriege aber nahm im deutschen Volke das Gefühl für die Notwendigkeit einer starken Wehr immer mehr ab: Viele ließen sich jahrelang durch das unaufrichtige Treiben der Abrüstungskonferenzen täuschen.

Dennoch blieben auch in dieser Zeit ständig wertvolle Kräfte am Werk, um besonders unter den vaterländisch Gesinnten den Wehrwillen neu zu beleben und wehrpolitisches Verständnis zu wecken. Es wurden Bücher geschrieben und Vorträge gehalten, aber die Auswirkung dieser Bestrebungen blieb doch gering und nur auf einen kleinen Kreis beschränkt, weil sie dem Geiste der Zeit entsprechend selbst bei den verantwortlichen amtlichen Stellen keine Unterstützung zu finden vermochten. Dieses Schicksal traf auch die seit 1929 in Berlin bestehende „Wehrwissenschaftliche Arbeitsgemeinschaft" (Wewia), die sich das Ziel gesetzt hatte, Wehrprobleme im Gedankenaustausch durch Vorträge und Aussprachen wissenschaftlich zu vertiefen.

Der Sieg der nationalsozialistischen Revolution im Jahre 1933 machte endlich den Weg zu einer Pflege des Wehrgedankens auf breiter Basis und zu einer gründlichen Behandlung aller wehrpolitischen und wehrwissenschaftlichen Probleme frei. Entsprechend dem nationalsozialistischen Wehrethos, wie es in Artikel 2 und 22 des Parteiprogramms zum Ausdruck kommt, erfuhr jetzt der Wille zur Wehrhaftigkeit im ganzen Volke eine mächtige Wiederbelebung. Aber es genügte nicht, die soldatischen Werte von Ein- und Unterordnung, von Disziplin und Kameradschaft wieder zu wecken, sondern daneben mußte nun auch das Verständnis aller Kreise der

Digitized by Google

Volksgemeinschaft für die Ziele der nationalsozialistischen Wehrpolitik und für die Forderungen der Landesverteidigung vertieft werden.

General von Cochenhausen erkannte die hier der Lösung harrenden Aufgaben in ihrem ganzen Umfang und rief die zum Einsatz bereiten Kräfte der „Wehrwissenschaftlichen Arbeitsgemeinschaft", deren Vorsitz er zuletzt gehabt hatte, zur Mitarbeit auf. In enger Zusammenarbeit mit den maßgebenden Stellen der Wehrmacht und der Partei erfolgte am 28. Juni 1933 — dem Jahrestag des Schandfriedens von Versailles — die Gründung der „Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften". Das Ehrenpräsidium übernahm Reichsstatthalter General der Infanterie Ritter von Epp. General von Cochenhausen wurde zum Präsidenten der Gesellschaft gewählt, für deren Ausbau und Gestaltung er bis heute seine ganze Persönlichkeit rückhaltlos und verantwortungsbewußt eingesetzt hat.

Unter der umsichtigen und zielklaren Leitung ihres Präsidenten und dank der wirkungsvollen Aufnahme und Unterstützung, die seine Tätigkeit bei allen maßgebenden Stellen in Wehrmacht, Partei und Staat gefunden hat, nahm die „Deutsche Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften" seither eine geradlinige Aufwärtsentwicklung im Sinne ihrer in den Satzungen mit den Worten umrissenen Aufgabe: „Die Gesellschaft will der Zusammenfassung aller schöpferischen wehrpolitischen Bestrebungen und der Förderung wehrwissenschaftlicher Arbeit dienen." Entsprechend diesem Programm sieht sie ihren Zweck weder in einer äußerlichen Wehrpropaganda noch in einer Beschäftigung mit Strategie und Taktik und mit den Fragen militärischer Organisation und Ausbildung, die Sache der Wehrmacht sind. Wohl aber will die Gesellschaft mittelbar der Wehrmacht dienen, indem sie alle diejenigen Wissensgebiete betreibt und fördert, die — nicht rein militärisch — in irgendeinem inneren oder äußeren Zusammenhang mit der Landesverteidigung stehen und in ihrer Gesamtheit die Voraussetzungen und Grundlagen für die Führung einer erfolgreichen Wehrpolitik bilden. Bei dieser Tätigkeit auf wissenschaftlichen Gebieten und mit wissenschaftlichen Arbeitsmethoden geht die Gesellschaft von dem Grundsatz aus, daß die Landesverteidigung nicht mehr eine rein militärische Angelegenheit ist, sondern ein Anliegen des ganzen Volkes, und daß jeder Volksgenosse über die tragenden Probleme der Wehrpolitik unterrichtet sein muß, um in der Stunde der Gefahr an der ihm zugewiesenen Stelle seine Pflicht erfüllen zu können. Die Gesellschaft betrachtet es deshalb als den anderen Teil der ihr zugewiesenen Aufgaben, Kenntnisse über die Formen, die Probleme und den Umfang der Landesverteidigung zu verbreiten und damit das notwendige wehrpolitische Verständnis zu schaffen. Sie bedient sich zu diesem Zweck aller Möglichkeiten des Wortes und der Schrift. Auf Grund der Erfahrungen während des ersten Jahres ihrer Tätigkeit 1933/34

Digitized by Google

gab der Präsident der Gesellschaft 1934 einen fest umrissenen Arbeitsplan, der, wenn auch im einzelnen ständig erweitert und ausgebaut, seither und künftig den Rahmen ihrer mannigfachen Betätigung bildet.

Die Lösung der wehrpolitischen Aufgaben, Verbreitung von Kenntnissen über das Wesen der Landesverteidigung und Weckung des wehrpolitischen Verständnisses, erstrebt die Gesellschaft in einer ausgedehnten Vortragstätigkeit. Allgemeine, sich an die Gesamtheit der Mitglieder wendende Vorträge behandeln grundsätzliche Fragen der Wehrpolitik, Probleme der politischen und militärischen Gegenwartsentwicklung, bedeutsame Ereignisse und Erfahrungen aus der Kriegsgeschichte sowie aktuelle Fragen aus allen wehrwissenschaftlichen Gebieten. Besondere Aufmerksamkeit richtet der Präsident darauf, auch wehrpolitisch und wehrwissenschaftlich hervortretende Persönlichkeiten des befreundeten Auslandes zu Vorträgen heranzuziehen. So kamen bisher führende aktive und ehemalige Angehörige der italienischen, schweizerischen, finnischen, ungarischen, jugoslawischen, bulgarischen Wehrmacht in der Gesellschaft zu Wort. Auch die geistige Verbindung zu den Männern der Ostmark, die seit 1933 für die Wiedervereinigung mit dem Reich tätig waren, wurde bewußt gepflegt: So sprachen vor 1938 u. a. Minister Generalmajor Dr. h. c. Glaise von Horstenau und Generalleutnant Dr. Freiherr von Bardolff in der Gesellschaft sowie General von Cochenhausen und andere Vertreter der Gesellschaft in Wien. Weiterhin machte der Präsident in Erwiderung der ausländischen Besuche Vortragsreisen nach Helsinki, Stockholm und Budapest.

Um die Arbeit der Gesellschaft für die mit ihr zusammenarbeitenden Gliederungen und Organisationen weithin nutzbar zu machen, finden auf Veranlassung von General von Cochenhausen seit 1934 alljährlich Lehrgänge für deren Vortragsredner und Schulungsreferenten statt. Diese Lehrgänge werden von einer stets wachsenden Zahl von Vertretern der SA, der SS, des NSFK, des Reichsarbeitsdienstes, des Reichsluftschutzbundes, der Reichsjugendführung, des NS-Lehrerbundes, des Nationalsozialistischen Reichskriegerbundes „Kyffhäuser" und des NS-Marine-Bundes besucht. Die zwischen der Gesellschaft und den großen Organisationen auf diesem Wege gewonnene Zusammenarbeit wird auch dadurch dauernd weiter gefördert, daß die Gesellschaft aus ihren Reihen Vortragsredner für die Verbände und ihre Untergliederungen zur Verfügung stellt oder vermittelt.

Da viele Mitglieder nicht regelmäßig an den Vortragsveranstaltungen der Gesellschaft teilnehmen können, hat der Präsident von Anfang an daneben die regelmäßige Verteilung wehrpolitischen und wehrkundlichen Schrifttums an alle Mitglieder veranlaßt. Das monatlich verteilte schriftliche Material umfaßt erstens Abhandlungen über aktuelle wehrpolitische und wehrkundliche Fragen, wie über die Wehr-

Digitized by Google

macht ausländischer Staaten, Fragen der Wehrwirtschaft, Fortschritte der wehrtechnischen Entwicklung u. a. m., zweitens Druckschriften des Oberkommandos der Wehrmacht und drittens Zusammenstellungen über die wichtigsten Neuerscheinungen auf dem Gebiete des Wehrschrifttums.

Während die wehrpolitische Tätigkeit der Gesellschaft sich an die Mehrzahl ihrer Mitglieder und an die angeschlossenen Organisationen wendet, bedingt die Förderung der wehrwissenschaftlichen Ziele eine Auswahl aus den in der Gesellschaft zusammengeschlossenen Kräften, wie sie in der Natur gemeinschaftlicher wissenschaftlicher Arbeit begründet ist. Der Schwerpunkt der wissenschaftlichen Tätigkeit der Gesellschaft liegt deshalb in den Arbeitsgemeinschaften, die für die verschiedenen wehrwissenschaftlichen Gebiete gebildet wurden, und in den aus diesen hervorgegangenen Studienausschüssen.

In den Arbeitsgemeinschaften werden wichtige und aktuelle Fragen aus dem Gebiete der Wehrwissenschaften vor einem Kreise besonders interessierter und sachverständiger Mitglieder zur Erörterung gestellt. Die wissenschaftlichen Referate, die im Mittelpunkt der Arbeitssitzungen stehen, werden in der Aussprache beurteilt und ergänzt. Die so gewonnenen Ergebnisse werden im Archiv der Gesellschaft niedergelegt und gegebenenfalls an amtliche Stellen weitergeleitet. Dank der Sachkenntnis und Hingabe der vom Präsidenten mit sicherem Blick für ihre besondere Eignung berufenen Leiter der Arbeitsgemeinschaften hat sich ihre Tätigkeit recht erfolgreich gestaltet. Die Mannigfaltigkeit der in ihnen behandelten wehrwissenschaftlichen Gebiete zeigt folgende Übersicht: Kriegsgeschichte (Leiter: Präsident Oberstleutnant a. D. Foerster), Kriegsphilosophie (Oberregierungsrat Linnebach), Wehrpsychologie (Oberregierungsrat Dr. Simoneit), Wehrwirtschaft (Dr. Osthold), Marinefragen (Admiral z. V. Prentzel), Luftschutz (General d. Art. a. D. Grimme), Gasschutz (Generalmajor a. D. von Tempelhoff), Wehrverkehrsfragen (Generalleutnant a. D. von Tayfen), Wehrpolitik (Oberst z. V. Ritter von Xylander), Wehrtechnik (Oberstleutnant a. D. Justrow) und Kriegsrecht (Admiral z. V. Gladisch).

Aus den Arbeitsgemeinschaften ist eine Reihe von Studienausschüssen hervorgegangen. Ihre Bildung ergab sich in dem Augenblick, als einzelne dort zur Erörterung stehende Probleme eine noch strengere forschungsmäßige Behandlung, verbunden mit umfassenden Vorbereitungsarbeiten, erforderlich machten. Dies kann nur von einem kleinen feststehenden Kreis von Mitarbeitern durchgeführt werden, um so mehr, als es sich hierbei um die Bearbeitung von Fragen handelt, mit denen die Gesellschaft von amtlichen Stellen beauftragt worden ist und die daher eine streng vertrauliche Behandlung verlangen.

Um darüber hinaus auch die selbständige wissenschaftliche Tätigkeit der Mitglieder der Gesellschaft anzuregen, stellte der Präsident 1935 und

Digitized by Google

seither alljährlich eine Reihe wissenschaftlicher Preisaufgaben, die eine stets wachsende Beteiligung gefunden haben, ein Beweis für das rege Interesse der Mitglieder an der wehrwissenschaftlichen Arbeit der Gesellschaft.

General von Cochenhausen hat es seit der Gründung der „Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften" als eine ihrer Hauptaufgaben angesehen, durch eine eigene publizistische Tätigkeit zur Verbreitung des von ihr erarbeiteten wehrpolitischen Gedankengutes sowie zur Vertiefung der wehrwissenschaftlichen Forschung und Lehre Sorge zu tragen. Der Präsident hat sich die Leitung dieses Arbeitsgebietes selbst vorbehalten und hier eine überaus fruchtbare Tätigkeit entfaltet. Die zahlreichen Veröffentlichungen der Gesellschaft sind von ihm entweder selbst herausgegeben oder angeregt worden. Das bisher vorliegende Wehrschrifttum der Gesellschaft läßt sich nach folgenden Gesichtspunkten gliedern: Am unmittelbarsten mit der Tätigkeit der Gesellschaft sind verknüpft die Monatsschrift „Wissen und Wehr" und die seit 1934 erscheinenden „Jahrbücher" der Gesellschaft. Beide Veröffentlichungen dienen in erster Linie der Bekanntgabe der in der Gesellschaft gewonnenen und in Vorträgen und Aufsätzen niedergelegten wehrpolitischen und wehrwissenschaftlichen Forschungsergebnisse. Für die Vorbereitung wehrwissenschaftlicher Forschung und Lehre ist der von General von Cochenhausen herausgegebene Forschungsbericht „Die Wehrwissenschaften der Gegenwart" (1934) bestimmt, der eine Übersicht und kritische Auseinandersetzung über das seit dem Weltkriege erschienene Wehrschrifttum gibt. Das großangelegte, im Auftrage der Gesellschaft von Generalmajor z. V. Franke bearbeitete und herausgegebene „Handbuch der neuzeitlichen Wehrwissenschaften" (1936 ff.) hat sich mit den bisher vorliegenden Bänden „Wehrpolitik und Kriegführung", „Das Heer", „Die Kriegsmarine" und „Die Luftwaffe" als ein wertvolles Hilfsmittel jeder wehrwissenschaftlichen Forschung und wehrkundlichen Unterrichtung erwiesen. Um dem wachsenden Interesse an der Geschichte der Kriegführung und der Wehrhaftigkeit zu entsprechen, wurden unter Leitung des Präsidenten folgende Sammelwerke bearbeitet und herausgegeben: „Schöpfer und Gestalter der Wehrkraft" (1935), „Schicksalsschlachten der Völker" (1937), „Der Genius des Feldherrn" (1937), „Die Befreiungskriege" (1938) und „Heerführer des Weltkrieges" (1939). Zur Einführung in die Fragen der Wehrerziehung sowie zur Verbreitung wehrpolitischer und wehrethischer Forderungen dienen die Veröffentlichungen: „Kleine Wehrkunde" (1934), „Wehrgeist und Schule im Ausland" (1935) und das im Auftrage der Gesellschaft von Oberstleutnant a. D. Müller-Loebnitz herausgegebene Werk „Vom Wesen und Wert der allgemeinen Wehrpflicht" (1936). Das wehrpolitische Taschenbuch der Gesellschaft, „Heer, Flotte und Luftwaffe", erscheint alljährlich in einer neu

Digitized by Google

bearbeiteten Ausgabe und trägt in weiteste Kreise, besonders auch der Jugend, Wissen und Verständnis über den Aufbau und die Aufgaben unserer Wehrmacht und die Wehrpolitik des Auslandes.

Die große Zahl der in der Gesellschaft zusammengeschlossenen korporativen Mitglieder (Behörden, wissenschaftliche Institute, Gesellschaften und Organisationen) und Einzelmitglieder ist über das ganze Reichsgebiet verteilt. Um sie auch außerhalb Berlins in örtlicher Gliederung zusammenzufassen, hat sich der Präsident bald entschlossen, Zweigstellen der Gesellschaft ins Leben zu rufen. Solche sind bisher in Breslau, München und Wien als selbständige Vereinigungen, in Stuttgart, Leipzig und Konstanz durch Anschluß an bereits bestehende Vortragsgesellschaften gegründet worden. Hinzuweisen ist besonders auf die Zweigstelle Wien der Gesellschaft, die bei dem großen Interesse, das in der Ostmark allen Fragen der großdeutschen Wehrhaftigkeit entgegengebracht wird, seit ihrer Gründung 1938 einen sichtbaren Aufschwung genommen und in der alten österreichischen Zeitschrift, den „Militärwissenschaftlichen Mitteilungen", ein eigenes publizistisches Organ gefunden hat.

In allen ihren Gliederungen setzt sich die „Deutsche Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften" ein für die von unserem Führer gestellte hohe Aufgabe: Schaffung einer starken, vom Verantwortungsbewußtsein des ganzen Volkes getragenen deutschen Wehrgemeinschaft.

Entscheidungsschlacht oder Kreuzerkrieg?

Von Walter Gladisch, Admiral z. V.

Über den Küstenschutz hinausgehende Kriegsaufgaben entstehen für eine Marine erst, wenn der eigene Staat zur Befriedigung kriegswichtiger Bedürfnisse auf Seewege angewiesen ist, oder wenn ein Gegner sich durch einseitige Ausnutzung der Seestraßen entscheidende Vorteile zu schaffen vermag. Kampf um die Benutzung der Seestraßen ist dann Sinn und Aufgabe des Seekrieges.

Für die operative Führung eines Seekrieges mit dieser Zielsetzung haben sich zwei grundsätzlich verschiedene Lehren entwickelt. Die eine, die auf den Amerikaner Mahan zurückgeht, will das Ziel durch Vernichtung der Seestreitkräfte des Gegners erreichen und „die Seeherrschaft erringen". Die andere Schule zieht es vor, sich angriffsweise unmittelbar gegen die Kauffahrteischiffe und damit gegen die dem Gegner auf den Seehandelsstraßen zufließenden Zufuhren zu wenden. Man nennt die Art dieser Kriegführung „Kreuzerkrieg". Der Kampf gegen Kriegsschiffe wird hier-

Digitized by Google

bei nur dann nicht vermieden, wenn der Zugriff gegen den Seehandel nicht anders als durch Kampf zu erreichen ist.

Sinn des Seekrieges ist es sicherlich nicht, mit Flotten in See zu gehen, duellartig miteinander zu kämpfen und dann aus der beiderseitigen Verlustrechnung festzustellen, wem Sieg oder Niederlage zuzusprechen ist. Die Seekriegsgeschichte kennt genügend Beispiele, in denen sich nach Flottenkämpfen beide Teile für die Sieger hielten. Dies zeigt an, daß solche Kämpfe häufig zu keiner Entscheidung im strategischen Sinne führten. Vor der Schlacht muß die klare Erkenntnis stehen, ob und wie weit ein taktischer Sieg wahrscheinlich ist und ob er die Gesamtlage wesentlich zu verändern verspricht. Fälle, in denen für eine unterlegene Marine kein anderer Weg als die Entscheidungsschlacht bleibt, sind Ausnahmen; diese sind nur dann gerechtfertigt, wenn das Kräfteverhältnis auch für den Schwächeren eine gewisse Aussicht auf einen entscheidenden Sieg erwarten oder die Gesamtlage keinen anderen Weg offen läßt.

Der deutsche Flottenbau um die Jahrhundertwende wandte sich zunächst lediglich gegen die Doppelfront Frankreich/Rußland und stand ausgesprochen unter dem Gedanken der Flottenoffensive. „Das ganze Bestreben der strategischen Flottenoffensive wird daher grundsätzlich darauf gerichtet sein müssen, möglichst bald zur Schlacht zu kommen[1])." Für die erfolgreiche Durchführung der Schlacht wurde die Überlegenheit um ein Drittel gegenüber jeder der beiden gegnerischen Flotten für notwendig gehalten.

Es ist natürlich, daß die stärkere Flotte grundsätzlich sehr viel mehr der Schlachttheorie zuneigt als die schwächere. Eine einseitige und unbedingte Betonung des Schlachtgedankens ist indessen allzu stark dem Bewegungskrieg zu Lande entlehnt, bei dem Schlachten und Kämpfe sofortige und klar erkennbare Auswirkungen haben. Der siegreiche Teil besetzt das vom Gegner geräumte Land, vergrößert damit seine Machtsphäre und verringert die kriegerische Kraft des Gegners durch Wegnahme diesem gehörenden Gebiets. Anders auf dem Meer: Selbst eine erfolgreiche Kampfhandlung führt hier oft nur zu einer Kräfteverschiebung im Bestand der beiderseitigen Kampfmittel — eine Besetzung von Gebiet kommt auf dem Meere nicht in Frage. Auch die siegreiche Flotte muß das Kampffeld räumen; sie muß zu ihrer Kraftquelle, dem eigenen Stützpunkt, zurück, sie muß Brennstoff und Munition ergänzen, See- und Gefechtsfähigkeit durch Instandsetzung wiederherstellen. Der Siegespreis ist nicht, wie im Landkrieg, der unmittelbare Zuwachs von Gebietsteilen und materieller Gewinn, sondern der Kampf der Seestreitkräfte ist häufig nur das vorbereitende Mittel, in Operationsgebiete vorzudringen, in denen sich die eigentlichen Operationsziele befinden.

Wie die Seekriegsgeschichte zeigt, suchte der wesentlich Schwächere oft auf anderem Wege als der rangierten Schlacht den überlegenen Gegner

[1]) Dienstschrift IX des Kapitäns zur See Tirpitz vom 16. Juni 1894.

Digitized by Google

friedensreif zu machen. Zwar kämpfen „Männer und nicht Schiffe", aber die Zahl und Größe der Kanonen spielen doch keine geringe Rolle, wenn „Männer" auf den Kommandobrücken beider Seiten stehen. „Unterhalb einer gewissen Grenze gibt es keine Geschicklichkeit mehr, welche die Zahl wettzumachen vermöchte; man geht dann eben unvermeidlich seinem Schicksal entgegen[2])." Das Suchen des Unterlegenen, ohne rangierte Entscheidungsschlacht Vorteile zu erringen, führt auf die Spuren des Kreuzerkrieges.

Sollte es mit Erfolg möglich sein, auf den Seehandelsstraßen gegen Kauffahrteischiffe kampflos zu operieren, so wäre es widersinnig, die Schlacht um der Schlacht willen zu suchen. In diesem Sinne betätigten sich die Kaperschiffe der Segelschiffszeit; ähnliche Gedanken verfolgte die aus den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts stammende französische Schule der „jeune école", sie empfahl den Bau von Kleinkriegsmitteln und den Kreuzerkrieg unter dem Motto „nombre et vitesse". Man kann den auf die Dauer stets erfolglos gewesenen Kaperkrieg früherer Jahrhunderte nicht ohne weiteres mit dem Kreuzerkrieg der „jeune école" gleichsetzen, weil jener mit armierten Handelsschiffen geringen Kampfwertes geführt wurde, dieser dagegen für den Sonderzweck spezialisierte Kriegsschiffe kleineren Typs vorsah.

Natürlich gibt es auch im Seekrieg kein allgemein gültiges Rezept zum Siege, und auf grundsätzliche Methoden ist kein Verlaß. Der erheblich Schwächere kann weder durch die Entscheidungsschlacht noch durch den Kreuzerkrieg, insbesondere wenn dieser mit unzulänglichen Mitteln geführt wird, erwarten, den Gegner zu Boden zu schlagen. Der Schwächere steht vielmehr vor der Frage, ob und auf welchem Wege es überhaupt möglich ist, Vorteile zu erringen, die für die Gesamtentscheidung wesentlich sind.

Wie ist das Problem des Kreuzerkrieges heute anzusehen? Mit gelungenen Kaperfahrten konnte man früher den Gegner unangenehm schädigen, man konnte seinen Widerstand verringern und vor allem sich selbst bereichern, man konnte aber den Lebensnerv nicht tödlich treffen, weil die Völker damals sehr viel mehr als heute aus dem eigenen Lande lebensfähig waren. Seit den Zeiten der Kaperkriege hat sich aber manches geändert. Der aufblühende Seehandel und die steigende Zahl der Schiffe schienen zunächst die zur Kriegsentscheidung beitragenden Aussichten des Kreuzerkrieges zu verringern. Mahan sagte: „Wo die Einkünfte und die Industrie eines Landes in ein paar Silberschiffen, wie in der Flottille der spanischen Gallionen, eingepackt werden können, da ist der Nerv der Kriegführung vielleicht mit einem Schlage durchzuschneiden. Wenn aber sein Reichtum auf Tausenden von kommenden und gehenden Schiffen verteilt ist, da kann er manchen grausamen Stoß vertragen, ohne daß er sein Leben berührt." Diese Überlegung gilt zum Teil auch noch heute. Auf der anderen Seite sind Volks- und Kriegswirtschaft der Großstaaten sehr viel abhängiger von un-

[2]) René Daveluy, „Studie über die Seestrategie", S. 29.

Digitized by Google

unterbrochenem Güteraustausch geworden als früher. Es gibt heute kaum eine Festlandsmacht, geschweige denn eine Insel, die durch Unterbindung oder Einschränkung der Seeverbindungen nicht schwer, wenn nicht tödlich getroffen werden kann. Weltwirtschaftliche Verflechtungen, eng besiedelte und industrialisierte Räume, verschärft durch die Motorisierung der Menschheit zu friedlichen und kriegerischen Zwecken machen heute den Güteraustausch über See zu einem der wichtigsten Kriegsprobleme. Allein die Ölversorgung mit ihren ständig steigenden Verbrauchszahlen, die sich durch den Krieg noch unübersehbar vergrößern, macht das Zufuhrproblem zum Kernstück der Seekriegführung, der Kriegswirtschaft und darüber hinaus der Kriegführung aller Wehrmachtsteile. „Der nächste Weltkrieg wird unter dem Zeichen des Öls stehen; das Land, dem Heiz- und Treiböl fehlen, wird unabwendbar unterliegen. Der Nachschubbedarf an Öl wird für Frankreich auf mindestens das Dreifache des Friedensverbrauchs, also auf 20 bis 30 Mill. Tonnen geschätzt[3])." Durch Unterbindung der Zufuhren über die Land- und Seegrenzen sowie durch wirtschaftlichen Druck auf am Kriege unbeteiligte Nachbarstaaten können auch Festlandstaaten praktisch zu Inseln verwandelt werden, die sich die Verbindungen mit der Welt nur über See öffnen können.

Neben dieser wirtschaftlichen Verschärfung der Lage gibt die heutige Technik dem Kreuzerkrieg ein gegenüber der Segelschiffszeit stark verändertes Gesicht. Im Gegensatz zu früher können heute Seekriegsmittel entwickelt werden, die sich dem Zugriff des Stärkeren zu entziehen vermögen und für bestimmte Sonderaufgaben spezialisiert sind: U-Boot und Luftwaffe zeigen neue Möglichkeiten. Je kompromißloser neue Kriegsmittel für einen bestimmten Operationszweck entwickelt werden, desto erfolgreicher versprechen sie zu sein. Dem Gegner wird die Abwehr um so schwerer gemacht, je schärfer ein Schiffstyp alle Möglichkeiten der Technik für seine Sonderaufgabe erschöpft.

Aber weder neue Methoden noch neue Kriegsmittel haben auf die Dauer verhindert, daß sich die feindliche Abwehr ihnen mit der Zeit anpaßte. Genau so wie die Erfolge der alten Kaper- und Kreuzerkriegführung durch zweckmäßige Organisation der Abwehr immer geringer wurden, verminderten sich mit der Zeit die Erfolge des U-Bootskrieges. Es gilt daher die alte Lehre, daß jede Methode verändert und der Gegner stets vor neue Lagen gestellt werden muß, man darf bei neuen Formen der Seekriegführung nicht ausruhen. Besonders der Unterlegene muß vielseitig im Geist und phantasiereich sein.

Welche Methode auch immer angewendet wurde, wie auch immer die Seekriegsmittel im einzelnen beschaffen waren — wie ein roter Faden

[3]) Gratien Candace (früherer Kolonialminister, jetzt Vizepräsident der Kammer) im „Oeuvre" vom 14. 4. 1939.

Digitized by Google

zieht sich durch die Geschichte der Seekriege die Erfahrung hindurch, daß derjenige unterliegen muß, der nicht über einen Kern kampfkräftiger Einheiten verfügt und zum Kampfe bereit ist. Sobald der zur See Schwächere einseitig seine Kräfte konzentrierte, um hierdurch die Entscheidungsschlacht vorzubereiten, oder sobald er seine Operationen allein auf den Kreuzerkrieg verlagerte, vermochte die überlegene Seemacht aus jeder der beiden einseitig angewandten Methoden alle Vorteile zu ziehen. Julian S. Corbett stellt richtig fest: „Dadurch, daß wir dem Feind die Konzentrierung seiner Streitkräfte aufzwingen, vereinfachen wir die Aufgabe für uns und stellen ihn vor die Wahl, uns entweder die Seeherrschaft zu überlassen oder eine Entscheidungsschlacht zu wagen . . . Für einen verhältnismäßig schwachen Gegner sind gelegentliche Einzelaktionen besser als gar nichts[1])."

Die Schlachttheorie ist verlockend und leicht verständlich, sie entspricht dem Grundbegriff des Landkrieges. Beseitigt man den Gegner militärisch, schaltet man seine Seekampfmittel durch Vernichtung ganz oder zum größten Teil aus, so fällt die Beherrschung der Seeverbindungen dem Sieger als reife Frucht in den Schoß. Diese Theorie ist einfach, klar und folgerichtig, doch schränkt eine wesentliche Tatsache ihre Anwendung ein: im Seekrieg ist es nicht wie im Landkrieg möglich, einen Gegner, der die Schlacht nicht will, zum Kampf zu zwingen. Die jeweilig dem Kampf abgeneigte Flotte kann sich in befestigte Stützpunkte zurückziehen, in See mit Hilfe einer heute zuverlässiger als früher arbeitenden Aufklärung dem Kampf rechtzeitig aus dem Wege gehen, oder sogar eine bereits eingeleitete Gefechtshandlung abbrechen. Da Seekämpfe sich in höchster Geschwindigkeit und dauernder Bewegung abspielen, ist es schwierig, ja häufig unmöglich, einen kampfunwilligen Gegner zu stellen oder ihn, einmal gefaßt, festzuhalten. Für alle diese Fälle gibt es geschichtliche Beispiele, nicht zum wenigsten aus dem Weltkrieg.

Der Weltkrieg spiegelt alle diese Grundsätze deutlich wider. Deutschland trat 1914 mit einer strategischen Voraussetzung, die der Wirklichkeit nicht standhielt, in den Seekrieg ein. Es hatte mit einer engen Blockade durch die englische Flotte, mit dem sich hieraus ergebenden Kräfteausgleich sowie mit einer Strategie der Engländer nach den Grundsätzen der Schlachttheorie gerechnet und demgemäß auf eine Entscheidungsschlacht zwischen Doggerbank und Helgoland gehofft. Diese aus der Mahanschen Lehre geborenen Annahmen hatten als Überschrift über dem deutschen Flottenbau gestanden, sie beherrschten die Zusammensetzung der Hochseeflotte im ganzen wie ihre Schiffstypen. Das Schwergewicht der Großkampfschiffe, eine gewisse Unterbewertung der Kreuzer und die Bereitstellung einer sehr großen Zahl nicht weitreichender Torpedoboote waren für die Zusammensetzung der Hochseeflotte typisch. Die einzelnen Schiffsklassen charakterisierten sich

[1]) Julian S. Corbett, „Die Seekriegführung Großbritanniens", S. 119—120.

Digitized by Google

bei den Großkampfschiffen in überragender Stärke der Verteidigung — d. h. des Panzers und der Einrichtungen, die der Sinksicherheit dienten — sowie im Halten der untersten Grenze des Geschützkalibers und der Geschwindigkeit. Kleine Kreuzer und Torpedoboote hielten die untere Grenze der Geschwindigkeit, der Fahrstrecke und des Geschützkalibers; bei der gedachten Verwendung in Küstennähe lag allerdings in der durch geringe Größe bedingten kleinen Silhouette der Torpedoboote eine Stärke. Die geringen Fahrstrecken waren im übrigen allen Typen eigentümlich.

Schiffskonstruktion ist angewandte Strategie, Kriegsschiffe sind die operativen Mittel zur Erreichung strategischer Ziele. Die Schiffe des deutschen Flottenbaues zwischen 1900 und 1914 spiegeln die beabsichtigte deutsche Strategie deutlich wider: die Schlacht innerhalb der geringen Reichweite der Gesamtflotte. Der Wille zu dieser Schlacht blieb allerdings vom gleichen Willen des Gegners abhängig. Wenn der Gegner den deutschen Kampfwünschen nicht entgegenkam, waren alle Voraussetzungen verschoben. Die deutsche Strategie des Kriegsbeginns mußte sich in dem Augenblick ändern, in dem der Gegner gegen Deutschlands Seeverbindungen in einem Raum operierte, der für die deutsche Hochseeflotte so gut wie unerreichbar war. Die bekannte Denkschrift Admiral Jellicoes aus dem Herbst 1914 läßt heute klar erkennen, daß die englische Große Flotte ihr wesentliches Ziel der Abschnürung Deutschlands nach Möglichkeit ohne Risiko erreichen wollte. Deutsche Möglichkeiten, den englischen Gegner in den Wirkungsbereich der Hochseeflotte zu zwingen, waren nur bei einem Einbruch in die Fernblockadestellungen der Großen Flotte, d. h. in den Englischen Kanal oder in das Defilé zwischen Norwegen und Shetland vorhanden. Hier war die Entscheidungsschlacht zu haben. Die Heimkehr als Sieger war bei dem gegebenen für die Hochseeflotte ungünstigen Stärkeverhältnis indessen unwahrscheinlich, zumal auch der Rückmarsch aus diesen entfernten Seegebieten verlustreich zu werden versprach; im übrigen wäre ein Sieg nur dann ein strategischer gewesen, wenn „der Feind so schwer getroffen wurde, daß man den Sieg auch ausnutzen konnte[5])". Eine energische Umstellung der Hochseeflotte auf eine andere Methode als die Schlacht war angesichts der vorhandenen Schiffstypen schwierig und entsprach nicht der geistigen Haltung eines einseitig auf die Entscheidungsschlacht entwickelten Führerkorps. Für eine Verwendung zu weitreichendem Kreuzerkrieg waren die Schiffstypen der Hochseeflotte ungeeignet, die Neukonstruktion spezialisierter für den Kreuzerkrieg geeigneter Schiffe kam nicht in das Blickfeld der Seekriegführung. Der Zwang der Ereignisse war indessen stärker als die Doktrin der abzuwartenden Entscheidungsschlacht.

Nachdem es am 31. Mai 1916 zu hartem, für die deutsche Hochseeflotte siegreichem Kampf mit der versammelten englischen Großen Flotte ge-

[5]) René Daveluy, „Studie über die Seestrategie", S. 37.

Digitized by Google

kommen war, mußte der Sieger der Schlacht, Admiral Scheer, trotz gewaltiger Erfolge dem Kaiser berichten, „daß selbst der glückliche Ausgang einer Hochseeschlacht England in diesem Kriege nicht zum Frieden zwingen wird" und daß „ein sieghaftes Ende des Krieges in absehbarer Zeit nur durch Niederringen des englischen Wirtschaftslebens erreicht werden kann". Der Übergang von der „Entscheidungsschlacht" zum „Kreuzerkrieg" war hiermit vollzogen, wobei jede Form des Wirtschaftskrieges auf See im Sinne dieser Betrachtung mit Kreuzerkrieg bezeichnet wird. Wie war diese Wandlung möglich? Das neue Kriegsmittel „U-Boot" hatte sich der deutschen Seekriegsleitung sozusagen überraschend als Vollstrecker des Kreuzerkrieges zur Verfügung gestellt und die Gesamtstrategie umgekehrt. Das U-Boot war ursprünglich nicht als Handelszerstörer gedacht, sondern hatte sich seine Sporen als Handelszerstörer erst im Kriegserleben verdient. Überraschend große Reichweiten, seine Fähigkeit zu mehr oder weniger getarnten Operationen im vom Gegner beherrschten Seeraum eröffneten völlig neue Möglichkeiten und führten am 1. Februar 1917 dazu, die siegreiche Entscheidung des Gesamtkrieges auf den Kampf gegen die den Feind versorgenden Zufuhren und Handelsschiffstonnage zu stellen. Die Entscheidungsschlacht war in weite Ferne gerückt, aber es blieb die Notwendigkeit bestehen, den Trägern der neuen Kriegsform, den U-Booten, den Weg in die Operationsräume zu bahnen. „Die Erhaltung der Seeherrschaft der Hochseeflotte in den deutschen Nordseegewässern, die seit der Skagerrakschlacht unbestritten blieb, bildete die unerläßliche Vorbedingung für den uneingeschränkten U-Bootskrieg. Solange die siegreiche Entscheidung des Gesamtkrieges vom U-Bootskrieg erwartet wurde, durfte die für das Heraus- und Hereinbringen der U-Boote notwendige Teilseeherrschaft im deutschen Teil der Nordsee durch Operationen an anderer Stelle nicht in Frage gestellt werden[6])." Der Schlachtgedanke wurde auf Eis gelegt, das U-Boot war die neue und einzige Trumpfkarte geworden.

In eigentümlicher Einseitigkeit dauerte es lange, bis naheliegende, wenn auch geringfügige Versuche einsetzten, den Handelskrieg der U-Boote durch Ansatz anderer Seekriegsmittel im Kreuzerkrieg zu unterstützen. Zwar waren einige aus Handelsschiffen umgebaute Hilfskreuzer zur Kreuzerkriegführung auf allen Meeren angesetzt worden. Diese im kleinsten Maßstab durchgeführte Methode ähnelte den Kaperkriegen der Segelschiffszeit im Grundsatz stark; es blieb jedoch der Unterschied, daß die früheren Kaperschiffe die Hauptvorteile aus ihrer großen Zahl zogen. So zweckmäßig und im einzelnen erfolgreich die wenigen Hilfskreuzer waren, so konnten aus der Verwendung dieser jedem Kreuzer unterlegenen Fahrzeuge, ebenso wie beim früheren Kaperkrieg, keine entscheidenden Erfolge erwartet werden. Der Nutzen der Hilfskreuzer lag in der Bindung zahlreicher Seestreitkräfte

[6]) „Der Krieg in der Nordsee", Band 6, S. 337.

Digitized by Google

des Gegners und in starker moralischer Wirkung; beides kam dem U-Bootskrieg zugute.

Von wesentlich größerer strategischer Bedeutung als die Hilfskreuzer waren neuartige Operationen von leichten Streitkräften der Hochseeflotte gegen einen der wenigen innerhalb der Reichweite von Hochseestreitkräften liegenden für den Gegner wichtigen Seewege. Auch hier wurden nur wenige und schwache, dafür aber für den Sonderzweck gut geeignete Einheiten angesetzt. Am 17. Oktober 1917 brach das Kreuzertreffen Brummer/Bremse östlich der Shetlandinseln in den Seeweg zwischen Lerwick (Shetland) und Bergen ein, in dem seit einiger Zeit ein regelmäßiger Geleitzugverkehr festgestellt war. Das Treffen stieß in der Morgendämmerung auf einen Geleitzug und versenkte 9 Dampfer und die aus 2 Zerstörern bestehenden Sicherungsstreitkräfte; nur ein kleiner Teil des Geleitzuges entkam. Trotz erheblichen Aufgebots an englischen Seestreitkräften — im ganzen waren bereits am 16. Oktober abends 3 Schlachtkreuzer, 20 leichte Kreuzer, 39 Zerstörerführer und Zerstörer zur Jagd auf vermutete deutsche leichte Vorstoßkräfte in die nördliche Nordsee ausgelaufen — gelang es nicht, die beiden ohne jeden Rückhalt vorgestoßenen deutschen Kreuzer abzufangen und an der Rückkehr nach Wilhelmshaven zu verhindern.

Die unmittelbare Auswirkung dieses Angriffs auf die englische Seekriegführung war zunächst nur theoretisch. Als bald darauf ein neuer Einbruch in die gleiche Seestraße erfolgte, hatten sich einige in Aussicht genommene Verbesserungen in der Bewachung des gefährdeten Seeraums noch nicht ausgewirkt. Am Mittag des 12. Dezember 1917 stieß die aus 4 Torpedobootszerstörern bestehende 3. Torpedobootsflottille 50 sm westlich der norwegischen Küste etwa auf der Höhe des 60. Breitengrades auf einen aus 6 Dampfern bestehenden Geleitzug, der durch 2 Zerstörer und 4 armierte Bewacher gesichert wurde. Der gesamte Geleitzug, 1 Zerstörer und die 4 Bewacher, wurden versenkt. Trotz starker englischer Gegenwirkung erreichten die 4 deutschen Zerstörer ungesehen und unbeschädigt den Heimathafen.

Die Folgen dieses erneuten Angriffs auf den englischen Seehandel durch Überwasserstreitkräfte der Hochseeflotte waren weitreichend: 3 Tage nach den Ereignissen wurden wesentliche Veränderungen des Geleitverkehrs zwischen England und Norwegen angeordnet und durchgeführt, der Oberbefehlshaber der Großen Flotte wurde für die Sicherheit der Geleitzüge verantwortlich gemacht. Dieser teilte infolgedessen von jetzt ab regelmäßig ein Schlachtgeschwader zum Geleitschutz ab. Die Zusammenballung der Großen Flotte war nach Tradition und strategischer Planung bisher das Unterpfand für Englands Sicherheit und das Mittel gewesen, der deutschen Hochseeflotte gegebenenfalls den Weg zu den strategischen Zentren im Englischen Kanal und im nördlichen Ausgang der Nordsee zu versperren. Die

Digitized by Google

jetzt sichtbar aufgetretene Gefahr zwang zur Abkehr vom bisherigen Wege. Admiral Beatty, der Oberbefehlshaber der Großen Flotte, faßte seine Meinung zu der neugeschaffenen Lage dahingehend zusammen, daß englischerseits die Herausforderung zu einer Flottenschlacht nicht mehr erwünscht sei, auch wenn eine günstige Gelegenheit hierzu vorläge. Er war der Ansicht, daß es unter diesen Umständen nicht gut wäre, starr an der alten Politik zu hängen, eine Schlacht zu erzwingen, wenn immer eine günstige Gelegenheit einträte. Die schon lange stark verwässerte englische Bereitschaft zur Entscheidungsschlacht war fast auf Null gesunken.

Dem deutschen Flottenchef wurde bald bekannt, daß der Geleitschutz im Norden neuerdings durch Linienschiffe ausgeübt wurde. Angriffe gegen den Seeweg Norwegen—Shetland konnten also nicht mehr mit leichten Streitkräften durchgeführt werden, sie waren nur noch im Rahmen einer großen Flottenoperation möglich. Die gesamte Hochseeflotte stand daher am 24. April 1918 in den frühen Morgenstunden nicht weit von Bergen 50 sm von der norwegischen Küste ab. Da die Geleitzüge nicht mehr täglich, sondern nur etwa dreimal wöchentlich liefen, brachte es der Zufall mit sich, daß der Flottenvorstoß am 24. April ins Leere stieß. Der angestrebte Erfolg blieb dem großzügig angelegten, mit richtiger operativer Zielsetzung durchgeführten Unternehmen versagt. Der Angriff wäre wahrscheinlich geglückt, wenn die Flottenunternehmung einen Tag früher oder einen Tag später stattgefunden hätte. Das englische Seekriegswerk stellt fest, daß in diesem Fall die Nachricht der Vernichtung eines Geleitzuges vom Verlust der zur Deckung eingesetzten Großkampfschiffe die erste — in diesem Falle verspätete — Warnung bezüglich Anwesenheit der Hochseeflotte unter der norwegischen Küste gewesen wäre. Eine so schwere Schädigung der Großen Flotte hätte in ihren Folgen von entscheidendem Einfluß auf die Gesamtstrategie beider Flotten und auf den Kriegsausgang werden können.

Schon früher hatten Admiral Scheer und seine Vorgänger versucht, die Große Flotte aus ihrer Zurückhaltung herauszulocken. Beschießungen der englischen Küste, Vorstöße in Richtung der englischen Ostküste und des Englischen Kanals sollten Abwehrmaßnahmen der Großen Flotte, nach Möglichkeit einzelner Verbände, auslösen, um diese dann mit überlegener Kraft zu schädigen. Diese Versuche blieben erfolglos: je länger der Krieg dauerte, je näher die deutschen Vorstöße der Erfüllung des beabsichtigten Zieles gekommen waren, desto zurückhaltender wurde die englische Flottenstrategie. Und dies war erklärlich, weil diese deutschen Operationen sich gegen für England nicht lebenswichtige Ziele gerichtet hatten. Am klarsten tritt die Verschärfung englischer Zurückhaltung nach dem Flottenvorstoß am 18/19. August 1916 zutage. Der Verlust von 2 englischen Kreuzern durch U-Bootstorpedos hatte genügt, um Admiral Jellicoe zu dem Entschluß

Digitized by Google

zu bringen, mögliche Beschießungen englischer Küstenplätze durch Hochseestreitkräfte bis auf weiteres nicht mehr mit der Großen Flotte abzuwehren.

Ganz anders bei den geschilderten, mit geringsten Mitteln durchgeführten Angriffen gegen den nördlichen Handelsverkehr im Oktober und Dezember 1917. Sofort war durch den erfolgreichen Angriff auf eine wichtige Seestraße der Zwang geschaffen, starke englische Flottenteile abzuzweigen. Hier wurde in das Fleisch geschnitten, hier mußte gehandelt werden, hier wurde der unerbittliche Zwang zur Dezentralisation geschaffen. Aus dieser Lage konnte auch der schwächeren Flotte die Möglichkeit erwachsen, mit überlegener Kraft anzugreifen.

Der kürzlich verstorbene französische Admiral Daveluy — übrigens mehr ein Vertreter der Kampftheorie — stellt in einer im Jahre 1905 geschriebenen „Studie über die Seestrategie" folgende sinnvolle Betrachtungen über das Problem der Konzentration und über Teiloperationen aus: „Man darf es nicht als grundsätzlich hinstellen, seine Kräfte nie zu verteilen. Oft ist dies das einzige Mittel, den Feind zu zwingen, die seinigen zu verteilen. Die Engländer sind nie so ruhig gewesen, als wenn die französischen Geschwader zusammengezogen waren, weil sie dann nur ein einziges Machtgebiet zu überwachen hatten. Das Verteilen der Kräfte muß aber mit Überlegung geschehen. Um den Feind zu zwingen, sich ebenfalls zu verteilen, muß jeder getrennte Teil in sich eine bedrohliche Macht verkörpern, sowohl durch seine Stärke als durch den gewählten Ort." Und an anderer Stelle: „So schwach an Zahl eine Seestreitmacht auch sein mag, man wird nie in Verlegenheit sein, wie man sich ihrer mit Nutzen bedienen soll, wenn sie nur Beweglichkeit besitzt. Es wird dann immer möglich sein, ein Feld der Tätigkeit für sie zu finden, wo sie nicht lediglich vor der grausamen Notwendigkeit steht, ruhmvoll unterzugehen.

„Fahrstrecke und Geschwindigkeit zusammen ergeben die Beweglichkeit eines Schiffes. Die beiden Faktoren sind einander aber nicht gleichwertig. Die Geschwindigkeit ist gewissermaßen der verlorene Sohn, der, ohne zu rechnen, sein Geld ausgibt und rasch seine Hilfsmittel erschöpft. Die Fahrstrecke sticht dagegen günstig ab durch Ausdauer und Beharrlichkeit. Der eine blendet durch Glanz, der andere hat mehr inneren Wert."

Es ist schwer, die vielfältigen durch Geographie, Stärkeverhältnis, politische Bindungen, Friedens- und Kriegswirtschaft bedingten Grundlagen maritimer Zusammenhänge auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen. Die Grundprobleme des Seekrieges sind mit denen des Landkrieges nicht ohne weiteres vergleichbar. Die Versuche Mahans, der „jeune école" und anderer seekriegswissenschaftlicher Richtungen, eine bestimmte Methode als wesentliches, womöglich einziges Mittel zum Siege herauszuarbeiten und als allgemein gültig darzustellen, haben wohl manche theoretische Erkenntnis gefördert, ohne bisher vor der Praxis des Seekrieges zu bestehen. Die

Digitized by Google

Fragestellung „Entscheidungsschlacht oder Kreuzerkrieg?" ist daher abzulehnen. Nicht die eine o d e r andere Methode öffnet den Weg zum Erfolg, sondern die kluge Anwendung der in beiden Lehren einbegriffenen Grundwahrheiten. Vorausschauende Erkenntnis der für die eigene Lage nicht immer leicht erkennbaren Zusammenhänge ist für jeden nach Sicherheit auf dem Meere strebenden Staat die Vorbedingung für den sinnvollen und zweckmäßigen Aufbau seiner Kriegsmarine. Je unabhängiger von Doktrinen dieser Aufbau erfolgt, je mehr er der Sonderlage des eigenen Staates angepaßt ist, desto erfolgversprechender wird der Einsatz im Ernstfall sein!

Der Krieg der schnellen Entscheidung.

Von Generalmajor a. D. v o n T e m p e l h o f f.

Daß es in jeder Hinsicht besser ist, einen Krieg durch schnelle Entscheidung, durch das Niederwerfen des Feindes im ersten Anlauf, als durch ein langwieriges, Jahre dauerndes allmähliches Niederringen des Feindes zu gewinnen, versteht sich von selbst.

Für diejenigen zwar, die ihrer ganzen Lage nach besondere Vorteile von der Zeit zu erwarten haben[1]), kann es ratsam sein, der Waffenentscheidung auszuweichen, bis die Hilfe der Bundesgenossen oder neuer Freunde zur Stelle ist, bis der eilige Feind „sich durch Unüberlegtheit ins Verderben stürzt"[2]) oder infolge wirtschaftlicher Erschöpfung zusammenbricht. Für diejenigen aber, deren Lage sich mit der Zeit nicht verbessern kann und denen nur ganz geringer Raum zum Ausweichen zur Verfügung steht, liegt das Heil im Angriff, der die feindliche Wehrmacht so schnell als möglich zertrümmert.

Wenn es die S o w j e t r u s s e n mit einem Feinde zu tun bekommen, den die Notwendigkeit der schnellen Entscheidung zur Offensive zwingt, können sie immer noch das V e r f a h r e n A l e x a n d e r s I. vom Jahre 1812 anwenden. Ihnen steht reichlicher Raum zum Ausweichen zur Verfügung. Trotz großer Gebietsverluste würden sie in den weiten Räumen ihres Reiches doch noch über die zur Kriegführung notwendigen Mittel verfügen. Wenn die roten Machthaber ihres Volkes sicher sind, könnten sie dem vorwärtsstürmenden Angreifer ausweichen, um ihn erst zu vernichten, nachdem er den Kulminationspunkt des Sieges überschritten hat. Von einer solchen Absicht ist jedoch in den Vorschriften der „Roten Arbeiter- und Bauernarmee" nichts zu verspüren. Sie sind auf Angriff und schnelle Entscheidung gerichtet. Nach der Felddienst-

[1]) Clausewitz: Vom Kriege. VIII. Buch, 4. Kap.
[2]) Clausewitz: VII. Buch, 5. Kap.

Digitized by Google

ordnung sollen die Kriegshandlungen in das Land des Feindes verlegt werden. Unablässig, kühn und entschlossen soll er angegriffen, eingekreist und vollständig vernichtet werden[3]).

Die Franzosen gehen in ihrer Vorschrift sparsamer mit großen Worten um. Obwohl auch sie sich nur vom Angriff entscheidende Erfolge versprechen, sind sie die ersten gewesen, die ihre Grenzen durch „Wälle aus Beton und Stahl" gesperrt haben. Hieraus ist aber keineswegs zu schließen, daß sie den Krieg defensiv führen wollen. Die Befestigungen sollen vielmehr „nach Vollendung des Aufmarsches den Übergang zur Offensive erleichtern"[4]), deren Ziel die Vernichtung des feindlichen Heeres ist. Es soll durch das „Manöver"[5]), also im Bewegungskriege, erreicht werden. Auf diesen bereitet sich das französische Offizierkorps vor; denn es will keinen Stellungskrieg, weil er zu lange dauert, teuer ist und keine Entscheidung bringt[6]). Gleichwohl scheinen die Franzosen mehr Wert auf die Sicherheit einer günstigen Entscheidung als auf ihre Schnelligkeit zu legen. Die Sorge um die Abwehr des ersten Ansturms spielt bezeichnenderweise in ihren Erörterungen über die Einleitung des Krieges eine recht große Rolle. Der Zufall soll „soweit irgend möglich" ausgeschaltet werden[7]). Während den Führern der Roten Armee eingeschärft wird, den Feind, wo sie ihn treffen, auch ohne besondere Befehle rücksichtslos anzugreifen[8]), warnt die französische Vorschrift vor unüberlegten Entschlüssen, da „für den Erfolg des Angriffs die Überlegenheit von Anfang an erforderlich" sei[9]). Zu dieser Denkungsart würde es passen, wenn die Franzosen den Ansturm des Feindes, sofern dieser nicht offensichtlich unterlegen ist, in ihren befestigten Stellungen erwarteten, um dem Angreifer, erst nachdem er sich im Kampfe geschwächt hat, den tödlichen Streich zu versetzen. Die Ansicht, daß eine lange Kriegsdauer doch nicht vermieden werden könne[10]), die Annahme, daß die Versorgung Frankreichs durch den Bund mit den seebeherrschenden Briten gesichert sein werde, der Einfluß der englischen Auffassung vom Kriege und schließ-

[3]) Vorläufige Felddienstordnung der Roten Armee v. 30. 12. 1936, Ziff. 1 bis 3 und 9.

[4]) Französische Truppenführung. Vorschrift für die taktische Verwendung der großen Verbände v. 12. 8. 1936, Ziff. 39.

[5]) Oberstleutnant Béthouart: Grundsätze und Bedingungen im Kriege. In der „Revue militaire générale", 1. Jahrg., Nr. 11.

[6]) Major de Cugnac: Bereiten wir uns auf einen Bewegungs- oder auf einen Stellungskrieg vor? In der „Revue militaire générale", 1. Jahrg., Nr. 10.

[7]) Französische Truppenführung, Ziff. 6.

[8]) Felddienstordnung der Roten Armee, Ziff. 2.

[9]) Französische Truppenführung, Ziff. 109.

[10]) Jean Fabry, früherer Kriegsminister: Die Mobilmachung des gesamten Volkes. In „France militaire", Nr. 17 149.

Digitized by Google

lich auch die Hoffnung auf eine nochmalige Waffenhilfe der Amerikaner könnten die Regierung der Republik zu einer hinhaltenden Kriegführung veranlassen. Dem französischen Offizierkorps, das auf die angeborene Angriffsfreudigkeit seiner Leute besonders stolz ist, würde freilich dieses Verfahren nicht liegen. Grundsätzlich bekennt es sich trotz der Hemmungen, die von dem Streben nach Sicherheit ausgehen können, zu der Absicht, den Feind anzugreifen und niederzuwerfen.

Die Vereinigten Staaten treffen in Erinnerung an die Erfahrungen des Weltkrieges und unter Hinweis auf „die Verwirrung der internationalen Beziehungen in Europa und Asien" Vorbereitungen für „die rasche Beendigung eines Krieges, in den sie unglücklicherweise verwickelt" werden sollten. Wenn er ausbricht, wollen sie sofort 400 000 und binnen vier Monaten eine Million Mann aufstellen[11])[12]). Die drohende Verschiffung dieses Heeres nach Europa würde aber doch wohl auf die Mächte, gegen die es bestimmt ist, als Aufforderung wirken, die Anstrengungen zur schnellen Beendigung des Krieges zu verdoppeln.

Auch die Geschäftsleute und Menschenfreunde in England wünschen einen kurzen Krieg, weil sich das Maß an Zerstörung und Elend vergrößert, je mehr er sich in die Länge zieht[13]). „Einen Krieg, der beide Parteien ideell und materiell in schlechterer Lage zurückläßt", halten sie für „ein vernunftwidriges Beginnen"[14]). Sie wünschen, daß sich das Britische Reich nur mit einem Bruchteil seiner Bevölkerung am Kriege beteiligt: „Sonst ist es zu gefährlich und beeinträchtigt das Geschäft"[15]). Da sie den Krieg „grundsätzlich mit kalter Überlegung ohne Risiko" führen wollen[16]), gedenken sie, der blutigen Waffenentscheidung möglichst auszuweichen. In dieser Absicht bestärkt sie die Meinung, daß „die Vernichtung des feindlichen Feldheeres nicht mehr der ausschlaggebende Faktor für den endgültigen Sieg" sei, seit das Flugzeug die Feindseligkeiten in das Land des Gegners tragen und seine Hilfsquellen vernichten könne[17]). Solange die Landung eines durch die Luft

[11]) Admiral William D. Leahy: Wirtschaftliche Kriegsvorbereitungen. In „Army and Navy Register", Nr. 3003.

[12]) Zweiter Kriegssekretär Johnson: Die Grundzüge unseres Rüstungsprogramms. In „Army and Navy Register", Nr. 3076.

[13]) O. R.: Betrachten wir die Dinge, wie sie sind. In „The Army Quarterly", Band 34, Nr. 7.

[14]) Hoffman Nickerson: Kriegsgeschichte und Weltgeschichte. In „The Army Quarterly", Band 29, Nr. 2.

[15]) Dr. Otto Schüddekopf: Britische Gedanken über den Einsatz des Luftheeres. S. 23. Berlin 1939.

[16]) John Creswell: Seekrieg. London 1936.

[17]) Hauptmann Tregear: Möglichkeiten. In „The Army Quarterly", Band 36, Nr. 2.

Digitized by Google

beförderten feindlichen Heeres auf der glücklichen Insel noch nicht zu befürchten ist, glauben ihre Bewohner, noch mit einem kleinen Heere auskommen zu können. Dagegen halten sie eine möglichste Vermehrung der Luftwaffe für notwendig, weil sie in dieser ein neues Mittel zur Verstärkung des wirtschaftlichen und seelischen Druckes sehen, der früher von der seebeherrschenden Flotte allein ausging: „Was früher die Seemacht bedeutet hat, das bedeutet heute die Luftmacht“[18]). Beide zusammen können einen Krieg führen, der den Feind „durch die Unwahrscheinlichkeit oder einen zu hohen Preis des Erfolges von der Aussichtslosigkeit des weiteren Kampfes überzeugen“ soll[19]). Da die Engländer dank ihres Reichtums und ihrer Zähigkeit länger durchhalten zu können glauben, ziehen sie dieses langsame Verfahren dem theoretisch erwünschten kurzen Kriege vor. Bei dem Einsatz ihres kleinen Heeres auf dem Festlande wird es ihnen unter Umständen mehr darauf ankommen, eine vorzeitige Niederlage des Bundesgenossen zu verhindern, als ihm zu einem schnellen Siege zu verhelfen. Ob die Einführung der Wehrpflicht als Anzeichen für einen grundsätzlichen Wandel der Anschauungen gedeutet werden kann, ist noch nicht sicher zu erkennen.

Die innere Berechtigung zum Festhalten an der altbewährten britischen Strategie beruht auf der Voraussetzung, daß die Luftwaffe nicht etwa zu einem Werkzeug der schnellen Entscheidung gegen England wird. In dieser Beziehung werden gewisse Bedenken geäußert. Die völlige Beherrschung des Meeres ist schon im Weltkriege nicht gelungen. Noch mehr gilt von der Beherrschung des Luftraumes, daß sie „stets bedingt, unvollkommen und örtlich wie zeitlich beschränkt“ ist[20]). Die englische Luftwaffe würde also selbst bei starker Überlegenheit einen vollkommenen Schutz der Heimat und der Handelswege auch in Verbindung mit der Flotte nicht gewährleisten können. Fuller meint, das englische Volk würde durch eine nur wenige Wochen dauernde Unterbrechung seines Seehandels dem Hungertode ausgeliefert werden[21]). Ein Seemann weist warnend auf die seit 1914 eingetretene bedenkliche Verminderung der Zahl der Handelsschiffe (von 9240 auf 7264 im Jahre 1937) und der Gesamttonnage der Handelsflotte (von 19 256 766 auf 17 543 941 B. R. T.) hin[22]). Ein Offizier der Luftwaffe bespricht die Größe der Luftgefahr für London, das ein Drittel des englischen Volkes mit Nahrungsmitteln versorge und ein

[18]) Luft-Commodore L. E. Charlton: Befürchten wir ein Luftbombardement? In „The United Services Review“, Nr. 4089.

[19]) Schüddekopf, a. a. O., S. 21.

[20]) Vize-Admiral Castex: Betrachtungen über die Fliegergefahr. In der „Revue militaire générale“, 1. Jahrg., Nr. 10.

[21]) Fuller: Diktatur und militärische Führung, a. a. O.

[22]) Hektor Bywater: Der Handelsschutz im Kriege. In „The Navy“.

Digitized by Google

Fünftel innerhalb seines Weichbildes berge. Die deutsche Luftwaffe habe von der deutschen Grenze einen kürzeren Weg nach London als die englische von der englischen Küste nach Berlin. Er schließt seine Betrachtungen mit den Worten: „Wir müssen allen Nebenbuhlern so überlegen sein, daß ein Angriff auf uns Selbstmord bedeutet“[23]).

Wenn der Luftangriff für sich allein entscheidend wirken kann, wird ein Krieg auch für das englische Volk, das sich bisher auf seiner Insel sicher glaubte, zu einem lebensgefährlichen Unternehmen. Dann ist es vorbei mit der Strategie, die sich an einem Krieg auf dem Festlande nur mit einer Aktie in Gestalt eines Hilfskorps beteiligen und im übrigen vom Risiko freibleiben will; dann kann Großbritannien nicht mehr nach freiem Belieben „temporisieren“. Daher beschäftigen sich die Engländer auch mit der Überraschung durch einen großen Luftangriff. Die geeignetsten Ziele werden nach Tregear in erster Linie die Grundlagen des Transportwesens sein, also Öl- und Benzinlager, Öl und Brennstoffe erzeugende Fabriken und Kohlengruben, in zweiter Linie elektrische Kraftwerke und schließlich auch Rüstungsbetriebe. Ihre Zerstörung durch Bombenabwurf oder noch besser durch Sprengkommandos, die mit Fallschirmen abgesetzt werden, hält er für wirksamer als den Luftangriff auf Städte. „Nach dem ersten Angriff wird die Überraschung viel von ihrem Wert verloren haben. Dann werden alle Wachen bereit sein. Aus diesem Grunde muß man bei der Eröffnung der Feindseligkeiten so viele Ziele als möglich gleichzeitig angreifen, tunlichst schon eine Stunde nach der Kriegserklärung. Es ist nicht undenkbar, daß der Krieg zu einem raschen Ende geführt wird, wenn die Mehrzahl solcher Angriffe gelingt“[24]). Fuller fürchtet die Zerstörungen weniger als „den Angriff auf die Nerven der Zivilbevölkerung“, der eine Panik auslösen könne[25]). Der Franzose Castex warnt seine Landsleute vor dem Luftangriff auf Paris, „der unmittelbar mit Kriegsbeginn oder schon vorher zu erwarten ist. Er wird Ministerien, Verwaltungsbehörden usw. in alle Winde zerstreuen. Das Land wird binnen weniger Stunden ohne Regierung und Leitung sein“[26]). Es darf aber nicht übersehen werden, daß diese und ähnliche Warnungen im ausländischen Schrifttum für die Verstärkung der Luftwaffe und den Ausbau des heimatlichen Luftschutzes werben sollen. Im übrigen schwächt Castex seine Warnung selbst ab. Er erkennt die Wirksamkeit guter Abwehr- und Schutzmaßnahmen an und sagt außerdem: „Man wird natür-

[23]) Charlton, a. a. O.

[24]) Tregear, a. a. O.

[25]) General Fuller: Der erste der Völkerbundskriege. Deutsche Übersetzung, Berlin 1938.

[26]) Castex, a. a. O.

Digitized by Google

lich die Kräfte auf jene Ziele, die man für militärisch wichtig hält, zusammenfassen. Aber dann geht der Rest leer aus, und vielleicht tarnen sich gerade dort die Persönlichkeiten und die Hilfsmittel, die man hätte treffen sollen. Es ist ein Glücksspiel mit vielen Nieten"[27]). Die Bevölkerung schickt sich in das Unvermeidliche. Das Beispiel von Madrid, Barcelona und Valencia läßt hierüber keinen Zweifel[28]). Diese Ansichten finden auch in England Zustimmung: „Es muß noch bewiesen werden, daß man durch Angriff auf die Zivilbevölkerung das Kriegsziel erreichen kann, solange die feindliche Wehrmacht noch zu einem Gegenschlage fähig ist." In einem „totalitären oder diktatorisch regierten Staate" werde die Regierung weder die Herrschaft über die Massen noch die Nerven verlieren, sondern den Krieg fortsetzen, solange noch Siegesmöglichkeiten bestehen. Ob allerdings die Leiter der Demokratien auf der Höhe dieser Aufgabe stehen würden, sei fraglich[29]). Die Betrachtung des Für und Wider führt zu dem Schluß, daß eine schnelle Entscheidung durch die Luftwaffe allein nur eine denkbare, aber trotz Douhet nicht eine wahrscheinliche Möglichkeit ist.

Solange das Heer oder Meer die Horste der feindlichen Luftwaffe schützt, wird ihre Vernichtung, die ohnehin im allgemeinen nicht als Ziel des operativen Luftkriegs angesehen wird, kaum gelingen. Die beiderseitigen Luftstreitkräfte können immer wieder die Heimatgebiete ihrer Feinde angreifen. Dabei werden sie durch die Abwehr Verluste erleiden und sich auch gegenseitig schwächen. Das Maß der Zerstörungen, die sie anrichten können, wird sich entsprechend der Abnahme ihrer eigenen Kraft allmählich vermindern. Es darf, so groß es auch sein mag, doch nicht überschätzt werden. Auf Reims sind im Weltkriege während eines Jahres mehr Sprenggranaten verschossen worden, „als nach der neuen Lehre zur Vernichtung von ganz Paris nötig wären"[30]). Trotzdem blieb die Stadt bewohnt. Der Schaden, der dem feindlichen Lande zugefügt werden kann, wird meist durch den Schaden aufgewogen werden, den das eigene erleidet. Die Luftstreitkräfte beider Parteien werden sich lange abmühen müssen, bis eine von ihnen erreicht, daß das feindliche Volk nachgibt. Wenn der Krieg nur mit den See- und Luftstreitkräften ausgefochten wird, weil das Meer die kämpfenden Mächte trennt, wird er sich aller Wahrscheinlichkeit nach in die Länge ziehen. Erst wenn es einer Macht gelingt, mit ihrem Heere nach Landung an feind-

[27]) Castex, a. a. O.

[28]) Camille Rougeron: Die Lehren aus dem Kriege in Spanien. In der „Revue militaire générale", 2. Jahrg., Nr. 11.

[29]) Oberstleutnant E. L. M. Burns: Einschränkung der erlaubten Kriegführung. In „The Army Quarterly", Band 32, Nr. 2.

[30]) Castex, a. a. O.

Digitized by Google

licher oder verbündeter Küste in das Gebiet der anderen einzubrechen, ist eine schnellere Entscheidung zu erwarten.

Wer sich die Niederwerfung des Feindes zum Ziel gesetzt hat, muß nach zwei Grundsätzen handeln: 1. „so konzentriert als möglich" und 2. „so schnell als möglich"[31]). Wer über dem zweiten den ersten Grundsatz verabsäumt, wird nicht zu einer schnellen Entscheidung gelangen. Die Kräfte der drei Wehrmachtteile müssen so scharf „als möglich" zusammengefaßt und gleichzeitig so schnell „als möglich" auf dasselbe Ziel gerichtet werden: „den Schwerpunkt der feindlichen Macht". Hierbei genügt ein mittelbares Zusammenwirken in Richtung auf ein operatives Fernziel nicht. Geboten ist vielmehr ein unmittelbares Zusammenwirken an den Schwerpunktstellen des Angriffs, der durch die Widerstände des Feindes in sein Herz durchstoßen soll. Dabei wird allerdings die Marine sich unmittelbar nur beteiligen können, wenn der Angriff dicht an der Wasserkante angesetzt werden kann. Für Heer und Luftwaffe ist die Vereinigung ihrer Hauptkräfte nach Zeit und Raum zu einer gemeinsamen Angriffshandlung immer möglich. Die Zertrümmerung des Heeres, die das Land, die Häfen der Kriegsflotte, die Horste der Luftwaffe, den Sitz der Regierung und die Kraftquellen der Wirtschaft ihres Schutzes beraubt, führt am sichersten und schnellsten zur Unterwerfung des Feindes.

Im Weltkrieg ist die schnelle Entscheidung trotz besten Willens aller Beteiligten nicht erreicht worden. Für das Mißlingen werden besonders zwei Gründe verantwortlich gemacht: 1. das Anschwellen der Heere, die bald den ganzen Kriegsschauplatz zwischen dem Meere und neutralen Grenzen ausfüllten, 2. die Waffenwirkung, die mehr der Abwehr als dem Angriff zugute kam. „Beide Erscheinungen haben seither zugenommen. Man darf daher annehmen, daß sich auch ihre Folgen vermehrt haben"[32]). Etwas vorsichtiger drücken sich die Verfasser der „Französischen Truppenführung" aus: „Die Fortschritte der Feuerwaffen und ihrer Gegenmittel haben Schritt gehalten"[33]). Dem widerspricht Oberstleutnant Béthouart mit der Behauptung, daß die Fortschritte der Waffentechnik seit 1918 „eine Veränderung zugunsten des Angriffs" gebracht haben[34]). Den Führern der Roten Armee wird versichert: „Die neuzeitlichen Kampfmittel ermöglichen ein gleichzeitiges Niederwerfen des Feindes in der ganzen Tiefe seiner Aufstellung. Die Möglichkeiten schneller Umgruppierung, überraschender Umgehung, der Besetzung von Gelände im

[31]) Clausewitz: VIII. Buch, 9. Kap.

[32]) General Roquerol: Das Verhängnis der zusammenhängenden Fronten. In „Revue militaire Suisse", 82. Jahrg., Nr. 12.

[33]) In dem einleitenden Bericht an den Minister.

[34]) Béthouart, a. a. O.

Digitized by Google

Rücken des Feindes mit Vorstoß gegen seine Rückzugsstraßen sind vermehrt“[35]). Gegen die Auffassung, daß die technischen Voraussetzungen heute für den Angriff günstiger sind als im Weltkriege, wird mancherlei eingewendet. Die Aufklärungsflieger tragen dazu bei, die Überraschung, den Hauptvorteil des Angreifers, auszuschalten[36]). Zur Verstärkung der Feuerwirkung auf dem Schlachtfelde und gegen Ziele weit jenseits der Reichweite der Artillerie kann die Munition der Luftwaffe von beiden Teilen mit der gleichen Aussicht auf Erfolg verwendet werden. Luftlandungen kampfkräftiger Abteilungen im Rücken des Feindes sind zwar Maßnahmen des Angreifers, werden aber „kaum über den Rahmen sehr gewagter Einzelunternehmungen hinausgehen“[37]). Von der Steigerung der Schußweiten der Artillerie hat der Verteidiger den größeren Vorteil, weil er die Feuervereinigung sorgfältiger vorbereiten kann. Der verstärkten Wirkung schwerer und schwerster Artillerie entzieht er seine Anlagen durch um so sorgfältigere Tarnung und Verteilung im Gelände oder schützt sie durch Bauten, die, tief in die Erde versenkt, unter Beton und Stahl der Zerstörungskraft selbst der größten Kaliber spotten. Der gesteigerten Angriffswucht stehen Fortschritte des Befestigungswesens gegenüber, die sie wieder wettmachen. Der Panzerangriff kann durch Ausnutzung natürlicher und Anlage künstlicher Hindernisse kanalisiert werden. Er ist der Panzerabwehr gegenüber in derselben Lage wie im Weltkriege der Infanterieangriff gegenüber dem Maschinengewehr[38]). Die Bewaffnung der Infanterie eignet sich trotz ihrer Ausrüstung mit den sogenannten offensiven Waffen im ganzen doch immer noch besser für die Abwehr. Vom künstlichen Nebel hat der Angreifer, von den chemischen Kampfmitteln der Verteidiger größeren Nutzen. Die Schnelligkeit der motorisierten Verbände, die der Angreifer zur Überflügelung und Umfassung ausnutzt, erleichtert auch die Gegenmaßregeln des Verteidigers. Überdies ist „der erwartete Vorteil hoher Geschwindigkeit durch Motorisierung in der Wirklichkeit ausgeblieben“. Francos kleine, aus aktiven Truppen bestehende, fast restlos motorisierte Armee hat am Anfang des Bürgerkrieges im Jahre 1936 40 Tage gebraucht, um 300 km von Sevilla nach Maqueda zurückzulegen, obwohl der Kriegsschauplatz „alle idealen Bedingungen für den Bewegungskrieg“ bot[39]). Die Fortschritte, die die Technik zugunsten des Angriffs gebracht hat, sind nicht ausschlaggebend, weil fast alle auch der Abwehr ebenso zugute kommen und andere Fortschritte dieser allein. Es

[35]) Felddienstordnung der Roten Armee, Ziff. 9.

[36]) Emilio Canevari: Lehren aus dem Kriege in Spanien. In „Army Ordnance“, Nr. 107. USA.

[37]) Roquerol, a. a. O.

[38]) Französische Truppenführung. Bericht an den Minister.

[39]) Canevari, a. a. O.

Digitized by Google

bleibt dabei, daß die Verteidigung die stärkere Kampfform und durch frontalen Angriff am schwersten zu überwinden ist.

Man wird mit dem Schwersten beginnen müssen. Freie Räume, in denen der Feldherr operieren, und strategische Flanken, die er umgehen oder umfassen könnte, werden am Anfang des nächsten Krieges in Europa kaum zu finden sein. Selbst in den Gegenden, in denen die Grenzen noch nicht lückenlos durch Befestigungen gesperrt sind, werden die Heere voraussichtlich die freien Räume zwischen unwegsamen oder neutralen und befestigten Gebieten ausfüllen. Im frontalen Ringen kann der Stärkere zunächst nur auf „ordinäre Siege" rechnen. Von Anfang an oder nach Mißerfolgen in den ersten Schlachten wird der Unterlegene in befestigten Feldstellungen Widerstand leisten. Diese sind keine „taktischen Spinngewebe", die ein neuer Bonaparte wie Kordonstellungen „bald durchstoßen"[40]) könnte. Wenn das Kräfteverhältnis nicht gar zu ungleich ist, wird die Offensive wahrscheinlich nur in langwierigen Kämpfen durch wiederholte Angriffe, die die Stellungen des Feindes immer wieder einbuchten und ihn zum Zurücknehmen anschließender Fronten zwingen, Schritt für Schritt langsam Boden gewinnen. Erst wenn es gelingt, die zusammengeschmolzenen Reserven des Verteidigers weitab von der entscheidenden Stelle zu binden, verspricht der Einbruch zum Durchbruch zu werden, der das feindliche Heer endgültig in zwei Teile spaltet, deren Flanken und Rücken mit vernichtenden Schlägen getroffen werden können. Das wäre Ludendorff im Jahre 1918 wahrscheinlich bei der zweiten oder dritten Offensive gelungen, wenn die Entente ohne amerikanische Hilfe geblieben wäre. Nicht immer wird ein deus ex machina dem Sieger in den Arm fallen. Wenn es überlegener Führung und überlegenem Kampfwert angriffsfreudiger Truppen mit und gegen neuzeitliche Kampfmittel gelingt, im frontalen Angriff durch befestigte Feldstellungen zum Siege durchzubrechen, so wird doch die Kriegsentscheidung schwerlich so schnell fallen wie 1809, 1866 oder 1870/71, weil die Bewegungsfreiheit, die die Feldherren der Vergangenheit von Anfang an besaßen, erst mühsam erkämpft werden muß.

Wie aber soll es zu einem Kriege der schnellen Entscheidung kommen, wenn die Grenzen der feindlichen Staaten in ganzer Ausdehnung durch „unüberwindliche" ständige Befestigungen gesperrt sind? Mit dem französischen Rat, „anderswo durchzumarschieren", das Gebiet der Verbündeten zu benutzen[41]) oder mit Panzertruppen „durch unbe-

[40]) Clausewitz: VIII. Buch, 8. Kapitel

[41]) Béthouart, a. a. O.

Digitized by Google

festigtes neutrales Land auszuholen"[42]), ist nicht viel anzufangen, wenn der Umweg, abgesehen von seiner politischen Gangbarkeit, doch wieder vor ständigen Befestigungen endet oder von einem entschlossenen Verteidiger gesperrt wird, der Gebirge oder Ströme und Überschwemmungen zur Abwehr ausnutzt. Um den Feind niederzuwerfen, wird man seine Befestigungen wohl oder übel durchbrechen müssen. Ihre Unüberwindlichkeit ist nicht unbedingt. Aber der Angriff kostet „Anstrengungen von größter Kraft, die sehr verlustreich sind, meist sehr lange dauern, oft einen bedeutenden Teil der Kräfte verzehren und immer den Einsatz zahlreichen und starken Materials erfordern"[43]). Wenn der Sturm auf die Festungswerke an einer Stelle gelingt, ist nur ein erster Schritt getan. Der Feind schreitet zum Gegenangriff, riegelt die Bresche ab, leistet in neuen Stellungen Widerstand.

Gibt es kein Mittel zur schnelleren Entscheidung? Der Überfall, der die Feindseligkeiten womöglich „ohne vorherige Warnung im tiefsten Frieden" eröffnet[44]), um den Feind diplomatisch und militärisch vollständig zu überraschen, wird von den Franzosen oft erörtert. Ein ins Gigantische gesteigerter Handstreich soll die Besatzungen der befestigten Grenzstellungen überrumpeln wie einst die Besatzung von Lüttich, „Bresche schlagen und anschließend die ganze Front aufrollen". Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Geheimhaltung der notwendigen Vorbereitungen gelingt. Die Motorisierung ermöglicht, erst im letzten Augenblick größere Verbände zusammenzuziehen, die als erste Angriffsstaffel den Überfall ausführen. Gleichzeitig greift die jederzeit kriegsbereite Luftwaffe mit vollem Einsatz ihrer Kräfte Fernsprechzentralen, Funkenstationen, Knotenpunkte der Eisenbahn, Flughäfen, Mobilmachungsorte, marschbereite und marschierende Truppen im Rücken der feindlichen Stellungen und weitere wichtige Punkte im Landesinneren an. Sobald als möglich folgt eine zweite Angriffsstaffel, um die Erfolge der ersten auszubeuten und zu erweitern[45]). Bei diesem Verfahren kann der erste Schlag nicht mit der gesamten Kraft des Heeres geführt werden. Das ist ein Verstoß gegen den Grundsatz, so konzentriert als möglich zu handeln. Ob der erste Ansturm beim ersten Anprall zerschellen, nach einem Anfangserfolg abgefangen oder irgendwo in das unbefestigte Gelände durchdringen wird, hängt so sehr von den besonderen Voraussetzungen des einzelnen Falles, unwägbaren Werten und auch von Zufälligkeiten ab, daß jeder Versuch der

[42]) General Maginel: Der einheitliche Oberbefehl. In der „Revue militaire générale", 1. Jahrg., Nr. 6.

[43]) Französische Truppenführung, Ziff. 15.

[44]) Fabry, a. a. O.

[45]) General Duchêne: Der plötzliche Angriff und die Luftgefahr. In der „Revue des deux Mondes", 1938.

Digitized by Google

Voraussage ins Dunkle tappt. Wenn der Überfall glücken sollte, wird doch das „Aufrollen" der haltenden Fronten und das Entwickeln der Angriffsmassen aus der Bresche nicht so leicht und schnell gelingen, daß die Offensive unaufhaltsam in einem Zuge weitergehen, „der gestrige Erfolg den heutigen mit sich fortreißen, der Brand am Brande sich entzünden könnte"[46]).

Erst die Zukunft kann beweisen, ob und wie es noch immer möglich ist, mit neuzeitlichen Angriffsmitteln dem Willen des Feindes und der Stärke seiner Abwehrmittel eine schnelle Entscheidung abzuringen.

Planmäßige Vorbereitung soll den schnellen Erfolg gewährleisten, und falls er auf sich warten läßt, doch die Fortsetzung des Krieges bis zum Siege ermöglichen. Diese beiden Forderungen sind nicht leicht in Einklang zu bringen. Die erste verlangt, die gesamte waffenfähige Mannschaft in denkbar bester und reichlichster Ausrüstung beim ersten Schlage für den Sieg einzusetzen, die zweite, auf Kosten der Frontstärke des ersten Aufgebots Ersatz für die Verluste an Kämpfern und ein Arbeiterheer in der Heimat zurückzuhalten, das den Verbrauch der Wehrmacht an Waffen, Munition und Gerät und des gesamten Volkes an lebenswichtigen Erzeugnissen auch dann fortlaufend zu decken vermag, wenn sich der Krieg unter wirtschaftlicher Abschnürung unabsehbar in die Länge zieht. Auf dem goldenen Mittelwege gelangt man meist zur Halbheit. Trotzdem muß sich der Wagemut, der aufs Ganze gehen will, damit abfinden, daß nicht gleich alles auf eine Karte gesetzt werden darf, weil es notwendig ist, den Kampf aus der Tiefe zu nähren. Man muß sich darauf einrichten, daß „der neuzeitliche Krieg, besonders auf seiten des Angreifers, unglaublich schnell Menschen und Material verbraucht"[47]).

Die Offensive darf kein blindes Vorwärtsstürmen, kein „Wagen gegen die Natur der Dinge" sein. Der Kühnheit, die den Geist beflügelt, muß „der Takt des Urteils" Ziel und Wege weisen[48]). Hieb und Parade, im rechten Wechsel ausgeführt, bringen zusammen den Enderfolg. Er hängt besonders im Mehrfrontenkrieg davon ab, daß die schnelle Entscheidung, zu der die Angriffswucht geballter Kraft an einer Stelle durchstoßen soll, inzwischen an anderen von schwachen Kräften durch geschickte und zähe Abwehr der Übermacht vermieden wird. Die Überlegenheit, mit der die Offensive eingeleitet wird, nimmt mit jedem Schritt nach vorwärts ab. Man muß erkennen, ob sie bis zum Fall des Gegners oder nur bis zu jenem Wendepunkt reicht, an dem der Übergang vom Angriff zur Verteidigung geboten ist. Ihn zu überschreiten ist eine unnütze,

[46]) Clausewitz: VIII. Buch, 9. Kapitel.
[47]) Canevari, a. a. O.
[48]) Clausewitz: III. Buch, 6. Kapitel.

Digitized by Google

ja verderbliche Kraftanstrengung[49]). Auf Rückschläge, bei Kolin, an der Marne oder anderswo, folgt doch ein jahrelanges Ringen oder auf den Brand von Moskau eine Katastrophe.

Wenn „die größten Mächte Europas, gerüstet wie nie zuvor, gegen einander in den Kampf treten", wird keine von ihnen „in einem oder zwei Feldzügen niedergeworfen werden" können. . . . „Wenn der Krieg ausbricht, so ist seine Dauer und sein Ende nicht abzusehen[50])." — Grämliche Bedenken eines neunzigjährigen Greises? Nein: Kluge Voraussicht eines Meisters der schnellen Entscheidung des Krieges.

Gedanken über den Luftschutz in den Kriegen seit 1918.

Von General der Artillerie a. D. H. Grimme.

In den 21 Jahren seit dem Ende des Großen Krieges hat Italien in Abessinien einen kolonialen Krieg geführt, Spanien einen mehrjährigen Bürgerkrieg und seit zwei Jahren dauert der Kampf Japan—China. Abgeschlossene Erfahrungen liegen nur über den seit drei Jahren beendeten Krieg mit Abessinien vor. Über die Kriege in Spanien und Ostasien lauten die Berichte militärischer und ziviler Berichterstatter verschieden, je nach deren nationaler Zugehörigkeit. Trotzdem lassen sich auch bereits von diesen Kriegen Erkenntnisse ableiten.

Aufbauend auf den Erfahrungen des Weltkrieges ist bei den europäischen Großmächten der militärische Luftschutz und der der Zivilbevölkerung unter Berücksichtigung der Fortschritte, die das Flugzeug als Träger der Bombenwaffe und die Erdabwehr gemacht haben, entwickelt worden. Prüfen wir einmal, ob dieser Luftschutz bei den kriegerischen Parteien vorhanden war und ob er seine Aufgabe erfüllt hat.

Auf allen drei Kriegsschauplätzen haben ungleiche Kräfte miteinander gerungen. In Abessinien sind von der italienischen Luftwaffe nur 122 Offiziere und Mann gefallen, 76 verwundet und 30 v. H. der eingesetzten 330 Flugzeuge verlorengegangen. Es sind 1890 t Bomben geworfen, 1360 t Lebensmittel, Post und Materialien durch Flugzeuge den Truppen abgeworfen und 4430 Soldaten durch die Fliegerwaffe befördert worden[1]). Diese Angaben über geringe Verluste und über die vielseitige Tätigkeit der Fliegerwaffe zeigen die geringe Gegenwirkung und Abwehr der Abessinier.

---

[49]) Clausewitz: VII. Buch, 5. Kapitel.

[50]) Generalfeldmarschall Graf von Moltke im Reichstage am 14. Mai 1890.

[1]) Italienischer Flieger-Division-General Mario Aimone Cat.

Digitized by Google

Die wichtigste Feststellung ist jedoch: — obwohl Douhet Italiener war und nach seiner Lehre der Krieg allein durch die Offensive der Luftwaffe beendet werden kann, wenn alle entbehrlichen Geldmittel diesem Zweck geopfert würden und Heer und Marine in der Verteidigung blieben, hat die italienische Kriegführung diese Lehre nicht angewendet, aber trotzdem ist die italienische Luftwaffe für die siegreiche Durchführung des Krieges entscheidend gewesen. Dieser Erfolg wurde möglich, weil Abessinien nur sechs betriebsfähige Flugzeuge hatte, eine „Luftwaffe" also nicht vorhanden, infolgedessen auch ein Erkämpfen der Luftüberlegenheit nach Douhet nicht erforderlich war. Damit fehlten auch die Jagdflieger zur Ausübung des militärischen Luftschutzes. Und dem anderen Teil des militärischen Luftschutzes, der Flakwaffe, fehlte das Hauptkampfgeschütz — 8,8 cm mit Kommandogerät, Scheinwerfern und Horchgeräten —; die militärische Erdabwehr bestand nur aus 65 Flak Kaliber 2,2 cm. Nur so ist es verständlich, daß bei einem Luftangriff auf das Lager Buia im Tale von Mainesszce italienische Maschinen auf 30 m heruntergingen, daß Maschinen und Besatzung zwar Treffer erhielten und Verluste hatten, daß aber kein Flugzeug im feindlichen Bereich zu landen gezwungen war, und daß am 22. Februar 1936 bei Magalo die Italiener wieder einen Angriff aus 300 m Höhe ausführen konnten. Wenn ein Berichterstatter der „Berliner Börsen-Zeitung" 1936 sagt: „Es erwies sich dabei, was sich später hundertfach wiederholt: die geringe Wirksamkeit der Abwehr", so hat er nur insofern recht, als „kein Jagdflieger und nur 65 kleinkalibrige Flak" eben keine normale Erdabwehr sind und daher auch nur geringe Wirksamkeit ausüben können.

Zum Luftschutz gehören Flugmelde- und Warndienst, Sicherheits- und Hilfsdienst der Polizei, Selbstschutz der Bevölkerung, Schutzräume, Brandbekämpfung, Behandlung Kampfstoffverletzter und vieles mehr. Von alledem war nichts bei den Abessiniern vorhanden, ausgenommen später ein Truppenwarndienst und Tarn- und Scheinanlagen. Die Ausrüstung mit Gasmasken war zwar vom Negus nach Beginn des Feldzuges zunächst für die Truppen, dann für die Zivilbevölkerung angeordnet; ob sie ausreichend durchgeführt war, ist nicht bekannt. Jedenfalls hat es an der Ausbildung im Gebrauch gefehlt. Daher mußte die Verwendung von Senfgas[2]) die Abessinier physisch und psychisch schwer treffen.

Die italienische Luftwaffe hat also entscheidenden Anteil an den Siegen gehabt und schließlich auch entscheidenden Anteil an der endgültigen Niederlage des Negus und seines Reiches, z. T. vielleicht durch den starken Eindruck dieser ungewohnten, erfolgreichen Waffe, ein Eindruck, der den Übertritt einiger Stämme zu den Italienern ohne Zweifel beeinflußt hat: aber während des ganzen Krieges war das Kräfteverhältnis von Luftwaffe und Ab-

[2]) „Gas- und Luftschutz", Mai 1936; „Deutsche Wehr", Heft 27, 1936.

Digitized by Google

wehr so ungleich, daß ein Schluß auf den Wert oder Unwert des einen gegenüber dem anderen nicht gezogen werden kann.

Wenn die Italiener die Douhetsche Lehre in Abessinien nicht angewandt haben, so ist damit nicht für alle Zukunft ausgeschlossen, daß ein Staat, wie Douhet es will, mit einer mächtigen Luftflotte den Krieg sofort ins feindliche Land trägt und durch Zermürbung der seelischen Kraft der Bevölkerung und durch Vernichten der feindlichen Flieger mit ihrer Bodenorganisation und der Kriegsindustrie Niederlage und Frieden zu erzwingen sucht. Ist die Luftwaffe des Gegners schwächer, so ist diese Entscheidung leichter und rascher zu bewirken. Klugheit und Vorsicht gebieten also jedem Staat, ganz besonders dem an Luftmacht schwächeren, alle zur Verfügung stehenden Mittel anzuwenden, um eine sofortige Niederlage zu verhüten. Dazu gehört der Luftschutz der Zivilbevölkerung und die gründliche Vorbereitung im Frieden. Einem möglichen Douhetismus muß ein Höchstmaß des Luftschutzes der Zivilbevölkerung entgegenwirken. Die Douhetsche Behauptung, die Wirkung eines passiven Luftschutzes sei nur gering, muß als unerwiesen und den Willen zum Luftschutz lähmend aufs schärfste zurückgewiesen werden. Es möchte der Luftwaffe und Heer und Marine schwer werden, erfolgreich zu kämpfen, wenn die Zivilbevölkerung infolge Geringschätzung des Wertes des „passiven Luftschutzes" — wir sagen heute: der Luftschutz der Zivilbevölkerung — und infolge dementsprechend nicht genügender Vorbereitung unter schwersten Verlusten der demoralisierenden Wirkung massierter Luftangriffe erliegt. —

Der spanische Krieg hat, als Bürgerkrieg im eigenen Lande geführt, seinen besonderen Charakter. Eine operative Verwendung der Luftwaffe im Sinne Douhets ist auch hier nicht erfolgt. Die zu schwache Luftwaffe ist weder bei den Roten noch bei den Nationalen zur Zerstörung der physischen und psychischen Widerstandskraft der Bevölkerung angesetzt worden. Letztere bestand auf beiden Seiten aus Brüdern gleichen Blutes, die zu schonen waren, weil sie zum Aufbau des Staates nach gewonnenem Krieg gebraucht wurden. Die Luftwaffe hat besonders auf nationaler Seite vorwiegend „bei der Eroberung des Schlachtfeldes" mitgewirkt. Die Vernichtung der Streitkraft, die Ermüdung des Willens des Feindes und die Erschöpfung seiner physischen Kräfte in Heer und Flotte ist das Ziel geblieben. Die durch Franco anfangs auf Madrid durchgeführten Bombenangriffe haben die seelische Widerstandskraft der Bewohner nicht erschüttert, und diese haben daher auch keinen Druck auf die rote Regierung ausgeübt, die Stadt zu übergeben. Franco hat die Angriffe aufgegeben, teils um Stadt und Bevölkerung zu schonen, teils weil er fürchtete, durch Fortsetzung rücksichtsloser Bombenangriffe die Bevölkerung, anstatt sie zu zermürben, zu Haß und Rachegefühlen gegen sich und seine Anhänger und dadurch zur

Digitized by Google

Versteifung des Widerstandes zu treiben — wie es im Weltkrieg als Folge der ersten Luftangriffe auf London bereits einmal bei den Engländern, begleitet von geschickter Propaganda, gegenüber Deutschland geschehen war —, teils weil ihn andere Aufgaben zu anderweitiger, nicht operativer Verwendung der Luftwaffe zwangen.

Die regelmäßige Mitwirkung der Luftwaffe in der Schlacht zur Verstärkung, teilweise sogar zum Ersatz der an Geschützen und Munition schwachen Artillerie auf beiden Seiten, ist eine bemerkenswerte Erscheinung dieses Krieges. Schwach war zu Beginn des Krieges auch die militärische Erdabwehr bei beiden Parteien. Schwäche der Luftwaffe, Schwäche der Erdabwehr und die mangelnde Organisation eines militärischen Luftschutzes aus beiden und mangelnde Ausbildung im Luftschutz ermöglichte den Roten den bekannten Erfolg in der Schlacht bei Guadalajara 1937, als die italienische motorisierte Division den angreifenden roten Bombern widerstandslos zum Opfer fiel.

Eine andere Verwendung der Luftwaffe Francos war ihr Einsatz zur Unterbindung der Zufuhren für die rote Partei über das Mittelländische Meer durch Bombenangriffe auf die Transportschiffe, vor allem in den Häfen und auf die Hafenanlagen von Barcelona, Valencia, Alicante und andere, um das Löschen der Dampfer zu erschweren und die Schiffahrt aus diesen Häfen zu vertreiben. In Valencia waren bereits im Sommer 1938, alle Schuppen, sogar das aus Sandstein gebaute 40 × 15 m große Hafenverwaltungsgebäude und 1939 in Valencia und Barcelona zusammen 162 Schiffe zerstört durch Bomben mit hoher Luftstoßkraft. Der ungenügende militärische Luftschutz der Roten bei fast völlig fehlenden Jagdfliegern und bei der nicht planmäßigen, wenig leistungsfähigen Erdabwehr verschaffte den Nationalen diesen Erfolg. Um so wertvoller erwiesen sich auf roter Seite die Refugios in Valencia, im Hafen angelegte oberirdische Betonklötze, die zum Molenbau bestimmt waren, mit spitzem Betondach, in denen das Hafen- und Schiffspersonal Schutz fand. Dieser Schutzeinrichtung hatten es die Roten zu verdanken, daß die Arbeit in den Häfen nicht zum Erliegen kam. In Barcelona waren zahlreiche Luftschutzräume geschaffen: öffentliche in den Bahnhöfen der Untergrundbahn, in Tunnels, auch solche über dem Erdboden, und in Privatgebäuden, diese z. T. in der Gestalt von Stollen, die vom Straßenpflaster aus 14 m unter die Häuser getrieben und miteinander verbunden waren, so daß bei Verschüttung mehrere Ausstiegmöglichkeiten vorhanden waren. Barcelona soll bei einer Bevölkerung von 1½ Millionen für 500 000 bis 600 000 Personen Luftschutzraum gehabt haben. Es ist zu beachten, daß fast alles erst während des Krieges entstand und daß das Fehlen der schwieriger einzurichtenden Abdichtung dieser Räume gegen Kampfstoffe sich nicht auswirkte, da Kampfstoffbomben nicht verwendet wurden.

Digitized by Google

Die spanische Bevölkerung war im Vergleich mit anderen europäischen Großmächten im Luftschutz ziemlich unvorbereitet, als es zum Krieg kam. Erst ein Jahr vor Ausbruch war eine Liga ähnlich dem Reichsluftschutzbund gegründet, waren Gasmasken- und Verdunkelungsübungen durchgeführt worden. Wenn bei dieser kurzen Vorbereitungszeit, bei der sicherlich mangelhaften Vorbildung und bei dem fast völligen Fehlen von fachmännisch vorbereiteten Luftschutzräumen die Bevölkerung bei den ersten Bombenangriffen seelischen Eindrücken nicht erlag und gefährliche Paniken nicht eingetreten sind, so liegt dies an der beiderseitigen Schwäche der Bombenverbände und an der nicht genügenden Wucht der Luftangriffe. Als die Angriffe durch Verstärkung wirksamer wurden, hatten die Spanier Zeit gehabt, bessere Luftschutzmaßnahmen zu treffen. Vor allem hatte die Bevölkerung gelernt, daß schnellstes Aufsuchen der Luftschutzräume den sichersten Schutz gewährte, und war selbst aufs eifrigste bemüht, diese Luftschutzräume zu vermehren und sicherer auszugestalten. So hat es auch der Infanterist und Artillerist im Stellungskrieg des Weltkrieges gemacht: Je länger eine Truppe das gleiche Gelände besetzte, um so stärker wurden von Monat zu Monat die einfachen Schützengräben der Infanterie und die Deckungsgräben der Geschützbedienungen ausgestaltet. Diese gewährten keinen Schutz gegen stärkste Kaliber, und doch hätte es niemand unterlassen, derartige Deckungen zu schaffen und ständig zu verstärken. Man hüte sich vor den falschen Propheten, die den Nutzen der Luftschutzräume anzweifeln, besonders den der Hauskeller. Dafür, daß letztere Schutz gewähren, ist allerdings Vorbedingung, daß sie sachgemäß hergerichtet sind. Natürlich schützen auch diese nicht gegen Bomben schwersten Kalibers, ebensowenig wie die Deckungen des Stellungskrieges.

Es ist durchaus berechtigt, auf Grund der Erfahrungen des spanischen Krieges heute zu sagen, daß die Luftschutzeinrichtungen für die Zivilbevölkerung, wie sie von den europäischen Großmächten fast übereinstimmend entwickelt sind, sich bewährt haben, obwohl sie größtenteils erst im Verlauf des Krieges unter der Ungunst der daraus sich ergebenden Arbeits- und Rohstoffverhältnisse geschaffen waren und obwohl die Ausbildung der Bevölkerung vor dem Kriege nicht ausreichend erfolgt war. Wir haben daher ein volles Recht und die Pflicht, unserer Bevölkerung ein festes Vertrauen zu allen Luftschutzmaßnahmen anzuerziehen. Dieses Vertrauen führt zur gewissenhaften Befolgung der Luftschutzvorschriften und damit zum Gelingen des Luftschutzes und hilft schließlich zum standhaften Ertragen der Luftangriffe, auch wenn sie wuchtiger sind als in Spanien. Es dürfen aber an die Luftschutzmaßnahmen und -einrichtungen keine unmöglichen Forderungen gestellt werden. Die Hauskeller sollen nur gegen Splitter, Luftstoß, chemische Kampfstoffe und

Digitized by Google

Einsturzlast schützen. Wenn die Keller, auch die in Altbauten, fachmännisch hergerichtet sind, werden sie bei verhältnismäßig geringem Kostenaufwand dieser Forderung entsprechen. Dieser Weg führt am schnellsten zu einer großen Zahl dezentralisierter Schutzräume. Der spanische Krieg beweist, daß diese bei uns geltende Auffassung richtig ist. Bezüglich der Neu-, Um- und Erweiterungsbauten haben bei uns die Ausführungsbestimmungen zum § 1 der Zweiten Durchführungsverordnung zum Luftschutzgesetz die Freiwilligkeit der Schutzraumeinrichtung in Zwang umgewandelt. Bei dem Altbau war dies bis heute nicht möglich. Hier muß Aufklärung und moralischer Zwang helfen, vorwärtszukommen, wobei dem Reichsluftschutzbund eine wichtige Aufgabe zufällt, bis auch für den Altbau die bereits beabsichtigte gesetzliche Regelung einsetzt. Wenn in Berichten über den spanischen Krieg vor dem mehrfach vorgekommenen Verschütten der Hauskeller als einer Mausefalle gewarnt ist, so ist dazu zu sagen, daß die Häuser in Spanien vielfach leichter und unsachgemäßer gebaut sind als bei uns, die Bomben daher leichter die Stockwerke durchschlagen haben, und daß eine fachmännische Abstützung dieser Keller und ihre Ausstattung mit mindestens zwei Ausgängen weder vor noch in der ersten Zeit des Krieges erfolgt ist. Das Einrichten mehrerer Ausgänge hat sich aber bald als eine der wichtigsten Maßnahmen bei dem Anlegen von Luftschutzräumen gezeigt. Im übrigen haben sich auch durch die Bevölkerung angelegte Deckungsgräben in Gärten und auf offenen Plätzen, offen oder versteckt, gegen Splitter und Luftstoß bewährt; eine Lehre, nach der London und Paris handeln, so daß der Sonntagsspaziergänger dort in den Parks und Anlagen das Entstehen derartiger Gräben mit Beruhigung feststellt. Niemals aber können diese Gräben ein voller Ersatz der Luftschutzräume oder Hauskeller sein, sondern stets nur eine Ergänzung für Straßenpassanten. —

Angaben der Zahlen über Abschüsse von Flugzeugen durch die Erdabwehr, geprüft wie im Weltkrieg, liegen nicht vor. Die Berichte aller in- und ausländischen Kritiker stimmen aber darin überein, daß die 8,8 cm Flak sich hervorragend bewährt hat. Augenzeugen sprechen von Abschüssen in 4000 m Höhe bei 360 Std/km. Das gleiche Urteil wird über die 2 cm Flak in der Unterstützung von Heer und Flotte gegen Tief- und Sturzflieger gefällt. Bei Teruel sollen in wenigen Minuten 10 von 18 Bomben- und 44 Jagdflugzeugen der Roten bei einem Tiefangriff abgeschossen worden sein[3]). Bei voller Anerkennung der international bestätigten Erfolge der Flakartillerie bleibt aber bestehen, daß nur in dem Zusammenwirken von Jagdfliegern, Flak und einem sicher und schnell arbeitenden Flugmelde- und Warn-

[3]) „Wehrtechnische Monatshefte", Oktober 1938.

Digitized by Google

dienst die Stärke und der Erfolg der militärischen Luftverteidigung liegt.

Über die Verwendung von Brandbomben wird nur vereinzelt berichtet, so daß anzunehmen ist, daß eine regelmäßige Verwendung nicht stattgefunden hat, vielleicht aus dem genannten Grund der Schonung.

Die Notwendigkeit des Luftschutzes auf dem Lande außerhalb der Rüstungszentren und großen Städte begegnet oft Zweifeln und Ablehnung. In Spanien ist es jedoch mehrfach vorgekommen, daß Bomber, die von Jagdfliegern angegriffen wurden oder auf eine sehr wirksame Erdabwehr stießen, ihre Bombenlast irgendwo, also auch über dem offenen Land, abgeworfen haben. Diese „Verlegenheitsabwürfe" (Dr. Schaaf) beweisen, daß auch das offene Land, abgesehen von anderen Gründen, der Schutzmaßnahmen bedarf.

Ein weiterer wichtiger Grund dafür, daß eine seelische Niederlage der Bevölkerung durch Luftangriffe nirgend bewirkt ist, liegt auch in dem Volkscharakter der Spanier, dem Unempfindlichkeit gegen Leiden und mutiges Auftreten bei Gefahren eigentümlich ist. Diese Eigenschaften in Verbindung mit dem bereits im Weltkrieg hervorgetretenen Bestreben, sein Eigentum nicht zu verlassen, um es nicht der Plünderung und widerstandsloser Zerstörung, z. B. durch Brand, preiszugeben, haben in Spanien dazu geführt, daß ein freiwilliges Abwandern der Bevölkerung nur in geringem Umfang und eine behördlich geleitete Um- und Ausquartierung der Stadtbevölkerung zum Schutz gegen Luftangriffe überhaupt nicht stattgefunden haben. Aus Madrid war ein Teil der Bewohner, auch aus den bedrohten Stadtteilen, eher durch Verpflegungsschwierigkeiten zu entfernen — teilweise nur mit Mühe durch Entziehen der Lebensmittelkarten —, als durch den Hinweis auf die Gefahren der Luftangriffe.

Die Bezeichnung „Räumung", die meistens als Maßnahme des Luftschutzes in der Presse angewendet wird, ist hier nicht gebraucht, weil dieses Wort in der Militärsprache eine andere Bedeutung hat. Die völlige Räumung eines Gebiets oder einer Stadt wird als Luftschutzmaßnahme im allgemeinen nicht vorgenommen, sondern ist eine strategische, taktische, eventuell politische Maßnahme. —

Es wäre abwegig, aus der erwähnten geringen Stärke der fliegerischen Kampfkräfte, aus der nicht geglückten Erschütterung der seelischen Haltung des Volkes, aus dem Erfolg des Luftschutzes und aus der erfolgreichen Verwendung der Luftwaffe zur Unterstützung des Heeres zum Erringen „des ordinären Sieges auf dem Schlachtfeld" zu schließen, daß in den 21 Jahren seit dem Weltkrieg die Wirkung der Luftwaffe im Bombenkrieg im Vergleich zum Weltkrieg nicht doch wesentlich gesteigert wäre. Von 1914 bis 1918 hat England durch Bombenangriffe 1413 Tote und 3407 Verwundete, zusammen 4820 Verluste, und Deutschland 729 Tote und 1754 Ver-

Digitized by Google

wundete, zusammen 2483 Verluste, gehabt. Aus Spanien stehen folgende Angaben zur Verfügung[4]): Barcelona, von Beginn des Krieges Juli 1936 bis Oktober 1938 180mal mit Bomben angegriffen, hat 2500 Tote und 3200 Verwundete, zusammen 5700 Verluste, und 8 andere größere Städte Kataloniens haben zusammen 529 Tote und Verwundete gehabt. Ein nationaler Bericht von 1938 gibt an, daß bis Juni 1938: 373 Orte, 2091mal angegriffen, 18 985 Tote und Verwundete gehabt haben. Eine Stadt in Spanien hatte also in 2¼ Jahren das Doppelte der Verluste Deutschlands während des ganzen Krieges in vier Jahren. Wenn diese Verluste durch nicht starke Bombenkräfte noch neben der Unterstützung des Heeres auf dem Schlachtfeld herbeigeführt sind, so geben uns diese Zahlen zu denken im Hinblick auf die Stärken der Fliegerkampfkräfte europäischer Großmächte und im Hinblick auf die Möglichkeit des sofortigen operativen Einsatzes eines großen Teils dieser Kräfte bei Beginn eines Krieges. Nur ein starker militärischer Luftschutz und ein gut eingerichteter Luftschutz der Zivilbevölkerung in allen Teilen des Landes wird diesem Ansturm erfolgreich widerstehen.

Auch ein Vergleich der Luftwaffenstärken ist lehrreich. Die Nationalen hatten 1938: 750 und und die Roten 400 Flugzeuge. „Die Wehrmacht" (1939, Heft 7) zeigt ein französisches Bild, nach dem Anfang 1939 ohne Reserven Frankreich 1748 und Deutschland 2800 Flugzeuge haben. Nach Hauptmann d. R. Feuchter soll Ende 1939 erreicht werden in:

Frankreich 2450 Flugzeuge erster Linie, 5000 mit Reserven,
England 1750 Flugzeuge erster Linie, 6000 mit Reserven,
Rußland 6300 Flugzeuge erster Linie, 9000 mit Reserven
(darunter aber viel veraltete). —

Die Internationale Luftfahrtkorrespondenz Genf vom 12. April 1939 gibt den nirgends widersprochenen Stand der deutschen Luftwaffe für April 1939 mit 6000 Flugzeugen mit Reserven an.

In dem ostasiatischen Krieg, über den die Berichterstattung dürftiger ist, liegen die Verhältnisse ebenfalls ungewöhnlich. Auf einer Seite das hochgerüstete Japan als Inselland, auf der anderen Seite die in weitesten Räumen verteilten, stellenweise aber auch sehr eng geballten Volksmassen der Chinesen mit einer schwächeren Wehrmacht. Entfernungen von Japan (Tokio) bis Schanghai 1750 km, japanischer Flugzeugstützpunkt Formosa bis Kanton 700 km und bis Hankau 900 km, Kanton bis Tschunking 900 km. Also für Japan sehr lange rückwärtige Verbindungen, nur schwach und in großen Abständen besetzt. Für China unmögliche Flugleistungen bis Japan. Personalbestand der chinesischen Fliegerwaffe gering.

[4]) Nach Oberst a. D. Ritter von Xylander.

Digitized by Google

Erdabwehr an sich und im Hinblick auf die weiten Räume völlig ungenügend. Daher vollkommene Luftüberlegenheit der Japaner, trotz gelegentlicher Verluste durch chinesische Jagdflieger und durch chinesische Erdabwehr und trotz Einzelerfolgen chinesischer Bomber. Da das japanische Heimatgebiet bei den geringen chinesischen Verbänden von höchstens 300 bis 400 Flugzeugen und bei den weiten Entfernungen über Meer nicht angegriffen wurde, sondern chinesische Flieger nur über dem japanischen Hoheitsgebiet Formosa Propagandaschriften abgeworfen hatten, wurde die japanische Zivilbevölkerung auf den Inseln nicht in die Lage versetzt, ihre Standhaftigkeit, die Güte ihrer getroffenen Einrichtungen und die Geschicklichkeit ihres Verhaltens gegenüber Luftangriffen zu erweisen. Trotzdem wurde an der Vervollkommnung der für die Inseln bestehenden Luftschutzeinrichtungen gearbeitet. Die Anordnung, daß Luftschutzräume in erster Linie für Alte, Kranke und Kinder sind, daß alle übrigen, also die körperlich Tauglichen, ihre Häuser gegen die Wirkung feindlicher Bomben zu verteidigen haben, zeigt eine richtige, soldatische Auffassung vom Luftschutz. Jeder einzelne soll sich selbst, seine Familie und sein Eigentum verteidigen, nicht aber seine Hoffnung ausschließlich auf die Hilfe der Behörden und darauf setzen, daß er in Sicherheit um- oder ausquartiert werde. Die chinesische Bevölkerung hatte sich trotz erheblicher Verluste in den großen Städten zu Beginn des Krieges bald an die Luftangriffe, die z. B. über Nanking mit gleichzeitig 60 und über Schantung mit gleichzeitig 85 Bombenflugzeugen ausgeführt wurden, gewöhnt, nachdem Alarmierung, Verdunkelung und Verkehrsregelung einigermaßen in Gang gebracht waren. Sie hatte bald gelernt, Unterstände und Deckungsgräben anzulegen. Die Gewöhnung wurde unterstützt durch den fatalistischen Charakter der Chinesen gegenüber Katastrophen, an die sie gewöhnt sind. Die mehrfachen guten Anfangserfolge der chinesischen Flakartillerie konnten sich in den weiten Räumen bei den zahlreichen Zielen für japanische Bombenangriffe auf die Dauer nur vereinzelt auswirken. Zu einem wirkungsvollen militärischen Luftschutz fehlte es auch an genügend Jagdfliegern. Auf japanischer Seite lag andererseits eine Notwendigkeit, Flak in großer Zahl einzusetzen, nicht vor, da chinesische Flieger nicht allzu häufig und sehr oft nur einzeln in Erscheinung traten.

Charakteristisch ist auch für diesen Kriegsschauplatz der seitens der Japaner angewandte Tiefflug, der seine Erklärung in der schwachen Abwehr der Chinesen findet. Charakteristisch wie in Abessinien die von den Chinesen viel angewandte Tarnung für Gebäude und Flugplätze, hauptsächlich durch grauen Anstrich. Selbstverständlich war in China nirgend eine Um- und Ausquartierung der Zivilbevölkerung vorbereitet, noch wurde sie durchgeführt. Bei überraschenden Angriffen, fehlenden Luftschutzeinrichtungen und mangelnder Organisation mußte dies zu Massenflucht und Paniken führen, z. B. in Nanking August 1937, wo 700 000 Menschen geflohen sein

Digitized by Google

sollen. Über Brandbomben liegen ebenso wie in Spanien nur wenige Nachrichten vor; die großen Brände können bei den meist leicht gebauten Häusern auch auf Sprengbomben zurückgeführt werden. Kampfstoffbomben sind bisher nicht verwandt. Welche Bedeutung die Chinesen Luftschutzräumen beimessen, die übrigens in Kanton infolge hohen Grundwasserstandes oberirdisch angelegt sind, zeigen zwei Anordnungen der chinesischen Regierung: Alle für Luftschutzräume in Frage kommenden Baustoffe, Gebäude und Grundstücke dürfen von den Militär- und Zivilbehörden beschlagnahmt werden und alle in- und ausländischen Baumeister, die zum Bau von öffentlichen oder privaten Luftschutzräumen herangezogen werden, sind verpflichtet, für das von China festgesetzte Honorar diese Arbeiten schnellmöglichst auszuführen, andernfalls Geld-, Haftstrafen oder Entziehung der Ausübung des Berufes erfolgen.

Auch auf dem ostasiatischen Kriegsschauplatz hat die nicht geglückte Demoralisierung der Bevölkerung, das Verbleiben in mit Bomben angegriffenen Städten dazu geführt, von ungenügender Wirksamkeit des Luftkrieges zu sprechen. Diesem Urteil sind die eingetretenen Verluste entgegenzuhalten, die einen Anhalt für mögliche Wirkungen in Europa durch starke Luftwaffen geben. Nach einem Bericht des chinesischen Hilfsfonds sind während der ersten 17 Monate des Krieges 35 187 Zivilpersonen durch die Luftbombardierungen getötet und 44 050 verwundet worden. Allein in der Provinz Kwantung sind durch 1318 Bombardierungen 9797 getötet und 13 902 verwundet — im Weltkrieg in 51 Monaten 2483 deutsche Gesamtverluste.

Ein völkerrechtlicher Schutz der Zivilbevölkerung oder Nichtkombattanten gegen Bombenangriffe besteht noch nicht. Wir müssen daher, wie die drei Kriege beweisen, ihren Schutz durch bestmögliche Ausgestaltung des militärischen Luftschutzes und des Luftschutzes der Zivilbevölkerung so vorbereiten, daß beide beim Beginn der Feindseligkeiten zum sofortigen Einsatz fertig sind. —

Der Weltkrieg hat, wie General von Cochenhausen ausführt, gezeigt, „daß die organisierten Streitkräfte die Aufgabe des Schutzes unseres Lebensraumes nur so lange leisten konnten, als der unerschütterliche Abwehrwille des Gesamtvolkes hinter der Kampffront stand". In dem Gesamtprodukt der Staats-, Kriegs- und Streitkräfte, das in die Waagschale des Krieges geworfen wird, bilden aber, wie Clausewitz lehrt, „Herz und Gesinnung der Nation" einen „ungeheuren Faktor". Diesem ungeheuren Faktor die Kraft und die positive Richtung zu erhalten, ist die große Aufgabe des Luftschutzes.

Digitized by Google

Erlaubte Angriffsziele im Luftkrieg.

Von Ernst Schmitz und B. Schenk Graf von Stauffenberg

Die wichtigste und gleichzeitig schwierigste Frage des Luftkriegsrechts, über die in der wissenschaftlichen Diskussion noch keine Einigkeit erzielt ist, ist die, innerhalb welcher Grenzen das Luftbombardement als zulässig anzusehen ist. Hiervon wird der Charakter des selbständigen Luftkrieges weitgehend abhängen. Dem Luftkriegsrecht kommt überhaupt wirkliche Bedeutung nur zu, wenn es gelingt, hierüber Regeln herauszubilden, die einerseits den militärischen Notwendigkeiten Rechnung tragen, andererseits aber verhindern, daß Nichtkämpfern unnütze Leiden bereitet und daß wichtige Kulturgüter ohne zwingende Gründe beschädigt werden.

Bekanntlich ist es bisher nicht zu einer bindenden internationalen Vereinbarung über das Luftkriegsrecht gekommen. Da auch gewohnheitsrechtliche Normen sich noch nicht herausgebildet haben, fehlt es für die Frage des Luftbombardements an einer klaren Regelung. Nur zwei Grundsätze können als allgemein anerkannt bezeichnet werden:

1. nur militärisch wichtige Ziele oder, wie meist gesagt wird, militärische Objekte (objectifs militaires, military objectives) dürfen angegriffen werden;
2. der absichtliche Angriff auf die Zivilbevölkerung ist unzulässig.

Als weiterer Grundsatz, über den mehr oder weniger Einigkeit herrscht, könnte angeführt werden, daß der Angriff auf militärisch wichtige Ziele so durchzuführen ist, daß die in der Nachbarschaft befindliche Zivilbevölkerung nach Möglichkeit geschont wird. Indessen führt die Anerkennung dieser Grundsätze nicht weiter, solange keine Einigkeit darüber besteht, was als militärisch wichtiges Ziel anzusehen ist.

Zu dieser entscheidenden Frage sagt die Haager Juristen-Kommission, die von der Washingtoner Konferenz von 1922 beauftragt worden war, den Entwurf von Luftkriegsregeln auszuarbeiten, in ihrem Bericht:

„Die Erfahrung des letzten Krieges hat im Geiste der gesamten Menschheit ein tiefes Entsetzen hinterlassen über die furchtbaren Leiden, die durch den wahllosen Abwurf von Bomben und Geschossen auf die friedliche Bevölkerung der Städte verursacht werden können. Das Gewissen der Menschheit empört sich gegen diese Art der Kriegführung außerhalb des wirklichen Schauplatzes der militärischen Operationen. Überall herrscht das Gefühl, daß dieser Art der Kriegführung Beschränkungen auferlegt werden müssen.

Auf der anderen Seite ist es ebenfalls klar, daß das Luftfahrzeug ein machtvolles Kriegsinstrument darstellt und daß kein Staat, der damit rechnet, daß er selbst angegriffen werden kann, und der weiß, welchen Gebrauch sein Gegner von seinen Luftstreitkräften zu machen vermag, das Wagnis eingehen kann, seine eigene Aktionsfreiheit in einem solchen Umfange aufzugeben, daß er es sich versagen würde, seinen

Digitized by Google

Gegner da anzugreifen, wo dieser rechtmäßig in wirksamer Weise angegriffen werden kann. Es ist daher unnütz, Verbote aufzustellen, wenn nicht gleichfalls darüber Klarheit herrscht, welche Objekte rechtmäßige Angriffsziele darstellen ..."

Von dieser berechtigten Auffassung ausgehend, hat die Haager Kommission versucht, die erlaubten Angriffsziele positiv zu bestimmen. Nach Art. 24 der von ihr entworfenen Luftkriegsregeln soll das Luftbombardement nur zulässig sein, wenn es ausschließlich gegen folgende Ziele gerichtet ist:

„Militärische Streitkräfte, militärische Werke, militärische Anlagen oder Depots, Fabriken, die bedeutende und wohlbekannte Zentren darstellen und zur Herstellung von Waffen und Munition und typisch militärischen Bedarfsgegenständen dienen, Verkehrs- oder Transportlinien, die für militärische Zwecke benutzt werden."

Dieser Versuch der Haager Kommission, eine Liste der erlaubten Angriffsziele aufzustellen, war zu begrüßen, da ohne eine Festlegung in einem internationalen Abkommen die Zulässigkeit des Angriffs in der Praxis je nach der Interessenlage des einzelnen Kriegführenden behauptet und in der Theorie nach den persönlichen Anschauungen der Autoren angenommen werden wird. Den Bemühungen der Haager Kommission blieb indessen der Erfolg versagt. Mehrfach wurde die Vermutung ausgesprochen, daß gerade die Bestimmungen über das Luftbombardement einer Ratifizierung der Haager Luftkriegsregeln im Wege gestanden hätten; denn die anderen Teile des Entwurfs sind auch von militärischer Seite als zweckmäßig anerkannt worden. Wenn man auch die Ansicht einer vom Internationalen Komitee des Roten Kreuzes 1931 einberufenen Sachverständigen-Kommission, daß der Aufstellung einer solchen Liste unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstünden, nicht zu teilen braucht, so muß man doch zugeben, daß die oben erwähnte Bestimmung des Haager Entwurfs keine befriedigende Regelung der Frage darstellt; denn sie ist zu eng und trägt den Gegebenheiten des modernen Krieges nicht genügend Rechnung, ja sie berücksichtigt nicht einmal hinreichend die Praxis des Weltkrieges.

Das Kriterium des militärischen Objekts, von dem die Haager Kommission ausgeht, hatte sich im Weltkrieg für die selbständigen Operationen der Luftstreitkräfte gegen Bodenziele durchgesetzt. Beide Parteien haben, wenn man von Angriffen zu Vergeltungszwecken absieht, stets erklärt, daß der Luftkrieg nur gegen militärische Objekte geführt werde. Oberst Thomsen, im Weltkrieg Chef des Generalstabes der deutschen Luftstreitkräfte, hat vor dem parlamentarischen Untersuchungsausschuß ausgeführt[1]), daß als selbständige Kampfhandlungen der Luftwaffe Angriffe angeordnet wurden gegen „die Kraftquellen der feindlichen Streitkräfte, ihre Lager, Stapelplätze, Depots, Munitions- und Kriegswerkstätten, militärwichtige Bahnlinien und Bahnhöfe, Ein- und Ausschiffungshäfen, Docks und ähnliche

[1]) Völkerrecht im Weltkrieg, 3. Reihe, Bd. 4, S. 57.

Digitized by Google

Anlagen, deren Zerstörung oder Beschädigung zum mindesten eine Schwächung der Kampfkraft herbeiführte. Alle Luftangriffe dienten also ausschließlich militärwichtigen Zielen (mit einer einzigen später zu erörternden Ausnahme[2])) unter weitest gehender Rücksichtnahme auf die nichtkämpfende Bevölkerung und unter möglichster Schonung privaten Eigentums." Auch seitens der Alliierten wurden als erlaubte Angriffsobjekte u. a. Hochöfen, Kraftwerke, Eisen- und Stahlwerke, Motorenwerke, Petroleumlager und Ölraffinerien angesehen.

Wie man sieht, wurde also im Weltkrieg der Begriff des militärwichtigen Ziels sehr viel weiter gefaßt, als dies in der Liste der Haager Kommission geschehen ist. Auch in der ausländischen Literatur wird fast allgemein der Haager Vorschlag als unbefriedigend bezeichnet. Es wird darauf hingewiesen, daß seine Annahme sogar große Gefahren in sich bergen und leicht zum Gegenteil dessen führen würde, was erstrebt wurde. Die natürlichsten militärischen Erwägungen würden die Kriegführenden veranlassen, Ziele anzugreifen, die nicht in der Liste genannt seien; der erste derartige Angriff werde dem anderen Kriegführenden den erwünschten Anlaß geben, sich von den rechtlichen Fesseln zu befreien, und so werde man im bösen Zirkel der Repressalien sehr bald in einen Luftkrieg geraten, der keinerlei Beschränkungen mehr kenne und absichtlich gegen die Zivilbevölkerung und gegen Güter ohne jede militärische Bedeutung geführt werde.

Es muß anerkannt werden, daß es im allgemeinen Interesse besser erscheint, keine genauen Regeln zu haben, als eine Bindung durch zu enge Bestimmungen, die der Praxis des Krieges nicht standhalten können. Eine ähnliche Gefahr besteht aber, wenn man zwar den Grundsatz anerkennt, daß nur militärisch wichtige Ziele angegriffen werden dürfen, sich jedoch über den Begriff des militärischen Objekts nicht einig ist; es könnte der eine Kriegführende dem anderen leicht den Vorwurf machen, er habe nichtmilitärische Objekte angegriffen, und daraufhin zu Repressalien übergehen. Es wäre daher höchst wünschenswert, einen Maßstab zu finden, nach dem sich bestimmen ließe, welche Objekte bei Luftangriffen auf feindliches Gebiet als militärisch wichtige Ziele anzusehen sind.

Es ist häufig darauf aufmerksam gemacht worden, daß der Luftkrieg gewisse Ähnlichkeiten mit dem Seekrieg aufweist. So liegt denn der Gedanke nahe, nach einem solchen Maßstab in den Normen des Seekriegsrechts zu suchen: Ist doch auch der Begriff des militärischen Objekts aus dem Seekrieg hergeleitet worden. Das IX. Haager Abkommen über die Beschießung durch Seestreitkräfte in Kriegszeiten erklärt in Übereinstimmung mit Art. 25 der Haager Landkriegsordnung, daß es untersagt sei, unverteidigte Häfen, Städte, Dörfer, Wohnstätten oder Gebäude durch See-

[2]) Es handelt sich um Luftangriffe auf Paris als Vergeltungsmaßnahme.

Digitized by Google

ſtreitkräfte zu beſchießen. Es beſtimmt aber weiter im Gegenſatz zur Landkriegsordnung, daß in dieſem Verbot militäriſche Werke, Militär- oder Marineanlagen, Niederlagen von Waffen oder von Kriegsmaterial, Werkſtätten und Einrichtungen, die für die Bedürfniſſe der feindlichen Flotte oder des feindlichen Heeres nutzbar gemacht werden können, ſowie im Hafen befindliche Kriegsſchiffe nicht einbegriffen ſeien. Dieſer Unterſchied hat ſeinen Grund darin, daß Seeſtreitkräfte in der Regel nicht in der Lage ſind, anders als durch Zerſtörung die genannten Anlagen der Nutzung durch den Gegner zu entziehen, während die Landſtreitkräfte dieſes Ziel im Wege dauernder Beſetzung ebenſo wirkſam erreichen und darüber hinaus die Anlagen noch der eigenen Kriegführung dienſtbar machen können. Da in dieſer Hinſicht für Luftſtreitkräfte dasſelbe wie für Seeſtreitkräfte gilt, iſt die Übertragung des Kriteriums des militäriſchen Objekts vom Seebombardement auf das Luftbombardement ſinnvoll.

Man kann aber ſehr wohl noch einen Schritt weitergehen. Der Seekrieg und der ſelbſtändige Luftkrieg, bei dem die Luftſtreitkräfte nicht nur als Hilfswaffe des Heeres oder der Marine eingeſetzt werden, haben gemeinſam, daß ſie direkt gegen die feindliche Kriegswirtſchaft gerichtet ſind. Im Seekrieg ſoll dieſe durch Abſchneiden lebenswichtiger Zufuhr geſchwächt und wenn möglich zum Erliegen gebracht werden. Der ſelbſtändige Luftkrieg ſucht die feindliche Wirtſchaft unmittelbar im feindlichen Lande zu treffen. Es beſteht kein Grund, den Begriff der feindlichen Kriegswirtſchaft und den Umkreis der für ſie wichtigen Objekte im einen Falle anders zu beſtimmen als im anderen.

Das Banngutrecht, wie es ſich im Seekriege herausgebildet hat, gibt einen Hinweis darauf, welche Objekte allgemein als für die feindliche Kriegswirtſchaft wichtig angeſehen werden können; denn als Banngut werden alle die Gegenſtände und Stoffe bezeichnet, die der Kriegführende nicht nur dem Gegner, ſondern auch einem Neutralen wegzunehmen berechtigt iſt, und die er unter Umſtänden auch zerſtören darf, weil ihre Zufuhr zum Gegner der Stärkung ſeiner Kriegswirtſchaft dient.

Urſprünglich galten nur Waffen, Munition und Kriegsmaterial als Banngut, weil man davon ausging, daß allein dieſe militäriſch ſo wichtig ſeien, um die Wegnahme zu rechtfertigen. Später ging man dazu über, die Zufuhr auch ſolcher Güter zu unterbinden, die zwar ihrem Charakter nach auch friedlichen Zwecken dienen konnten, von denen aber feſtſtand, daß ſie für die feindliche Streitmacht beſtimmt waren. So entſtand der Unterſchied zwiſchen unbedingtem und bedingtem Banngut. Nach den 1909 in der Londoner Seerechtserklärung — die allerdings nicht bindendes Recht geworden iſt — niedergelegten Grundſätzen unterliegen Gegenſtände des unbedingten Bannguts, d. h. ſolche, die ausſchließlich für kriegeriſche Zwecke verwendet werden können, immer dann der Beſchlagnahme, wenn

Digitized by Google

sie für das feindliche Gebiet bestimmt sind. Als unbedingtes Banngut galt fast nur das Kriegsmaterial. Die in der Erklärung enthaltene Liste zählt Waffen, Geschosse, militärische Ausrüstungsstücke, Panzerplatten und ähnliches auf.

Es gilt überall als selbstverständlich, daß diese Gegenstände des unbedingten Bannguts bzw. Lager von solchen, die sich im feindlichen Gebiet befinden, im Luftkrieg erlaubte Angriffsziele darstellen. Und wenn die Londoner Liste des unbedingten Bannguts an letzter Stelle noch Werkzeuge und Vorrichtungen nennt, die zur Anfertigung und Ausbesserung von Waffen und Kriegsmaterial dienen, so geht das auf dieselbe Erwägung zurück, die im Luftkrieg dazu geführt hat, die Zerstörung von Werkstätten und Fabriken, die Kriegsmaterial herstellen, zu gestatten. Im Weltkrieg haben sich die alliierten Mächte allerdings nicht an die Liste der Londoner Erklärung gehalten, sondern haben sehr bald als unbedingtes Banngut auch eine große Zahl von Gegenständen und Stoffen bezeichnet, die nicht ausschließlich für kriegerische Zwecke verwendbar sind, wie z. B. Wolle, Baumwolle, Gummi und Kautschuk, Mineralöle und eine große Zahl von Erzen und Metallen. Ob dieses Vorgehen nach den Normen des Seekriegsrechts als zulässig anzusehen war, mag hier dahingestellt bleiben. Jedenfalls müssen Dinge, die für so kriegswichtig gehalten werden, daß sie seekriegsrechtlich der Behandlung als unbedingtes Banngut unterliegen, auch als Objekte zulässiger Luftangriffe betrachtet werden, wenn sie im Operations- oder Heimatgebiet des Feindes sich befinden, gleichgültig, ob ihre Bestimmung für die feindliche Wehrmacht festzustellen ist oder nicht.

Was die Gegenstände des bedingten Bannguts betrifft, d. h. Gegenstände, die sowohl für kriegerische wie für friedliche Zwecke verwendet werden können, so sollten sie nach der Londoner Erklärung nur dann der Beschlagnahme unterliegen, wenn sie für den Gebrauch der feindlichen Streitmacht oder der Verwaltungsstellen des feindlichen Staates bestimmt waren. Die staatlichen Verwaltungsstellen wurden deshalb genannt, weil nach den Worten des Generalberichts zur Londoner Erklärung der Staat eine Einheit ist und der Bezug von Lebensmitteln oder Geld durch eine Zivilverwaltungsstelle nicht nur ihr, sondern dem ganzen Staate mit Einschluß der Militärverwaltung zum Vorteil gereicht. Zum bedingten Banngut rechneten nach der Londoner Erklärung Lebensmittel, Fourage, Fuhrwerke, Eisenbahnmaterial, Schwimmdocks, Vorrichtungen für Trockendocks und ihre Bestandteile.

Auch hier kann man eine allgemeine Übereinstimmung der Ansichten dahin feststellen, daß im Luftkriege Lager oder Stapelplätze solcher Gegenstände im Gebiet des Feindes angegriffen werden können, wenn feststeht, daß sie für den Gebrauch der feindlichen Wehrmacht bestimmt sind oder von dieser benutzt werden. Selbst nach den sehr engen Bestimmungen des

Digitized by Google

Haager Entwurfs kann das Recht zur Zerstörung von Heeresvorräten durch Luftangriffe nicht angezweifelt werden. Und wenn im Banngutrecht der Bestimmung für die feindliche Streitmacht diejenige für den Gebrauch der staatlichen Verwaltungsstellen gleichsteht, so ist kein Grund einzusehen, warum diese Gleichsetzung nicht mit demselben Recht auch im Luftkrieg vorgenommen werden sollte.

Allerdings wird man die Frage stellen, wie man denn bei diesen Gütern, deren kriegerische Bestimmung sich nicht schon aus ihrem Charakter ergibt, feststellen soll, daß sie für den Gebrauch der feindlichen Streitmacht oder der Verwaltungsstellen des feindlichen Staates bestimmt sind. Sichere Anhaltspunkte hierfür werden häufig fehlen. Wenn man auch hier wieder auf das Seekriegsrecht zurückgeht, so zeigt sich, daß die Kriegführenden seit jeher versucht haben, den Nachweis der feindlichen Bestimmung zu umgehen oder ihn sich zu erleichtern. Sie haben bei Vorliegen gewisser von ihnen definierter Tatbestände bestimmte — unter Umständen unwiderlegbare — Vermutungen für die feindliche Bestimmung des Guts aufgestellt. Es war vor allem die Erweiterung und Verschärfung solcher Vermutungen, die den alliierten Mächten als Mittel für die Durchführung der Fernblockade gegen Deutschland dienten. Sie führten praktisch die völlige Beseitigung der Unterschiede in der Behandlung des unbedingten und des bedingten Banngutes herbei. Nur e i n e dieser Vermutungen soll hier hervorgehoben werden.

Unter Führung Englands ist von den Alliierten im Weltkrieg erklärt worden, daß man bei allen Gegenständen und Stoffen des bedingten Banngutes, die von Deutschland unter Zwangswirtschaft gestellt worden seien oder deren Verteilung staatlich kontrolliert werde, die feindliche Bestimmung, d. h. die Bestimmung für den Gebrauch der feindlichen Streitmacht oder der Verwaltungsstellen des feindlichen Staates, vermuten müsse, daß sie also stets der Wegnahme unterliegen, es sei denn, daß der Neutrale im Einzelfalle beweise, daß keine feindliche Bestimmung vorliege. Da der Neutrale in den meisten Fällen diesen Beweis nicht führen konnte, wurden praktisch alle diese Güter dem unbedingten Banngut gleichgestellt, d. h. schon dann beschlagnahmt, wenn ihre Bestimmung für das feindliche Gebiet anzunehmen war. So erklärte z. B. das englische Prisengericht[3]), daß die Einziehung einer Ware als bedingtes Banngut gerechtfertigt sei, wenn sie, ins feindliche Land gelangt, dort auf Grund der Kriegsnotgesetzgebung ganz oder teilweise der feindlichen Regierung abgeliefert werden müsse. Der französische Conseil des prises entschied[4]), daß für Deutschland be-

[3]) „The Jeanne", 2 Brit. and Col. Prize Cases, 227.

[4]) „Sibilla": (Ministère de la Marine) Décisions du Conseil des Prises, p. 319.

Digitized by Google

stimmte Lebensmittel als für die Verwaltungsstellen des Staates bestimmt anzusehen seien, weil die deutsche Regierung Kontrollmaßnahmen für die in Deutschland befindlichen Lebensmittel getroffen habe. Daß auch in Zukunft mit derartigen Vermutungen zu rechnen ist, zeigen die französischen Instruktionen über die Ausübung des Prisenrechts vom 8. März 1934, nach deren Art. 47 die feindliche Bestimmung von Gegenständen des bedingten Bannguts zu vermuten ist, wenn die feindliche Regierung Maßnahmen für die allgemeine staatliche Anforderung oder die Kontrolle der Verteilung von solchen Gegenständen ergriffen hat. Da künftig ein kriegführender Staat kaum vermeiden kann, in weitem Umfang die lebensnotwendigen und kriegswichtigen Gegenstände unter Zwangsbewirtschaftung zu stellen, und da er seine Einfuhr auf diese Gegenstände beschränken wird, so führt eine Regelung wie die der französischen Instruktionen dazu, daß fast alle Güter, die in das feindliche Land gehen, als für die Wehrmacht des feindlichen Staates bestimmt angesehen werden. Wird der Seehandelskrieg mit Hilfe einer solchen Vermutung geführt, gegen die erhebliche rechtliche Bedenken vorgebracht werden können, so wird man dem Luftkriegführenden nicht das Recht bestreiten können, Angriffe auf solche Güter, die im feindlichen Land der Zwangswirtschaft oder der staatlichen Kontrolle unterworfen sind, ohne Rücksicht darauf zu unternehmen, ob er die Bestimmung für die feindliche Wehrmacht eindeutig feststellen kann.

Die Übertragung des von den Alliierten im Weltkrieg eingeführten Grundsatzes auf den Luftkrieg würde zu einer ähnlichen Lösung führen, wie sie der Amerikaner Quindry vorgeschlagen hat. Von dem Gedanken ausgehend, daß es nicht nur zwecklos, sondern sogar gefährlich wäre, so enge Regeln aufzustellen, wie sie der Haager Entwurf enthält, schlägt er vor, als zulässige Angriffsobjekte folgendes anzusehen: "all industries and facilities, which would naturally be included in a national conscription or mobilization system in time of war". Quindry geht damit immer noch nicht so weit wie der Engländer Spaight in seinem bekannten Buch „Air Power and War Rights", der für Luftstreitkräfte ein allgemeines Recht der Verwüstung in Anspruch nehmen will, wobei er allein zur Bedingung macht, daß die zum Zweck der Verwüstung geführten Angriffe keinen zu großen Verlust an Menschenleben zur Folge haben.

Der Rückgriff auf die Banngutregeln des Seekriegsrechts vermag das Problem der militärisch wichtigen Ziele im Luftkrieg der Lösung näherzubringen. Grundsätze für das Luftbombardement, die den bis zum Weltkrieg geltenden Regeln des Banngutrechts, wie sie in der Londoner Erklärung niedergelegt sind, entsprechen, würden selbst diejenigen anerkennen können, die das Luftbombardement weitgehend beschränken wollen. Be-

Digitized by Google

stehen aber zwingende Gründe, unter den modernen Verhältnissen die alten Banngutregeln zu erweitern und zu verschärfen, so kann mit eben denselben Gründen eine Verschärfung des Luftkrieges gerechtfertigt werden. Es wäre darum ein höchst erstrebenswertes Ziel, auf dem einen wie auf dem anderen Gebiet zu einer Einigung der Staaten über die anzuwendenden Regeln zu kommen.

Zum Problem Kultur und Krieg.

Von Karl Linnebach.

Das erste Geschäft jeder theoretischen Betrachtung ist nach Clausewitz das Aufräumen der durcheinandergeworfenen und ineinander verworrenen Begriffe und Vorstellungen. Wer Klarheit über die Beziehungen von Kultur und Krieg gewinnen will, wird gut tun, dies Wort zu beherzigen; denn die Vorstellungen, die mit dem Namen Kultur verbunden zu werden pflegen, sind alles andere als eindeutig, und die Verwendung des Begriffes Krieg setzt ebenfalls eine Klärung und Verständigung voraus.

Kultur (lateinisch cultura) stammt von colere = hegen, pflegen, bebauen, bearbeiten, und bedeutet ursprünglich die Bearbeitung und Pflege des Bodens und den Anbau von Nahrungspflanzen. Im übertragenen Sinne bedeutet Kultur die Pflege und Veredlung des Körpers und Geistes und ihrer Fähigkeiten (Körper- und Geisteskultur), und schließlich ganz allgemein die Umgestaltung der menschlichen Umwelt. Die Güter, die durch die Kulturarbeit geschaffen werden, sind die Kulturgüter.

Kultur bezeichnet also den Gegensatz zur Natur, zum Naturzustand, zu dem, was die sich selbst überlassenen Naturkräfte schaffen. In diesem Sinne gehört zur Kultur alles, was Hände, Geist und Gemüt des Menschen schaffen und umgestalten, die aus einer Fischgräte angefertigte Nähnadel ebenso wie die Nähmaschine, die erste einfache Hütte ebenso wie das Straßburger Münster, die erste politische Ordnung eines Stammes der Vorzeit ebenso wie der politische Aufbau eines europäischen Staates der Gegenwart, das erste artikulierte Wort ebenso wie Goethes Faust. Man kann hiernach wohl Stufen der Kultur unterscheiden. Aber zur Kultur in diesem Sinne gehören die untersten Stufen ebenso wie die höchsten, die materiellen Kulturgüter ebenso wie die ideellen, die Politik ebenso wie Kunst und Wissenschaft.

In anderer Bedeutung gebraucht die „Kulturgeschichte" zumeist das Wort Kultur. Für sie ist der Gegensatz zur Kultur nicht die Natur, sondern das Politische im weitesten Sinne, d. h. alles, was zur politischen Ordnung eines Volkes gehört. In der „Quellenkunde der deutschen Geschichte" von

Digitized by Google

Dahlmann-Waitz (9. Aufl. 1931) rechnet Georg Steinhausen, der Bearbeiter des Abschnitts Kulturgeschichte, folgende Gebiete zu diesem Zweige der Geschichtswissenschaft und damit zur Kultur: Wirtschafts-, Erziehungs- und Unterrichts-, Literatur-, Kunst- und Musikgeschichte, Volkscharakter, geistige Verfassung (Briefverkehr, Stammbücher, Buch- und Bibliothekswesen, Zeitungswesen, Gefühls- und Gemütsleben), Volkskunde, Sagen- und Märchenforschung, Aberglaube, Hexenwesen, Astrologie, Privatalterтümer (Siedlung, Wohnung, Hausrat und Gerät, Garten, Burgen, Technik, Trachten, Haus und Familie, Sittengeschichte, Studentenleben, geheime Gesellschaften, Nahrung und Getränke, Sittlichkeit, Krankheiten und Gesundheitswesen).

Kultur fällt also hier nahezu zusammen mit dem Privaten, mit dem Nicht-Politischen. Die politischen Kulturschöpfungen und mit ihnen das Kriegswesen haben in diesem Begriff der Kultur keinen Platz.

Eine dritte Auffassung des Begriffs Kultur zeigt das im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts erschienene große Sammelwerk „Die Kultur der Gegenwart". Es gliedert die Kultur in folgende Gebiete: geistes-wissenschaftliche Kulturgebiete (Religion, Philosophie, Literatur, Musik, Kunst, Staat und Gesellschaft, Recht und Wirtschaft); mathematische, naturwissenschaftliche und medizinische Kulturgebiete und technische Kulturgebiete. Dem Staate wird hier ein Platz innerhalb der Kultur eingeräumt, aber nicht als Kulturschöpfung, als Kulturgut, sondern als Voraussetzung der Kultur. „Die Kultur setzt Staat und Gesellschaft voraus, ihren eigentlichen Sitz aber hat sie in den Individuen", heißt es bezeichnenderweise in dem programmatischen ersten Bande, der die „allgemeinen Grundlagen der Kultur der Gegenwart" behandelt. Die Kriegstechnik findet zwar einen Platz unter den technischen Kulturgebieten, aber Kriegswesen, Kriegswissenschaften und Kriegskunst waren in dem ursprünglichen Plane nicht vorgesehen. Ein Band „Kriegskunst und Kriegswissenschaft" sollte nachträglich in die Abteilung geisteswissenschaftliche Kulturgebiete aufgenommen werden. Es kam aber nicht mehr zur Verwirklichung dieser Absicht.

Sieht man nun näher zu, so stellen sich die zahlreichen Bände der „Kultur der Gegenwart" dar als eine Heerschau über Entwicklung und Stand sämtlicher Wissenschaften, also als eine Art Enzyklopädie der Wissenschaften, von denen aber die Kriegswissenschaften mit Ausnahme der Kriegstechnik ausgeschlossen sind. „Kultur" fällt hier nahezu mit „Bildung" zusammen[1]).

[1]) Das wird besonders deutlich durch den Inhalt des ersten Bandes des Gesamtwerks, in dem als „Grundlagen der Kultur der Gegenwart" folgende Gegenstände behandelt werden: I. Das Wesen der Kultur, II. Das moderne Bildungswesen, III. Die wichtigsten Bildungsmittel, IV. Die Organisation der Wissenschaft.

Digitized by Google

Wieder ein anderer Kulturbegriff tritt uns bei der Unterscheidung von Zivilisation und Kultur entgegen. Aus den vielen Formen, in denen sie auftritt, wählen wir als besonders anschaulich und besonders scharf zugespitzt diejenige von H. St. Chamberlain (Grundlagen des 19. Jahrhunderts S. 731 der 1. Ausg.). Chamberlain unterscheidet:

1. Entdeckung
2. Wissenschaft } . . . . . Wissen
3. Industrie
4. Wirtschaft } . . . . . Zivilisation
5. Politik und Kirche
6. Weltanschauung (einschl. Religion) und Sittenlehre
7. Kunst } . . Kultur.

Einzig Kunst und Philosophie — und diese nur wegen ihrer engen Verwandtschaft mit der Kunst — verdienen nach Chamberlain Kultur zu heißen. Was außerhalb dieses engen Bereiches steht, „ist lediglich »Zivilisation« . . .“ (a. a. O. S. 62). Was in der „Kultur der Gegenwart“ recht eigentlich als Kultur erscheint, die Wissenschaft, wird hier aus ihr verwiesen. Der Staat und damit auch das Kriegswesen wird der „Zivilisation“ zugeteilt, die Politik als eine bloße Reaktion auf wirtschaftliche Bewegungen bezeichnet.

Wir sehen an diesen Beispielen, wie vielfältig der Begriff Kultur aufgefaßt und wie verschieden über die Beziehung des politischen Lebens und damit des Krieges und des Kriegswesens zur Kultur gedacht wird. Nur die erste Auffassung schließt alle Äußerungen des politischen Lebens in die Kultur ein, den andern gelten Staat, Krieg und Kriegswesen mehr oder weniger als außerhalb der Kultur stehend, als kulturlos, kulturfeindlich, kulturzerstörend. Chamberlain macht sich das Wort Gibbons zu eigen, daß die Macht der Könige am wirksamsten in der Zerstörung sei, und dehnt es aus auf „fast alle Politiker — sobald sie hinreichende Macht besitzen“ (S. 124). Während er überall, wo es sich um Kultur in seinem Sinne und um das Private handelt, große schöpferische Männer die geschichtliche Bewegung gewaltig vorantreiben läßt, leugnet er für das politische Leben die schöpferische Leistung der Staatsmänner und der Feldherren und behauptet, daß es die anonymen Kräfte seien, welche das Leben der Völker gestalten (S. 129).

Für welche von diesen verschiedenen Auffassungen des Begriffs Kultur sollen wir uns nun entscheiden? Der Standpunkt Chamberlains beruht offensichtlich auf persönlichem Belieben und darauf, daß eine ganze Seite des Völkerlebens kaum beachtet oder durch diktatorischen Spruch beiseitegeschoben wird. Ganz offen tritt dies Verfahren zutage, wenn Chamberlain

Digitized by Google

z. B. behauptet, daß Militär- und Zivilbeamte aus dem eigentlichen Lebensprozeß ausscheiden (S. 19). Reine Willkür ist es auch, wenn die schöpferische Tätigkeit nur auf den Gebieten der Kunst und der Philosophie als Kulturleistung anerkannt wird. Und im Grunde ist das, was Chamberlain unternimmt, nicht eine Feststellung des Begriffes Kultur, sondern die Aufstellung einer Rangordnung innerhalb der Kultur.

Ebenso willkürlich ist die von der „Kulturgeschichte" beliebte Beschränkung der Kultur auf das Private und die Ausschaltung fast des gesamten politischen Lebens. Und als einseitig muß auch die von der „Kultur der Gegenwart" vorgenommene Gleichsetzung von Kultur und Bildung verworfen werden. Es bleibt also nur die an erster Stelle aufgeführte Auffassung übrig, die alle Lebensgebiete umfaßt.

Indem wir uns für sie entscheiden, haben wir nicht nur den allgemeinen Sprachgebrauch, sondern auch gewichtige Stimmen für uns.

Nach Kant (Kritik der Urteilskraft, § 83) ist Kultur „die Hervorbringung der Tauglichkeit eines vernünftigen Wesens zu beliebigen Zwecken überhaupt (folglich in seiner Freiheit)". Als die vornehmste subjektive Bedingung der Tauglichkeit zur Beförderung der Zwecke bezeichnet Kant die Geschicklichkeit. Zu ihr muß der Wille treten, der die Zwecke bestimmt und wählt, und der „zum ganzen Umfang einer Tauglichkeit zu Zwecken wesentlich gehört". Als die letzte Bedingung der Tauglichkeit nennt er die „Kultur der Zucht (Disziplin)"; sie „besteht in der Befreiung des Willens von dem Despotismus der Begierden", die uns unfähig machen, „selbst zu wählen". Kultur besteht also nach Kant darin, daß sich der Mensch durch Geschicklichkeit, Willen und Zucht zu beliebigen Zwecken überhaupt tauglich macht. Wie weit Kant davon entfernt ist, die Kultur auf gewisse Gebiete zu beschränken, geht daraus hervor, daß er im gleichen Zusammenhang Wissenschaft und Kunst als „die minder notwendigen Stücke der Kultur" bezeichnet. Wir dürfen also die Tätigkeit des Staatsmanns, des Feldherrn und des Kriegers zur Kultur rechnen, soweit sie den von Kant aufgestellten Bedingungen entspricht, d. h. auf Tauglichkeit zu politischen und kriegerischen Zwecken beruht.

Damit steht es ganz in Einklang, daß Kant echtes Kriegertum, echt kriegerisches Verhalten als „erhaben" bezeichnet. Unter „erhaben" versteht er das, „was schlechthin groß ist". Wie wir der Gewalt der Natur entgegentreten, die „unsere Kraft (die nicht Natur ist) in uns aufruft, um das, wofür wir besorgt sind (Güter, Gesundheit und Leben), als klein ... anzusehen", so tritt der Krieger der Gewalt des Krieges entgegen und ist daher „ein Gegenstand der größten Bewunderung" als ein Mensch, „der nicht erschrickt, der sich nicht fürchtet, also der Gefahr nicht weicht, zugleich aber mit völliger Überlegung rüstig zu Werke geht. ... Selbst der Krieg, wenn er mit Ordnung und Heiligachtung der bürgerlichen Rechte geführt

Digitized by Google

wird, hat etwas Erhabenes an sich und macht die Denkungsart des Volks, welches ihn auf diese Art führt, nur desto erhabener, je mehreren Gefahren es ausgesetzt war und sich mutig darunter hat behaupten können: da hingegen ein langer Friede den bloßen Handelsgeist, mit ihm aber den niedrigen Eigennutz, Feigheit und Weichlichkeit herrschend zu machen und die Denkungsart des Volkes zu erniedrigen pflegt (Kritik d. Urteilskraft, § 28).

Wie Kant, so dachte auch Goethe. Am 23. August 1827 sagte er zu dem Kanzler v. Müller: „Die Sachsen, vornehmlich die Ostfriesen, hatten von jeher mehr Kultur als die südlicheren Deutschen. Was ist Kultur anderes, als ein höherer Begriff von politischen und militärischen Verhältnissen? Auf die Kunst, sich in der Welt zu betragen und nach Erfordern dreinzuschlagen, kommt es bei den Nationen an." Eine schärfere Absage an jeden Versuch, die Kultur auf Kunst und Wissenschaft und auf das Private zu beschränken, ist kaum denkbar. Und wieder sehen wir auch wie bei Kant, daß dem handelnden und nicht dem betrachtenden Menschen Kultur zugesprochen wird.

Auf Kant und Goethe uns stützend, verwerfen wir jeden Begriff der Kultur, in dem nicht auch das Platz hat, was zu der Kunst gehört, „sich in der Welt zu betragen und nach Erfordern dreinzuschlagen". Wir rechnen daher zur Kultur auch alles Politische und Militärische. Staat und Wehrmacht, Politik und Kriegskunst sind nicht bloße Voraussetzungen der Kultur, sondern selbst Schöpfungen der Kultur, Kulturgebilde. Der Aufbau des preußischen Staates und der preußischen Wehrmacht durch Friedrich Wilhelm I., den „stummen Poeten", wie ihn Carlyle mit Recht nennt, und durch Friedrich den Großen, die Reform des preußischen Staates und Heeres durch Stein und Scharnhorst sind ebenso wie der Aufbau des Großdeutschen Reiches durch Adolf Hitler nicht minder große Kulturleistungen als die Schöpfungen der deutschen Denker, Dichter und Künstler, oder wie das Werk, mit dem Faust seine Erdentage beschließt. Und wenn von den Kulturleistungen des deutschen Offizierkorps die Rede ist, so wollen wir nicht nur und auch nicht zuerst an das denken, was es wissenschaftlich und künstlerisch, sondern an das, was es in seinem Beruf geleistet hat. Vor allem aber dürfen wir niemals vergessen, daß das „fürnehme Sterben"[*]), das der Krieg von Mann und Führer fordert, wesentlichster Teil der Kunst, sich in der Welt zu betragen, und Ausdruck höchster Kultur ist.

Auch der Begriff Krieg bedarf nun einer Klärung. Wir brauchen sie aber nicht selbst herbeizuführen. Clausewitz hat dies längst getan. Nur hat man ihm hier wie in anderen Dingen nicht den Gefallen getan, ihn genau zu lesen.

[*]) Zu diesem Ausdruck sei erläuternd bemerkt: Als 1914 der Krieg ausbrach, sagte ein alter Schwarzwaldbauer: „Jetzt fängt das fürnehme Sterben wieder an."

Digitized by Google

Als die Clausewitzsche Definition des Krieges wird fast ausnahmslos der auf der ersten Seite des Werks „Vom Kriege" stehende Satz angeführt: „Der Krieg ist ein Akt der Gewalt, um den Gegner zur Erfüllung unseres Willens zu zwingen." Das ist aber nur eine vorläufige Definition, die Clausewitz aufstellt, um überhaupt anfangen zu können, über seinen Gegenstand zu sprechen. Die endgültige Definition des Krieges steht nicht am Anfang, sondern am Ende des 1. Kapitels, das die Überschrift trägt: „Was ist der Krieg?"

Diese endgültige Definition lautet:

„Der Krieg ist also nicht nur ein wahres Chamäleon, weil er in jedem konkreten Falle seine Natur etwas ändert, sondern er ist auch seinen Gesamterscheinungen nach in Beziehung auf die in ihm herrschenden Tendenzen eine wunderliche Dreifaltigkeit, zusammengesetzt

[1.] aus der ursprünglichen Gewaltsamkeit seines Elements, dem Haß und der Feindschaft, die wie ein blinder Naturtrieb anzusehen sind,

[2.] aus dem Spiel der Wahrscheinlichkeiten und des Zufalls, die ihn zu einer freien Seelentätigkeit machen, und

[3.] aus der untergeordneten Natur eines politischen Werkzeugs, durch welche er dem bloßen Verstande anheimfällt.

„Die erste dieser drei Seiten ist mehr dem Volke, die zweite mehr dem Feldherrn und seinem Heer, die dritte mehr der Regierung zugewendet. Die Leidenschaften, welche im Kriege entbrennen sollen, müssen schon in den Völkern vorhanden sein; der Umfang, welchen das Spiel des Mutes und Talentes im Reiche der Wahrscheinlichkeiten und des Zufalls bekommen wird, hängt von den Eigentümlichkeiten des Feldherrn und des Heeres ab, die politischen Zwecke aber gehören der Regierung allein an.

„Diese drei Tendenzen, die als ebenso viele verschiedene Gesetzgebungen erscheinen, sind tief in der Natur des Gegenstandes begründet und zugleich von veränderlicher Größe. Eine Theorie, welche eine derselben unberücksichtigt lassen oder zwischen ihnen ein willkürliches Verhältnis feststellen wollte, würde augenblicklich mit der Wirklichkeit in einen solchen Widerspruch geraten, daß sie dadurch allein wie vernichtet betrachtet werden müßte."

Was bedeutet nun diese eigentliche Clausewitzsche Definition des Krieges für unsere Zwecke?[1]) Zunächst zeigt sie, daß der Krieg eine

[1]) Wie fruchtbar sie in jeder Hinsicht ist, wird meine im Auftrage von Herrn General v. Cochenhausen bearbeitete Schrift „Die Wehrwissenschaften, ihr Begriff und ihr System" zeigen, die bis zum Herbst im Verlage von E. S. Mittler & Sohn erscheinen wird.

Digitized by Google

Natur- und eine Kulturseite hat. Die erste der drei Tendenzen, die als blinder Naturtrieb anzusehende ursprüngliche Gewaltsamkeit des kriegerischen Elements, stellt die Naturseite des Krieges dar, während die beiden anderen Tendenzen, die freie Seelentätigkeit des Feldherrn und seines Heeres sowie die der Regierung zufallende Handhabung des Krieges als politisches Werkzeug, die Kulturseite des Krieges bilden.

Krieg und kriegerische Tätigkeit gehören also der Natur und der Kultur zugleich an. Es ist daher verfehlt, wenn der Krieg, wie es nicht selten in kriegsphilosophischen und anderen Betrachtungen geschieht, einseitig entweder nur als Naturvorgang, als biologisches Geschehen, oder als reines Menschenwerk behandelt wird. Er ist stets beides zugleich. Wer die Naturtendenz oder die beiden Kulturtendenzen außer Betracht läßt, gerät notwendig mit der Wirklichkeit in vernichtenden Widerspruch.

Was diese Feststellungen bedeuten, zeigt sich bei der Frage nach dem Sinn eines Krieges. Mit dem „Sinn" eines Krieges kann der „vernünftige Sinn" gemeint sein, den wir von jedem menschlichen Unternehmen fordern. Dieser Sinn verlangt u. a., daß ein vernünftiger Zweck verfolgt werde, daß das Ergebnis vernünftig sei und daß der Aufwand in einem tragbaren Verhältnis zu ihm stehe. Unvernünftig und sinnlos wäre es z. B., wenn man seinen Zweck zwar erreicht, sich aber dabei völlig zugrunde richtet. Dieser „Sinn des Krieges" bezieht sich auf die Kulturseite des Krieges, und zwar vor allem auf den Krieg als Werkzeug der Politik. Wir wollen ihn daher den Kultursinn des Krieges nennen.

Betrachtet man den Krieg als Naturvorgang, so ist es offensichtlich nicht angängig, nach einem solchen Sinn des Krieges zu fragen. Die Frage nach dem Sinn ist dann nur in der Weise zulässig, wie wir auch sonst nach dem Sinn oder Zweck der Natur fragen. In solcher Weise hat z. B. Kant gefragt, welche Absichten die Natur mit dem Kriege verfolge. Seine Antworten geben uns die beste Auskunft über die Beziehungen des Krieges zur Kultur.

Der Krieg ist nach Kant ein Mittel der Natur, Kultur zu schaffen, zu verbreiten und zu fördern. „Der innere und äußere Krieg, so ein großes Übel er auch ist", so ist er „doch zugleich die Triebfeder aus dem rohen Naturzustande in den bürgerlichen überzugehen" (Anthropologie). „Der Krieg ist .., ungeachtet der schrecklichen Drangsale, womit er das menschliche Geschlecht drückt ... dennoch eine Triebfeder mehr, alle Talente, die zur Kultur dienen, bis zum höchsten Grade zu entwickeln." „Indem die Natur .. dafür gesorgt hat, daß Menschen allerwärts auf Erden leben können, so hat sie zugleich auch despotisch gewollt, daß sie allerwärts leben sollten ... sie hat, zu diesem ihrem Zweck zu gelangen, den Krieg gewählt" (Zum ewigen Frieden). „Auf der Stufe der Kultur . ., worauf das menschliche Geschlecht noch steht, ist der Krieg ein unentbehrliches

Digitized by Google

Mittel, diese noch weiterzubringen; und nur nach einer (Gott weiß wann) vollendeten Kultur würde ein immerwährender Friede für uns heilsam und auch durch jene allein möglich sein" (Mutmaßlicher Anfang der Menschengeschichte)[4]).

Worin äußert sich nun die Kulturleistung der beiden Tendenzen des Krieges, die wir der Kulturseite zugewiesen haben? In der gleichen Weise wie das Kulturschaffen überhaupt, indem sie die Natur in ihren Dienst zwingen, sich ihr Werkzeug schaffen, es für ihre Zwecke verwenden und dabei die Kunst der Leitung und Führung des Krieges ausbilden. Wie andere kulturschaffende Kräfte bedienen sie sich dabei nicht nur der aufbauenden Kräfte, sondern sie machen sich auch die zerstörenden dienstbar, indem sie ihnen eine Form und eine Richtung geben, die ihren Absichten entspricht.

Wie die Kultur überhaupt die zerstörenden Kräfte der Natur zu gefügigen Werkzeugen umgestaltet, so bildet die Politik die zerstörende Kraft des Krieges zu ihrem Werkzeug um. Sie bedient sich seiner für ihre Absichten, sie bestimmt den Zweck des Krieges und das Ziel der Kriegführung. Sie wacht darüber, daß sie durch die Richtungen, die die Kriegführung einschlägt und durch die Methoden, die sie anwendet, nicht in ungewollte Bahnen gerissen wird. Sie sorgt dafür, daß der Krieg nicht in ein ungeordnetes, schrankenloses Walten des blinden Naturtriebes ausartet, sondern ein zweckbestimmtes vernünftiges Handeln zur Erreichung des von ihr erstrebten politischen Zweckes bleibt und so die Natur eines untergeordneten politischen Werkzeugs behält. Sie sorgt dafür, daß die drei Tendenzen nicht nach verschiedenen Richtungen auseinanderstreben, sondern nach einer Richtung zusammenwirken.

Der Form nach ist ein solcher Krieg ein Werkzeug der Kultur und damit selbst eine Kulturleistung. Ob er aber mehr kulturschaffend oder zerstörend wirkt, hängt wesentlich ab von der Art der Zwecke, die die Regierung mit dem Kriege verfolgt, von den Methoden der Kriegführung, die sie zuläßt oder vorschreibt, vor allem aber von der Art, wie sie nach dem Siege verfährt.

Der Krieg gleicht in dieser Hinsicht dem Feuer, ohne das die menschliche Kultur unmöglich wäre, das aber in der Hand des Toren und des Verbrechers nur Zerstörung schafft.

Wir kommen also zu dem Schluß, daß zwischen Kultur und Krieg die denkbar engsten Beziehungen bestehen. Die Tätigkeiten des Staatsmannes,

[4]) Die vielen schiefen Urteile über Kants Stellung zum Krieg und der Mißbrauch, den der Pazifismus mit Kants Worten getrieben hat, beruhen vornehmlich darauf, daß man nicht auf den scharfen Unterschied achtet, den Kant macht zwischen dem, „was ist", und dem, „was sein soll". Wir haben oben nur solche Äußerungen gebracht, in denen Kant über das spricht, „was ist". Wie Kant über die Möglichkeit dachte, das zu verwirklichen, „was sein soll", zeigen die oben gesperrt gedruckten Worte mit unmißverständlicher Deutlichkeit.

Digitized by Google

des Feldherrn und des Kriegers sind an sich schon Kulturleistungen, und der Krieg ist, wie uns Kant belehrt hat, eine Triebfeder, alle Talente, die der Kultur dienen, bis zum höchsten Grade zu entwickeln und ein unentbehrliches Mittel, die Kultur weiterzuentwickeln. Man erweist der Kultur keinen Dienst, wenn man diese Tatsachen verkennt oder leugnet.

Die internationale Arbeiterbewegung und der Wehrgedanke.

Von Dr. Paul Osthold, Berlin.

I.

Die Aufrüstung so gut wie aller Länder vollzieht sich ohne jede ernsthafte innere Opposition. Insbesondere die Gewerkschaften und die Arbeiterparteien sind dort, wo sie noch — wie in den westlichen Demokratien — eine entscheidende Rolle spielen, ihre willigen Mitträger geworden. Soweit sie Kritik üben, ist sie weniger grundsätzlicher Art als vielmehr auf die Abstellung von Einrichtungen ausgerichtet, die sie als Mängel ansehen. Damit vollzieht sich die Aufrüstung unserer Tage unter ganz anderen innerpolitischen Bedingungen als vor dem Weltkriege, und es erscheint durchaus gerechtfertigt, diesem bedeutsamen Wechsel eine kurze Betrachtung zu widmen. Die Frage liegt zu nahe: Wie kommt es, daß die Arbeiterbewegung sowohl in ihrer gewerkschaftlichen wie in ihrer parteipolitischen Komponente heute eine so ganz andere Stellung einnimmt wie vor dem Weltkriege? Eine allgemeine Antwort auf diese Frage ist schnell gegeben. Dieser Wechsel in der wehrpolitischen Haltung der Arbeiterbewegung ist das Ergebnis der seit dem Weltkriege bei allen großen Völkern zum Durchbruch gekommenen sozialen, politischen und geistigen Änderungen. Will man sich von diesen eine Vorstellung machen, so muß man von der geschichtlichen Antithese zur heutigen Lage, den Verhältnissen der Vorkriegszeit, ausgehen.

*

Betrachtet man die Arbeiterbewegung der Vorkriegszeit unter wehrpolitischen Gesichtspunkten, dann kann man sich auf die marxistische beschränken. Sie war bei weitem die mächtigste, stellte international die stärkste Einheit dar und war auch der einzige Zweig der Arbeiterbewegung, der die nationale Wehrpolitik der einzelnen Staaten vor ernste und gefährliche Probleme stellte. Die daneben bestehende christliche Arbeiterbewegung war im Gegensatz zur marxistischen nicht revolutionär; sie war national. Soweit von ihrer Seite her für die Landesverteidigung Fragwürdigkeiten entstanden, lagen sie auf einer anderen Ebene.

Digitized by Google

Die politische Machtstellung der marxistischen Arbeiterbewegung war vor dem Weltkriege erheblich. Im deutschen Reichstag saßen bei Ausbruch des Weltkrieges 110 Abgeordnete der Sozialdemokratischen Partei, der Deutschen Sektion der Sozialistischen Arbeiter-Internationale, hinter denen rund ein Drittel aller Stimmen standen. In der französischen Kammer saß die gleiche Anzahl von Vertretern der „Parti socialiste", im englischen Unterhaus war die erst 1900 aus verschiedenen Vorläufern gebildete Labour Party 1914 schon mit 70 Abgeordneten vertreten, in Österreich hatte die Sozialdemokratie 87 Vertreter im Reichsrat, und in der italienischen Kammer saßen 52. In all diesen Ländern — in den kleineren war es ähnlich — standen hinter diesen Parteien die mit ihnen verbrüderten sozialistischen Gewerkschaften und bildeten für sie eine mächtige agitatorische Plattform und einen nicht zu unterschätzenden wirtschaftlichen Rückhalt. Vielfältig wie in den einzelnen Ländern die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse, die geistigen und kulturellen Traditionen waren, waren auch die Schattierungen, in denen der sozialistische Gedanke bei ihnen auftrat. Im ganzen aber darf man doch sagen, daß ein internationaler Angleichungsprozeß an Organisation und Theorie der deutschen Sozialdemokratie im Gange war, die in der Sozialistischen Arbeiter-Internationale eine durchaus führende Stellung einnahm. Mehr und mehr wurde ihr theoretisches Weltbild, also das marxistische, das beherrschende Substrat, das in den einzelnen Ländern eine Fülle von ideologischen Nebenströmungen und nationalen Überlieferungen trug. Eine Betrachtung, die das Verhältnis der Arbeiterbewegung zum Wehrgedanken zum Gegenstand hat, muß daher zunächst vom integralen Marxismus ausgehen, immer allerdings mit dem Vorbehalt, daß er zwar das wichtigste unter den dieses Verhältnis bestimmenden Elementen, nicht aber das einzige und, wie sich im Weltkriege zeigte, auch nicht das allgemein durchschlagskräftigste war. —

Jede Wehrpolitik setzt eine Gemeinschaft voraus, deren Lebensrechte gegen feindliche Gewalten verteidigt oder durchgesetzt werden sollen. Jede Wehrgesinnung im Rahmen dieser Gemeinschaft ist daher davon abhängig, daß diese Gemeinschaft selbst für verteidigungswert und der Opfer würdig befunden wird, die diese Verteidigung fordert. Der Beginn der internationalen Arbeiterbewegung fällt nun mit der Frühzeit des nationalen Erwachens zusammen, das sich in Europa mit der Gegenwehr gegen die — besonders unter Napoleon I. — imperialistisch gewordene Französische Revolution und mit der Verbreitung von Wissen und der verstädternden Industriewirtschaft durchsetzt. Diese Entwicklung hatte überall den Nationalstaat als die höchste Gemeinschaft entstehen lassen, in der aber gleichzeitig die Volksmassen nach staatsbürgerlicher Gleichberechtigung drängten.

Digitized by Google

Die Nationalstaatsidee war daher wohl die eigentlich gestaltende Kraft des 19. Jahrhunderts, aber sie war doch keineswegs die alleinige und erst recht zu keiner Zeit die ausschließlich bestimmende Kraft dieser gewaltigen Entwicklungszeit. Die gleichzeitig mit dem nationalen Gedanken erstarkende demokratische Idee schleppte aber von Anfang an auf dem linken Flügel ihrer Gruppenbildung jenes Weltbürgertum mit, das ein Erbteil des philosophischen Rationalismus war und dem selbst führende Männer der preußisch-deutschen Erhebung huldigten. Die tiefere Erfassung des Staates, durch Adam Müller und Hegel eingeleitet, durch Ranke befestigt, setzte sich niemals eindeutig genug durch, um von einer echten Staatskonzeption aus auch einer vertieften Auffassung des Krieges und damit des Wehrgedankens den Weg zu bereiten. In seinen „Elementen der Staatskunst" beweist Adam Müller von einer solchen irrationalen, geschichtlichen und nationalen Auffassung des Staates aus ein erstaunliches Verständnis für die Kriege seiner Epoche. Er schreibt: „Es waren nicht sowohl die Ansichten der Kabinette, welche den Krieg bestimmten; es war niemals der Eigensinn der Regierenden, wie ein verweichlichter, verderbter Pöbel sich die Sache denken mochte: Es waren immer tieferliegende, in der notwendigen Konstruktion der gesamten Staatenverhältnisse liegende Gründe. Ein innerer, der gegenwärtigen Generation völlig unbewußter, aus dem Anstoße früherer Generationen herrührender Drang nach lebendigem Wachstum war auch das eigentliche Mobil der Kriege, die in den vorletzten Jahrhunderten einzelne Staaten für ihre Vergrößerung unternommen haben." — —

Der Marxismus bildet von Anbeginn an die Antithese zu dieser ideenpolitischen Entwicklung. Ihm sind Nation, Vaterland, Volk, Staat völlig Hekuba. Ausgehend von der banalen These, daß die Geschichte nur eine Folge von Klassenkämpfen sei, ist für ihn auch der Staat nichts anderes als „ein Ausschuß, der die gemeinschaftlichen Geschäfte der ganzen Bourgoisie-Klasse" verwaltet. Hat der klassenkämpferische Sozialismus die Bourgoisie und ihre Klassenherrschaft in den modernen Repräsentativstaaten erst niedergerungen, so wird auch der Staat abtreten und — um mit Engels zu reden — seinen Platz im Museum finden, neben dem Spinnrad und der bronzenen Axt. Die internationale, im Sozialismus organisierte Gesellschaft aber wird dann das Erbe der abgelösten Staatenwelt antreten. Schloß somit das Bekenntnis zum Klassenkampf als dem einzigen Sinn der Geschichte und der Politik jedes umfassendere Verständnis für geschichtliche und politische Vorgänge, insbesondere für die Machtkämpfe der Völker und ihrer Staaten, aus, dann konnten im Boden eines solchen entgötterten Weltbildes auch Volksbewußtsein, Vaterlandsliebe und einsatzfreudiges, also wehrbereites Staatsbürgertum keine Wurzeln schlagen. Gustav Mayer in seiner Studie über „Marxismus und

Digitized by Google

der Krieg"[1]) kennzeichnet diese geistige Lage mit folgenden Worten: „Das Proletariat war eine internationale Erscheinung, die Kräfte, die es schufen und von deren Fortbildung Marx und Engels seine Beseitigung erwarteten, waren an keine Landesgrenzen gebunden. Der Proletarier hatte kein Vaterland; die Proletarier aller Länder hatten die gleichen Interessen. So wurde die Klasse das Substrat der marxistischen Geschichtsbetrachtung, Internationalismus sein Ideal."

Das war gewiß Theorie. Aber da in der ganzen Welt, so auch in Deutschland, die Sozialdemokratie vor dem Kriege in grundsätzlicher Opposition zur eigenen Gesellschaft und zur eigenen Staatsführung stand, hatte diese Theorie eine unfaßbar große Bedeutung. Sie wurde im Laufe der Jahrzehnte den jeweiligen Zeitverhältnissen zwar angepaßt, hielt aber mit einer großen Zähigkeit an ihren wesentlichen marxistischen Grundlagen fest. Die in der Praxis aus dieser Theorie abgeleitete Politik hatte die folgenden Ziele: innerstaatliche Befreiung und internationale Solidarität der Arbeiterschaft, infolgedessen möglichste Beruhigung aller nationalen Gegensätze durch Abrüstung, Schiedsgerichtsbarkeit und Völkerbund. Dem Kriege, dem grundsätzlich vom Boden der marxistischen Betrachtung aus jede sittliche Berechtigung abgesprochen wurde, wurde der Krieg erklärt. Das letzte Ziel endlich war die Aufhebung jeder Notwendigkeit zu einer nationalen Außenpolitik in einer entstaatlichten sozialistischen Gesellschaft.

Es liegt auf der Hand, daß von einer solchen geistigen und politischen Orientierung aus eine positive Stellung zur nationalen Wehrpolitik nicht gefunden werden konnte. Zwar wurde im Erfurter Programm, das vor dem Weltkriege für die deutsche Sozialdemokratie richtungweisend war, die Forderung erhoben, daß das Volk zur Wehrhaftigkeit erzogen werden solle. Das war aber wohl mehr eine taktische Forderung, um in den Kämpfen gegen das stehende Heer nicht dem Vorwurf einer absoluten, grundsätzlichen Wehrfeindlichkeit ausgesetzt zu sein. Denn gleichzeitig forderte das Erfurter Programm die Einführung der Volkswehr an Stelle des stehenden Heeres und die Entscheidung über Krieg und Frieden durch die Volksvertretung. Im gleichen Atem endlich wurde „die Schlichtung aller internationalen Streitigkeiten auf schiedsgerichtlichem Wege" verlangt. Das war bei näherem Zusehen ein Wehrprogramm, das praktisch auf die Zersetzung der Staatsautorität und auf die Bewaffnung der Massen hinauslief und die Möglichkeit zu Kriegen — schließlich ja die erste und letzte Begründung für jedes Wehrprogramm — ausschloß. Entsprechend negativ war denn auch die Haltung der Sozialdemokratie zum Heere der Vorkriegszeit, das das Stigma einer rein „militaristischen" Einrichtung erhielt, von der Singer im Fraktionsbericht der SPD. des Jahres

[1]) Archiv für Sozialwissenschaft und Politik, Bd. 43.

Digitized by Google

1900 sagte: „Der Militarismus ist eine vorzugsweise im Dienste der besitzenden Klassen stehende Institution der bürgerlichen Gesellschaft." Kein Wunder, daß die Sozialdemokratie vor dem Kriege aus dieser Anschauung nur die eine Konsequenz zog: „Diesem System keinen Mann und keinen Groschen!" Gehörte daher schon an sich die Budgetablehnung zum Ausdruck ihrer grundsätzlichen Opposition gegen den nationalen Staat, dann erst recht die Ablehnung der Militäretats und die ständige Wiederholung immer gleicher Angriffe gegen die Armee als angebliches Mittel des bürgerlich-feudalen Klassenkampfes. Schwache Versuche, innerhalb der Partei zu einer anderen Haltung zu kommen, scheiterten.

Diese Haltung der deutschen Sozialdemokratie mit einigen Strichen zu zeichnen, ist nicht zuletzt deswegen notwendig, weil sie entscheidenden Einfluß auf die Sozialistische Arbeiter-Internationale ausübte. Die gefährliche Anziehungskraft von Staatsämtern auf Führer der sozialistischen Arbeiterbewegung war zum erstenmal in Frankreich in Erscheinung getreten, als Millerand in Verbindung mit der Dreyfus-Affäre in das Kabinett Waldeck-Rousseau-Gallifet eintrat und einige Jahre später auch Viviani und Briand Ministerposten annahmen. Die Wiederholung solcher Vorgänge drohte die politische Stoßkraft der sozialistischen Arbeiterbewegung zu schwächen und führte daher zu Beschlüssen der Internationale, wonach es Sozialisten nicht gestattet wurde, in bürgerliche Regierungen einzutreten, es sei denn unter außerordentlichen Umständen. Das mußte natürlich den utopisch-klassenkämpferischen Charakter in der Haltung der gesamten Arbeiterbewegung verschärfen und auch die Stellungnahme der Internationale zu den nationalen Wehrproblemen ungünstig beeinflussen. Auf den Kongressen der Internationale pflegten solche grundsätzlichen Fragen der politischen Strategie erörtert und in Entschließungen als Richtlinien für ihre nationalen Sektionen festgelegt zu werden. Diese Entschließungen hatten stets ein doppeltes Gesicht, einmal der Aufrechterhaltung der grundsätzlichen Linie zugewandt, dann aber auch durch die taktische Rücksichtnahme auf die eigene Staatsgewalt bestimmt, für deren ruhiges Zusehen unter allen Umständen keine Garantie bestand. In Deutschland und Frankreich hatten Prozesse gegen Liebknecht und Hervé gezeigt, daß die Regierungen eine revolutionäre Unterwühlung der eigenen Wehrmacht nicht dulden würden. Als daher der Stuttgarter Kongreß der Internationale sich im Jahre 1907 erneut mit der Frage der Verhütung und Verhinderung von Kriegen zu befassen hatte, da fand der französische Antrag, Kriege „mit allen Mitteln, von der parlamentarischen Intervention, der öffentlichen Agitation bis zum Massenstreik und zum Aufstand", zu verhindern, keine Mehrheit. Die angenommene Entschließung war etwas vorsichtiger und enthielt die folgenden Sätze: „Die Internationale ist außerstande, die in den verschiedenen Ländern naturgemäß

Digitized by Google

verschiedenen, der Zeit und dem Ort entsprechenden Aktionen der Arbeiterklasse gegen den Militarismus in strenge Formen zu bannen . . . Droht der Ausbruch eines Krieges, so sind die arbeitenden Klassen und deren parlamentarische Vertretungen in den beteiligten Ländern verpflichtet, unterstützt durch die zusammenfassende Tätigkeit des Internationalen Büros, alles aufzubieten, um durch Anwendung der ihnen am wirksamsten scheinenden Mittel den Ausbruch des Krieges zu verhindern, die sich je nach der Verschärfung des Klassenkampfes und der Verschärfung der allgemeinen politischen Situation naturgemäß ändern. Falls der Krieg dennoch ausbrechen sollte, so ist es die Pflicht, für dessen rasche Beendigung einzutreten und mit allen Kräften dahin zu streben, die durch den Krieg herbeigeführte wirtschaftliche und politische Krise zur Aufrüttelung des Volkes auszunutzen und dadurch die Beendigung der kapitalistischen Klassenherrschaft zu beschleunigen." Das blieb bei aller Zurückhaltung der Formulierung doch klar ein revolutionäres Programm, wobei eigentlich nur auf die Festlegung der Methoden verzichtet wurde.

Aber es wäre falsch, zu glauben, daß in dieser Entschließung die einzige Farbe der in der internationalen Arbeiterbewegung vertretenen wehrpolitischen Tendenzen zum Ausdruck gekommen wäre. Wie in allen politischen Bewegungen, so gab es auch in der Sozialistischen Arbeiter-Internationale Nuancierungen der Grundhaltung, die in Deutschland beispielsweise nach der nationalen Seite hin durch Bebel und Noske, in Frankreich durch Jean Jaurès vertreten wurden. Jaurès sieht immerhin die Sicherheit des eigenen Landes als eine neben der Sicherung des Friedens stehende gleichwertige Aufgabe an. Gleich auf der ersten Seite seines Buches „Die neue Armee"[2]) gibt er seiner Partei das folgende wehrpolitische Programm: „Die erste Aufgabe also für eine große Partei der sozialen Umwandlung, die entschlossen ist, ihr Ziel zu erreichen, ist diese: Wie kann man für Frankreich und die unsichere Welt, die es umgibt, die Friedensmöglichkeiten bis zum Äußersten steigern? Und wenn trotz seiner Bemühungen und trotz seines Willens, den Frieden zu wahren, das Land angegriffen wird, wie dann am besten die Aussichten auf Rettung, die Mittel zum Siege vermehren? Es wäre kindisch und ein Hohn, einem Lande, das nicht über sich selbst bestimmen kann, das ewig der Willkür streitlustiger Abenteurer im Innern oder äußerer Angreifer preisgegeben, ewig entweder von Krieg bedroht ist oder mitten im entfesselten Kampfe steht, ein ungeheures Arbeitsprogramm oder ein langwieriges und ausgedehntes System von Reformwerken vorzulegen." —

Damit stehen wir unmittelbar vor Ausbruch des Weltkrieges: Nun mußte es sich entscheiden, welche Kräfte in den nationalen Sektionen der Sozialistischen Arbeiter-Internationale stärker waren, die utopisch-

[2]) Eugen Diederichs, Jena 1913.

Digitized by Google

revolutionären eines Liebknecht oder die realpolitisch-nationalen eines Jaurès. Denn das war von vornherein klar, daß unter den Anhängern der internationalen Arbeiterbewegung viele Leute waren, die ihren Platz doch nur auf Grund oberflächlicher Verärgerungen oder harmloser Vollkommenheitsträumereien eingenommen hatten, ohne auch nur im entferntesten an die Konsequenzen zu denken, die für sie und ihr Land unter Umständen aus der Anwendung dieses Programms entstehen konnten. Fontane hat uns ja in seinem Roman „Der Stechlin" diese „Marxisten" in der Gestalt des alten Tuxen dargestellt, der bei seinem Bekenntnis zur marxistischen Revolution von der Hoffnung auf ein eigenes Stück „Tüffelland" getrieben wurde. Diese Tüffelländer würden, das war sicher, in der Stunde der Entscheidung ihr Wort mitzusprechen haben und Kräfte der Geschichte zum Ausbruch bringen, an die der theoretische Marxismus nicht glauben wollte.

In welchem Sinne sie das in allen beteiligten Ländern taten, hat der Ausbruch des Weltkrieges offenbart. Die internationale Solidarität der marxistischen Arbeiterschaft zersprang wie Glas, und in Frankreich und England übernahmen führende Männer der Arbeiterbewegung hohe Staatsämter, um den Krieg ihres Landes gegen Deutschland wirksam führen zu helfen. In Deutschland wurde der Burgfriede proklamiert, in dem etwas nüchterneren England der industrial truce und in dem pathetischen Frankreich die Union sacrée. Bei den demokratischen Völkern hielt diese Umbesinnung den Prüfungen des Weltkrieges trotz bedenklicher Annäherungen an die Zerreißgrenze stand, in den monarchisch-autoritären Staaten nicht. In einer Formel: die Hervés stießen zu ihrem Volke, die Liebknechtes taten es nicht. Die Hervés siegten mit ihren Völkern, die Liebknechtes siegten — gegen sie.

Mit diesem Ausgang des Weltkrieges tat die Sache der internationalen Arbeiterbewegung einen gewaltigen Sprung vorwärts, sowohl was ihre tagespolitische Lage angeht als auch was ihre grundsätzliche Position betrifft; denn der Sturz der monarchisch-autoritären Staaten oder — was das gleiche war — die allgemeine Demokratisierung der Welt war schon von Marx und Engels als die Voraussetzung für den endgültigen Sieg der Weltrevolution proklamiert und gefordert worden. Schon die politische Großraumbildung durch Bismarck hatten sie als einen Erfolg der Weltrevolution gewertet, nun schenkte ihren Epigonen der Sieg der Demokratien den zweiten, der „den Einsatz der ungeheuren Mehrheit im Dienste der ungeheuren Mehrheit", also die marxistische Massenagitation, erleichterte. In Rußland war sogar der integrale Marxismus ans Ruder gekommen, und mit diesem doppelten Ergebnis des Weltkriegs erhielten beide Flügel der internationalen Arbeiterbewegung, der revolutionäre und der evolutionäre, Gelegenheit zu zeigen, was sie vermochten, wie sie

Digitized by Google

insbesondere das Kriegsproblem lösen und damit auch das Wehrproblem seiner endgültigen Klärung entgegenführen wollten. Beide Richtungen konnten dabei an ideologische Elemente anknüpfen, die in der Zeit zwischen 1840 und 1914 entwickelt worden waren. Die integralen Marxisten — die Kommunisten, wie sie sich nannten — richteten in Rußland die Diktatur des Proletariats auf und stellten die neu geschaffene Rote Armee in den Dienst des internationalen Klassenkampfes. Die Sozialisten versuchten mit Hilfe von Völkerbund und Abrüstung eine nationale Entspannung herbeizuführen, um sie durch die internationale soziale Spannung zu ersetzen.

II.

Der Weltkrieg hatte für die internationale Arbeiterbewegung drei wesentliche Resultate. Das erste war ihre Aufspaltung in Sozialisten und Kommunisten, das zweite die Tatsache, daß im Kriege oder infolge des Krieges die Arbeiterbewegung überall in die staatliche Verantwortung hineingewachsen war, das dritte endlich, daß die Sozialistische Arbeiter-Internationale 1914 zersprungen war und nach ihrer — auf der Grundlage der von der deutschen Sozialdemokratie anerkannten Kriegsschuldlüge — vollzogenen Wiederherstellung als internationaler Ausschuß von Regierungs- oder regierungsfähigen Parteien eine viel gehemmtere und gebundenere Stellung hatte als in der goldenen Verantwortungsfreiheit der Vorkriegszeit. Welche Folgen ergaben sich aus diesen drei Umständen für das Verhältnis der internationalen Arbeiterbewegung zum Wehrgedanken?

*

Bei der Beantwortung dieser Frage können die Kommunisten gesondert behandelt werden. Sie haben als Regierungspartei in Sowjetrußland die letzten demokratischen Eierschalen abgestoßen und im Sowjetsystem die Diktatur ihrer Partei mit einer Gründlichkeit errichtet, die völlig außer acht läßt, daß der Stoff, mit dem es ihre revolutionäre Umgestaltung zu tun hat, Menschen sind. Das Verhältnis der nationalen Sektionen der Kommunistischen Internationale zum Wehrgedanken ist völlig verschieden, je nachdem es sich auf Sowjetrußland oder auf irgendein anderes Land, z. B. das eigene, bezieht. Sowjetrußland ist das Vaterland des internationalen Proletariats und muß daher als solches verteidigt werden. „In der Sowjetunion erkämpfte sich das Proletariat zum erstenmal in der Geschichte sein Vaterland", so heißt es im Programm der Kommunistischen Internationale. So hat denn auch konsequenterweise die Sowjetunion die allgemeine Wehrpflicht eingeführt, allerdings mit der Beschränkung des Rechtes zum Dienst mit der Waffe auf die Arbeiterschaft. Die nichtrussischen Sektionen der Kommunistischen Internationale haben die Aufgabe, im Dienste der Weltrevolution unter der Führung Sowjetrußlands durch eine entsprechende Agitation die potentielle Wehrkraft des eigenen Landes zu

Digitized by Google

schwächen. Auf Grund der Leninschen Taktik ist jeder Kommunist im Kriegsfall zur Propagierung der kommunistischen Parolen verpflichtet, „in erster Linie der Parole der Niederlage des »eigenen« imperialistischen Vaterlandes", so heißt es in einer Resolution des VI. Weltkongresses der Komintern. Es sind also zwei Hauptlosungen, die der Kommunismus außerhalb Sowjetrußlands vertritt. Zunächst die Ablehnung der Vaterlandsverteidigung, sodann den Defaitismus, d. h. die „Förderung der Niederlage der eigenen Bourgoisie in diesem Kriege". Mit anderen Worten, jeder Kriegsausbruch stellt den Kommunisten in seinem eigenen Lande vor die Aufgabe, den imperialistischen Krieg des nichtkommunistischen und daher selbstverständlich „kapitalistischen" Staates, den „unrichtigen Krieg" in den „richtigen Krieg" zu verwandeln, den Bürgerkrieg. Das Ziel bleibt dabei grundsätzlich das gleiche, das im Kerne auch schon in der Stuttgarter Entschließung der Sozialistischen Arbeiter-Internationale aus dem Jahre 1907 steckte, nämlich die Weltrevolution um eine Etappe vorzutreiben. Gedanklich bringen daher diese ganzen Theorien nichts Neues; sie sind im Grunde genommen nur das verwirklichte „Kommunistische Manifest". Neu gegenüber der Vorkriegszeit ist nur die Tatsache, daß die Klassenkampfidee nunmehr machtpolitisch nicht mehr im luftleeren Raume schwebt, sondern eine Großmacht als Kristallisationspunkt hat, die hinter der proletarischen Maske nur ihr altes imperialistisches Gesicht verbirgt.

*

Fassen wir nunmehr die sozialistische Arbeiterbewegung ins Auge, so war — wie erwähnt — eines der unverhofften Ergebnisse des Weltkrieges, daß ihre nationalen Sektionen überall regierungsfähig geworden waren. In Deutschland war die Sozialdemokratie, vor dem Kriege nach Bismarck die Partei der „impotenten Negation", der Hauptträger der Republik von Weimar; in England bildete die Labour Party im Jahre 1924 zum ersten Male eine eigene Regierung und war auf alle Fälle nach dem klanglosen Ende des britischen Liberalismus im innerpolitischen System Großbritanniens als Regierungspartei oder als Sr. Majestät Opposition ein entscheidender Faktor geworden. In Frankreich kam die Sozialistische Partei zwar erst im Jahre 1936 an die Macht, spielte aber doch auch schon vorher, sei es als tolerierende Regierungsstütze oder in der Opposition, eine bedeutsame Rolle. Damit war gerade das eingetreten, was die Sozialistische Internationale vor dem Kriege auf ihren Kongressen als „Ministerialismus" verfemt hatte. Wehrpolitisch trat nach dem Weltkriege der entscheidende Umstand hinzu, daß mit dem Zusammenbruch der Mittelmächte „die militaristischen Autokratien" nicht mehr bestanden, dafür aber der Völkerbund die Aufgabe übernommen hatte, den Krieg durch friedliche Methoden der Verhandlung und des Ausgleichs überflüssig zu machen. All diese Umstände führten dazu, die sozialistische

Digitized by Google

Arbeiterbewegung auf sozialem Gebiet demokratisch — sie hatten ja die Macht oder standen ihr wenigstens nahe —, auf dem außenpolitischen Gebiet pazifistisch zu machen. Im Rahmen der Internationale selbst büßte die deutsche Sozialdemokratie ihre alte Vorrangstellung ein und mußte sie hinfort mit den französischen und englischen Arbeiterparteien teilen. Diese waren es, die so dem Interesse der Siegermächte an der Aufrechterhaltung des Status quo den Schein des weltbürgerlichen Idealismus borgten, dem sie mit ihren pazifistischen Forderungen Ausdruck gaben.

Die Sozialistische Arbeiter-Internationale stellte daher auf ihrem Dritten Kongreß in Brüssel, der im August 1928 stattfand, ein Aktionsprogramm für den Kampf gegen den Militarismus und für die Abrüstung auf. Die alte, schon vor dem Kriege vertretene Forderung wurde wiederholt, daß alle internationalen Konflikte dem obligatorischen Schiedsverfahren oder einem anderen Verfahren friedlicher Beilegung unterworfen würden. Die Gesetzgebung der einzelnen Länder sollte im Sinne dieser Forderung so ausgebaut werden, daß jede militärische oder industrielle Mobilisierung ausgeschlossen wäre, solange ein internationaler Konflikt nicht dem Völkerbund oder einem anderen Verfahren friedlicher Beilegung vorgelegt würde. Sollte aber eine Regierung, so hieß es in diesem Aktionsprogramm weiter, sich einem solchen Schiedsspruch nicht unterwerfen und zum Kriege schreiten, dann sollte der stärkste Druck der Massen, „selbst in der revolutionärsten Form", gegen sie aufgeboten werden. Mit diesen Forderungen zu dieser Zeit machte sich die Sozialistische Arbeiter-Internationale ohne Zweifel zum Schildträger für Versailles, wenn sie auch in dem gleichen Zusammenhang für alle Nationen die gleiche Freiheit in der Wahl ihres Heeressystems und ein allgemeines Abrüstungsabkommen verlangte. Außerdem sollte — ebenfalls ein altes Motiv — zur Abwendung der mit stehenden Armeen für Demokratien verbundenen Gefahren die innere Organisation der Wehrmacht in den einzelnen Ländern demokratisiert werden, endlich zur Bekämpfung des Faschismus die Aufstellung bewaffneter Milizen oder Wehrorganisationen — Kampf gegen die SA. und den Stahlhelm — verboten sein.

Da diese Kundgebungen aus den erwähnten Gründen eine ganz andere praktische Bedeutung hatten als vor dem Kriege, ist die Frage nach ihren Auswirkungen berechtigt. In Deutschland hatte schon das im Jahre 1925 beschlossene Heidelberger Programm der Sozialdemokratie ähnliche Forderungen aufgestellt und unterstrichen, daß die Sozialdemokratische Partei sich der internationalen Solidarität des Proletariats bewußt und entschlossen sei, alle Pflichten zu erfüllen, die ihr hieraus erwüchsen. Es war daher nur konsequent, wenn die Sozialdemokratie in den „Richtlinien zur Wehrpolitik", die 1929 auf dem Parteitag zu Mag-

Digitized by Google

deburg beschlossen wurden, sich die Brüsseler Entschließung der Internationale vom vorherigen Jahre völlig zu eigen machte und nicht einmal die Verpflichtung anerkannte, die Deutschland gelassenen Rüstungsmöglichkeiten „ohne Rücksicht auf ihre politische und militärische Zweckmäßigkeit auszuschöpfen". Es heißt in den Richtlinien dann weiter: „Sie fordert den planmäßigen Abbau der militärischen Rüstungen Deutschlands aus eigenem Willen unter Berücksichtigung der politischen, wirtschaftlichen, sozialen und finanziellen Verhältnisse." Die praktische Haltung der Sozialdemokratie stimmte mit diesen Richtlinien leider nur allzu genau überein.

Die erste Labour-Regierung, die 1924 in England zustande kam, führte dagegen das übernommene Rüstungsprogramm ohne Einschränkung weiter, die zweite, die 1929 an die Macht kam, kürzte allerdings zur Einleitung einer allgemeinen Abrüstungsbewegung das vorliegende Marinebauprogramm um einige Unterseeboote und inaugurierte so die auf Januar 1930 nach London einberufene Seeabrüstungskonferenz. In Frankreich hatte die sozialistische Arbeiterbewegung bis 1936 keinen entscheidenden Einfluß auf die Entwicklung der Wehrpolitik. Am stärksten im Sinne der Sozialistischen Arbeiter-Internationale verlief diese noch im sozialdemokratisch geführten skandinavischen Norden, wo in den anderthalb Jahrzehnten nach dem Kriege der Rüstungsstand der einzelnen Mächte am meisten eingeschränkt wurde. Keinerlei wirksame Hilfe erfuhr jedenfalls der Kampf Deutschlands um Gleichberechtigung oder Abrüstung von seiten der sozialistischen Arbeiterbewegung. Es war im Gegenteil der Labourführer MacDonald, unter dessen Verantwortung 1924 das berüchtigte Genfer Protokoll vorgelegt wurde, das eine Verschmelzung des Schiedsgerichtsgedankens mit der Garantiepakt-Idee im Sinne der französischen Machtpolitik darstellte. Es war derselbe MacDonald, der als Chef einer nationalen Koalitionsregierung im Oktober 1933 in der Abrüstungsfrage wieder die Position Frankreichs bezog und damit dem Führer Veranlassung gab, Völkerbund und Abrüstungskonferenz endgültig zu verlassen. Die Ära, in der die Sozialdemokratische Arbeiter-Internationale das europäische Schicksal weitgehend verantwortlich mitgestaltete, schloß ab, ohne daß die Abrüstung im Sinne der von den Siegermächten selbst im Versailler Diktat eingegangenen Verpflichtungen durchgeführt oder das Recht Deutschlands auf Gleichberechtigung im Sinne der Brüsseler Kongreßentschließung von 1928 durchgeführt worden wäre.

Seit dem Machtantritt des Nationalsozialismus ist für die internationale Arbeiterbewegung ein neues Element in den Kreis ihrer wehrpolitischen Überlegungen getreten, der Kampf gegen den „Faschismus". Zwar ist diese Parole keineswegs erst 1933 entstanden; sie geht vielmehr schon auf die alte Frontstellung der sozialistischen Parteien und Gewerkschaften gegen das faschistische Italien und gegen die Nationale Bewegung

Digitized by Google

in Deutschland zurück. Aber indem Deutschland 1933 ebenfalls die Demokratie über Bord warf und auch dem legalisierten Klassenkampf, wie ihn die Sozialistische Arbeiter-Internationale vertrat, ein Ende bereitete, trat erst die volle und allgemeingültige Kraft dessen in Erscheinung, was seine Gegner etwas vereinheitlichend als den „Faschismus" bezeichnen. Es ist ein neues politisches und gesellschaftliches Organisationsprinzip auf völkischer Grundlage, das mit dem Faschismus — wenn wir diesen Sammelbegriff einmal übernehmen wollen — in Erscheinung tritt und so ziemlich alles in die Schranken fordert, was die sozialistische Arbeiterbewegung an Ideen und praktischen Interessen vertritt. Auch ohne daß Deutschland unter der Führung Adolf Hitlers die Revision von Versailles und die Neuordnung des mitteleuropäischen Raumes so erfolgreich betrieben hätte, wäre hier eine Todfeindschaft entstanden. Schärfer als jeder Kommunismus wurden und werden auf den Tagungen der sozialistischen Parteien und Gewerkschaften der Faschismus und der „Nazismus" angegriffen und bekämpft. Freilich gilt das im wesentlichen nur für die Verbände der westlichen Demokratien. Die sozialistischen Organisationen Nordeuropas und Belgiens fühlen sich stärker an den von ihren Staaten betriebenen außenpolitischen Kurs gebunden und bringen ihre Haltung daher mehr in Übereinstimmung mit der von diesen verfolgten Neutralitätspolitik. *Für die sozialistischen Organisationen der westlichen Demokratien* aber decken sich nunmehr die nationalpolitischen Gesichtspunkte der Außenpolitik ihrer Länder mit ihren ureigensten Interessen. Die Lage ist damit im Vergleich zur Vorkriegszeit völlig anders. In Frankreich war es die von der Sozialistischen Partei — Léon Blum — maßgeblich geführte Volksfrontregierung, die ab 1936 die französische Wehrwirtschaft mit der Verstaatlichung der Rüstungsindustrie und anderen Maßnahmen grundlegend umgestaltete mit dem Ziel, gewiß einmal eine alte sozialistische Forderung zu erfüllen, dann aber auch die industrielle Schlagkraft des Landes zu heben. In England steht die Labour Party entschlossen hinter dem gewaltigen Aufrüstungsprogramm der Regierung Chamberlains, das sie von sich aus mit Nachdruck vorwärtstreibt und nur in untergeordneten Fragen kritisiert. Dabei tritt allerdings diese Wehrfreudigkeit mit der herkömmlichen sozialistischen Hypothek auf, der Furcht nämlich, daß der Demokratie von der erstarkten Wehrmacht und ihren wehrwirtschaftlichen und sozialorganisatorischen Bedürfnissen her Gefahr drohen möchte. Anfang Mai 1939 veröffentlichte die Labour-Partei eine Denkschrift zur Aufrüstung, in deren Einleitung es heißt, die Labour-Partei wolle dafür Sorge tragen, daß die Verteidigung der Demokratie gegen einen Angriff von außen so wirksam sein soll wie möglich. Daß aber auch die Verteidigungsmaßnahmen durch das Maß, wie die internationale Lage sie erfordere, die Demokratien nicht von innen bedrohen dürften. Und

Digitized by Google

in der Entschließung, mit der am 31. Mai 1939 der Kongreß der Sozialistischen Partei in Nantes zu Ende ging, heißt es unter anderem: „Die Gefahrenlage ermessend, bestätigt die «Partie Socialiste» die Entschlossenheit des französischen Volkes, die Unversehrtheit seines Gebietes aufrechtzuerhalten, seine politische Unabhängigkeit gegen jede Einschränkung zu verteidigen und den Schutz der Eingeborenen in den französischen Kolonien sicherzustellen." Dann aber heißt es weiter: „Die dauernde Mission der «Partie Socialiste» ist es, die Errungenschaften und die Freiheiten der Arbeiterklasse zu verteidigen, selbst wenn auch die außenpolitische Lage eine kollektive Disziplin der Nation erfordert." —

Trotz dieser leichten innerpolitischen Einschränkungen ist es offensichtlich, daß mit diesen Bekenntnissen der führenden sozialistischen Parteien ein wesentlicher Unterschied gegenüber der Vorkriegszeit gegeben ist. Damals zwischen der Theorie des integralen Marxismus und dem eigenen Nationalgefühl hin- und herschwankend, entschieden die sozialistischen Parteien in allen am Kriege teilnehmenden Mächten sich für die Erfüllung ihrer nationalen Pflicht, gebaren aber in den autoritär-monarchischen Staaten in kritischen Stunden der Kriegslage die soziale Revolution. Heute ist die Anziehungskraft der alten marxistischen Pubertätsutopien so gut wie ganz erloschen. Die sozialistische Arbeiterbewegung ist auch in ihrem Bewußtsein stärker als vor dem Kriege mit dem nationalen Schicksal ihrer Völker verbunden. An der Ausgestaltung der politischen, wirtschaftlichen und sozialen Kriegsvorbereitungen nimmt sie überall teil. Sie nimmt dabei eine Einschränkung ihrer Bewegungsfreiheit und ihrer Rechte in Kauf, die größer ist als die entsprechenden Einbußen während des Weltkrieges. Sie tut das alles, weil sie glaubt, daß die nationalpolitischen Interessen des eigenen Landes sich mit den Interessen der eigenen Organisation und der Zukunft der eigenen Ideale stärker decken denn je. Das ist wehrpolitisch für die demokratischen Länder im Vergleich zur Vorkriegszeit ein Vorteil; denn nirgendwo wird der wehrhafte Einsatz freudiger sein als dort, wo die nationalen Notwendigkeiten mit den eigenen Idealen die gleiche Wurzel haben.

Wehrpolitische Übersicht: Osteuropa.

(April—Mitte Juni 1939).

U. d. S. S. R.

Die bemerkenswerte Zurückhaltung der sowjetrussischen Außenpolitik, die seit der Probeschlacht auf den Tschangkufeng-Hügeln im Sommer 1938 zu beobachten war, wurde auch im Berichtsvierteljahr keineswegs aufgegeben. Ja, sie erfuhr eine Art öffentliche Bestätigung und Festlegung durch das Abtreten des bisherigen Außenkommissars Litwinow, der das Völkerbundszwischenspiel der roten Politik mit solch offensichtlichem Eifer getrieben und sich die volle Zufriedenheit und das Vertrauen der Westdemokraten, vor allem natürlich die seiner Rassegenossen, erworben hatte.

Die Anzeichen betonter Selbstbeschränkung dürfen selbstverständlich nicht so auf-

Digitized by Google

gefaßt werden, als gebe der Kreml das Endziel seiner Machtpolitik preis, nämlich den allgemeinen Weltkrieg aller gegen alle, in dessen Glut alle Ordnungen zerfallen sollen, um der sowjetischen Weltdiktatur Platz zu machen. Der Bolschewismus wird, solange er über die Kraftquellen des riesigen russischen Reiches verfügt, sein Ziel nie aus den Augen verlieren, aber Stalin hat zur Zeit keinerlei Veranlassung, sich offen als Kriegstreiber zu betätigen, da ja Chamberlain diese heikle Aufgabe nunmehr unverhüllt und mit zuverlässigem Eifer auf sich genommen hat.

Es ist festzustellen, daß trotz der offenkundigen Mängel des russischen Wehrwesens, von denen die Verbündeten Rußlands deutlich genug sprechen, die weltpolitische Geltung der U. d. S. S. R. dank der Politik kühler Zurückhaltung in den letzten Monaten gestiegen ist. Je mehr England, der große kapitalistische Gegenspieler, sich in seinen widersinnigen „Neuen Kurs" verrannte, desto stärker wurde die Stellung der roten Außenpolitik. Sie durfte es sich erlauben, zur Zeit des heftigsten britischen Entrüstungsrummels in einer Rede des neuen Außenkommissars Molotow beinahe freundliche Töne gegenüber Deutschland anzuschlagen. Sie zerstörte mit einer kurzen Absage im Völkerbundsrat die Hoffnung, durch die von allen anderen Mächten begrüßte Befestigung der Aalandsinseln Schweden und Finnland eine gewisse Sicherheit vor künftigen roten Angriffsabsichten zu geben. Sie leistete es sich, in dem für die Regierung Seiner Britischen Majestät so schmählichen Paktschacher von den Friedensmächten in unverhülltem Hohn die Zusicherung zu verlangen, daß der erflehte Beistandsvertrag gegen Deutschland keinerlei offensive Zwecke verfolgen dürfe. Und sie ist zur Zeit des Berichtsabschlusses auf dem besten Wege, von Großbritannien alles, aber auch alles zu erpressen, was ihr wünschenswert und notwendig erscheint: Das ist unter irgendeiner Form die Garantie der baltischen Staaten als vorläufig notwendiger Schutzwall und künftiger Bereitstellungsraum der Roten Armee, ferner die Ausdehnung der unbedingten und umfassenden Beistandsverpflichtungen auf Fernost und schließlich der sofortige Abschluß militärischer Verträge, die ein sicheres Funktionieren des weltumfassenden Apparates der Pakte sichern. Der Abschluß des sowjetisch-britischen Vertrages würde die Sowjets ihrem Ziel, dem Weltkrieg als Vorstufe der Weltrevolution, einen gewaltigen Schritt näherbringen. Er gäbe ihnen die Gewißheit, daß beim ersten offenen Konflikt auch wirklich alle Großmächte in den Glutwirbel mit hineingerissen werden, während die Roten in der verhältnismäßigen Sicherheit ihres unendlichen Raumes die Stunde abwarten können, in der ein Gesamteinsatz ihrer fragwürdigen Machtmittel gegenüber erschöpften, ausgebluteten Völkern möglich und erfolgversprechend sein wird.

Haushalt der Wehrmacht. Der Rekord des vorjährigen Wehrhaushaltes (über 25 Milliarden Rubel) wurde durch den diesjährigen, der am 25. 5. in Gegenwart Stalins vor den begeisterten Sowjetvertretern bekanntgegeben wurde, noch bei weitem übertroffen. Er beträgt 40 Milliarden Rubel, das sind nach Umrechnung in englische Währung nicht weniger als 1,6 Milliarden Pfund.

„Das Anwachsen der Wehrausgaben", erklärte Finanzkommissar Zwereff, „ist durch die gespannte internationale Lage bedingt.... Es gibt keinen Gegner, den das russische Volk, geführt von der kommunistischen Partei und dem großen Stalin, nicht zerschmettern könnte."

Rote Armee. Die zuversichtlichen Ausführungen des Marschalls Woroschilow, über die in der letzten Vierteljahresübersicht berichtet wurde, erfuhren im Berichtsvierteljahr durch sehr kritische Bemerkungen der französischen Bundesgenossen wiederholt beträchtliche Einschränkungen. „Das Rußland unserer Tage", schreibt „La France Militaire" vom 11. 5., „ist reich in den Entwürfen und arm in der Wirklichkeit.... Die Rote Armee vermag gerade noch die Grenzen zu schützen, da sie sich darauf verlassen kann, daß die Schwierigkeiten des weiten Landes, die dürftigen Verkehrswege und die Armut aller Hilfsquellen den Gegner hindern werden, aber sie wäre rasch gelähmt, wenn sie diese Grenzen in einem Angriff überschreiten wollte.... Alle, die dieses Heer von nahem und «en action» sehen konnten, mußten erkennen, daß die Masse der Russen, dieser kindlichen Seelen, wie in allen anderen Dingen auch auf militärischem Gebiet sehr weit hinter der Wirklichkeit zurück ist". Der als Beispiel angeführte, offensichtlich auf eine beträchtliche Sachkenntnis begründete Bericht schließt mit der Bemerkung, die Rote Armee selbst denke gar nicht daran, sich ernstlich auf Operationen gegen einen neuzeitlich ausgerüsteten Gegner vorzubereiten.

Vielleicht geht diese Kritik des besorgten Bundesgenossen zu weit. Kenner der Roten Armee — vor allem solche, die sie noch z. B. Tuchatschewskis und Jegarows kennengelernt haben — werden ihr nur sehr bedingt zustimmen. Es ist jedoch auffällig, daß eine Menge von gleichlautenden oder noch schärferen Urteilen

Digitized by Google

vorliegt (Lord Winterton, General Niessel, zahlreiche französische Enthüllungen, Generaloberst Ueda). Der Wert der Roten Armee — mindestens als Angriffswaffe — ist zweifelhaft. Im Berichtsvierteljahr wurde diese Tatsache trotz der Paktbemühungen durch Veröffentlichungen der demokratischen Fachpresse mehrfach unterstrichen.

Luftflotte. An den Paraden zur Feier des 1. Mai sollen in den 13 bedeutendsten Garnisonen Rußlands in diesem Jahr nach englischen Berichten über 2300 Flugzeuge teilgenommen haben, in Moskau allein über 600. Es wurden dabei fünf neue Konstruktionen erstmals gezeigt, darunter ein viermotoriger Bomber, den „D. T." für eine verbesserte Neuauflage des „T. B. 6"-Kampfflugzeuges hält, ein Jagdeinsitzer, der dem amerikanischen „Curtiß" ähneln soll, ein anderer mit stromlinienförmigem, aber nicht einziehbarem Fahrwerk, und schließlich zwei zweimotorige Eindecker, wahrscheinlich Jäger, vielleicht aber auch Beobachtungsflugzeuge.

Die amerikanischen „Vultee"-Maschinen, deren Baulizenz vor nunmehr zwei Jahren erworben wurde, sind immer noch nicht öffentlich erschienen.

Die meisten der Flugzeuge waren alt, aber es soll sich um durchaus brauchbare und zuverlässige Muster der Massenproduktion der letzten Jahre gehandelt haben. Besonders eindrucksvoll sei der Flug der 81 schweren, zweimotorigen Ganzmetall-Kampfflugzeuge „CKB 26" gewesen. Es waren dies fünfmal soviel Bomber dieses Musters als bei der Parade vom 7. November 1938. Das Flugzeug ähnelt dem, das im Berichtsvierteljahr den Ohnehalt-Flug Moskau—Kanada durchgeführt hat. Seine Geschwindigkeit soll zwar nur etwa 350 km betragen, doch lobt ein englischer Beobachter die übrigen Eigenschaften dieser „sehr nützlichen Maschine".

Der erwähnte Ohnehalt-Flug mußte 500 km vor dem Ziel New York abgebrochen werden. Die Flieger, Brigadegeneral Wladimir Kakkinaki und Major Mikhail Gordinienko, erklärten auf der Heimreise in Paris, ihr Flug habe die Möglichkeit einer unmittelbaren Fluglinie Moskau—New York prüfen sollen, die Ergebnisse seien befriedigend, die neue Linie werde hoffentlich bald eröffnet. Sie rühmten den Ausfragern gegenüber die fliegerische Begeisterung der jungen Sowjetbürger. „Die Jugend Rußlands ist toll aufs Fliegen. Die Sowjet-Fliegerschulen sind überfüllt. Unsere Regierung ist von der großen Zukunft der Sowjetfliegerei überzeugt."

Flotte. Im laufenden Vierteljahr fielen die Bemühungen um eine Verstärkung des Mannschaftsbestandes der Flotte auf. Ein Erlaß vom 16. Mai dehnte die Dienstpflicht in der Kriegsmarine von vier Jahren auf fünf aus und beseitigte das Vorrecht kürzerer Dienstzeit für Hochschüler und technische Spezialisten. Nur bei den Küstenbatterien wird die bisherige vierjährige Dienstzeit beibehalten. Unter den bereits zur Entlassung anstehenden Marinemannschaften wurde außerdem nachdrücklich für eine freiwillige Weiterverpflichtung geworben.

Über den Verlauf der Frühjahrsmanöver in der Ostsee und in den fernöstlichen Gewässern schwieg sich die Sowjetpresse aus.

Der in Italien gebaute Kreuzer „Taschkent" (3600 t) wurde Mitte Mai in Odessa übernommen.

Der Kommissar der Schiffsbauindustrie Tewosjan erstattete nach polnischer Mitteilung auf dem diesjährigen Parteikongreß einen umfassenden Bericht über den Stand der Flottenrüstung:

Während des ersten Fünfjahresplanes habe der Schwerpunkt auf der Modernisierung der alten Schiffe gelegen. Während des zweiten Fünfjahresplanes sei mit dem Bau von U-Booten und leichten Überwasserschiffen begonnen worden, bei Beginn des dritten Fünfjahresplanes mit dem Bau von schweren Überwasserschiffen sowie mit der Schaffung von großen Werken für den Schiffbau. Die Beschleunigung des Baues von Schiffen sei Hauptaufgabe, da die Sowjet-Union in dieser Hinsicht weit zurückstehe. Es sei eine beträchtliche Verkürzung der Bauzeit der Schiffe erreicht worden, doch sei noch sehr viel nachzuholen. Die Schiffe seien solide gebaut, wie die Reise des Zerstörers „Moskwa" nach Konstantinopel und die Fahrt des Eisbrechers „Josif Stalin" in die Polargegend zeige. Die Schiffsbauindustrie der Sowjet-Union sei auf gutem Wege und werde in Kürze den Schiffsindustrien der großen Seemächte nicht im geringsten mehr nachstehen. Eine Bürgschaft für weitere Erfolge sei es, daß Stalin selbst sich aufs stärkste für den Schiffsbau mit allen seinen technischen Einzelheiten interessiere.

Der Flottenstützpunkt Poliarnoje mit Werften, Docks und Befestigungen ist fertiggestellt. Die Werft Molokowk bei Archangelsk soll vor der Vollendung stehen.

Über schwere Disziplinwidrigkeiten und mangelnde Fähigkeit der Offiziere wurde auch im Berichtsvierteljahr wieder mancherlei bekannt, und zwar sind die Mecker-Ecken der rotrussischen Blätter selbst Nachrichtenquelle.

Digitized by Google

Polen.

Durch die britische Rückendeckung ermutigt, hat Polen seine ablehnende Haltung den berechtigten Vorschlägen des Reichs gegenüber in den letzten Monaten eher noch verstärkt als gemäßigt. Zwar befleißigten sich die Regierungsverlautbarungen (auch die mit soviel Spannung erwartete Rede Becks am 5. Mai) einer gewissen Zurückhaltung, doch die Regierungspresse und noch mehr die Blätter der Opposition übertreiben den „geistigen" Feldzug gegen Deutschland bis zur lächerlichsten Anmaßung. Eine verwaltungsmäßig durchgeführte Unterdrückung fast aller deutschen Einrichtungen und die übliche Deutschenhetze in allen Städten und Dörfern gehen damit Hand in Hand. Eine Denkschrift der deutschen Staatsbürger, die ihre loyale Haltung dem neuen Staat gegenüber nunmehr jahrzehntelang deutlich genug bewiesen haben, wurde am 14. Juni dem polnischen Ministerpräsidenten überreicht. Angesichts der bekannten Zustände ist der Erfolg zweifelhaft. Der Druck der durch Englands Hilfsversprechen tollgewordenen Gassenpatrioten wird schwer zu überwinden sein.

Wirtschaft. Schon jetzt, nach wenigen Monaten des „Neuen Kurses", dem sich Polen angeschlossen hat, zeigen sich gefährliche wirtschaftliche Folgen. Das Regierungsblatt „Kurjer Poranny" klagt über „Zeichen eines nervösen Fiebers", über einen Stillstand in mehreren bedeutenden Produktionszweigen, über Hamstern von Lebensmitteln und Bargeld und über das Absinken des Wertes der Staatspapiere.

England soll aus dieser Not helfen. Mitte Juni traf eine polnische Wirtschaftsmission unter Führung von Oberst Koc, dem früheren Finanzminister und gegenwärtigen Gouverneur der Bank von Polen, zu Wirtschaftsverhandlungen in London ein. Hauptpunkt der Besprechungen ist nach englischer Mitteilung die Kreditgewährung zum Ankauf schwerer Kampfflugzeuge, Ankauf schwerer Geschütze, Lieferung beträchtlicher Mengen von Werkzeug- und sonstigen Spezialmaschinen zum Ausbau der Kriegsindustrie und schließlich Bereitstellung von Rohstoffen, die für Rüstungszwecke benötigt werden. Großbritanniens Bereitschaft zur großzügigen Hilfe wurde schon vor Beginn der Verhandlungen beteuert. — Gleichzeitig war auch bereits eine Mission der drei polnischen Wehrmachtsteile in London tätig, um gleich auszusuchen, was England anbietet.

Der große Nordsüd-Kanal. Trotz der politischen Spannung wird zur Zeit mit Leidenschaft der Plan einer großen Wasserstraße vom Baltischen zum Schwarzen Meer erörtert. Der Kanal soll die Wasserläufe der Weichsel, des Dnjestr, des Pruth und der Donau ausnutzen und verbinden. Der Besuch des rumänischen Außenministers in Warschau hat dem schon früher erwogenen Plan neuen Auftrieb gegeben, und so soll angeblich schon im laufenden Jahr mit der Schiffbarmachung der Weichsel von Warschau bis Sandomierz (während die Mündung einstweilen weiter versandet) und gleichzeitig rumänischerseits mit der des Pruth begonnen werden. Die Baukommission steht unter Leitung des Obersten Jan Kowalewski, der früher polnischer Militärattaché in Bukarest war. Das Baukapital wird selbstverständlich, da die neue Wasserstraße als Rivale zum Rhein-Donaukanal gedacht ist, von London und Paris zur Verfügung gestellt; auch Amsterdamer Banken sind beteiligt. Der Kanal wird 1894 km lang sein und eine Höhe von 264 m überwinden.

Heer. Über den augenblicklichen Stand des polnischen Heereswesens macht eine Übersicht des weißrussischen Frontkämpferblattes „Le Signal" folgende Angaben (nach M. W. Bl.): „Die Wehrmacht des Landes ist in 10 Korpsbezirke gegliedert, jeder Korpsbezirk besteht aus 3 Infanteriedivisionen. Außerdem sind an Kavallerie eine Kav.-Division und 12 Kavalleriebrigaden vorhanden. Jede der Infanteriedivisionen besteht aus 3 Infanterieregimentern, die zusammen eine Feuerkraft von 5400 Gewehren neben 324 leichten und 108 schweren Maschinengewehren und 6 Geschützen haben. Die Heeresartillerie zählt 31 Regimenter, 2 detachierte und 13 reitende Abteilungen und 10 Regimenter Korpsartillerie. Außer diesen Artillerieformationen gibt es noch ein schweres Artillerieregiment und zwei Regimenter „Zenit"- (Flak-) Artillerie.

Die Divisionsartillerie ist mit modernisierten französischen Geschützen Kaliber 75 mm und Haubitzen System Skoda Kaliber 100 mm ausgerüstet. Jede Division hat 9 leichte Batterien (24 leichte Geschütze und 12 leichte Haubitzen) und 6 schwere (8 schwere Geschütze und 16 schwere Haubitzen).

Jede Infanteriedivision hat ein Aufklärungsdetachement: 1 bis 2 Züge leichte Panzerautos, 1 Zug mittlere Panzerautos, 1 bis 2 Züge kleine Tanks mit einer motorisierten Batterie und einem detachierten Schützenbataillon, das wahrscheinlich motorisiert ist.

Digitized by Google

Außerdem sind noch die kürzlich formierten moto-mechanisierten Brigaden vorhanden, die sich je Brigade wie folgt zusammensetzen: 2 Tankbataillone, 1 Bataillon fahrbare Infanterie, je 1 Abteilung leichte und Zenitartillerie, 1 Batterie Tankabwehrartillerie, 1 Kompanie Infanterie für Verbindung und 1 Kompanie Pioniere.

1938 hatte die polnische Armee fast 1000 Panzerwagen, was bei der geringen Zahl der Automobile im Lande als hoch anzusprechen ist. Der Grundtyp der polnischen Tanks ist die Vickersmaschine (7 t), Panzerdecke 13 mm und 35 km Schnelligkeit in der Stunde. Der neue kleine Tank T-3 (2,5 t) hat eine Decke von 8 mm, ist mit zwei Maschinengewehren bewaffnet und hat eine Stundengeschwindigkeit bis zu 45 km (im Kampf 15 km Stundengeschwindigkeit)."

General Niessel, der sonst sehr kritisch eingestellt ist und z. B. an der Roten Armee sehr viel auszusetzen hat, gab in der französischen Wirtschaftszeitung „Le Capital" ein gutes Urteil über den Wert des polnischen Heeres ab, allerdings vor allem auf Grund deutscher Quellen. Immerhin ist seine Stellungnahme beachtlich, war er doch einst Chef der französischen Militärkommission in Polen.

Luftwaffe. Die polnische Luftwaffe verfügt z. Z. über 1600 bis 2000 Flugzeuge erster Linie, die in 6 Regimenter und zwei Wasserflugzeug-Abteilungen zusammengefaßt sind. Eine polnische Tabelle will nachweisen, daß die Maschinen den besten des Auslandes ebenbürtig oder gar überlegen seien. Nach französischer Mitteilung („Le Signal") ist der Grundtyp für Aufklärungsflugzeuge und leichte Bomber „Potez 26" und „Potez 19", veraltet, mit 250 km Stundengeschwindigkeit, Bombenlast 600 kg, längste Flugweite 700 bis 800 km. — Als Nachtbomber wird eingeführt Typ PSL-37, Ganzmetall. 2 Motore Bristol Pegas zu 850 PS und 400 km Stundengeschwindigkeit. Besatzung: 4 Mann und 3 MG. und 2 t Bombenlast. — Außerdem einmotorige Zerstörer PSL 11 und 24 (525 und 800 PS), Stundengeschwindigkeit 335 und 400 km und neue Zerstörer mit zwei automatischen kleinkalibrigen Geschützen. — Von den 400 vorhandenen Flugplätzen liegen zwei Drittel in Ostpolen.

Die Flugzeuge werden in Polen selbst hergestellt. Im Laufe des Jahres 1938 betrug die Produktionsziffer 700 (+ 400 Motore). Es ist anzunehmen, daß der große englische Kredit auch diesem Zweig der Rüstungsindustrie zugute kommen und seine Leistungsfähigkeit beträchtlich steigern wird.

Flotte. Die polnische Flotte besteht nach „United Service Review" aus rund zwei Dutzend seetüchtigen Schiffen: Die besten Schiffe sind die großen Zerstörer „Grom" und „Blyskowica", gebaut bei White in Cowes (England) 1937. Sie sind in Aussehen und Ausmaßen kleinen Kreuzern ähnlich: 2144 t Wasserverdrängung, 125 m lang, sieben 12 cm-Geschütze, vier 4,7 cm-Flak, 6 Torpedorohre, 2 Unterwasserbombenausstoßvorrichtungen. Eingerichtet für Minenlegen und als Eisbrecher. Maschinen mit 54 000 PS, Geschwindigkeit 39 kn. Diese beiden Über-Zerstörer sollen den Stamm für eine Flottille von 6 bis 8 Schiffen gleichen Typs bilden. Ferner sind zwei in Frankreich (1930) gebaute Zerstörer im Dienst: „Burza" und „Wicher" von je 1540 t, vier 13 cm-Geschütze, zwei 4,7 cm-Flak, 6 Torpedorohre, Geschwindigkeit 33 kn. Größtes polnisches Kriegsschiff ist der Minenleger „Gryf", fertiggestellt 1938. 2227 t sechs 12 cm-Geschütze, vier 4 cm-Flak, 20 kn Geschwindigkeit. Das Schiff trägt 300 Minen und wird auch als Kadettenschulschiff verwendet. Weiter sind 5 U-Boote vorhanden, 2 sind erst kürzlich in Holland gebaut worden: 1110 bzw. 1473 t, ein 8,9 cm-Geschütz, zwei 4 cm-Flak, 8 Torpedorohre, Geschwindigkeit 19 kn. Die drei anderen Boote wurden 1929 in Frankreich fertiggestellt: 980 bis 1250 t, ein 10 cm-Geschütz, ein 4,2 cm-Flak, 6 Torpedorohre, 38 Minen, Geschwindigkeit zwischen 9 und 14 kn. Weitere U-Boote sind geplant. Ferner sind zwei Torpedoboote, frühere deutsche (1920 abgegeben) im Dienst. Ein Boot ist 1915 gebaut, 1937 umgebaut, 349 t, vier 7,6 cm-Geschütze, 2 Torpedorohre, 28 kn, das andere ist 1917 gebaut, 1921 in England erneuert, zwei 7,6 cm-Geschütze, ein Torpedorohr, 27 kn. 15 Motortorpedoboote sind geplant. Im übrigen sind noch vorhanden: 2 Kanonenboote von je 342 t (4 kleinere Geschütze, 15 kn); 6 Minenräumschiffe (je 183 t, ein 7,6 cm-Geschütz); 1 Vermessungsschiff (170 t), ein früherer deutscher Minensucher (13 kn), 1 Hilfsausbildungsschoner, 2 Schlepper und 1 Transportschiff.

Die baltischen Staaten.

„Die baltischen Staaten erheben mit Recht Einwände gegen den Schutz, der ihnen auf Grund der beabsichtigten Garantie von der U. d. S. S. R. zuteil werden würde. Sie verweigern aus gutem Grund das von den Sowjets verlangte Vorrecht, eigenmächtig zu bestimmen, wann die militärische und politische Lage ein Einrücken in die baltischen Länder notwendig macht. Diese unabhängigen Nationen wollen unter

Digitized by Google

keinen Umständen, daß die Sowjet-Truppen unter dem Vorwand, zur Hilfeleistung zu kommen, ihre Länder besetzen. Sie sind der Meinung, daß solche Bundesgenossen schlimmer wären als die größten Feinde." („La France Militaire.")

Diesen sehr richtigen Sätzen eines im übrigen von Deutschenhetze erfüllten Leitaufsatzes der französischen Militärzeitung ist wenig hinzuzufügen. Sie stellen klar, daß die baltischen Staaten einem britisch-russischen Einkreisungsring um ihres Bestandes willen nie angehören können.

Der Wert des Nichtangriffspaktes Estlands und Lettlands mit dem Reich liegt — da eine deutsche Bedrohung ja nie in Frage kam — für diese Länder vor allem darin, daß sie zusammen mit Finnland und den nordischen Staaten nun mit um so größerem Nachdruck ihre Unabhängigkeit und unbedingte Neutralität gegenüber den Einkreisungsplänen wahren können.

Aus welcher Richtung dem Ostseeraum die eigentliche Gefahr droht, das zeigte sich mit aller Klarheit, als der Völkerbundsrat im Berichtsvierteljahr über die von Schweden und Finnland geplante und von allen Ostseestaaten mit Ausnahme Rußlands begrüßte Befestigung der Alandsinseln zu beschließen hatte. Nach dem Abkommen von 1921 war es Finnland verboten, Befestigungen auf der Inselgruppe anzulegen, ja sogar sie militärisch zu besetzen, außer zur Abwehr eines erfolgten Angriffs. Sogar Minensperren sollte Finnland nur nach vorheriger Bitte um Erlaubnis beim Völkerbund legen dürfen. Als Finnland nun im Frühling 1939 um eine Lösung von diesem Vertrag einkam, stimmten die 21 Mitunterzeichner schon bei den Vorverhandlungen zu, und Schweden machte die Sache zu seiner eigenen. Vor dem Völkerbundsrat, dessen Sitzung übrigens einfach verschoben wurde, als der schwedische Ministerpräsident schon in Genf eingetroffen war, erhob Rußland, obwohl gar nicht Mitunterzeichner des Aland-Vertrages, Einspruch. Es verlangte unmögliche „Sicherheiten" und erreichte schließlich, daß die Zustimmung verweigert und die Angelegenheit auf unbestimmte Zeit vertagt wurde.

„Diese Vereitlung des bescheidenen Planes zeigt wieder einmal die Ohnmacht Genfs und die rätselhafte Haltung Moskaus", schreibt eine französische politische Zeitschrift. Den betroffenen beiden Neutralen, deren Versuch zur Friedenssicherung des eigenen Hauses damit vereitelt wurde, wird die Haltung Moskaus kein Rätsel aufgeben, sie wissen Bescheid.

Übereinstimmende Erklärungen der baltischen Staaten stellten in den letzten entscheidenden Wochen der britisch-sowjetischen Verhandlungen mit aller Klarheit fest, daß jeder unerbetene „Hilfeleistungs"-Versuch seitens einer Großmacht als feindseliger Akt angesehen und mit Waffengewalt zurückgewiesen werden müßte.

Bücherschau.

John McAuley Palmer. **General von Steuben.** Wolfgang Krüger Verlag, Berlin 1938, 415 Seiten und 10 Bilder (übertragen von C. F. W. Behl). — Diese Steuben-Biographie aus der Feder eines ehemaligen Generals der Vereinigten Staaten von Amerika sollte ursprünglich für Steubens europäische Zeit auf die vor 80 Jahren erschienene Biographie von Friedrich Kapp aufgebaut werden. Da sich aber die Fehlerhaftigkeit aller Teile jenes Werkes sehr schnell erwies, hat der Verfasser sich sehr stark an das z. T. bereits in Zeitschriftenaufsätzen als Manuskript und in Korrekturfahnen vorliegende Material zu einer Steuben-Biographie des verstorbenen deutsch-amerikanischen Journalisten B. C. Kalkhorst gehalten, der auch in den Archiven von Berlin, Karlsruhe und Hechingen Nachforschungen entweder selbst unternommen oder veranlaßt hat. So ist die vorliegende Biographie zwar ein Fortschritt über Kapp hinaus, vermochte sich aber gleichwohl nicht vollkommen von mancher alten Legende zu befreien (z. B., daß Steuben Adjutant Friedrichs d. Gr. gewesen sei). Auf der anderen Seite hat der Verfasser den Amerikanern und uns die Genugtuung verschafft, nun zu wissen, daß die zahllosen Übertreibungen und Lügen sehr ähnlichen Erfindungen „keineswegs allein und wahrscheinlich überhaupt nicht in erster Linie" auf Steuben zurückgehen, sondern auf Franklin und seine Mitarbeiter und Freunde in Frankreich. Der Teil des Buches, und er ist naturgemäß der bei weitem umfangreichere, der sich mit Steubens Leben und Werk in Amerika beschäftigt, beruht nicht nur auf einer sympathischen Verehrung für Steuben (Palmer erklärt, daß nur Washington und Steuben „für die Erringung der Unabhängigkeit Amerikas unbedingt notwendig gewesen sind"), sondern deutlich erkennbar auf reichen im einzelnen bisher unbekannten Material, dessen Art und Aufbewahrungsort uns leider nicht mitgeteilt wird. Wilhelm Treue.

Digitized by Google

Otto Gallian. **Der österreichische Deutsche im Weltkrieg 1914—1918.** Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin, 1938. 208 Seiten mit 8 Skizzen. — Der Verfasser hat sich mit diesem neuen Werk die Aufgabe gestellt, die Lage und den Kampf des österreichischen Deutschtums innerhalb des Völkerheeres der Donaumonarchie vor und im Weltkriege zu schildern. Er bringt einleitend in einer Gesamtdarstellung des Völkerstaates Österreich-Ungarn einen weit ausholenden, aber für das Verständnis der Aufgabe notwendigen gesamtpolitischen Überblick über das österreichische Deutschtum in der Vorkriegszeit überhaupt und über Wesentliches der k. u. k. Wehrmacht. Dann führt er uns mitten in die verschiedenen Abschnitte des Weltkrieges hinein: Wir begleiten das österreichisch-ungarische Heer auf die Schlachtfelder Galiziens und Serbiens, Tirols und auch der Westfront und hören von den Leistungen der Flotte. Hierbei werden gewisse typische Probleme und Ereignisse immer besonders beleuchtet, wie z. B. die Einleitungsschlachten des Jahres 1914 mit ihren überschweren Verlusten, materielle Schwierigkeiten, Eigenarten der österreichischen Führung und das Wesen des Gebirgskriegs in Schnee und Eis der Alpenfronten. Die gesamte Schilderung ist ständig durchzogen von einer Würdigung der schweren, undankbaren Stellung und den opferbereiten Leistungen des österreichischen Deutschtums innerhalb des Gesamtheeres. Offen und ehrlich tritt der Verfasser an die vorhandenen Mängel heran und erklärt die tieferen Ursachen, die gelegentlich zum Versagen einzelner fremdvölkischer Truppenteile führten. Um so höher erscheinen die Leistungen des Deutschen im k. u. k. Heere, der mit einem ungeheuren Mehr an physischen und seelischen Anstrengungen und beispiellosen Blutopfern immer wieder die Sünden einer verfehlten Politik gutmachen mußte, stets in Brennpunkten des Kampfes stand, sich in den Reihen negativ eingestellter fremdvölkischer Truppenteile verzweifelt gegen Verrat und Überlauf stemmte und immer da in die Bresche springen mußte, wo andere versagten. — Das Buch wird dazu beitragen, manches Vorurteil zu beseitigen; der reichsdeutsche Frontkämpfer wird manches ihm unfaßbare Geschehen im einst verbündeten Heere mit anderen Augen ansehen, indem er die wahre Lage des Deutschen im Heere Altösterreichs erkennt, der mit oft übermenschlicher Kraft die vielen Fremdvölker zusammenhielt. Man lernt aus dem Buche einen Geist, einen Opfermut und einen Fanatismus bei dem österreichischen Deutschen kennen, der dazu zwingt, ihn zu den besten Kämpfern des deutschen Volkes zu rechnen. Der durch die Bücher „Monte Alesone" und „Opfergang bei Luck" (erschienen bei Köhler und Amelang, Leipzig) bekannte Verfasser hat mit seinem neuen Werke wesentlich dazu beigetragen, die Leistungen des Deutschtums in Österreich ins rechte Licht zu setzen, die Brücke zwischen der großen soldatischen Vergangenheit des österreichischen Frontkämpfertums und der deutschen Zukunft zu schlagen, den Kampf des Deutschösterreichers als Teil der deutschen Weltkriegsleistung erscheinen zu lassen und mit alledem den österreichischen Volksstamm der Gesamtnation näherzubringen und die beiderseitige Achtung erneut zu festigen. Otto Glahn.

Freiherr Kreß von Kressenstein. **Mit den Türken zum Suezkanal.** Vorhut-Verlag, Berlin 1938. — Schon lange wartete die deutsche Öffentlichkeit auf die Kriegserinnerungen des Mannes, der auf dem entlegenen und für die Gesamtkriegslage doch so wichtigen ägyptischen Kriegsschauplatz die türkischen Operationen gegen die Engländer leitete. Lange hatte schon die Gegenseite diesen Kriegsverlauf geschildert. Zahlreich sind auch die veröffentlichten Erinnerungen deutscher Offiziere, die auf türkischer Seite mitkämpften. Aber diese konnten doch nur einen Teilausschnitt geben gemäß ihrem begrenzten Wirkungskreis. Nun ist diese Lücke mit obengenanntem Buche geschlossen. Dies ist um so wertvoller, als das Aktenmaterial großenteils verlorengegangen ist. Aber General von Kreß gibt noch mehr, gehört er doch zu den deutschen Offizieren, die schon vor dem Kriege als Mitglied der Militärmission sich dem Wiederaufbau der türkischen Armee gewidmet haben. Der Krieg brachte ihn in eine der wichtigsten Stellungen der türkischen Heeresleitung, in die Operationsabteilung, deren Chef er wurde. Das Vertrauen Enver Paschas, des türkischen Vizegeneralissimus, übertrug ihm die wohl schwierigste Aufgabe der gesamten türkischen Kriegführung, die Angriffe über die ägyptische Grenze gegen die Lebensader des britischen Imperiums, den Suezkanal, vorzubereiten und zu führen. Eine unanfechtbare, auf genaue Tagebuchaufzeichnungen sich stützende Darstellung versetzt den Leser in die Lage, sich eine Vorstellung von der Größe der Leistung zu machen, die die Durchführung dieser Aufgabe in sich schloß. Eine neue Welt tut sich auf: Eine in glühender Sonne erstarrte Sandwüste in 250 km Breite, ohne Wege, ohne Wasser, nur hier und da eine Palmenoase, die Schatten und Wasser spendet. Diese Wüste muß durchschritten werden, um das Angriffsziel, den Kanal, zu erreichen. Türken und Deutsche treten den Opfergang an, der härteste Anforderungen an geistige Spannkraft und körperliche Widerstandsfähigkeit stellt.

Digitized by Google

Hart deshalb, weil trotz aller Vor- und Fürsorge die Rückständigkeit des Kriegsgebiets ausreichende Versorgung des Mannes verwehrt. Zweimal, 1915 und 1916, gelingt es dem deutschen Führer, die Türken und ihre deutschen und österreichisch-ungarischen Hilfstruppen in Reichweite des Kanals zu bringen. Dann ist die Kraft erschöpft. Das Blatt wendet sich, der Verteidiger wird zum Angreifer, der Angreifer zum Verteidiger; dabei nimmt die Widerstandskraft der Türken erschreckend ab. Die Leidenszeit in Palästina beginnt. Unter Kreß Pascha nimmt die Heldenschar den ungleichen Kampf an. Zweimal kann sie im Frühjahr 1917 den britischen Ansturm bei Gaza abschlagen. Im Herbst dieses Jahres kann auch glänzende Führung und größter Heldenmut der britischen Übermacht nicht mehr standhalten. Jerusalem und ein großer Teil Palästinas gehen verloren. Hier bricht die Darstellung der Kampfereignisse ab, nach fast ununterbrochener dreijähriger Tätigkeit findet Kreß in der Heimat und später an anderer Stelle des Nahen Orients einen neuen verantwortlichen Wirkungskreis. Warme Worte findet Kreß für seine Truppen, hält aber auch mit Kritik nicht zurück, wo es nottut. Hierin liegt gerade der Wert des Buches, daß ein gründlicher Kenner des Orients freimütig sich über grundlegende Fragen eines bedeutsamen Zeit- und Kriegsabschnitts ausspricht. Ohne Übertreibung kann man sagen, daß das Buch von General von Kreß den wertvollsten Erscheinungen der Kriegsliteratur zuzuzählen ist. Carl Mühlmann.

Gisbert Beyerhaus. **Einheitlicher Oberbefehl. Ein Problem des Weltkrieges.** F. Bruckmann Verlag, München 1938. — Die aus einem Vortrag in der Niederschlesischen Landesgruppe der Deutschen Akademie entstandene Untersuchung des Breslauer Historikers gibt einen neuen Beitrag zu der Literatur über das wesentlichste Problem des Koalitionskrieges, den einheitlichen Oberbefehl, die Frage, die in letzter Zeit durch die Behandlung durch berufenste Persönlichkeiten wiederholt in den Vordergrund getreten ist. Nach einer begrifflichen Klärung des Themas, die die Schwierigkeiten des Problems der Schaffung eines einheitlichen Kommandos angesichts der Vielheit der Beteiligten und dem Widerstreit ihrer politischen Interessen und Kriegsziele und dazu der zahlreichen Kriegsschauplätze wegen betont und die Frage des gemeinsamen Oberbefehls in ein abgrenzendes Verhältnis zu dem Problem „Politik und Kriegführung" bringt, wird die tatsächliche Entwicklung auf beiden Seiten kritisch gewertet, indem den tieferen Gründen nachgegangen wird, weshalb die entscheidenden Persönlichkeiten und schöpferischen Mächte „diese oder jene Wahl trafen, wo ihnen die Entscheidung im entgegengesetzten Sinne offenblieb". Diese Art der Untersuchung, die sich nicht mit bloßen Feststellungen begnügt, wie „es" gewesen ist, sondern das Geschehen aus den innersten Ursachen und dem Zusammenwirken der verschiedenen geschichtsbildenden Kräfte zu erfassen versucht, gibt der Abhandlung den besonderen Wert. Es entsteht so ein Bild der Hintergründe der hemmenden, zerstörenden und der vorantreibenden Kräfte in diesem großen Koalitionskriege. Die Betrachtung als Ganzes, die Gegenüberstellung der Ereignisse bei beiden Parteien läßt die Verschiedenheit der Entwicklung des Problems des einheitlichen Oberbefehls bei den Mittelmächten einerseits und bei der Entente andererseits erkennen. Schon im vorbereitenden Stadium. Während die Vereinbarungen der Mittelmächte den Aufmarsch selber nicht berühren, sind in Joffres Kriegsplan, dem sog. Plan XVII, seit Frühjahr 1913 alle Einzelheiten festgelegt. Sodann wird aus der inneren Dynamik der Verfassungen aufgezeigt, wie sich in den westlichen Demokratien allmählich der Diktaturgedanke durchsetzt, während im Lager der Mittelmächte ein einheitlicher Wille fehlt. Hierbei unterstreicht der Verfasser grundlegende Erkenntnisse, die wir aus der Studie des General Liebmann „Die Entwicklung der Frage eines einheitlichen Oberbefehls im Weltkriege" („Militär-Wochenblatt" 1927 S. 1—36, 65—100 und 1937 S. 1498—1500) gewinnen: „Der einheitliche Oberbefehl stellte nach Entstehung und Funktion etwas völliges anderes bei den Mittelmächten und bei der Entente dar". Dort der einheitliche Oberbefehl durch den Willen der leitenden Staatsmänner — wenn auch die Bedrängnis aus der großen deutschen Offensive stark entscheidend gewirkt hat —, bei den Mittelmächten ohne deren Willen. Die Studie gewinnt an Wert durch eine reiche Literaturangabe und durch die Verarbeitung zahlreicher Memoiren und neuerer Dokumente aus In- und Ausland; wir erfahren Einzelheiten aus den inneren Vorgängen im Ententelager beim Zustandekommen des Oberbefehls des Marschall Foch, und auf der Gegenseite fällt neues Licht auf den tragischen Gegensatz Conrad von Hötzendorf—Falkenhayn. Otto Glahn.

Oberst Dr. Friedrich Altrichter. **Der soldatische Führer.** Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg i. O. 1938. — Oberst Dr. Altrichter läßt seinen beiden grundlegenden wehrpädagogischen Arbeiten über „Die seelischen Kräfte des deutschen Heeres" und über „Das Wesen der soldatischen Erziehung" nun ein drittes folgen, dem er das Ziel gesetzt

Digitized by Google

hat, dem soldatischen Führer aller Grade „eine Vorstellung von den grundsätzlichen Pflichten und Forderungen seiner Berufsstellung zu geben". Das Buch will erfahren lassen, wie diese die „Persönlichkeitsgestaltung (des soldatischen Führers) beeinflussen, seine Ausbildung und sein Handeln bestimmen". Die eine Grundvoraussetzung des Buches ist, daß „der geistige und sittliche Gehalt des Soldatentums, der in dem soldatischen Führer seine höchste Ausprägung erfährt", von diesem „nicht nur gefühlsmäßig empfunden, sondern auch erkenntnismäßig erfaßt werden muß". Die zweite entscheidende Voraussetzung Altrichters ist, daß die Selbsterziehung des soldatischen Führers „als Selbstbildung der Persönlichkeit" das Wichtigste sei, denn „je mehr ihm die sittliche Vervollkommnung seiner Persönlichkeit gelingt, um so größer wird die Bereitschaft seiner Männer sein, ihn innerlich als Führer anzuerkennen . . . Die Selbstbildung der Persönlichkeit des soldatischen Führers wird damit zu einer entscheidenden praktischen militärischen Forderung".

So ist das Buch auch durchaus für die Praxis bestimmt; ohne umfängliche theoretische Erörterungen, für die der Verfasser ja auf seine früheren Werke verweisen kann, entwickelt es an vielen Beispielen aus Krieg und Frieden die praktischen Folgerungen, die sich aus den ethischen und pädagogischen Voraussetzungen für die soldatische Führung ergeben. Es leitet über die „Selbstbildung der Persönlichkeit des soldatischen Führers" in einen zweiten Abschnitt zur „Berufsausbildung des soldatischen Führers", in dem die alte Forderung des Verfassers nach einer psychologischen Bildung des Offiziers erneut erhoben wird, schließlich in dem letzten Abschnitt „Das Handeln des soldatischen Führers" über zum Ernstfall, auf den Erziehung, Ausbildung und Selbsterziehung ja immer ausgerichtet werden müssen.

Durch die Verbindung von Kriegserfahrungen und Einsichten in Friedensnotwendigkeiten besonders eindrucksvoll sind im einzelnen die Kapitel „Der soldatische Führer und die Behandlung seiner Leute" und „Die Anleitung des Unteroffizierkorps in der Mannschaftsbehandlung". Die Erziehung der Unteroffiziere ist ja heute wohl eine der vordringlichsten Aufgaben; es ist zu wünschen, daß Altrichters unmißverständliche Gedankengänge vielen Offizieren bei dieser nicht einfachen Aufgabe helfen können. In den gründlichen Erörterungen über den soldatischen Führer als Träger und als Gegenstand der Disziplin sind schließlich die dornenvollen Probleme der Selbständigkeit der Unterführer klar und energisch angepackt.

So ist wirklich ein Handbuch für den soldatischen Führer entstanden, in dem die erzieherischen Aufgaben des soldatischen Führers einleuchtend beschrieben werden.

Erich Weniger.

F. Schnell. **Das Antlitz der Wehrmacht.** Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1939. — Das klar und lebendig geschriebene Büchlein beschreibt und deutet das in rassischem Erbe und verpflichtender historischer Überlieferung wurzelnde Wesen der nationalsozialistischen Wehrmacht, deren hohe Aufgabe nicht allein die Sicherung der Lebensnotwendigkeiten, der Ehre und Freiheit des deutschen Volkes, sondern auch die Vollendung der völkisch-nationalen Erziehung des wahrhaften deutschen Mannes ist. Außer auf die tragenden Ideen, die aus jenen Wurzeln stammend den sittlichen Wert der deutschen Wehrmacht bestimmen und dieser ihr arteigenes Gepräge geben, geht der Verfasser auch auf die mancherlei Probleme ein, die sich für ihre Formung und Gestaltung aus der „Technisierung" des neuzeitlichen Wehrwesens ergeben. Bei seinen historischen Betrachtungen neigt der Verfasser hier und da zu etwas gewaltsamen Konstruktionen oder reichlich willkürlichen Urteilen, so wenn er beispielsweise die Landsknechtsheere „Zeugen einer völligen Entartung der deutschen Wehrform nennt", obwohl doch gerade im Landsknechtstum, bei allen Schattenseiten, die lange verschüttete Idee völkischer Wehrhaftigkeit erstmalig wieder zum Durchbruch kam, ganz abgesehen davon, daß die Landsknechtsheere auch militärisch bahnbrechend gewirkt haben. An anderer Stelle sagt der Verfasser, der „Arbeiter" sei der alten Wehrmacht fremd gegenüber gestanden, weil er nicht das Bewußtsein gehabt habe, „daß er in eigener Sache in diesen Reihen stand, ... daß es um die Lebensnotwendigkeiten und um die Ehre einer Gemeinschaft ging, zu der auch er gehörte". Wären aber ohne solches Bewußtsein während des Weltkrieges die Taten der alten deutschen Wehrmacht, die doch ein Volksheer in des Wortes reinster Bedeutung war, möglich gewesen?

Wilhelm Dieckmann.

Artillerie-Taschenbuch. Oberst Böttcher. Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1938. 304 Seiten mit über 100 Skizzen. Preis 3,50 RM. — Da die verschiedenen Ausbildungsvorschriften der Artillerie zu umfangreich sind, um während des Dienstes in der Tasche mitgeführt zu werden, wird sich der Offiziersanwärter, der junge Offizier

Digitized by Google

und der Offizier des Beurlaubtenstandes gern dieses handlichen Taschenbuchs bedienen, das das für ihn Wissenswerte aus den wichtigsten Dienstvorschriften in gekürzter Form enthält. Hauptsächlich sind die Gebiete des Schießens und des Felddienstes behandelt worden; dabei wurde auch der Pionierdienst, die Panzer-, Flug- und Gasabwehr, die Beförderung auf der Eisenbahn, die Munition, der Nachschub u. a. berücksichtigt. Mit Rücksicht auf Offiziere des Beurlaubtenstandes sind auch Auszüge aus dem Schriftverkehr und der Anzugsordnung gebracht worden. Dagegen ist die Reitvorschrift, die Vorschrift für Leibesübungen und die Ausbildung im Fußdienst unberücksichtigt geblieben, um den Umfang des Buches zu beschränken. Max Blümner.

Neuzeitliche Festungen. Von General der Artl. a. D. Max Ludwig. E. S. Mittler & Sohn. Berlin. — Von einer Autorität wird in knapper und anschaulicher Form die Entwicklung und Ausnutzung der ständigen Befestigung von den Tagen des Altmeisters Vauban an bis zur Jetztzeit aufgezeigt. Man liest mit hohem Interesse, wie nach einer Periode schematischer Erstarrung — beginnend mit Friedrich d. Gr. — die Anschauungen immer mehr dahin zielen, die Befestigung nicht nur als Schutz wichtiger, aber begrenzter Räume anzusprechen, sondern sie vor allem für die Operationen des Feldheeres unmittelbar auszunutzen. So bediente sich Napoleon I. 1813 auf der oberitalienischen Nebenfront des dortigen Festungsvierecks zur Behauptung schwacher Kräfte, während er auf dem Hauptkriegsschauplatz aus der von Dresden bis Hamburg durch zahlreiche Anlagen verstärkten Elblinie manche operative Vorteile zog. Im weiteren Verlauf schildert das Buch, wie sich im 19. Jahrhundert — neben dem durch die fortschreitende Zerstörungstechnik bedingten Übergang zur Ringfestung mit weit vorgeschobenem Fortgürtel — vor allem das Streben nach operativer Festungsausnutzung immer mehr entwickelte und zur Schaffung langgestreckter Befestigungsreihen führte. Als Beispiel wird u. a. jene nach 1870 mit großem Aufwand ausgebaute, von Belfort bis Verdun reichende Festungslinie genannt, die 1914 die deutschen Waffen zum Umweg über Belgien nötigte. Die Richtigkeit der Anschauungen über die strategische Ausnutzung von Befestigungen wurde damit nachdrücklich bestätigt, ihr hoher Einfluß auf grundlegende operative Entschlüsse klar erwiesen. Für die Nachkriegszeit wird insbesondere am französischen Beispiel eingehend dargelegt, wie auf Grund der Kriegserfahrungen jene als „Maginot-Linie" bekannte breit- und tiefzonige Grenzbefestigung stärksten Ausmaßes entstand. Bei geschickter Eingliederung in die Operationen bieten solche Anlagen dem Feldherrn vielerlei Nutzungsmöglichkeiten sowohl im Sinne der Abwehr wie auch vor allem der Offensive als Ausfalltor, Rückhalt und Anlehnung. Zweckmäßig angelegte und verwendete ständige Befestigungen zeigen eben jenen eigentümlichen Januskopf, der ebensogut dem Streben nach höchstgesteigerter Sicherheit wie einem entschlossenen Angriffswillen zu dienen vermag. Immerhin weist der Verfasser darauf hin, daß auch die stärkste und mit noch soviel Überschuß errichtete Befestigung doch einmal veraltet und daß dieser betrübliche Prozeß um so eher eintritt, je rascher unser schnellebiges technisches Zeitalter in der Entwicklung der Zerstörungs- und Überwindungsmittel fortschreitet. Auch hier gilt wie überall der Satz, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Adelbert von Taysen.

Zeitschriftenschau.

Wehrpolitik und Wehrwissenschaften in den Zeitschriften des In- und Auslandes[1]).

Deutschland.

Berliner Monatshefte (Juni 1939). V. Gayda: Der deutsch-italienische Bündnispakt. — E. Hölzle: Das zerbrochene „Friedenswerk". Lloyd George und das Versailler Diktat. — Eine historische Korridor-Debatte auf der Pariser Friedenskonferenz.

Deutsches Adelsblatt (Nr. 26). C. Mühlmann: Drei deutsche Generale als türkische Marschälle im Weltkriege (Liman von Sanders, Goltz, Falkenhayn).

Deutsche Wehr (Nr. 23). H.: Jugoslawien und seine Wehrmacht. — (Nr. 24.) sit: Wendung am Bosporus? — Wagner: Vor 20 Jahren: Die Befreiung von Estland. — (Nr. 25.) Hptm. a. D. H. Wagner: Lettland und seine Wehrverhältnisse. — Dr. O.-E. Schüddekopf: Clausewitz in England.

[1]) Es werden nur die wichtigsten Aufsatztitel gebracht.

Digitized by Google

Gasschutz und Luftschutz (Heft 5, Ausgabe B). Oblt. a. D. von Versen: Der Gasangriff bei Tolmein im Oktober 1917.

Geographische Zeitschrift (5. Heft). F. Metz: Das Memelgebiet. — Dr. E. Habetha: Bodenschätze und Bergbau Spaniens.

Marine-Rundschau (Heft 6, 1939). Kapt. z. S. a. D. von Waldeyer-Hartz: Dwarslinienkampf. — Korv.-Kapt. Breyer: Italien und der Dodekanes.

Militärwissenschaftliche Mitteilungen (Juni 1939). Kptlt. Dr.-Ing. Handel-Mazzetti: Seemachtfragen von heute. — Dr. F. Friedensburg: Das Erdöl auf dem Gebiete des galizischen und des rumänischen Kriegsschauplatzes 1914—1918. — Feldm. Lt. a. D. Ing. Dick: Der Donau—Oder-Kanal. — Gen. Maj. a. D. von Lerch: Der Konflikt in Ostasien.

Militär-Wochenblatt (1939, Nr. 50). Gen. d. Inf. a. D. Wetzell: Überraschung im Kriege. — Hptm. Ullmann: Panzerabwehr beim Angriff. — (Nr. 51.) Obrstlt. Greiner: Luftangriffe auf Erdtruppen und ihre Abwehr. — Czeremchow. 8. 6. 1915. Teil I. — (Nr. 52.) Englands Verteidigung gegen Luftangriffe. — Czeremchow. 8. 6. 1915. Teil II (Schluß).

Monatsschrift für das deutsche Geistesleben (Juni 1939). Dr. E. Müller: Wallenstein, Böhmen und das Reich. — Chr. Obermüller: Der Weg der Wandalen.

Ostasiatische Rundschau (Nr. 12). Dr. O. Richter: Der chinesisch-japanische Konflikt.

Osteuropa (Mai/Juni 1939). H. Laeuen: Polen und die englische Einkreisung. — S. Warneck: Sowjetfront am Amur. — R. Urban: Chronik: Die Slowakei.

Die Panzertruppe (Juni 1939). Die Panzerkampfwagen der Sowjet-Union. — W. Paschasius: Das Kraftfahrzeug im Rahmen der Versorgung europäischer Truppen auf außereuropäischen Kriegsschauplätzen.

Volk und Wehr (Juni 1939). Dr. H. Gackenholz: Nationalspanien als wehrpolitischer Faktor. — Pandit K. A. Bhatta: Die Wehrmacht Indiens. — H. Mast: Weltkriegsende in Albanien.

Wehrfront (Nr. 12). Vize-Admiral Darlan: Über Zusammensetzung und Stärke der Flotte (Auszug aus „Revue militaire générale", Frankreich).

Wehrtechnische Monatshefte (Juni 1939). Hptm. a. D. Narath: Die industrielle Mobilisierung im Ausland. — Dr. P. Ruprecht: Der kriegswichtige bergbauliche Rohstoffbesitz der Mittelmeeranlieger. — Chr. Schmitz-Dampfer: Friedrich der Große als Wehrtechniker.

Argentinien.

Revista militar (April 1939). Gen. de brig. J. A. Giovaneli: Über das französische Heer. — Mayor R. Marambio: Der Materialkrieg und die Massenproduktion.

Belgien.

La Belgique Militaire (Nr. 24). G. Tobiansky: Les chevaux de Napoléon, Wellington et Blücher à la Bataille de Waterloo. — E. L.: Les attaques aériennes allemandes contre Paris au cours de la guerre mondiale.

England.

The Royal Engineers Journal (Juni 1939). D. J. F. Morton: Economics in modern defence. — Major J. V. Davidson-Houston: Impressions of present-day Russia.

The Fighting Forces (Juni 1939). „Macduff": Burma and the Sino-Japanese Conflict.

Frankreich.

Gaz de Combat (März 1939). G. F. Jaubert: Le ballon de protection.

Revue d'Artillerie (Mai 1939). General M. Peyrègne: L'emploi de l'artillerie au cours de l'Histoire. De Marignan à Waterloo.

Revue des deux mondes (1. Juni 1939). A. Tardieu: Foch. Essai psychologique. — J. Bardoux: La conscription britannique — General Serrigny: Si la guerre éclatait.

Digitized by Google

La Revue d'Infanterie (Juni 1939). Col. X: Le maréchal Joffre et l'infanterie. — Cap. Ingold: La 23e division d'infanterie dans la bataille de Vittorio-Veneto. „Forcement" de la Piave et poursuite (24 octobre—4 novembre 1918).
Revue des Troupes coloniales (Juni 1939). Chef d'esc. Pascot: Joffre, Colonial. — P. Khorat: La soumission d'Abd-el-Krim.

Italien.

Rassegna di Cultura militare (Mai 1939). General D. Deambrosis: Le risorse economiche dei paesi mediterranei. II. — Gen. di brig. E. Scala: Il combattimento offensivo nella regolamentazione italiana ed in quella tedesca. (Schluß.) — ...: Il nuovo assestamento dell'Europa centrale. — **Rivista di Fanteria:** Col. L. Chatrian: Note sulla dottrina francese.
Rivista di Cavalleria (März/April 1939). Maggiore E. Zavattari: La cavalleria italiana in Albania (Luglio — Novembre 1918).

Niederlande.

Mavors (Juni 1939). Oud-Hoofdcursiaan: Das neue japanische Abenteuer in China (Fortsetzung).

Norwegen.

Norsk Militaert Tidsskrift (5. Heft). Marinekapt. R. Scheen: Die schwedisch-russische Seeschlacht im Oslofjord (31. Mai—1. Juni 1789). — Kapt. Øyvinn Øi: Der strategische Überfall.

Schweiz.

Allgemeine Schweizerische Militärzeitung (Juni 1939). Oberst H. Markwalder: Der Laupenkrieg (1339).
Revue militaire Suisse (Mai 1939). Lt. E. Ducret: La préparation économique à la guerre (Schluß).

Vereinigte Staaten von Nordamerika.

Coast Artillery Journal (Mai/Juni 1939). Major Th. R. Phillips: The glory of the soldier. — Major B. L. Milburn: Harbor defenses and naval strategy. — Fletcher Pratt: Bonaparte in Italy (Schluß).
Infantry Journal (Mai/Juni 1939). Major Th. R. Phillips: The glory of the soldier. — Capt. H. R. Hartneß: Germany's tactical doctrine. — Fletcher Pratt: Bonaparte in Italy (Schluß).

Aus der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften.

Juni 1939.

Lehrgang für Vortragsredner. Die Gesellschaft veranstaltete in der Zeit vom 8. bis 14. Juni ihren diesjährigen 6. Lehrgang für Vortragsredner und Referenten der großen NS-Gliederungen und Wehrverbände. Wie in den vergangenen Jahren nahmen an dem Lehrgang zahlreiche Vertreter der SS, des NSFK, des Reichsarbeitsdienstes, des Reichsluftschutzbundes, der Reichsjugendführung, des NS-Reichskriegerbundes „Kyffhäuser", des NS-Marinebundes, des NS-Lehrerbundes sowie Mitglieder der Gesellschaft teil.

Der Präsident, General der Flieger von Cochenhausen, eröffnete am 8. Juni die Veranstaltung mit einer Begrüßung der Teilnehmer und einer Einführung in Zweck und Ziel des Lehrgangs, der den Vertretern der Verbände eine von sachverständiger Seite gebotene Unterrichtung über wichtige Probleme der gegenwärtigen Wehrpolitik und eine Vermittlung von Anregungen und Unterlagen für die Gestaltung ihrer Vortragstätigkeit geben soll. Der Präsident stellte in seinem anschließenden Vortrag „Allgemeine Wehrpflicht und Erziehung" die Bedeutung der Wehrmacht als Erziehungsschule des ganzen Volkes nicht nur zum Waffengebrauch, sondern auch zu wehrpolitischem Verantwortungsbewußtsein heraus. Der Generalsekretär der Gesellschaft, Oberst z. V. Dr. von Eggeling, gab in seinen Ausführungen über „Regeln für Vortragsredner" Hinweise für die äußeren und inneren Vor-

Digitized by Google

aussetzungen einer erfolgreichen Vortragstätigkeit. Der dritte Vortrag an diesem Tage wurde von Dr. Steindorff-Frankfurt a. M. über das Thema „Rumänien in seiner heutigen Bedeutung für Mitteleuropa" gehalten, wobei der Vortragende die enge wirtschaftliche Verflechtung zwischen Großdeutschland und Rumänien besonders hervorhob.

Die Vorträge wurden am 10. Juni fortgesetzt. Zuerst sprach SA-Obergruppenführer Kob-Magdeburg, der Führer der SA-Gruppe Mitte, über „Die Aufgaben der SA für die vor- und nachmilitärische Wehrerziehung". Obergruppenführer Kob schilderte die große Bedeutung des der SA vom Führer gegebenen Auftrags für die Gesamtwehrkraft unseres Volkes und machte Angaben über die hierbei einzuschlagenden Wege der praktischen Durchführung. Dann gab Hauptmann Dr. Murawski vom Oberkommando der Wehrmacht in seinem Vortrag „Verinnerlichte Wehrpropaganda" einen Überblick über die von der Wehrmacht ergriffenen Maßnahmen, um für die Führung des „geistigen Krieges" gerüstet zu sein. Der anschließende Vortrag von General d. Art. a. D. Grimme behandelte das Thema „Der Luftschutz in den Kriegen seit 1918" und berichtete über die hierfür während des abessinischen Feldzuges, des spanischen Bürgerkrieges und des ostasiatischen Konfliktes gemachten Erfahrungen und Lehren.

Die Vorträge am 12. Juni eröffnete Admiral z. V. Prentzel mit Ausführungen über „Die Handelsflotten der Welt als militärische und wehrpolitische Faktoren". Der Vortragende wies darauf hin, in welchem Umfange, aufbauend auf den Erfahrungen des Weltkrieges, heute alle großen Seemächte ihre nationalen Handelsflotten für die ihnen im Kriege zufallenden Aufgaben vorbereiten. Generalmajor Haehnelt, der Chef der Kriegswissenschaftlichen Abteilung der Luftwaffe, sprach dann über das Thema „Deutsche Luftrüstung, eine Notwendigkeit zum Schutze des deutschen Lebensraumes". Ausgehend von der ungünstigen geopolitischen Lage Deutschlands, behandelte General Haehnelt die drohende Gefahr eines Luftkrieges, der nur in der Offensive wirkungsvoll begegnet werden kann. Der Bericht von Dr. Gackenholz über „Das neueste Wehrschrifttum" gab den Teilnehmern des Lehrgangs eine Einführung in die wichtigsten wehrpolitischen, wehrkundlichen und kriegsgeschichtlichen Neuerscheinungen.

Am letzten Tage des Lehrgangs (14. Juni) sprach als erster Redner Vizeadmiral Canaris, der Leiter der Gruppe Abwehr im Oberkommando der Wehrmacht, über das Thema „Der ausländische Nachrichtendienst und seine Abwehr". Die starke politische Spannung der Gegenwart hat, so führte der Vortragende aus, zu einem erhöhten und rücksichtslosen Einsatz des ausländischen Nachrichtendienstes gegen Deutschland geführt; alle Glieder des Volkes müssen, jeder an seinem Platze, dabei mitwirken, daß Verrat und Sabotage bekämpft und verhindert werden. Generalleutnant a. D. von Tayssen gab in dem dann folgenden Vortrag „Die Gegensätze Italiens zu den Westmächten im Mittelmeer" einen Überblick über die wehrpolitischen Verhältnisse des Mittelmeerraumes, wobei er den Gegensatz zwischen der statischen Politik der Demokratien und der dynamischen Gewalt des faschistischen Herrschaftswillens herausarbeitete. In dem letzten Vortrag „Luftfahrt, Luftflotten und Luftpolitik der Großmächte" behandelte Oberst Dr. Ruber mit Lichtbildern die Grundlagen und Tendenzen der großmächtlichen Luftpolitik und die sich daraus ergebenden Spannungen.

Am 9. und 13. Juni hatten die Teilnehmer des Lehrgangs Gelegenheit, Übungen von Einheiten des Heeres beizuwohnen: am 9. Juni auf dem Truppenübungsplatz Döberitz dem Scharfschießen einer durch schwere Waffen verstärkten Schützenkompanie des Inf.-Lehrregiments und am 13. Juni der Angriffsübung einer Panzerabteilung in Wünsdorf. Im Anschluß an die Übung der Panzertruppe wurden in Wünsdorf Anlagen und Einrichtungen der Kraftfahr-Versuchsabteilung besichtigt.

Hauptschriftleiter i. V.: Karl Linnebach, Potsdam, Burggrafenstr. 28. Verantwortlich für den Anzeigenteil: E. Mulack, Berlin SW 61, Urbanstraße 7.

„Wissen und Wehr" erscheint im laufenden Jahrgang zwölfmal. D. A. II. Vj. 1939: 2733 Zur Zeit ist Preisliste Nr. 3 gültig. Einzelheft RM 1,75. Bezugspreis halbjährlich RM 7,50. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen oder der Verlag entgegen. Abbestellungen können nur bis spätestens 3 Wochen vor Beginn eines neuen Halbjahres angenommen werden. Alle das Abonnement oder die Zustellung betreffenden Zuschriften sind an die Verlagsbuchhandlung E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68, Kochstraße 68—71 (Postscheckkonto Nr. 540, Berlin NW 7), oder an diejenige Vertriebsstelle — Buchhandlung oder Zeitungsspediteur — zu richten, die die Bestellung vermittelt. Erfolgt die Zustellung durch die Post, so sind Anschriftenänderungen dem Postamt, durch das die Lieferung geschieht, sogleich mitzuteilen. — Ernst Siegfried Mittler und Sohn, Buchdruckerei, Berlin SW 68, Kochstraße 68—71.

Digitized by Google

Jahrgang 1939 Achtes Heft

Wissen und Wehr

Monatsschrift der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften

INHALTSANGABE

	Seite
Über Kriegsursachen 1864, 1866 und 1870. Von Oberstleutnant Frhr. Rüdt von Collenberg	561
Sowjetrussische Kriegserfahrungen in Spanien. Von * * *	584
Das Kriegswesen im deutschen Danzig. Von Dozent Dr. Hermann Wendt, Tübingen	599
Wehrpolitische Bemerkungen zur Volkszählung vom 17. Mai 1939 und zur Bevölkerungsentwicklung. Von Dr. Kurt Flügge	603
Welche Bedeutung kommt dem Saloniki-Unternehmen der Entente für den Verlauf und Ausgang des Weltkrieges zu? Von Landrat a. D./ Oberlt. a. D. Glahn, Berlin	607
Wehrpolitische Übersicht: Westeuropa	620
Bücherschau	629
Aus der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften	639

Ztschr
Zeitschriftenliste
Ziffer 2114
Eing. 28. AUG. 1939

NACHDRUCK, AUCH UNTER QUELLENANGABE, UNTERSAGT
ÜBERSETZUNGSRECHT VORBEHALTEN

AUSGEGEBEN IM AUGUST 1939

VERLAG E. S. MITTLER & SOHN, BERLIN SW 68

POSTVERSANDORT BERLIN

Digitized by Google

Ständige Mitarbeiter:

Prof. Dr. Andreas, Heidelberg,
Prof. Dr. von Arnim, Charlottenburg,
Vizeadmiral Aßmann, Berlin,
Prof. Dr. Baeumler, Berlin,
General d. Art. Prof. Dr. Becker, Berlin,
General d. Inf. a. D. v. Bergmann, Berlin,
Major a. D. Dr. Bertkau, Berlin,
Generalleutnant z. V. Boehm-Tettelbach, Berlin,
Oberstleutnant z. V. Professor Boehm-Tettelbach, Lübeck,
Prof. Dr. Bruns, Berlin,
Generalmajor a. D. Buchfinck, Potsdam,
Direktor Prof. Dr. Burgdörfer, München,
Generalmajor Freiherr v. Bülow, Rom,
General d. Fl. von Cochenhausen, Berlin,
Geheimrat Prof. Dr. Cranz, Stuttgart,
Oberstleutnant Dr. Däniker, Bern,
Konteradmiral Donner, Kiel,
Gen. d. Art. a. D. v. Eimannsberger, Wien-Mödling,
Professor Dr. W. Elze, Berlin,
Oberleutnant a. D. Ehrhardt, Potsdam
Dr. v. Engelmann, Istanbul,
Präsident Oberstleutn. a. D. Foerster, Potsdam,
Oberst Foertsch, Berlin,
Oberst a. D. Dr. h. c. Fonck, Berlin,
Universitätsprofessor Dr. v. Frauenholz, München,
Vizeadmiral a. D. Frhr. von Freyberg-Eisenberg, Berlin,
Dr. H. Gackenholz, Berlin,
Konteradmiral a. D. Gadow, Berlin,
Admiral z. V. Gladisch, Berlin,
Minister Dr. Glaise v. Horstenau, Wien,
Professor Dr. Goebel, Harzburg,
General d. Art. a. D. Grimme, Berlin,
Vizeadmiral z. V. Dr. h. c. Groos, Berlin,
Dozent Oberstlt. Dr. Hesse, Potsdam,
Oberstleutnant a. D. Justrow, Berlin,
Generalleutnant a. D. Kabisch, Stuttgart,
Dr. E. Kessel, Berlin,
Oberst Dr. Knauß, Greifswald,
Gen. d. Art. a. D. Krafft v. Dellmensingen, München,
Generalleutnant a. D. v. Metzsch, Berlin,
Prof. Dr. A. O. Meyer, Berlin,
Oberstudiendirektor Dr. Mühle, Dresden,
Oberregierungsrat Dr. Mühlmann Potsdam,
Oberstarbeitsführer Müller-Brandenburg, Berlin,
Oberstleutnant a. D. Müller-Loebnitz, Berlin,
Professor Oberst Dr. v. Niedermayer, Berlin,
Oberst Dr. Nuber, Berlin,
Dr. P. Osthold, Berlin,
Oberregierungsrat Dr. Pantlen, Stuttgart,
Generalmaj. a. D. A. v. Pitreich, Wien,
Admiral z. V. Prentzel, Berlin,
Generalleutnant Dr. h. c. v. Rabenau, Potsdam,
Oberkriegsgerichtsrat Rittau, Breslau,
Oberstleutnant a. D. Direktor v. Schäfer, Potsdam,
Major W. Schenk, München,
Dozent Major a. D. Dr. Schering, Berlin,
Staatsminister Professor Dr. Schmitthenner, Heidelberg,
Oberst a. D. Dr. h. c. Schwertfeger, Hannover,
Oberreg.-Rat Dr. Simoneit, Berlin,
Professor Dr. Spranger, Berlin,
Generalmajor z. V. v. Tempelhoff, Potsdam,
Dr. R. Wagenführ, Berlin,
Generalmaj. a. D. Wagner, Königsbrück,
Prof., Kapitän z. S. a. D. v. Waldeyer-Hartz, Hannover,
General d. Infanterie Werth, Budapest,
General d. Inf. a. D. Wetzell, Berlin,
Professor Dr. F. Wirth, Berlin,
Oberst z. V. Ritter von Xylander, Berlin.

Briefe redaktionellen Inhalts und Manuskripte sind zu senden an den Hauptschriftleiter i. N.:
Karl Linnebach, Potsdam, Burggrafenstraße 28.
Besprechungsstücke von Neuerscheinungen sind zu senden an die Deutsche Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften, Berlin W 35, Matthäikirchplatz 12III.
Zur Beantwortung von Anfragen und Rücksendung von Manuskripten ist Rückporto beizufügen.

Die unter dem Ehrenpräsidium des Reichsstatthalters General d. Inf. Ritter von Epp stehende und von General der Flieger von Cochenhausen geleitete

Deutsche Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften,

deren Organ „Wissen und Wehr" ist, hat es sich zur Aufgabe gemacht, das wehrpolitische Verständnis und das Interesse an den Wehrwissenschaften zu fördern. Anträge zum Beitritt sind zu richten an das Generalsekretariat Berlin W 35, Matthäikirchplatz 12III. Fernsprecher: über O. K. W. 21 81 91.

Digitized by Google

Achtes Heft Jahrgang 1939

Wissen und Wehr

MONATSHEFTE

In sämtlichen Aufsätzen handelt es sich um die privaten Ansichten einzelner Persönlichkeiten, keinesfalls um die Anschauungen maßgebender militärischer Dienststellen.

Über Kriegsursachen

1864, 1866 und 1870.

Von Oberstleutnant Frhr. Rüdt v. Collenberg.

Gegen Ende des Jahres 1850 war es zwischen Österreich und Preußen zu einer scharfen Spannung gekommen. Es schien, als ob ein Krieg unvermeidlich sei. Der damalige Landtagsabgeordnete von Bismarck begab sich nach Berlin, um von dort zu dem Regiment zu gehen, dem er als Landwehroffizier zugeteilt war. Er befand sich nach seinem eigenen Bericht in einer erregten, kriegerischen Stimmung. Eine Unterredung mit dem ihm befreundeten Kriegsminister von Stockhausen belehrte ihn indessen, daß Preußen im Augenblick nicht imstande sei, es auf einen Krieg mit Österreich ankommen zu lassen, um so weniger, als auch Rußland eine bedrohliche Haltung einnahm. Die preußische Regierung gab in diesen Tagen im Vertrage von Olmütz den österreichischen Forderungen nach.

Bismarck übernahm es zunächst, seine politischen Freunde, die sich in ihren Auffassungen bis dahin ebenfalls von verletztem nationalen Ehrgefühl hatten leiten lassen, umzustimmen. In der Landtagssitzung vom 3. Dezember stand dann eine Adresse an den König zur Verhandlung; von liberaler Seite wurde dabei ein Mißtrauensvotum gegen das Ministerium beantragt. Bismarck führte dagegen u. a. folgendes aus[1]): „Das preußische Volk hat sich, wie uns allen bekannt ist, auf den Ruf seines Königs einmütig erhoben; . . . es hat sich erhoben, um gleich seinen Vätern die Schlachten der Könige von Preußen zu schlagen, ehe es wußte, . . . was in diesen Schlachten erkämpft werden sollte . . . Von dem Vertrauen, das das Land beseelt . . .,

[1]) Gedanken und Erinnerungen, Stuttgart und Berlin 1913, Bd. 1, S. 82 ff.

Digitized by Google

habe ich in der Adresse nichts gespürt. Ich hätte dies um so nötiger gefunden, als es mir Bedürfnis schien, daß der Eindruck, den die einmütige Erhebung des Landes in Europa gemacht hat, gehoben und gekräftigt werde durch die Einheit derer, die nicht der Wehrmacht angehören . . . in einem Augenblick, wo jede Frage der Adresse, welche die auswärtige Politik berührt, Krieg oder Frieden in ihrem Schoß birgt . . ."

Es sei leicht, „mit dem populären Winde in die Kriegstrompete zu stoßen und sich dabei an seinem Kaminfeuer zu wärmen oder donnernde Reden zu halten und es dem Musketier, der auf dem Schnee verblutet, zu überlassen, ob das System Sieg und Ruhm erwirbt oder nicht . . . Aber wehe dem Staatsmann, der sich in dieser Zeit nicht nach einem Grunde zum Kriege umsieht, der auch nach dem Kriege noch stichhaltig ist."

Bismarck hatte schon damals über die Führung der preußischen Politik sehr bestimmte Auffassungen. Dennoch hat er sich bei dieser Gelegenheit völlig umstimmen lassen, freilich von einer Persönlichkeit, zu deren Charakterstärke er großes Vertrauen besaß. Kriegerisch gesonnen war er gekommen; wenige Tage darauf sprach er entschieden gegen den Krieg und in sarkastischer Form gegen diejenigen, die noch keine Gelegenheit gefunden hatten, eine andere Meinung zu gewinnen, als er selbst sie eben noch gehabt hatte. Indessen, er war der Meinung, daß, ob ein Krieg geführt werden müsse, nur die verantwortliche Regierung zu entscheiden vermöge und daß es kein übermäßiger Anspruch an die Geschicklichkeit der Diplomatie sei, einen Krieg „nach Bedürfnis verschieben, verhüten oder zum Ausbruch bringen" zu können. Kam es aber zum Krieg, so mußte der Grund dazu so triftig sein, daß er auch nach dem Kriege vom Volke verstanden wurde, also auch dann, wenn der Krieg unglücklich endete. Das setzt freilich nicht nur Geschicklichkeit der Regierung, sondern auch Einsicht bei dem Volke selbst voraus.

Vor den Kriegen, die Bismarck 1864 und 1866 zu führen hatte, war das Verständnis des preußischen und des deutschen Volkes für die sich abspielenden Ereignisse gering. Diese Kriege mußten gegen den Volkswillen geführt werden. Auch vor 1870 waren Zweifel berechtigt, ob das Verständnis genügend groß sei. Damals ist allerdings in den entscheidenden Tagen die nationale Leidenschaft zum Durchbruch gekommen. Es lohnt, sich die Ereignisse in ihren großen Zügen ins Gedächtnis zurückzurufen.

Der Krieg von 1864.

Die Frage der Stellung der deutschen Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg zu dem dänischen Staate hatte die europäischen Kabinette und die Volksmeinung in Deutschland seit mehr als 25 Jahren mit zunehmender Lebhaftigkeit beschäftigt, als die Ende 1863 entstandene Krise zur Entscheidung drängte.

Digitized by Google

Die nationale Bewegung in allen deutschen Ländern forderte nachdrücklich die Loslösung dieser Länder von Dänemark. Das war auch in Preußen der Fall. Hier aber beherrschte der zwischen dem Parlament und der Regierung über die Heeresorganisation entstandene Verfassungskonflikt die Lage. Das Mißtrauen gegen den Ministerpräsidenten war so groß, daß man ihm in keiner Angelegenheit Gefolgschaft leisten wollte. Anfang Dezember 1863 beschloß der Landtag eine Resolution, in der erklärt wurde: Die Ehre und das Interesse Deutschlands fordere, daß sämtliche deutsche Staaten den Erbprinzen von Augustenburg als Herzog von Schleswig-Holstein anerkennten und ihm in der Geltendmachung seiner Rechte wirksam Beistand leisteten. Bismarck war der Meinung, daß man einen Krieg mit Dänemark freilich jeden Augenblick haben könne; er lag durchaus in seinem Programm. Es schien ihm aber geboten, dabei die Haltung der anderen Großmächte in Rechnung zu stellen, die mit den Dänen, nicht aber mit dem Deutschen Bund sympatisierten. Im übrigen hielt er es nicht für erstrebenswert, einen neuen souveränen Staat in Deutschland — „einen Großherzog mehr", wie er zu sagen pflegte — entstehen zu lassen, der aus Besorgnis vor der Macht des preußischen Nachbarn stets geneigt sein würde, innerhalb des Deutschen Bundes gegen die Berliner Politik zu wirken. Natürlich konnte er in der Öffentlichkeit solche Gedanken nicht mit voller Klarheit aussprechen.

Nachdem der Deutsche Bund die Exekution gegen den König von Dänemark in seiner Eigenschaft als Herzog von Holstein beschlossen hatte, sollte der preußische Landtag seine Zustimmung zu einer Rüstungsanleihe geben. Infolge des Mißtrauens gegen die Regierung zeigte sich keine Neigung zur Bewilligung. Es wurde zunächst wieder eine Adresse an den König zur Beratung gestellt. Bismarck führte dazu u. a. aus: „Unsere Politik ruht auf dem Ausspruch Seiner Majestät, daß kein Fußbreit deutscher Erde verlorengehen und ebenso, daß kein Titel deutschen Rechtes geopfert werden solle. Der Weg, den wir zu diesem Behufe gehen, scheint Ihnen nicht richtig zu sein. Diesen Weg richtig zu wählen und ihn überhaupt zu wählen, ist aber Sache der Exekutive. Soweit es in menschlichen Dingen überhaupt möglich ist, richtig in die Zukunft zu sehen, kann dies eben nur die Regierung, weil die Regierung nach Lage der Geschäfte mit diesen Dingen vertrauter sein muß als Sie. Eine Versammlung von 350 Menschen kann heutzutage die Politik einer Großmacht nicht in letzter Instanz dirigieren wollen, indem sie der Regierung ein Programm vorschreibt, welches in allen Stadien der ferneren Entwicklung der Sache verfolgt werden soll — das ist unmöglich."

Die Entwicklung, die diesen Krieg herbeiführte, war folgende gewesen:

Das zum Deutschen Reich gehörende Holstein und das ursprünglich dänische Schleswig hatten sich schon im Mittelalter zusammengeschlossen und danach den König von Dänemark zu ihrem Herzog gewählt unter der Bedingung, daß sie „ewig ungeteilt" blieben. Dänemark und Schleswig-Hol-

Digitized by Google

stein waren also nur durch Personalunion verbunden. 1815 hatte der König von Dänemark auch Lauenburg erhalten und war als Herzog von Holstein-Lauenburg in den Deutschen Bund eingetreten; Schleswig gehörte dem Bunde nicht an.

Thronfolgefragen infolge des zu erwartenden Aussterbens des Königshauses im Mannesstamme führten seit 1836 zu Streitigkeiten. In Dänemark sollte die weibliche Linie, in den Herzogtümern nach geltendem Recht eine männliche Nebenlinie (Augustenburg) folgen. Dies hätte unvermeidlich eine Trennung Dänemarks und Schleswig-Holsteins bedeutet. Hiergegen lehnte sich die national-dänische Partei der „Eiderdänen" auf. Sie verfocht die Auffassung, daß die Eider die Südgrenze des eigentlichen Dänemarks sei, und suchte die Danisierung der deutschen Bevölkerung Schleswigs durchzusetzen. In bezug auf Holstein und Lauenburg vertrat sie den Grundsatz der Unverletzlichkeit und Unteilbarkeit der Gesamtmonarchie. Es begann eine Unterdrückungspolitik. Die Deutschen setzten sich zur Wehr. Die Völker der deutschen Bundesstaaten begeisterten sich für die verfolgten Volksgenossen. Die Regierungen, besonders der deutschen Mittel- und Kleinstaaten, stimmten mit ihren Völkern durchaus überein. Der Versuch einer Erhebung mit Hilfe des Deutschen Bundes in den Jahren 1848/50 mißlang.

Die europäischen Spannungen, die sich dabei ergeben hatten, ließen eine Regelung dringend wünschenswert erscheinen. Die dänische Regierung und die Mächte einigten sich auf die Thronfolge eines Angehörigen der weiblichen Linie, des Prinzen Christian von Sonderburg-Glücksburg, für den Gesamtstaat, also auch für die Herzogtümer, „weil die Integrität der Monarchie für die Bewahrung des Friedens von hoher Wichtigkeit" sei. Der Herzog von Augustenburg wurde verpflichtet, sich dem nicht zu widersetzen. Die Rechte der Deutschen sollten gewahrt, insbesondere Schleswig nicht in den dänischen Staat einverleibt werden, sondern ebenso wie Holstein und Lauenburg selbständiges Glied der Monarchie bleiben. Unter dieser Voraussetzung unterzeichneten neben England, Frankreich, Rußland und Schweden auch Österreich und Preußen die Abmachung über die Thronfolge (Londoner Protokoll) im Mai 1852.

Allen Abmachungen zum Trotz glaubten die Dänen die Zeit gekommen, den Deutschen ihr Wesen aufzuzwingen, den dänischen Einheitsstaat durchsetzen zu können. Auf allen drei Herzogtümern lastete Bedrückung. Diese Unduldsamkeit und Hartnäckigkeit führte dazu, daß die Dänen schließlich mehr als ein Drittel ihres Staatsgebietes verloren. Bevor dies eintrat, ergaben sich für Deutschland aber noch gefährliche Lagen.

Die Gefahren drohten von den außerdeutschen Mächten. Dort wurde man des sich hinziehenden Streites überdrüssig. Man meinte, daß niemand mehr die von beiden Seiten aufgeworfenen höchst verwickelten staatsrecht-

Digitized by Google

lichen Streitigkeiten entscheiden könne. Es waren, wie Sybel sagt[2]), solche „Staubwolken publizistischer Wissenschaft" aufgewirbelt worden, daß „selbst die Augen kenntnisreicher Pariser Zeitungsschreiber und weiser Londoner Parlamentsredner" ihren Dienst versagten. „Die einzige Tatsache, welche diese Kritiker in dem Wirrwarr noch zu unterscheiden vermochten, war, daß Deutschland groß und Dänemark klein und folglich Deutschlands Feindseligkeit gegen den schwachen Nachbarn ebenso unbillig wie unritterlich sei, wozu dann vielfach die Erwägung kam, daß in Kopenhagen eine demokratische Verfassung bestehe, während in Holstein hochadlige Junker und in Deutschland reaktionäre Regierungen den Ton angäben. Also fordere Großmut und Freisinnigkeit gleichnachdrücklich, daß Europa den liberalen Zwerg nicht durch den brutalen Riesen unterdrücken lasse." Man sieht, daß — mutatis mutandis — eine gewisse Ähnlichkeit mit dem bestand, was uns aus der Krise um die Tschecho-Slowakei in der jüngsten Vergangenheit nicht ungeläufig ist. Im Grunde handelte es sich freilich um eine höchst einfache Angelegenheit, nämlich um den Willen deutscher Menschen, deutsch zu bleiben und die deutsche Eigenart zu bewahren. Die Unterdrückung der Schwachen durch den Starken war nicht gegen die Dänen gerichtet, sondern erfolgte durch sie.

Nachdem die österreichische und die preußische Regierung wegen der Verletzung der den Deutschen in den Herzogtümern zugesagten Rechte wiederholt Vorstellungen erhoben und der Deutsche Bund die Exekution, also das zwangsweise Anhalten des Königs von Dänemark als Bundesfürst zum Befolgen seiner Verpflichtungen, angedroht hatten, machte die englische Regierung den Versuch einer Vermittlung. Österreich und Preußen, wo Bismarck eben Ministerpräsident geworden war, erklärten ihr Einverständnis; Dänemark lehnte ab. Es hielt die damals aus verschiedenen Gründen bestehenden Zerwürfnisse zwischen den Mächten für so groß, daß es sogar glaubte, jetzt den entscheidenden Schritt tun zu können. Im Frühjahr 1863 erging in Kopenhagen eine Veröffentlichung, in der erklärt wurde, daß die Verhältnisse des Gesamtstaates nunmehr geregelt werden müßten; es sollte in einer Weise geschehen, die die endgültige Einverleibung Schleswigs und den Verlust der wesentlichsten Rechte für Holstein und Lauenburg bedeutete.

Die Beurteilung der europäischen Lage durch die dänische Regierung war nicht unbegründet. Die Regierungen und die Völker der deutschen Mittel- und Kleinstaaten hielten zähe daran fest, daß die Herzogtümer von Dänemark abzutrennen und als selbständiger Staat dem Deutschen Bunde anzugliedern seien. Sie bestanden auch auf dem Erbfolgerecht des Herzogs von Augustenburg. Bayern hoffte, sich an die Spitze dieser Staaten setzen

[2]) H. von Sybel, Die Begründung des Deutschen Reiches, Bd. 3, S. 3 f.

Digitized by Google

und so einen dritten Machtfaktor innerhalb des Deutschen Bundes neben Österreich und Preußen bilden zu können. Das war besonders Österreich unerwünscht, das sich die Führung innerhalb des Bundes außer von Preußen nicht auch noch von anderer Seite streitig machen lassen wollte. Es sah sich gezwungen, der allgemeinen Volksstimmung Rechnung zu tragen und auch seinerseits für die deutsche Sache in den Herzogtümern einzutreten. Es wünschte aber keinesfalls, diese unter preußischen Einfluß zu bringen, was, wie man in Wien meinte, auch unter der Herrschaft des Augustenburgers nicht ausgeschlossen war. Es suchte daher seine Politik so einzurichten, daß Dänemark wohl seine Verpflichtungen einzuhalten gezwungen wurde, zugleich aber der Bestand der Monarchie erhalten blieb.

Insofern stimmten seine Ziele mit denen Englands und Rußlands überein. Diese wünschten ebenfalls die Erhaltung der dänischen Monarchie, sie ihrerseits, um Deutschland nicht durch Schleswig-Holstein verstärkt zu sehen. An dem Schicksal der Deutschen dort hatten sie nur insofern ein Interesse, als sie nicht wünschten, daß durch deren Unzufriedenheit ein europäischer Krieg entfesselt wurde. Napoleon III. war bestrebt, die entstandenen Unruhen zu benutzen, um den französischen Machteinfluß zu verstärken, und war bereit, je nach Lage England, Rußland und Dänemark oder die deutschen Mittel- und Kleinstaaten oder auch Preußen, aber nicht Österreich, zu unterstützen.

Für die preußische Politik hatte Bismarck schon 1856 geraten, die schleswig-holsteinische Angelegenheit mit der größten Behutsamkeit zu behandeln. Es sei nichts zu unterlassen, was die Pflicht, Deutschland nach außen zu vertreten, gebieterisch fordere; aber Schritte, die Europa reizen könnten, dürften nur in Gemeinschaft mit Österreich unternommen werden. Dieser Auffassung kam jetzt entgegen, daß die Wiener Regierung meinte, den Widerstand gegen das rechtswidrige Verhalten Dänemarks nicht vorwiegend Preußen überlassen zu sollen. Beide Mächte kamen überein, den Deutschen Bund zur Wirkung zu bringen, also die Durchführung der Exekution zu betreiben.

Dabei ergab sich eine wesentliche Schwierigkeit durch das heftige Eintreten der Mittel- und Kleinstaaten, die an dem Londoner Protokoll unbeteiligt waren, für den Augustenburger. Wollte man dem nachgeben, so hätte man gerade dieses Protokoll, das Dänemark verletzt hatte, deutscherseits unwirksam gemacht und damit die außerdeutschen Regierungen, die es mitunterzeichnet hatten, von allen Bindungen befreit. Deshalb wollte Bismarck an ihm festhalten. Österreich legte grundsätzlich den größten Wert darauf, daß es bestehen blieb. Eine Einigung innerhalb des Bundes war darüber nicht zu erzielen.

Immerhin verschärfte sich die Spannung zwischen dem Bund und Dänemark. England, Rußland und Frankreich hatten in Kopenhagen mehrfach

Digitized by Google

zur Mäßigung geraten. Die dänischen Staatsmänner glaubten aber, an diesen Mächten dennoch einen starken Rückhalt zu haben, und änderten ihre starre Haltung nicht. Mit Zunahme der Spannung gingen die Mächte denn auch zu einer anderen Taktik über. Sie drohten in Wien und Berlin. In Kopenhagen rechnete man überdies mit den in vielen Fragen zwischen Österreich und Preußen bestehenden Meinungsverschiedenheiten, die ihr Zusammengehen bis zum äußersten unwahrscheinlich erscheinen ließen. Schlimmstenfalls aber, so glaubte man, mußte es zu einem allgemeinen europäischen Kriege kommen, und in diesem würden die Freunde Dänemarks sicherlich die Oberhand behalten. So legte die Regierung dem Reichsrat einen Verfassungsentwurf vor, der die Vereinigung Schleswigs mit Dänemark in sich schloß. Zugleich brachten der Kriegs- und der Marineminister außergewöhnliche Forderungen zur Verstärkung des Heeres und der Flotte ein. Das bedeutete Kriegsdrohung.

Unter dem Eindruck dieses Vorgehens beschloß der Deutsche Bund die Exekution. Bis sie zur Ausführung kommen konnte, mußte noch Zeit vergehen, die zu weiteren Verhandlungen benutzt wurde. Bismarck zeigte sich nachgiebig, da ihm die allgemeine Lage bedenklich schien. Sie wurde es noch mehr, als Anfang November 1863 Napoleon die Souveräne Europas zu einer Konferenz einlud, wo alle strittigen Fragen geregelt werden sollten.

Mitten in dieser Krise starb der dänische König. Nun kam nach dem Londoner Protokoll Prinz Christian auf den Thron. Zugleich meldete der Erbprinz von Augustenburg seine Ansprüche auf Schleswig-Holstein an, da der Verzicht seines Vaters, des Herzogs, für ihn rechtsunwirksam sei. Die Lage war verworrener denn je. König Christian hätte sich mit den Deutschen in den Herzogtümern gern verglichen. Unter dem Druck der Eiderdänen aber vollzog er das Verfassungsgesetz. Die Erregung in den Herzogtümern und in Deutschland wuchs gewaltig.

Bismarck hatte längst damit gerechnet, daß die dänische Regierung sich in ein unbestreitbares Unrecht setzen werde. Er konnte sich darauf beschränken, die Zurücknahme des vertragswidrigen Verfassungsgesetzes zu verlangen. Sein Rechtsstandpunkt war unangreifbar, seine Haltung nach Lage der Dinge gemäßigt. Dennoch war seine Stellung nicht leicht, und zwar aus innerpolitischen Gründen. König Wilhelm fühlte in dem Streitfall nur als Deutscher. Er wollte eine Regelung nach Fürstenrecht, nicht aber sich unberechtigt bereichern. Er hielt die Berufung des Erbprinzen von Augustenburg für die gegebene Lösung. Bismarck dagegen kam es einzig und allein auf eine Mehrung der Macht Preußens an. Wie sie zu erreichen sei, war ihm eine Frage zweiter Ordnung, die Berufung des Erbprinzen aber nach seiner Meinung nicht erstrebenswert. Der König verstand damals seinen Minister noch nicht; er ließ auch andere Einflüsse auf sich einwirken. Es kam zu

Digitized by Google

mancherlei Meinungsverschiedenheiten. In unterrichteten Kreisen hielt man die Stellung des Ministerpräsidenten für ernstlich erschüttert[3]).

So war der Staatsmann in diesen Tagen kritischer Entscheidungen mit seinem Monarchen über die Grundlagen der zu führenden Politik nicht einig. Der Landtag stand gegen ihn in der feindseligsten Opposition. Die österreichische Regierung hatte sich ihm zwar genähert, verfolgte aber andere Ziele und suchte die Last des bevorstehenden Unternehmens auf Preußen abzuwälzen. Bismarck befürchtete, daß er diesen Bundesgenossen plötzlich wieder auf der Gegenseite finden könnte. Frankreichs Haltung war undurchsichtig. England wollte nichts als die Erhaltung der dänischen Integrität, ebenso Rußland. Zu dem letzteren bestand zwar ein freundschaftliches Verhältnis; Rußland war aber durch die polnische Erhebung in Anspruch genommen und kam für irgendeine Hilfeleistung keinesfalls in Betracht.

Doch allmählich lichtete sich das Dunkel. Dem Könige wurde die Verbindung zwischen der Augustenburger Agitation und der unruhigen demokratischen Bewegung in Deutschland peinlich. Österreich, durch den französischen Kongreßplan bedroht und durch das heftige Eintreten der Bundesstaaten für Augustenburg beunruhigt, schloß sich enger an Preußen an. Napoleon, der den Widerstand gegen seine Kongreßwünsche vornehmlich bei Österreich und England erkannte, begann seine Beziehungen zu Preußen zu pflegen. England schwankte zwischen Drohungen und Vermittlungsversuchen. Bismarck hielt sich am strengsten an den Wortlaut der Verträge und fand gerade in ihnen ein Mittel für sein politisches Ringen. Er betrieb nun im Einvernehmen mit Österreich beim Bunde den Beginn der Exekution. Mit ihr wurden Sachsen und Hannover betraut, die dazu je 6000 Mann zu stellen hatten. Österreich, das gegen seine frühere Absicht sich nun doch auch militärisch beteiligen wollte, und Preußen sollten als Rückhalt eine stärkere Truppenmacht bei Hamburg und Lübeck bereitstellen.

England und Rußland suchten jetzt, die dänische Regierung zur Zurücknahme des Verfassungsgesetzes zu bewegen. Als diese erklärte, es wegen der Volksstimmung nicht tun zu können, wurde sie darauf hingewiesen, daß sie dann die Folgen der Exekution allein zu tragen habe. Die Früchte der zielsicheren Politik Bismarcks begannen zu reifen.

Die öffentliche Meinung in Deutschland erkannte das nicht. Man war im höchsten Maße empört, daß infolge der Einwirkung Österreichs und Preußens kein „Bundeskrieg" durchgeführt würde. Man befürchtete, daß die „Exekution" nur zur Änderung einiger Verfassungsparagraphen führen, die Herzogtümer dann aber wieder ihrem Schicksal überlassen würden.

Vor den am 24. Dezember 1863 einrückenden sächsischen und hannövrischen Exekutionstruppen räumten die Dänen Holstein. Österreich und

[3]) E. Marcks, Kaiser Wilhelm I., Leipzig 1900, S. 238; vgl. Bismarck, Gedanken und Erinnerungen, Anhang I, S. 66.

Digitized by Google

Preußen beantragten beim Bunde, daß auch Schleswig für die Erfüllung der Verpflichtungen von 1852 in Pfand genommen würde. Von diesen Verpflichtungen wollte in Frankfurt kaum irgend jemand etwas wissen. Schleswig-Holstein für Augustenburg war die allgemeine Parole. Für diesen vorauszusehenden Fall hatten die beiden deutschen Mächte alleiniges Vorgehen vereinbart. Am 16. Januar wurde in Kopenhagen von den beiden Gesandten ein Ultimatum abgegeben, das die Zurücknahme der Verfassung innerhalb 48 Stunden verlangte. Am 18. erfolgte die ablehnende Antwort. Von neuem drohte England mit Krieg. Aber es stand allein. Rußland dachte nicht daran, gegen Preußen etwas zu unternehmen, das ihm bei der polnischen Erhebung Rückhalt gewährt hatte. Napoleon hoffte bereits auf einen folgenden preußisch-österreichischen Krieg, der ihm bessere Gelegenheiten zum Eingreifen bieten würde.

So begann der Feldzug der beiden deutschen Mächte gegen Dänemark ohne Einmischung von außen. Österreich hoffte freilich noch immer, die Herzogtümer nach dem Kriege unter dänischer Herrschaft lassen zu können. Bismarck aber hatte bei den Abmachungen mit Wien Bedacht darauf genommen, daß diese Frage vorerst offen blieb.

Wie die außerdeutschen Mächte und die deutschen Bundesstaaten, so blieb auch der preußische Landtag bei den nun kommenden Ereignissen auf eine Zuschauerrolle beschränkt, da er sich durch sein Verhalten selbst vom Mithandeln ausgeschlossen hatte. Auf die Haltung des Heeres und der einberufenen Reservisten blieb die Stimmung des Landtages ohne Einfluß.

Der Krieg von 1866.

Durch den Krieg von 1864 waren Schleswig-Holstein und Lauenburg in den gemeinsamen Besitz von Österreich und Preußen gekommen. Damit war noch nicht entschieden, was mit den Herzogtümern endgültig geschehen solle. Die Auseinandersetzungen hierüber verknüpften sich mit dem tieferen Problem des allgemeinen Verhältnisses der beiden Großmächte zueinander und ihres Einflusses in Deutschland. Das schon lange im Gange befindliche Ringen um die Vorherrschaft trieb offensichtlich dem Kriege zu. Die Lage war um so ernster, als die Lösung dieser Frage auch fremde Mächte berührte.

In einer im Winter 1865/66 verfaßten Denkschrift hat Moltke ausgeführt: „Würde Preußen durch zwei oder drei benachbarte Großmächte gleichzeitig angegriffen, so müßte es sich zwar verteidigen, aber freiwillig wird man eine Situation nicht herbeiführen, aus welcher selbst der Große König nur durch die wechselvolle Politik der Höfe von Versailles und Petersburg siegreich hervorgehen konnte. Es muß also vorausgesetzt werden, daß Preußen, wenn es Österreich den Krieg erklärt, eine Garantie dafür hat, von Frankreich und Rußland wenigstens anfangs nicht beunruhigt zu

Digitized by Google

werden." Diese Forderung war indessen nicht leicht zu erfüllen. Vornehmlich Frankreich war es nicht gleichgültig, wenn an seiner Grenze an Stelle eines zersplitterten ein einiges Deutschland unter starker Führung entstand.

Doch hiervon abgesehen, war schon ein Kampf, der sich auf Deutschland beschränkte, gefahrvoll genug. Es war damit zu rechnen, daß sich auf Österreichs Seite Süddeutschland, Sachsen, Hannover und andere Mittelstaaten finden würden. Um dem vorzubeugen, war Bismarck in Verhandlungen mit den Führern der liberalen Partei innerhalb und außerhalb Preußens getreten. In den deutschen Bundesstaaten blieben seine Bemühungen nicht ganz ohne Erfolg. Der Eindruck seines Genies begann sich durchzusetzen, freilich nicht in dem Maße, daß dadurch die letzten Entscheidungen der Regierungen beeinflußt werden konnten. Selbst in Baden wandte man sich zur Gegenseite. Im eigenen Lande gelang ihm der erstrebte Ausgleich noch weniger als auswärts.

Das preußische Bürgertum war durch den Verfassungskonflikt tief verbittert und beurteilte die Außenpolitik unter dem Gesichtspunkte des innerpolitischen Gegensatzes. Es glaubte, daß die Abneigung des Auslandes sich lediglich gegen die reaktionäre Regierung richte und daß Preußen, wenn es zu liberalen Grundsätzen zurückkehre, die Einigung Deutschlands leicht gelingen würde. Eine Fülle von Reden und Resolutionen, Adressen und Petitionen wandte sich gegen den Krieg an sich und den Bruderkrieg im besonderen.

Die Regierung sah sich genötigt, den Landtag aufzulösen. Der Widerstand gegen die entscheidungsuchende Politik kam aber nicht von ihm allein. Der König selbst konnte sich unter dem Druck seiner Verantwortung bis zuletzt nur schwer zum Entschluß durchringen. Am Hofe wurden die ernstesten Bedenken erhoben, nicht am wenigsten durch den Kronprinzen. Der Finanzminister Bodelschwingh verließ die Regierung; ein anderer Minister, Schleinitz, der dem Könige besonders nahestand, gehörte ebenfalls zu denen, die dem Kriege abgeneigt waren. Viele hervorragende Mitglieder der Konservativen Partei teilten seine Ansicht. Selbst aus dem Offizierkorps wurden Stimmen laut, die das Kameradschaftsgefühl Österreich gegenüber betonten und zum Vergleich mahnten. Die Abneigung gegen den bevorstehenden Kampf zog sich von der obersten Spitze herab bis zum einfachen Volke. Hier kam sie teilweise in recht unerfreulicher Art zum Ausdruck durch Unruhen bei der Einberufung der Angehörigen des Beurlaubtenstandes, so in der Rheinprovinz, der Provinz Sachsen, in Westfalen, Ostpreußen, Schlesien, Pommern[4]). Diese Vorkommnisse waren freilich vereinzelt; im allgemeinen stellten sich die Wehrmänner pünktlich. Sie kamen auch aus dem Auslande, was dort einen starken Eindruck machte, da man wußte, wie unpopulär der

[4]) Das Kgl. Preußische Kriegsministerium 1809—1909, herausgegeben vom Kriegsministerium. Berlin 1909, S. 56.

Digitized by Google

Krieg war. Von einer Volksbegeisterung aber für den Kampf konnte keine Rede sein. Der tiefere Sinn dessen, was zur Entscheidung stand, wurde in weiten Kreisen nicht erfaßt. Die Einigung Deutschlands freilich wollte jeder; doch so, wie sie sich anbahnte, wollte man sie nicht. —

Da die im Jahre 1864 gewonnenen Länder im Machtbereich Preußens lagen, hatte dieses, nach Bismarcks Meinung, Anspruch auf sie. Er machte geltend, daß, wenn Deutschland etwa Gebiete in Italien erobert hätte, man sie Österreich bereitwillig überlassen würde. Die Wiener Regierung wollte ihre Ansprüche auf die Herzogtümer zugunsten Preußens nur gegen eigenen Landerwerb aufgeben. Dafür kam die Grafschaft Glatz in Betracht. Preußisches Land abzutreten, lehnte aber König Wilhelm unbedingt ab.

In dieser Lage schien es Österreich geboten, den Erbprinzen von Augustenburg, dessen Ansprüchen es bisher stets entgegengetreten war, zu begünstigen. Für den Fall, daß der Deutsche Bund nun etwa doch um ein weiteres Herzogtum vermehrt werden sollte, stellte Preußen, besonders auf militärischem Gebiete, Forderungen, die den neuen Bundesfürsten in starke Abhängigkeit von ihm gebracht haben würde. Es benutzte bereits im Frühjahr 1865 das Mitbesitzerrecht, um seine Marinestation von Danzig nach Kiel zu verlegen, was als unberechtigte Eigenmächtigkeit ausgelegt wurde. Über all das kam es zu Spannungen, die sich zu einer ernsten Kriegsgefahr auswuchsen. Indessen Österreich war weder militärisch genügend gerüstet noch finanziell stark genug. Die Nachrichten, die Bismarck aus Frankreich erhielt, stimmten auch ihn bedenklich. Die Mitwirkung Italiens in einem Kriege gegen Österreich schien noch ungewiß. So verglich man sich vorerst in dem Vertrage von Gastein. Preußen erhielt gegen eine Geldentschädigung an Österreich den Alleinbesitz von Lauenburg. Die Verwaltung von Schleswig wurde, unbeschadet des gemeinsamen Besitzrechtes, ihm, die Verwaltung Holsteins Österreich übertragen. Preußen behielt den Kieler Hafen. Es war, nach Bismarcks Ausspruch, ein „Verkleben der Risse im Bau".

Bald zeigte sich, daß die halbe Lösung keine nachhaltige sein konnte. Bemühungen Bismarcks um Napoleon und Italien erregten in Wien neuen Verdacht. Der in Holstein nach dem Vertrage von Gastein unterdrückten Agitation für Augustenburg wurde wieder freier Lauf gelassen; sie verband sich mit heftigen rednerischen Ausbrüchen gegen Preußen. Ende Januar 1866 erhob Bismarck nachdrücklichen Protest bei der österreichischen Regierung; er erklärte, daß er, wenn nicht Abhilfe geschaffen würde, für seine Politik volle Freiheit in Anspruch nehmen werde. Allen europäischen Regierungen wurde klar, daß die Lage wieder als ernst angesehen werden mußte. Die österreichische Antwort gab zu erkennen, man sei der Ansicht, daß es an Preußen liege, wenn noch keine endgültige Regelung gelungen sei. Die Beziehungen der beiden Kabinette schienen nahezu abgebrochen. König Wilhelm scheute sich indessen noch immer, einen Krieg mit dem Bruder-

Digitized by Google

volke zu entfesseln; er brauchte weitere Beweise, um sich zu überzeugen, daß er im zweifellosen Recht sei, um den so schwerwiegenden Entschluß zu fassen. Daß dies dem König allein überlassen bleiben müsse, darüber waren sich alle Beteiligten klar. Hatte Bismarck im Frühjahr 1865 geäußert: „Den Rat zu einem großen Kriege gegen Österreich können wir Se. Majestät nicht erteilen; der Entschluß dazu kann nur aus der freien königlichen Überzeugung hervorgehen", so schrieb Moltke im April 1866 im gleichen Sinne: „Es kann niemandes Absicht sein, den König zu einem Kriege wie diesen zu überreden, sondern ihm nur durch richtige und klare Darlegung der wirklichen Sachlage die eigene Entschlußfassung zu erleichtern[5])."

Bismarck war freilich der Ansicht, daß der Krieg unvermeidbar sei. Es sei besser, ihn in der bestehenden, als günstig anzusehenden Lage herbeizuführen, als abzuwarten, bis es Österreich unter ihm vorteilhaften Verhältnissen tue. Die Verhandlungen mit Frankreich und Italien wurden mit erhöhtem Nachdruck betrieben. Von dem ersteren erhoffte er die Zusicherung der Neutralität, von dem letzteren, das den Erwerb Venetiens erstrebte, den Abschluß eines Bündnisses. Die Beteiligung Italiens am Kriege hatte Moltke als unerläßliche Bedingung für den Erfolg erklärt. Er war ausersehen, zur Führung der Verhandlungen nach Florenz, dem damaligen Sitz der italienischen Regierung, zu gehen. Diese Reise wurde unnötig, als ein italienischer General in Berlin eintraf.

Napoleon wünschte den Bruch zwischen Österreich und Preußen, da ihm ein einiges Großdeutschland bedrohlich erschien. Er förderte daher die preußisch-italienische Annäherung. Auch glaubte er, daß die Einigung Deutschlands wie Italiens unaufhaltsam und ihr entgegenzuwirken fehlerhaft sei. Die kleindeutsche Lösung schien ihm günstiger als die großdeutsche, und vorerst rechnete er nur mit dem Zusammenschluß Norddeutschlands. Den süddeutschen Staaten gab er zu verstehen, daß ihre Anlehnung an Österreich geboten sei. Kam es in Deutschland zum Kriege, so hoffte er auf die Rheingrenze, d. h. die Oberhoheit über Belgien und über auf dem linken Rheinufer zu bildende deutsche Kleinstaaten. Er erwartete in dieser Hinsicht preußische Angebote. In diesem Punkt lag für Bismarck die größte Schwierigkeit. Er suchte ihr dadurch auszuweichen, daß er den französischen Kaiser hinhielt und ihm durch dritte Personen halbe Andeutungen machen ließ. Napoleon zeigte Geduld, da er nach Ausbruch des Krieges das ihm Erwünschte schon durchsetzen zu können glaubte, ließ aber Bismarck im unklaren, ob er Neutralität wahren würde.

Inzwischen verschärfte sich in Wien die gereizte Stimmung. Nicht nur in Berlin, auch in Paris und London wurden scharfe Erklärungen gegen Preußen abgegeben. Am 2. März begannen die ersten Kriegsrüstungen der

[5]) Friedjung, Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland, Stuttgart und Berlin 1916, S. 119, und Moltkes Militärische Korrespondenz 1866, S. 78.

Digitized by Google

Donaumonarchie. Am 16. wandte sich die österreichische Regierung in einer Note an die deutschen Bundesstaaten mit dem Hinweis, daß, falls die preußischen Vorbereitungen die Gefahr eines Friedensbruches erkennen ließen, die Mobilmachung des gesamten Bundesheeres erfolgen müsse. Beim österreichischen wie beim preußischen Generalstabe waren übertriebene Nachrichten über die Maßnahmen des Gegners eingegangen. Tatsächlich hatte die preußische Regierung noch keine Rüstungen befohlen. Noch am 22. Februar hatte Moltke geschrieben: „Schon diejenigen Maßregeln, welche schon jetzt aus Österreich verlauten, stellen das Wiener Kabinett in das Licht der Aggression. Es dürfte politisch wichtig sein, die Zeit zu gewähren, welche nötig ist, dies im eigenen Lande und in den Augen Europas zu konstatieren." Die von Österreich unternommenen Schritte kamen diesen Absichten entgegen. Als dann die Wiener Regierung der Presse verbot, über Truppenbewegungen irgend etwas zu veröffentlichen, erging in Berlin ein Erlaß, der den Zeitungen freistellte, über Rüstungen des eigenen Landes nach Belieben zu berichten. Die nun auch in Preußen befohlenen Vorbereitungen wurden als Abwehrmaßnahmen erklärt. Damit war Österreich ins Unrecht gesetzt.

Wenn in dieser Hinsicht die Dinge nach Wunsch verliefen, so war von den Verhandlungen mit Italien nicht dasselbe zu sagen. Hier bestanden zunächst auf beiden Seiten unausgesprochene Vorbehalte. König Wilhelm hoffte, daß die Gefahr eines Doppelkrieges Österreich zum freiwilligen Verzicht auf seine Rechte an den Herzogtümern bestimmen könne. Die italienische Regierung hoffte ihrerseits, daß die gleiche Sorge Österreich bewegen werde, freiwillig auf Venetien zu verzichten. Beide Hoffnungen täuschten. Nun lag dem eintreffenden italienischen General daran, zu einem raschen Abschluß zu kommen. Bismarck aber mußte sich die letzte Entscheidung noch vorbehalten. Moltke hatte gleich anfangs Zweifel geäußert, ob „die italienische Regierung einen Vertrag abschließen werde, ohne daß wir uns zum Kriege verpflichten und den Zeitpunkt dafür feststellen. Denn sonst gewährt der Vertrag Italien keinen Vorteil, den es nicht auch ohne denselben hätte, wenn wir losschlagen". Dennoch mußte auf dieser unsicheren Basis verhandelt werden, da Preußen noch der Zeit bedurfte, um den Streit mit Österreich auf das Gebiet zu spielen, auf welchem die preußischen Forderungen im Einklang mit den nationalen Bedürfnissen Deutschlands standen[6]). Nur wegen des Besitzes von Schleswig-Holstein durfte es den Bruderkrieg nicht entfesseln.

Für diese schwierige Lage konnte der italienische Unterhändler kein Verständnis haben; es ist begreiflich, daß er mißtrauisch wurde. Doch im Laufe der Besprechungen machte die Persönlichkeit Bismarcks einen immer tieferen

[6]) Moltkes Militärische Korrespondenz 1866, S. 50.

Digitized by Google

Eindruck auf ihn. Aus dessen sehr offenen Darlegungen erkannte er die innerpolitischen Schwierigkeiten, mit denen der Ministerpräsident zu ringen hatte. Er sah auch, daß, falls Bismarck stürzte, ein Österreich gefügiges Ministerium folgen würde. Er empfahl seiner Regierung, den preußischen Wünschen entgegenzukommen. Gleichzeitig mahnte Napoleon in Florenz zum Abschluß. So kam am 8. April das Bündnis zustande, das Italien zum Kriege gegen Österreich verpflichtete, wenn Preußen innerhalb drei Monaten zu den Waffen griff. Bismarck behielt damit die Freiheit des Handelns.

Schon früher hatte er die deutschen Bundesregierungen darauf hingewiesen, daß der preußisch-österreichische Konflikt zeige, wie wenig die Bundesverfassung die Sicherheit der Bundesmitglieder verbürge, und daß er Änderungen vorzuschlagen beabsichtige. Am Tage nach dem Abschluß mit Italien erging der preußische Antrag an den Bundesrat, ein deutsches Parlament zu berufen, das auf Grund des allgemeinen Wahlrechts zu wählen sei. Der Vorschlag zur Einführung des allgemeinen Wahlrechts war revolutionär und um so erstaunlicher, als die preußische Regierung mit dem auf Grund eines beschränkten Wahlrechts gewählten Landtage im erbitterten Streit lag.

Der Eindruck in Deutschland entsprach nicht der gehegten Hoffnung. Man rechnete mit irgendwelchen versteckten und bedenklichen Nebenabsichten. Daß der „Erzreaktionär" sich zum Parlamentarismus bekehrt haben sollte, schien allzu unwahrscheinlich. Hohn und Haß schallte dem Staatsmanne von fast allen Seiten entgegen. Hier war keine Unterstützung in dem bevorstehenden Kriege zu erwarten. Auch seine konservativen Freunde waren von dieser neuesten Wendung seiner Politik nicht erfreut.

Günstig war das Wohlwollen Rußlands, das unter Napoleons Förderung zustande gekommene Bündnis mit Italien und die unentschlossene und schwankende Haltung der Wiener Regierung. Der Versuch, den nächststärksten deutschen Staat, Bayern, durch das Angebot der militärischen Oberhoheit über die süddeutschen Kontingente zu gewinnen, schlug dagegen fehl. Die Berichte der preußischen Gesandten in London, beim Frankfurter Bundestage und selbst die des Gesandten in Florenz konnten bedenklich stimmen. Der letztere hielt ein Abschwenken der italienischen Regierung und damit die volle Isolierung Preußens nicht für ausgeschlossen. Die französische Öffentlichkeit wandte sich heftig gegen die Berliner Regierung. Napoleon sah seine Politik in der Kammer abfällig beurteilt und war nun doch von dem Ausbleiben preußischer Angebote enttäuscht. Die Wiener Regierung dagegen schien eher geneigt, Zugeständnisse am Rhein zu machen. Napoleons Haltung Preußen gegenüber wurde merklich kühler. Die Zweifel König Wilhelms, ob Bismarck mit seiner Politik auf dem richtigen Wege sei, verstärkten sich.

Digitized by Google

Im Augenblick schienen die Dinge eine friedliche Wendung nehmen zu wollen. Österreich machte in Berlin einen Abrüstungsvorschlag, zu dem es anscheinend von England und Frankreich angeregt worden war. Preußen antwortete entgegenkommend, da der König entscheidenden Wert darauf legte, nicht als Friedensstörer angesehen zu werden. Die Kriegsgefahr wurde allgemein als behoben betrachtet. Bismarck sah diese Entwicklung mit Sorge. Preußen hatte bisher noch nicht den mindesten diplomatischen Vorteil errungen. Ein ruhmloser Rückzug in der Außenpolitik bedeutete zugleich eine moralische Niederlage im Inneren, wo der Verfassungskonflikt in unverminderter Heftigkeit weiterging. Indessen zeigte sich, daß der Knoten der Verwicklungen, in die Österreich verstrickt war, nicht mehr so leicht entwirrt werden konnte. Italien setzte seine Rüstungen fort. Die Wiener Regierung fühlte sich dadurch so bedroht, daß sie am 21. April die Mobilmachung gegen diesen Staat anordnete. Dies verschärfte wieder die Lage Preußen gegenüber. Die zum Frieden geneigte Stimmung des Königs änderte sich. Bismarck sagte Italien Schutz zu. Österreich befahl die Mobilmachung auch seiner Nordarmee. In den Tagen vom 3. bis zum 12. Mai ergingen nun auch in Preußen die Weisungen zur Kriegsbereitschaft des Heeres.

Moltke hatte seine Aufmarschpläne in der Erwartung entworfen, daß die gesamte Armee an demselben Tage mobil werden würde. Daß zunächst nur eine Teilmobilmachung erfolgte, störte die von ihm beabsichtigten Maßnahmen wesentlich. Doch er mußte sich der Politik seines Königs fügen, der nach wie vor den Schein der Kriegsschuld von Preußen fernhalten wollte. So wurden vorerst nur drei Armeekorps (G., III., IV.) im Raume Torgau, Berlin, Kottbus zum Schutze der Hauptstadt bereitgehalten, zwei Armeekorps (V., VI.) bei Schweidnitz, Neiße versammelt. Zudem wußte man „noch kaum, wer in dem bevorstehenden Kampfe Freund oder Feind sein werde[7])". Noch hoffte man, daß vielleicht unter Bayerns Führung Süddeutschland eine für Preußen günstige oder wenigstens neutrale Haltung einnehmen werde; auch schwebten noch Verhandlungen mit Hannover und Kurhessen. Am 14. Mai ließen Nachrichten darauf schließen, daß die österreichischen Aufmarschtransporte nach Böhmen seit Tagen im Gange seien.

Mittlerweile war die Mobilmachung der gesamten preußischen Armee befohlen. Bis zum 5. Juni war der Aufmarsch in dem Bogen Zeitz, Torgau, Görlitz, Neiße beendet. Moltke hatte gehofft, daß die Operationen nun sofort beginnen könnten. Die politische Lage ließ dies aber noch nicht zu. Der Zar und die Königin von England hatten eben zum Frieden gemahnt. Napoleons Haltung gab im Laufe des Mai zu ernsten Bedenken Anlaß. Es war unverkennbar, daß er von Preußen abrückte. Einerseits machte er

[7]) Generalstabswerk 1866, S. 29.

Digitized by Google

wieder den Vorschlag zu einer europäischen Konferenz, durch die dem Kriege vorgebeugt werden solle. Andererseits hatte ihm die Wiener Regierung nun doch zugesagt, daß sie bereit sei, Venetien gegen eine Geldentschädigung abzutreten. Mit diesem Angebot wollte er Italien veranlassen, von dem Bündnis mit Preußen zurückzutreten. Doch die Entwicklung war für solche Absichten zu weit vorgeschritten. Italien erklärte, mit Rücksicht auf die Stimmung in Heer und Volk Venetien nicht mehr als Geschenk von Frankreich annehmen zu können.

Nun schien sich noch einmal die Möglichkeit eines Ausgleichs zwischen Preußen und Österreich zu bieten. Auf eine aus Wien kommende Anregung schlug Preußen vor, daß Österreich in Süddeutschland, Preußen in Norddeutschland die militärische Oberhoheit erhalten, Schleswig-Holstein unter einem preußischen Prinzen selbständiger Bundesstaat werden, Kiel preußischer Kriegshafen und Rendsburg preußische Festung sein sollten. Das militärische Machtinstrument, das durch die Rüstungen beider Mächte bereitstand, aber wollte Bismarck nicht ungenutzt wieder auflösen. Er sagte später: „Ich schlug vor, daß wir, schlagfertig, wie wir waren, uns gemeinsam gegen Frankreich wenden sollten in der Absicht, es zur Herausgabe des Elsaß zu zwingen. Österreich konnte dann Straßburg nehmen, Preußen (die in Hessen liegende Bundesfestung) Mainz behalten."

Doch Österreich brach die Verhandlungen wieder ab und erklärte auch, auf der von Napoleon vorgeschlagenen Konferenz nicht erscheinen zu können. Nicht, daß das Wiener Kabinett den Krieg wünschte wie Bismarck; aber die Fäden hatten sich dort, infolge des Mißtrauens gegen Preußen, der italienischen Bedrohung, der inneren Schwierigkeiten, besonders mit Ungarn, und der Meinungsverschiedenheiten zwischen den Ministern, so verwirrt, daß nicht einmal die Gelegenheit ausgenutzt wurde, um Zeit zum Vollenden der Rüstungen zu gewinnen.

Dabei spielte auch eine Rolle, daß Napoleon sich jetzt, trotz der Ablehnung seines Konferenzvorschlages, mehr und mehr Österreich zuneigte. Angesichts dieses Rückhaltes glaubte man dort, dem bevorstehenden Kampf, dessen Ausbruch nun nicht mehr zweifelhaft war, mit Zuversicht entgegensehen zu können. Die Hoffnung, daß Napoleon Italien energisch zurückhalten werde, erfüllte sich freilich nicht. Napoleon meinte, daß die Österreicher den Preußen weit überlegen seien, und wollte keinesfalls den überwältigenden Sieg dieser einen über die andere deutsche Partei. Indessen hielt er seine eigene Stellung für so gesichert, daß er in einem öffentlichen Manifest die Neutralität Frankreichs in Aussicht stellte. Er erwartete, den Krieg, in dem die beiden deutschen Mächte sich gegenseitig schwächten, durch seinen Schiedsspruch beenden zu können. Für Preußen bedeutete es eine wesentliche Erleichterung, mit der französischen Neutralität rechnen zu können.

Digitized by Google

So nahmen die Dinge ihren Lauf. Preußen verlegte Truppen aus Schleswig nach Holstein, um dort gegen die ohne seine Mitwirkung erfolgte Einberufung der Stände aufzutreten. Österreich erklärte das als Bruch des Gasteiner Vertrages. Es beantragte in Frankfurt die Mobilmachung des gesamten Bundesheeres gegen Preußen. Der Antrag wurde am 14. Juni angenommen. Als Gegner kamen neben Österreich und Sachsen in erster Linie Hannover und Kurhessen in Betracht, die im Rücken des nach Süden aufmarschierenden preußischen Heeres recht störend werden konnten. Bis zum wirksamen Auftreten der süddeutschen Kontingente dagegen mußte einige Zeit vergehen. Am 16. und 17. Juni rückten daher in Sachsen, Hannover und Kurhessen preußische Truppen ein.

Unmittelbar vor Beginn der Feindseligkeiten, in der Nacht vom 15./16. Juni, äußerte Bismarck: „Es wird ein blutiger Kampf sein. Vielleicht unterliegt Preußen, aber in jedem Fall wird es tapfer und ehrenvoll kämpfen. Wenn wir geschlagen werden, kehre ich nicht zurück. Ich werde beim letzten Angriff fallen. Man kann nur einmal sterben; es ist besser zu sterben, als geschlagen zu werden."

Der Krieg von 1870/71.

Die Waffenentscheidung gegen Österreich und die deutschen Bundesstaaten fiel im Sommer 1866 für ganz Europa überraschend schnell innerhalb weniger Wochen zugunsten Preußens. Für Napoleon bedeutete das eine schwere Enttäuschung, da seine Absicht, den Friedensschluß nach seinen Wünschen zu gestalten, dadurch an Aussicht wesentlich verlor. Vorübergehend schien freilich für ihn ein Zusammengehen mit Rußland möglich zu werden. Der Zar wollte ebenfalls einem größeren Machtzuwachs Preußens entgegenwirken und verlangte einen europäischen Kongreß. Indessen gelang es Bismarck, ihn bald wieder zu beruhigen. Als gefahrvolles Problem blieb die Gegnerschaft Frankreichs.

Napoleon verlangte erst Luxemburg, Saarbrücken und Landau, danach außer Luxemburg sogar die ganze bayerische Pfalz und Rheinhessen mit der Festung Mainz als „Kompensation". Für Bismarck war das der Anlaß, bereits im August 1866 mit den süddeutschen Staaten Schutz- und Trutzbündnisse abzuschließen, deren Bestehen indessen vorerst geheim blieb. Das Verlangen des Kaisers nach „Kompensationen" auf deutschem Boden konnte er unter Hinweis auf das deutsche Nationalgefühl ablehnen. Frankreich war ungerüstet, durch den Mißerfolg in Mexiko geschwächt und nicht in der Lage, es zum Kriege kommen zu lassen.

So brachte der Krieg eine grundlegende Umgestaltung der deutschen Verhältnisse, ohne daß von außen weitere Störungen eintraten. Österreich schied aus Deutschland aus. Preußen vergrößerte sich durch Einverleibung von Hannover, Kurhessen, Nassau und der Freien Stadt Frankfurt. Es

Digitized by Google

bildete aus den Staaten nördlich des Mains den Norddeutschen Bund. Den süddeutschen Staaten wurde anheimgestellt, unter sich einen süddeutschen Bund zu schließen. Napoleon legte darauf entscheidenden Wert, um wenigstens hier Preußens Einfluß möglichst auszuschalten. Sein eigenes Verhalten hatte diese Absicht bereits durchkreuzt, und zu einem Bunde untereinander vermochten sich die Südstaaten in der Folge nicht zusammenzufinden.

Im Innern brachte der Sieg Preußen die Beendigung des belastenden Verfassungskonflikts, doch waren auch weiterhin noch heftige und ärgerliche Kämpfe mit der Volksvertretung auszufechten.

Dennoch suchte Bismarck aus dieser Einrichtung doch auch ein Mittel zu weiterer Annäherung an den Süden zu bilden. Der neue Norddeutsche Bund erhielt seinen besonderen „Reichstag". Dieser wurde unter Zuziehung süddeutscher Abgeordneter zugleich „Zollparlament" des Deutschen Zollvereins. Die Hoffnungen, die der Bundeskanzler hierauf setzte, täuschten allerdings. Indessen verstärkte sich doch allmählich die Geistesrichtung im Volke, die dem Zusammenschluß zu einem Deutschen Reiche zustrebte.

Daß Frankreich 1866 nicht den geringsten Gewinn davongetragen hatte, erfüllte Napoleon mit Sorge um seine Stellung im eigenen Lande und erzeugte im französischen Volk das Verlangen nach „Rache für Sadowa". Es schien Napoleon dringend geboten, trotz allem noch einen sichtbaren Erfolg zu erringen. Nachdem der Erwerb von deutschen Gebieten am Rhein mißlungen war, sucht er nach anderen „Kompensationen". Außer auf Luxemburg richtete er seine Augen auch auf Belgien. Daß er hier nicht ohne schwere europäische Erschütterungen zum Ziel kommen konnte, war anzunehmen. So forderte er von Preußen einen Vertrag in der Art eines Bündnisses, nach dem dieses den Erwerb der beiden Länder durch Frankreich unterstützen und den anderen europäischen Mächten gegenüber decken sollte. Auf ein solches Verlangen konnte die preußische Regierung nicht eingehen, um so weniger, als auch ihr selbst nicht erwünscht sein konnte, die Grenze gegen den westlichen Nachbarn bis in die Gegend von Aachen verlängert zu sehen. Ein derartiges Bündnis Preußens mit Frankreich hätte in Deutschland heftigen Widerspruch hervorgerufen und konnte dem Ziel, ganz Deutschland zu einen, nur abträglich sein. Außerdem lag es nicht in Bismarcks Absicht, die preußische Politik in Abhängigkeit von Frankreich zu bringen. Doch er wollte keinen Abbruch der Beziehungen, und so hielt er die Dinge vorerst in der Schwebe.

Enttäuscht von der preußischen Zurückhaltung forderte Napoleon um so nachdrücklicher wenigstens Luxemburg. Dieses mit Holland durch Personalunion verbundene Land hatte sich dem Norddeutschen Bunde nicht angeschlossen, galt freilich als deutsches Gebiet, doch zeigten seine Bewohner keine besonders starken deutschen Gefühle. So erklärte Bismarck, daß Preußen den

Digitized by Google

Übergang des Landes an Frankreich wohl dulden werde, daß es ihn aber nicht selbst herbeiführen könne. Das letztere aber gerade wünschte Napoleon, um das Ansehen der preußischen Regierung in Deutschland zu schädigen und sie damit von Frankreich abhängig zu machen. In der entstehenden Spannung veröffentlichte Bismarck die Schutz- und Trutzverträge mit den süddeutschen Staaten. Eine neue Kriegsgefahr schien entstanden zu sein. Im norddeutschen Reichstage kam es zu scharfen Angriffen gegen Frankreich; in den deutschen Ländern erwachten die nationalen Leidenschaften. Bismarck äußerte sich zurückhaltend. Er wollte den Krieg nicht, hoffte vielmehr, Frankreich gegenüber zu einer Lösung ohne Krieg zu kommen. Aber er benutzte die Kriegsgefahr, um den Ausbau des Norddeutschen Bundes gegen manche inneren Widerstände um so fester zu gestalten. Zur Schlichtung der neuen europäischen Krise wandte er sich an Rußland und England, selbst an Österreich. Auf der Konferenz in London einigte man sich schließlich darauf, daß Luxemburg als neutraler Staat erklärt wurde und Preußen auf das Recht verzichtete, in der Hauptstadt des Landes, die Bundesfestung gewesen war, eine militärische Besatzung zu unterhalten. Der Streit wurde damit durch einen Vergleich beigelegt, der freilich Napoleons Verlangen nach „Kompensation" nicht erfüllte. Er versuchte in der Folgezeit noch mehrfach, nun doch noch in den Besitz von Belgien zu gelangen.

Auch für Bismarck war das Ergebnis nicht voll befriedigend. Es war zu erkennen gewesen, daß das Wohlwollen der europäischen Regierungen für den Norddeutschen Bund und seinen Kanzler gering war. Trotz gelegentlicher aufbrausender Begeisterung waren die süddeutschen Staaten zu einem nationalen Kriege gegen Frankreich kaum geneigt gewesen. Sie hatten ein sichtbares Bestreben gezeigt, sich zwischen Preußen, Österreich und Frankreich in einer Art Gleichgewichtslage zu halten. Daß schließlich auf ein deutsches Land hatte verzichtet werden müssen, führte zu einem Rückschlage in der nationalen Stimmung, der der preußischen Regierung zur Last gelegt wurde.

Während der Luxemburger Krise hatte einer der nächsten Vertrauten Napoleons, General Fleury, geäußert[8]): „Wenn nur die Preußen nicht nachgeben. Denn für uns ist der Krieg der einzig mögliche Ausweg aus dem Chaos. Er wird die allgemeine Desorganisation Frankreichs und den Sturz der Dynastie durch feindliche Parteien verhindern." Unmittelbar nach Abschluß der Krise deutete Napoleon selbst dem österreichischen Botschafter an, daß die frühere oder spätere Wiederaufnahme einer kriegerischen Politik durch Frankreich durchaus nicht ausgeschlossen sei. Mitte August 1867 begab er sich zum Besuch des Kaisers Franz Joseph nach Salzburg. Schon während der Luxemburger Krise hatte er die Annäherung an Österreich gesucht. Jetzt regte er ein Bündnis an mit dem Ziel, Süddeutschland von

[8]) Oncken, die Rheinpolitik Kaiser Napoleons III. von 1863—1870 und der Ursprung des Krieges von 1870/71, Berlin 1926, Bd. 1, S. 55, 57.

Digitized by Google

Preußen ganz zu trennen und unter österreichisch-französischen Einfluß zu bringen, eine Absicht, bei der zugleich der gemeinsame Krieg gegen Norddeutschland ins Auge gefaßt werden sollte. Die Wiener Regierung fühlte sich jedoch nicht in der Lage, auf ein solches Anerbieten einzugehen. Man einigte sich vorerst auf eine gemeinsame Orientpolitik, die Frankreich und Österreich mit England gegen Rußland einen und über einen Konflikt auf dem Balkan Preußen in die Lage bringen sollte, sich entweder gegen süddeutsches Interesse an Rußland zu binden oder aber dessen Freundschaft und Rückhalt zu verlieren. Der hohen Staatskunst Bismarcks gelang es, dem Ausbruch des Balkankonflikts vorzubeugen. Er hat überhaupt im ganzen während seiner Bundes- und Reichskanzlerschaft mehr Kriege verhindert als geführt.

Mittlerweile versuchte Napoleon einen Dreibund, Frankreich, Österreich, Italien, zustande zu bringen und darüber hinaus England, Dänemark, Schweden und selbst Rußland zu einer großen Einkreisung Norddeutschlands zu gewinnen. Er kam über Halbheiten nicht hinaus, hielt aber den Erfolg für größer, als er war. Aus England und Rußland liefen Warnungen vor den französischen Machenschaften in Berlin ein. Die Warnung aus England war der Ausfluß des Friedensbedürfnisses des Inselreichs, nicht einer politischen Freundschaft. Während in Frankreich und Österreich gerüstet wurde und zu der Zeit, als Erzherzog Albrecht sich zu Beratungen über einen gemeinsamen Feldzugsplan bei Napoleon eingefunden hatte, kam aus London, von Paris und Wien angeregt, ein Vorschlag auf Rüstungsbeschränkung an Bismarck, den dieser mit dem Hinweis auf die gefährdete Lage Norddeutschlands beantwortete. Er sprach gelegentlich von dem „Antrag der Wölfe auf Abschaffung der Schäferhunde" und von dem englischen Freunde, der „ohne große Skrupel unseren Hals aufs Spiel" setzte. Alles zielte nur auf die Verhinderung der deutschen Einigung ab, die von dem Kanzler langsam, doch zielbewußt betrieben wurde.

Da benutzte Napoleon im Sommer 1870 die spanische Thronkandidatur des Erbprinzen von Hohenzollern-Sigmaringen, um den Knoten zu durchhauen. Er glaubte, daß durch diese Frage die nationalen Leidenschaften in Deutschland nicht entfesselt werden würden. Bismarck hatte die Kandidatur in den letzten Monaten gefördert in der Hoffnung, in Spanien ein Gegengewicht gegen Frankreich zu gewinnen. Es war indessen mit aller Vorsicht geschehen. Seinen Monarchen hatte er in dessen Eigenschaft als König von Preußen von aller Verantwortung freigehalten, und persönlich wie in seiner Eigenschaft als Haupt der Familie Hohenzollern war der König für den Plan sehr wenig eingenommen gewesen. Napoleon aber war entschlossen, nun eine schwere Demütigung Preußens oder den Krieg zu erzwingen. Damit war der Krieg unvermeidlich geworden.

Digitized by Google

Von einer entscheidenden Bedeutung mußte sein, welche Haltung Österreich einnehmen werde. Es hatte sich nicht fest an Frankreich gebunden. Erst wenige Wochen zuvor hatte Kaiser Franz Joseph erklärt: „Wenn Napoleon mit seinem Heer in Süddeutschland steht, nicht als Feind, sondern als Befreier, dann werde ich meinerseits gezwungen sein, zu erklären, daß ich gemeinsame Sache mit ihm mache." Das bedeutete also, daß zunächst der französische Erfolg abgewartet werden sollte. Gewiß schien manchen einflußreichen Kreisen geboten, die günstige Lage wahrzunehmen, um rasche Vergeltung für 1866 zu üben. Doch der deutsche Teil des Volkes der Donaumonarchie war dem Zusammengehen mit Frankreich aus deutschnationalem Gefühl abgeneigt. Die Ungarn wandten sich scharf dagegen, daß der Versuch gemacht werde, ein österreichisches Großdeutschland zu schaffen, in dessen Rahmen sie in den Hintergrund gedrängt werden mußten. Schließlich zwang der Druck Rußland dazu, ruhig zu bleiben. Auch in Dänemark mahnte der Zar nachdrücklich, Frieden zu halten. Er hatte Bismarck diese Hilfe zugesagt, auch in der Absicht, die Gelegenheit zu benutzen, sich von den drückenden Bedingungen des Friedens, der den Krimkrieg abgeschlossen hatte (Verbot, Kriegsschiffe auf dem Schwarzen Meere zu unterhalten), frei zu machen. Die Hoffnungen Napoleons auf Italien täuschten gleichfalls. In England war die öffentliche Meinung durch die französische Kriegstreiberei verletzt. Die Regierung war kriegsfeindlich. Der Einigung Deutschlands stand man nicht ausgesprochen feindlich, freilich auch nicht freundlich gegenüber, da jede Verschiebung der Machtverhältnisse auf dem Kontinent als störend empfunden wurde. Die Veröffentlichungen Bismarcks über die auf den Erwerb Belgiens gerichteten Bestrebungen Napoleons verschärften die Verstimmung. So endete die gekünstelte Politik des französischen Kaisers mit vollem Mißerfolg; er mußte den von ihm gesuchten Kampf allein auf sich nehmen.

Seine Hoffnungen auf die innere Zersplitterung Deutschlands waren indessen nicht unbegründet gewesen. Die Beziehungen zwischen Nord und Süd schienen keineswegs gefestigt zu sein. Die selbständige Stellung der Südstaaten zwischen Norddeutschland, Österreich und Frankreich wurde mit Zähigkeit von Bayern, Württemberg und Hessen festgehalten. Nur Baden erstrebte den Anschluß an Preußen uneingeschränkt.

Nach Beilegung der Luxemburger Krise benutzte Bismarck die notwendig gewordene Neuordnung des Deutschen Zollvereins, um die Annäherung an den Süden zu fördern. Es wurde ein „Zollbundesrat" aus Vertretern der nord- und süddeutschen Regierungen und das Zollparlament gebildet.

Die Erfahrungen mit dem Zollparlament waren jedoch nicht ermutigend. Die Wahlen zu ihm fielen im Süden überwiegend demokratisch, klerikal und partikularistisch, also gegen den Kanzler und sein Werk aus. Von nationaler Begeisterung und einem Streben nach der politischen Einheit Deutschlands war in dieser Versammlung wenig zu bemerken. Vielfach

Digitized by Google

war noch der Gedanke an eine Dreiteilung des deutschen Lebensraums in Österreich, Norddeutschland und Süddeutschland wach. Dem stand indessen entgegen, daß nicht nur Baden, sondern auch Württemberg einer Unterordnung unter Bayern abgeneigt waren.

Auch in der Rüstungsfrage bestanden Meinungsverschiedenheiten. Die süddeutschen Regierungen hatten erkannt, daß die Schutz- und Trutzbündnisse eine gewisse Angleichung der militärischen Organisation an Norddeutschland verlangten. Preußische Offiziere wurden entsandt und wirkten mit ihren süddeutschen Kameraden in vertrauensvollem Einvernehmen zusammen. Erich Marcks hat darüber geschrieben[9]): „Die Wirkung der staats- und wehrgesinnten hohen Offiziere, auf deren allgemeine Bedeutung für den Süden ich hinwies, drang jetzt, 1867, 1868, schaffend durch: die realste Kraft des Nordens und seiner inneren Überlegenheit von 1866 wurde dem Süden in das Blut überführt: Ein lebendiger Strom heilender Erneuerung. Staat um Staat rückte dem preußischen nach, Jahr um Jahr erhöhte den Aufstieg und damit die Sicherheit des Ganzen. Und die Krönung war über der Gleichgestaltung der Organisation die strategische Verständigung der Einzelstaaten mit dem preußischen Generalstabe: nur hier, aber gerade hier, gelangte man zu ausdrücklichen festen Abreden ... Die stärksten Grundlagen der Einigung, der Zukunft, waren hier, auf dem strategischen Boden, in unsichtbarer Arbeit und auf dem militärorganisatorischen wenigstens im schattigen Hintergrunde gelegt."

In den Parlamenten aber wurde die Abneigung gegen die militärischen Reformen deutlich hörbar. Selbst die badischen Liberalen wandten sich gelegentlich gegen ihre Regierung und Berlin. Weit heftiger zeigte sich der Widerstand in Württemberg und Bayern. Die politische Agitation hatte auf kurze Dienstzeit und eine demokratische Miliz hingearbeitet. Gerade gegen den „preußischen Militarismus" hatte man sich in den vergangenen Zeiten gewandt, und nun mußte man die Angleichung an ihn im eigenen Lande erleben. Das reizte um so mehr, sich gegen die „Verpreußung" aufzulehnen und für eine Wiederannäherung an Österreich einzutreten.

Als dann die englische Regierung ihren Abrüstungsvorschlag in Berlin vorbrachte, erhob sich auch in Deutschland die pazifistische Bewegung. Sie kam in Dresden, München, Stuttgart in den Landtagen und Parteien zur Wirkung, und selbst in Berlin wurde ein entsprechender Antrag von Virchow eingebracht. Es ist kein Wunder, daß Bismarck diese Entwicklung mit Sorge sah und daß Napoleon auf die deutsche Zwietracht rechnen zu können glaubte.

Als es aber ernst wurde, wandelte sich das Bild. Der Norden scharte sich geschlossen um den König und seinen Kanzler. Im Süden war es nicht anders. Hessen schloß sich an. Baden fühlte sich längst eigentlich nur noch

[9]) Der Aufstieg des Reichs, Berlin-Stuttgart 1936, 2. Bd., S. 357.

Digitized by Google

äußerlich vom Norddeutschen Bunde getrennt; es war durch die französische Kriegsdrohung überdies am unmittelbarsten gefährdet. Die württembergische Regierung erkannte gleichfalls sofort, daß ihr Platz an der Seite Preußens sein müsse. In Bayern gab es im Landtage wohl noch einen heftigen Sturm; die unentwegten Gegner des Nordens beantragten Neutralität. Doch die Woge der nationalen Begeisterung spülte die Widerstände hinweg. Ganz Deutschland stand gegen den Angriff zusammen.

Schlußwort.

Überblickt man noch einmal die Entwicklung in diesen ereignisreichen Jahren, so ist zu erkennen:

Der Krieg von 1864 kam zum Ausbruch, weil zwischen Deutschland und Dänemark völkisch unhaltbare Grenzverhältnisse bestanden. Vom Standpunkt der rückschauenden Betrachtung kann man verstehen, daß die Dänen versuchten, diesen Übelstand in ihrem Sinne zu beseitigen. Die Art und Weise, wie sie es durchzuführen trachteten, widersprach jedoch den völkischen Notwendigkeiten. Sie konnten den harten niederdeutschen Volksstamm nicht bezwingen. Das Eingreifen der deutschen Mächte wurde unvermeidlich. Sie konnten nicht dulden, daß ein deutscher Volksstamm danisiert wurde. Auch Österreich konnte sich dem nicht entziehen, obgleich seine Regierung sich ungern dazu entschloß.

Der Krieg von 1866 entstand, weil Österreich nicht mehr stark und nicht mehr deutsch genug war, um die notwendig gewordene Einigung Deutschlands zustande zu bringen, sich aber auch nicht entschließen konnte, Preußen den hierzu nötigen Spielraum freiwillig zu lassen. Daß Preußen gegen fast ganz Deutschland zu kämpfen hatte, dabei von der französischen Regierung für durchaus unterlegen gehalten worden war und doch den Sieg in einem kurzen Feldzuge errang, beweist, daß die Umgestaltung Deutschlands, so wie sie geschah, sich mit innerer Notwendigkeit vollzog.

Den Krieg gegen Frankreich hätte Bismarck lieber vermieden. Dies erwies sich als nicht möglich, da die Westmacht sich durch den deutlich erkennbar anbahnenden Zusammenschluß Nord- und Süddeutschlands bedroht wähnte. Nachdem Napoleon vergeblich versucht hatte, Norddeutschland zu isolieren und dadurch in die Abhängigkeit von Frankreich zu zwingen, glaubte er, die gewaltsame Lösung suchen zu müssen.

Und nun geschah, was Napoleon I. auf St. Helena vorausgesagt hatte. Als er den Tod nahen fühlte, faßte er am 17. April 1821 die politischen Ratschläge, die er seinem Sohne besonders ans Herz zu legen wünschte, in einem Diktat zusammen. Darin heißt es:

«L'Europe marche vers une transformation inévitable: *la retarder, c'est s'affaiblir par une lutte inutile;* la favoriser, c'est se fortifier des espérances et des volontés de tous. *Il y a des désirs de nationalité*

Digitized by Google

qu'il faut satisfaire tôt ou tard, et c'est vers ce but qu'on doit marcher[10]).»

Zu diesen «désirs de nationalité» rechnete er vor allem auch die nationale Einigung des deutschen und des italienischen Volkes.

Hier liegen die eigentlichen Ursachen der drei Kriege von 1864, 1866 und 1870/71. Keiner wußte das besser als Napoleon III. Er kannte das Vermächtnis seines großen Oheims, er hatte das Nationalitätsprinzip in sein Programm aufgenommen und die unaufhaltsame große geschichtliche Bewegung zum Teil gefördert. Er hielt es aber für möglich, sie zugleich zu fördern und ihr Prinzip in gröbster Weise zu verletzen. Um die Ländergier und Ruhmsucht des französischen Volkes zu befriedigen und dadurch seinen wankenden Thron zu stützen, suchte er als Lohn für sein Beiseiteestehen im Kriege von 1866 die Abtretung rein deutscher Gebiete zu erpressen; als dies mißlang, brach er aus einem nichtigen Grunde einen Krieg vom Zaun, um die deutsche Einigung mit Gewalt zu verhindern und mit dem Schwerte zu holen, was ihm die Verhandlungen nicht gebracht hatten. Das Ergebnis war das Ende seiner Herrschaft und die Schwächung Frankreichs „par une lutte inutile".

Wie Napoleon III., so hielt es auch der kurzsichtige Scharfsinn der Verfasser des Versailler Diktates für möglich, zu einer und derselben Frage ja und nein zugleich zu sagen, die nationale Einigung fördern und sie zu gleicher Zeit dem größten Volke des eigentlichen Europa verwehren zu können. Durch diese innere Unwahrhaftigkeit senkten sie selbst die Keime der Zersetzung in ihr Werk. Sie und alle diejenigen, die das Versailler Diktat jemals gutgeheißen haben, sind auch die wahren Urheber der Unruhe, die gegenwärtig die Welt erfüllt.

Sowjetrussische Kriegserfahrungen in Spanien.

Von * * *

Die „Krasnaja Swjesda", Zeitschrift der rotrussischen Wehrmachtsleitung, veröffentlicht seit einigen Monaten zusammenfassende Berichte über die von Sowjetoffizieren in Spanien gemachten Erfahrungen. Bei manchem dieser Berichte ist deutlich und unzweifelhaft ein Hauch der Front zu verspüren, bei anderen wieder hat man das Gefühl, als bemühten sie sich, russische Kampfgrundsätze, besonders solche der neu von Woroschilow herausgegebenen Vorschrift für die Infanterie, durch passende Ausdeutung spanischer Kampferlebnisse zu unterstützen. Für den deutschen Leser lassen sie jedenfalls manchen recht beachtlichen Rückschluß auf den Stand und die

[10]) Correspondance de Napoléon Ier. 32, 378.

Digitized by Google

Ziele der Ausbildung und auf die Kampfgrundsätze der Roten Armee zu. Im folgenden soll daher der Inhalt einiger der wichtigsten dieser Erfahrungsberichte kurz umrissen werden.

Infanterietaktik.

In der Abwehr wurde den rotspanischen Bataillonen erster Linie im allgemeinen 800 bis 1000 m Frontbreite bei einer Tiefe von 300 bis 500 m zugewiesen. Auf die Kompanien kam ein Abschnitt von 300 bis 400 m. 70 bis 80 v. H. der M. G. waren dabei in vorderster Linie eingesetzt, der Rest wurde als Reserve der Brigade zurückbehalten. Die Artilleriestellungen befanden sich in Höhe der Brigadereserven.

Die Verteidigung war fast stets starr und stützte sich auf die von der Infanterie selbst errichteten Feldbefestigungen, bei deren Anlage darauf Bedacht genommen wurde, daß auch nach einem feindlichen Durchbruch die einzelnen Abschnitte sich abriegeln und hartnäckig weiter verteidigen konnten — selbst nach rückwärts, wenn das nötig wurde. Große Bedeutung hatten bei der Planung und Anlage dieser Feldbefestigungen die Pioniereinheiten.

Wenn ein Bataillon erster Linie überrannt wurde, traten die Reserven der Brigade unter kräftiger Unterstützung durch Artillerie, Kampfwagen und Flieger zum Gegenangriff an. Aufgabe der Artillerie war es dabei, die Batterien des Angreifers niederzuhalten und vor die angreifende Infanterie des Gegners eine „bewegliche Sperre" zu legen. Dieses Verfahren der „beweglichen Sperre" soll von beiden Parteien häufig und mit Erfolg angewandt worden sein.

Die Kämpfe in Spanien haben nach russischem Urteil erwiesen, daß die Abwehrkraft der heutigen Infanterie größer ist als je. Selbst wenn der Gegner bereits durchgebrochen war, konnten sich hartnäckig kämpfende Widerstandsnester oft noch sehr lange halten und dabei beträchtliche Kräfte des Angreifers fesseln.

Im Angriff strebte die Infanterie danach, durch fortgesetzte Teilangriffe einen Stützpunkt des Gegners nach dem anderen aus dem System der Abwehr herauszubrechen. Nach jedem Teilerfolg ging sie sofort zur zähen Verteidigung des Errungenen über. Sehr oft war die Infanterie bei diesem Einbohren in das Kampffeld des Gegners ganz auf ihre eigenen Mittel angewiesen. Infanterie-Geschütze und Granatwerfer waren in solchen Lagen von besonderer Bedeutung.

Meist wurde der Angriff durch die Luftwaffe eingeleitet, die noch vor Beginn der Artillerievorbereitung die Bataillone vorderster Linie unter Bombenfeuer nahm und die Reserven der Brigade und der Division angriff. Es folgte dann gewöhnlich eine ein- bis dreistündige Artillerievorbereitung, deren Schwerpunkt zunächst auf der Hauptkampflinie des Gegners lag und

Digitized by Google

dann gegen seine Reserven verschoben wurde, gegen die gleichzeitig die Flieger erneut vorstießen.

Unter dem Feuerschutz der Artillerie erreichten die Kompanien der angreifenden Infanterie die Sturmausgangsstellungen, die im allgemeinen 150 bis 200 m vom Feind entfernt lagen. Ein kurzer, heftiger Feuerstoß sämtlicher Infanteriewaffen folgte, dem sich dann der Sturm unmittelbar anschloß, während gleichzeitig die zur Unterstützung zugewiesenen Kampfwagen zum Angriff vorrollten und auch die Panzerabwehrkanonen vorgezogen wurden, „manchmal bis über die vordersten Gruppen der Infanterie hinaus".

Sämtliche Waffen der Infanterie unterstützten den Angriff. Schwere und leichte Maschinengewehre schossen durch Lücken oder gaben überhöhendes Feuer ab. Die Minen- und Granatwerfer wirkten gegen die hartnäckigen Widerstandsnester. Im allgemeinen fraß sich der Angriff im Hauptkampffeld im Fall des Gelingens mit einer Geschwindigkeit von 1 bis 1,5 km in der Stunde vorwärts.

Kraftvoll geführte Infanterieangriffe hatten gute Erfolgsaussichten, wenn jeder errungene Geländeabschnitt umgehend zur Verteidigung eingerichtet wurde, um Gegenstöße aufzufangen und Rückschläge unmöglich zu machen.

Die Anforderungen, die dabei — aber auch bei der Abwehr — an den Infanteristen gestellt wurden, waren sehr groß: Mut, Zähigkeit, Beherrschung der neuzeitlichen Kampfbedingungen, Gewandtheit im Zusammenwirken mit den Hilfswaffen und im Gebrauch der vielen Spezialwaffen sind Voraussetzungen, ohne die kein Erfolg möglich ist. Sind sie gegeben, so vermag die Infanterie die alte, schlachtenentscheidende Stellung zu wahren.

M. G. in der Abwehr.

Über die Bedeutung und die Aufgaben der M. G. in der Verteidigung wird auf Grund der spanischen Erfahrungen berichtet[1]):

Im roten Infanterie-Bataillon war die M. G.-Kompanie mit ihren 8 bis 12 Gewehren die „Feuerbasis" und hatte folgende Aufgaben:

1. Abwehrfeuer gegen angreifende Infanterie auf Entfernungen von 800 bis 1200 m.
2. Bekämpfung feindlicher M. G. und Pak.
3. Feuerschutz für die eigenen Kampfwagenhindernisse. Trennung der die feindlichen Kampfwagen begleitenden Infanterie von den angreifenden Panzern.
4. Bekämpfung von Leichtkampfwagen mit Stahlmunition.
5. Abwehr von Tiefffliegern innerhalb des Bataillonsabschnittes.

[1]) Boiko in „Krasnaja Swjesda".

Digitized by Google

Das Kampfverfahren der Maschinengewehre hat im Verlauf des Krieges eine vollkommene Umwandlung erfahren. Zu Beginn der Kämpfe setzte man alle verfügbaren M. G. einfach in den vorderen dünnen Schützenlinien ein. An Tiefenstaffelung und überhöhende Feuerwirkung — die in dem spanischen Kampfgelände mit seinen zahlreichen Einschnitten auch tatsächlich oft nicht leicht zu erreichen sein soll — wurde noch nicht gedacht.

Bald stellten sich jedoch die Nachteile einer derartigen Zersplitterung dieses wertvollen Kampfmittels heraus: Eine einheitliche Feuerleitung war unmöglich, und die M. G. wurden vom Angreifer meist leicht erkannt und einzeln niedergekämpft. Außerdem waren die in vorderer Linie stehenden M. G. bei einem feindlichen Einbruch nicht in der Lage, den Gegner abzubremsen. Aus diesen Gründen hat sich das allgemein übliche Kampfverfahren auch in Spanien sehr rasch durchgesetzt: Die M. G. kämpfen, 200 bis 400 m rückwärts gestaffelt, aus der Tiefe. Sie legen ihre Wirkung vor das Hauptkampffeld, sind aber auch bei einem feindlichen Einbruch noch fähig zur Abwehr.

Bei dieser Art des Einsatzes fällt es dem Kompanieführer selbstverständlich viel leichter, die Wirkung seiner Waffen dort zusammenzufassen, wo es nötig ist. Ist es im Verlauf eines feindlichen Einbruches nicht mehr möglich, die Gewehre der Kompanien einheitlich zu führen, so werden sie ganz von selbst zu lauter einzelnen, tief gestaffelten Widerstandsnestern, die in ihrer weiten Zerstreuung von der feindlichen Artillerie sehr schwer zu fassen sind.

Die gewaltige abstoßende Wirkung des M. G.-Feuers hat sich auch in Spanien bewährt. Meist blieben die Angreifer einfach liegen, wenn sie auf ein entschlossen kämpfendes M. G. stießen, gruben sich ein und warteten ab, bis es von der Artillerie oder von Hilfswaffen erledigt wurde. Deren Aufgabe, ein feindliches M. G. zum Schweigen zu bringen, um der Infanterie vorwärtszuhelfen, ist indes keineswegs leicht.

Die Roten bauten ihre M. G.-Nester aus Steinen oder Sandsäcken, die Wälle etwa meterdick. Darüber kam eine Balkenlage, die eine Erddecke von 1,5 bis 2 m Stärke erhielt. Zwei bis drei Feuerstellungen mit Schußfeld nach allen Seiten wurden vorgesehen. Nach hinten oder zum Nachbarnest oder zum nächsten Graben der Infanterie führte ein Verteidigungsgraben. Stand genug Zeit zur Verfügung, so wurde das ganze Nest ausbetoniert. Aber auch schon in seiner ersten leichten Form bot es gegen die gefürchteten M. G.-Angriffe von Tieffliegern und auch gegen Artilleriebeschuß und leichte Bomben eine nicht zu verachtende Deckung. Selbst Kampfwagen konnten angeblich solchen M. G.-Nestern nur schwer etwas anhaben. Nur durch schweren Beschuß unter beträchtlichem Munitionsaufwand war es möglich, sie zum Schweigen zu bringen. Beim Kampf um Madrid waren alle Zugänge durch M. G.-Nester der Roten wirksam gesperrt.

Digitized by Google

Vorzüglich bewährt — das wird besonders hervorgehoben — hat sich die Anlage von Wechselstellungen, die durch Gräben zugänglich waren.

Als wirksamste Schußweite wird die von 600 bis 800 m bezeichnet, auf Entfernungen über 1200 m soll das Feuer wegen ungenügender Beobachtungsmöglichkeit wenig wirksam gewesen sein. Da die Einschläge auf diese weite Entfernung im allgemeinen nicht mehr sichtbar waren, war es nötig, die Garbe einige Zeit lang auf einen leicht einzusehenden, unbewachsenen Geländepunkt zu legen, Entfernung und Visier zu überprüfen und dann auf den eigentlichen Zielabschnitt überzugehen. Benutzung von Leuchtspurgeschossen war oft angebracht.

Im krassen Gegensatz zu der behaupteten guten Schutzwirkung der eingedeckten Nester wird festgestellt, jedes M. G., das der Gegner einmal erkannt habe, sei binnen kurzem erledigt, oft schon nach den ersten Schüssen. Und zwar soll sich dabei die Panzerabwehrkanone als gefährlichster Feind herausgestellt haben. Sorgfältigste Tarnung und, wenn möglich, Aufstellung am Hinterhang sei darum unbedingt nötig. Das M. G. beginnt dann erst zu schießen, wenn der Angreifer auf 400 bis 600 m heran ist.

Länger als 10 bis 15 Minuten aus derselben Stellung zu feuern, erwies sich als unmöglich, der Gegner hätte das M. G. sonst mit tödlicher Sicherheit erkannt und vernichtet.

Bei der Abwehr von Infanterieangriffen unter Panzerbegleitung wurde vor allem angestrebt, die Schützen von den Kampfwagen zu trennen, da einem gut getarnten M. G. weniger die Panzer selbst als die von ihnen herangeführten Stoßtrupps gefährlich seien. Das zusammengefaßte Abwehrfeuer richtete sich also gegen die Schützen. Abwehr von Tieffliegern sei eine leichte Aufgabe für M. G., meint der rotrussische Berichterstatter. Tiefangriffe seien deshalb bei den Fliegern Francos eine unbeliebte Aufgabe gewesen[2]).

Zusammenfassend sagt Boiko, daß das M. G. seinen im Weltkrieg erworbenen Rang als wichtigste Abwehrwaffe der Infanterie auch in den spanischen Kämpfen gewahrt hat.

Nachtangriffe.

Wie bei allen neuzeitlichen Kampfhandlungen wurde auch im spanischen Krieg der Schutz der Dunkelheit zum Vorbringen der Angriffstruppen weitgehend ausgenutzt. Ja, sogar der eigentliche Angriff wurde in einigen Fällen noch in der Nacht durchgeführt.

[2]) Es muß jedoch darauf hingewiesen werden, daß zahlreiche rote, nationale und neutrale Berichte von unerhörten Wirkungen geschickter Tiefflieger angriffe sprechen. Wenn die Abwehr wirklich so leicht gewesen wäre, wie Boiko behauptet, hätten die Roten die Tiefflieger nicht so gefürchtet.

Digitized by Google

Die ungeheuren Schwierigkeiten nächtlicher Großunternehmungen sind bekannt. Nur neuzeitlich ausgebildete Truppen können ihrer Herr werden. Verrät sich die zum Angriff vorgeführte Truppe vorzeitig durch Lichter oder Geräusche, so kann das im Zeitalter der Luftwaffe zu ihrer Vernichtung führen. Die „Krasnaja Swjesda" weiß zu melden, im Jahre 1938 haben sich bei Corinicua in Aragon eine nationale Kolonne auf nächtlichem Vormarsch durch mangelnde Vorsicht verraten. Durch daraufhin folgende Bombenabwürfe seien einige Kraftwagen in Brand geraten, und das Licht der Brände habe es den roten Tiefffliegern ermöglicht, wiederholte Angriffe mit verheerender Wirkung durchzuführen.

Ein nächtlicher Angriff kann nach den von den Roten in Spanien gemachten Erfahrungen nur gelingen, wenn eine sorgfältige Erkundung des Geländes vorausging. Daraus ergibt sich schon, daß nur Angriffe mit beschränktem Ziel möglich sind. Sie werden nur so weit vorgetragen, wie die Feindstellung an den vorhergehenden Tagen mit dem Glas erkundet werden konnte. Wo die vorherige Erkundung unterbleibt, treten fast stets schwerste Rückschläge ein. Die „Krasnaja Swjesda" berichtet, bei einem nächtlichen Angriff der Roten seien zwei Bataillone aus zwei Richtungen auf dasselbe Angriffsziel angesetzt worden[3]), dabei geriet eines der Bataillone an ein vorher nicht erkundetes Drahtverhau, blieb stecken, und die ganze Unternehmung scheiterte.

Gelegentlich sind in Spanien nächtliche Angriffe großen Stils durchgeführt worden, im allgemeinen aber beschränkte man die Angriffstruppe auf drei bis vier Bataillone, denen fest umrissene Ziele, wie ein feindlicher Stützpunkt, eine bestimmte Höhe oder eine Ortschaft, zugewiesen wurde. Ausnutzung des Erfolges nach erfolgter Wegnahme dieses Zieles war dann nur selten möglich, man mußte sich darauf beschränken, die gewonnenen Abschnitte sofort fest in die Hand zu nehmen und zur Verteidigung einzurichten. Nicht selten soll es durch solche Unternehmungen mit beschränktem Ziel geglückt sein, schwierige Angriffsaufgaben, die bei Tag unmöglich gewesen wären, mit gutem Erfolg und erträglichen Verlusten zu lösen.

Wenn, wie gemeldet wird, „in den meisten Fällen der Angriffsplan sehr einfach war, während man indes gelegentlich auch die Angriffsgruppen von verschiedenen Ausgangsstellungen aus gegen das gleiche Ziel ansetzte", so ist dazu zu sagen, daß bei Nachtangriffen noch mehr als sonst im Kriege nur das Einfache Erfolg verspricht und daß jeder irgendwie verwickelte Plan nachts fast mit tödlicher Sicherheit und verheerenden Folgen scheitert. Jeder Stoßtruppführer des Weltkrieges oder der Nachkriegskämpfe weiß darüber Bescheid.

Die „Krasnaja Swjesda" führt allerdings ein Beispiel an, bei dem ein solches konzentrisch angesetztes Unternehmen gut geglückt sein soll, einen

[3]) Nach eigenem Felderlebnis des Verfassers ein unmögliches Verfahren!

Digitized by Google

roten Angriff auf Cerro Roxo in der Nähe von Madrid. Angriffsziel war in diesem Fall eine Höhe, auf der sich ein mauerumgürtetes Kloster erhob. Durch Geländeverstärkungen war die an sich schon gute Stellung von den Nationalen zu einem Stützpunkt von beträchtlicher Stärke ausgebaut worden. Der Plan der roten Unternehmung sah vor, daß gleichzeitig ein Bataillon vom Norden, zwei Kompanien vom Westen und eine Kompanie vom Süden her angreifen sollte. Die drei Angriffsgruppen rückten um Mitternacht in die Ausgangsstellungen ein und traten um drei Uhr morgens einheitlich zum Sturm an. Das Ziel war 45 Minuten später in den Händen der Roten, deren Verluste nur 2 Tote betrugen, „während der von allen Seiten umzingelte Verteidiger schwerste Verluste an Toten und Gefangenen erlitt". — Nähere Angaben über den Ablauf der Unternehmung im einzelnen fehlen leider. Es wäre wichtig, zu erfahren, ob der Angriff tatsächlich bei voller Dunkelheit durchgeführt wurde, wie sich die von verschiedenen Seiten aufeinanderplatzenden roten Stoßtrupps gegenseitig erkannten, wie eine gegenseitige Gefährdung vermieden wurde, usw. Angegeben wird lediglich, der gute Erfolg sei zum Teil auf mangelnde Wachsamkeit der nationalen Besatzung zurückzuführen gewesen.

Betont wird, daß schlecht ausgebildete Truppen selbst bei engbegrenzten Nachtunternehmungen unvermeidliche Mißerfolge hinnehmen mußten und bei verwickelteren Aufgaben schwerste Rückschläge erlitten. Besonders wichtig ist völlig lautlose Annäherung, ohne die eine überraschende Wirkung ausgeschlossen ist. Auch in geöffneter Ordnung muß der Zusammenhalt gewahrt bleiben. Geschickte Verwendung der Bussole oder Angabe deutlicher Richtpunkte ist Voraussetzung dafür, daß Vormarsch- und Angriffsrichtung eingehalten werden. All das sei nicht leicht, meint der rote Berichterstatter mit Recht, und erfordere sorgfältige Übung. Erleichtert wird die Aufgabe, wenn ortskundige Führer zur Verfügung stehen, die die einzelnen Gruppen wenigstens in die Ausgangsstellungen weisen. Deutliche Erkennungszeichen müssen verabredet sein.

Anzustreben sei bei Nachtangriffen stets der Kampf Mann gegen Mann mit Bajonett und Handgranate. Auf Gebrauch der Schußwaffe solle möglichst verzichtet werden.

Wenn festgestellt wird, daß nächtliche Unternehmungen im spanischen Krieg weit häufiger durchgeführt wurden als im Weltkrieg, so ist das sicherlich eine richtige und durchaus zu verstehende Angabe. Je mehr die Technik die Waffenwirkung steigert und je stärker die Sättigung der Truppe mit Maschinenwaffen fortschreitet, desto mehr wird man dazu übergehen müssen, taktische Aufgaben unter dem Schutz der Dunkelheit zu lösen — trotz aller damit verbundenen Schwierigkeiten.

Digitized by Google

Kampf um Ortschaften.

Den besonderen Verhältnissen entsprechend, scheint der Kampf um Ortschaften in Spanien eine größere Rolle gespielt zu haben als im Weltkrieg. Über die dabei gemachten Erfahrungen auf roter Seite berichtete Antonenko in der „Krasnaja Swjesda" bemerkenswerte Einzelheiten.

Er weist in seiner Arbeit zunächst darauf hin, daß die spanischen Häuser meist sehr fest gebaut sind. Ihre dicken Granitmauern und tiefen Keller gewähren selbst gegen Artilleriebeschuß eine beträchtliche Deckung. Die Gassen sind eng, die Häuser meist blockartig dicht zusammengebaut, die Kirchen gleichen mit ihren schwer vergitterten Fenstern oft geradezu Festungswerken. Es ist darum zu verstehen, daß die Ortschaften leicht zu starken Stützpunkten der Abwehr eingerichtet werden konnten und daß ihre Eroberung für den Angreifer eine schwere Aufgabe bedeutete.

Bei der Einrichtung eines Ortes zur Verteidigung unterschieden die Roten „innere und äußere Kampfanlagen". Die äußeren Anlagen waren Feldbefestigungen, die stützpunktartig auf beherrschenden Höhen und in schwer einzusehende Abschnitte 1 bis 2 km vor dem Ortsrand vorgeschoben wurden. Außerdem errichteten die Roten auf den Zufahrtswegen betonierte Blockhäuser, die meist zweistöckig gewesen sein sollen und eine Schützengruppe als Besatzung erhielten. Die Stützpunkte im freien Feld bestanden aus einer Gruppe von gut ausgebauten M. G.-Nestern, die gleichfalls betoniert und durch Gräben verbunden waren. Kampfwagenhindernisse in Form breiter Gräben oder steiler Böschungen umgaben die Anlage. Oft wurden dabei die in Spanien häufig terrassenartigen Gärten zu solchen Hindernissen ausgebaut. Dabei war die Tarnung des Hindernisses natürlich sehr vereinfacht.

Die Zwischenräume zwischen den vorgeschobenen Stützpunkten wurden durch Drahtverhau gesperrt und durch flankierendes M. G.-Feuer bestrichen.

Die „innere Verteidigung" der Ortschaften stützte sich auf besonders feste, große Häuser, deren Fenster und Türen zugemauert oder mit Sandsäcken verbaut wurden. Es wurden dabei solche Gebäude gewählt, die wichtige Straßen und Plätze beherrschten. Die M. G. brachte man nicht unmittelbar an den Fensterlöchern und Türen, sondern einige Schritte davon entfernt in den Zimmern in Stellung. Dadurch wurde zwar der tote Winkel vergrößert, aber auch gleichzeitig gute Tarnung erreicht, da Rauch und Feuererscheinungen dem Gegner völlig verborgen blieben.

Der Abwehrkampf wurde meist vom ersten und zweiten Stockwerk aus geführt. Die tiefen, festen Keller dienten, solange der Gegner den Ort unter Artillerie- oder Bombenfeuer nahm, als Unterstände.

Die zwischen den Häusern bestehenden oder neugeschaffenen Verbindungen ermöglichten häufige und überraschende Stellungswechsel der M. G.

Digitized by Google

Tiefe, breite Gräben sperrten die Straßen gegen Kampfwagen. Reichte die Zeit aus, so errichtete man auch breite, feste Steinbarrikaden mit Schießscharten.

Der Angriff auf einen derart befestigten Ort war schwierig, er erforderte engstes Zusammenwirken der Infanterie mit der Artillerie, den Kampfwagen und der Luftwaffe. Es wird berichtet, daß in einigen Fällen selbst schwerste Artillerie- und Bombenwirkung nicht ausreichte, die Ortschaft sturmreif zu schießen. Es mußten dann Minengänge gegraben und die wichtigsten Widerstandspfeiler gesprengt werden.

Als bezeichnendes Beispiel führt Antonenko den Kampf um Belchite an. Diese Ortschaft war von den Nationalen sehr stark ausgebaut worden. Die vorgeschobenen Abwehrstellungen hatten sie so angelegt, wie es weiter oben als Norm geschildert wurde. Die Besatzung des Ortes bestand aus 3000 Mann Infanterie und 40 Maschinengewehren, 4 Panzerabwehrkanonen und 10 Feldkanonen. Als es den Roten gelang, den äußeren Ring zu durchbrechen, wurde die Abwehr im Ort selbst fortgesetzt. Der Einbruch in die Ortschaft selbst gelang erst, als die Roten Geschütze bis auf 500 m an den Ortsrand heranschafften und die lästigen Nester und befestigten Gebäude unter Nahfeuer nahmen. Dann näherten sich die Kampfwagen auf 100 bis 200 m den Häusern und hielten sie unter Feuer, um das Vorgehen der Schützenkompanien zu decken. Gleichzeitig brachen die Stoßtrupps vor, räucherten Haus für Haus mit Handgranaten aus und drangen zusammen mit den Kampfwagen ins Ortsinnere ein, wo wieder ein Gebäude nach dem anderen in hartnäckigen Kämpfen erstürmt werden mußte.

Bereits vor dem Angriff hatten die Roten vor der Stadt ein Bataillon und dahinter Kampfwagen mit dem Auftrag bereitgestellt, die etwa ausweichenden „Faschisten" abzufangen. Als dann die Verteidiger gezwungen waren, den Ort zu räumen, stießen sie auf die Lauerstellung dieses Bataillons. Sie konnten zwar durchbrechen, gerieten aber dann in das Feuer der dahinterstehenden Kampfwagen und wurden vernichtet.

Es läßt sich nicht entscheiden, ob die geschilderte Kampfhandlung kriegsgeschichtlich richtig dargestellt ist, oder ob es sich um das mit dichterischer Freiheit ausgemalte Bild eines Idealfalls roter Taktik handelt. Jedenfalls entspricht das Verfahren offenbar den roten Ansichten. Antonenko berichtet weiter, man habe später, zum Beispiel in der Schlacht am Ebro, überhaupt darauf verzichtet, die Ortschaften frontal anzugreifen; die erste Welle habe sie vielmehr umgangen und den folgenden die Aufgabe überlassen, sie vom Rücken her zu packen und zu säubern.

Über die Mithilfe von Kampfwagen beim Kampf um Ortschaften veröffentlichte „Krasnaja Swjesda" eine besondere Untersuchung. Der Verfasser Kolomeitsen billigt dabei der Panzerwaffe einen entscheidenden Einfluß in Ortsgefechten zu, da die gefährlichste Waffe im Straßenkampf, das

Digitized by Google

Maschinengewehr, durch die Kampfwagen weitgehend ausgeschaltet werde und manche Hindernisse durchbrochen oder niedergewalzt werden könnten. Diesen Vorteilen stehe freilich gegenüber, daß die Panzer in den engen Gassen einen ihrer Hauptvorzüge, nämlich die große Beweglichkeit, nicht voll entfalten könnten; auch sei es wegen der beschränkten Sicht nicht leicht, die Ziele zu erkennen und Verbindung zwischen den Wagen aufrechtzuerhalten. In engen Straßen sei der Panzerwagen außerdem schwerster Feuerwirkung ausgesetzt.

Der Panzerangriff gegen einen Ort geht nach Kolomeitsen in zwei Abschnitten vor sich:

1. Durchbruch durch den Ortsrand,
2. Kampf im Ortsinnern.

Am Ortsrand und in den Vororten, wo im allgemeinen die Bauweise lichter ist und die Häuser leichter gebaut sind, kann der Kampfwagen seine Beweglichkeit noch zur Geltung bringen. Besonders schwierig ist dagegen der Kampf in den Gassen einer Altstadt.

Beim Kampf um den Ortsrand kann übrigens die Artillerie durch kräftiges Vorbereitungsfeuer und anschließendes Abriegeln der Einbruchstelle den Panzerwagen helfen. Auch Nebelschießen ist dabei oft sehr nützlich. Aufgabe der Infanterie ist es dann, enge Verbindung mit den Kampfwagen zu halten und die in Besitz genommenen Häusergruppen sofort gegen Gegenangriffe zu sichern.

Beim Kampf im Innern der Ortschaft übernimmt die Infanterie mit ihren Stoßtrupps die Führung, die Kampfwagen werden zur ausgesprochenen Hilfswaffe, halten aufmerksam Verbindung und greifen sofort ein, wo die Infanterie Unterstützung braucht. Um feindliche Panzerabwehrwaffen rasch niederzukämpfen, sollen andererseits von der Infanterie Maschinengewehre zur Überwachung des Vorgehens der Kampfwagen eingesetzt werden.

Panzerabwehr.

Die Möglichkeit ausreichender und wachsamer Panzerabwehr unterstreicht unter Bezugnahme auf die spanischen Erfahrungen ein Aufsatz von Pernow, gleichfalls in „Krasnaja Swjesda". Er meint, es sei leicht verständlich, daß sich in Spanien neben den übrigen Hilfswaffen der Infanterie auch die Panzerabwehr aus völlig unzulänglichen Anfängen zu beachtlicher Höhe entwickelt habe. Obwohl wegen des Mangels an panzerbrechenden Waffen fast stets auf eine ausreichende Tiefengliederung habe verzichtet werden müssen, seien von der Abwehr oft gute Erfolge erzielt worden.

Das Bataillon setzte seine Pak gewöhnlich gut getarnt 300 bis 400 m hinter der vordersten Linie ein. Vor ihren Stellungen wurden einfachere oder schwere Kampfwagenhindernisse eingerichtet. Häufig wiesen die Roten

Digitized by Google

auch zwei oder drei M. G. auf Zusammenwirken mit einer Pak an, mit der Aufgabe, die Begleitinfanterie niederzuhalten und von den Panzerwagen zu trennen. Außerdem beteiligten sich die M. G. auch unter Verwendung von Stahlgeschossen am Kampf gegen die Panzer selbst.

Es wird berichtet, der Bataillonskommandeur behalte sich im allgemeinen den Befehl zur Feuereröffnung gegen angreifende Panzer vor, „falls nicht ein Überraschungsangriff selbständiges Handeln erfordere". Das Feuer wird grundsätzlich erst auf 600 bis 800 m eröffnet.

Der russische Verfasser schildert die den Roten angeblich geglückte Abwehr eines Panzerangriffes durch eine einzige Pak an der Straße Monroyo-Alcaniz (Agragonfront). Den Rotspaniern sollen an diesem Abschnitt italienische Freiwillige gegenüber gelegen haben. Das Gelände war stark eingeschnitten und für den Einsatz von Kampfwagen recht ungünstig. Nur an einer Stelle war ein Panzerangriff möglich und wahrscheinlich. Da es an Zeit fehlte, wirkungsvollere Kampfwagenhindernisse zu bauen, zogen die Roten quer durch den die Annäherung begünstigenden Geländestreifen einen metertiefen genügend breiten Graben, häuften davor einen Steinwall auf und brachten ihre Panzerabwehrkanone 400 bis 500 m dahinter in Stellung.

Am Morgen danach blieb ein von nationaler Infanterie allein vorgetragener Angriff im M. G.-Feuer der Abwehr liegen. Nach heftigem Vorbereitungsfeuer brachen die Nationalen erneut vor, und zwar diesmal unter Einsatz von 20 Kampfwagen, die der Infanterie in rascher Fahrt vorausrollten. Plötzlich stießen die vordersten Kampfwagen auf den Graben. Die Pak, die bisher geschwiegen hatte, eröffnete nun plötzlich das Feuer „und setzte innerhalb von 5 bis 10 Minuten vier Kampfwagen außer Gefecht, die übrigen kehrten um; ein Angriff von 20 Panzern war von einer einzigen Panzerabwehrkanone abgeschlagen worden."

Die mangels Waffen ungenügende Tiefengliederung der Panzerabwehr wußten die Roten dank großer Beweglichkeit der Pak weitgehend auszugleichen. Es wurden Stellungen für sie erkundet und vorbereitet, in die sie dann erst im Falle eines Angriffs schleunigst einrückten, um das Abwehrfeuer zu eröffnen. Bei der Auswahl dieser Stellungen nahm man darauf Bedacht, daß sie möglichst durch panzersicheres Gelände geschützt waren. Wenn für Tarnung der Stellungen und Annäherungswege gesorgt war, soll es sogar im Verlaufe des Abwehrschießens noch möglich gewesen sein, daß die Geschütze ihre Aufstellung wechselten.

Die Panzerabwehr mit Hilfe von Benzinflaschen, über deren Möglichkeit die Nachrichten übrigens widersprechend lauten, soll sich nach Bericht der „Krasnaja Swjesda" bewährt haben. Sie berichtet von roten „Panzerjägergruppen", die sich darauf spezialisiert und angeblich stets Erfolg gehabt haben sollen. Auch geballte Ladungen und zusammengefaßte Handgranatensalven gegen einen Kampfwagen versprächen Erfolg. An der Aragonfront

Digitized by Google

sei es den Roten geglückt, an einem Tage zwei Panzerangriffe durch Handgranaten abzuwehren, dabei Gefangene zu machen und sogar Wagen zu erbeuten.

Auf kurze Entfernungen (100 bis 150 m) werden angeblich auch Gewehrsalven und M. G.-Garben den Panzern gefährlich, falls Stahlmunition geschossen wird.

Der Bataillonskommandeur trifft zur Panzerabwehr folgende Vorbereitungen:

1. Auf Grund der Erkundungs- und Aufklärungsergebnisse bezeichnet er die Richtungen, aus denen Panzerangriffe zu erwarten sind, und weist den Pak entsprechende Stellungen und Wechselstellungen zu.
2. Er ordnet an, wo und wann Kampfwagenhindernisse gebaut werden müssen.
3. Er gibt dem Führer der M. G. K. die notwendigen Weisungen für seine Aufgaben bei der Panzerabwehr.
4. Er ordnet die Verteilung der Benzinflaschen, der Stahlmunition und des sonstigen Abwehrgerätes an.
5. Er unterrichtet die Kompanieführer über alle für die Panzerabwehr getroffenen Anordnungen und Vorbereitungen.

Der Führer einer Schützenkompanie prüft sorgfältig das Gelände, ordnet an, wo Kampfwagenabwehrgräben zu ziehen und sonstige Hindernisse zu errichten sind.

Der Zugführer einer Schützenkompanie teilt die Arbeitskräfte ein und überwacht ihre Tätigkeit. Er befiehlt die Stellungen der 1. M. G., verteilt die Stahlmunition an die besten Schützen, gibt gegebenenfalls den Befehl zur Feuereröffnung, überwacht die Tarnung der Abwehrwaffen und richtet den Panzerwarndienst in seinem Zuge ein.

Pernow schließt mit der Versicherung, die Infanterie sei durchaus in der Lage, mit ihren eigenen Mitteln Panzerangriffe abzuwehren oder mindestens die Begleit-Infanterie des Angreifers niederzuhalten und von ihren Kampfwagen zu trennen. Er bezeichnet dies letztere als ungemein wichtige Aufgabe, denn seiner Meinung nach seien Kampfwagen nicht fähig, völlig auf sich selbst gestellt Erfolge zu erzielen.

Feldflughäfen.

Die nationalen Luftstreitkräfte strebten an, so berichtet Iwanow in „Krasnaja Swjesda", durch häufig wiederholte Angriffe auf die roten Flughäfen ihre Luftüberlegenheit zu erweitern und für die Dauer zu sichern. Allmählich aber seien sie davon abgekommen, denn trotz aller schweren Angriffe der Kampfflugzeuge und Jäger auf ihre Bodenanlagen seien die Verluste der roten Luftwaffe nicht höher gewesen als „nur 50 v. H.". Ja, die Mannschaftsverluste hätten nicht einmal diese Höhe erreicht.

Digitized by Google

Iwanow führt das auf die geschickte Gliederung der roten Bodenanlagen zurück, die eine lockere Verteilung der Fliegerverbände in Staffeln von nicht mehr als 10 bis 15 Flugzeugen auf gut getarnte Feldflughäfen ermöglichte.

Es sei bekannt, meint Iwanow, daß die Geländeverhältnisse der Iberischen Halbinsel der Auswahl und Anlage von Flughäfen und Landeplätzen wenig günstig seien[4]). Die rotspanische Führung, gestützt auf einen Stab von technischen Sachverständigen, habe sich darum bemüht, ununterbrochen neue Flughäfen zu erkunden und vorzubereiten.

Die Errichtung eines neuen Feldflughafens ging nach Iwanow so vor sich: Der Generalstab der Luftwaffe stellte auf einer Karte großen Maßstabes fest, in welchem Abschnitt der Flughafen erwünscht sei. Dann folgte eine eingehende Prüfung des Geländestreifens 15 bis 120 km hinter der Front an Hand einer genaueren Karte. Eine örtliche Geländeerkundung, an der ein Flieger und ein Techniker teilnahmen, schloß sich an. Dabei waren folgende Fragen zu prüfen:

1. Ist das Gelände zur Anlage eines Flughafens geeignet und für welche Typen?
2. Befinden sich innerhalb von 3 bis 6 km bewohnte Ortschaften?
3. Ist eine Drahtdauerleitung in der Nähe erreichbar?
4. Sind ausnutzbare Gewerbebetriebe und Werkstätten in der Nähe?
5. Ist Trinkwasser verfügbar?
6. Wie sind die Wegeverhältnisse?

Erst nachdem diese Fragen geklärt sind, wird eine Skizze und ein Plan gefertigt, der folgende Arbeiten festlegt:

1. Herrichtung des Landeplatzes. Berechnung der dazu benötigten Arbeitskräfte und Fahrzeuge. Planung und Einrichtung der Beleuchtungsanlagen. Fällen störender Bäume oder Baumgruppen. Berechnung der zur Vollendung all dieser Arbeiten nötigen Zeit.

2. Anlage eines Unterstandes für den Kommandeur des Flughafens und seine Fernsprecher. Schußfestigkeit gegen 100 kg-Bomben ist anzustreben.

3. Anlage von Plätzen zur Unterbringung der Flugzeuge und von 2 m tiefen, engen Fliegerdeckungsgräben für die Flugzeugbesatzungen, die, falls die Zeit ausreicht, dann noch splittersicher eingedeckt werden können.

Iwanow weist darauf hin, daß im Verlauf des Krieges nicht ein einziges Mal ein Bombenvolltreffer gegen einen solchen Graben erzielt wurde[5]).

---

[4]) Andere Berichterstatter behaupten das Gegenteil. (Siehe W. u. W. Nr. 10 1938 „Lehren des spanischen Krieges".)

[5]) Eigene Beobachtung des Übers. in den Lagern im englischen Rückgelände bei Bapaume (1918) ergab die gleiche Feststellung.

Digitized by Google

4. Einrichtung der Patronen-, Bomben- und Brennstofflager. Dabei wurden die Patronen in engen, tiefen, splittersicher abgedeckten Gräben am Rand des Flughafens, die Bomben noch weiter entfernt in kleinen, etwa 30 m voneinander getrennten Stapeln von 10 Stück unter Büschen und Bäumen, und die Brennstoffbehälter, wenn die Zeit reichte, gleichfalls in Gräben, sonst getarnt unter Büschen gelagert.

5. Tarnung. Die beste Tarnung für die Flugzeuge wurde erreicht, wenn man sie unter Bäume stellen konnte. Dabei sollten sie mit Zwischenräumen von mindestens 50 m stehen. War es aus technischen Gründen nicht zu umgehen, daß man die Maschinen im freien Feld stehenlassen mußte, so wurden sie mit Tarnmitteln abgedeckt, die der Geländefarbe entsprachen.

6. Instandsetzungswerkstätten. Die motorisierten Instandsetzungskolonnen hielten sich etwa 2 bis 3 km vom Flugplatz entfernt, getarnt unter Büschen und Bäumen, oder in Ortschaften.

7. Anlage von Zufahrtwegen und dadurch Anschluß an das bestehende Wegenetz.

8. Beleuchtungsanlagen, falls der Flugplatz auch nachts angeflogen werden soll.

9. Bereitstellung von Unterkünften für die Flieger und das Bodenpersonal. Man brachte dabei die Flieger, um ihnen wirklich Ruhe und Entspannung zu sichern, gern 10 bis 25 km vom Flugplatz in bewohnten Ortschaften unter. „Selbst noch weiter entfernte Quartiere erwiesen sich als günstig und wünschenswert."

(Wie die Flieger dann in der Lage gewesen sein sollen, im Falle taktischer Notwendigkeit sofort zu starten, teilt Iwanow nicht mit.)

10. Luftabwehr. Unabhängig vom Einsatz von Flak und Flamg setzte man oft auch Jagdstaffeln zum Schutz des Flughafens ein. Diese Staffeln standen startbereit, wenn Luftgefahr drohte, und stiegen auf Befehl sofort zum Abwehrkampf auf. (Wann man — 15 bis 20 km hinter der Front! — Luftbedrohung als gegeben und wann man sie als nicht gegeben ansah, wird nicht berichtet.)

11. Beobachtung und Nachrichtendienst. Ein Fliegerposten wurde auf erhöhtem Geländepunkt, oder wenn sich Häuser in der Nähe befanden, auf einem Dach aufgestellt und durch Fernsprecher mit der Befehlsstelle verbunden.

Die geschilderten umfangreichen Arbeiten nahmen wegen der meist ungünstigen Geländeformen und wegen des steinigen Bodens in der Regel 20 bis 25 Tage in Anspruch, wobei etwa 100 Arbeiter mit einigen Lastkraftwagen und 2 bis 3 Walzen eingesetzt waren.

Der Politkommissar.

Wie sich die Einrichtung des Politkommissars als Überwachungs- und Leitungsorgan der politischen Führung neben dem auf taktisch-führungs-

Digitized by Google

technische Aufgaben beschränkten Offizier in Spanien auswirkte und — angeblich — bewährte, darüber verbreitet sich einer dieser Kommissare, Martin Borrero, offenbar spanischer Kommunist, in „Krasnaja Swjesda", und zwar schildert er ausführlich seine Tätigkeit bei einem Verband der Luftwaffe. Es dürfte besonders fesselnd und nützlich sein, zu hören, was er darüber zu berichten weiß.

Nach einem Kampf, schreibt er, kehren die Flieger mit einer Fülle von Eindrücken, Beobachtungen und Gedanken zurück. Beim ersten Frühstück tauschen sie ihre Meinungen aus, und jeder Flieger sucht unwillkürlich nach einem Vertrauten, dem er sich rückhaltslos mitteilen kann. Und dieser Vertraute — gesperrt gedruckt! — muß der Politkommissar sein! Ob er nun selbst mitgeflogen ist oder nicht: auf alle Fälle hat er die Pflicht, mit größter Aufmerksamkeit jeden anzuhören, der von einem Flug zurückkommt.

Die Bedeutung dieser Gespräche liegt darin, daß im Verlauf der Unternehmung dieser oder jener Flieger beim Gegner eine neue taktische Eigenart beobachtet haben könnte, die Gegenmaßnahmen erfordert.

Borrero führt ein Beispiel aus den Luftkämpfen um Madrid an: Die Nationalen verfügten dort über starke Flakverbände. Um deren Feuer zu entgehen, hatten die roten Flieger sich angewöhnt, sofort dorthin zu fliegen, wo eben die Geschosse zersprangen, weil sie wußten, daß der Gegner nun sein Feuer verlegen würde, um sie richtig zu fassen, daß also keinesfalls die Sprengpunkte wieder an der gleichen Stelle stehen würden. Diese einfache List war stets erfolgreich, bis der Gegner dahinterkam und sich entsprechend darauf einstellte. Es entstanden Verluste. Die Überlebenden flogen heim und klagten dem Politkommissar ihr Leid. Dieser gab ihnen darauf aus seiner proletarischen, politisch untermauerten Weisheit heraus den Rat, nun auch ihrerseits das Verfahren zu ändern. Sie hörten auf ihn und kehrten das nächste Mal ohne Verluste zurück, höchstwahrscheinlich die segensreiche Einrichtung des Politkommissariats preisend, ohne dessen Ratschläge ihr Führer nie auf einen so klugen Gedanken gekommen wäre!

Ein andermal, an der Ebrofront, war es lediglich dem Ratschlag des Kommissars zu danken, daß sie eine dort gewöhnlich einsetzende Flaksperre einfach im Sturzflug unterflogen, wie Borrero mit viel Selbstgefälligkeit erzählt.

Nicht immer indes, gibt er zu, sei es ihm gelungen, durch seine Winke Verlusten vorzubeugen. Es sei dann eine schwere, seelische Belastung für die Flieger, wenn nach ihrer Rückkehr so mancher Genosse fehle. Dann sei die Stunde des Politkommissars! Dann müsse er den Gebeugten gut zureden, ihren Mut heben, sie an das schwere Gesetz des Krieges erinnern und ihnen sagen, daß das Gedächtnis der Braven im Volke fortleben werde.

Aber dann müsse er auch unverzüglich untersuchen, welche Fehler oder Unterlassungen zu dem Unglück geführt hätten.

Digitized by Google

So seien einmal bei Teruel sowjetspanische Kampfflugzeuge unter dem Geleit eigener Jagdstaffeln zu einem Angriff ins nationale Hinterland geflogen. Unterwegs habe der Führer der Jagdflieger nationale Junkers-Kampfflugzeuge gesichtet, im Kampfeifer seinen Auftrag vergessen, sich mit seiner Staffel auf sie gestürzt und sie auch wirklich vertrieben. Aber im gleichen Augenblick hätten „faschistische Messerschmitts" das rote Kampfgeschwader überraschend aus einer anderen Richtung angegriffen, einige der Bomber abgeschossen und die übrigen zersprengt, so daß ihr Auftrag unerfüllt blieb.

Borrero unterhielt sich nach dieser Schlappe mit den Besatzungen der Kampfflieger und ließ sie zu allererst wissen, der Führer der Jagdstaffel sei seines Fehlers wegen bereits degradiert. Sodann erläuterte er ihnen, die Abgeschossenen seien an ihrem Unglück selber schuld. Warum hätten sie auch in dem trügerischen Wahn, von Jagdflugzeugen geschützt zu sein, versäumt, sich selbst zu sichern!

Keinesfalls, belehrt Borrero seine rotrussischen Kollegen, ist es taktlos oder verletzend für die Genossen, wenn die Fehler Gefallener enthüllt werden, können doch alle Überlebenden daraus für die Zukunft lernen. Dabei ist er aber klug genug, von allzu schroffer Behandlung abzuraten, denn „die Frontflieger vertragen es schlecht", teilt er mit, „wenn man ihre Fehler nicht verzeiht. Ein allzu scharfes Vorgehen könnte sie entmutigen". Der Politkommissar soll also hart sein, aber nicht zu hart; er soll „das Wort finden, das den Fliegern zu Herzen geht und ihren Eifer neu belebt".

Borrero schließt seine Ratschläge mit der Erklärung, die Rückkehr einer Staffel nach beendeter Unternehmung sei der beste Zeitpunkt, in einem „Meeting der Einheit" auch rein politische Aufschlüsse zu erteilen. —

Dies also waren nach eigenem Zeugnis eines Muster-Politkommissars seine Aufgaben und seine Tätigkeit im Spanischen Krieg. Er hatte, kurz und klar gesagt, dem Führer der Einheit ins Handwerk zu pfuschen. Zu welchen verheerenden Folgen ein solch völlig unsinniges Neben- und Gegeneinanderarbeiten gleichgeordneter Instanzen führen muß, liegt auf der Hand.

Das Kriegswesen im deutschen Danzig.

Von Dozent Dr. Hermann Wendt, Tübingen.

Die wissenschaftliche Literatur über das alte Danzig entspricht in ihrem Umfange nicht der Bedeutung, die das „nordische Venedig" im Laufe seiner glänzenden Geschichte für den deutschen Osten gehabt hat. Schon deshalb ist es zu begrüßen, daß die wehrgeschichtliche Arbeit von Werner Hahl-

Digitized by Google

weg das „Kriegswesen der Stadt Danzig" zum Gegenstand nahm[1]). Die sehr fleißig und sauber gearbeitete Studie, für die viel noch unbekanntes Aktenmaterial benutzt wurde, bringt auch insofern Neues, als es bisher keine Arbeit gab, die wie der vorliegende Teil I das Kriegswesen einer deutschen Stadt in seiner Gesamtheit und seinen politischen Beziehungen am Einzelfall von seinem Entstehen im Mittelalter bis an die Schwelle des 19. Jahrhunderts untersucht. Gerade das vorliegende Beispiel war dafür besonders günstig, da entsprechend der politischen Bedeutung Danzigs eine in sich einheitliche Entwicklung seines Wehrwesens im ganzen Zeitraum vorliegt und sich infolgedessen auf seine Weise gut mit der in den deutschen Territorien vergleichen läßt, mit deren Kriegseinrichtungen sich die Forschung bisher hauptsächlich beschäftigte. Da die mittelalterlichen Danziger Wehrverhältnisse schon früher von Baltzer[2]) dargestellt wurden, liegt der Schwerpunkt der eigenen Forschung Hahlwegs im 17. und 18. Jahrhundert. Dabei ist zu bemerken, daß gerade in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts die Hauptblüte Danzigs liegt, daß aber auch die Wehrverhältnisse des zwar in seiner Bedeutung zurückgegangenen, aber seine Selbständigkeit noch aufrechterhaltenden Stadtstaates im Ausgang des 18. Jahrhunderts besonderes Interesse verdienen.

Als Unzufriedenheit mit der Herrschaft des Ordens, der in seiner Spätzeit (damals immer mehr Domäne bestimmter außerpreußischer Adelsgeschlechter) den aufblühenden Städten nicht mehr gerecht zu werden vermochte, schließlich zum Bruch führte, erkämpfte Danzig in einem 13jährigen Kriege seine volle Selbständigkeit, die von der formellen Oberhoheit des polnischen Königs, unter die die Stadt dabei geriet (1454), nicht beschränkt wurde. (Zum Staate Polen gehörte die freie Hansestadt auch in der Theorie niemals.) Danzig hatte eigene Wehr- und Finanzhoheit, eigene Politik und Gesandte. In der rein deutschen Stadt, die diesen Charakter bewußt und streng erhielt, durfte kein Pole das Bürgerrecht oder nur Grundbesitz erwerben. Der König von Polen war lediglich Danzigs sogenannter oberster Gerichts- und Schutzherr und erhielt dafür eine Geldzahlung. Der ausgedehnte, ertragreiche Handel und die beträchtliche Zahl ihrer Bürger (1577 schon 40 000) gaben der Stadt die nötigen Machtmittel, ihre Unabhängigkeit gegen jedermann zu verteidigen und eigene Politik zu treiben. Machtvoll wahrte Danzig die deutsche Stellung an der Weichsel und gewann

[1]) Dr. Werner Hahlweg: Das Kriegswesen der Stadt Danzig. I. Die Grundzüge der Danziger Wehrverfassung 1454 bis 1793. (Schriften der Kriegsgeschichtlichen Abteilung im Historischen Seminar der Friedrich-Wilhelm-Universität Berlin, Seminarreihe Heft 19. Herausgegeben von Prof. Walter Elze.) 222 Seiten, 9 RM. Berlin, Verlag Junker & Dünnhaupt, 1937.

[2]) M. Baltzer, Die Geschichte des Danziger Kriegswesens im 14. und 15. Jahrhundert. Danzig 1893.

Digitized by Google

im Osten schließlich eine Bedeutung, die in seiner (im Vergleich späten) Blütezeit die Lübecks und anderer Hansestädte hinter sich ließ und sich nur mit der Venedigs vergleichen läßt. Der Orden (1520), Polen (1577) und Schweden (1626 bis 1629 unter Gustav Adolf, ferner 1656 bis 1659) versuchten vergeblich, die Stadt zu erobern. Erst 1734 im polnischen Erbfolgekriege mußte sie einmal vor einem sächsisch-russischen Heere kapitulieren, ohne aber von ihren Rechten einzubüßen. Der Wechsel der Handelskonstellation in der Ostsee und der Druck der erstarkenden großen Länder, gegen die sich der kleine Stadtstaat wirtschaftlich und politisch nicht behaupten konnte, führten zum Niedergang Danzigs, das seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts immer schwerer um die Behauptung seiner Stellung rang und ihren allmählichen Verfall (der sich auch im Sinken der Einwohnerzahl der Stadt ausdrückte[3])) auf die Dauer doch nicht hindern konnte.

Danzigs Verfassung und damit die Grundlage seiner Wehreinrichtungen blieb dem Wesen nach vom 13. Jahrhundert bis 1793 erhalten. Seit 1526 teilten sich in die Regierung: 1. der Rat und die Bürgermeister; letztere verwalteten jährlich wechselnd das Amt des Präsidenten, Vizepräsidenten, Kriegspräsidenten und Oberwachherrn; 2. die (rechtsprechenden) Schöffen, aus denen der Rat hervorging, der ganz in der Hand eines kraftvollen Patriziates war; 3. die „dritte Ordnung" oder „Hundertmänner". Die dritte Ordnung, früher völlig vom Rate beherrscht, bekam im letzten Jahrhundert der Selbständigkeit Danzigs ebenfalls Einfluß und wurde in dieser Zeit stärker als früher zur Vertretung der kleinen Kaufleute und Zünfte, die von hier aus einen Anteil an der Macht im Staate erlangten. Der aristokratische Charakter des „Regimentes" bestand jedoch weiter[4]).

Oberste militärische Behörde war der „Kriegsrat". Zunächst im Bedarfsfalle als Regierungsausschuß unter Vorsitz eines Bürgermeisters gebildet, entwickelte er sich im 17. Jahrhundert zur stehenden Einrichtung. Vorsitz und Ämter in ihm wechselten innerhalb der bürgerlichen Mitglieder. Der Führer der städtischen Soldtruppen gehörte ihm zwar an, hatte aber keine bevorrechtete Stimme. Der dauernde Wechsel in dieser Behörde führte

[3]) Um 1650 rund 77 000; 1750 nur 46 000; 1793, als Danzig an Preußen fiel, noch 36 000 Köpfe — und damit ungleich weniger Wehrfähige als früher!

[4]) Wenn Hahlweg in seinem Buch die damalige Ratsschicht „innerlich kraftlos" nennt, so ist das auch für diese Spätzeit Danzigs nicht zutreffend. Erst unter dem Druck der sich aus allgemeinen Gründen immer mehr verschlechternden wirtschaftlichen und politischen Lage Danzigs wurden dem Patriziat Konzessionen entwunden. Die Männer der „dritten Ordnung" (die „bedeutendste und leistungsfähigste Schicht", wie Hahlweg sie übertreibend nennt) scheuten sich dabei nicht, trotz der schon großen Schwierigkeiten ihrer Vaterstadt den polnischen König wiederholt zum Beistand in ihren innerpolitischen Kämpfen anzurufen. Trotzdem behauptete der Kreis der alten Familien — wenn auch sich verschiedentlich erweiternd — seinen bevorrechteten Einfluß auf die politische Führung und erhielt die Selbständigkeit der Stadt.

Digitized by Google

anscheinend nicht zu Unzuträglichkeiten und hatte wenigstens das Gute, daß ein verhältnismäßig großer Kreis verantwortlich für Vorbereitung und Durchführung der Staatsverteidigung sorgen lernte; auch blieben, wie damit beabsichtigt war, die Soldtruppen stets fest in der Hand der Stadt. Für die Artillerie und die Festungswerke, das „Wallgebäude", u. a. bestanden Sonderbehörden. Die Aufbringung der Kriegsmacht Danzigs erfolgte durch Söldnerwerbung und durch die (vom 18. bis 60. Lebensjahr dauernde) Wehrpflicht der Bürger. Die Soldtruppen setzten sich aus Deutschen zusammen, besonders später waren auch ärmere Danziger Bürger darunter. Ausdrücklich wurde kein aus Polen stammender Offizier zum Kommandanten angenommen. In älteren Zeiten rückten die Bürger auch für auswärtige Kriegszüge ins Feld, später ergab sich im wesentlichen eine Zweiteilung der Danziger Kriegsmacht in eine schlagkräftige kleine Operationstruppe aus Berufssöldnern (die im Bedarfsfalle verstärkt wurde, so 1743 auf über 4000 Mann) und die Regimenter der Bürgermiliz, die, nach Quartieren eingeteilt, vor allem defensive Aufgaben hatten, auch im Frieden Wachdienst taten und im „Bürgerscharwerk" an Erhaltung und Ausbau der Festungswerke arbeiteten. Wenn auch die wachsende Macht der Staaten des absolutistischen Zeitalters Danzigs Wehrmacht trotz aller mühseligen Anstrengungen allmählich bedeutungsloser werden ließ, so behielten seine Bürger doch auf Grund der Wehrverfassung ihre kriegstüchtige Waffengeübtheit. Altdeutsches Wehrgut hat sich damit hier bis an die Schwelle des 19. Jahrhunderts erhalten. Der Unterhalt der außerdem notwendigen Soldtruppen wurde im 18. Jahrhundert bei der sinkenden Finanzkraft immer schwieriger; er betrug 1540: 4,2 v. H., 1635: 14,4 v. H., 1774: 56,5 v. H. des Gesamtstaatshaushaltes, später wieder etwas weniger.

Die innere Stärke der Danziger Bürgerschaft, ihre stets bewährte wehrfreudige persönliche Einsatzbereitschaft und Waffengeübtheit und ihre oft sehr hohen materiellen Opfer haben den kleinen Staat so stark gemacht, daß er seine Selbständigkeit gegen alle Bedränger — vor allem gegen polnische Ansprüche — behaupten und längere Zeit eine bedeutende politische Rolle spielen konnte. Selbst während des Verfassungszwistes der Spätzeit war Polen nicht imstande, seinen Versuchen, in Danziger Angelegenheiten hineinzureden, Nachdruck zu verleihen. Als Danzig, nach dem Zusammenbruch seiner Handelsstellung allmählich völlig geschwächt, infolge der gewandelten europäischen Lage 1793 seine Selbständigkeit verlor und mit Preußen vereinigt wurde, überwand man in der Stadt die Verstimmungen über den Verlust der eigenstaatlichen Rechte bald. Wenn Danzig 1806 07 eine der wenigen preußischen Festungen war, die hartnäckig verteidigt wurden, und wenn hierbei die Unterstützung der Garnison durch die Bürgerschaft rühmend

Digitized by Google

hervorgehoben wurde, so beweist das, wie die alte Hansestadt, die in Zeiten deutscher staatlicher Zersplitterung aus eigener Kraft ihren deutschen Posten an der Ostsee bewahrt hatte, nun auch innerlich ganz in dem großen Strome der sich erneuernden deutschen Geschichte aufgegangen war.

Wehrpolitische Bemerkungen zur Volkszählung vom 17. Mai 1939 und zur Bevölkerungsentwicklung.

Von Dr. Kurt Flügge.

Am 17. Mai 1939 wurde im Deutschen Reich eine allgemeine Volks-, Berufs- und Betriebszählung durchgeführt. Jedoch ist im Memelland, das erst kurz vor dem Zählungstermin der deutschen Verwaltungshoheit wieder unterstellt wurde, noch nicht gezählt worden. Dieser Zählung kommt insofern eine ganz besondere Bedeutung zu, als sie erstmals für die sämtlichen Gebiete Großdeutschlands einheitliches Zahlenmaterial bereitstellt; bisher sind alle Zahlen, die für Großdeutschland von den verschiedensten Stellen genannt wurden, durch Addition der Zahlen für das alte Reichsgebiet, für das ehemalige Österreich und der besonders schwer zu errechnenden Zahlen für die sudetendeutschen Gebiete gewonnen worden. In allen diesen Reichsteilen haben die letzten Zählungen zu verschiedenen Zeiten stattgefunden: im alten Reichsgebiet (ohne Saarland) am 16. Juni 1933, im Saarland am 25. Juni 1935, im ehemaligen Österreich am 22. März 1934 und in den sudetendeutschen Gebieten am 1. Dezember 1930. Die auf Grund dieser Zählungen berechnete Bevölkerungszahl des Deutschen Reichs betrug rd. 76,4 Millionen für die Zeit um 1933, eine vorläufige Berechnung auf Grund der sogenannten Fortschreibung der Bevölkerung (Berücksichtigung der Geburten und Sterbefälle) für Mitte 1938 ergab 78,8 Millionen.

Als erstes vorläufiges Ergebnis der neuen Zählung liegt nunmehr die Zahl der „ortsanwesenden" Bevölkerung vor[1]). Es wurden im Deutschen Reich (ohne Memelland) rd. 79,577 Millionen Einwohner gezählt, davon sind rd. 38,812 Millionen männlichen und rd. 40,765 Millionen weiblichen Geschlechts. Die durchschnittliche Bevölkerungsdichte beträgt rd. 136,4 Einwohner je Quadratkilometer. Eine Veränderung dieser Zahlen ist freilich noch zu erwarten, da die eigentliche „Wohnbevölkerung" des Reichs und der einzelnen Gemeinden erst durch Berücksichtigung der vorübergehend abwesenden und Abzug der vorübergehend anwesenden Personen festgestellt werden muß. Die allein amtlich maßgebende Wohnbevölkerung bildet den

[1]) „Wirtschaft und Statistik", Jahrg. 1939, S. 454 und 498 ff.

Digitized by Google

Ausgangspunkt für die Aufgliederung der Bevölkerung nach Geschlecht, Alter, Familienstand, Beruf usw. Das Aufbereitungsprogramm sieht diesmal eine besonders weitgehende Auszählung solcher Merkmale, namentlich auch in regionaler Hinsicht vor, so daß Wehrwissenschaft und Wehrpolitik mit Spannung die endgültigen Ergebnisse der Volks- und Berufszählung erwarten können, Ergebnisse, die in großem Umfang durch die gleichzeitig durchgeführten Zählungen der landwirtschaftlichen Betriebe und sämtlicher nichtlandwirtschaftlicher Arbeitsstätten ergänzt und erweitert werden.

Rechnet man zu den oben mitgeteilten 79,577 Millionen noch die rd. 153 000 Einwohner des Memellandes und die rd. 6,795 Millionen Einwohner des Protektorats Böhmen und Mähren hinzu, so ergibt sich, daß auf dem Gebiet des Großdeutschen Reichs gegenwärtig rund 86,5 Millionen Menschen leben.

Damit steht das Deutsche Reich nach der Sowjetunion (UdSSR), die bei ihrer Zählung im Januar dieses Jahres in Europa und Asien eine Bevölkerung von rd. 171 Millionen ermittelt haben will, hinsichtlich der Bevölkerungszahl an der Spitze aller europäischen Staaten. Es folgen in großem Abstand Großbritannien und Nordirland mit 47 Millionen, Italien mit 44 Millionen, Frankreich mit 42 Millionen und Polen mit 35 Millionen Einwohnern.

Es besteht kein Zweifel, daß das Kriegspotential eines Landes keineswegs allein durch seine Bevölkerungszahl ausgedrückt wird. Es tauchen sofort die Fragen nach der Altersgliederung, nach der völkischen Homogenität, nach der Berufs- und Wirtschaftsstruktur usw. auf, die für das Deutsche Reich in weitem Umfang erst durch das endgültige Ergebnis der Zählung vom 17. Mai 1939 beantwortet werden können. Es steht zu hoffen, daß dieses Ergebnis den maßgeblichen Stellen zu einem möglichst frühen Termin greifbar sein wird.

Einige Schlüsse läßt jedoch auch schon das soeben veröffentlichte erste vorläufige Ergebnis der Zählung zu. Zunächst steht fest, daß die Bevölkerungszunahme im Altreich, d. h. in dem am 1. Januar 1938 zum Deutschen Reich gehörigen Gebiet, am stärksten war. Hier sind 1933 rd. 66,032 Millionen (Wohnbevölkerung) gezählt worden, am 17. Mai 1939 waren dagegen rd. 69,486 Millionen Personen im Altreich anwesend. Wenn auch anzunehmen ist, daß sich diese Zahl bei Feststellung der Wohnbevölkerung verringern wird, weil in ihr auch die vorübergehend anwesenden Personen enthalten sind, so dürfte der Zuwachs immerhin noch beträchtlich bleiben. Dafür sind vor allem zwei Gründe maßgebend: Erstens wirkt sich im Altreich der seit der Machtergreifung beobachtete Geburtenanstieg aus, der nicht nur auf eine erhöhte Zahl von Zeugungen zurückgeht, sondern auch durch die verminderte Zahl der Abtreibungen verursacht ist; zweitens hat die nun schon seit Jahr und Tag bestehende Wirtschaftskonjunktur die Arbeits-

Digitized by Google

losigkeit restlos beseitigt und anziehend gewirkt auf Arbeitskräfte aller Art aus den umliegenden Gebieten. Allgemein besagen Geburtenanstieg und Zuwanderung, daß es sich im Dritten Reich gut leben läßt. Die Zustimmung des deutschen Volkes zur Politik des Führers kann nicht besser bewiesen werden als durch die steigende Geburtenzahl; der Zustrom von Arbeitskräften aus der Nachbarschaft des Reiches beweist, daß auch hier Vertrauen zu den deutschen Wirtschafts- und Arbeitsmethoden vorhanden ist. Wehrpolitisch sind beide Ursachen der Bevölkerungszunahme von Bedeutung.

Einige Reichsteile haben eine besonders starke Zunahme der Bevölkerung erfahren. Vor allem ragt ein Gebiet, das von den Regierungsbezirken Potsdam, Stettin, Lüneburg, Stade, Hildesheim, Osnabrück, Schleswig und den Ländern Oldenburg, Braunschweig, Anhalt und Mecklenburg gebildet wird, durch hohes Anwachsen der Bevölkerung gegenüber der letzten Zählung 1933 hervor. Um mehr als 1,1 Millionen Menschen hat die Bevölkerung dieses Gebiets zugenommen, das aber immer noch zu den weniger dicht besiedelten Bezirken des Deutschen Reiches gehört. Hinsichtlich der Siedlungsdichte sind wieder die alten Dichtezentren festzustellen: Mittel- und Oberschlesien im Osten, Sachsen (Land und südliche Provinz) in Mitteldeutschland sowie das rheinisch-westfälische Industriegebiet mit seiner südlichen Fortsetzung bis zur Pfalz und zum Saarland hin im Westen. Im gesamten alten Reichsgebiet beträgt die durchschnittliche Bevölkerungsdichte auf Grund der vorläufigen Zahlen rd. 148 Einwohner je Quadratkilometer, während die dem Reich wiedereingegliederten Gebiete erheblich dünner besiedelt sind, was in ihrem z. T. gebirgigen Charakter seine Erklärung findet. So ist es nicht zu verwundern, daß an der Südgrenze des Reiches im Durchschnitt weniger als 50 Einwohner auf dem Quadratkilometer leben; die gleiche dünne Besiedlung findet sich ferner in der Grenzmark (Reg.-Bez. Schneidemühl) und in Masuren (Reg.-Bez. Allenstein).

In gewisser Beziehung geben gerade die vorläufigen Zahlen ein deutliches Bild von den Verhältnissen, die vielfach vorübergehender Natur sind, aber für alle gegenwärtigen Fragen der Wehrpolitik, des Ernährungswesens usw. so beobachtet werden müssen, wie sie sind. Während im Reichsdurchschnitt 1050 Frauen auf 1000 Männer kommen — um 1933 waren es noch 1061 —, hatten am Zählungstag einzelne Reichsteile einen Männerüberschuß, der seine naheliegenden Gründe hat. Brandenburg, Pommern, Schleswig-Holstein, Hannover, die Pfalz, Mecklenburg, Braunschweig, Oldenburg, Anhalt und das Saarland sind davon betroffen, ebenso der Reichsgau Kärnten, während in Ostpreußen und im Reichsgau Oberdonau das zahlenmäßige Verhältnis der Geschlechter fast ausgeglichen ist. Dem stehen andere Gebiete, wie die Reichsgaue Wien und Sudetenland, das Land Sachsen und die Reichshauptstadt Berlin, mit sehr großem Frauenüberschuß gegenüber.

Digitized by Google

Die Bedeutung der großstädtischen Bevölkerung ist — erstmals seit 1871 — etwas zurückgegangen. Zwar ist die Zahl der Großstädte (61) und der Großstädter (23,9 Millionen) noch gestiegen. Der Anteil der Großstadtbevölkerung an der gesamten Reichsbevölkerung beträgt aber nur mehr 30,0 v. H. gegenüber 30,4 v. H. 1933. Freilich wird hier die Feststellung der Wohnbevölkerung noch Korrekturen bringen.

Etwas näher sei noch auf die voraussichtlichen Folgen der höheren Geburtenzahl eingegangen. In diesem Zusammenhang muß auf die vom Statistischen Reichsamt eingehend geprüfte und dargestellte voraussichtliche Bevölkerungsentwicklung im Deutschen Reich hingewiesen werden[2]). Die Berechnungen des Statistischen Reichsamts gehen von zwei Möglichkeiten aus: Die Fruchtbarkeit bleibt die gleiche wie im Jahre 1936 oder die Fruchtbarkeit steigert sich bis zum Ausgleich des Geburtendefizits. Im ersten Fall würde die Geburtenzahl von 1940 ab wieder ständig sinken, um von 1955 bis 1965 infolge der dann zahlenmäßig stärkeren Elternjahrgänge vorübergehend zu steigen. In Wirklichkeit ist aber der zweite Fall schon insofern eingetreten, als die für 1938 erwartete Geburtenzahl um rd. 55 000 Geburten überschritten wurde, womit der Geburtenfehlbetrag für das alte Reichsgebiet nur noch 5,5 v. H. ausmacht.

Setzt man als bevölkerungs- und wehrpolitisches Ziel, daß die Zahl der 19- bis 20jährigen Männer im jetzigen Reichsgebiet stets rd. 755 000 betragen soll — so stark war 1930 der Jahrgang 1910 —, so muß die jährliche Geburtenzahl für beide Geschlechter rd. 1,65 Millionen und bei weiterer Verminderung der Säuglingssterblichkeit mindestens 1,6 Millionen betragen. Um diese gleichbleibende Geburtenzahl zu erreichen, ist eine stetige Vermehrung der Fruchtbarkeit erforderlich; denn die Zahl der heiratsfähigen und fortpflanzungsfähigen Bevölkerung geht infolge der schwachen Kriegs- und Nachkriegsjahrgänge ständig zurück. Gegenüber der Fruchtbarkeitsziffer des Jahres 1936 ist die des Jahres 1938 um 3,9 v. H. gestiegen; 1944 müßte sie um 20 v. H., 1953 um mehr als 27 v. H. größer als 1936 sein, wenn das obenerwähnte Ziel erreicht werden soll. Das bedeutet nichts anderes, als daß die alte Forderung „mindestens 3,5 Kinder je Familie" in die Tat umgesetzt werden muß.

Es wird nur allzu häufig übersehen, daß Veränderungen in der Geburtenzahl für die Rekrutierung erst nach zwanzig Jahren wirksam werden, für die Wirtschaft aber, und namentlich für die Ernährungswirtschaft im Kriegsfall, sofort in Erscheinung treten. Kinder sind reine Konsumenten. Bei steigender Kinderzahl und gleichzeitig steigender Greisenzahl muß notwendigerweise der Anteil der erwerbsfähigen Bevölkerung im Alter von 15 bis 65 Jahren zurückgehen, wenn ihre absolute Zahl auch noch wächst. Mit anderen Worten: Unter solchen Verhältnissen wächst die Zahl derer,

[2]) „Wirtschaft und Statistik" Jahrg. 1938, S. 971 ff., Jahrg. 1939, S. 247 ff.

Digitized by Google

die von einem Erwerbstätigen ernährt und versorgt werden müssen. Das ist bereits jetzt im Deutschen Reich der Fall und wird sich in den kommenden Jahrzehnten noch steigern. Die Beobachtung der Geburtenzahl und der Altersgliederung ist daher nicht nur für die Zwecke der Rekrutierung und für die mit der Beschaffung des Offiziers- und Unteroffiziersnachwuchses zusammenhängenden Fragen wichtig, sondern muß vor allem im Rahmen der wehrwirtschaftlichen Planung durchgeführt werden. Die kommenden Ergebnisse der Berufszählung, die in Kombination mit dem Alter der Erwerbspersonen erstellt werden, verdienen größte Beachtung, weil wir wissen, daß bis 1960 die Zahl der Personen im besten Schaffensalter von 20 bis 45 Jahren zurückgehen wird, wogegen die Schicht der Greise von 65 und mehr Jahren, die jetzt rd. 6,3 Millionen stark ist, bis 1980 auf 11,9 Millionen anwachsen wird. Der häufig gehörte Einwand gegen solche Berechnungen, daß es „erfahrungsgemäß" immer anders komme, ist ebenso oberflächlich wie deshalb gefährlich. Das zahlenmäßige Schicksal der bereits geborenen Jahrgänge steht einigermaßen fest. Das sollte nicht nur immer wieder vom Fachstatistiker und allenfalls noch vom Bevölkerungspolitiker, sondern von jedem beachtet werden, der über die künftige Entwicklung unserer wehrpolitischen Gesamtlage nachdenkt.

Welche Bedeutung kommt dem Saloniki-Unternehmen der Entente für den Verlauf und Ausgang des Weltkrieges zu?

Von Landrat a. D. Oberlt. a. D. Glahn, Berlin.

I.

Die Bedeutung des Saloniki-Unternehmens von der Landung im Oktober 1915 bis zum August 1916.

Am 5. Oktober 1915 landeten im griechischen Hafen Saloniki französische und englische Truppen, zunächst Teile je einer Division. Ihre Stärke wuchs bis Anfang November auf etwa 75 000, Ende dieses Monats auf 150 000 Mann an: 3 französische und 5 englische Divisionen unter dem Befehl des Generals Sarrail[1]).

Was hatte die Entente zu diesem Schritte veranlaßt? Welche Ziele verfolgte sie mit der Landung in Saloniki?

Werfen wir einen Blick auf die Lage, wie sie sich vom Standpunkte der Gesamtkriegführung der Entente aus damals darstellte.

---

[1]) Kuhl, Der Weltkrieg, 1933, Bd. 2, S. 273 und 264.

Digitized by Google

Um das große Ziel, die Niederringung der Mittelmächte, zu erreichen, mußte es darauf ankommen, durch schnelle Erfolge im Westen oder Osten zur Entscheidung zu gelangen. Diesen Plan sahen die Alliierten am Ende des Jahres 1914 zunächst vereitelt. Der Stellungskrieg im Westen stellte sich einer raschen operativen Kriegsentscheidung entgegen; im Osten hatte der Russe versagt und war weit zurückgeworfen worden. Jetzt war nur noch **eine** Stelle vorhanden, die die Möglichkeit bot, die große Festung der Mittelmächte durch eine angriffsweise Operation anzupacken: Das war der **Balkan**[2]).

Das Eingreifen von Ententetruppen auf dem Balkan unter Landung in Saloniki war schon seit Ende des Jahres 1914 erwogen worden. Der erste Gedanke hierzu war von Briand ausgegangen, der damals noch französischer Justizminister war. Er schlug bereits im Januar 1915, nach den serbischen Erfolgen gegen die Österreicher, vor, eine französisch-englische Expeditionsarmee zur Unterstützung Serbiens auf dem Balkan zu schicken[3]). Der General Franchet d'Espérey hatte Anfang 1915 nähere Vorschläge in diesem Sinne gemacht. Die französische Heeresleitung sprach sich jedoch damals gegen diese Pläne aus.

Auf englischer Seite hatte, ebenfalls zu Beginn des Jahres 1915, der spätere Ministerpräsident Lloyd George eine Landung bei Saloniki angeregt, um von hier aus durch den Balkan den Angriff der Entente gegen das im Süden am ehesten verwundbare Österreich vorzutragen. Er machte den Vorschlag, „in England starke Reserven zur Unterstützung Frankreichs bereitzuhalten, im übrigen aber die ganze britische Armee nach dem Balkan zu überführen. Auf diese Weise hoffte er, Serbien zu unterstützen, Italien und Griechenland, vielleicht auch Rumänien zur Entente hinüberzuziehen und Bulgarien einzuschüchtern. Sei die Türkei isoliert, so könne man Österreich mit überlegenen Kräften angreifen[4])". Auch Lloyd George fand damals keinen Anklang; French und Joffre warnten nachdrücklich vor einem Herausziehen englischer Truppen aus der Westfront.

Zunächst führten dann die Hilferufe aus Rußland, das sich im Kaukasus hart bedrängt fühlte, und andere Gründe zum Dardanellenunternehmen.

So kam es bis zum Sommerende 1915 zu keiner weiteren militärischen Maßnahme der Entente auf dem Balkan. Zwar wurden die Vorschläge des Generals Franchet d'Espérey von verschiedenster Seite erörtert, aber man kam zu keinem Entschlusse. Es wurde diskutiert und verhandelt[5]), bis

[2]) Larcher, L'expédition de Salonique, in Revue militaire franc., 1934, S. 6.
[3]) a) Reichsarchiv, Der Weltkrieg, Bd. VII, S. 330, und Bd. IX, S. 277.
b) Kuhl, Der Weltkrieg, Bd. 2, S. 273.
[4]) Kuhl, Der Weltkrieg, Bd. 2, S. 146.
[5]) Larcher, L'expédition, S. 8 ff.

Digitized by Google

man schließlich vor der Tatsache der bulgarischen Mobilmachung stand und sich durch Mackensens Aufmarsch gegen Serbien zur Entscheidung gedrängt sah.

Jetzt mußte rasch gehandelt werden. Zunächst galt es, dem gefährdeten Bundesgenossen, der auf sich allein gestellt war, Hilfe zu bringen.

Beste Gelegenheit für ein Eingreifen bot der griechische Hafen Saloniki. Ein Blick auf die Karte zeigt die strategische Bedeutung dieses Platzes. Er lag zwar auf neutralem Gebiete, aber bei Bruch dieser Neutralität ließ sich von hier aus sehr vorteilhaft operieren. Wurde doch der serbische Kriegsschauplatz durch das Vardartal unmittelbar mit dem Ägäischen Meere bei Saloniki verbunden. Die Alliierten konnten, Herren des Meeres, ihre verfügbaren Kräfte dorthin werfen und sich mit den Serben vereinigen; zugleich aber boten sich dann vom serbischen Kriegsschauplatz aus weitere große Möglichkeiten gegen die offene Flanke der Mittelmächte.

So hatte der General Sarrail Befehl erhalten, in Saloniki zu landen, im Vardartale vorzugehen und den Serben die Hand zu reichen.

Das ist das erste, ursprüngliche Ziel des Saloniki-Unternehmens gewesen. Aber es wurde nicht erreicht. Das Schicksal der serbischen Armee vollzog sich, bevor die Entente eingriff; die Hilfe kam zu spät. Die Serben vermochten ihrerseits den Riegel, der die Verbindung zu den Ententedivisionen sperrte, nicht mehr zu sprengen; die von Sarrail vorgeschobenen Teilkräfte wurden von der rasch zupackenden 2. bulgarischen Armee zurückgeworfen und tatkräftig verfolgt. Sarrail entzog sich der drohenden Umklammerung. Es gelang den Alliierten, griechisches Gebiet zu erreichen. Den siegreichen bulgarischen Verfolgern aber bot am 13. Dezember 1915 die Grenze „auf dringende Mahnung der deutschen Obersten Heeresleitung und ausdrücklichen Befehl des Zaren Ferdinand, der sich der Tragweite eines Übertritts Griechenlands zum Feinde klar bewußt war[6])", ein Halt. Kaiser Wilhelm II. hatte sich unter gewissenhafter Beachtung der Neutralität seinem Schwager, dem König Konstantin von Griechenland, gegenüber verbürgt, daß bulgarische Truppen griechischen Boden nicht betreten würden[7]). Außer diesen politischen waren verschiedene andere Gesichtspunkte für das Anhalten der bulgarischen Kräfte bestimmend.

Bereits während der Zurücknahme der vorgeschobenen Teile der Orientarmee mußte die Entente einen Entschluß von großer Tragweite treffen; sie sah sich vor die Frage gestellt, ob man in Saloniki bleiben wollte, nachdem der nächst liegende Zweck der Operation, Serbien zu retten, nicht erreicht worden war. Jetzt aber trat zutage, daß das Saloniki-Unternehmen für die Entente viel mehr bedeutete als nur

[6]) Reichsarchiv, Bd. IX, S. 304, und Mackensen, Briefe und Aufzeichnungen des Generalfeldmarschalls aus Krieg und Frieden, bearbeitet von W. Foerster, 1938, S. 246.

[7]) Kuhl, Der Weltkrieg, Bd. 2, S. 264.

Digitized by Google

eine Hilfsaktion für den bedrängten Verbündeten: Es erschien den Alliierten in mehrfacher Hinsicht wichtig und notwendig.

Fürs erste freilich bestanden im Lager der Entente erhebliche Meinungsverschiedenheiten. Von den ersten Tagen des Unternehmens an war England geneigt, nach den Erfahrungen auf Gallipoli und nach dem Sturze des ententefreundlichen Ministerpräsidenten Venizelos in Griechenland die Saloniki-Expedition ganz fallen zu lassen und von weiterer Truppenentsendung Abstand zu nehmen. Seit dem Rückzuge Sarrails auf griechisches Gebiet sprach sich England erst recht gegen eine Fortsetzung des Unternehmens aus. Briand vertrat dagegen den Standpunkt, die Orientarmee auf dem Balkan zu belassen; er war überzeugt, daß dortige Erfolge die endgültige Niederlage Österreichs herbeiführen könnten. — In Paris und Chantilly gingen die Verhandlungen hin und her. Der Chef des englischen Generalstabs wollte seine Truppen zurückziehen, um sie zur Entscheidung in Frankreich zu verwenden; die englische Marine übernahm nur ungern wegen der U-Bootgefahr im Mittelmeer die Sicherung der Truppen- und Verpflegungstransporte. Der bekannte englische Militärkritiker Repington hat später in seinen Erinnerungen die Belassung der Orientarmee für eine der vielen Torheiten erklärt, die England im Kriege begangen habe[8]).

Schließlich setzten sich die Franzosen, insbesondere Briand, gegen Lord Kitchener durch: Ein Kriegsrat in Paris vom 1. Dezember führte zu dem Beschlusse, in Saloniki ein festes Lager zu errichten und die Orientarmee so stark zu machen, daß sie *früher oder später zum Angriff auf die weit hinaus gerückte Balkanflanke Österreich-Ungarns und Deutschlands verwendet werden konnte*[9]).

Welche Bedeutung auch die russische Führung der Auswertung der Landung beilegte, zeigt ein Telegramm des russischen Generalstabschefs an den Vertreter des russischen Hauptquartiers bei den Westmächten vom 22. Dezember 1915: „... die Operationsrichtung Saloniki—Belgrad—Budapest würde am besten das Zusammenwirken der russischen, englischen, französischen und italienischen Armeen gewährleisten. Diese Richtung ist strategisch wichtig, denn sie führt ins Herz eines der Gegner ... Der kühne Plan kann auch die Lage in Griechenland und Rumänien beeinflussen. Die Gefahren und Schwierigkeiten des Feldzuges auf dem Balkan sind nicht so groß wie von England dargestellt. Seine Ergebnisse können bedeutend sein ...[10])."

[8]) Kuhl, Der Weltkrieg, Bd. 2, S. 273.

[9]) Vgl. Stegemann, Geschichte des Krieges, Bd. 3, S. 481.

[10]) Aufgeführt bei Mühlmann, Der Eintritt Griechenlands in den Krieg im Sommer 1917, in Berliner Monatshefte, 1937, S. 515.

Digitized by Google

Der Beschluß von Paris zeigt die Bedeutung des Saloniki-Unternehmens in einem weiteren Entwicklungsabschnitt, nämlich in dem der Festsetzung in Saloniki und dem Festhalten an dieser Maßnahme. Er sprach zwar nur das große militärische Weitziel im allgemeinen aus, aber sein Wert lag außer in dieser Zielsetzung noch in verschiedenen anderen Tatsachen und Möglichkeiten:

Man nahm, nachdem der ursprüngliche Zweck, der von der Notlage des serbischen Bundesgenossen herrührte, verfehlt war, mit dem Pariser Beschluß die alte Idee, auch von Südosten her irgendwie gegen die Mittelmächte zu wirken, wieder auf. Man hält an dem Grundsatze fest, diese nun auch von der einzig bisher noch offen gebliebenen Stelle aus zu berennen. Zustatten kam hierbei das zeitliche Zusammentreffen mit dem Aufgeben der Dardanellenexpedition. Nach deren Aussichtslosigkeit erschien Saloniki als der gegebene Ersatz; es lag auch räumlich günstig: die Gallipoli-Truppen konnten leicht und rasch nach Griechenland übergeführt werden. Saloniki bedeutete also die Wiederaufrichtung der Orientfront. Daran änderte auch nichts der Umstand, daß die Armee Sarrails vorerst noch zu keiner angriffsweisen Tätigkeit fähig war, und die Mittelmächte und Bulgarien bis 1916 noch die Freiheit des Handelns besaßen.

Angesichts der Entwicklung auf dem Balkan, wie sie durch die Niederwerfung Serbiens entstanden war, wirkte Saloniki fürs erste, schon durch die bloße Festsetzung, als strategischer Gegenzug zur Balkanoffensive der Mittelmächte[11]); es ist hierbei festzustellen, daß dieser nicht sofort in die Erscheinung zu treten brauchte: Saloniki war auf weite Sicht gedacht. Der Beschluß in Paris zeigte es: Man denkt daran, früher oder später von Saloniki aus auf die weit hinausgerückte Flanke des Vierbundes einzuwirken. Die Mittelmächte hatten zwar die wertvolle Verbindung zum türkischen Bundesgenossen hin geöffnet, dadurch wichtige Möglichkeiten geschaffen und das Ganze gefestigt, aber allein schon durch die bloße Anwesenheit der Entente in Saloniki waren sie nun gezwungen, die langgestreckte und durch die Nachbarschaft eines neutralen, aber in feindlicher Hand befindlichen Staates, gefährdete Flanke zu sichern; denn aus diesem Staate, dessen Neutralität zunehmend bedroht erscheinen mußte, konnten jederzeit feindliche Kräfte hervorbrechen. Es geht zu weit, zu behaupten — wie Stegemann es ausdrückt —, „daß Mackensens Feldzug ein Torso blieb"; denn Serbien war besiegt, und das war Mackensens Auftrag; — „daß dieser Feldzug ... infolge des eigenen Verzichts (Saloniki auszuräumen), als halbe Arbeit endete, daß Deutschland damit auf die folgerichtige Durchführung des Krieges und auf die Lösung des Orientproblems, das den äußeren Anlaß zum Kriege

[11]) Stegemann, Geschichte des Krieges Bd. 3, S. 481.

Digitized by Google

gegeben hatte, verzichtete". Der Erfolg Mackensens genügte vielmehr für die Gesamtlage vollkommen. Aber das ist doch die eine Wirkung des Fußfassens und Verbleibens der Entente in Griechenland gewesen: Die Entwicklung der Dinge auf dem Balkan blieb für den Vierbund unbefriedigend, ungeklärt und unsicher. Und bei diesem Zustande blieb es.

Zunächst allerdings war die Orientarmee durch ihre zahlreichen eigenen Schwierigkeiten gebunden[12]). Sie brauchte Zeit, um die aus Serbien zurückgeworfenen Formationen zu sammeln und um sich in Saloniki einzurichten. Auch bedeutete Griechenlands unsichere Haltung — es hatte 12 Divisionen an seinen Grenzen und um Saloniki selbst versammelt — immerhin eine gewisse Gefahr. Angesichts dieser ungeklärten Einstellung Griechenlands bei der damals noch maßgebenden Haltung König Konstantins war die Orientarmee vorerst nicht in der Lage, aktiv zu handeln; in den Wintermonaten 1915/16 mußte sie fürchten, selbst angegriffen zu werden?

Und doch zeigte die Anwesenheit schon bald eine sehr wesentliche Bedeutung zugunsten der Gesamtkriegführung der Entente. Infolge des auf Griechenland ausgeübten Druckes war es möglich, unter weiterer Neutralitätsverletzung die Reste der serbischen Armee, immerhin noch mehr als 100 000 Mann, die an die albanische Küste entkommen waren, nach Korfu zu überführen und mit französischer Hilfe zu ordnen, so daß sie bereits von Mitte April 1916 an als beachtenswerter Zuwachs der Sache der Entente wieder nutzbar gemacht werden konnten[13]).

Ferner wurden mit der Aufrichtung einer neuen Front die Bulgaren und Kräfte der Mittelmächte gebunden. Aber andererseits mußten hierbei erhebliche eigene Kräfte festgelegt und auf sie an anderen wichtigen Fronten verzichtet werden[14]).

Zeigte die Festsetzung in Saloniki für die Entente hiernach militärisch zunächst im ganzen keine besonderen Vorteile, so gewann sie doch bald politische Bedeutung. Man verstärkte die Möglichkeit, auf die neutralen Staaten des Balkans einzuwirken und sie für die Sache der Entente zu gewinnen. Das Saloniki-Unternehmen erhielt damit den Charakter eines politischen Gegenzuges gegen die Balkanpolitik Deutschlands und Österreichs.

Hier schien die Entente zunächst im Nachteil zu sein; denn Bulgarien war ihr verlorengegangen. Von um so größerer Bedeutung mußte daher jetzt die Gewinnung der beiden Staaten werden, die noch neutral waren: Griechenland und Rumänien[15]).

[12]) Reichsarchiv, Bd. IX, S. 282, 285.

[13]) Reichsarchiv, Bd. IX, S. 287.

[14]) Über die Abwägung der beiderseitigen gebundenen Kräfte, auf die es bei der Beurteilung der militärischen Bedeutung des Unternehmens ankommt, s. S. 618.

[15]) Vgl. Larcher, L'expédition, S. 8: „Der Plan hatte also zunächst mehr politische als militärische Bedeutung."

Digitized by Google

Jenes war ja schon seit längerer Zeit umworben und bearbeitet worden; bislang erfolglos. Nun wurde durch die Landung seine Lage schwierig. Der griechische Ministerpräsident Venizelos hatte mit der Entente, ohne dazu befugt zu sein, Verhandlungen angeknüpft und gegen den Willen des Königs und der Volksmehrheit die Landung herbeigeführt. Zwar wurde Venizelos am 7. Oktober gestürzt, und der König, der der stärkere blieb, verharrte bei seiner neutralen Haltung, aber mit Gewalt die Festsetzung der Ententetruppen zu hindern vermochte er nicht; der Küstenstaat war gegenüber der französischen Flotte und einer Blockade wehrlos; die Mittelmächte hatten keine Hilfe bringen können. So blieb es der neutralitätsverletzenden Landung gegenüber bei Protesten. Das Saloniki-Unternehmen hatte seine erste Frucht getragen: Ein neutrales Land war zunächst einmal gebunden. Dem ersten Schritt sollten bald weitere folgen; auch hier wurde auf lange Sicht gearbeitet.

Sodann war es Rumäniens Haltung, die durch die Anwesenheit der Entente auf dem Balkan wesentlich beeinflußt wurde. Das zeigte sich im Jahre 1916: Weil die Entente in Saloniki blieb, blieb auch für Rumänien die Aussicht auf Hilfe. Nur wenn man die Bulgaren fesselte, konnte man hoffen, die Rumänen ins Ententelager hinüberzuziehen.

Schließlich ergaben sich mit der Aufrichtung der neuen Front und dem Hineinzwingen der Bulgaren in einen schwierigen Stellungskrieg eine ständige politische Belastung und propagandistische Einwirkungsmöglichkeiten gegenüber diesem Volke und seiner Armee, die überdies noch nicht die Nachwirkungen der beiden Balkankriege überwunden hatte. Ebenfalls eine Politik auf lange Sicht, deren Folgen besonders schwer werden sollten.

Alle diese politischen Möglichkeiten bedeuteten für die Entente zugleich eine Hebung ihres Prestiges gegenüber der neutralen Welt, insbesondere auf dem Balkan nach dem Anschluß Bulgariens an die Mittelmächte und nach dem Zusammenbruche Serbiens. Saloniki bot ferner nach dem gerade auch in moralischer Hinsicht folgenschweren Ausgang auf Gallipoli eine sehr willkommene, anständige Gelegenheit, das aussichtslos gewordene Dardanellenunternehmen zu liquidieren. Dieses wurde gewissermaßen nur verlegt, an anderer Stelle fortgesetzt, noch dazu in der Nachbarschaft und an einer Stelle, von der aus ein unmittelbarer Einfluß und Druck auf die Neutralen besonders erfolgversprechend war. So wirkte Saloniki als moralischer Ausgleich für Gallipoli und die serbische Niederlage.

Alles in allem war das Unternehmen für die Entente im Stadium von 1915 zunächst eine militärische Notwendigkeit, zeitweise sogar eine Belastung; es erscheint aber doch trotz seines anfänglichen Aushilfscharakters als strategische Gegenmaßnahme zur Balkanoffensive der Mittelmächte, zunächst bereitstellenden Charakters, aber große

Digitized by Google

Möglichkeiten in sich schließend. Ferner war es eine aussichtsreiche politische Handlung, zugleich eine moralische Stärkung und ein Ausgleich für Prestigeverlust an anderen Stellen. Das Festhalten an Saloniki muß weiter als Ausdruck einer gewissen Konsequenz in der inneren Kriegführung angesprochen werden; Errungenes wird festgehalten, und die Trümmer des zerschlagenen Bundesgenossen nutzbar gemacht. Das Ganze eine Maßnahme, die auf weite Sicht gestellt war, mit verhältnismäßig starkem Kräfteverbrauch; freilich konnte es sich die Entente auch leisten, erhebliche Kräfte an einer Nebenfront festzulegen, die an wichtigeren Stellen entbehrt werden mußten, um erst viel später einmal auf jenem Nebenschauplatz zur Wirksamkeit zu kommen. —

Die Landung in Saloniki stellte die Mittelmächte vor die schwere Frage, ob man im Anschluß an den serbischen Feldzug auch die Offensive gegen die Ententetruppen ergreifen und sie aus Saloniki vertreiben sollte.

Bei einer Besprechung in Pleß am 6. November 1915 waren die beiden Generalstabschefs, die Generale von Falkenhayn und von Conrad, durchaus einig, daß die Operationen mit aller Energie gegen Saloniki gemeinsam fortzusetzen seien. Beide Chefs gingen dabei von der Voraussetzung aus, „daß es gelänge, das serbische Heer in allernächster Zeit gänzlich zu erledigen, und daß die feindliche Landung in Saloniki nicht den Charakter einer großangelegten Balkanaktion annehmen werde". „Im anderen Falle", so schrieb General von Falkenhayn nach dem Kriege, „müßte erneut geprüft werden, ob sich ein Angriff der Verbündeten in der Tat lohnte, oder ob man sich nicht zweckmäßiger auf die Verteidigung des Gewonnenen beschränkte[16])."

Dieser Gedankengang läßt die grundsätzliche Auffassung der deutschen Obersten Heeresleitung über die Balkanoperationen erkennen. Falkenhayn betrachtete den serbischen Feldzug als ausgesprochene Nebenoperation. Die Feldzugsziele wurden seiner Ansicht nach mit der Niederwerfung der Serben erreicht, die Flankenbedrohung Österreichs beseitigt und der Weg zum Nahen Osten geöffnet. Vom Standpunkt gemeinschaftlicher Kriegführung aus handelte es sich nur noch darum, die Errungenschaften des serbischen Feldzugs sicherzustellen. „Wenn sich nebenbei die Gelegenheit ergab, die Entente militärisch oder moralisch zu schädigen, so durfte sie natürlich nicht ungenutzt bleiben. Der Gedanke aber, auf dem Balkan die Kriegsentscheidung suchen zu können, war unge-

[16]) Reichsarchiv, Bd. IX, S. 256 und 292 sowie dort aufgeführt: Von Falkenhayn, Die Oberste Heeresleitung 1914—1916 in ihren wichtigsten Entschließungen, 1920, S. 154, und Schreiben des Generaloberſten von Conrad an General von Falkenhayn vom 19. November 1915.

Digitized by Google

sund[17])." Für Falkenhayn gilt also durch Mackensens Erfolge das operative Feldzugsziel als erreicht. Er glaubte, die Belassung deutscher Soldaten in jenen unwirtlichen Gegenden länger nur dann verantworten zu können, „wenn dafür ein Vorteil von weittragender Bedeutung für das Kriegsende eingetauscht werden konnte". Die Vertreibung der Salonikiarmee erscheint ihm nicht als ein solcher. Es „werde der Entente leichter, eine Division in Mazedonien einzusetzen, als Deutschland ein Bataillon". Hinzu kam später die Erkenntnis, daß die Einnahme Salonikis schwer durchführbar sei, wie dies der Bericht des Generals von Seeckt, Generalstabschef der Heeresgruppe Mackensen, vom 12. Januar 1916, nach allen zu erwägenden Richtungen hin beweist.

Davon abgesehen, will General von Falkenhayn Truppen für längere Zeit auf dem Balkan deshalb nicht belassen, weil er „die dafür nötigen Kräfte an den Hauptkampffronten nicht entbehren zu können" glaubt.

Anders die Auffassung Conrads. Für ihn spielte naturgemäß der Balkan eine größere Rolle. Abgesehen von der traditionll gewordenen Ausrichtung österreichischer Interessen auf den Balkan überhaupt, bedeutete dieser gerade im Weltkriege für Österreich eine — man kann sagen — höchsteigene Angelegenheit, eine Ehrensache, insbesondere wegen des Kriegsanlasses und des beschämenden Ausgangs des Herbstangriffes 1914 gegen Serbien. Es erscheint daher von Conrads Standpunkt aus zunächst verständlich, wenn er zu energischer Fortsetzung der Offensive auch gegen Sarrail drängte (ohne jedoch seine Truppen dazu geben zu wollen). Er will, solange die Entente schwach ist, die Niederlage der Serben vollenden, dann Montenegro und Albanien nehmen, um einer dauernden Festsetzung Italiens an der Ostküste der Adria entgegenzutreten, und schließlich — wobei er aber die dem Unternehmen entgegenstehenden Schwierigkeiten verkennt — die Orientarmee aus Saloniki vertreiben. Er fordert ganze Arbeit auf dem Balkan. Er hält die gemeinsame Fortführung des Vorgehens gegen Saloniki aber auch deshalb für unerläßlich, weil sie die einzigste Operation sei, die unter den gegenwärtigen Verhältnissen einen für die Gesamtlage entscheidenden Erfolg verspreche und daher geeignet sei, wenn nicht den Anschluß Rumäniens und Griechenlands an die Sache der Mittelmächte herbeizuführen, so doch eine Stellungnahme dieser Staaten gegen sie zu verhindern. Er will also diese Staaten zu einer klaren Haltung zwingen und verspricht sich „eine völlige Diskreditierung des Feindbundes bei allen Balkanstaaten[18])".

---

[17]) Von Falkenhayn, Die Oberste Heeresleitung 1914—1916 in ihren wichtigsten Entschließungen, 1920, S. 154, 155.

[18]) Über die grundsätzliche Auffassung der beiden Generalstabschefs und ihre Begründung im einzelnen (worauf im Rahmen dieser Arbeit nicht eingeangen werden kann), vgl. Reichsarchiv, Bd. IX, S. 255/256 und S. 292—305.

Digitized by Google

Es ist bekannt, daß der Angriff auf Saloniki unterblieb. Hatte sich Falkenhayn noch am 27. November zu dem Befehl bereitgefunden, „unter Sicherung der rechten Flanke gegen Montenegro und Albanien die Offensive gegen die gelandeten feindlichen Kräfte fortzusetzen", so haben spätere Besprechungen mit den Führern im Südosten, das Hereinbrechen des Winters, die Nachschubverhältnisse und die politischen Schwierigkeiten, die sich aus dem Verhältnis Bulgariens zu Griechenland ergaben, und verschiedene andere Umstände ihn veranlaßt, nach und nach diese Absicht aufzugeben. Die großen Ziele im Westen führten schließlich zu dem endgültigen Verzicht auf den Angriff gegen die Orientarmee. Man richtete sich von Mitte März an zu einer Dauerstellung an der mazedonischen Front ein[19]).

Das Aufgeben des Angriffs auf Saloniki hat im Fachschrifttum zu verschiedener Beurteilung geführt. Es sind im Rahmen dieser Betrachtung aber nicht die Gründe für das Für und Wider des Angriffs zu würdigen, auch nicht zu untersuchen, welche Folgen *mutmaßlich das Durchführen* des Angriffs gehabt hätte. Vielmehr ist hier von der *Tatsache* auszugehen, daß der Angriff *unterblieb* und Saloniki in der Hand der Entente belassen wurde. Denn aus dieser Tatsache ergibt sich die Bedeutung, die Saloniki nun für den weiteren Verlauf des Krieges und sein Ende haben sollte.

Die erste Folgewirkung des Unternehmens für die Mittelmächte lag auf dem Gebiete der *inneren* Kriegführung. Die Verschiedenheit der Ansichten der Generalstabschefs über den Balkankriegsschauplatz trat zutage; das Aufgeben des Angriffs auf Saloniki wurde im Rahmen der dargelegten grundsätzlichen Meinungsverschiedenheit über den Balkan überhaupt mitbestimmend für das bekannte Zerwürfnis zwischen Falkenhayn und Conrad.

Bereits seit Mitte November kam es zu Auseinandersetzungen zwischen den Heerführern; der Schriftwechsel ließ gegen Ende des Monats steigende Gereiztheit erkennen. Kurz vor Weihnachten 1915 — so berichtet General von Cramon[20]) — schien es, als sollte das Einvernehmen zwischen beiden Generalstabschefs ganz in die Brüche gehen. Den Anlaß gab die montenegrinische Offensive gegen die Österreicher. Der Plan war schon im November gefaßt. „Mit der wesentlichen Beendigung des serbischen Feldzuges und der Neugruppierung der ö. u. 3. und der 11. Armee hielt General von Conrad den Zeitpunkt für gekommen, das Verfügungsrecht über die

[19]) Über die zahlreichen Gründe, weshalb sich das Vorgehen gegen Saloniki mehr und mehr hinzog — von November 1915 bis März 1916—, auch der Zusammenhang mit Falkenhayns Verdunabsichten, s. Mackensen, Briefe usw., bearb. von W. Foerster, 1938, S. 251—260.

[20]) Von Cramon, Unser österr. Bundesgenosse im Weltkriege, 1924, S. 44.

Digitized by Google

österreichisch-ungarischen Teile der Heeresgruppe Mackensen wieder selbst in die Hand zu nehmen. Er wollte sie gegen Montenegro verwenden[21])."

Die Anregung Falkenhayns, Conrad solle auf den montenegrinischen Feldzug verzichten und dafür zwei österreichische Divisionen für den Osten zur Verfügung stellen, beantwortete dieser am 20. Dezember mit einem Befehl an die k. u. k. 3. Armee, aus Mackensens Verband auszuscheiden und Montenegro anzugreifen.

Sei es nun, daß Conrad Falkenhayn hiervon erst Kenntnis gab, als die Sache bereits in der Ausführung begriffen war[22]), oder ob er „zwischen Mitte November und Weihnachten wiederholt von seinen montenegrinischen Plänen Mitteilung machte[23])", jedenfalls steht dieser eigentliche Ausgangspunkt des ernsten Konflikts in engem Zusammenhange mit der im Hinblick auf die geplante Saloniki-Offensive erfolgten Umgruppierung, denn *aus dieser Tatsache* leitet Conrad das Recht ab, wieder über seine Truppen zu verfügen. Sein Vorgehen zerriß das ohnehin sehr dünn gewordene Band zwischen den Generalstabschefs vollkommen. Falkenhayn verfolgte seine Pläne an der Westfront gegen Verdun, Conrad wieder seine eigenen Offensivabsichten in Italien, ohne die O. H. L. über die dazu angeordnete Schwächung der Ostfront zu unterrichten. Es ist seit jenem Vorkommnis im Dezember 1915 „trotz späterer äußerer Wiederherstellung des Verhältnisses nie mehr zu wirklich vertrauensvoller Zusammenarbeit der Generalstabschefs gekommen, was folgenschwere Nachteile für die Gesamtkriegführung nach sich gezogen hat[24])".

Für die *militärische Gesamtlage* zeigte das Festsetzen der Entente in Saloniki und die Tatsache, daß es dabei blieb, bis in den Sommer 1916 hinein keine sonderlichen Wirkungen. Der Balkanfeldzug hatte sein Ziel erreicht. Ein unmittelbarer Anlaß, auch mit der Orientarmee abzurechnen, bestand nicht. Denn dieses Problem kann richtig nur im Zusammenhange mit der Gesamtlage gewertet werden, wie sie sich für den Vierbund damals darstellte. Und „für diese Gesamtlage genügte das tatsächliche Ergebnis des Balkanfeldzuges vollkommen[25])".

Es war festgestellt worden, daß sich für die Entente durch das Saloniki-Unternehmen ein unmittelbarer Vorteil in diesem Zeitabschnitt nicht ergab, von der Auffammlung der serbischen Trümmer abgesehen; daß vielmehr zu ihren Lasten nun zunächst erhebliche Kräfte festgelegt waren, die

[21]) Reichsarchiv, Bd. IX, S. 301, und Mackensen, Briefe und Aufzeichnungen des Generalfeldmarschalls aus Krieg und Frieden, bearbeitet von W. Foerster, 1938, S. 248.

[22]) Kabisch, Streitfragen des Weltkrieges, 1924/1927, S. 200.

[23]) Von Cramon, S. 44.

[24]) Mackensen, Briefe und Aufzeichnungen, bearb. von W. Foerster, S. 248, und von Cramon, a. a. O., S. 37.

[25]) Foerster, Graf Schlieffen und der Weltkrieg: Teil III, Der Balkanfeldzug, 1925, S. 12.

Digitized by Google

der Westfront entzogen wurden. Demgegenüber steht die Tatsache, daß auf seiten des Vierbundes jetzt die Bulgaren und Kräfte der Mittelmächte an der neu entstehenden Front eingesetzt werden mußten. Will man die Frage nach der rein militärischen Bedeutung des Saloniki-Unternehmens für beide Teile im Verhältnis zueinander beantworten, so kommt es also auf eine Abwägung der beiderseitig gebundenen Kräfte — unter Berücksichtigung ihres Wertes für die Gesamtkriegführung jeder Seite — hinaus. Und hierbei muß man zu der Feststellung kommen, daß Saloniki verhältnismäßig viele Ententetruppen band, — wobei man damals noch nicht einmal übersah, auf wie lange sie vorläufig mehr oder weniger nutzlos dort standen. Dagegen war der Einsatz der Bulgaren der derzeit einzig mögliche, und zwar unter dem doppelten Gesichtspunkte, daß diese damals weder tatsächlich noch nach den bestehenden Vereinbarungen anderweitig zu verwenden waren[26]).

Daß Saloniki damals also für den Vierbund als ein gewisser Vorteil angesprochen werden kann, erhellt aus den Ansichten verschiedener Persönlichkeiten: General Ludendorff schreibt: „Die Einnahme von Saloniki würde uns eine große Entlastung auf der Balkanhalbinsel gebracht haben. Auf Grund meiner späteren Erfahrungen muß ich feststellen, daß wir durch eine solche Operation auch nicht einen Bulgaren für die Westfront gewonnen hätten. Wir würden voraussichtlich die Engländer, Franzosen und Serben, die später an der mazedonischen Front standen, in Frankreich gehabt haben. Diese Betrachtungen blieben auch weiterhin maßgebend; der Angriff auf Saloniki blieb immer eine Nebenoperation und muß als solche gewertet werden[27])."

Im gleichen Sinne General von Moser: „Es lag durchaus im deutschen Vorteil, daß die bulgarische Armee dauernd das eroberte serbische Gebiet zu verteidigen und dabei noch ein weiteres Ziel, Saloniki, vor Augen hatte, sowie daß sie starke Kräfte der Entente fesselte und von der deutschen Westfront fernhielt[28])."

General von Falkenhayn erklärt: „Für die allgemeine Kriegführung war die Vertreibung der Entente aus Saloniki nur bedingt vorteilhaft. Die Ententekräfte, die dadurch verfügbar wurden, standen zur Verwendung auf anderen Kriegsschauplätzen zur Verfügung, die bulgarischen nicht. Weder eigneten sich diese dazu, noch war die bulgarische Regierung verpflichtet, sie zu stellen. ... Banden die bulgarischen Truppen starke Heeres-

[26]) Hierzu Ludendorff: „Irgendeine kriegerische Leistung Bulgariens auf einem anderen Kriegsschauplatz ... war nicht zu erwarten" (Kriegserinnerungen, S. 196).

[27]) Ludendorff, Kriegserinnerungen, S. 133.

[28]) Von Moser, Ernsthafte Plaudereien über den Weltkrieg, S. 120.

Digitized by Google

teile der Entente, so leisteten sie der gemeinsamen Sache einen großen Dienst[29])."

Auch Generalfeldmarschall von Mackensen hat sein Urteil hierüber nach dem Krieg dahin zusammengefaßt: „Die Bulgaren wären, wie alle Kenner der Verhältnisse wissen, nie und nimmer an anderen Fronten als auf dem Balkan verwendbar gewesen ... Freigeworden zu anderen Zwecken wären aber ... die Ententetruppen[30])."

Oberstleutnant Foerster betont: „Für die Gesamtlage genügte das tatsächliche Ergebnis des Balkanfeldzuges vollkommen. Seine Steigerung bis zur Eroberung von Saloniki hätte sogar leicht in gewissem Sinne eine Verschlechterung der Gesamtlage bedeuten können ... Da eine Verwendung bulgarischer Truppen auf einem anderen Kriegsschauplatz nicht in Betracht zu ziehen war, erfüllten diese am besten ihre Teilaufgaben im Rahmen der Gesamthandlung, indem sie starke Kräfte des Feindes auf dem Balkan banden und somit an der Verwendung an anderen wichtigeren Stellen verhinderten[31])."

Auch hat es damals schon an Ort und Stelle ein bulgarischer Generalstabsoffizier dem Major von Laffart bei der Armee Bojadjew gegenüber so ausgedrückt: „... Auch für Deutschland kann es nur vorteilhaft sein, wenn wir den Gegner nicht zwingen, sich in Saloniki wieder einzuschiffen. Wir fesseln dadurch eine große Armee der Entente und zwingen den Gegner, sich immer noch zu verstärken ...[32])."

Man muß die Sache einmal umgekehrt durchdenken, in der Annahme, es hätte kein Saloniki gegeben oder die Entente wäre vom Balkan verdrängt worden. Dann ergibt sich: Die Bulgaren wären frei verfügbar, aber ein Einsatz an anderer Stelle kaum zu erreichen gewesen. 1916 hätte sich wohl ihre Verwendung in Rumänien in größerem Umfange ermöglichen lassen; hiervon abgesehen aber wären ihre Kräfte ungenutzt geblieben, insbesondere kam ihr Einsatz an der entscheidenden Westfront nie in Frage. „So aber konnte ihre Zugehörigkeit zum Bunde der Mittelmächte für die Gesamtkriegführung nutzbar gemacht werden[33])." Dagegen wären die Truppen der Orientarmee *irgendwo* immer aufgetaucht, und sie konnten besonders 1916 gerade an der Westfront ins Gewicht fallen, indem sie bei Verdun und an der Somme auftraten; — das *waren* damals die „wichtigeren Stellen".

(Fortsetzung folgt.)

---

[29]) Von Falkenhayn, Die Oberste Heeresleitung 1914—1916, 1921, S. 160.
[30]) Von Mackensen, Briefe usw., bearb. von W. Foerster, 1938, S. 161.
[31]) Foerster, Graf Schlieffen und der Weltkrieg, III, S. 12 und 13.
[32]) Mitgeteilt im Reichsarchiv, Bd. IX, S. 305.
[33]) Foerster, Graf Schlieffen und der Weltkrieg, III, S. 12.

Digitized by Google

Wehrpolitische Übersicht: Westeuropa.

Großbritannien.

Die Militarisierung des englischen öffentlichen Lebens hat im Berichtsvierteljahr weitere erhebliche Fortschritte gemacht. Die ständige Aufpeitschung der öffentlichen Meinung führte sogar schon zu fühlbaren Störungen vieler Zweige des Handels, wie besorgte Leserbriefe aus Geschäftskreisen der City zeigen. Ende Juli, zu Beginn der üblichen Ferien- und Reisezeit, ist deshalb von der Regierung offenbar ein Wink an die Presse ergangen, nun doch einmal beruhigend auf die Bevölkerung einzuwirken. Es ist bezeichnend für die Lage, wie sich der konservative „Daily Telegraph" dieser Aufgabe entledigte. „Heute rücken 11 000 Ergänzungsmannschaften der Marine ein, um sich zur Bemannung der Reserve-Flotte bereitzumachen", heißt es in diesem „Beruhigungsaufsatz". „Dann werden die Reserveschiffe zur Heimatflotte stoßen, die zu Übungen versammelt ist, wie man sie seit dem großen Kriege in diesem Ausmaß noch nicht gekannt hat. Am Sonnabend (5. August) beginnen Übungen der Luftstreitkräfte, die eine Woche dauern werden. Sie erstrecken sich über ganz Südengland, und die Verdunklung Londons wird dabei wenig mehr als ein kleines Teilereignis sein. Die Luftabwehrdivisionen sind in Stellung gegangen, und der Ring der Sperrballone am Himmel rings um London bekundet die wirkungsvolle Art der Schulung, der die Freiwilligen des Abwehrdienstes unterzogen werden. In den über das Land verstreuten Lagern steht in Verbänden des Regulären Heeres, der Territorial-Armee und der neugebildeten Miliz eine solche Truppenmacht versammelt wie nie zuvor in Friedenszeiten. Alle werden auf ihre Bereitschaft geprüft. Überall im Imperium sind die Streitkräfte ebenso wachsam auf dem Posten wie im Heimatland: gegen jede nur mögliche Gefahr von außen sind die notwendigen Sicherungsmaßnahmen ergriffen. Im Licht alles dessen, was für die Verstärkung der Wehrmacht getan wurde, erscheint der August — genau so wie in früheren sorglosen Jahren — als der richtige Monat für den Urlaub."

Ob diese beruhigenden Worte wirklich die vom Handel und der Fremdenindustrie gewünschte Wirkung haben werden, ist zu bezweifeln, da gleichzeitig die Anweisung erging, die Gasmasken mit in die Reisekoffer zu packen, und da gerade in diesen Wochen der Kriegsminister erneut zu „erhöhter Wachsamkeit" aufrief und die für andere Verhältnisse passende, für das englische Bürgertum aber sicherlich unerhörte und beunruhigende Forderung nachsprach, „die Nation müsse auf dem Tornister schlafen".

Außer den von der Presse unermüdlich heraufbeschworenen Gewitterwolken des angeblich unvermeidlichen europäischen Krieges — „Nur eine Niederlage kann den Nazismus aufhalten", heißt das gängige Schlagwort — umdüstern auch sonst schwere Sorgen Britanniens Himmel. Bei klarem Blick müßte es eigentlich jedem Engländer auffallen, daß die meisten dieser politischen Nöte und Schwierigkeiten offensichtlich aus der verfehlten Einstellung Deutschland gegenüber entspringen. Man hat „Danzig" zum Symbol der britischen Geltung in Europa gemacht und scheint krampfhaft die Augen davor zu verschließen, daß die für Britannien viel wichtigere Geltung in der weiten Welt inzwischen von Monat zu Monat mehr zerbröckelt: Demütigungen bei den immer noch währenden Verhandlungen in Moskau und in Fernost, wo Englands doppelzüngige Politik zur Zeit eine schonungslose Bloßstellung erfährt, immer offener sich regender Widerspruch der Neutralen gegen die gefährliche britisch-sowjetische Bevormundung, wachsende Schwierigkeiten im gesamten arabischen Raum, erbitterte Anklagen vernachlässigter Kolonialgebiete gegen die unfähige Verwaltung, nationalistische Strömungen in den unterjochten Völkern, der immer entschlossener und wirkungsvoller durchgeführte Kampf, den die irischen Nationalisten bis in die Straßen Londons getragen haben, erhebliche Bedenken der Dominien gegen ihre wehrpolitische Vernachlässigung, wachsende wirtschaftliche Sorgen angesichts der unerhörten Rüstungslasten, die noch dadurch verschärft werden, daß in Fernost so manche bisher reichlich sprudelnde Quelle des Wohlstandes zu versiegen beginnt, ja, sogar der drohende Schatten einer unfreiwilligen Inflation — all diese düsteren Wolken sind nicht etwa von der gefürchteten „Nazipropaganda" vorgespiegelt, sondern unheimliche Wirklichkeiten, wie ein Blick in fast jede beliebige englische Zeitung zeigt. Der in diesen Monaten unzweifelhaft noch enger und fester gewordene Rückhalt an Frankreich dürfte angesichts dieser Sorgen nur als ein zweifelhafter Trost wirken.

Die bisher zahlenmäßig schwache und als völlig bedeutungslos hingestellte englische Sektion der Dritten Internationale nützt die allgemeine Beunruhigung und den Auf-

Digitized by Google

trieb, den ihre Tätigkeit durch die Moskauer Verhandlungen erhalten hat, nach Kräften aus. Selbst in der Flotte mußte nach Mitteilung der Admiralität gegen ihre Wühltätigkeit eingeschritten werden.

Die auf erlaubten und unerlaubten Wegen ins Land geströmten jüdischen Emigranten (z. B. etwa 40 000), zunächst als Träger der Greuelpropaganda von den deutschfeindlichen Kreisen sehr wohlwollend empfangen, beginnen ihren alteingesessenen Rassegenossen und der britischen Propaganda durch Anmaßung, Aufdringlichkeit und ihren hohen Anteil an der Kriminalität lästig zu werden. Im Oberhaus wurde ausdrücklich davor gewarnt, daß dadurch der „auch in England nur schlummernde Antisemitismus" herausgefordert werde (Lord Dufferin).

Bedauerlich ist es, daß die noch bestehenden kulturellen Verbindungen zu Deutschland weiterhin planmäßig abgebaut werden. Das Schreckgespenst der „Nazipropaganda" muß als Vorwand dafür dienen.

Das Ausnahmegesetz gegen die irischen Einwohner Englands wurde in Kraft gesetzt. Die dadurch legalisierten Zwangsausweisungen sind im Gange. Die Bombenkundgebungen haben jedoch einstweilen noch nicht aufgehört.

Wirtschaft. Die mehr und mehr in Schwung kommende Rüstungsindustrie hat in den letzten Monaten einen großen Teil der Erwerbslosen aufgesaugt (Stand: immer noch über 1 000 000). Auch die Ausfuhr ist im Frühjahr 1939 etwas gestiegen, die Einfuhr allerdings noch weit mehr. Trotz eigenen dringenden Bedarfs soll die Ausfuhr von Kriegsgerät, vor allem von Flugzeugen, nach den befreundeten Ländern Osteuropas, aber auch nach Frankreich, in den nächsten Monaten noch gesteigert werden. Der Außenhandelsminister erklärte, die kräftige Ausweitung auch der überseeischen Märkte sei eine notwendige Grundlage des Sieges in etwa bevorstehenden kriegerischen Verwicklungen.

Trotz erhöhter Steuereinkünfte mußte Schatzkanzler Sir John Simon Mitte Juni die Notwendigkeit einer neuen Rüstungsanleihe ankündigen. Die Gesamthöhe der Anleihen für Rüstungszwecke wird, wie er mitteilte, in diesem einen Jahr 500 000 000 £ erreichen, die Gesamtausgaben 1939 für die Wehrmacht sollen sich nun schon auf 730 000 000 £ „oder mehr" belaufen. Beifallsgemurmel des bei dieser schwerwiegenden Ankündigung in Schweigen erstarrten Unterhauses begrüßte seine Erklärung, die Nation sei fähig, diese schwere Last zu tragen, und entschlossen, sie zu übernehmen.

In der gleichen Rede wurde angedeutet, daß eine Beschränkung der Rüstungsprofite notwendig sei. Ein Weißbuch schlägt vor, die Übergewinne der mehr als 200 000 £ umsetzenden Großverdiener der Rüstungsindustrie mit einer Abgabe von 60 v. H. zu belegen.

Eine beträchtliche Belastung des Geldmarktes und wohl auch des Staatshaushaltes selbst stellen die Anleihen und Hilfsgelder an die neuerworbenen Söldnerstaaten des Ostens dar. Die Kosten, die England nach Aufrechnung der „Times" für seine Einkreisungspolitik bisher gehabt hat, belaufen sich auf 31 703 300 £. Die Türkei hat 16 000 000 £, Polen 8 163 000 £, Rumänien 5 500 000 £, Griechenland 2 040 000 £ erhalten. Daß der „erschreckende Reichtum" (Chamberlain) des Imperiums eben doch nicht unerschöpflich ist, zeigt die Knauserei bei der Bezahlung der schwer enttäuschten Polen.

An wirtschaftlichen Kriegsvorbereitungen sind zu erwähnen: 1. Steigerung der heimischen landwirtschaftlichen Erzeugung; es sollen mit Regierungshilfe 1 000 000 acre „vergessenes Land" wieder unter den Pflug genommen werden, eine Art Neuausgabe des uralten „Doomsday-Book" ist geplant. Als Landhelfer werden in Kriegszeit die Frauen der „Women's Land Army" eingesetzt. — 2. Regelung des Handels durch Preisfestsetzung Hand in Hand mit den Berufsverbänden und durch Kontingentierung der wichtigsten Lebensmittel. — 3. Regelung des Arbeitsmarktes gemeinsam mit den Gewerkschaften durch Festsetzung der Löhne und der Arbeitszeiten; selbst der Masseneinsatz der aus den gefährdeten Gebieten auszusiedelnden Kinder wird dabei schon vorbereitet. — 4. Im Mobilisierungsfall Zwangsbewirtschaftung der gesamten Treibstoffvorräte unter Einschränkung privaten Verbrauchs und bevorzugter Zuteilung an rüstungswichtige Firmen. — 5. Aufspeicherung von beträchtlichen Rohstoff- und angeblich auch Waffenvorräten. — 6. Neuerrichtung von weiteren 30 öffentlichen Waffenfabriken, nachdem bereits die gleiche Anzahl eröffnet worden ist. — 7. Ausbau des Ministeriums für Nachschub, das über einen Stab von 50 000 Mitarbeitern verfügt.

Im Zuge der betont zuversichtlichen Darstellung der Lage, die in den letzten Monaten von der Regierung betrieben wurde, erklärte der neue „Supply-Minister" Burgin: „Als einer, der mitten in der Sache steht, bin ich erstaunt über die Vollständigkeit unserer Rüstung und über die Bereitschaft, die ich rings um mich vorfinde."

Digitized by Google

Generalinspekteur der heimischen Truppen ernannt. An Stelle von General Ironside wurde wieder ein fähiger Offizier, der bisherige Generaladjutant Sir Clive Lidell, nach Gibraltar geschickt. Der „Felsen" gilt also keineswegs mehr als Ruhesitz für Auszubootende.

Die gestiegene Arbeitslast, die dem Kriegsministerium durch die Aufrüstung aufgebürdet wurde, machte es nötig, ihm eine besondere „Ausführungsabteilung" anzugliedern. Ihre Aufgabe ist es, die erreichten Fortschritte statistisch zu erfassen und Reibungen aus dem Wege zu räumen.

Die Rekrutierung des Regulären Heeres macht in diesen Zeiten der Hochspannung bessere Fortschritte als vor Jahren, so daß die immer noch bestehenden Lücken wenigstens teilweise aufgefüllt werden konnten. Noch im Mai 1938 wurden nur rund 4000 Rekruten eingestellt, im Mai 1939 dagegen über 6000. Der Bedarf ist jedoch mit diesen erhöhten Zahlen noch nicht gedeckt (20 000 Fehlstellen).

Wie man sich denken kann, fehlt es vor allem auch an Offizieren. Das Kriegsministerium hat es deshalb für unzulässig erklärt, daß Offiziere in nächster Zeit vorzeitig ihren Abschied nehmen.

Die Einberufung der ersten Miliz-Wehrpflichtigen (Juli) hat das Reguläre Heer vor die sehr schwierigen Aufgaben der Eingliederung und Ausbildung gestellt, die offenbar nur flüchtig vorbereitet waren. Hore Belisha entschlüpfte in einer Rede die Mitteilung, das Reguläre Heer müsse nicht weniger als 21 000 Offiziere und Unteroffiziere zur Miliz abstellen. Die Zahl der Fehlstellen erhöht sich demnach auf über 40 000!

Die Zusammenarbeit mit dem französischen Heer ist durch eine Reihe gegenseitiger Besuche weiter vertieft worden. General Weygand versicherte nach einer Rundfahrt französischer Reserveoffiziere durch die englischen Heeresanlagen und -einrichtungen, Frankreich bewundere die Steigerung der militärischen Kraft Englands, die alle Erwartungen weit übertroffen habe, und habe festes Vertrauen auf die Stärke des geschätzten Bundesgenossen. Die gleichen schmeichelhaften Versicherungen gaben die britischen Offiziere ab, die auch in diesem Vierteljahr wieder die Maginot-Linie besuchten.

Über die früher nur insgeheim abgehaltenen britisch-französischen Stabsbesprechungen wird seit einigen Monaten von der Presse unverhohlen berichtet, offenbar aus Propagandagründen.

Eine waffentechnische Neuerung wurde Ende Juli von dem Beschaffungsminister Leslie Burgin angekündigt, nämlich ein neues Maschinengewehr, das „Besa"-M. G., das aus dem „Bren"-M. G. entwickelt wurde und bei der Infanterie ebenso wie bei der Panzertruppe, der Luftwaffe und den Fla-M. G.-Einheiten eingeführt werden soll. Das M. G. wird in zwei Kalibern (7,92 mm und 15 mm) angefertigt. Innerhalb von 30 Sek. soll das 7,92 mm-M. G. „mit einem Lauf" 3000 Schuß, „mit zwei Läufen" 7000 Schuß feuern. Das überschwere Modell feuerte bei der Vorführung 800 Schuß in 10 Min. Die Herstellung erfolgt in den neuen Waffenwerken von Redditch bei Birmingham.

Territorialarmee und Miliz. Der erste Schub (50 000, nach anderer Quelle nur 20 000!) der jungen Milizmänner ist eingezogen und der Zustrom zur Territorialarmee ist dank der unermüdlichen Propaganda noch nicht versiegt. „In den nächsten Monaten", erklärte der Kriegsminister Hore Belisha, „wird Britannien 750 000 Mann unter den Waffen haben. Diese Zahl hält den Vergleich mit der von Festlandsheeren aus. ‚Wir' entwickeln uns sozusagen über Nacht zu einer bedeutenden Militärmacht." Er erinnerte in seiner Rede (Plymouth, 9. Juni) dann weiter daran, daß erst im März 1939 die Verdopplung der Territorial-Feldarmee beschlossen worden sei. „Die Antwort der Nation war dramatisch, denn schon im Mai, nur zwei Monate später, waren über 150 000 Offiziere und Mannschaften neu eingetreten. Das ist eine Höchstleistung, wie sie von der Freiwilligenwerbung niemals zuvor erreicht worden ist. Wir haben dann die Militia gebildet, die uns innerhalb der nächsten drei Jahre weitere 800 000 Mann stellen wird. Manch einer hat gefürchtet, daß durch die Gründung der Militia die Werbeaussichten für das Reguläre Heer und die Territorialarmee beeinträchtigt würden; wie sich gezeigt hat, ist dies jedoch keineswegs der Fall." Das Militärblatt „The United Services Review" nannte diese Angabe seines hohen Ministers „bombastisch" und „prahlerisch", machte mit Recht darauf aufmerksam, daß dieses Riesenheer aus Unausgebildeten bestehe und empfahl mehr Zurückhaltung.

Die jetzt zur Einberufung anstehende Jahresklasse der Zwanzigjährigen zählt 220 000 Mann, von denen 200 000 dienstfähig sind. Bei den Untersuchungen sollen sich nach den begeisterten Schilderungen der Ärzte ein erstaunlich guter Gesundheits-

Digitized by Google

zustand und eine sehr geringe Verhältniszahl der Wehrunfähigen herausgestellt haben. Diese Mitteilungen stehen in schärfstem Gegensatz zu dem trostlosen Eindruck, den nach früheren Berichten sehr viele Anwärter des Regulären Heeres machten. Wenn die neuen Berichte echt und nicht als Kundgebung für das Ausland zu werten sind, scheint es also, als habe das Reguläre Heer vor allem aus verelendeten und körperlich verwahrlosten Kreisen der Bevölkerung Zulauf gehabt, und als seien die besten Quellen der nationalen Wehrkraft jetzt erst durch den Zwang der Rekrutierung erschlossen. Die jungen Militia-Männer sind augenblicklich die Schoßkinder der Nation. Wie sie empfangen wurden, wie sie essen, schlafen, sich vergnügen — kurz, wie man sie nach Kräften verwöhnt, das wird dem gerührten Publikum in zahllosen Bildern und Berichten vorgeführt, und die Truppenteile wetteifern vorläufig in der Art von Vergnügungsunternehmungen, ihren Jünglingen den Dienst so angenehm wie möglich zu gestalten und eine lobende Presseerwähnung dafür einzuheimsen. Es ist zu verstehen, daß manch alter, narbenbedeckter Colonel und Brigadier aus seinem Ruhesitz grollend Einspruch gegen diesen Unfug erhebt, und mit Sicherheit darf man annehmen, daß die in England besonders rauhen Herren Sergeanten sich mit voller Unbefangenheit und mit großem Nachdruck der wirklichen Ausbildungsarbeit widmen werden, sobald die öffentliche Laune sich einem anderen Lieblingsspielzeug zugewandt hat.

Von den 200 000 Wehrpflichtigen werden einige Tausend der Flotte und der Luftwaffe und 80 000 den Luftabwehrverbänden zugeteilt, so daß für die Verstärkung der „Expeditionary-Force" nur rund 100 000 Mann bleiben.

Der Ausbildungsgang ist bei den einzelnen Waffen verschieden: Bei der Panzerwaffe werden die Milizmänner in Ausbildungskompanien der Truppe zusammengefaßt. Bei der Infanterie zunächst in Rekrutendepots, um dann in die Ausbildungskompanien der Bataillone und im fünften oder sechsten Monat in reguläre Schützenkompanien überführt zu werden, ein ziemlich flüchtiges Verfahren, das der Schlagkraft der bestehenden Verbände kaum bekömmlich sein dürfte. Bei der Artillerie ist der Ausbildungsgang ähnlich: zwei bis drei Monate Depot, dann Überführung in die der Truppe angegliederten Ergänzungseinheiten. Die Luftabwehr-Milizmänner werden in zwölf Lagern in Westengland ausgebildet. Nach zwei bis drei Monaten wird man die Befähigsten auskämmen und in Beförderungslehrgängen weiterschulen; nach weiteren zwei Monaten schon sollen sie zu den bestehenden Flakverbänden übertreten.

Mechaniker und ähnliche Spezialarbeiter werden von der Wehrmacht mit erhöhtem Sold (1½ statt 1 Schilling täglich) sofort ihrem Beruf entsprechend verwandt, was natürlich schon zu Protesten der Gewerkschaften geführt hat.

Die milizpflichtigen Studenten dürfen ihre Dienstzeit in zwei Teilfristen von je drei Monaten innerhalb zweier Jahre ableisten. Die Ausbildungsmonate werden in ihre Ferien verlegt. Auch den kaufmännischen Lehrlingen wird durch Sonderregelung die Möglichkeit gegeben, ihre Berufsausbildung vor Ableistung der Ausbildungsmonate abzuschließen.

Die „Conscious-Objectors", die aus Gewissensgründen den Wehrdienst Verweigernden, werden durch besondere „Tribunale" verhört; gegebenenfalls sollen sie statt Waffendienst Arbeitsdienst leisten. Es sind in diesem Jahre nur 3700 solcher Wehrpflichtiger, also nicht ganz 2 v. H. Irgendwelche Strafmaßnahmen oder Demütigungen sollen verpönt sein, die Freien Kirchen überwachen aufs schärfste die Einhaltung dieser Regierungszusage.

Die Territorialeinheiten sind in den letzten Wochen fast vollzählig in Lager gezogen. Wie dabei wieder zu beobachten war, kann von einer einheitlichen Bewaffnung und Ausrüstung immer noch nicht gesprochen werden. Die Presse deckte „beklagenswerte Mängel" auf. Vor allem mußten auch sehr viele Ausbilder an die Miliz-Depots abgegeben werden. Wie unter diesen ungünstigen Umständen, die durch abscheuliches Wetter verschärft wurden, eine militärisch fruchtbringende Ausbildungsarbeit geleistet werden soll, ist unseren Festlandsvorstellungen unbegreiflich. Wenn, wie gemeldet wird (20. Juni, „D. T."), bei den meisten Territorialeinheiten nur 12 bis 15 v. H. der ihnen planmäßig zustehenden Bren-M. G. vorhanden sind, dürfte nicht einmal der waffentechnische Unterricht in den kurzen Lagerwochen erfolgreich durchführbar sein.

Am vollständigsten ausgerüstet scheinen der äußeren Aufmachung nach die sich pilzartig vermehrenden Frauen-Hilfsdienste zu sein, von denen es für die verschiedenen Aufgaben nun schon eine ganze Reihe von Sonderverbänden gibt.

Luftabwehr. Die Londoner Ballonsperre wird in diesen Augustwochen in fast kriegsmäßiger Stärke eingesetzt. Beteiligt sind zehn Geschwader mit 500 Ballons und 6000 Offizieren und Mannschaften.

Digitized by Google

Großangelegte Verdunklungsübungen, vor allem in Südengland, sollen befriedigend verlaufen sein. Weitere Übungen dieser Art im größten Stil sind geplant, auch für London.

Versuche mit dem Anderson-Unterstand sollen ergeben haben, daß er 50 Fuß von der Einschlagstelle einer 500 Pfund-Bombe den Insassen volle Sicherheit gewährt, auch gegen den Luftdruck. Die Belieferung der Städte mit diesen Blechhütten ist jedoch immer noch unzureichend. „Daily Expreß" berechnet, daß auf je 71 Engländer nur ein „Anderson-Shelter" komme, und klagt über liederliche Aufstellung vieler der bereits gelieferten.

Die Grundsätze, nach denen die Luftabwehr aufgebaut ist, wurden von Lord Chatfield (Minister for the Coordination of Defence) Mitte Juni im Oberhaus nochmals dargelegt. „Wir haben in unserem übervölkerten Lande Tausende von lebenswichtigen Punkten zu schützen, wie z. B. die vielen Wasser- und Elektrizitätswerke. Es wäre ein strategischer Fehler, wenn wir unsere Mannschaftsstärke und unsere materiellen Mittel dazu einsetzen wollten, jeden einzelnen dieser Punkte gesondert zu schützen. Eine nicht zu rechtfertigende Zersplitterung wäre die Folge." Er versicherte dann weiter, der „Reichsverteidigungsausschuß" habe sorgfältig erwogen, für welche Punkte besondere Abwehrmaßnahmen getroffen werden müßten, und das ganze Land sei von Aufklärungsoffizieren daraufhin geprüft worden. Nun müsse man aber auch Vertrauen zu den Entscheidungen der Fachleute haben.

Der Sanitätsdienst, der nach wie vor dem Gesundheitsminister Elliot untersteht, strebt (nach einem Mitte Juli veröffentlichten Weißbuch) an, daß 300 000 Betten für Opfer von Luftangriffen bereitgestellt werden. Die gesamte Wäsche ist schon verteilt. 1200 Omnibusse sind 24 Stunden nach Aufruf einsatzbereit zum Verwundetentransport. Auch die nötigen Arzneimittel, Tetanusschutzstoff und Verbandstoffe für Massenversorgung sind schon beschafft. Über 10 000 ausgebildete Pflegerinnen stehen zur Verfügung, weitere 35 000 werden ausgebildet, rund 100 000 werden insgesamt benötigt.

Ein Luftschutzhandbuch der Regierung, ausgegeben Mitte Juli, gibt genaue Anweisungen für die Tarnung von Werkanlagen, Verkehrsstraßen und anderen Luftkriegszielen.

Luftwaffe. „Die gesamte Reichsverteidigung wird vielleicht durch die rasche Entwicklung des neuzeitlichen Flugwesens in bezug auf Geschwindigkeit und Flugweite grundlegend umgestaltet, und die Erfindung des Flugzeuges, die für lange Zeit eine Gefährdung der britischen Verteidigung mit sich brachte, mag sich schließlich als ein großer Gewinn erweisen", erklärte der Luftfahrtminister Sir Kingsley Wood auf der Jahreskonferenz der „Empire Press Union" (26. Juni). Er wies darauf hin, daß es heute möglich sei, an jedem Punkt des Imperiums binnen kürzester Frist schlagkräftige Verbände der Luftwaffe zusammenzuziehen. Die Einrichtung von Flugzeugfabriken und Flugschulen in luftkriegssicheren Gebieten des Imperiums und die Schaffung geeigneter Bodenanlagen in allen Teilen des Weltreichs sei notwendig. Er kündigte gleichzeitig eine fortlaufende Verstärkung der überseeischen Fliegerverbände an.

Um der ewigen Nörgelei der englischen Öffentlichkeit an den zu langsamen Fortschritten der Luftrüstung entgegenzutreten, sah sich Sir Kingsley Wood gezwungen, dem bekannten „D. T."-Mitarbeiter, Capt. Payne, in einem Interview Aufschlüsse über die bisher erzielten Erfolge zu geben. Er wies darauf hin, daß man sich durch die geringe Steigerung der Zahl der Geschwader (Juli 1937: 123, Juni 1939: 125) nicht täuschen lassen dürfe. Das 1935-Programm, das schon 1500 Flugzeuge erster Linie auf den heimischen Inseln vorsah, sei im Juli 1937 erfüllt worden, ebenso das von 1936 (1750 Flugzeuge), und zwar unter völliger Erneuerung der Typen. Das 1938-Programm habe eine Verstärkung auf 3000 Flugzeuge vorgesehen, diese seien in ihrer Mehrzahl nicht zur Aufstellung neuer Geschwader verwandt, sondern in die bestehenden eingereiht worden. Über die lagernden großen Materialreserven könne er keine Auskunft geben. Ihre Bedeutung für die Luftkriegführung sei aber gewaltig. Eine weitere Verstärkung der für Gegenangriffe einzusetzenden Bombenverbände sei beschlossen und im Gange. Die Mannschaftszahl halte, allen gegenteiligen Gerüchten zum Trotz, Schritt mit der Gerätherstellung. Die Verstärkung der Luftwaffe mache stetige Fortschritte, und die neuesten, noch geheimen Typen seien den besten Flugzeugen der Welt ebenbürtig.

Die gut geglückten Massenflüge über französischem Boden werden mit Stolz verzeichnet. Weitere Ausdehnung der Flüge, auch nach dem Osten, wurde den Verbündeten und Freunden in Aussicht gestellt. Beteiligt waren „Vickers Wellington"-Fernbomber, „Armstrong Whitworth Whitley"-Schwere Bomber, „Handley Page Hampden

Digitized by Google

Fighter-Bomber", „Bristol Blenheim"-Mittlere Bomber und „Fairey Battle"-Flugzeuge.

Der neue zweimotorige Bristol-„Beaufort"-Bomber soll angeblich der schnellste der Welt sein, Zahlen werden allerdings nicht angegeben. Er ist als Mehrzweckeflugzeug verwendbar, ganz aus Metall und mit zwei „Bristol-Taurus"-Motoren (1065 PS) sowie automatisch drehbarem Geschützturm ausgestattet. Besatzung vier Mann.

Die neue Maschine soll auch in Australien gebaut werden.

Die monatliche Gesamterzeugung soll angeblich im September 1939 bereits 1000 Flugzeuge und „später noch mehr" betragen.

Das Personal der Luftwaffe soll von 32 000 auf 100 000 (ohne freiwillige Reserve) erhöht werden.

Frankreich.

„Redressement", dieses echt französische und darum schwer in seiner ganzen Bedeutung zu übersetzende Wort ist die Losung, unter der Frankreich heute lebt. „Redresser" bedeutet ebenso „sich zusammenreißen" wie „sich ausrichten", es klingt aber auch an „sich in die Brust werfen". Alle diese Bedeutungen sind auf das, was jenseits der Vogesen vor sich geht, zutreffend. Wie schon so oft in seiner Geschichte scheint Frankreich in letzter Stunde eine Wiederaufrichtung aus tiefstem Verfall aller sittlichen Kräfte zu erleben, und es folgt im allgemeinen willig Daladiers fester und durchaus nicht weicher Zügelfaust.

Der Druck der außenpolitischen Besorgnis stellt Daladiers stärkste Stütze dar und ist gleichzeitig seine schärfste Waffe gegen die innerpolitischen Gegner, die — zwar noch unwillig knurrend, aber immer unentschlossener — zurückweichen, wenn er mit der gefürchteten Nazipeitsche knallt. Die angebliche Bedrohung durch das Reich ist unentbehrliche Voraussetzung für das autoritäre Regime, dem sich Frankreich von Monat zu Monat bereitwilliger fügt. Selbst die neuen schweren Steuern, eine besonders bedenkliche Belastungsprobe, haben keinen innerpolitischen Aufstand zur Folge gehabt. Die riesige Rüstungsverstärkung nimmt unter allgemeiner Billigung ihren Fortgang. Die Flammen der sozialen Kämpfe sind erloschen, wenn auch unter der Asche die Funken weiterglühen. Unbedenklich übernimmt die Regierung eine der deutschen bevölkerungspolitischen Maßnahmen nach der anderen, Jugendertüchtigung, Gesundheitsfürsorge, Kinderbeihilfen und andere vor wenigen Jahren noch verhöhnte „nazistische Errungenschaften" werden Zug um Zug nachgeahmt. Die Zügelung der Presse ist so scharf, daß von demokratischer Meinungsfreiheit kaum noch die Rede sein kann. Das Parlament mit seinen verderblichen Kräften der Zersetzung ist gebändigt und beurlaubt, die Neuwahlen sind auf zwei Jahre verschoben, und aus dem brodelnden Hexenkessel Frankreich ist in erstaunlich kurzer Zeit ein geordneter Militärstaat geworden. „Mit nie versagender Kraft hat die Regierung innerhalb eines Jahres die materielle und moralische Wiederaufrichtung des Landes erreicht."

Die Festigung der Regierungsgewalt kommt freilich nicht nur der Wohlfahrt des Volkes und der Macht des Landes zugute, sondern auch den jüdischen Parasiten, die sich im Schutz der Verordnungen und Erlasse nun wieder sicherer denn je fühlen können.

Außenpolitisch ist im Berichtsvierteljahr das System der französischen Bündnisse durch eine Vereinbarung mit der Türkei, die zu einem Pakt ausgebaut werden soll, abermals erweitert worden. Der Sold für diesen neuen Helfer war hoch: Eine Minderung der französischen Machtstellung in Vorderasien durch die völkerrechtlich unzulässige Preisgabe des bisher unter Mandat stehenden Sandschaks Alexandretta mußte hingenommen werden.

Dreißig französische Militärberater für China sind nach Tschungking unterwegs.

Heer. Die Spitzen der französischen Wehrmacht haben durch Verordnung vom 8. Juni völlig neue Dienstbezeichnungen erhalten.

Die Chefs des Generalstabes des Heeres, der Kriegsmarine und der Luftwaffe waren bisher im Frieden nur beratende Organe des betreffenden Ministers. Befehlsgewalt hatten sie nicht, obwohl jeder von ihnen für den Kriegsfall zum Oberbefehlshaber des betreffenden Wehrmachtteiles ausersehen war.

Nunmehr erhalten sie Dienstbezeichnungen, die ihnen Befehlsgewalt übertragen. General Vuillemin, der bisherige Chef des Generalstabes der Luftwaffe, wurde „Oberbefehlshaber der Luftstreitkräfte", Vizeadmiral Darlane, bisher Chef des Generalstabes der Kriegsmarine, wurde zum „Oberbefehlshaber der Seestreitkräfte" ernannt.

General Gamelin hatte schon bisher zwei Funktionen, die des „Chefs des Generalstabes des Heeres" und die des „Chefs des Generalstabes der Nationalen Verteidigung"

Digitized by Google

(also der gesamten Wehrmacht). Nun wurde er einerseits „Oberbefehlshaber der Landstreitkräfte", andererseits die ganze Wehrmacht betreffend „Oberbefehlshaber" (Commandant en chef).

Offenbar um der französischen militärischen Führung bei Verhandlungen mit den Bundesgenossen eine entsprechend wirkungsvolle Stellung zu sichern, wurden außerdem neue Generalsstufen geschaffen, beim Heer: Armeekorpsgeneral und Armeegeneral; bei der Kriegsmarine: Geschwader-Vizeadmiral und -Admiral; bei der Luftwaffe: General des Luftkorps und General der Luftarmee. Armeekorpsgenerale sind die Kommandierenden Generale der französischen Armeekorps, dann die Befehlshaber der Truppen in Marokko, Tunis, Westafrika, Levante (Syrien) und Indochina. Armeegenerale, Admirale und Generale der Luftarmee werden die Mitglieder der betreffenden „Obersten Räte" des Wehrmachtteiles. Ihre Dienststellung entspricht etwa der des Generaloberſten.

Daladier erklärte anläßlich der Verabschiedung der Kammer, die umfangreiche Einberufung von Reservisten sei nicht zu umgehen gewesen. Es sei unbedingt nötig, stets mindestens zwei vollausgebildete Jahrgänge unter den Waffen zu halten.

Die Verteilung der Jahresklassen ist folgende: 1. am 15. April 1939: Aktives Heer, Jahrgang 1938 erster und zweiter Teil, Jahrgang 1937 zweiter Teil. Zur Verfügung und unter den Fahnen behalten Jahrgang 1937 erster Teil, 1936 zweiter Teil (somit 2⅓ Jahrgänge bei den Fahnen). Zur Verfügung und beurlaubt Jahrgang 1936 erster Teil, 1935, 1934 zweiter Teil. Erste Reserve Jahrgang 1934 erster Teil bis einschließlich Jahrgang 1920. Zweite Reserve Jahrgänge 1919 bis 1910. Nicht mehr dienstpflichtig, aber für Luftschutz Jahrgang 1909. — 2. am 15. Oktober 1939: Aktives Heer Jahrgang 1939 erster Teil, 1938 zweiter und dritter Teil. Zur Verfügung und unter den Fahnen behalten Jahrgang 1938 erster Teil, Jahrgang 1937 zweiter Teil. Zur Verfügung und beurlaubt Jahrgang 1937 erster Teil, 1936 und 1935. Erste Reserve Jahrgänge 1934 bis 1920, zweite Reserve Jahrgänge 1919 bis 1911. Nicht mehr dienstpflichtig, aber für den Luftschutz Jahrgänge 1910 und 1909.

Die am 150. Jahrestag der französischen Revolution veranstaltete große Truppenparade wurde zu einer Bekundung engster französisch-britischer Waffenbrüderschaft benutzt. Englischerseits waren neben Hore Belisha die Generalstabschefs der drei Wehrmachtteile und außerdem Truppenabordnungen erschienen, die von der Bevölkerung jubelnd begrüßt wurden.

Neu zu sehen waren Panzerspähkompanien mit Vierradwagen (Allradantrieb, 2 cm-Kanone im Drehturm, teilweise Funkeinrichtung). Die Kompanie besitzt 15 Fahrzeuge.

Eine weitere waffentechnische Beobachtung: Der französische Generalstab mißt der Frage ausreichender Munitionsversorgung im Gefecht besonders große Bedeutung zu. Wie wichtig die Lösung dieses Problems wirklich ist, geht aus einer Berechnung hervor, nach der ein französisches Inf.-Batl. im Gefecht innerhalb von 10 Minuten bis zu 3 t Munition zu verfeuern vermag. Die schwierige Aufgabe des Nachschubs solcher Munitionsmassen in den Feuerbereich soll gepanzerten, schnellen Motorfahrzeugen mit sehr niedrigem Aufbau und großer Geländegängigkeit übertragen werden. Der dazu bestimmte „Chenilette Renault"-Wagen soll, wie im Berichtsvierteljahr von englischer maßgebender Seite bestätigt wurde, allen diesen Ansprüchen genügen. Das französische Kriegsministerium sei stolz darauf, daß diese vollkommene Lösung noch von keinem anderen Heer erreicht sei.

Gemeinsam mit britischen Generalstäblern fanden im Mai Stabsbesprechungen an der französischen Nordostgrenze statt. Die Maginot-Linie soll nach englischer Meldung durch feldmäßige Gräben, Batteriestellungen und Flakeinsatz ergänzend verstärkt worden und zur Zeit voll bemannt sein.

Über die Knappheit der französischen Offiziersgehälter wurde in den letzten Monaten wiederholt öffentlich geklagt, offenbar mit Recht, erhält doch ein Bataillonskommandeur mit 30 Dienstjahren nur 3135 Frs., d. i. ungefähr ebensoviel wie ein junger Motorschlosser.

Luftwaffe. Zum Generalstabschef der Luftarmee wurde Luftdivisionsgeneral Tetu ernannt. Der Chefkommandant der Luftwaffe ist weiterhin Luftarmeegeneral Vuillemin. Weiter wurde der Luftarmeegeneral Mouchard zum Generalinspektor für das höhere Luftunterrichtswesen, der Luftdivisionsgeneral Bouscat zum Generalinspektor des Überseeflugwesens und zum Kommandant der 5. Algerischen Luftdivision, der Luftdivisionsgeneral D'Astier de la Vigerie zum Generalinspektor der Schulen und der Luftdivisionsgeneral Vasselot zum Kommandanten der 4. Luftlegion (Aix-en-Provence) ernannt.

Digitized by Google

Angesichts des großen Personalbedarfs, der durch die Verstärkung der französischen Luftstreitkräfte bedingt ist, beschloß die Regierung, die vormilitärische fliegerische Ausbildung nachdrücklich zu fördern. Die Vereinigung „Aviation Populaire" wurde mit der Durchführung der Aufgabe betraut, den Nachwuchs zu erfassen und unter Oberleitung der Luftwaffe zu schulen.

Der bisher bestehende Rückstand beim Bau von Flugzeugen soll einer Mitteilung des Luftministers La Chambre zufolge nunmehr überwunden sein, vor allem allerdings durch die sehr pünktlich eingehenden amerikanischen Lieferungen. Die Einreihung der neuen Maschinen im Austausch gegen veraltete gehe reibungslos vonstatten.

Luftabwehr. Die bisher stark vernachlässigten Maßnahmen des passiven Luftschutzes sollen nunmehr kräftiger ausgebaut werden (gesetzliche Regelung, ein Kredit von 900 Millionen, Zuweisung der beiden ältesten Wehrpflichtjahrgänge). Vor allem hält man es für nötig, die zahlreichen örtlich zersplitterten Luftschutzvorbereitungen nun endlich zusammenzufassen und einem „Landesausschuß" zu unterstellen, der ein Zwischenglied zwischen den freiwilligen Verbänden und der militärischen Leitung sein soll.

Die allgemeine Räumung der Städte wird abgelehnt und nur bei den besonders gefährdeten großen Städten für möglich und zulässig erklärt.

Die Fertigstellung der in Auftrag gegebenen 10 Millionen Gasmasken ist noch nicht abgeschlossen, die Verteilung noch nicht einmal in Angriff genommen.

Eine große Luftschutzübung fand Anfang August in Belfort statt. Ihr Programm verrät, wie sehr der Luftschutz noch in den Anfängen steckt. Gezeigt wurden in Einzelschauvorführungen: Wirkung einer Brandbombe und die Löschmöglichkeiten; einfachste Löscharten; Entseuchung der Einschlagstelle einer Kampfstoffbombe; Benutzung von freiliegenden Fliegerschutzgräben als Ergänzung der Luftschutzräume. Am Abend wurde dann Fliegeralarm gegeben, dem sich verschiedene Übungen anschlossen. Die Verdunklung der Stadt wurde als einwandfrei bezeichnet.

Flotte. Die für Anfang Juni geplanten Veranstaltungen der Marinewoche wurden durch den bedauerlichen Untergang des U-Bootes „Phénix" und den Tod von mehr als 70 französischen Seeleuten in tragischer Weise gestört. Die Ursache des Unglücks konnte nicht festgestellt werden.

Marineminister Campinchi hat an den Marinestab der USA. die Bitte gerichtet, vier Taucherglocken der Art, wie sie sich nach dem Untergang der „Squalus" so vortrefflich bewährt haben, an Frankreich zu liefern.

Mitte Juni gab die Kriegsmarine weitere 14 Schiffe in Auftrag: vier Zerstörer, sechs leichte Torpedoboote und vier Minenräumer. Die Zerstörer sind vom „Mogador"- und „Volta"-Typ, sie haben 3000 t Verdrängung und eine Geschwindigkeit von 40 kn. Die Torpedoboote haben 100 t Verdrängung und sollen 30 kn laufen.

Ende des Jahres wird Frankreich 340 000 Br.-R.-T. Kriegsschiffraum im Bau haben. Es ist Vorsorge getroffen, daß sofort nach Stapellauf stets wieder ein neues Schiff auf Kiel gelegt wird.

Wehrwirtschaft. Die wirtschaftliche Lage Frankreichs hat sich nach einem Bericht des Finanzministers Reynaud von Ende März wesentlich gebessert. Er erklärte, Frankreich sei wieder die drittstärkste Finanzmacht der Welt geworden, und Handel und Industrie seien im Aufstieg. Der Index der Erzeugung, der im Herbst 1938 noch auf 81 stand, ist bis Mai 1939 auf 94 gestiegen.

Selbstverständlich kann es sich bei dieser Steigerung nur um eine solche auf dem Gebiet der Rüstungsindustrie handeln, denn der gleiche Minister Reynaud sah sich im Berichtsvierteljahr zu der Mahnung gezwungen, nicht aus Kriegsangst die normalen Einkäufe zu unterlassen. Jeder einzelne Franzose müsse dazu helfen, durch seine vernünftige Bedarfsdeckung das Wirtschaftsleben im Gange zu halten.

Bücherschau.

Moltke. Ein Vorbild. Von Generaloberst von Seeckt. 2. Auflage. Verlag Hase und Koehler, Leipzig 1938. — Generaloberst von Seeckt hat im Juli 1931 das Vorwort der 1. Auflage beendet mit den Worten: „. . . dem Leser fallen vielleicht einige Strahlen ins Auge, die aus einer glänzenden Vergangenheit kommen, die Dunkelheit unserer Tage durchbrechen und auf die Zukunft ein Hoffnungslicht werfen." Der Herausgeber der 2. Auflage, General R. v. Rabenau, ist wohl berechtigt, im Einverständnis mit der

Digitized by Google

Witwe stattdessen zu setzen: „. . . die aus einer glänzenden Vergangenheit kommen und die Kräfte in Gegenwart und Zukunft stärken." — Diese Gegenüberstellung veranschaulicht vielleicht am einfachsten, in welchem Sinne die wenigen Änderungen des Textes der 1. Auflage vorgenommen sind. Der Umfang des Buches hat sich kaum geändert. Im übrigen ist das Seecktsche Buch seinerzeit gebührend gewürdigt worden; die für seine Wertschätzung sprechende Neuauflage ist zu begrüßen. Seeckt wollte weder eine Lebensbeschreibung Moltkes noch eine Würdigung seiner Kriege und noch weniger eine Kriegslehre geben, sondern nur das Vorbildliche aus der Persönlichkeit des Feldherrn als Wegweiser denen hinstellen, die ihm nachstreben wollen und können. So bringt dies Buch außerordentlich viel auch aus der Gedankenwerkstatt Seeckts, in die hineinzusehen stets Genuß und mannigfache Belehrung schafft. Hermann Metz.

Generalleutnant a. D. v. Zoellner. **Schlieffens Vermächtnis.** Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin. Kart. 1,60 RM. — Das schmale Heft ist eine Sonderbeilage zu der „Militärwissenschaftlichen Rundschau". Es schildert in gedrängter Kürze das Lebenswerk des Mannes, der 15 Jahre lang das Amt des preußischen Generalstabschefs bekleidet, der darüber hinaus bis zum letzten Atemzug für Deutschland und das deutsche Heer gearbeitet hat, unser Lehrmeister der Strategie gewesen und es auch trotz aller Veränderung der Umstände geblieben ist. Was General Zoellner über Schlieffens Arbeit als Generalstabschef in schöner, klarer, ganz seinem Thema angepaßter Sprache schreibt, ist natürlich den noch lebenden Schlieffen-Schülern nicht neu, aber um so mehr Bedeutung hat es für alle die, die heute und künftig sich zur Nachfolge unserer großen soldatischen Vorbilder berufen fühlen. Sie finden in der Arbeit des Generals Zoellner eine Blütenlese von Gedanken und Anregungen zu eigenem Nachdenken und zum Vergleich mit den veränderten Verhältnissen und den Erfahrungen des Weltkrieges. Das wertvolle Heft kann daher allen Offizieren bestens empfohlen werden, die es nicht schon als Leser der „Militärwissenschaftlichen Rundschau" studiert haben.
Wilhelm Müller-Loebnitz.

William Sommer. **Geschichte Finnlands.** 310 Seiten und 3 Karten. Verlag von R. Oldenbourg, München und Berlin 1938. — In seiner Reihe der Landesgeschichten bringt der Verlag Oldenbourg nunmehr eine deutsch geschriebene finnische Geschichte heraus, die aus der Feder eines in Finnland lebenden Historikers stammt. Sommer, ein Deutschrusse mit starken Bindungen an seine Wahlheimat Finnland, hat es sich, wie er betont, zur Aufgabe gemacht, die Geschichte Finnlands nicht als einen Ausschnitt aus der Geschichte seiner Nachbarvölker, „vielmehr in ihrem Eigenwert und — das vor allem — in ihrer europäischen Bedeutung" darzustellen. Dieser Vorsatz mußte, konsequent ausgeführt, verschiedentlich zu Überspitzungen führen, die vielleicht hätten vermieden werden können. So wirkt allein schon äußerlich die finnische Schreibung aller Namen zwar sehr national, erschwert jedoch dem gewöhnlichen deutschen Leser, der nur mit den schwedischen Bezeichnungen vertraut ist, die Lektüre ungemein (auch die gewöhnlichen Atlanten versagen da meist). Gleichwohl ist der Wert des Werkes durchaus anzuerkennen. Es orientiert in gleichmäßiger Gedrängtheit über die finnische Geschichte von der vorhistorischen Zeit bis zum Ausgang des Freiheitskampfes von 1918. Besonders hervorzuheben ist, daß auch der wirtschaftlichen Entwicklung verschiedene Kapitel gewidmet worden sind. Zeittafel und größere Bibliographie vervollständigen das Werk, das in mancher Hinsicht die Lücke ausfüllt, die bisher durch das Fehlen einer modernen zusammenfassenden finnischen Geschichte bestanden hat. Wilhelm Treue.

Die Völker im Südosten. Von Hermann Ullmann. Eugen Diederichs Verlag, Jena. — Die heutige Welt lebt in einer Zeit der Aufspaltung in großräumige Wirtschaftsblocks, die ihre Einflußsphären zu schaffen und sich gegenseitig abzuschließen bestrebt sind. Das britische Weltreich, Nordamerika und auch Rußland sind diesen Weg gegangen. Für Deutschland, das seine Wirtschaft im steten Ringen insbesondere gegen die Kampfmaßnahmen des Westens aufzubauen im Begriff ist, öffnen sich durch die Anschlüsse des vergangenen Jahres wichtige Möglichkeiten, auf dem Wege zweiseitiger Handelsverbindungen mit dem europäischen Südosten einen wirtschaftlichen Einflußraum zu gewinnen.

Angesichts dieser großen neuen Ziele wirtschaftlicher Art ist ein weitgehendes Verständnis für die geographische, politische und wirtschaftliche Struktur im Südosten Europas von hoher Bedeutung. Das Ende 1938 erschienene Buch „Die Völker im Südosten" liefert hierzu in außerordentlich fesselnder und anschaulicher Form einen vortrefflichen Beitrag. In spannenden Schilderungen wird ein scharf umrissener Überblick gegeben über den geschichtlichen Werdegang jener in Jahrhunderten zwischen

Digitized by Google

Abend- und Morgenland heiß umkämpften Räume, über die Rolle Habsburgs, den starken Anteil des sich zäh behauptenden Deutschtums und über den endlichen Aufstieg der Balkanvölker bis zur Jetztzeit. Wer sich für diese großen, heutzutage immer dringlicher werdenden Probleme der gegenseitigen wirtschaftlichen Durchdringung zwischen Deutschland und dem Südosten interessiert, wird in diesem Buch wertvolle Grundlagen und reiche Belehrung finden. Adelbert von Taysen.

Ernst Rudolf Huber. **Heer und Staat in der deutschen Geschichte.** Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1938. 447 S. — Von der Entwicklung des germanischen Volkstums der Frühzeit über die einzelnen Entwicklungsstufen der Heeresverfassung bis zum Weltkriegsende zeigt Huber in seinem eindringlichen und zuverlässig orientierenden Buch, in welchem Maße die Wandlungen der politischen Gesamtordnung von militärischen Anforderungen abhängig sind. Die Entwicklung von politischer Ordnung und Wehrverfassung, die verschiedentlich gemeinsame Züge aufweist — notwendig aufweisen muß —, wird über Höhen und Tiefen der geschichtlichen Entwicklung verfolgt, wobei allerdings drei Viertel des Werkes der Entwicklung seit Scharnhorst und Boyen vorbehalten sind. Das Ziel des Buches ist: zu erweisen, in wie starkem Maße Heer und Heeresverfassung staatsformende Kräfte gewesen sind. Daß bei einem so großen Unternehmen, in welchem Zusammenhänge aus den verschiedensten Bereichen des politischen, kulturellen und technischen Lebens zur Erklärung und Verdeutlichung herangezogen werden, nicht in allen Stellen Einigkeit der Auffassungen herrscht, ist zu erwarten. Die verdienstliche und anregende Problemstellung wie die in großen Zusammenhängen gehaltene Behandlung des umfangreichen Komplexes geben dem Werk seinen besonderen Wert. Wilhelm Treue.

Gestalter deutscher Vergangenheit. Herausgegeben von Peter Richard Rohden. Mit 48 Bildern und 12 Karten. 523 Seiten. Sanssouci-Verlag, Potsdam-Berlin, o. J. — In 34 Aufsätzen aus den Federn von 30 Verfassern, meist namhaften Historikern, werden von Arminius bis zu Hindenburg diejenigen Persönlichkeiten der deutschen Geschichte behandelt, deren Wirken von nachhaltigem Einfluß auf die Gestaltung deutschen Schicksals gewesen ist. Neben den wirklichen großen Führern im echten Sinne werden dabei auch solche Männer berücksichtigt, deren Handeln und Ziele den wahren Belangen des deutschen Volkes entgegengerichtet waren (Bonifatius, Otto III., Friedrich III., Karl V., Metternich) oder von denen doch zum mindesten keine fördernden Wirkungen ausgingen (Rudolf von Habsburg, Albrecht und Maximilian von Bayern, August der Starke, Franz Joseph). Ihre Aufnahme in die Reihe könnte zunächst befremden, erhält jedoch von dem Gedanken aus ihre Berechtigung, daß auch diese Persönlichkeiten die Vergangenheit unseres Volkes — wenn auch mehr oder weniger in ungünstigem Sinne — zweifellos gestaltend mitbestimmt haben. Da alle Beiträge von ersten Sachkennern stammen, stehen sie auf beachtlicher Höhe. In ihrer Gesamtheit geben sie ein eindrucksvolles Bild der deutschen Geschichte unter dem Gesichtspunkte des Führer- und Führungsproblems. Leo Gruenberg.

Die Festungskämpfe im Weltkriege. Genieoberst J. Rebold, ehem. Chef des Eidg. Festungsbaubureaus. — Das 1938 von der „Gesellschaft für militärische Bautechnik, Zürich" herausgegebene Werk bildet eine wertvolle Ergänzung zu den nicht zahlreichen, die Festungsangriffe im Weltkrieg behandelnden Büchern. In gedrängter Form werden auf 144 Seiten mit 20 Abbildungen die Festungskämpfe auf allen Kriegsschauplätzen des Weltkrieges — unter Berücksichtigung der betreffenden Landesbefestigungssysteme — in überparteilicher Weise zutreffend geschildert und in den anschließenden Betrachtungen bezüglich ihrer Kriegserfahrungen ausgewertet. In bezug auf den Kampf um Longwy habe ich jedoch zu bemerken, daß die Festung nicht nur mit schweren Feldhaubitzen beschossen worden ist; der schnelle Fall von Longwy ist vielmehr hauptsächlich der Beschießung durch 21 cm-Mörser (1 Rgt. zu 4 Battr.) zu verdanken. — Das ausgezeichnete Werk kann nur bestens empfohlen werden. Max Blümner.

Der Kampfwagenkrieg. Von Ludwig Ritter von Eimannsberger, General der Art. i. R. J. F. Lehmanns Verlag, München-Berlin. (2. Aufl.) — Aus der Fülle der Neuerscheinungen über die zahlreichen durch Panzer und Motor bedingten Probleme neuzeitlicher Kriegführung zieht das Buch „Der Kampfwagenkrieg" das lebhafte Interesse auf sich durch seine anschauliche Schilderung und die klare Sachlichkeit bei der Abwägung aller Für und Wider sowie durch das Suchen nach positiven Ergebnissen. Eingehend werden die Entwicklung der aus dem Streben nach endlicher Entscheidung entstandenen Panzerwaffe und die Gründe dargelegt, warum im Weltkrieg infolge technischer und taktischer Unvollkommenheiten doch kein ausreichendes Ergebnis erzielt wurde. Sehr übersichtlich werden die Lehren herausgeschält und die

Digitized by Google

Nachkriegsentwicklung der sich immer mehr vervollkommnenden Waffe aufgezeigt, die durch die beiden Richtungen nach rein taktischem Einsatz in enger Verbindung mit den alten Waffen und nach selbständiger Verwendung und operativer Tiefenwirkung charakterisiert ist. In unparteiischer Sachlichkeit wird allen dem Panzereinsatz entgegenstehenden Schwierigkeiten Rechnung getragen, die sich sowohl aus der immer mehr verbesserten aktiven und passiven Panzerabwehr und dem Gelände wie auch auf dem Gebiet der Technik, der Herstellung, Rohstoffbeschaffung und manchem anderen mehr ergeben. In der klaren Überzeugung, daß gegen alle diese Widerstände nur der Masseneinsatz imstande ist, durchschlagende Erfolge zu erzwingen, wird schließlich in einem großangelegten Gemälde das Bild einer neuzeitlichen Panzerschlacht entworfen, in dem auf 30 km Breite in mehreren Treffen 19 Panzer- und eine große Anzahl motorisierter Divisionen eingesetzt werden. Zweifellos wird sich nicht jeder Staat ein solches Riesenaufgebot von zehntausenden motorisch getriebener Fahrzeuge leisten können, insbesondere wenn er den Ausbau seiner Wehrmacht in wohl abgewogenem Verhältnis zwischen alten- und neuen Waffen durchführt. Gelingt es ihm jedoch, so steigen allerdings seine Aussichten auf schnelle, die feindlichen Gegenmaßnahmen rasch durchkreuzende und damit durchschlagende Entscheidungen. Zu diesen infolge unzureichender Kriegserfahrung (einschl. Spanien und China) praktisch noch wenig durchforschten Problemen einer entscheidenden und weittragenden Panzerwirkung einen höchst wertvollen Beitrag geleistet zu haben, ist dem Verfasser in vortrefflicher Weise gelungen. Adelbert von Tayfen.

Karl Hermann Theil. **Rumänien. Land im Werden.** Der Aufstieg eines Volkes. Band 2 der „Bücherei Länder und Völker", herausgegeben von der Gesellschaft für Länderkunde, Verlagsanstalt Otto Stollberg, Berlin W 8. — Theil ist Siebenbürger Sachse und vertritt gegenwärtig das Zentralorgan der Bewegung in Bukarest. Er ist ein berufener Kenner des Landes und Volkes, dessen Weg er in diesem schmalen Bändchen, das aber recht viel bietet, verfolgt und erklärt. In der Tat ist das Wesen Rumäniens für den Außenstehenden ohne eine solche Erläuterung schwer zu verstehen, und es bedarf schon einer genauen Kenntnis, um das Eigenständige von fremdem Einfluß abzugrenzen. Der Abschnitt über die Wirtschaft ist kurz, genügt aber für einen Überblick. Die Judenfrage wäre aus der Statistik allein nicht so gut zu erklären, wie Theil es vermag, der diese Verhältnisse ebensogut kennt wie die Minderheitenfragen und die deutsche Volksgruppe. Sehr dankenswert ist, neben zwei Kartenskizzen, daß die neue ständische Verfassung vom Februar 1938 im Wortlaut wiedergegeben ist.
Josef März.

Dr. iur. K. Starke. **Luftschutzrecht und Luftschutzpflicht.** Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1938. — An der Hand des Luftschutzgesetzes, der drei Durchführungsverordnungen und ergänzender Bestimmungen, die sämtlich im Wortlaut am Schluß des Buches abgedruckt sind, wird die Organisation des Luftschutzes, das Luftschutzrecht und die Luftschutzpflicht allgemein verständlich unter Verzicht auf wissenschaftliche oder nur theoretische Erörterungen in knapper Form geschildert und gründlich erläutert. Die rechtliche Erledigung von Unfällen, Beurlaubungen, beim Schutzraumbau, bei der Entrümpelung, unter teilweiser Anführung von Beispielen aus dem praktischen Leben werden behandelt; in einem kurzen Anhang sind noch Beispiele für Beschwerden und Anträge aufgeführt. Die steuerlichen Erleichterungen werden ebenso gestreift wie der Flugmeldedienst, soweit letzterer im Luftschutzgesetz Erwähnung findet. Sehr treffend wird der Selbstschutz als der für den größten Teil des Volkes bedeutungsvollste Abschnitt des Luftschutzes charakterisiert und in sehr richtiger Weise die freiwillige Mitarbeit und Mithilfe des Volkes in höherem Umfang als bisher gefordert. — Das kleine Buch von 116 Seiten zu dem billigen Preis von 1 RM ist recht nützlich für jedermann, besonders für den, der Anlaß hat, sich für sich selbst oder aus beruflichen Gründen (z. B. Amtsträger des Reichsluftschutzbundes oder Betriebsführer usw. bei der Industrie) mit den gesetzlichen Vorschriften für den Luftschutz zu beschäftigen, und dem der knappe Wortlaut des Gesetzes allein zum vollen Verständnis oder für seine praktische Tätigkeit im Luftschutz im täglichen Leben nicht genügt.
Hugo Grimme.

Ministerialrat C. Wagner und Regierungsrat Dr. H. F. Roeder. **Wehrleistungsgesetz** (Gesetz über Leistungen für Wehrzwecke) und Durchführungsbestimmungen. Textausgabe mit kurzen Verweisen und Sachverzeichnis. 2. erweit. Aufl., 132 S. 1938, Verlag für Recht und Verwaltung, Berlin W 8. Kart. 2,10 RM. — Im Wehrgesetz von 1935 ist die persönliche Dienstpflicht, im Wehrleistungsgesetz von 1938 die Sachleistungspflicht geregelt, beide sind somit Grundgesetze des neuen Wehrrechts. Es muß daher begrüßt werden, wenn eine handliche und wohlfeile Ausgabe den Text des

Digitized by Google

Wehrleistungsgesetzes nebst 19 ergänzenden Bestimmungen für die Zwecke der Praxis zusammengefaßt hat. Alle Wehrmachtdienststellen, die Truppe, die Gemeinden und Behörden der allgemeinen Verwaltung sowie manche andere Dienststellen werden daher diese Ausgabe in ihre Bücherei einreihen müssen, wenn sie nicht etwa das umfassendere Gesamtwerk „Das gesamte Deutsche Wehrrecht" derselben Herausgeber besitzen, von dem das vorliegende Buch ein Sonderdruck ist. Wilhelm Troitzsch.

Dr. Hubert Darsow, Dr. Berthold Müller, Reg.-Räte im Reichsluftfahrtministerium, und Dipl.-Ing. Friedrich Nicolaus, Reg.-Rat im Reichsarbeitsministerium: **Kommentar zum Luftschutzgesetz** und den Durchführungsbestimmungen nebst den einschlägigen Erlassen, Dienstvorschriften und polizeilichen Bestimmungen. Mit einem Geleitwort von Dr.-Ing. e. h. Kurt Knipfer, Ministerialdirigent im Reichsluftfahrtministerium und Chef des zivilen Luftschutzwesens. Ergänzungsblätter, 1. Lieferung (33 Blatt), September 1938. Lwbd. Lose-Blatt-Ausgabe, Ergänzungslieferung allein 1,20 RM, Hauptband mit Ergänzungsblättern 9,50 RM. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München und Berlin. — Die in „Wissen und Wehr" 1938, Heft 9, S. 673 angezeigte Neuerscheinung erfährt durch die Ergänzungslieferung ihre Vervollkommnung, indem sie nunmehr den Stoff bis zum Beginn des Herbstes 1938 aufweist. Wilhelm Troitzsch.

Arbeitslohn und Unternehmergewinn der Kriegswirtschaft. Von Dr. Dr. Otto Sperlich. (Schriften zur kriegswirtschaftlichen Forschung und Schulung. Herausgegeben mit Unterstützung amtlicher Stellen von Oberstleutnant Dozent Dr. Kurt Hesse.) Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg. 64 Seiten. Preis brosch. 1,80 RM. Hamburg 1938. — Die mit reichem statistischen Material ausgestattete Arbeit behandelt die Lohnbildung, die Lohnentwicklung und die Zusammenhänge zwischen Preis- und Lohnentwicklung während des Krieges. In Deutschland ergab sich nach den Untersuchungen von Sperlich für den größten Teil der Arbeiterschaft ein Sinken der Reallöhne, für einen kleinen Teil eine gewisse Stabilität und für eine sehr kleine Gruppe von Facharbeitern in der Rüstungsindustrie eine Besserung des Reallohns gegenüber der Vorkriegszeit. Die Entwicklung des Unternehmergewinnes läßt sich mangels hinreichender Unterlagen nicht gleich eindeutig darstellen; interessant sind die aufgezeichneten Beziehungen zwischen Unternehmererträgen und Kriegsgewinnbesteuerung; in dieser Hinsicht wird vor allem auch die Gestaltung der Dinge in England und Frankreich behandelt, deren Lohnentwicklung ebenfalls in den Bereich der Untersuchung einbezogen wird. Für künftige Fälle erklärt Sp. es für unmöglich, den Frontsoldaten schlechter zu entlohnen als den Arbeiter in der Heimat; man müsse die Arbeit nach den Leistungen staffeln und einen Grundlohn entsprechend einem Militärdienstgrad berechnen; es werde auch — so legt Sp. es dar — zweckvoll sein, zum mindesten die Arbeiter in den Rüstungsbetrieben gemeinsam zu verpflegen und für eine einheitliche Arbeitsbekleidung zu sorgen. Gerade mit Rücksicht auf diese Anregungen ist die Arbeit von Sp. überaus interessant; es wäre zu wünschen, daß diese Dinge auch vom Standpunkt der Wirtschaftspraxis aus sehr ernsthaft durchdacht würden. Ernst Hoch.

Die Militärluftfahrt im Völkerrecht und Deutschen Recht der Vorkriegszeit. Zweiter Band der Kriegsgeschichtlichen Einzelschriften der Luftwaffe, herausgegeben von der Kriegswissenschaftlichen Abteilung der Luftwaffe. VIII, 106 Seiten mit 2 Skizzen im Text und einer Karte. Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1938. — Der Wert des Buches liegt in der zusammenfassenden wissenschaftlichen Darstellung des Themas, wie sie in dieser umfassenden Art m. W. bisher im deutschen luftrechtlichen Schrifttum nicht vorhanden gewesen ist. Im einzelnen werden zunächst die völkerrechtlichen Grundlagen der Militärluftfahrt bis 1914 auf Grund der maßgebenden völkerrechtlichen Vereinbarungen und der wissenschaftlichen Äußerungen dargelegt und kurz zusammengefaßt (S. 1 bis 48); der zweite Abschnitt bringt (S. 75 bis 96) die Entwicklung bis zum Luftverkehrsgesetz von 1914, das Fürsorgegesetz für militärische Luftfahrer von 1912 und einschlägige patentrechtliche Erörterungen. Beiden Teilen sind Abdrücke von Bestimmungen beigegeben, die außerhalb rechtswissenschaftlicher Bibliotheken schwer zu erhalten sind und daher dem Leser willkommen sein werden. Die Arbeit kann ohne Schaden in keiner luftgeschichtlichen oder luftrechtlichen Bibliothek entbehrt werden.
Wilhelm Troitzsch.

C. Wagner, Ministerialrat, und Dr. H. F. Roeder, II. Staatsanwalt: **Das gesamte Deutsche Wehrrecht.** Ergänzbare Sammlung aller wehrrechtlichen Vorschriften. Verlag für Recht und Verwaltung C. A. Weller G. m. b. H., Berlin W 8. Lose-Blatt-Ausgabe. — Die Ende Juli ausgegebene 9. Ergänzungslieferung des hier fortlaufend angezeigten Werkes bringt technisch die Erweiterung auf 3 Bände und inhaltlich die

Digitized by Google

Neuerscheinungen auf dem Gebiete der einschlägigen Gesetze, Verordnungen und Erlasse bis zum 14. 4. 38. Für eine der nächsten Ergänzungen sei der Wunsch auf gründliche Erneuerung des Schrifttumsverzeichnisses erneut geäußert. Wilhelm Troitzsch.

Das Reichsversorgungsgesetz in der neuesten Fassung (Oktober 1938). Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1938. 99 S. — Das Gesetz ist eine Neufassung des „Gesetzes über die Versorgung der Militärpersonen und ihrer Hinterbliebenen bei Dienstbeschädigung", des sog. Reichsversorgungsgesetzes vom 12. Mai 1920 (RGBl. S. 989) unter Berücksichtigung und straffer Zusammenfassung der zahlreichen früheren Gesetze und Verordnungen von 1923 bis 1938. Es regelt den Anspruch auf Versorgung „früherer Angehöriger der deutschen Wehrmacht und ihrer Hinterbliebenen wegen der gesundheitlichen und wirtschaftlichen Folgen einer Dienstbeschädigung". Es enthält demgemäß Bestimmungen über Heilbehandlung, Kranken- und Hausgeld, soziale Fürsorge, Rente, Zusatzrente und Pflegezulage, Beamtenschein und Sterbegeld, Hinterbliebenenrente und Zusatzrente. Einzelne Bestimmungen sind in besonderen Anlagen enthalten, z. B. Zusatzrente, Frontzulage, Verstümmelungszulage, Zuschlag zum Witwen- und Waisengeld und Kapitulantenversorgung. Besondere Tafeln erläutern die Monatsbeträge für Beschädigten- und Hinterbliebenenversorgung in sehr übersichtlicher Form. Eingangs ist ein kurzer Hinweis auf das Rechtsmittelverfahren eingefügt. Die neue Ausgabe zeichnet sich wiederum durch zuverlässige Bearbeitung und übersichtliche Druckanordnung aus. Sie wird sowohl den Kriegsbeschädigten und Kriegshinterbliebenen als auch den im Versorgungswesen tätigen Dienststellen und Beamten sowie den ehrenamtlichen Beratern der Kriegsopfer ein brauchbarer Führer sein. Otto Glahn.

Industrielle Wehrwirtschaft. Eine Einführung in die praktischen Probleme. Von Dr. Hans Leonhardt. 102 Seiten. Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1938. — Leonhardt behandelt in drei Abschnitten Wehrwirtschaft als Aufgabe, als Ziel und als Ergebnis. Das Kernstück ist die Behandlung der betriebswirtschaftlichen Aufgaben, der Materialversorgung, der Menschenführung, der Störungselemente in der Kriegswirtschaft, der Sicherheit des Betriebes und der kaufmännischen Verwaltung im zweiten Teil, in dem wenigstens stichwortartig fast alle wehr- und kriegswirtschaftlichen Zusammenhänge mit der Blickrichtung auf den Industriebetrieb berührt werden. Eine ganze Reihe von beachtlichen Anregungen wird gegeben, so wenn der Verfasser etwa zu erwägen gibt, ob nicht im Kriegsfall örtlich oder bezirklich die Zusammenlegung von Reparaturwerkstätten und die Schaffung einer Zentralreparaturwerkstatt für mehrere Betriebe mit fliegenden Arbeitskolonnen möglich ist, oder wenn er bei Behandlung des Werkluftschutzes darauf hinweist, daß der Produktionsgedanke der Kriegswirtschaft nicht durch übermäßige Betonung der Schutzmaßnahmen leiden darf; auch hier gilt also der Grundsatz: „Wirkung geht vor Deckung!" Gegen den Gedanken, daß im Kriege die Lehrwerkstätten der industriellen Unternehmungen veröden könnten, wird man allerdings erhebliche Einwendungen erheben; man stellt ja auch im Kriege die Ausbildung der Soldaten nicht ein! Die von Dr. Studders in seiner ausgezeichneten Arbeit über den Facharbeiter in der Kriegswirtschaft entwickelten entgegengesetzten Anschauungen verdienen demgegenüber unterstrichen zu werden. Bei einer künftigen Bearbeitung sollte der Abschnitt „Sicherheit des Werkes" durch einige Hinweise auf die Abwehr von Spionage und Sabotage ergänzt werden. Die Arbeit ist für den Wirtschaftspraktiker und den Betriebsnachwuchs als erste Einführung in die wehrwirtschaftliche Fragestellung durchaus geeignet. Ernst Hoch.

Carl C. von Loesch. **Die außenpolitischen Wirkungen des Geburtenrückganges dargelegt am Beispiel der Franzosen** (Schr. d. Deutschen Hochschule für Politik, hrsg. von Paul Meier-Benneckenstein, I, 31). Junker und Dünnhaupt, Berlin 1938. 40 Seiten. 8°. 0.80 RM. — Die Abhängigkeit politischer und wirtschaftlicher Vorgänge vom Bevölkerungsstand wird trotz mannigfacher eindringlicher Maßnahmen berufener Fachleute noch oft unterschätzt. Dennoch tritt immer klarer hervor, daß das eigentliche Problem unserer Tage in Europa — und nicht nur hier — das Bevölkerungsproblem ist. Daher ist es sehr zu begrüßen, wenn L. in der vorliegenden kleinen Schrift versucht, die Wirkungen des über 100 Jahre schon dauernden französischen Geburtenrückganges auf die Potenz der Außenpolitik Frankreichs darzustellen. Da die Geburten in Frankreich nicht ausreichen, um die Bevölkerung zu erhalten, geschweige denn zu vermehren, sieht man sich gezwungen, fremdvölkische Bevölkerungsteile, die z. T. nicht einmal aus Europa stammen, zu assimilieren. Die Folgerungen für die Außenpolitik liegen auf der Hand. L. weist ausdrücklich darauf hin, daß „die Betrachtung der Entwicklung in Frankreich nur als Beispiel dienen" soll. Fast allen europäischen Völkern drohen dieselben Gefahren: Frankreich ist ein trauriges Schulbeispiel, das leider Nach-

Digitized by Google

ahmung findet. Grundsätzlich sollten für die zahlenmäßigen Unterlagen derartiger Untersuchungen statistische Originalquellen, nicht Zahlen aus zweiter und dritter Hand, herangezogen werden. Wer Zahlen als Beweismittel benutzt, muß sie schärfstens prüfen. Kurt Flügge.

Dr. Hans Wichmann. **Vormilitärische Ausbildung in Frankreich, Italien und der Sowjetunion.** Mit 6 Tafeln. 109 Seiten. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1938. (Veröffentlichungen des Instituts für allgemeine Wehrlehre der Friedrich-Wilhelms-Universität, herausgegeben von Oskar Ritter von Niedermayer, Heft 5.) — Die vormilitärischen Ausbildungseinrichtungen der drei im Titel genannten Staaten werden als Typen, denen die der meisten anderen Staaten je nach ihrer inneren politischen Ordnung zugewiesen werden können, eingehend geschildert. Die als Anlagen beigefügten 6 Tafeln sollen dazu dienen, die teilweise recht verwickelten organisatorischen Verhältnisse übersichtlicher und leichter verständlich zu machen. Frankreich und Italien weisen Gemeinsamkeiten auf, insofern Ziel der Ausbildung der möglichst weit vorgeschulte Rekrut ist und hinter der ganzen Arbeit die Idee des Staates steht. Tiefgehende Unterschiede andererseits ergeben sich in Theorie und Praxis daraus, daß es sich bei Frankreich um einen liberalen, demokratischen, bei Italien dagegen um einen autoritären, nationalen Staat handelt. Die sowjetrussische Arbeit an der vormilitärischen Jugendausbildung erhält ihr besonderes Gepräge durch die Ausrichtung auf die Weltrevolution. Im übrigen spielt auch in diesem Staatswesen die technische Vorbereitung auf den Waffendienst eine Hauptrolle. Deutlich hebt sich von diesen drei Typen die deutsche Ordnung als grundsätzlich verschiedene ab. Ihr Ziel ist nicht technische Ausbildung, sondern Wehrerziehung als wesenhaftes Merkmal nationaler Jugenderziehung überhaupt, d. h. die Herbeiführung körperlicher, geistiger und seelischer Wehrfähigkeit und Wehrbereitschaft. Das Buch beruht auf gründlichen Quellenstudien. Ein sorgfältig zusammengestelltes Schriftenverzeichnis gibt dem Leser die Möglichkeit zu weiterer Vertiefung in den behandelten Gegenstand. Leo Gruenberg.

Dr. Hellmut Petersen. **Die Erziehung der deutschen Jungmannschaft im Reichsarbeitsdienst.** Junker & Dünnhaupt Verlag, Berlin. — Die Schrift ist nicht nur für jeden Arbeitsdienstführer von großem Wert und ungemein aufschlußreich, sie sollte auch von allen jüngeren Offizieren, die mit den aus dem Reichsarbeitsdienst kommenden Rekruten befaßt sind, ernsthaft studiert werden, weil auf diese Weise ein volles Bild darüber gewonnen werden kann, in welchem Ausbildungszustand hinsichtlich der körperlichen Durchbildung und in welchem geistig-seelischen Zustand die aus dem Reichsarbeitsdienst kommenden Rekruten in die Wehrmacht eintreten. Darüber hinaus gibt die Schrift allen Führern der nationalsozialistischen Bewegung, besonders denen der SS, SA und HJ, wertvollen Einblick in den geistig-seelischen bzw. körperlichen Zustand der deutschen Jungmannschaft überhaupt. Die Schrift befaßt sich mit der Erziehungsfunktion des Reichsarbeitsdienstes, der Haltung der jungen Mannschaft bei ihrem Eintritt in den Reichsarbeitsdienst, dem Gefüge des Erziehungsvorganges und der Wirkungsweise des Erziehungsvorganges. Eingehend werden Führung, Mannschaft, Lager, Arbeit, staatspolitischer Unterricht, Leibeserziehung, Ordnungsübungen, Feierabend usw. in ihrer Auswirkung auf die junge Mannschaft dargestellt. Ein sehr nützliches, ja, ein ausgesprochen wertvolles Buch. Hermann Müller-Brandenburg.

Wilhelm Ritter von Leeb, General der Artillerie: **Die Abwehr.** 109 S. und 10 Skizzen. Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1938. — Die Schrift verdient eine besondere Beachtung, weil ihr Verfasser — bis vor kurzem Oberbefehlshaber der Gruppe 2 — durch seine außergewöhnliche Leistung als Generalstabsoffizier im Weltkriege und durch sein Wirken als hervorragender Führer und Lehrer der Operationslehre und Taktik in der Nachkriegszeit in der Wehrmacht höchste Verehrung genießt. So ist das, was er aus gründlichem Quellenstudium und reicher persönlicher Erfahrung hier in wahrhaft Moltkescher Diktion niedergeschrieben hat, etwas besonders Wertvolles. Mit Recht betont der Verfasser in seinem Vorwort, daß bei aller Anerkennung des Angriffs als krieg- und schlachtentscheidende Kampfform gerade wir Deutsche in unserer zentralen Lage uns auch mit der Abwehr gründlich beschäftigen müssen. Eine einseitige Bevorzugung des Angriffs, wie wir sie in der Vorkriegszeit zweifellos betrieben haben, dürfe in Zukunft bei uns nicht wieder in die Erscheinung treten. Das Buch kann jedem Offizier zum gründlichen Studium angelegentlich empfohlen werden. Friedrich von Cochenhausen.

Digitized by Google

Oberst (E) Alexander Freiherr von Neubronn. **Der französische Dolmetscher.** Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1938. — Eine Neuausgabe des zuerst im Jahre 1927 erschienenen gleichnamigen Buches des Majors Friedrich Ritter von Kriebel. Der Verfasser, der ausgezeichnete Kenntnisse des französischen Heeres und der französischen Sprache besitzt, gibt hier demjenigen Offizier, der sich der Dolmetscherprüfung unterziehen will, einen trefflichen, die gegenwärtigen Verhältnisse im französischen Heere voll berücksichtigenden Leitfaden an die Hand. In deutscher Sprache und in mustergültiger französischer Übersetzung wird ein kurzer Überblick über die Organisation, Taktik und Bewaffnung gegeben. Auch französische Befehle sind aufgenommen. Der Offizier findet hier alles, was er für die Ablegung der Prüfung braucht. In Anlagen sind darüber hinaus auch für den Ernstfall wichtige Anleitungen gegeben. (Fragebogen, Bekanntmachungen, auch Proben von französischen Handschriften.) Abkürzungen und taktische, sowie Kartenzeichen sind beigefügt. Rudolf von Xylander.

Die Offizierslaufbahn in der Kriegsmarine. Von Kpt. z. S. Lohmann. Verlag Walter G. Mühlau, Kiel 1938. — Das Heft enthält eine knappe, klare Darstellung der Entwicklung unserer Flotte vom Friedensschluß bis zum heutigen Tage und weist auf ihre verschiedenen Aufgaben hin. Der Bewerber wird mit den verschiedenen Laufbahnen und ihren Stellungen, ebenso den Anforderungen in bezug auf Schulbildung und Gesundheitszustand bekannt gemacht. Ein weiterer Teil enthält genaue Einzelheiten über das Einstellungsverfahren und die Ausbildung bis zum Offizier, die Kosten bis zur Beförderung sowie die wirtschaftlichen Verhältnisse nach der Beförderung. Das Heft enthält alles, was der Bewerber für seine Anmeldung wissen muß.

Jacob Rehder.

Die Laufbahnen in der Kriegsmarine. Von Kapitänltn. M. A. Giese. Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1938. — Hier findet man nach einem einleitenden Hinweis auf die Pflichten des Soldaten die wichtigsten Angaben über das Anmelde- und Einstellungsverfahren und die Einzelheiten der verschiedenen Laufbahnen wie Beförderungs- und Besoldungsverhältnisse. Außerdem wird jedoch genau der Übergang in den Zivildienst bei der Marine behandelt mit seinen vielen Möglichkeiten als Beamter der unteren, mittleren und gehobenen mittleren Laufbahn, sei es in der Verwaltung, Werftbetrieb oder als Lotse sowie Führer eines Werftfahrzeuges. Auch die Fürsorge für entlassene Marineangehörige ist genau behandelt.

Jacob Rehder.

Oberstleutnant Greiner. **Taktische Aufgaben im Regimentsverbande.** Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1938. 109 S. — Das Buch des bekannten Verfassers ist vor allem wegen seiner Themenstellung zu begrüßen. Aufgaben im Regimentsverbande stehen in der Literatur hinter denen im Bataillon stark zurück. Das Buch wird den angehenden Kriegsakademikern, den Regimentsadjutanten, aber auch den Regimentskommandeuren ein wertvoller Ratgeber sein. Es enthält zehn Aufgaben, von denen acht Entschlußaufgaben aus den verschiedensten Gefechtsarten sind. Sehr ausführlich ist jedesmal die Beurteilung der Lage durchgearbeitet. Abgeschlossen werden die Aufgaben dann durch die entsprechenden Anordnungen und Befehle. Ein anregendes, nutzbringendes Buch, das nicht zum wenigsten durch seine Kürze und das gute Kartenmaterial gewinnt. Friedrich Altrichter.

Oberstleutnant Kühlwein. **Gefechtstaktik des verstärkten Bataillons.** Zweite, völlig neubearbeitete Auflage. Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1938. 190 S. — Die zweite Auflage des Buches ist durchgearbeitet und nach den inzwischen erschienenen Vorschriften berichtigt worden. Das Buch ist besonders lehrreich durch die Voranstellung eines allgemeinen Teiles, der die Gliederung eines Bataillons, die wichtigsten taktischen Begriffe sowie Merkpunkte für die Beurteilung einer Lage, die Entschlußfassung, Geländebeurteilung und Befehlsgebung enthält. Die Aufgaben sind anschaulich und anregend vor allem durch die eingestreuten Überlegungen des Bataillonskommandeurs. Sämtliche wichtigen Gefechtsarten werden behandelt. Hervorzuheben ist die gute und reichliche Ausstattung mit Karten. Friedrich Altrichter.

Krieg auf Schienen. Unter flatternden Fahnen. 8. Band. Verlag Deutscher Wille. — In einem flott geschriebenen Büchlein „Krieg auf Schienen" gibt der Verlag „Deutscher Wille" einen kurzen Überblick über die Leistungen der deutschen Eisenbahntruppen im Weltkriege. Ihre neben dem gewaltigen Frontgeschehen leicht übersehenen, aber doch so verantwortungsvollen und schweren Aufgaben, die vollsten Einsatz und restlose Hingabe erforderten, werden in vier knappen Aufsätzen von Sachkennern lebendig geschildert. Was nützte der stürmische Vorwärtsdrang der deutschen Heere

Digitized by Google

tief in Feindesland hinein, wenn es nicht gelang, ihren Lebensnerv, die Eisenbahn, hinter ihnen rasch in Gang zu bringen und zu erhalten, Zerstörungen auch großen Umfangs schnell zu beseitigen, Neuanlagen zu schaffen u. a. m. Der Tatkraft, Findigkeit und Leistungsfähigkeit der Eisenbahntruppen im Westen und Osten, ihrer Unermüdlichkeit auch in widrigen Lagen und ihrem zähen Willen, aller Schwierigkeiten Herr zu werden, wird in der vorliegenden Schrift ein wohlverdientes Denkmal gesetzt.

Adelbert von Taysen.

„20 000 Meilen im U-Boot." Von Kapitän Hans Hugo Sokol. 122 S. Verlag Wilhelm Frick G. m. b. H., Wien. — Eine Schilderung der Weltreise des holländischen Unterseebootes „K XVIII" 1934/35, mit zahlreichen schönen Bildern und schmückenden Zeichnungen. Das Unterseeboot verband seine Ausreise vom Mutterland nach Niederländisch-Indien mit Forschungsaufgaben, zu welchem Zweck ein Gelehrter eingeschifft war. Aus diesem Grunde wurde die Fahrt nicht auf dem normalen Wege durchgeführt, sondern Atlantik und Indischer Ozean mußten mehrmals durchquert werden, um insbesondere Beobachtungen über die Schwerkraft der Erde ausführen zu können. Verfasser schildert packend und anschaulich Leben und Dienst an Bord, in See und Hafen, Schlecht- und Schönwettertage, Land und Leute in fremden Häfen und verbindet damit bevölkerungs- und seepolitische Betrachtungen, gesehen vom Standpunkte des Holländers, dem früheren Besitzer großer Kolonialgebiete, dessen Sorge jetzt den Inseln im Fernen Osten gilt. In dem ihm unausbleiblich scheinenden Waffengang zwischen der weißen Rasse und den Völkern Ostasiens hält der Holländer ein Zusammengehen mit England und Australien für eine zwingende Notwendigkeit, wenngleich er die Politik der Abschließung, wie sie von dem menschenleeren Erdteil betrieben wird, verantwortlich macht für die Begehrlichkeit des landhungrigen Japan nach den menschenleeren Gebieten Australiens. Flott und anregend geschrieben.

Wilhelm Prentzel.

Herrschen und Dienen. Der Randbemerkungen Friedrichs des Großen zweiter Teil. Gesammelt und erläutert von Georg Borchardt. Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion, Potsdam (1937). 127 Seiten. 8°. — Wie der erste Teil ist auch die Fortsetzung dieser gefälligen Ausgabe von Randbemerkungen des großen Königs zu begrüßen. B. führt in der Einleitung die Fundorte auf und gibt eine kurze Charakteristik von Form und Sprache der Randbemerkungen. Dem Bändchen ist weite Verbreitung zu wünschen.

Kurt Flügge.

Ich werde Soldat. Ein Begleitbuch für den jungen Schweizer von Major (jetzt Oberstleutnant) Edgar Schumacher. Verlag Hallwag, Bern. — Das warmherzig geschriebene und von hohem sittlichem Schwung getragene Buch will „etwas wie eine kleine Glaubenslehre für den schweizerischen Soldaten sein". Es ist kein Handbuch für die Kenntnisse der militärischen Obliegenheiten und keine Heereskunde, sondern redet von den geistigen Grundlagen und Wertzielen der Dienstzeit. Das Buch gliedert sich in drei Abschnitte. Im Mittelpunkt des ersten stehen Geist, Wesen und Aufgaben des Heeres. Im zweiten Abschnitt, der betitelt ist: „Der junge Schweizer wählt seine Waffe", wird ein Überblick über Eigenart und Aufgaben der einzelnen Waffengattungen gegeben. Der dritte Abschnitt handelt vom soldatischen Sein und Denken sowie vom Dienst als seelisches Erlebnis. Eine Betrachtung über den Zusammenhang von Soldat und Staatsbürger leitet zum letzten Kapitel über, das einen Trostspruch und eine Ermahnung für den, der nicht Soldat werden kann, enthält.

Friedrich Altrichter.

Walther Pahl. **Das politische Antlitz der Erde.** Ein weltpolitischer Atlas. Leipzig 1938, Wilhelm Goldmann Verlag. 27. Tausend. — Pahl ist durch mehrere Bücher, die alle die Weltpolitik berühren, vorteilhaft bekannt geworden („Afrika zwischen Schwarz und Weiß", „Der Energiehaushalt der Erde", „Wetterzonen der Weltpolitik"). Dieser neue weltpolitische Atlas ist so eingerichtet, daß links eine einfache schwarzweiße Skizze ist — Eintragungen und Signaturen sind, ein Vorzug, sparsam verwendet —, während die rechte Seite im Text Erläuterungen gibt. Pahl gliedert das Buch in mehrere Abschnitte, stellt z. B. einmal den mitteleuropäischen Raum, dann die Kolonialfrage in den Mittelpunkt, ferner die Drohung vom bolschewistischen Osten her. Daß die Verteilung der Juden als Faktor innerer Zersetzung von Volkskörpern die Abwehr der Gefahr erschweren kann, gehört folgerichtig ebenfalls in den Atlas. Das Mittelmeer, der Nahe Osten, Afrika, der Ferne Osten und die beiden Amerika runden den Inhalt ab. Es ist nur das aufgenommen, was für das heutige Weltbild besonders wichtig ist, Vollständigkeit ist also keineswegs angestrebt, aber gerade

Digitized by Google

dadurch sind die wirkenden Kräfte in ihrer Dynamik recht gut veranschaulicht. Von den 103 Karten eignen sich viele auch zum militärischen Unterricht. Josef März.

Volckheim. **Unsere neue Panzertruppe.** Verlag Bernard & Graefe, Berlin 1938. — Der Verfasser, ein bewährter Kampfwagenführer aus der Kriegszeit, gibt in dem Buche eine anschauliche Schilderung von Wesen, Dienst und Aufgaben der deutschen Panzertruppe, die buchstäblich aus dem Nichts geschaffen in wenigen Jahren zu einer kampfkräftigen Waffe geworden ist. Vorangeschickt ist ein kurzer Überblick über die Taten der deutschen Kampfwagen während des Weltkrieges. Das mit zahlreichen guten Aufnahmen ausgestattete Buch sei vor allem der heranwachsenden deutschen Jugend empfohlen, der es ein lebendiges und eindrucksvolles Bild der jüngsten deutschen Waffe vermittelt. Wilhelm Dieckmann.

Kurt Hesse. **Mein Hauptmann.** Bildnis eines Soldaten. Deutscher Verlag, Berlin 1938. — Kurt Hesse hat nach dem Weltkriege die Erfahrungen der jungen Generation, für die der Krieg zugleich Bildung und Bewährung bedeuten mußte, als einer der ersten in sprachlich und sachlich kühnen Vorgriffen auszusprechen versucht. Scharfer Widerspruch der „älteren Generation" ist ihm damals nicht erspart geblieben, nicht so sehr um des sachlichen Inhalts willen, als wegen gewisser überspitzter Entgegensetzungen, die freilich, sah man genauer zu, für Hesse nur ein Mittel zur scharfen Herausarbeitung seiner Einsichten waren. Eben darum ist der Streit heute längst überholt, gerade weil er für die Entwicklung der Wehrmacht zu seiner Zeit durchaus fruchtbar gewesen war. Ein Zeichen der Aufhebung früherer Gegensätze in der höheren Einheit gemeinsamer Überlieferung und gemeinsamen Erlebens ist nun das neueste Werk Hesses, in dem er einen großen Teil seiner ihm beneidenswert gegenwärtigen Kriegserlebnisse niederlegt, soweit sie nämlich in Verbindung mit „seinem Hauptmann" standen. Diesem, dem Hauptmann Faure, Kompaniechef der 7. Kompanie und späteren Führer des 2. Bataillons des Grenadierregiments 5, setzt Hesse ein, wie wir glauben möchten, dauerndes Denkmal. In diesem höchst lebendigen und anschaulichen Buche ist dem Verfasser etwas Großes gelungen: Er hat das vielfältige Bild des Krieges wesentlich bereichert durch die Schilderung eines Typus des deutschen Friedens- und Frontoffiziers, der, so unauffällig er sein mag, doch so entscheidend für die Erziehung und Ausbildung im Frieden wie für den kriegerischen Einsatz ist, des „Hauptmanns", des Führers also der unteren Einheiten, der nichts weiter sein will als eben dieses: Erzieher und Führer seiner Leute, jedem von ihnen persönlich gegenwärtig, für jeden verantwortlich und jeden zur Verantwortung rufend. Die Gesundheit eines Heeres hängt mit davon ab, daß es in ihm eine große Anzahl solcher Männer gibt, die in diesen Aufgaben für sich ein höchstes Lebensziel sehen; andererseits ergibt sich daraus vielfach eine persönliche Tragik, denn im Aufbau des Heeres ist diese so entscheidende Schlüsselstellung eben nur ein Durchgang zu oft ganz anders gelagerten Aufgaben, denen gegenüber ein solcher Typus seine deutliche Grenze hat. Ich wüßte kein anderes, so unmittelbar einleuchtendes Zeugnis für diesen in sich selbst ruhenden Typus des deutschen Offiziers und für sein Lebensrecht als das neue Buch Hesses. Was nun aber die „zwei Generationen" angeht, so gelingt es Hesse durch die Schilderung seiner Beziehungen zu seinem Hauptmann im Kriege, das Verhältnis der Generationen überhaupt deutlich zu machen, wie es allein fruchtbar und legitim ist: „Heute weiß ich, daß das Kriegserleben, so stark der Eindruck von Kameradschaft und Opfer auch war, im tiefsten Sinn nur wenig ohne die Bekanntschaft mit diesem Mann gewesen wäre." Mit anderen Worten: die in der älteren Generation vorhandenen Führungskräfte sind es, die durch Erziehung, Beispiel und Vorbild in den Jungen erst die Kräfte freisetzen, die sie zu eigener Leistung, eigenen Erfahrungen und von da aus zu eigenen Formen führen können. So war es im Kriege und so wird es auch künftig sein. Erich Weniger.

Dr. F. W. Brekenfeld. **Das Deutsche Rote Kreuz.** 44 S., 2 Bilder, 18 Übersichten. 80 Rpf. Junker und Dünnhaupt Verlag, Berlin 1938. — Das Heft gehört zu den von Paul Meier-Benneckenstein herausgegebenen Schriften der Hochschule für Politik und gibt einen vorzüglichen Überblick der Geschichte und der augenblicklichen Gliederung des Deutschen Roten Kreuzes. Im ersten Teile „Aufgaben und Ziele" wird die Entstehungsgeschichte des Rotkreuzgedankens und seine Ursprungsaufgabe erörtert, die auf dem Schlachtfelde liegt: Nationale Hilfsgesellschaften, die sich aber zu gemeinsamem Wirken international zusammenschließen, sollen sich schon im Frieden dazu verpflichten und darauf vorbereiten, das Schicksal verwundeter Krieger zu bessern. Der zweite Abschnitt „Bisherige Entwicklung und Leistungen des Deutschen Roten Kreuzes" gibt seine Geschichte, die in mehr als einer Hinsicht gleichläuft mit der poli-

Digitized by Google

tischen Geschichte Deutschlands seit 1859. Besonders wertvoll wird für viele der dritte Teil „Organisatorischer Aufbau" sein. Mit einem „Ausblick in die Zukunft", einer ersten Anlage, welche das Präsidium des Deutschen Roten Kreuzes, einer zweiten Anlage, welche das Verzeichnis der Landesstellen und -führer enthält, und dem 25 Nummern enthaltenden Schrifttum schließt das nützliche Büchlein.

Paul Adam.

Dr. Heinz Orlovius und Dr. Ernst Schultze. **Die Weltgeltung der deutschen Luftfahrt.** Ferdinand Enke-Verlag, Stuttgart 1938. — Es handelt sich um den 4. Band der von Prof. Dr. Ernst Schultze herausgegebenen „Strömungen der Weltwirtschaft". Erste Fachleute behandeln in 14 Kapiteln das Werden der deutschen Luftfahrt, des deutschen Post- und Weltluftverkehrs, die Großluftwege über den Atlantik, die Zeppelin-Luftschiffe über den Ozeanen, die koloniale Luftpolitik u. a. Die Fragen der deutschen Weltgeltung im Luftfahrtwesen werden allgemeinverständlich und vor allem vom wirtschaftlichen Standpunkt behandelt; technische Einzelheiten sind fortgelassen. Trotzdem ergibt sich aus dem Buch, daß es in erster Linie dem deutschen Forschungs- und Fertigungswillen und der deutschen Technik zu danken ist, wenn wir in der Entwicklung des Luft- und überhaupt des Verkehrswesens allgemein sowie des Luftsportes in der Welt mit an der Spitze marschieren.

Karl Justrow.

Die europäischen Heere und ihr Kampfverfahren. 1. Jahrgang. Verlag Bernard und Graefe, Berlin. 239 S. — Diese zum erstenmal im Jahre 1938 erschienene Heeresschau soll eine knappe Übersicht über die europäischen Heere, ohne das deutsche, ihre Kampfauffassung und Kampfverfahren geben und gibt sie in zweckmäßiger Weise. Die einzelnen Abschnitte bringen neben allgemeinen Angaben in verschiedener Form das Wesentliche über die Wehrverfassung, die Einteilung, Bewaffnung usw. der Friedens- und Kriegsheere von 20 europäischen Staaten. Kartenskizzen zeigen die militärische Einteilung der Länder im Frieden. Wo erforderlich, sind geschichtliche Abrisse über das Heer, über die Art der Ausbildung, gelegentlich auch über die Luftwaffe, beigefügt. Die Grundsätze der Kampfführung sind, je nach der Bedeutung, die dem Staat zukommt, ausführlich gewürdigt. Während auf die Mehrzahl der Länder bis zu 14 Seiten entfallen, füllen die Angaben über Frankreichs militärische Macht 21, die über Großbritannien einschl. Indien und der Dominions 41 Seiten. Bei einer wohl bald notwendigen Neuauflage (Tschecho-Slowakei!) des Buches wäre ein näheres Eingehen auf das Kriegspotential einzelner großer Länder, besonders Frankreichs, wie eine allgemein stärkere Berücksichtigung Frankreichs z. B. hinsichtlich Heranführung und Stärke des afrikanischen Heeres, hinsichtlich der Lage seiner Befestigungen und seiner Stärke im Mittelmeerraum erwünscht.

Hermann Metz.

Zeitschriftenschau

erscheint aus technischen Gründen in diesem Heft nicht.

Aus der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften.

Unser **Ehrenmitglied, Generalleutnant a. D. Schwarte,** am 5. April 1860 zu Solingen geboren, trat am 12. April 1879 als Avantageur in das Pionier-Bataillon 7 ein und wurde am 14. Oktober 1880 Offizier. Nach erfolgreichem Besuch der Kriegsakademie (1891—1894) wurde er zur Dienstleistung zum Großen Generalstab kommandiert und ein Jahr später dorthin versetzt. In dem normalen Wechsel zwischen Generalstab und Frontdienst wurde er im Herbst 1897 als Kompaniechef in das Infanterie-Regiment 174 versetzt. Im November 1899 kam er wieder in den Generalstab zurück, in dem er nunmehr zwölf Jahre blieb und zum Major, Oberstleutnant und Oberst aufrückte. Zuerst beim Stabe der 31. Division in Straßburg verwandt, kam er später in den Großen Generalstab und als Militärlehrer zur Kriegsakademie und wurde gleichzeitig Mitglied

Digitized by Google

der Studienkommission der Militärtechnischen Akademie. Im Herbst 1906 wurde er Chef der IV. Abteilung des Großen Generalstabs, in der unter seiner Leitung die Angriffsentwürfe gegen die französischen und belgischen Festungen, unter anderem auch der Handstreich auf Lüttich, ausgearbeitet wurden. Damals entstand auch auf seine Anregung die technische Sektion des Großen Generalstabs, durch die diesem ein größerer Einfluß auf die technische Ausrüstung des Heeres ermöglicht wurde. Die Entwicklung des Kraftfahr- und Nachrichtenwesens sowie der Luftfahrt wurde von dieser Sektion weitgehend gefördert. Auch die erste Anregung zur Verwendung des Feuers als Waffe (Flammenwerfer) und zur Konstruktion des 42 cm-Mörsers gehen auf Schwarte zurück.

Im Herbst 1911 wurde er Kommandeur des Infanterie-Regiments 63 in Oppeln, am 27. Januar 1913 unter Beförderung zum Generalmajor Kommandeur der 79. Infanterie-Brigade in Wesel. Mit dieser Brigade zog er 1914 im Verbande der 2. Armee ins Feld. In der Marneschlacht zeichnete er sich bei St. Gond aus, wo er, von seinem Stabe begleitet, zu Pferde seine Brigade im Laufschritt auf der einzigen Straße durch das 2 km breite Sumpfgelände südlich Joches führte. Im November 1914 übernahm General Schwarte den Befehl über die 17. Reserve-Division, im Mai 1915 den über die 10. Infanterie-Division. In dieser Stellung wurde er am 28. Februar 1916 beim Angriff auf Verdun durch Granatsplitter am Kopf verwundet, blieb aber bei der Truppe. Am 6. Juni 1916 wurde er zum Generalleutnant befördert und schied im Herbst 1917 nach 38jähriger Dienstzeit aus dem aktiven Dienst.

Gleich nach dem Kriege stellte sich Generalleutnant Schwarte in den Dienst der neuen Wehrmacht, um durch schriftstellerische Tätigkeit an ihrem Wiederaufbau mitzuwirken. Neben einer umfangreichen Mitarbeit an nationalen Zeitungen widmete er sich vor allem der Leitung der „Kriegstechnischen Zeitschrift" (1919 bis 1935) und der „Deutschen Soldaten-Zeitung" (1920 bis 1935). Er setzte damit eine verdienstvolle Tätigkeit fort, durch die er schon vor dem Kriege anregend und befruchtend auf dem Gebiete der Wehrtechnik gewirkt hatte.

Von den größeren Werken, die Generalleutnant Schwarte verfaßt oder herausgegeben hat, seien folgende genannt: Festungskrieg (2 Bde. 1905/06); Technik des Kriegswesens (1 Bd. des Sammelwerks „Kultur der Gegenwart", 1913); Der Weltkrieg in seiner Einwirkung auf das deutsche Volk (1918); Technik im Weltkrieg (1920); Die militärischen Lehren des Großen Krieges (1920, 2. A. 1923); Kriegstechnik der Gegenwart (1927); Kriegslehren in Beispielen aus dem Weltkrieg (1925); Der Große Krieg 1914—1918 (10 Bände 1921—1932, illustrierte Ausgabe unter dem Titel: Deutschlands Weltkampf um Ehre und Recht); Geschichte des Weltkriegs — ein deutsches Volksbuch (1932); Der Krieg der Zukunft (1932 ff.).

Hauptschriftleiter i. V.: Karl Linnebach, Potsdam, Burggrafenstr. 28. Verantwortlich für den Anzeigenteil: E. Mulack, Berlin SW 61, Urbanstraße 7.

„Wissen und Wehr" erscheint im laufenden Jahrgang zwölfmal. D. A. II. Vj. 1939: 2733. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 3 gültig. Einzelheft RM 1,75. Bezugspreis halbjährlich RM 7,50. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen oder der Verlag entgegen. Abbestellungen können nur bis spätestens 3 Wochen vor Beginn eines neuen Halbjahres angenommen werden. Alle das Abonnement oder die Zustellung betreffenden Zuschriften sind an die Verlagsbuchhandlung E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68, Kochstraße 68—71 (Postscheckkonto Nr. 540, Berlin NW 7), oder an diejenige Vertriebsstelle — Buchhandlung oder Zeitungsspediteur — zu richten, die die Bestellung vermittelt. Erfolgt die Zustellung durch die Post, so sind Anschriftenänderungen dem Postamt, durch das die Lieferung geschieht, sogleich mitzuteilen. — Ernst Siegfried Mittler und Sohn, Buchdruckerei, Berlin SW 68, Kochstraße 68—71.

Digitized by Google

Jahrgang 1939 Neuntes Heft

Wissen und Wehr

Monatsschrift der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften

INHALTSANGABE

Seite

Über den Abwehrkampf im Osten. Von General der Artillerie z. V. v. Metzsch 642

Die Entwicklung des französischen Heeres von Kriegsende 1918 bis zur Heeresreform 1928. Von Wolfdietrich Ritter von Xylander, Hauptmann im Generalstab des Heeres 646

Neutrale. Napoleon I. über die englische Seekriegsrechts-Politik. Von Karl Linnebach 659

Welche Bedeutung kommt dem Saloniki-Unternehmen der Entente für den Verlauf und Ausgang des Weltkrieges zu? Von Landrat a. D., Oberlt. a. D. Glahn, Berlin 664

Wehrpolitischer Überblick 678

Ztsch
Zeitschriften
Ziffer 2 / 1 / 1
Eing. 12. OKT. 1939

NACHDRUCK, AUCH UNTER QUELLENANGABE, UNTERSAGT
ÜBERSETZUNGSRECHT VORBEHALTEN

AUSGEGEBEN IM SEPTEMBER 1939

VERLAG E. S. MITTLER & SOHN, BERLIN SW 68

POSTVERSANDORT BERLIN

Digitized by Google

Ständige Mitarbeiter:

Prof. Dr. Andreas, Heidelberg,
Prof. Dr. von Arnim, Charlottenburg,
Vizeadmiral Aßmann, Berlin,
Prof. Dr. Baeumler, Berlin,
General d. Art. Prof. Dr. Becker, Berlin,
General d. Inf. a. D. v. Bergmann, Berlin,
Major a. D. Dr. Bertkau, Berlin,
Generalleutnant z. V. Boehm-Tettelbach, Berlin,
Oberstleutnant z. V. Professor Boehm-Tettelbach, Lübeck,
Prof. Dr. Bruns, Berlin,
Generalmajor a. D. Buchfinck, Potsdam,
Direktor Prof. Dr. Burgdörfer, München,
Generalmajor Freiherr v. Bülow, Rom,
General d. Fl. von Cochenhausen, Berlin,
Geheimrat Prof. Dr. Cranz, Stuttgart,
Oberstleutnant Dr. Däniker, Bern,
Konteradmiral Donner, Kiel,
Gen. d. Art. a. D. v. Eimannsberger, Wien-Mödling,
Professor Dr. W. Elze, Berlin,
Oberleutnant a. D. Ehrhardt, Potsdam,
Dr. v. Engelmann, Istanbul,
Präsident Oberstleutn. a. D. Foerster, Potsdam,
Oberst Foertsch, Berlin,
Oberst a. D. Dr. h. c. Fonck, Berlin,
Universitätsprofessor Dr. v. Frauenholz, München,
Vizeadmiral a. D. Frhr. von Freyberg-Eisenberg, Berlin,
Dr. H. Gackenholz, Berlin,
Konteradmiral a. D. Gadow, Berlin,
Admiral z. V. Gladisch, Berlin,
Minister Dr. Glaise v. Horstenau, Wien,
Professor Dr. Goebel, Harzburg,
General d. Art. a. D. Grimme, Berlin,
Vizeadmiral z. V. Dr. h. c. Groos, Berlin,
Dozent Oberstlt. Dr. Hesse, Potsdam,
Oberstleutnant a. D. Justrow, Berlin,
General d. Inf. a. D. Kabisch, Stuttgart,
Dr. E. Kessel, Berlin,
Oberst Dr. Knauß, Greifswald,
Gen. d. Art. a. D. Krafft v. Dellmensingen, München,
General d. Art. z. V. v. Metzsch, Berlin,
Prof. Dr. A. O. Meyer, Berlin,
Oberstudiendirektor Dr. Mühle, Dresden,
Oberregierungsrat Dr. Mühlmann, Potsdam,
Oberstarbeitsführer Müller-Brandenburg, Berlin,
Oberstleutnant a. D. Müller-Loebnitz, Berlin,
Professor Oberst Dr. v. Niedermayer, Berlin,
Oberst Dr. Nuber, Berlin,
Dr. P. Osthold, Berlin,
Oberregierungsrat Dr. Pantlen, Stuttgart,
Generalmaj. a. D. A. v. Pitreich, Wien,
Admiral z. V. Prentzel, Berlin,
Generalleutnant Dr. h. c. v. Rabenau, Potsdam,
Oberkriegsgerichtsrat Rittau, Breslau,
Oberstlt. Frhr. Rüdt v. Collenberg, Berlin,
Oberstleutnant a. D. Direktor v. Schäfer, Potsdam,
Major W. Schenk, München,
Dozent Major a. D. Dr. Schering, Berlin,
Staatsminister Professor Dr. Schmitthenner, Heidelberg,
Generalmajor a. D. Dr. h. c. Schwertfeger, Hannover,
Oberreg.-Rat Dr. Simoneit, Berlin,
Professor Dr. Spranger, Berlin,
Generalmajor z. V. v. Tempelhoff, Potsdam,
Dr. R. Wagenführ, Berlin,
Generalmaj. a. D. Wagner, Königsbrück,
Prof. Kapitän z. S. z. V. v. Waldeyer-Hartz, Hannover,
General d. Infanterie Werth, Budapest,
General d. Inf. a. D. Wetzell, Berlin,
Professor Dr. F. Wirth, Berlin,
Oberst z. V. Ritter von Xylander, Berlin.

Briefe redaktionellen Inhalts und Manuskripte sind zu senden an den Hauptschriftleiter i. N.:
Karl Linnebach, Potsdam, Burggrafenstraße 28.
Besprechungsstücke von Neuerscheinungen sind zu senden an die Deutsche Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften, Berlin W 35, Matthäikirchplatz 12III.
Zur Beantwortung von Anfragen und Rücksendung von Manuskripten ist Rückporto beizufügen.

Die unter dem Ehrenpräsidium des Reichsstatthalters General d. Inf. Ritter von Epp stehende und von General der Flieger von Cochenhausen geleitete

Deutsche Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften,

deren Organ „Wissen und Wehr" ist, hat es sich zur Aufgabe gemacht, das wehrpolitische Verständnis und das Interesse an den Wehrwissenschaften zu fördern. Anträge zum Beitritt sind zu richten an das Generalsekretariat Berlin W 35, Matthäikirchplatz 12III. Fernsprecher: über O. K. W. 21 81 91.

Beilagen: *Der Gesamtauflage dieser Ausgabe liegt eine Ankündigung der „Kriegswissenschaftlichen Abteilung der Luftwaffe, Berlin NW 40", bei.*

Digitized by Google

Neuntes Heft Jahrgang 1939

Wissen und Wehr

MONATSHEFTE

In sämtlichen Aufsätzen handelt es sich um die privaten Ansichten einzelner Persönlichkeiten, keinesfalls um die Anschauungen maßgebender militärischer Dienststellen.

„Deutschland muß leben,
auch wenn wir sterben müssen!"

Die Würfel sind gefallen! England hat Europa in einen neuen Krieg geworfen. Es will kein starkes Deutschland. Darum soll dieses auf die Knie gezwungen werden. In Danzig und dem Korridor hat es einen Vorwand gefunden, obwohl es sich hier um deutsches Land handelt, das uns durch das Versailler Diktat widerrechtlich geraubt wurde. Polen ist der erste Leidtragende, der für England marschierte und unsägliches Leid über sich gebracht hat. Was Frankreich für ein Interesse hat, sich um Danzigs willen gegen uns zu stellen, ist jedem vernünftigen Menschen unklar, nachdem der Führer ihm oft genug erklärt hat, daß wir unsere jetzigen Westgrenzen als unabänderlich ansehen. Die Neutralen haben bereits einen Vorgeschmack bekommen, wie wenig England ihre Rechte achtet.

So ist die Lage. Für uns heißt es, daraus die eine und einzige Folgerung zu ziehen, daß wir alles daran setzen müssen, diesen uns in hinterhältiger Weise aufgezwungenen Krieg siegreich zu beenden.

Die Deutsche Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften hat sich seit ihrer Gründung das Ziel gesetzt, ihre Mitglieder mit wehrpolitischem Verständnis zu erfüllen. Es darf nie wieder vorkommen, daß das deutsche Volk kritiklos auf trügerische Versprechungen unserer Feinde hineinfällt. Wir alle haben bei unserer Arbeit die Überzeugung gewonnen, daß es heut-

Digitized by Google

zutage eine der Hauptaufgaben wehrpolitisch geschulter Männer sein muß, die Wirkungen des geistigen Krieges unserer Gegner zunichte zu machen. Dieser Aufgabe will sich die Gesellschaft jetzt hauptsächlich widmen. Ihre wissenschaftliche Arbeit wird nur insoweit fortgesetzt werden, als es sich um aktuelle, den Zwecken der Landesverteidigung dienende Fragen handelt. Dementsprechend wird auch der Inhalt unserer Zeitschrift „Wissen und Wehr" gestaltet werden.

So fordere ich denn unsere Mitglieder und Abonnenten auf, mitzuarbeiten zur Erhaltung und Stärkung des Abwehrwillens unseres Volkes.

Wir kämpfen für eine gerechte Sache!

Es lebe der Führer!

Deutsche Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften.

Der Präsident
von Cochenhausen

Über den Abwehrkampf im Osten.

Von General der Artillerie z. V. v. Metzsch.

Der Führer hat vor Beginn der offenen bewaffneten Feindseligkeiten dem Auslande wiederholt zugerufen, daß man sich dort nicht klar zu sein scheine über die Katastrophe, die über Polen hereinbrechen werde, wenn man sich einer friedlichen Wiedergutmachung des Versailler Unrechts versage. Die Warnung verhallte ungehört oder doch unbeachtet, aber die angekündigte polnische Katastrophe ist da. Sie wird wahrscheinlich vollendet sein, wenn diese Zeilen im Druck erscheinen. Denn schon heute, am 19. September, besteht das polnische Heer nur noch aus Resten in operativ hoffnungsloser Lage, der polnische Staat besteht überhaupt nicht mehr. Seine Regierung fristet ein Flüchtlingsdasein an der rumänischen Grenze. Sein beamtliches Gefüge ist desorganisiert oder in Feindeshand. Seine Bevölkerung ist teils demoralisiert, teils insurgiert, und seine Hauptstadt ist im Begriffe, der Zerstörung zu verfallen, da ihr Militärbefehlshaber in verbrecherischem Starrsinn bisher keinen Gebrauch von den bekannten Schonungsversuchen gemacht hat, welche die deutsche Wehrmachtleitung zugunsten der offenen Stadt unternommen hatte.

Es liegt daher viel Zwangsläufiges, Folgerichtiges und Natürliches darin, daß Rußland sich entschloß, das weißrussische und ukrainische Ostpolen zu besetzen, Gebiete, die der künstlich aufgeblähte Vielvölkerstaat Polen niemals zu gewinnen oder zu verschmelzen vermochte. Wo diese Besetzung endet, darüber entscheidet nunmehr lediglich das Einvernehmen zwischen

Digitized by Google

den Führern der beiden Großmächte nach Maßgabe der Lebensnotwendigkeiten der großdeutschen und großrussischen Völker.

Das polnische Volk hat seine zwanzigjährige Prüfung als Staatsvolk, das heißt als staatenbildende Kraft, nicht bestanden. Zwar schien es eine gewisse Zeit hindurch, besonders zu Lebzeiten seines bedeutenden Marschalls und während des klugen Nichtangriffspaktes zwischen Deutschland und Polen so, als ob die Nachbarschaft der beiden Völker in friedliche Bahnen zu lenken wäre. Allein, eine verblendete chauvinistische Selbstüberschätzung und eine noch verhängnisvollere Unterschätzung des kalten Eigennutzes der englischen Politik, die Polen l e d i g l i c h als eine seiner bewaffneten Kreaturen gegen Deutschland betrachtete, zogen den Außenminister Beck von der weitblickenden Pilsudski-Linie ab und stießen Polen in die Katastrophe hinein, die wir jetzt erleben.

Sie wurde ausgelöst in Abwehr zahlloser polnischer Herausforderungen Deutschlands, die von der eindeutigen englischen Ermunterung, das heißt von der für j e d e n Fall zugesagten englischen Hilfe, ihre stärksten Impulse erhielten. Die Katastrophe wurde beschleunigt durch eine polnische Heerführung, die vom ersten Tage an völlig versagte. Das Verhängnis wurde vollendet durch die überragende deutsche Feldherrnkunst und ihr überragendes Instrument.

Es wurde sozusagen ein strategischer Rekord erzielt. Der ganze Vorgang ist etwas kriegsgeschichtlich Einmaliges. Weder Königgrätz, Sedan oder Tannenberg weisen derartige Schnellerfolge über Tausende von Quadratkilometern hinweg auf. Allenfalls Jena-Auerstedt war ein ähnlicher kartenhausartiger Zusammenbruch. Immerhin hielt sich damals das getreue Ostpreußen als Zitadelle, von der die Erhebung Preußens einst ihren Ausgang nahm. Vom Versailler Polen dagegen ist nichts dergleichen übriggeblieben. Nicht einmal die Möglichkeit des Verhandelns ist noch gegeben. Es ist niemand mehr da, der Polen glaubhaft vertritt, niemand, der das Volk, den Staat oder die Wehrmacht noch einheitlich zu leiten in der Lage wäre. Es gibt nur noch örtlich begrenzte Amtsbereiche ohne oder mit höchst fragwürdiger Autorität, nur noch in den Grenzen ihrer erschütterten Verbandsreste wirkende militärische Befehlshaber, nur noch Fetzen des einstigen Verkehrsnetzes. Die ganze Substanz des polnischen Staatsraumes ist in chaotische Unordnung gebracht und harrt, mehr oder weniger hilflos, der neuordnenden deutschen oder russischen Hand.

Es wurde schon gesagt, daß die ausbleibende englische Hilfe, die unzulängliche polnische und die überragende deutsche Führung die drei Hauptgründe des polnischen Zusammenbruchs sind. Es tritt aber eine Reihe bedeutsamer Einzelgründe hinzu.

Unter ihnen ragt die motorisierte Truppe und Waffe hoch hervor. Sie hat dem Polen eine Überraschung nach der anderen bereitet, obwohl in den

Digitized by Google

letzten Augusttagen manches Überraschungsmoment des deutschen Aufmarsches aus außenpolitischen Gründen verlorenging. Sie hat zur Erde und in der Luft einen Offensivgeist entwickelt, der mit gleicher Kühnheit am Steuer wie einst Seydlitz, Zieten oder Blücher im Sattel saß. Sie hat aller Schwächen des miserablen polnischen Wegenetzes gespottet, wobei ihr allerdings besonders günstige Witterungsverhältnisse erleichternd entgegengekommen sind. Vor allem aber hat sie den Feind in Flanke und Rücken gefaßt, ohne um die eigenen Flanken und den eigenen Rücken irgendwie besorgt zu sein.

Daraus hat sich manche örtliche taktische Krise ergeben. Aber nur dadurch konnte das polnische Heer zu einigen Klumpen zusammengetrieben werden, in denen es dann, umstellt, der Auflösung und Gefangennahme entgegenging. Das, was uns in den Weltkriegsjahren nur einmal bei Tannenberg vollendet gelang, was dem Japaner auf dem chinesischen Kriegschauplatz trotz starker Überlegenheit an motorisierten Truppen nie gelungen ist, nämlich der Versuch, dem Feinde ein Cannae zu bereiten, — in Polen hat die deutsche Führung dieses operative Ideal nicht nur einmal, sondern mehrere Male und schließlich sogar im ganzen polnischen Raume westlich der Linie Grodno—Brest-Litowsk—Lemberg verwirklicht.

Nirgends sind Operationen im Stellungskrieg versandet. Überall wurden die polnischen Versuche, wieder Front zu machen, im Keime erstickt. Niemals ist es zu einem polnischen Gegenschlage größeren Umfangs gekommen. Stets hat die deutsche Führung der polnischen das Gesetz des Handelns diktiert.

Die kühnsten Clausewitz-Thesen, die schönsten Schlieffen-Hoffnungen haben in den wenigen Wochen des deutschen Vernichtungsfeldzuges in Polen ihre Bestätigung und Erfüllung gefunden. Klassisch und drastisch wurde unter Beweis gestellt, daß die stumpfsinnige Materialschlacht gar nicht aufzukommen braucht, wenn überlegene Beweglichkeit, überlegen geleitet, das operative Kennzeichen des Krieges ist. In den Somme- und Flandernschlachten der Weltkriegsjahre 1916/17 sprühte auf der Feindbundseite kein einziger genialischer Feldherrnfunke. In der deutschen Septemberoffensive des Jahres 1939 gegen Polen blitzten viele auf.

Das strategische Meisterstück verliert nichts von seinem Glanze dadurch, daß der Pole schlecht oder überhaupt nicht geführt wurde und sich auch in seiner Bewaffnung, Ausrüstung und Ausbildung als unterlegen erwies. Insbesondere die Luftwaffe war schwach, die allgemeine Motorisierung war noch schwächer, die Artillerie mäßig, und die sehr starke Kavallerie vermochte sich nirgends nennenswert zur Geltung zu bringen. Allein, die Mittel des polnischen Feldherrn hätten zu geschickter Abwehr durchaus, vielleicht sogar zu recht wirksamen Gegenschlägen genügt. Diese Absichten wurden von der deutschen Führung durchkreuzt. Vom ersten Tage an wurde

Digitized by Google

der polnischen Heeresleitung ihr Konzept gründlich verdorben. So gründlich, daß der polnische „Feldherr" Rydz-Smigly seinen Rücktritt anbot, ein Entschluß, der sich inzwischen erübrigt und in eine nicht gerade heroische Flucht über die Grenze verwandelt hat.

Dennoch soll anerkannt werden, daß sich Einzelteile des polnischen Heeres selbst in operativ aussichtsloser Lage tapfer geschlagen haben. Daneben freilich steht die Mitschuld soldatesker Haufen an allerlei feigen Bestialitäten, zu denen eine gewissenlose Regierung, die nichts mehr zu verlieren hatte, amtlich ermuntert hat.

In hellem Glanze erstrahlt demgegenüber die wohldisziplinierte Präzision, mit der sich das deutsche Heer darauf beschränkte, allen rein militärischen Widerstand zu brechen. Die junge Wehrmacht hat in der Tat die kühnsten Hoffnungen und Erwartungen der alten Weltkriegsgeneration, insbesondere von uns alten Soldaten, weit übertroffen.

Die neue Luftwaffe hat alle ihr gestellten Aufgaben bis zur Vollendung restlos erfüllt und dabei eine verständnisvolle kameradschaftliche Heeresverbundenheit bewiesen, die um so beglückender ist, als die kurzfristige Friedensarbeit und die beständige organisatorische Bewegung nicht immer viel Zeit übrigließen, sich der Zusammenarbeit mit der Erdtruppe zu widmen. Dieser wurden viele Wege durch Bomben geöffnet, dem Feinde viele auf gleiche Weise abgeschnitten. Die feindliche Luftwaffe wurde wirksam an ihrer Wurzel, das heißt an ihrer Bodenorganisation, gefaßt und der Luftkampf mit einem derartigen fliegerischen Schneid geführt, daß die Luftherrschaft sehr bald unbedingt errungen war und die deutsche Erdtruppe von Luftangriffen so gut wie gänzlich unbehelligt blieb.

Die neue motorisierte Truppe und Panzerwaffe war Schrittmacher eines Operationstempos, das jeden feindlichen Versuch, nach Zerschlagung des ersten polnischen Aufmarsches wieder eine brauchbare Kräftegruppierung herzustellen, zum Scheitern brachte.

Daraus ergaben sich ganz ungeheure Nachschubschwierigkeiten. Aber auch dieses in allen Heeren der Großmächte heftig umstrittene Problem wurde, trotz fortwährender rückwärtiger Kämpfe mit versprengten Feindteilen, vorzüglich gelöst. Nach unserer Kenntnis ist keine motorisierte Bewegung großer Verbände infolge von Treibstoffmangel mißglückt, kein Vorwärtsdrängen am „rückwärtigen Dienst" gescheitert, kein Einsatz großer Einheiten aus Mangel an Munition oder Verpflegung unterblieben. Damit liegt das bedeutsame Ergebnis einer gründlichen Führergehilfenschulung vor, das dieser, schon um ihrer Kurzfristigkeit willen, alle erdenkliche Ehre macht. Der Nachschub ist nicht nachgehinkt. Die Heeresversorgung hat die Heeresbewegungen nicht beeinträchtigt. Natürlich hat es an Reibungen nicht gefehlt. Aber es hat auch zu rechter Zeit an entscheidender Kampfstelle nicht am Nötigsten gefehlt. Die Kolonnen waren die tragenden Säulen der

Digitized by Google

Gefechtsfronten, die sie sein sollen, nicht der Ballast, der sie angesichts des gewaltigen Nachschubbedarfs eines neuzeitlichen Heeres so leicht zu werden drohen, wenn sich zu dem Führerdrang nach vorwärts, der gegen den Feind gerichtet ist, nicht die vorausschauende Gehilfenumsicht gesellt, die für die kämpfende Truppe und nur für diese denkt.

Bedeutende Soldaten aller Großmächte haben gezweifelt, ob in der rauhen Wirklichkeit des Krieges die „schnellen Verbände" auch ihre „schnelle Versorgung" haben würden. Marschall Pétain sagte am Schlusse großer motorisierter Verbandsübungen: „Wir können viel, aber bewegen können wir uns noch nicht." „France militaire" schrieb nach großen Manövern motorisierter Einheiten in Savoyen: „Zwei Sieger sind aus den Manövern hervorgegangen, nämlich der Alpenjäger zu Fuß und der Maulesel!" Nun, die Schwierigkeiten schmaler polnischer Waldwege sind von anderer Art als die der Gebirgspfade im südöstlichen Frankreich. Aber geringer waren die Schwierigkeiten in Polen gewiß nicht. Um so berechtigter ist jeder Stolz auf die praktisch geglückte Lösung des theoretisch umstrittenen Problems.

Es wäre noch sehr viel „über den Abwehrkampf im Osten" zu sagen. Aber nicht nur der Raum verbietet, einstweilen ein kritisches Fazit auch aus anderen Fragen zu ziehen, die dieser wunderbare Dreiwochenfeldzug aufgeworfen hat. Nur das eine soll abschließend noch herausgestellt werden, nämlich, daß sich nun zu der Zuversicht, die wir aus der vom Führer geschaffenen Außenlage schöpfen dürfen, auch ein unbegrenztes Vertrauen in die junge Wehrmacht und ihre Führung nicht nur — wie bisher — gefühlsmäßig, sondern auch verstandesgemäß gesellen darf. Die neue gewaltige Schöpfung des Führers hat Leistungen am Feinde aufgewiesen, die für alle Zeiten zu den glänzendsten der Kriegsgeschichte zählen werden.

Die Entwicklung des französischen Heeres von Kriegsende 1918 bis zur Heeresreform 1928.

Von Wolfdietrich Ritter v. Xylander,
Hauptmann im Generalstab des Heeres.

I. Das Heer in der Demobilmachung.

Mit Abschluß des Waffenstillstandes und der Diktierung des Friedens war nach Auffassung der französischen Staatsführung die aktive Aufgabe des Heeres noch nicht beendet. Die Erwartung neuerlichen deutschen Widerstandes machten seine Erhaltung in einsatzbereiter Form auf längere Zeit hinaus notwendig; seine Stärke mußte nicht nur den Besitz des linken Rheinufers sichern, sondern auch für Pressionen ausreichen, die den Willen Frankreichs dem Besiegten aufzwangen. Außerhalb des Raumes

Digitized by Google

unmittelbarer Berührung mit Deutschland waren Truppen in mobiler Gliederung und Stärke notwendig, um die Entstehung und Erhaltung neuer von Frankreich abhängiger Staaten zu gewährleisten. Dazu waren in Kleinasien und Marokko noch Aufgaben kriegerischer Art zu lösen. Im Hinblick auf die Zukunft konnte Frankreich aber auch nicht auf die Ausbildung der heranstehenden Rekrutenjahrgänge verzichten.

Diesem Bedürfnis der Erhaltung einer starken mobilen Kriegsmacht wirkten mehrfache Faktoren entgegen: der Wiederaufbau der zerstörten Gebiete und das Ingangbringen einer ertragreichen Friedenswirtschaft mußten rasch geschehen, nicht allein zu dem Zwecke einer Festigung der ökonomischen Grundlagen des Staates, sondern auch zum Beweis des Erfolges gegenüber der eigenen Bevölkerung. Diese Aufgaben bedingten baldige Entlassung zahlreicher Jahrgänge. Dazu trat als Reaktion der im Kriege bewiesenen Opferbereitschaft des französischen Volkes ein starkes Nachlassen des Wehrwillens und der Bereitschaft ein, personelle und materielle Leistungen militärischer Art zu tragen. In dem parlamentarisch regierten Staate setzte sich diese öffentliche Meinung bald in erhebliche Abneigung gegen die Wehrmacht um; verstärkt wurde sie durch die aus dem Ausland kommende Propaganda pazifistischer und marxistischer Natur.

Am Tage des Waffenstillstandes hatte das französische Heer eine Stärke von 6 471 589 Mann, darunter 4 007 442 Kombattanten in 102 Divisionen (1081 Bataillone).

Die Rückführung dieses Heeres in den Friedensstand, dessen Stärke im Juli 1914 883 500 Mann betragen hatte, mußte zunächst auf Grund des Gesetzes vom 7. August 1913 über die Einführung der dreijährigen Dienstzeit erfolgen. Gegen deren Beibehaltung aber erhoben sich bald erhebliche Widerstände, die sich in Debatten in der Kammer der Abgeordneten und im Senat äußerten. Ein Antrag des Senators Doumer sah einjährige Dienstzeit vor, andere sprachen von noch geringerer aktiver Dienstdauer. Der Kriegsminister erklärte Anfang 1920, daß es ihm bei der derzeitigen Gesamtlage noch nicht möglich sei, einen Entwurf für eine endgültige Regelung vorzulegen; er könne nur einen Gesetzentwurf für vorläufige Regelung versprechen, der jedoch auch ausblieb. Immerhin wurde, nachdem die älteren Jahrgänge schon im Laufe des Jahres 1919 demobil gemacht waren, der Jahrgang 1918 vor Ablauf seines dritten Dienstjahres im Frühjahr 1920 entlassen und damit die Herabsetzung der Dienstzeit eingeleitet.

Die Schuld daran, daß es außerordentlich lange dauerte, bis eine befriedigende endgültige Lösung der Frage von Wehrverfassung und Heeresorganisation gefunden wurde, lag nicht allein in den erwähnten Schwierigkeiten außen- und innenpolitischer sowie wirtschaftlicher Art; auch

Digitized by Google

bei den führenden Stellen der Armee war noch keine Klarheit über die zweckmäßigste Heeresform der Zukunft vorhanden.

Der im Kriege errungene Enderfolg schien den Anschauungen recht zu geben, die in der Beibehaltung des „stehenden Heeres" der Vorkriegszeit das Rezept für die Zukunft erblickten. Das Kennzeichen dieser Heeresform war das Bestehen eines schon im Frieden starken, gut und lange ausgebildeten und rasch operationsbereit zu machenden Heeres. Den in der Mobilmachung dazutretenden Reserveverbänden dagegen wurde eine Zusammensetzung und Ausstattung nur minderer Güte gegeben, dementsprechend auch geringeres Vertrauen geschenkt.

Dieser Anschauung stand die Auffassung entgegen, daß in Zukunft der Krieg mit der ganzen, gleichmäßig vorbereiteten und organisierten „bewaffneten Nation" geführt werden müsse. Ihr gab die Tatsache der langen Dauer des Krieges recht, die aus der Notwendigkeit der Anspannung aller Kräfte eine gleichmäßige und gleichwertige Organisation aller Verbände des Heeres entstehen ließ. Diese Auffassung sah im Friedensheer nur die Ausbildungsschule und den Rahmen für die große Masse der Reserven. Sie beruhte auf den von Jaurès entwickelten Gedankengängen und ließ sich auch, wie die spätere Heeresreform zeigte, am ehesten mit den von außerhalb des Heeres her kommenden, auf Kürzung der Dienstzeit dringenden Forderungen verbinden.

Voraussetzungen: Eine solche Form der Wehrverfassung setzte im Interesse einer gesicherten Landesverteidigung voraus:

1. ein genügend starker Stamm von Offizieren und Berufsunteroffizieren mußte die volle Ausnutzung einer kurzfristigen Ausbildungszeit gewährleisten und den Rahmen von Führern und Spezialisten für das Kriegsheer in seinem großen Umfange bereitstellen;
2. das Heer durfte in seiner Ausbildungsarbeit nicht durch Belastung mit Mobilmachungsvorbereitungen gestört werden; diese mußten anderen Stellen übertragen werden;
3. rasch mobil zu machende Verbände größerer Etatstärke waren an zunächst gefährdeten Grenzen und zur Einleitung von Operationen bereitzustellen; dafür bot sich u. a. die Verwendung farbiger Truppen im Mutterlande an;
4. durch die Vorbereitung der ganzen Nation und aller ihrer Institutionen auf den Krieg mußte die Schlagkraft des an erster Stelle stehenden kriegerischen Instruments, des Heeres, erhöht werden; im unmittelbaren Interesse der Wehrmacht war dabei einer gesetzlich geregelten Jugendausbildung besonderes Augenmerk zuzuwenden.

Die erstere Auffassung, vertreten von der Mehrzahl der in führenden Stellungen sich befindenden Generale, setzte sich innerhalb des Heeres zunächst durch. Diese, die den Aufschwung der Armee vor 1914 und

Digitized by Google

ihren Sieg an maßgebender Stelle vorbereitet, erlebt und erreicht hatten, bestimmten die annähernde Beibehaltung der bisherigen Form. Sie waren sich klar, daß sie dabei durch Herabsetzung der Dienstzeit den Wünschen der im Parlament zu Wort kommenden politischen Faktoren entgegenkommen mußten.

Dementsprechend legte im November 1920 der Kriegsminister den Entwurf eines Gesetzes über die allgemeine Heeresorganisation und eines Rekrutierungsgesetzes vor, die eine zweijährige Dienstzeit vorsahen. Damit glaubte man, die bestehende Gliederung der Armee ziemlich unverändert erhalten zu können. Vor dem Widerstand der Kammer mußten aber die Entwürfe zurückgenommen und einer Umarbeitung unterzogen werden, die eine aktive Dienstdauer von 1½ Jahren vorsah. Damit näherte man sich notgedrungen mehr der Anschauung, die eine Wehrverfassung mit kompromißloser Aufstellung der „nation armée" wünschte. Die damit notwendigerweise verbundenen Folgerungen kamen in den Bedingungen zum Ausdruck, die für diese Dienstzeitherabsetzung gestellt wurden: die Zahl der Längerdienenden sollte von 50 000 auf 80 000 bis 100 000, die Stärke der farbigen Truppen von 200 000 auf 300 000 Mann gebracht, 30 000 Zivilangestellte sollten für die Heeresverwaltung eingestellt werden. Bis zur Erreichung dieser Zahlen, die für 1923 erwartet wurde, sollte die zweijährige aktive Dienstverpflichtung bleiben. Außerdem sollte auch die gesamte Dienstpflicht von bisher 28 auf 30 Jahre ausgedehnt werden.

Kriegsminister Lefèvre, der innerlich mit diesen Gesetzen nicht einverstanden war, trat nach ihrer Vorlage im Dezember 1920 zurück; damit verschwanden auch die Entwürfe zunächst wieder aus der Weiterbehandlung. Diese wurde außerdem verzögert durch die Wiedereinberufung der Jahresklasse 1919 anläßlich des Londoner Ultimatums im Mai 1921, womit vorübergehend wieder drei Jahrgänge im aktiven Dienst standen.

Erneut wurde auf im wesentlichen gleicher Grundlage einer aktiven Dienstzeit von 1½ Jahren im Juni 1921 eine Folge von Wehrgesetzanträgen vorgelegt. Nach langer Beratung in den Kommissionen kamen diese erst vom März 1922 an vor die Kammer. Eines dieser Gesetze, das über die Rekrutierung, wurde gegenüber vielfachen anderen Vorschlägen, die eine Dienstzeit von 24, 12, 8 oder 6 Monaten vorsahen, am 29. Juni 1922 angenommen. Die Verabschiedung vor dem Senat aber gelang erst am 17. März 1923, womit das Gesetz am 1. April 1923 in Kraft trat. Vom Senat wurde die bestimmte Erwartung ausgesprochen, daß man bald zur einjährigen aktiven Dienstzeit übergehen werde. Die Verlängerung der gesamten Dienstverpflichtung von 28 auf 30 Jahre lehnte der Senat ab.

Die folgenden Gesetze über die allgemeine Heeresorganisation und über die Einheiten und Stärken wurden zwar Anfang 1924 von der Kammer angenommen. Die Beratungen vor dem Senat wurden jedoch von dem in

Digitized by Google

der Folge von Wahlen vom Mai 1924 zum Kriegsminister ernannten General Nollet sistiert. Er hatte erkannt, daß die Heeresreform auf vollständig neuen Grundlagen durchgeführt werden mußte, und erklärte daher, andere Entwürfe ausarbeiten zu wollen. Doch hatte die Umbildung des Heeres auf Grund der ursprünglichen Gesetzesvorlagen auch ohne deren Verkündung schon Ende März 1923 begonnen.

So fand die Periode der Demobilmachung des Kriegsheeres mit dem Gesetz vom 1. April 1923 nur ihren vorläufigen Abschluß. Dieser Zeitabschnitt kennzeichnet sich dadurch, daß es erst nach mehr als vier Jahren gelungen war, einen kleinen Teil einer neuen verfassungsmäßigen Grundlage für die Heeresorganisation zu schaffen. Im übrigen aber wurde die als überholt erachtete Wehrverfassung der Vorkriegszeit beibehalten und erst dann durch Einzelverordnungen und auf dem Befehlswege jeweils geändert, wenn ein augenblicklicher Zwang vorlag.

Einigkeit über grundsätzliche Fragen der neuen Wehrgestaltung bestand lediglich in einem Punkte, dem der Beibehaltung der allgemeinen Wehrpflicht und damit der Ablehnung eines reinen Berufsheeres. Aus dem Bestreben, einerseits den Rahmen des starken stehenden Heeres von 1914 nicht zu sehr herabzusetzen, andererseits die aktive Dienstzeit erheblich zu verkürzen, entstand ein Kompromiß, der üble Folgen für das innere Gefüge des Heeres hatte. Es rächte sich, daß man mit Rücksicht auf die parlamentarische Regierungsform zuerst die den Volksvertretern als wichtigste ihren Wählern gegenüber erscheinende Frage der Dienstzeit entschied, ohne sich darum zu kümmern, daß die Gesamtorganisation nicht dazu paßte.

Das Mißverhältnis zwischen bestehenbleibenden Einheiten und der Friedensstärke des Heeres nahm bei den Verbänden im Inneren des Landes zu. Die Berufssoldaten und „alten Leute" wurden immer mehr von den Funktionen der Verwaltung, des Wach- und inneren Dienstes in Anspruch genommen, die Jahresklassen von 1920 an verließen mangelhaft ausgebildet die Armee. Im folgenden Zeitabschnitt sollten diese Verhältnisse zu einer weitgehenden Desorganisation führen.

II. Die Zwischenlösung der 1½jährigen Dienstzeit.

Das auf Grund des erlassenen Rekrutierungsgesetzes und der anderen eingereichten, aber noch nicht angenommenen Entwürfe von Wehrgesetzen umgebildete Heer nahm zu Anfang 1924 folgende Form an:

in Frankreich standen 13 Armeekorps mit 23 Infanterie-Divisionen und 5 Kavallerie-Divisionen in Durchschnittsstärke von 390 000 Mann,

im Rheinland und Ruhrgebiet 3 Armeekorps mit 9 Infanterie-Divisionen in Stärke von 150 000 Mann,

Digitized by Google

in Algerien und Tunesien 1 Armeekorps mit 4 Infanterie-Divisionen in Stärke von 70 000 Mann,
in Marokko Verbände mit 75 000 Mann,
in Syrien und den Kolonien und Mandatsgebieten solche von 85 000 Mann.

Erschwerend für den Umbau wirkte, daß das Heer in diesen Jahren von Aufgaben aktiven Einsatzes noch nicht befreit war: die Besetzung des Rheinlandes und Ruhrgebietes und die sich immer wiederholenden Kämpfe mit aufständischen Stämmen in Marokko und Syrien banden starke Heeresteile. So verblieb gerade die Hälfte des gesamten Bestandes für die Verbände innerhalb Frankreichs, die die Hauptlast der Ausbildung zu tragen hatten.

In der Stärkebemessung der Armee an Rhein und Ruhr kam schon zum Ausdruck, daß trotz der Vollendung der deutschen Abrüstung das Bedürfnis einer starken „couverture" an der Ostgrenze geblieben war. Diesem entsprach auch die Wiedereinführung der in der Vorkriegszeit durchgeführten Etaterhöhung der Truppenteile in den Grenzwehrkreisen, wozu jetzt auch die Verbände der Rheinarmee rechneten. Außerdem aber wurden neben diesen „divisions renforcées" in Stärke von rund 8000 Mann (division normale: 7000 Mann) auch 9 divisions mixtes geschaffen, die bei einer Stärke von 9000 Mann ein weißes und zwei farbige Infanterie-Regimenter enthielten. Damit waren zum erstenmal farbige Truppenteile in das Heimatheer eingegliedert. Ihr höherer Etat war bedingt durch das Fehlen sofortiger Auffüllungsmöglichkeit mit Farbigen bei der Mobilmachung.

Die „couverture" verlangte die Sicherstellung einer Handlungsmöglichkeit defensiver und offensiver Art. Das war mit diesen Maßnahmen erreicht. Sie deckten durch einen starken, damals in der Hauptsache weit über die Landesgrenze vorgeschobenen Grenzschutz Frankreich gegen einen militärischen Überfall und gewährleisteten zugleich die rasche Verwendungsbereitschaft einer Anzahl von Verbänden für den Einsatz innerhalb Europas oder nach Übersee.

Der Absicht, dazu noch die Zeit der Mobilmachung für das gesamte in seinem Rahmen sehr weitgespannte Heer möglichst unauffällig verkürzen zu können, diente der Artikel 40 des Rekrutierungsgesetzes vom 1. April 1923. Er gab der Regierung die Befugnis, „wenn es die Umstände erfordern", einen zum Ausscheiden kommenden Halbjahrgang unter den Fahnen zu behalten. Unter der gleichen Voraussetzung konnten auch ohne vorhergehende Parlamentsgenehmigung alle Reserveoffiziere und die zwei letzten gedienten, in der „disponibilité" sich befindenden Jahrgänge wiedereinberufen werden. Derselbe Artikel bestimmte im Interesse des steten Vorhandenseins genügender Stämme an Ausgebildeten, daß die erste Hälfte

Digitized by Google

der zum aktiven Dienst heranstehenden Jahresklasse im Mai, die zweite im November einzuziehen sei.

Die Organisation der gesamten Nation für den Krieg wurde durch die Schaffung einer Klasse von „affectés spéciaux" vorbereitet. Als solche wurden Reservisten bezeichnet, die nicht zum Dienst mit der Waffe oder zum „service auxiliaire", dem Hilfsdienst der Truppe, eingezogen werden sollten, sondern in Kriegsbetriebe jeder Art, die Spezialisten erforderten. In rechtlicher und materieller Hinsicht wurden sie den zum Heeresdienst Eingezogenen gleichgestellt.

Der Umbau der Armee hatte somit den Erfordernissen einer Mobilmachung in genügender Weise Rechnung getragen. Doch ungenügend berücksichtigt waren die Bedürfnisse der Ausbildung des Heeres im Frieden, damit aber wieder einer der hauptsächlichsten Faktoren der im Kriege zu erwartenden Leistung.

Die Voraussetzungen, die der erste Entwurf eines Wehrgesetzes für 1½jährige Dienstzeit gestellt hatte[1]), waren nur zum geringen Teil erfüllt worden. Das Versprechen der Einstellung zahlreicher agents militaires zur Entlastung der Truppe wurde nicht gehalten, die Stärke der farbigen Truppen aus Bedenken nicht nur finanzieller, sondern auch grundsätzlicher Art nicht über die Zahl von 200 000 Mann erhöht. Die Regimenter blieben auch mit Aufgaben der Mobilmachungsvorbereitung und Beständeverwaltung belastet.

Besonders schlimm wirkte sich für die Ausbildung des Heeres der Umstand aus, daß infolge der sowohl in ideeller, wie in materieller Beziehung unerfreulichen Lebensbedingungen die vorgesehene Zahl von Kapitulanten nicht erreicht wurde. Nur 72 000 Berufsunteroffiziere und längerdienende Soldaten standen im Jahre 1924 zur Verfügung, in den nächsten Jahren noch weniger. Die Fehlstellen an Kapitulanten betrugen schon 1924 bei der Infanterie und Artillerie 30 v. H., bei der Geniewaffe 70 v. H.; nur die Kavallerie hatte fast alle etatmäßig vorgesehenen „rengagés". Aus dem gleichen Grunde nahm auch die Qualität der Berufssoldaten, ebenso wie die des gleichfalls in seinen Lebensbedingungen sehr schlecht gestellten Offizierkorps und des Offiziersatzes immer mehr ab.

Die hauptsächliche Ursache der üblen Ausbildungsverhältnisse, das Mißverhältnis der Zahl der Dienstpflichtigen zu der Zahl der Truppeneinheiten wurde schon erwähnt. Die Anzahl der für die Verwaltung, besonders die der enormen Kriegsbestände jeweils benötigten Soldaten ist nicht bekannt; auch nicht die durchschnittliche Zahl derer, die sich auf Schulen und Lehrgängen befanden. Zu letzteren waren jedoch besonders viele erst im Kriege eingetretene Offiziere und Berufsunteroffiziere zur Ergänzung ihrer lückenhaften Ausbildung einberufen. So läßt sich eine Durch-

[1]) Siehe Seite 649.

Digitized by Google

schnittsstärke für die tatsächlich zur Ausbildung kommenden Leute nicht errechnen. Angaben in der Literatur zeigen jedoch, daß z. B. von einem Infanterieregiment des type renforcé mit einer Etatstärke von 2200 Mann nur 1754 in der Truppe standen und davon wieder nur 505 zur Ausbildung kamen. Noch schlimmer sah es bei den Verbänden im Landesinnern, den divisions normales aus. Der zweimalige Einstellungstermin verlangte außerdem von dem geringen vorhandenen Ausbildungspersonal dauernde starke Anspannung.

Man versuchte mit Aushilfen zu bessern. Man fand die Lösung, immer zwei Bataillone oder Abteilungen zu koppeln und jedem nur einmal im Jahre Rekruten zuzuweisen. So bestand dann die eine Einheit nur aus Rekruten, die andere nur aus Mannschaften im 2. oder 3. Diensthalbjahr, wobei die letzteren jeweils zu dessen Beginn die Truppe wechseln mußten. Eine dritte Einheit aber noch zu diesem Wechsel heranzuziehen, verboten wieder die Bestände. So ließ man diese lieber ein halbes Jahr lang als Rahmen bestehen, wobei ihr Stamm nur mit Verwaltung und Wachdienst beschäftigt war. Das ergab wieder eine wenig befriedigende Lösung.

Diese Verhältnisse spitzten sich immer mehr zu und wurden immer offenbarer. Infolge ihrer kümmerlichen materiellen Lage begannen Offiziere sich außerhalb ihrer Dienstzeit in Nebenberufen untergeordneter Art einen Verdienst zu suchen. In der Presse erschienen Aufsätze, die zuerst noch von „inquiétudes militaires", zuletzt aber von der „malaise militaire" und von der „grande misère de l'armée" sprachen. Wendungen wie „L'armée active n'est plus qu'une façade" zeichneten ein durchaus richtiges Bild.

Der Zustand der Armee wirkte sich bald auch auf die politische Stärke Frankreichs aus. Der Ende April 1925 aufflammende Riffkrieg nahm die mobilzumachenden Bestände des Heeres so in Anspruch, daß er die Räumung des Ruhrgebietes wesentlich beschleunigte. Das Anhalten der Krise in Marokko und der im Juli 1925 beginnende Aufstand in Syrien blieb nicht ohne Einfluß auf den Entschluß zum Eingehen des Locarnovertrages. Es wurde höchste Zeit für eine durchgreifende Reform der Wehrmacht.

Diese Heeresreform wurde nicht allein notwendig durch die Gestaltung der Dinge innerhalb der Armee, sondern auch durch das rücksichtslos von den politischen Parteien weiterhin geäußerte Verlangen der Dienstzeitherabsetzung auf ein Jahr. Damit aber mußten Fragen grundsätzlicher Art über die Wehrform entschieden werden.

Im März 1922 hatte der französische Generalstab sich dazu folgendermaßen geäußert[2]): „Die einjährige Dienstzeit ist der achtzehnmonatigen nicht so ähnlich, wie es die achtzehnmonatige der Zweijährigen ist. Es handelt sich um zwei verschiedene Systeme. Die achtzehn-

[2]) Général Targe, La garde de nos frontières, S. 75.

Digitized by Google

monatige ist die letzte, die in Einklang gebracht werden kann mit dem System des stehenden Heeres; die einjährige Dienstzeit ist die erste, die dem Milizsystem entspricht. Diese unterscheiden sich in ihrem Wesen und in ihrer Grundlage; ein tiefer Einschnitt trennt sie. Man muß eines von ihnen wählen."

Diese Auffassung war berechtigt. Mit einer Dienstzeit von einem Jahr kann ein Heer im Frieden in der Hauptsache nur die Ausbildungsschule der Dienstpflichtigen, in der Mobilmachung der Rahmen für die ausgebildeten Reserven sein. Die Forderung rascher und steter Verwendungsbereitschaft kann es, selbst bei zweimaligem Einstellungstermin im Jahr, nur ungenügend erfüllen. Die Sicherstellung der so sehr gewünschten couverture mußte daher mit der Einführung der einjährigen aktiven Dienstzeit gefährdet erscheinen. Diese Bedenken machten sich schon in den auf die Heeresreform abzielenden Debatten lebhaft bemerkbar.

Der erste die Reform einleitende Gesetzentwurf über die allgemeine Heeresorganisation wurde am 8. April 1925 von General Nollet der Kammer vorgelegt. Dieser ließ keinen Zweifel darüber, daß nicht mit einzelnen nacheinander folgenden Gesetzen die Lage der Armee zu bessern sei, sondern daß ein völlig neues Statut entstehen müsse. Dieses sollte aufgebaut sein auf der Erfahrung des vergangenen Krieges, daß im großen die Mobilisation der gesamten Nation, innerhalb des Heeres das Vorhandensein einer großen Masse gut ausgebildeter Reserven ausschlaggebend sei. Dafür allein müsse in Form und Tätigkeit des Friedensheeres vorgesorgt werden. Damit hätte dieses zwei voneinander zu trennende Aufgaben:

1. Ausbildung,
2. Mobilmachung.

Die Aufgabe der Bereitschaft für die couverture und für den Einsatz nach Übersee sowie für die Erhaltung der inneren Ordnung wurden im Gesetzentwurf Nollets als Nebenaufgaben bezeichnet. Für ihre Durchführung sollten nur die Verbände der wieder selbständig zu machenden Kolonialarmee sowie die „Manövereinheiten" in Frage kommen, welche ausschließlich Soldaten des 2. Diensthalbjahres enthielten. Die andere Hälfte der Heimatarmee, die „Ausbildungseinheiten", hätte sich lediglich mit den Rekruten während ihrer ersten sechs Dienstmonate zu beschäftigen.

Es gelang Nollet nicht mehr, seine Absichten durchzusetzen. Mit dem Sturz des Kabinetts Herriot am 10. April 1925 gab er das Kriegsministerium an Painlevé ab. Seine Entwürfe aber blieben ohne Zweifel die wichtigste Grundlage für die weitere Entwicklung des Reformwerkes.

Unter der Wirkung der im Frühjahr 1925 beginnenden dauernden inneren Krise und des erheblichen Einsatz erfordernden Marokko-Krieges

Digitized by Google

blieb die Heeresreform abermals liegen. Erst mit dem 28. Januar 1926 beginnend legte Painlevé die neu erstellten Gesetzentwürfe der Kammer und dem Senat vor.

III. Die Heeresreform 1928.

Mit der Unstimmigkeit des Rekrutierungsgesetzes vom 1. April 1923 zu der in den Grundzügen aufrechterhaltenen Vorkriegsorganisation hatte man schlechte Erfahrungen gemacht. Trotzdem ging man nicht davon ab, auch die neue Wehrverfassung in mehrere Gesetze aufzuteilen. Veranlaßt war diese Maßnahme wieder durch die Schwierigkeiten des parlamentarischen Staatssystems. Je umfangreicher der Gesetzentwurf war, desto mehr Angriffspunkte bot er und desto schwieriger und zeitraubender mußte seine Behandlung werden. In späteren Jahren aber hätte jede notwendig werdende, noch so geringfügige Gesetzesänderung die Wehrverfassung in ihrer Gesamtheit gefährdet.

In der Folge dieser Einzelgesetze steht der Bedeutung nach an der Spitze das Gesetz über die allgemeine Heeresorganisation (Loi sur l'organisation générale de l'armée) vom 13. Juli 1927. Es legte den Rahmen der Organisation des Heeres im Frieden und im Kriege fest.

Das Friedensheer hatte mit Einführung der einjährigen Dienstzeit einen Bestand an weißen Dienstpflichtigen von durchschnittlich nur mehr 225 000 Mann gegenüber rund 335 000 Mann in der Periode der achtzehnmonatigen Dienstverpflichtung und 652 000 Mann im Jahre 1914. Dieser Umstand und die schlechten Erfahrungen mit den geringen Stärken des Heeres in der bisherigen Form legten den Gedanken einer erheblichen zahlenmäßigen Verringerung der großen Einheiten nahe. Die dementsprechend in den Debatten der Kammer vorgeschlagene Zahl von 14 Infanterie-Divisionen des Heimatheeres (gegenüber 41 bei Kriegsausbruch) wurde jedoch vom Obersten Kriegsrat, dessen Meinung Marschall Foch persönlich Ausdruck gab[3]), abgelehnt.

Nach dessen Anschauungen mußte die Absicht der Heeresorganisation dahingehen, im Kriege

1. ein Heer rasch zu mobilisieren, das die Deckung des Heimatgebietes und des Aufmarsches gewährleistete und die Einleitung entscheidender Operationen ermöglichte,
2. als Endziel ein Feldheer aufzustellen, das die Volkskraft wieder restlos ausnutzte.

Für den ersten Zweck wurden 40 Divisionen als notwendiges Mindestmaß angegeben. Da diese im Interesse einer hohen Bereitschaft und eines genügenden Kampfwertes bestenfalls aus einer Verdoppelung

[3]) Revue des deux mondes vom 1. November 1926: „L'armée qu'il nous faut."

Digitized by Google

der Friedensstämme gewonnen werden konnten, ergab sich die Mindestforderung von 20 Friedensdivisionen mit den Stämmen der Korpstruppen für 20 Armeekorps. Diese Zahl entsprach auch der Anzahl der Wehrkreise in der Vorkriegszeit. Eine wesentliche Abänderung der regionalen Einteilung war zudem dem konservativen Denken des Franzosen unerwünscht, um so mehr, als die Zahl der sonstigen Verwaltungseinheiten Frankreichs im Durchschnitt die gleiche Summe ergab.

Für den zweiten Zweck aber glaubte man, Grundlagen für ein Heer bis zu 2½ Millionen Mann vorbereiten zu müssen, dessen organisatorische Aufteilung 80 bis 100 Divisionen ergab. Fügte man nun den 20 weißen Divisionen des Heimatheeres sechs gleichfalls im Mutterlande unterzubringende Kolonialdivisionen hinzu, so wurden diese Grundlagen geschaffen. Man konnte durch Verdoppelung dieser 26 Divisionen eine erste Welle von 52 Divisionen aufstellen, dann weitere 26 Divisionen nachführen, die von jeder der Friedensdivisionen noch einen allerdings sehr schwach besetzten Stamm zu erhalten hatten. Mit den dann noch von Nordafrika zu überführenden Verbänden wurde die Summe von 80 Divisionen überschritten.

Diesen Gedankengängen entsprechend legte die Heeresreform in nahezu ausschließlicher Rücksicht auf die Mobilisationsfähigkeit in das Mutterland: 20 weiße Inf. Div., 5 weiße Kav. Div. und starke „réserves générales" als forces du territoire métropolitain, dazu 1 weiße, 5 farbige nordafrikanische und Kolonial-Inf. Div. als forces mobiles, nach Nordafrika: 8 Inf. Div. und 3 Kav. Div., in die übrigen Kolonien: Verbände in Stärke von annähernd 6 Inf. Div.

Die couverture, die mit Einführung der einjährigen Dienstzeit besonders gefährdet erschien, wurde außer durch diese Art der Friedensgliederung und die Bereitstellung der forces mobiles im Mutterlande wieder mit dem alten Mittel der Etaterhöhung der Verbände an der Ostgrenze verstärkt. Außerhalb der eigentlichen Reformgesetzgebung aber wurden die in solcher Hinsicht bestehenden Bedenken noch besonders gemildert durch den Beginn des Baues neuer Befestigungen im Frühjahr 1930.

In dem neuen Organisationsgesetz war also wiederum in erster Linie den unmittelbaren Bedürfnissen der Kriegseinleitung, dem „mobiliser" und dem „couvrir" Rechnung getragen, die Ausbildungsaufgabe des Friedensheeres, das „instruire", war abermals zurückgetreten. Wieder stand die Zahl der Einheiten in ungünstigem Verhältnis zur Zahl der Dienstpflichtigen. wieder griff man bei der Mehrzahl der Divisionen, den divisions normales, zum Mittel der Teilung in Ausbildungseinheiten, Manövriereinheiten und Rahmeneinheiten. Doch fand jetzt diese Teilung innerhalb des Bataillons statt; auch mußte nicht mehr jeder Halbjahrgang einmal seinen

Digitized by Google

Truppenteil wechseln, wodurch der Zusammenhalt der Truppe, die „cohésion", gefördert wurde.

Eine wesentliche Verbesserung aber erfuhren die Ausbildungsverhältnisse durch die nun mit aller Deutlichkeit in den Artikeln 7 bis 10 festgelegte Trennung des Friedensheeres von der territorialen Organisation, der die Aufgaben der Heeresergänzung durch bureaux de recrutement und der Mobilmachungsvorbereitung durch centres de mobilisation zufielen. Gewitzigt durch die Erfahrungen der jüngsten Vergangenheit legte man außerdem noch im letzten Absatz dieses Gesetzes fest, daß der Kriegsminister das gesamte Reformwerk einschließlich der Dienstzeitherabsetzung erst in Kraft setzen dürfe, wenn alle für die Entlastung der Truppe vorgesehenen und im Rekrutierungsgesetz aufgeführten Bedingungen erfüllt seien.

Das Gesetz über die Einheiten und Stärken (Loi relative à la constitution des cadres et effectifs de l'armée) vom 28. März 1928 ergänzte das Organisationsgesetz in den Einzelheiten. Diese Angaben waren jedoch insofern recht illusorischer Natur, als zugleich die Genehmigung zur Abänderung eines großen Teiles der Vorschriften des Gesetzes auf dem Verordnungswege erteilt war. Sogar die Zahl der Divisionen, mit Ausnahme der 20 Inf. Div. des Heimatheeres, durfte auf solche Weise erhöht werden. So war Spielraum für Anpassung bei Veränderungen der politischen Lage oder der Grundsätze der Heeresentwicklung gegeben.

Die in dem Gesetz vorgesehene Verteilung der Dienstpflichtigen und der Berufssoldaten auf die einzelnen Waffen berücksichtigte einerseits den notwendigen höheren Bereitschaftsgrad und die geringere Aufteilungsmöglichkeit verschiedener Waffen; auf der anderen Seite aber war auch der Notwendigkeit von verhältnismäßig stärkeren Reserven für die Infanterie Rechnung getragen als Ausgleich ihrer größeren zu erwartenden Kriegsverluste.

Als drittes dieser Gesetzesreihe regelte das Rekrutierungsgesetz (Loi sur le recrutement de l'armée) vom 31. März 1928 die Ergänzung des Heeres. Es entsprach im allgemeinen dem Rekrutierungsgesetz vom 1. April 1923[4]), mit Ausnahme der Festsetzung der aktiven Dienstdauer auf 1 Jahr und der Eingliederung in die disponibilité auf 3 Jahre. Die Möglichkeit einer Mobilmachungsverschleierung war mit letzterer Maßnahme noch weiter verbessert. Das Einstellungsalter wurde auf 21 Jahre heraufgesetzt, damit ein weiterer Jahrgang der Reserve gewonnen; außerdem war durch die Möglichkeit des Zurückgreifens auf die Zwanzigjährigen schon die Ergänzung der schwachen Jahresklassen 1936 bis 1940 vorbereitet.

Ausdrücklich bestimmte das Gesetz, daß die aktive Dienstzeit allein der Ausbildung gewidmet sein dürfe, es kündigte auch die gesetzliche Regelung der militärischen Jugendvorbereitungen an. Der zweimalige Einstellungstermin, nunmehr auf April und Oktober festgesetzt, war naturgemäß jetzt erst

[4]) Siehe Seite 650.

Digitized by Google

recht beibehalten worden. Die Bestimmung in Artikel 2, die die Verpflichtung jedes nicht zum Heeresdienst eingezogenen Franzosen zum Kriegsdienst in Verwaltung und Wirtschaft anordnete, bereitete die Mobilisierung der gesamten Nation vor.

Im Artikel 103 waren schließlich die Bedingungen genau festgelegt, die vor der Einführung der kürzeren Dienstzeit erfüllt sein mußten. Sie bestanden in einer Erhöhung der Zahl der Berufssoldaten von 72 000 auf 106 000, in der Einstellung von 15 000 Mobilmachungsbeamten und 30 000 Zivilangestellten für den Hilfsdienst. Als letztes war die Verstärkung der Garde républicaine mobile auf 15 000 Mann vorgesehen. Neue gesetzliche Regelungen der materiellen und der Beförderungsverhältnisse von Offizieren und Kapitulanten sorgten gleichzeitig dafür, daß der starke Stamm von Berufssoldaten nicht nur in der Quantität, sondern auch in der Qualität verbessert wurde.

Das als vierte Grundlage der Wehrreform betrachtete Gesetz über die allgemeine Organisation des Volkes im Kriege (Loi sur l'organisation générale de la nation pour le temps de guerre) wurde zwar in der Kammer schon im Frühjahr 1927 verabschiedet, von dem Senat aber erst im Februar 1928 nach völliger Umgestaltung angenommen. Die Regierung zog es vor, die damit notwendig gewordene Wiederberatung in der Kammer nicht anzusetzen, sondern die wichtigsten Bestimmungen auf dem Verordnungswege in Kraft zu setzen. Damit war die Absicht gekennzeichnet, notwendigenfalls im Sinne des Gesetzes zu verfahren.

Für die Entwicklung des Heeres hatte dieses Gesetz die außerordentliche Bedeutung, daß zum ersten Male hinter der Wehrmacht die ganze Nation mit allen ihren Kräften und Hilfsmitteln für die Kriegführung organisiert werden sollte, ja daß sogar die Mobilmachung des Heeres nur als ein Teil der Mobilisierung des Gesamtvolkes betrachtet wurde. Parallel zu den militärischen Mobilmachungseinrichtungen sollten die „eléments mobilisateurs" jedes Ministeriums und deren unterstellte Organe die Umwandlung des ganzen Heimatgebietes in eine gewaltige Belieferungseinrichtung für das kämpfende Heer vorbereiten.

Die Tatsache, daß über diese Aufgaben hinaus der Entwurf Richtlinien für die Führung des Krieges mit allen Mitteln, selbst den des wirtschaftlichen Boykotts, der Propaganda und der Stimmungserhaltung enthielt, zeigte die klare Erkenntnis von dem „totalen" Ausmaß künftiger Kriege. Das durch die ersten drei Gesetze reformierte Heer konnte die Gewißheit haben, daß bei Inkrafttreten dieser Gesetzesvorschläge seine Wirksamkeit in bedeutender Weise verstärkt wurde. Tatsächlich wurde dieses Gesetz in seiner Gesamtheit aber erst unter dem Druck der politischen Lage des Sommers 1938 am 13. Juli 1938 in Kraft gesetzt.

* * *

Digitized by Google

Frankreich schloß erst ein Jahrzehnt nach Kriegsende einen Zustand mangelhafter Heeresorganisation ab, der zu schwerer Erschütterung des inneren Gefüges der Wehrmacht und in dessen Folge auch zur Schwächung der politischen Stellung des Landes geführt hatte. Schuld daran war einerseits die Zerfahrenheit und die mangelnde Entschlußfähigkeit des parlamentarischen Systems sowie die Wehrmüdigkeit breiter Schichten des Volkes, andererseits aber auch das Bestreben, keinen Fußbreit des in Europa und in Übersee erreichten Gewinnes aufzugeben und zu dessen Sicherung an einem übermäßig großen Heeresrahmen festzuhalten.

Die Heeresreform war mit der Entlassung der ganzen Jahresklasse 1929 im Herbst 1930 vollzogen. Bis dahin waren auch alle in dem Gesetzeswerk gestellten Vorbedingungen erfüllt. Das französische Heer hatte eine brauchbare Grundlage erhalten, auf der es sich in großer Planmäßigkeit und mit pflichtbewußtem Fleiß weiter entwickelte.

Schrifttum.

Targe, La garde de nos frantières, Paris 1930.
—, La fin de la nation armée, Paris 1934.
Allehaut, La guerre n'est pas une industrie, Paris 1925.
Debeney, Sur la sécurité militaire de la France, Paris 1930.
Brissaud-Desmaillet, L'armée minima, Paris 1926.
Ferry, Des champs de bataille au désarmement, Paris 1932.
Pavie, La loi du 1er avril 1923 sur le recrutement de l'armée, Paris 1925.
—, La loi du 31 mars 1928 sur le recrutement de l'armée, Paris 1928.
Vignal, La loi du 13 juillet, 1927 sur l'organisation générale de l'armée, Paris 1932.
—, La loi des cadres et effectifs de l'armée du 28 mars 1928, Paris 1928.

Neutrale.

Napoleon I. über die englische Seekriegsrechts-Politik.

Von Karl Linnebach.

„Schlimm genug, wenn sich die Armeen zerfleischen müssen; man führe doch nicht die Völker gegeneinander, das ist kein Fortschritt, sondern ein Rückschritt zur Barbarei." Moltke.

Im Zusammenhang mit anderen Aufzeichnungen zu seiner Geschichte diktierte Napoleon auf St. Helena auch einen Aufsatz über die englische Seekriegsrechts-Politik[1]). Er gab ihm den Titel „Neutres" und traf damit den Kern der englischen Seekriegführung und Seeherrschaft: die Entrechtung und Vergewaltigung der neutralen Seeschiffahrt. Der Aufsatz hat nicht nur geschichtlichen, sondern gerade heute einen großen grundsätzlichen Wert und verdient darum aufmerksamste Beachtung.

[1]) Correspondence le Napoléon Ier Bd. 30, S. 457 ff.

Digitized by Google

Man hat nach dem Weltkriege viel von der angelsächsischen und von der kontinentalen Kriegsauffassung gesprochen und dabei häufig vor der angelsächsischen Auffassung, die man aber richtiger die englische nennen sollte, ohne ernstlichen Widerstand die Waffen gestreckt. Das aus Frankreich stammende verwirrende Schlagwort vom „totalen Krieg" hat viel dazu beigetragen. Es nährte die Meinung, daß im Kriege schlechthin jede Anwendung der kriegerischen Gewalt gegen jedermann und gegen alles erlaubt sei. Der Führer hat wieder und wieder in seinen Reden und in seinen praktischen Vorschlägen gegen diese Auffassung angekämpft. Nachdrücklich hat er zu wiederholten Malen auf die Schranken hingewiesen, die der Anwendung der kriegerischen Gewalt durch die Rücksicht auf die Erhaltung der menschlichen Kultur gesetzt werden müssen. Daß ein heiliger Ernst hinter diesen seinen Kundgebungen stand, hat er durch seinen hochherzigen, ureigensten Entschluß und Befehl bewiesen, den Krieg nicht gegen Frauen und Kinder zu führen, Luftangriffe nur gegen militärische Objekte zu richten. Damit ist auch der Standpunkt gegeben, von dem aus das Seekriegsrecht zu beurteilen ist. Es ist der Standpunkt, den auch Napoleon in seinem Aufsatz vertritt, von dem wir im folgenden einige Auszüge in Übersetzung bringen.

I. In den Jahrhunderten der Barbarei galt zu Lande und zur See dasselbe Völkerrecht. Die Angehörigen des feindlichen Volkes wurden zu Gefangenen gemacht, mochten sie mit den Waffen in der Hand ergriffen oder bloße Einwohner sein, und sie verließen die Sklaverei nur, wenn sie Lösegeld zahlten. Das bewegliche und das Grundeigentum wurde ganz oder zum Teil eingezogen. Die Zivilisation hat sich rasch fühlbar gemacht und das Völkerrecht im Landkriege gänzlich geändert, ohne jedoch im Völkerrecht zur See dieselbe Wirkung hervorzurufen; so kommt es, daß die Dinge durch zwei verschiedene Arten von Recht geregelt sind, als ob es zwei Arten von Vernunft und zwei Arten von Gerechtigkeit gäbe. Im Landkriege führt das Völkerrecht nicht mehr zur Beraubung der Privatpersonen noch zur Änderung ihres Rechtsstandes als Freie ... Das Eigentum wechselt nicht die Hand, die Warenlager bleiben unangetastet, die Personen frei. Als Kriegsgefangener wird nur betrachtet, wer mit Waffen in der Hand ergriffen wird und wer einem militärischen Verband angehört ...

Das den Seekrieg beherrschende Völkerrecht ist in seiner ganzen alten Barbarei verblieben: das Eigentum der Privatpersonen wird weggenommen; die Nichtkombattanten werden zu Kriegsgefangenen gemacht. Wenn zwei Nationen sich im Kriege miteinander befinden, dürfen alle Schiffe der einen und der andern, die sich auf dem Meere oder in den Häfen befinden, weggenommen werden; und wer sich an Bord dieser Schiffe befindet, wird Kriegsgefangener. So kommt es zu folgendem Widersinn: im Fall eines Krieges zwischen Frankreich und England wird ein englisches Schiff, das z. B. im Augenblick der Kriegserklärung im Hafen von Nantes liegt, weggenommen, die an Bord befindlichen Männer werden Kriegsgefangene, obwohl sie Nichtkombattanten und einfache Bürger sind; dagegen wird ein in derselben Stadt vorhandenes Magazin mit englischen Waren, das einem Engländer gehört, weder unter Zwangsverwaltung gestellt noch weggenommen; und die englischen Kaufleute, die in Frankreich reisen, werden nicht zu Kriegsgefangenen gemacht, sondern erhalten die erforderlichen Reisepapiere und Pässe zum Verlassen des französischen Gebietes. Ein auf Fahrt befindliches, von einem fran-

Digitized by Google

zösischen Schiff aufgebrachtes englisches Fahrzeug wird weggenommen, obwohl seine Ladung Privatpersonen gehört; wer sich an Bord befindet, wird Kriegsgefangener, auch wenn er Nichtkombattant ist; und ein Zug von etwa 100 Wagen mit Waren, die einem Engländer gehören und Frankreich im Augenblick des Bruches zwischen Frankreich und England durchzieht, wird nicht aufgebracht.

Im Landkrieg ist das Eigentum, selbst das Grundeigentum, das fremde Untertanen besitzen, keineswegs der Wegnahme unterworfen; es wird allerhöchstens unter Zwangsverwaltung gestellt. Die Gesetze, die den Landkrieg beherrschen, entsprechen also mehr der Zivilisation und der Wohlfahrt der einzelnen; und es ist zu wünschen, daß eine Zeit komme, wo die gleichen freien Ideen sich auch auf den Seekrieg erstrecken, und daß die Seestreitkräfte zweier Mächte sich schlagen können, ohne dazu Anlaß zu geben, daß Handelsschiffe weggenommen und einfache Matrosen und Reisende, die nicht Soldaten sind, zu Kriegsgefangenen gemacht werden. Der Handel zwischen den kriegführenden Nationen würde dann zur See ebenso vor sich gehen, wie er zu Lande mitten unter den Schlachten weitergeht, die sich die Armeen liefern.

II. Das Meer ist das Herrschaftsgebiet aller Nationen; es erstreckt sich über drei Viertel der Erdoberfläche und stellt eine Verbindung zwischen den verschiedenen Völkern her. Ein mit Waren beladenes, zur See fahrendes Schiff steht unter den bürgerlichen und den Strafgesetzen seines Herrschers, wie wenn es sich im Innern seiner Staaten befände. Ein zur See fahrendes Schiff kann als eine schwimmende Kolonie betrachtet werden, so daß in diesem Sinne alle Nationen auf dem Meere in gleicher Weise souverän sind. Wenn die Handelsschiffe kriegführender Nationen freie Fahrt hätten, so brauchten neutrale Schiffe erst recht nicht untersucht zu werden. Da aber als Grundsatz gilt, daß Handelsschiffe der Kriegführenden weggenommen werden dürfen, hat sich daraus für alle Kriegsschiffe der Kriegführenden das Recht ergeben müssen, die Flagge eines angetroffenen neutralen Schiffes festzustellen; denn wenn es feindlich wäre, hätten sie das Recht, es wegzunehmen. Daher das Recht der Untersuchung, das alle Mächte durch verschiedene Verträge anerkannt haben; daher das Recht der Kriegsschiffe, Boote an Bord der neutralen Handelsschiffe zu schicken, um Einsicht in ihre Papiere zu fordern und so die Flagge festzustellen. Alle Verträge wollen, daß dies Recht mit aller möglichen Rücksicht ausgeübt werde, daß das bewaffnete Schiff sich außerhalb Kononenschußweite halte und daß nur zwei oder drei Mann an Bord des zu untersuchenden Schiffes gehen, damit nichts nach Gewalt und Vergewaltigung aussehe. Es ist anerkannt, daß ein Schiff der Macht gehört, deren Flagge es führt, wenn es mit ordnungsmäßigen Pässen und Speditionspapieren ausgestattet ist und wenn der Kapitän und die Hälfte der Besatzung Landeskinder sind. Alle Mächte haben sich durch verschiedene Verträge verpflichtet, ihren Untertanen im Fall der eigenen Neutralität den Kontrebande-Handel mit den kriegführenden Mächten zu verbieten; und sie haben mit diesem Namen den Handel mit Kriegsbedarf bezeichnet, nämlich Pulver, Kugeln, Bomben, Gewehre, Sättel, Zaumzeug, Küraße usw. Von jedem Schiff, das solche Gegenstände an Bord führt, wird angenommen, daß es die Anordnungen seines Herrschers übertreten habe, da dieser letztere sich verpflichtet hat, seinen Untertanen diesen Handel zu verbieten; und diese Kontrebande wird weggenommen.

Die von den Kreuzern vorgenommene Untersuchung ging daher nicht bloß dahin, die Flagge festzustellen, und der Kreuzer übte, und zwar im Namen des Herrschers, dessen Flagge das untersuchte Schiff deckte, ein neues Untersuchungsrecht aus, um sich zu versichern, daß das Schiff keine Kontrebande enthalte.... So tat diese Untersuchung dem Grundsatz, daß die Flagge die Ware deckt, keinen Abbruch.

Bald bot sich ein dritter Fall: neutrale Schiffe erschienen, um in Plätze einzulaufen, die belagert und von feindlichen Geschwadern blockiert waren. Diese neutralen Schiffe

Digitized by Google

führten keinen Kriegsbedarf, sondern Lebensmittel, Holz, Wein und andere Waren, die dem belagerten Platz nützen und seine Verteidigung verlängern konnten. Nach langen Erörterungen kamen die Mächte in verschiedenen Verträgen überein, daß in dem Falle, wo ein Platz tatsächlich so blockiert sei, daß der Versuch des Einlaufens eine offensichtliche Gefahr bedeute, der Blockade-Befehlshaber dem neutralen Schiff die Einfahrt in diesen Platz verbieten und es wegnehmen könne, wenn es, trotz diesem Verbot, Gewalt oder List anwende, um hineinzukommen.

So sind also die Gesetze zur See auf folgende Grundsätze gegründet: 1. die Flagge deckt die Ware; 2. ein neutrales Schiff darf durch ein Kriegsschiff untersucht werden, um seine Flagge und seine Ladung festzustellen, und zwar dahingehend, ob keine Kontrebande vorhanden ist; 3. die Kontrebande ist auf den Kriegsbedarf beschränkt; 4. neutrale Schiffe dürfen am Einlaufen in einen Platz verhindert werden, wenn er belagert ist, unter der Voraussetzung, daß die Blockade effektiv ist und für das Einlaufen offensichtliche Gefahr besteht. Diese Grundsätze bilden das Seerecht der Neutralen, weil die verschiedenen Regierungen sich freiwillig und vertraglich verpflichtet haben, sie zu beachten und durch ihre Untertanen beachten zu lassen....

III. Im Jahre 1778 forderte England im amerikanischen Krieg: 1. daß die zum Schiffbau geeigneten Waren, wie Holz, Hanf, Teer usw., Kontrebande seien; 2. daß ein neutrales Schiff zwar das Recht habe, von einem befreundeten Hafen zu einem feindlichen zu fahren, daß es aber nicht von einem feindlichen Hafen zu einem anderen feindlichen Hafen Handel treiben dürfe; 3. daß die neutralen Schiffe nicht zwischen der feindlichen Kolonie und der Hauptstadt Schiffahrt treiben dürfen; 4. daß die neutralen Mächte nicht das Recht hätten, ihre Handelsschiffe durch Kriegsschiffe geleiten zu lassen, und daß sie in diesem Falle nicht von der Untersuchung befreit seien.

Keine unabhängige Macht wollte diese ungerechten Forderungen anerkennen. Und in der Tat ist ja das Meer das Herrschaftsgebiet aller Nationen, daher hat keine das Recht, die Gesetzgebung über das, was dort geschieht, von sich aus zu regeln. Wenn die Untersuchung eines Schiffes erlaubt ist, das eine neutrale Flagge hißt, dann doch nur deshalb, weil der Herrscher selbst es durch seine Verträge erlaubt hat. Wenn Kriegsware Kontrebande ist, dann deshalb, weil die Verträge es so bestimmt haben. Wenn die kriegführenden Mächte sie wegnehmen dürfen, dann deshalb, weil der Herrscher, dessen Flagge das neutrale Schiff führt, sich selbst verpflichtet hat, diese Art von Handel nicht zu erlauben. „Aber ihr könnt doch die Kontrebandeliste nicht nach eurem Belieben ausdehnen", sagte man den Engländern; „und keine neutrale Macht hat sich verpflichtet, den Handel mit dem Bedarf des Schiffbaus, wie Holz, Hanf, Teer usw. zu verbieten."

„Was die zweite Forderung angeht", fügte man hinzu, „so widerspricht sie dem angenommenen Brauch. Ihr dürft euch in die Handelsoperationen der Neutralen nur einmischen, um Flagge und Kontrebande festzustellen. Ihr habt nicht das Recht, zu erfahren, was ein neutrales Schiff tut, weil dies Schiff auf hoher See bei sich zu Hause ist und rechtlich außerhalb eurer Macht steht...."

„Die dritte Forderung ist nicht besser begründet. Der Kriegszustand kann keinen Einfluß auf die Neutralen haben; sie müssen also tun können, was sie im Frieden tun können. Nun habt ihr im Frieden nicht das Recht, zu verhindern, daß sie zwischen den Kolonien und der Hauptstadt Handel treiben, und ihr würdet es auch nicht übelnehmen. Wenn fremde Schiffe verhindert sind, diesen Handel zu treiben, dann sind sie es nicht auf Grund des Völkerrechts, sondern durch ein örtliches Gesetz; und in allen Fällen, wo eine Macht Fremden den Handel mit ihren Kolonien hat erlauben wollen, hat niemand das Recht gehabt, sich dem zu widersetzen."

Hinsichtlich der vierten Forderung hat man geantwortet: Da das Untersuchungsrecht nur bestehe, um Flagge und Kontrebande festzustellen, so stellten ein von dem

Digitized by Google

Herrscher beauftragtes Kriegsschiff und die von seinem Herrn erlassenen Vorschriften über die Kontrebande die Flagge und die Ladung der Handelsschiffe des Geleitzuges besser fest als die Untersuchung der Papiere des Handelsschiffes; die fragliche Forderung würde dazu führen, daß ein Geleitzug, der durch eine Flotte von acht oder zehn Kriegsschiffen zu 74 Geschützen einer neutralen Macht gedeckt werde, der Untersuchung durch eine Brigg oder einen Korsar einer kriegführenden Macht unterworfen wäre.

Zur Zeit des amerikanischen Krieges .... rückte England mit dem seltsamen Grundsatz heraus, daß die Neutralen ihre Geleitzüge nicht durch Kriegsschiffe decken könnten, oder daß sie dies wenigstens nicht von Untersuchung befreien könne. Ein von mehreren holländischen Kriegsschiffen eskortierter Geleitzug wurde angegriffen, genommen und nach englischen Häfen gebracht. Dies Ereignis erfüllte Holland mit Empörung. Kurz darauf verband es sich mit Frankreich und Spanien und erklärte England den Krieg.

Katharina, Kaiserin von Rußland, nahm sich dieser großen Fragen an. Die Würde ihrer Flagge, das Interesse ihres Reiches, dessen Handel hauptsächlich aus Waren bestand, die sich für den Schiffbau eignen, veranlaßten sie zu dem Entschluß, mit Schweden und Dänemark eine bewaffnete Neutralität aufzurichten. Diese Mächte erklärten, daß sie Krieg führen würden gegen diejenige kriegführende Macht, die folgende Grundsätze verletzen würde: 1. daß die Flagge die Ware deckt (Kontrebande ausgenommen); 2. daß die Untersuchung eines neutralen Schiffes mit allen möglichen Rücksichten geschehen muß; 3. daß nur Kriegsbedarf, Geschütze, Pulver, Geschosse usw. Kontrebande ist; 4. daß jede Macht das Recht hat, ihre Handelsschiffe zu geleiten, und daß in diesem Falle die Erklärung des Kommandanten des Kriegsschiffes ausreicht, um Flagge und Ladung der geleiteten Schiffe zu rechtfertigen; 5. endlich, daß ein Hafen durch ein Geschwader nur blockiert ist, wenn offensichtliche Gefahr beim Einlaufen besteht; daß aber ein neutrales Schiff nicht gehindert werden könne, in einen Hafen einzulaufen, der vorher blockiert war durch eine Streitmacht, die im Augenblick, wo das Schiff ankommt, nicht mehr anwesend ist, die Ursache der Entfernung der blockierenden Streitmacht mag sein welche sie wolle.

Diese nordische Neutralität wurde den kriegführenden Mächten am 15. August 1780 mitgeteilt. Frankreich und Spanien, deren Grundsätze sie festhielt, eilten sich anzuschließen. Nur England bezeugte sein äußerstes Mißvergnügen, da es aber diesem neuen Bündnis nicht zu trotzen wagte, begnügte es sich, bei der Ausführung aller seiner Forderungen nachzulassen; und es gab den verbündeten neutralen Mächten zu keiner Klage Anlaß. Durch diese Nichtausführung seiner Prinzipien verzichtete es tatsächlich auf sie.

IV. Der Krieg zwischen Frankreich und England begann im Jahre 1793. England .... nahm die Forderungen wieder auf, auf die es im Kriege von 1780 stillschweigend verzichtet hatte....

Napoleon schildert nun ausführlich den Kampf um das Seekriegsrecht und die Vergewaltigung der Neutralen durch England in den Jahren 1793 bis 1801 und schließt mit folgenden Worten:

Wir haben in diesem Kapitel gesagt, daß die Grundsätze des Rechtes der Neutralen folgende sind: 1. daß die Flagge die Ware deckt; 2. daß das Untersuchungsrecht nur darin besteht, Flagge und Kontrebande festzustellen; 3. daß nur Kriegsbedarf Kontrebande ist; 4. daß kein von einem Kriegsschiff geleitetes Handelsschiff untersucht werden darf; 5. daß das Blockaderecht sich nur auf effektiv blockierte Häfen erstrecken kann. Wir haben hinzugefügt, daß diese Grundsätze von allen Rechtsgelehrten und Mächten verteidigt und in allen Verträgen anerkannt worden waren. Wir haben gezeigt, daß sie 1780 in Kraft waren und von den Engländern respektiert wurden; daß

Digitized by Google

sie es auch noch im Jahre 1800 waren und den Gegenstand der am 16. Dezember dieses Jahres unterzeichneten Quadrupel-Allianz bildeten....

Wir werden sehen, daß England in dem Kriege, der dem Bruch des Friedens von Amiens folgte, weiterging und daß es das zuletzt genannte, von ihm anerkannte Prinzip mißachtete, indem es die Art von Blockade einführte, die als „papierne Blockade" bezeichnet wird.

Rußland, Schweden und Dänemark haben durch den Vertrag vom 18. Januar 1801 erklärt, daß die Meere England gehören. Dadurch haben sie Frankreich, als kriegführende Macht, das Recht gegeben, kein Neutralitätsprinzip auf den Meeren anzuerkennen. So kommt es, daß man zur selben Zeit, wo im Landkriege das Privateigentum und die Nichtkombattanten respektiert werden, das Privateigentum im Seekrieg verfolgt, und zwar nicht nur unter feindlicher, sondern auch unter neutraler Flagge; das führt zu dem Gedanken, daß England, wenn es allein Gesetzgeber in den Landkriegen gewesen wäre, in ihnen dieselben Gesetze geschaffen hätte, die es in den Seekriegen aufgerichtet hat. Europa wäre dann in die Barbarei zurückgefallen, und das Privateigentum wäre dann ebenso weggenommen worden wie das öffentliche.

Bis zum Weltkriege konnte glücklicherweise der verheerende Einfluß des barbarischen englischen Kriegsrechts vom Landkriege ferngehalten werden. Der Weltkrieg hat unter englischem Einfluß den in Jahrhunderte langer festländischer Kulturarbeit errichteten Damm weggespült, der das Privateigentum und die Nichtkämpfer vor Raub und Gefangenschaft schützte. Und das Versailler Schandwerk hat den Raub an Privateigentum im Großen zum Prinzip erhoben.

Als Kampf der Kultur gegen die Barbarei hat Napoleon den Kampf gegen die englische Art der Seekriegführung und der Behandlung der Neutralen dargestellt. Heute, wo England noch ganz erheblich weiter geht, als Napoleon je für möglich gehalten hätte, heute, wo England selbst Lebensmittel für Konterbande erklärt, ist der Kampf gegen sein Seeräuberrecht mehr als je ein

Kampf der Kultur gegen die Barbarei.

Welche Bedeutung kommt dem Saloniki-Unternehmen der Entente für den Verlauf und Ausgang des Weltkrieges zu?

Von Landrat a. D. Oberlt. a. D. Glahn, Berlin.

(Schluß)

Wägt man also gegeneinander ab, was die Entente und was der Vierbund an der Balkanfront an Kräften verbrauchten und welchen Wert diese Kräfte für beide Teile innerhalb der Gesamtlage hatten, so kommt man zu dem Ergebnisse, daß Saloniki — wenigstens in dem ersten Zeitabschnitt bis zum Sommer 1916 — für uns mehr ein Vor-

Digitized by Google

teil, für die Entente aber eine Belastung war. Auf alle Fälle blieb die dortige Festsetzung der Ententetruppen im Zusammenhange mit der nun vorhandenen Einsatzmöglichkeit der Bulgaren im Rahmen der Gesamtkriegshandlung das kleinere Übel für uns.

War so die militärische Lage in Verfolg des Salonikiunternehmens nicht ungünstig, zum mindesten zunächst ohne Belang, so sind doch auch dessen Auswirkungen auf Heer und Volk Bulgariens zu untersuchen. Welche Folgen hat z. B. das Stehenbleibenmüssen der Armee an der griechischen Grenze gehabt?

Sicherlich war der Einfluß auf die Stimmung nicht der beste, als man in siegreichem Vordringen durch ein Gebot angehalten wurde, das noch dazu von fremder Seite kam, wenn es auch durch ausdrücklichen Befehl des eigenen Kriegsherrn ausgesprochen wurde; dieser Befehl verwehrte das Betreten eines Landstriches, dessen Eroberung auch zu den nationalen Zielen Bulgariens gehörte, und hinderte den Kampf gegen einen Gegner, mit dem man wegen 1913 noch abzurechnen hatte — beides volkspolitisch-moralische Gesichtspunkte, die dem einzelnen Bulgaren am Herzen lagen und seinen Impuls hoben.

Es muß zudem immer irgendwie von schädlichem Einfluß auf den Geist eines Heeres sein, sich im Siegeslauf gehemmt zu sehen und um den Preis von Opfern und Entbehrungen betrogen zu fühlen[34]), und das besonders — so mußte es die Masse der bulgarischen Kämpfer hier sehen — um fremder politischer Gesichtspunkte willen. Gewiß erfordert der Bündniskrieg auch Rücksichtnahme solcher Art; aber es ist wohl auch richtig, daß der Entschluß, „eine siegreiche Armee an einer ideellen Grenze anzuhalten, jenseits derer die zurückgeworfene Armee mit den Waffen in der Hand abfloß[35])", damals auf die Stimmung der bulgarischen Truppe nicht ohne Einfluß geblieben ist. Das Selbstgefühl des siegesgewissen Heeres wurde gemindert. Man mußte geduldig zusehen, wie sich der Feind jenseits der Grenze unbehelligt neu organisierte.

Noch bedenklicher war: Statt einen raschen Angriffsfeldzug zu führen, mußte sich die bulgarische Armee nun den Einflüssen eines voraussichtlich längeren Stellungskrieges unterwerfen. Überhaupt erscheint ja die Psyche des Bulgaren wie auch die anderer Balkanvölker besser für den Angriff geeignet als für den neuzeitlichen Stellungskrieg, dessen zermürbende Länge denn auch gerade für Bulgarien die schwersten Folgen haben sollte.

Es handelt sich also hier um eine innere Auswirkung des Salonikiunternehmens. Die Tatsache des Anhaltens der Bulgaren und ihr Hin-

[34]) Reichsarchiv, Der Weltkrieg, 1933, Bd. IX, S. 304, spricht von einer „ernsten Probe für die Manneszucht der nachdrängenden Bulgaren".

[35]) De Civrieux, La grande guerre, 1921, S. 70, mit starker Betonung besonders des Psychologischen bei diesem Ereignis.

Digitized by Google

eingedrängtwerden in einen Stellungskrieg von unübersehbarer Dauer mußten innerlich schwächend gerade auf dieses Volk wirken, dessen Armee überdies noch nicht die Folgen der beiden Balkankriege überwunden hatte[36]).

Wie für die Entente hatte die Festsetzung der Orientarmee Bedeutung für die politische Stellung auch der Mittelmächte auf dem Balkan, insonderheit für ihr Prestige den noch Neutralen gegenüber. Es kam nicht nur darauf an, über den Balkan die Verbindung nach Konstantinopel zu öffnen, sondern sich auch politisch — und damit militärisch — weiter zu verstärken, indem man die Neutralen am Anschluß an die Gegenseite hinderte.

Die Festsetzung in Saloniki gefährdete das: Der deutsch-türkische Sieg vor Gallipoli und die damit verbundene große moralische Einbuße Englands im Orient einerseits und der Prestigegewinn gegenüber den Balkanstaaten, der in der Vernichtung der Serben lag, andererseits — beides wurde durch das erneute Fußfassen der Entente im Orient in gewisser Weise wieder zu unserem Nachteil ausgeglichen. Stegemann hat recht, von einem Gegenzug der Entente zur Balkanpolitik Deutschlands und Österreichs zu sprechen[37]). Es ist bekannt, daß verschiedene Gründe, in erster Linie militärische, den Verzicht auf die Salonikioffensive forderten, aber der Verbleib der Entente hatte zur Folge, daß nun von den Mittelmächten darauf verzichtet werden mußte, auf dem Balkan die allein maßgebende Politik zu treiben. Jetzt hatte auch die Entente die Möglichkeit, mitzusprechen, wenn nicht sogar das entscheidende Wort zu sagen. —

Zusammengefaßt ist die Bedeutung Salonikis für den Zeitabschnitt bis zum August 1916 die folgende: Das Unternehmen hat auf die Gesamtentwicklung in jenen ersten Monaten keinen sonderlichen Einfluß ausgeübt. Es blieb im Rahmen des Ganzen von untergeordneter Bedeutung und muß gerade damals als ausgesprochener Nebenschauplatz angesehen werden. Die Salonikiexpedition erscheint für die Entente vorerst lediglich als eine militärische Chance auf weite Sicht und mit starker Kräftebelastung; für den Vierverband als ein Vorteil, wenn auch innere, unsichtbare Momente damals ihre erste Grundlage erhielten. Aber die militärische Lage auf dem Balkan blieb ungeklärt und für die Mittelmächte und Bulgarien unbefriedigend. Die Front im Südosten war zwar im Verhältnis zur bisherigen gegen Serbien verkürzt und von der österreichisch-ungarischen Grenze weit abgerückt worden, aber sie war neben den schon vorhandenen Fronten doch geblieben, und es war nicht erkennbar, welche Auswirkungen sich aus dieser Tatsache ergeben würden. Saloniki war in der

[36]) De Civrieux (S. 70) sieht in dem Anhalten sogar den „Keim für die zukünftige Niederlage der Bulgaren".

[37]) Stegemann, Geschichte des Krieges, Bd. 3, S. 481.

Digitized by Google

Tat wie „eine Sphinx“[38]), denn man konnte nicht übersehen, wie sich hierdurch die künftige Entwicklung auf dem Balkan und für die Gesamtkriegführung gestalten würde. Die politische Lage blieb ebenfalls unsicher; insbesondere lag Griechenlands Haltung und sein Schicksal im ungewissen. Auf neutralem Boden hatte sich eine feindliche Armee eingenistet. Wie eine dunkle Wolke stand ihre Anwesenheit über der Wetterecke Europas.

II.

Die Bedeutung der Salonikifront für die Kriegsereignisse vom August 1916 bis zum Sommer 1917.

Im Sommer 1916 trat die Bedeutung der mazedonischen Front im Zusammenhang mit Rumänien in die Erscheinung. Dessen Haltung war im Verlauf des Krieges immer unzuverlässiger geworden[39]); seit Juli 1916 stand die Entscheidung darüber, wann es in die Reihe der Entente eintreten würde, dauernd „auf des Messers Schneide“ (Falkenhayn). Es entsteht hier die Frage, wie weit die Salonikifront auf diese Entscheidung Rumäniens von Einfluß gewesen ist.

Mitte August hatten im Einvernehmen mit der Obersten Heeresleitung die Bulgaren die Orientarmee angegriffen, „um die Salonikifront zu verkürzen, um weitere Truppen gegen Rumänien freizubekommen und dessen Kriegslust vielleicht doch noch zu dämpfen“[40]). War der Vorstoß erfolgreich, so konnte durch ihn „den Rumänen vielleicht die Hoffnung auf ein Zusammenwirken mit Saloniki genommen werden[41])“. Doch der bulgarischen Operation blieb der Erfolg versagt; sie endete vielmehr verlustreich mit schweren Rückschlägen und starker moralischer Einbuße. Dadurch erzielte sie „die entgegengesetzte Wirkung, als man erhofft hatte, und steigerte nur die Kriegslust der Rumänen[41])“. Die Gefahr ihres Zusammenwirkens mit Saloniki blieb bestehen. Bratianu sah jedenfalls eine strategische Bindung der Bulgaren als gegeben und damit — ebenso wie durch die nun geplante Offensive der Entente — die Gefahr eines bulgarischen Vorgehens gegen die Dobrudscha als abgeschwächt an. So gewann die Orientfront für die Entscheidung Rumäniens Bedeutung. Dieses glaubte sich nur gesichert, wenn die Entente das Bulgarenheer an der Salonikifront derart beschäftigte, daß es gegen die Dobrudscha nichts Sonderliches unternehmen konnte. Rumänien hat also — abgesehen von den russischen Erfolgen — überhaupt erst durch die Tatsache der Anwesen-

[38]) So drückt es Franke im Handbuch der neuzeitlichen Wehrwissenschaften, Bd. 1, S. 417, aus.

[39]) Reichsarchiv, Bd. X, S. 598.

[40]) Reichsarchiv, Bd. X, S. 601.

[41]) Von Kuhl, Weltkrieg, Bd. 1, S. 497.

Digitized by Google

heit der Orientarmee in der bulgarischen Südflanke den entscheidenden Entschluß zu finden vermocht, in die Reihen der Entente zu treten[42]). Es drängte demgemäß auch auf ein aktives Vorgehen Sarrails, um dann selber in den Krieg eintreten zu können. Als dieses festgelegt war, sah es seine Stunde gekommen.

Anfang September 1916 eröffnete Sarrail den Angriff. Er hatte Weisung, gleichzeitig mit dem Einbruch der Rumänen in Siebenbürgen vorzugehen, einmal um bulgarische Kräfte zu binden, zum anderen, um „einer Offensive der Rumänen und Russen durch einen Angriff in nordöstlicher Richtung entgegenzustreben[43])" und im Zusammenwirken mit diesen Bulgarien in der Dobrudscha niederzuwerfen[44]).

Dem General standen etwa 400 000 Mann zur Verfügung, davon allerdings nur 250 000 fechtende Truppen: 16½ Divisionen französischer, englischer, italienischer, russischer und serbischer Nationalität. Jetzt standen auch wieder 117 000 Serben kampfbereit; neugegliedert und durch österreichische Kriegsgefangene slawischer Nationalität aufgefüllt, waren sie — sechs Infanterie- und eine Kavallerie-Division stark — im Mai 1916 von Korfu nach Saloniki übergeführt worden und brannten nun darauf, ihre Heimat zu befreien. In diesem Zuwachs zeigte sich jetzt eine Auswirkung des Salonikiunternehmens zugunsten der Entente; die serbischen Formationen fielen nicht nur zahlenmäßig ins Gewicht, sondern haben durch ihre innere Kampfkraft zu den Erfolgen insbesondere des Jahres 1918 wesentlich beigetragen.

Sarrail war mit seinen Kräften den gegenüberstehenden bulgarisch-deutschen an Zahl beinahe doppelt überlegen. „Die Erfüllung seiner Aufgabe war aber durch die erst um den 24. August endigende Offensive des Gegners wesentlich erschwert, zumal sie ihn veranlaßte, den Schwerpunkt weit nach Westen in die Nähe der albanischen Grenze zu verlegen[45])." Das französische amtliche Werk drückt es so aus: „Unglücklicherweise hatte die feindliche Offensive General Sarrail genötigt, seine Pläne zu ändern. Er griff gegen Monastir an statt gegen Bulgarien."

Sarrails Durchbruch mißlang. Wenn auch Monastir verlorenging, so *hielt* doch im Endergebnis die bulgarische Front. Sie hatte aber Abgaben aus der Champagne und von Verdun, aus Wolhynien und der Dobrudscha gefordert; und das zu einer Zeit, in der es nur mit äußerster Anspannung gelang, die notwendigen Kräfte gegen Rumänien aufzubringen, die Somme durchzukämpfen und zugleich die Fronten in den

[42]) De Civrieux, La grande guerre, S. 90: „...déterminerent chez les ministres roumains une résolution finale."

[43]) Schwarte, Bd. 2, S. 585: Frantz, die Schlacht im Cernabogen.

[44]) Reichsarchiv, Bd. XI, S. 337.

[45]) Reichsarchiv, Bd. XI, S. 337.

Digitized by Google

Karpaten und in Galizien zu halten. So war die mazedonische Front gerade in diesen Monaten für das Ganze belastend und die dortige Lage damals infolge des räumlichen und zeitlichen Zusammenhangs mit den Kampfhandlungen in Rumänien ernst[46]).

Außerdem blieb der Vorstoß der Entente nicht ohne politischen und moralischen Eindruck. Der Fall von Monastir, — auch für die Bulgaren, die hier die heilige Stätte ihrer großvölkischen Vergangenheit verloren, von Bedeutung, — war immerhin „ein in die Augen springender Erfolg, der in der ganzen Welt widerhallte[47])", wenn er auch durch die Niederwerfung Rumäniens in den Schatten gestellt wurde.

Taktisch brachte die Offensive der Entente Gewinn. Strategisch blieb sie ohne Auswirkungen. „Es gelang nicht", schreibt ein französischer Militärhistoriker[48]), „sie mit dem Kampf der rumänischen Armee in Einklang zu bringen" — und darauf kam es an! Die Orientarmee „verfehlte ihre Retterrolle gegenüber Rumänien[49])"; sie hat dem rumänischen Heer „nur einen geringen Nutzen dadurch gebracht, daß die feindlichen Kräfte, die ihr gegenüberstanden, gefesselt wurden. Sie hat keine bulgarischen Reserven auf sich gezogen, sondern nur einige deutsche und türkische Verstärkungen, jedoch erst im Oktober, als das Schicksal Rumäniens bereits ungefähr entschieden war[49])". —

So hatte also damals die mazedonische Front die Bedeutung, die Masse der Bulgaren zu fesseln, so daß sie nicht frei gegen Rumänien verwendet werden konnten. Ferner schwächte sie durch die Inanspruchnahme von Verstärkungen andere bedrohte Fronten, leider auch den rumänischen Kriegsschauplatz, wo „ihr Fehlen natürlich schmerzlich empfunden wurde[50])". Für die Bulgaren hatten die Kämpfe im Sommer und Herbst 1916 starke innere Auswirkungen. Der Rückschlag, der die anfänglichen Erfolge wieder zunichte machte, und die monatelang wiederholten Angriffe der Entente begannen erheblich am Gefüge der bulgarischen Armee zu zehren. Der bulgarische Soldat, — so sehr er sich im Angriff bewährte, fühlte sich in der Verteidigung den Einwirkungen der Materialschlacht gegenüber verloren[51]).

Die mazedonische Front hatte erhebliche Schwächen gezeigt. Deutsche Hilfe war notwendig gewesen, um sie zu halten. Sie hatte sich als kritischer Punkt innerhalb der Gesamtfronten erwiesen. Aber diese Eigenschaft —

[46]) Ludendorff, Kriegserinnerungen, S. 231.

[47]) Von Kuhl, Bd. 1, S. 516.

[48]) Aufgeführt bei Kuhl, S. 517.

[49]) De Civrieux, la grande guerre, S. 66.

[50]) Ludendorff, Kriegserinnerungen, S. 231.

[51]) Ludendorff, Kriegserinnerungen, S. 198: „Die bulgarische Offensive, aber auch der bulgarische Mut brach zusammen."

Digitized by Google

das muß ausdrücklich festgestellt werden — hatte sie mit vielen anderen Stellen der weitgedehnten Fronten gemeinsam. Gegen Jahresende begann sie sich auch wieder zu festigen. Vor allem: Die Salonikifront hatte die Hoffnungen der Entente auf ein Zusammenwirken mit Rumänien — und das war das Wesentliche! — zunichte gemacht; trotz ihrer monatelangen und starken Belastung hatte sich Rumäniens Schicksal vollzogen! Die mazedonische Front hat die wichtige Bedeutung und entscheidende Wirkung, wie sie sich die Entente von ihr innerhalb ihres großen strategischen Gesamtvorgehens im Jahre 1916 versprochen hatte, nicht erzielen können. Sie blieb auf das übrige Geschehen ohne wesentlichen Einfluß. —

Konnte so im Jahre 1916 die Salonikifront für die Entente nennenswerte militärische Bedeutung nicht gewinnen, so reifte nun politisch eine Frucht. Die Niederzwingung Rumäniens bestärkte die Entente in der Durchführung und Ausnutzung des Salonikiunternehmens nach der politischen Seite hin[52]): Das immer abhängiger gewordene Griechenland wurde mehr und mehr vergewaltigt. Vergeblich rang der König um Aufrechterhaltung der Neutralität. Im September bereits marschierten von Albanien her italienische Truppen ins Land ein. Der Auslieferung des öffentlichen Verkehrswesens und vielen anderen Maßnahmen kontrollierenden Charakters folgten durch ein Ultimatum im Oktober die Beschlagnahme der Flotte, die Ablieferung des Kriegsmaterials und die Überführung der Armee in den Peloponnes. Im Dezember verhängte der französische Admiral über das unglückliche Land die Hungerblockade. Im Juni 1917 wurde schließlich mit Gewalt die Abdankung des Königs erzwungen. Venizelos kehrte zurück; Griechenland trat in den Krieg gegen den Vierbund ein[53]).

Die Entente hatte sich zum Herrn in Griechenland gemacht. Die Kapitulation Athens schuf ein politisches und militärisches Gegengewicht serbisch-griechischer Elemente gegen die Bulgaren[54]): Die Alliierten hatten es verstanden, politisch und militärisch für die Kriegführung abermals neue Kraft zu gewinnen[55])!

[52]) Von Kuhl, Weltkrieg, Bd. 1, S. 517.

[53]) Über Einzelheiten in der Geschichte der Vergewaltigung Griechenlands durch die Entente vgl.

a) Reichsarchiv, Bd. IX, S. 150, 175, 192, 272 ff., 287; Bd. X, S. 597; Bd. XI, S. 344/345;

b) Mühlmann, Der Eintritt Griechenlands in den Krieg im Sommer 1917, in „Berliner Monatshefte", 1937, S. 512 ff.

[54]) Stegemann, Geschichte des Krieges, Bd. 4, S. 281.

[55]) Ludendorff, S. 231: „Da, wo die Entente hinkam, gewann sie für die Kriegführung Kraft. Dieser Wunsch war auch für ihr Verhalten gegenüber Griechenland das Entscheidende."

Digitized by Google

III.

Die Bedeutung der Balkanereignisse seit September 1918 für den Ausgang des Krieges.

Die verschiedenen Kämpfe in Mazedonien bis zum September 1918 änderten an der Gesamtlage nichts. Die Front setzte sich mehr und mehr aus bulgarischen Truppenteilen zusammen; die Ereignisse an anderen Fronten zwangen dazu, im Laufe des Sommers 1918 nach und nach den größten Teil der deutschen Truppen fortzuziehen; im September 1918 befanden sich an solchen außer höheren Stäben nur noch 3 Jäger-Bataillone, 32 Batterien, 10 Gebirgs-M. G.-Abteilungen, einige technische Truppen, Jagd- und Fliegerstaffeln, Kolonnen und Trains und eine Anzahl im Etappendienst verwendete Landsturm-Bataillone in Mazedonien[56]).

Am 15. September 1918 führte General Franchet d'Espérey, seit dem Sommer Oberbefehlshaber der Orientarmee, den entscheidenden Schlag. Die bulgarische Front brach zusammen; ein Teil der bulgarischen Formationen ging kampflos aus der Schlacht. Ententegeld und Ententepropaganda hatten — von dem in Sofia verbliebenen Gesandten der U. S. A. geschickt angesetzt — ihre Schuldigkeit getan; das Ministerium Malinow und ententefreundliche Generale lieferten das zermürbte Heer und Volk der Entente ohne Widerstand aus[57]). Das bulgarische Beispiel zeigt, wie hoch Propagandawirkung einzuschätzen ist, und daß man in der Bündniskriegführung auch in dieser Hinsicht ein wachsames Auge auf den Verbündeten haben muß.

Bulgarien schloß unter härtesten Bedingungen am 30. September Waffenstillstand.

Der Durchbruch an der Cerna führte zum Zusammenbruch der gesamten Balkanfront. Die Kriegslage war mit einem Schlage von Grund aus geändert[58]). Der Weg nach Ungarn wie nach Konstantinopel lag frei. Rumäniens erneutes Auftreten stand in sicherer Aussicht; die dort befindliche Heeresgruppe Mackensen war gefährdet.

Aus der Ukraine, dem Osten, von der italienischen Front und aus dem schwer ringenden Westen wurden Divisionen auf den Balkan geworfen. Diese Kräfte lagen in entscheidenden Tagen also auf der Bahn; und dem Westen wurden — mittel- und unmittelbar — sechs bis sieben Divisionen entzogen[59]). Der Balkan fraß in der Tat Ludendorffs letzte Reserven, wie Stegemann es ausdrückt[60]).

---

[56]) Kuhl, Weltkrieg, Bd. 2, S. 384.
[57]) Schwarte, Teil 3, S. 62.
[58]) Kuhl, Weltkrieg, Bd. 2, S. 388.
[59]) Ludendorff, Kriegserinnerungen, S. 579.
[60]) Stegemann, Geschichte des Krieges, Bd. 3. S. 627.

Digitized by Google

Anfang November konnte sich — nach gelungenem Rückzuge — die 11. Armee mit vier deutschen und drei österreichischen Divisionen hinter Save und Donau bereitstellen, um nun einen Stoß der Entente nach Ungarn hinein abzuwehren. Da schloß am 4. November Österreich seinen Waffenstillstand, und bevor die Orientarmee zu der ersehnten Operation in die offene Flanke der Mittelmächte hineinkam, ging das große Ringen zu Ende ...

Und die Bedeutung dieser Ereignisse auf dem Balkan für die Gesamtkriegführung und insbesondere für den Ausgang des Krieges?!

Die Oberste Heeresleitung gewann jetzt endgültig die Überzeugung, daß „die Lage sich durch die Verhältnisse auf dem Balkan nur noch verschlechtern könne, auch wenn man sich an der Westfront hielte[61])"; sie wurde durch die Ereignisse in Mazedonien in dem verantwortungsvollen Entschluß bestärkt, die Beendigung des Krieges zu beschleunigen[62])[63]).

Die Niederschrift des Generals Ludendorff vom 30. Oktober 1918 bestätigt diesen Zusammenhang zwischen dem bulgarischen Zusammenbruch und der nun klar erkennbaren Aussichtslosigkeit, den Krieg zu gewinnen: „Jetzt war der Krieg verloren, daran war nichts mehr zu ändern."

Auch der Major Frhr. von dem Busche, der von der Obersten Heeresleitung zur Unterrichtung des Reichstages nach Berlin entsandt worden war, ging in seinen Ausführungen vor den Parteiführern am 2. Oktober davon aus, daß der Zusammenbruch Bulgariens „unsere Dispositionen über den Haufen geworfen habe". Die Lage auf dem Balkan lasse sich zwar wiederherstellen, aber nicht ohne schwerwiegenden Schaden für die Gesamtlage[64]).

Ebenso stellt Generalfeldmarschall v. Hindenburg in dem die sofortige Herausbringung des Friedensangebots fordernden Schreiben an den Reichskanzler vom 3. Oktober fest: „Infolge des Zusammenbruchs der mazedonischen Front, der dadurch notwendig gewordenen Schwächung unserer Westreserven und infolge der Unmöglichkeit, die in den Schlachten der letzten Tage eingetretenen sehr erheblichen Verluste zu ergänzen, besteht

---

[61]) Ludendorff, Kriegserinnerungen, S. 582.

[62]) Auch General von Kuhl sieht in den Balkanereignissen in Verbindung mit der Niederlage der Türkei eine so verhängnisvolle Wendung, „daß der Entschluß der O. H. L. vom 29. September, dem Gegner ein Waffenstillstands- und Friedensangebot zu machen, wesentlich dadurch beeinflußt worden sei" (von Kuhl, Der Weltkrieg, Bd. 2, S. 390).

[63]) Desgleichen Oberst Schwertfeger, Das Weltkriegsende, 1937, S. 116: „Die O. H. L. hatte sich unter dem Druck der Vorgänge an der mazedonischen Front entschlossen, von der politischen Reichsleitung ein sofortiges Waffenstillstandsangebot zu fordern ..."

[64]) Von Kuhl im Militär-Wochenblatt 1930, Nr. 33, S. 1283.

Digitized by Google

nach menschlichem Ermessen keine Aussicht mehr, dem Feinde den Frieden aufzuzwingen."

Es ist hiernach kein Zweifel, daß der Zusammenbruch auf dem Balkan einer der Punkte war, an dem mit besonderer Deutlichkeit erkennbar wurde, daß nun der Krieg verloren war. Aber das allein entscheidende Moment für den Ausgang des Krieges — und das ist etwas anderes — ist der mazedonische Zusammenbruch nicht gewesen!

Ein Einzelereignis vermag im Kriege durchaus die Entscheidung herbeizuführen. Wesentlicher Hauptfall ist die Entscheidungsschlacht, die das feindliche Heer zertrümmert. Im Stellungskriege kann es nur der operative Durchbruch sein, und zwar an entscheidender Stelle; das besagt, daß er sich dann auch im entscheidenden Sinne vernichtend irgendwie auswirkt, d. h. zur Niederwerfung des Gegners führt.

Mazedonien hat diese Bedeutung nicht gewinnen können.

Ohne Zweifel war ein operativer Durchbruch erfolgt, der den Verlust eroberter Gebiete und zugleich sogar den Ausfall des einen Bundesgenossen und das Abreißen der Verbindungen zu einem zweiten zur Folge hatte. Aber ein alsbald sich auswirkender Einfluß auf die Gesamtkriegführung ergab sich hieraus noch nicht. Zwar trat am Balkan der politische wie der militärische Effekt des großen Einbruchs der Entente deutlich in die Erscheinung — und das kann leicht zur Überschätzung der Bedeutung der dortigen Vorgänge verleiten; aber solange die Westfront noch stand, bedurfte es noch einer längeren Zeitspanne, um den Zusammenbruch der Orientfront zur entscheidenden Auswirkung, d. h. zur Niederwerfung der Mittelmächte kommen zu lassen. Der Balkan war hierfür weder die entscheidende Stelle noch das einzigste Ereignis, noch wirkte sich der dortige Einbruch früh genug aus!

Denn — was die Kriegsentscheidung anbetrifft — haben auf den Verlauf des großen Ringens die mannigfaltigsten Umstände eingewirkt. Sie waren teilweise gegenseitig bedingt; ein Ereignis zog das andere nach sich und wirkte im Zusammenhange mit anderen: Nie wird genau feststellbar sein, wie weit der Ausgang dieses schon äußerst vielseitigen und von verschiedensten Lebensgebieten abhängigen Krieges auf das Konto dieses oder jenes Einzelereignisses fällt. Es sind zur Ergründung der Ursachen des Weltkriegsendes nicht nur alle Ereignisse der Kriegführung selbst zu werten, sondern es muß auf die Gesamtverhältnisse der Beteiligten, auf ihre Politik, Wirtschaft usw., ja sogar auf ihre Vorgeschichte zurückgegriffen werden.

Ferner — was den Ort der Entscheidung betrifft: Die letzten Monate sahen den Generalansturm der Entente an fast allen Fronten zugleich.

Digitized by Google

Jeder Angriff — gleich wo — fraß an der Gesamtkraft der Verteidigung. Es war ein Zermürbungssystem, das sich durch Übergewicht an Zahl und Material schließlich im ganzen auswirkte. Die Zeit arbeitete gegen uns; Wirtschaftslage und innere Verhältnisse spielten ihre ernste Rolle. „Das Gebäude der Mittelmächte krachte allerorts. Überall konnte die im Westen selbst aufs äußerste bedrängte Oberste Heeresleitung nicht helfen. Auch ihr Können begann zu versagen. Der österreichische Widerstand in Italien nahte sich dem Ende, und im September brach auch die Türkei zusammen[65])."

Man darf auch den Balkan nur im Rahmen dieses Gesamtbildes sehen. General Ludendorffs Niederschrift vom 30. Oktober über die Gesamtlage der Armee gegen Ende September beweist, daß es außer der Entwicklung in Mazedonien die allgemeine Erdrückungsgefahr und andere Erscheinungen waren, die den Schritt der Heeresleitung herbeiführten; nach dem Satz „Jetzt war der Krieg verloren" fährt der Generalquartiermeister fort: „Hätten wir die Kraft gehabt, das Kriegsglück im Westen zu wenden, dann wäre naturgemäß noch nichts verloren gewesen. Hierzu fehlten die Mittel." Das beweist, daß es die Westfront war, auf die es entscheidend ankam. Auf sie richteten sich denn auch immer wieder die Blicke der Verantwortlichen. — Aus der Niederschrift geht ferner hervor, welche Rolle das Nachlassen der inneren Kampfkraft spielte, und wie sehr sich die Übermacht stündlich bemerkbar machte. „Die Ausfälle waren nicht mehr zu decken ... Die O. H. L. konnte nicht mehr mit sicheren Faktoren rechnen." — Ebenso begründet das Schreiben des Feldmarschalls vom 3. Oktober die Notwendigkeit, den Kampf abzubrechen, neben den mazedonischen Ereignissen mit diesen allgemeinen Erscheinungen, insbesondere den schweren Verlusten bei ständigem Kräftezuwachs des Gegners.

Sind so die Ereignisse im Orient bereits damals — trotz des sicher starken, weil frischen Eindrucks — doch immer nur im Zusammenhange mit den übrigen Fronten und jenen ernsten anderen Erscheinungen bewertet worden, so hat der Balkanzusammenbruch auch seiner ganzen Zeitlage nach keine entscheidende Bedeutung innerhalb der Gesamtentwicklung haben können.

Ein Blick auf diese: Am 18. Juli war bereits insoweit ein Wendepunkt des Krieges eingetreten, als „die Initiative der O. H. L. verlorenging[66])". Der 8. August nahm alle Hoffnungen auf deren Wiedergewinnung. „Er stellte den Niedergang unserer Kampfkraft fest[67])"; er brachte traurige Gewißheit, daß man zu Ende kommen müsse; es folgten die entsprechenden

[65]) Von Kuhl, Der Weltkrieg, Bd. 2, S. 391.
[66]) Schwertfeger, Weltkriegsende, S. 84.
[67]) Ludendorff, Kriegserinnerungen, S. 551.

Digitized by Google

ersten politischen Maßnahmen. Seit Mitte August verschärften sich die Verhältnisse an der Westfront[68]); ihre stellenweise Zurücknahme begann. Am 14. September ging die verderbliche österreichische Friedensnote in die Welt hinaus. Dann erst brach der Balkan zusammen, fast gleichzeitig die Palästinafront.

Nach allem steht fest, daß Mazedonien auch zeitlich nicht der Ausgangspunkt für das Ende des Krieges gewesen ist, sondern nur ein Glied in der Kette der Ereignisse. Es wurde stark mitbestimmend für das Waffenstillstandsangebot; es schwächte erheblich die letzten Reserven. Aber es war zeitlich so gelagert, daß es sich nicht mehr zum Zusammenbruch des Ganzen auswirken konnte. Dafür kam der dortige Ententeansturm zu spät! Im Oktober 1918 standen der Westen und Italien im Vordergrund, gerade auch hinsichtlich des nun einsetzenden politischen Spiels. Hier wurde um jeden Fußbreit Boden und um jede Stunde Zeitgewinn gerungen, um für das Endergebnis beiderseits möglichst viel herauszuholen[69]).

Auf dem Balkan trat ein Erfolg der Entente in kriegsentscheidendem Sinne nicht ein; ihr Durchbruch brauchte Zeit, um zu solcher Auswirkung zu gelangen. Französische Einbildungskraft hat zwar davon geschwärmt, wie Franchet d'Espérey es am 5. Oktober ausdrückte, durch einen glänzenden Vormarsch auf Budapest, Wien und Berlin die Kriegsentscheidung herbeizuführen, „aber der General mußte bald Wasser in den Wein gießen[70])". Die Verbindungs- und Verpflegungsfrage sowie die Witterung zeigten ihre hemmende Wirkung. „Die Orientarmee", so der Oberbefehlshaber selbst, „war der Gefangene ihrer Verbindungen." Erst am 1. November erreichten die Serben Belgrad; es war der 7. November geworden, als Franchet von Ungarn freien Durchmarsch und die erforderlichen Transportmittel zum Vormarsch auf Wien forderte. Und hierfür standen ihm nur wenige Truppen zur Verfügung. Denn inzwischen hatte auch die Politik zu erheblicher Zersplitterung der bunt zusammengesetzten Armee geführt. England strebte nach Konstantinopel, die Italiener zur Adria, um die Serben von dort fernzuhalten, die Griechen blieben in der Heimat; zwei französische Divisionen fielen wegen Grippe aus. Paris aber gab noch am 7. Oktober in gewisser Unterschätzung der Lage — oder ist dies Beweis, daß die Entente die Entscheidung im Westen sah? — die Weisung, „eine Verbindungsfront von Albanien längs der Donau zum Schwarzen Meer" einzurichten. Die große, langerhoffte kriegsentscheidende Operation, der

[68]) Ludendorff, Kriegserinnerungen, S. 566.

[69]) Denn inzwischen wurde das gesamte Geschehen mehr und mehr politisch überdeckt. Siehe Schwertfeger, Weltkriegsende, S. 114 und 157.

[70]) Larcher, La grande guerre dans les Balkans, 1929, und hierzu die Abhandlung von Kuhl im Militär-Wochenblatt 1930, Nr. 33, S. 1283.

Digitized by Google

Stoß ins Herz der Mittelmächte, wurde nicht Wirklichkeit. „Die Balkanoperationen", so das Schlußurteil von Larcher, „haben nicht den Erfolg gebracht, den sie hätten haben können. Die endgültige Entscheidung des Krieges ist nicht herbeigeführt worden. In drei opfervollen Jahren ist kein weiterer Gewinn erzielt, als die Befreiung einiger Gebiete. Die Entente hat die Gunst des Glückes nicht erfaßt, die sich ihr bot. Sie hat ihre überlegenen Kräfte nicht genutzt, weil die Koalition es nicht zu einer einheitlichen Leitung der Operationen brachte." — Jedenfalls ist richtig: Über die Salonikiexpedition stand für die Entente wie am Anfang nun auch am Ende das „Zu spät!". Die vielen anderen Geschehnisse hatten das große Ringen beendet, bevor sich der Erfolg der Entente auf dem Balkan auswirken konnte ...

Doch muß noch die Frage gestellt werden, inwieweit etwa die Auflösung Österreich-Ungarns durch die Balkanereignisse mitverschuldet worden ist; denn diese Tatsache ist ja auch für das Ganze verhängnisvoll geworden. „Das allmähliche Zurückgehen auf die Donau bedeutete zwar noch keine direkte Bedrohung der österreichisch-ungarischen Grenze und der Walachei; zweifellos mußte aber das Bekanntwerden der den eigenen Grenzen drohenden Gefahr deprimierend auf das k. u. k. Heer wirken, wenn der Italiener angriff[71])." Auch ist behauptet worden, „mit der Annäherung der Ententestreitkräfte an die Donau habe der Verrat Karolyis und damit der Abfall Ungarns eingesetzt[72])"; die serbische und rumänische Bevölkerung dieses Landes „sei von dem Siege der großserbischen Waffen aufgepeitscht worden[73])". Sicher konnte das Ausspringen des bulgarischen Bundesgenossen und der Ententevormarsch „bei der sich in dem kriegsmüden Lande ständig vermehrenden Karolyipartei und deren angriffslustigem, ententefreundlichem Verhalten bei der überragenden Stellung, die das Parlament auf das staatliche Leben ausübte, gefährlich werden[72])". Aber diese Wirkung ist nicht nachgewiesen, und im einzelnen schwer nachweisbar, wenn auch das Vordringen der Entente bei der inneren Entwicklung Ungarns und im Heere der Donaumonarchie zu seinem Teile mitgesprochen hat. Man darf jedoch nicht vergessen, daß die Loslösungsbestrebungen Ungarns schon seit langem vorbereitet und im Gange waren, daß es ferner nicht nur Ungarn, und nicht das Nationalitätenproblem allein war, das zur Auflösung des Staates führte. Der Grund für den Zusammenbruch Österreich-Ungarns lag bekanntlich in den verschiedensten Umständen. Alles war bereits zu weit vorgeschritten, als daß die Balkanereignisse noch nennenswerten Einfluß hätten ausüben können. Es brach an ihnen wohl Bulgarien, nicht aber die Donaumonarchie zusammen. —

---

[71]) Schwarte, Bd. 3, S. 63.

[72]) Kerchnawe, Der Zusammenbruch der österr. Wehrmacht, 1921, S. 40 und S. 8.

[73]) Dieterich, Weltkrieg, S. 169.

Digitized by Google

Die Vorgänge auf dem Balkan haben somit zu dem Ausgang des Krieges militärisch wie politisch nur zu ihrem Teile beigetragen; sie blieben auch Ende 1918 im Rahmen des Ganzen von untergeordneter Bedeutung. — — —

IV.

Das Salonikiunternehmen mit allen seinen Auswirkungen ist ein lehrreiches Beispiel in verschiedener Hinsicht: Für die Bedeutung der Politik auch während des Krieges; für den Wert des Prestiges in der äußeren Politik und propagandistischer Einwirkung und psychologischer Vorgänge im Innern; für die Erscheinungen des Bündniskrieges — auf beiden Seiten —; für die Bedeutung von Raum und Zeit in Feldzügen; für die Eigenarten des Mehrfrontenkrieges und — damit zusammenhängend — für das Wesen vom Haupt- und Nebenkriegsschauplatz.

Von beiden kriegführenden Parteien ist der Balkan nur als Nebenschauplatz gewertet worden; jedenfalls bis 1918. Es fragt sich lediglich, ob er Ende 1918 zum Hauptkriegsschauplatz wurde, wobei hierunter derjenige Schauplatz zu verstehen ist, auf dem die Hauptentscheidung erkämpft, d. h. auf dem oder von dem aus die endgültige Niederwerfung des Feindes herbeigeführt wird.

Die Ereignisse haben gezeigt, daß der Balkan nicht zum Hauptkriegsschauplatz im kriegsentscheidenden Sinne geworden ist. Die Salonikifront war nicht die schwache Stelle innerhalb des Ganzen. Es gab an den riesigen Fronten dieses Krieges viele schwache Stellen, die von Zeit zu Zeit wechselten. Die Operation der Entente auf dem Balkan wurde nicht die ausschlaggebende Hauptoperation; sie kam für eine Wirkung auf das Ganze auch zu spät. Als zum Schluß die große Entscheidung durch die Balkanereignisse bevorzustehen schien, wurde sie vom übrigen Geschehen — militärischem und anderem — in den Schatten gestellt und überholt ...

Für den Verlauf wie den Ausgang des Krieges bedeutete Saloniki also nur eines der vielen Momente im Rahmen des Ganzen. Entscheidende Wirkung hat es nicht gehabt und nicht mehr gewonnen. Der Balkan blieb trotz seiner mannigfachen, oft Beachtung heischenden Bedeutung in militärischer, politischer und psychologischer Hinsicht doch stets nur ein Nebenschauplatz. Die Heeresleitungen haben die mazedonische Front auch so behandelt. Der Krieg fand sein Ende durch die Balkanereignisse nur zum Teil, im übrigen aber im Westen, und schließlich, weil er an wirtschaftliche und seelische Kräfte und Voraussetzungen gebunden war. So interessant

Digitized by Google

und lehrreich in seiner Vielgestaltigkeit das Salonikiunternehmen gewesen ist, so darf doch seine Rolle für den Gesamtverlauf und Ausgang des großen Krieges nicht überschätzt werden.

Wehrpolitischer Überblick.

Vereinigte Staaten.

Der Kriegsausbruch in Europa hat die Vereinigten Staaten nunmehr vor die Wahl der Neutralität oder Kriegsteilnahme gestellt. Zum Glück für die Welt und vor allem für die Bevölkerung der USA. selbst hat der von Regierungskreisen in den letzten Monaten so heftig bekämpfte „Isolationismus" dabei schließlich doch den Sieg davongetragen. Die öffentliche Meinung Amerikas, obwohl noch überwiegend deutschfeindlich, hätte sich zweifellos heftig dagegen aufgelehnt, Amerikas Jugend zur höheren Ehre Britanniens gegen die deutschen Bunker getrieben zu sehen. Die Vorsicht gebietet zwar, diesen Sieg der Vernunft nicht als felsenfest anzusehen; aber wenigstens bis zur nächsten Präsidentenwahl, bei der Roosevelt ja erneut zu kandidieren beabsichtigt, darf wohl angenommen werden, daß dem auf unbedingte Neutralität gerichteten Volkswillen Rechnung getragen wird. Die raschen, vernichtenden Schläge der deutschen Wehrmacht gegen Polen werden es zudem der Regierung leichter machen, an ihrem weisen Entschluß festzuhalten.

Erfreulicherweise scheint man auch gewillt zu sein, die Neutralitätserklärung nicht durch Schiebungen irgendwelcher Art umgehen und durchlöchern zu lassen. Auch indirekte Sendungen irgendwelchen Kriegsbedarfs auf dem Umweg über neutrale oder befreundete Staaten sollen unterbunden werden.

Heer. Eine wesentliche Stärkung hat der Wille, Amerika aus unübersehbaren Verwicklungen herauszuhalten und sich auf die eigenen wehrpolitischen und militärischen Notwendigkeiten zu beschränken, zweifellos durch die rücksichtslos offene, von ernstem Verantwortungsbewußtsein zeugende Erklärung des Generalstabschefs Hugh Drum, Befehlshaber der Ersten Armee, erfahren. Genlt. Hugh Drum, der schon als Junge den kubanischen Feldzug mitgemacht hat, gab Mitte August nach Beendigung der Sommermanöver seiner Armee vor 7000 Offizieren und Unteroffizieren in Gegenwart der Militärattachés und Pressevertreter die Erklärung ab, seine Truppe könne nicht als Armee bezeichnet werden, sie sei vielmehr eine zusammengewürfelte Masse „mangelhaft ausgerüsteter, erbärmlich schlecht bewaffneter und zahlenmäßig zu schwacher Einzelverbände ohne Korps- und Divisionstruppen, denen gerade die für ein Feldheer wesentlichsten Waffen fehlten". Er gab dann genaue Zahlen an: Während z. B. seine Erste Armee plangemäß 4926 MG. haben sollte, verfügt sie nur über 1863; sie hat nur 4000 Gefechtswagen anstatt 25 000, nur 31 Flak anstatt 72, nur 300 Feldgeschütze anstatt 480 und nur 2806 Selbstladegewehre anstatt 6600. „Dazu kommt die Unerfahrenheit unserer Offiziere und Mannschaften im Kampf großer Verbände, das Fehlen der im Feld unerläßlich notwendigen körperlichen Härte, und große Unwissenheit über die Bedingungen, die dem Felddienst und der Schlacht ihr Gepräge geben." „Alle Einheiten müßten bedeutend verstärkt und sämtliche Stäbe von Grund auf erneuert werden, ehe wir in einen Krieg eintreten können."

Im Falle eines Krieges könnten nach einer Erklärung des Zweiten Kriegssekretärs Johnson („Army and Navy Register") zur Zeit 400 000 Mann sofort ins Feld gestellt werden, allerdings nur mit der von General Hugh Drum gekennzeichneten mangelhaften Ausrüstung und Gliederung. Vier Monate später sollen dann — nach Angabe Johnsons — eine Million bestens bewaffneter Soldaten folgen. In diesen reichlich hoch gegriffenen Zahlen sind die reguläre Armee mit noch nicht 20 000 Aktiven und 500 000 Reservisten und 400 000 Teilnehmer an den zweiwöchigen Sommerübungslagern („Citizens Military Training Camps) einbegriffen. „Millionen sind in diesen Lagern zu Soldaten geschult worden", heißt es mehr als optimistisch. —

Ein neues Geschütz von 155 mm Kaliber mit einem Geschoßgewicht von fast 50 kg und von einer Reichweite von über 22 km wurde Ende Juni in Fort Bragg in Nordkarolina vorgeführt. Es wiegt etwa 15 Tonnen und ruht auf einer luftbereiften Zehnradlafette.

Luftwaffe. Oberst Lindbergh erstattete nach seiner Besuchsreise zu den wichtigsten Luftmächten am 12. Juni vor dem militärischen Unterausschuß der Regierung

Digitized by Google

Bericht über seine Eindrücke und Erfahrungen. Er riet dringend dazu, sich bei dem Aufrüstungsprogramm der Luftwaffe auf die Entwicklung von Flugzeugen hoher Leistungsfähigkeit zu beschränken und der luftfahrttechnischen Forschung besonderes Augenmerk zu schenken. Es sei ebenso unmöglich wie unnötig, den großen europäischen Luftflotten der Zahl nach gleichkommen zu wollen. Der Unterausschuß hörte dann noch den Chef der Heeresluftwaffe, Generalmajor Arnold, an und schlug darauf dem Kongreß vor, für das Kriegsministerium weitere 292,7 Millionen Dollar dem Voranschlag von 508,8 Millionen Dollar für das nächste Haushaltsjahr hinzuzufügen. Diese zusätzliche Summe soll bestimmt sein für die Beschaffung weiterer Heeresflugzeuge, die Vermehrung der zum Schutz des Panamakanals vorhandenen Streitkräfte und für die Ausbildung weiterer gelernter Arbeiter für die Rüstungsindustrie.

Die zahlreichen Aufgaben der amerikanischen Luftwaffe lassen die angekündigte Verstärkung als durchaus vernünftig erscheinen. Ein sehr beachtlicher Aufsatz der „Aviation" stellt sie wie folgt zusammen: Verteidigung: 1. des Festlandes einschließlich seiner langgestreckten Küsten, 2. des Panamakanals, 3. Alaskas und der Aleuten, 4. der Hawaiinseln, 5. der amerikanischen Inselbesitzungen im Karibischen Meer und Pazifischen Ozean, 6. Schutz des Küsten- und Überseehandels, 7. Stützung der amerikanischen Außenpolitik und (möglicherweise) Schutz der Staatsangehörigen und Interessen in Übersee.

Der Schutz des Festlandes mit seinen Industriezentren, Riesenstädten, militärischen Anlagen, Häfen und Docks soll nach Vorschlag der „Aviation" durch Errichtung eines Netzes von Hauptflugstützpunkten erreicht werden, von denen jeder einzelne aus einer ganzen Gruppe verstreuter kleiner Flughäfen bestehen soll. „Wir neigen heute vielleicht dazu, an einem einzigen Stützpunkt zu viele Flugzeuge zusammenzufassen. Ein großer Hauptstützpunkt ist nötig, aber wir sollten die europäische Methode studieren und lieber die Flugzeuge auf zahlreiche kleine Flugplätze verteilen, als sie auf einem großen Stützpunkt zusammenlegen."

Die Sicherung des Panamakanals ist besonders schwierig, kann doch dort schon der Angriff eines einzelnen Flugzeuges durch Beschädigung wichtiger Bauwerke beträchtliche Störungen verursachen. Einrichtung weit vorgeschobener Flugstützpunkte auf den vorgelagerten Inseln, „auch wenn sie nicht zu den USA. gehören", wird darum als unerläßlich erachtet.

Auf dem Tausende von Kilometern vorgeschobenen Hawai liegt der Schwerpunkt der Verteidigung im Stillen Ozean. Große Flughäfen, wie Oahu (bei Pearl Harbour), Luke Wheeler, Hickam Fields und Ford Islands, sind bereits eingerichtet, ein weiterer in der Kaneohebucht sowie ein ganzes Netz kleinerer vorgeschobener Stützpunkte auf den Midway-, Palmyra- und anderen Inseln sind geplant. Der vorgeschlagene großzügige Ausbau soll dazu dienen, der amerikanischen Außenpolitik im westlichen Pazifik einen festen Rückhalt zu geben und nötigenfalls auch bei dem Schutz der Philippinen mitzuwirken, deren luft- und seestrategische Lage als äußerst gefährdet und nahezu unhaltbar angesehen wird.

Der Küsten- und Überseehandel muß gemeinsam mit der Marine auch von den Luftstreitkräften geschützt werden. Die fünf großen Flugzeugträger der USA. werden dabei nützliche Dienste leisten können, ihre Zahl soll vermehrt werden. Wichtig ist die Überlegung, daß der Schutz der Handelsfahrzeuge auch gegen Luftangriffe gewährleistet sein muß, denn eine starke Luftwaffe ist nach amerikanischer Ansicht durchaus fähig, die Seeverbindungen eines Landes abzuschneiden. Eine Art Fluggeleitsystem, bei dem alte Frachter und Kriegsschiffe nach entsprechendem Umbau als behelfsmäßige Flugzeugträger verwendet werden könnten, wäre deshalb zum Schutz der Handelsschiffe einzurichten. Ein etwa geplanter Lufthandelskrieg der USA. würde im Stillen Ozean durch die zahllosen, als Stützpunkte zur Verfügung stehenden Inseln außerordentlich begünstigt werden.

Der Einsatz der amerikanischen Luftstreitkräfte als Angriffswaffe der Außenpolitik ist zur Zeit überhaupt noch nicht vorbereitet; weder sind die Flugzeuge vorhanden, noch sind die sonstigen organisatorischen Maßnahmen getroffen. Auch dieser Umstand dürfte die Neutralitätspolitik der Vereinigten Staaten mit bestimmen.

Auf technischem Gebiet ist der im Berichtsvierteljahr durchgeführte Höhenflug eines amerikanischen Kampfflugzeugs bedeutungsvoll, das in 9½ Stunden die Strecke von Burbank in Kalifornien nach New York überwand. Das Flugzeug war allerdings in eine Art „fliegenden Treibstofftank" verwandelt.

Um den durch die beabsichtigte Verstärkung der Luftwaffe bedingten Personalbedarf zu decken, sollen in diesem Jahre versuchsweise 20 000 junge Leute zu Reservepiloten der Luftwaffe ausgebildet werden. Zunächst werden 330 Kandidaten zugelassen. Wenn das Resultat befriedigend ausfällt, soll mit einem Kredit von 9,8 Millionen Dollar die

Digitized by Google

Ausbildung der übrigen Schüler erfolgen. Für die Versuche werden zunächst 13 über das ganze Land verstreute Universitäten und Flugschulen ausgewählt. Die einzigen dem Schüler erwachsenden Kosten sind 50 Dollar. Die Ausbildung umfaßt 50 Flugstunden, der Schein kann nach 35 Stunden ausgehändigt werden, die Kurse umfassen 10 Stunden Luftrecht, 35 Stunden Meteorologie, 35 Stunden Navigation, 8 Stunden Doppelsteuer, dann 14 Stunden Doppelsteuer abwechselnd mit 28 Stunden Alleinflug, derart, daß auf jede Solostunde ein halbstündiger Kontrollflug mit Doppelsteuer folgt.

Wirtschaft. Ende Juni wurde ein Tauschhandelsvertrag mit Großbritannien zwecks Stapelung wichtiger Rohstoffe für den Kriegsfall unterzeichnet. Danach werden die Vereinigten Staaten rund 600 000 Ballen Baumwolle an England liefern, und England liefert als Gegenleistung rund 80 000 Tonnen Kautschuk. Diese Rohstofflieferungen sind zur Stapelung für den „Notfall" gedacht. Entsprechend einer Klausel des Abkommens müssen die Baumwolle- bzw. Gummistapelungen mindestens sieben Jahre lang unangerührt gelassen werden, „falls kein Kriegsfall eintritt". Wie weit das Abkommen durch die neueren Neutralitätsbeschlüsse berührt und eingeschränkt wird, ist noch nicht bekannt.

Dieser Vertrag hat großes Aufsehen erregt und ist von den Anhängern des freien Handels scharf kritisiert worden, da er ein Verfahren anwende, das man Deutschland so oft zum Vorwurf gemacht habe. — Londoner Finanzkreise meldeten, daß es sich bei dem Tauschgeschäft, das im übrigen auch noch englisches Zinn und amerikanischen Weizen betrifft, um ein Projekt von etwa 10 Millionen Pfund handelt.

In dem am 30. Juni abgeschlossenen Steuerjahr fiel die Ausfuhr der Vereinigten Staaten an landwirtschaftlichen Erzeugnissen um über 18 v. H. — von 890 771 000 auf 682 914 000 Dollar. Dieser Rückgang ist um so bemerkenswerter, als die Ausfuhr in früheren Jahren häufig eine Milliarde Dollar überstieg. Am schwersten wurde die Baumwolle betroffen, deren Ausfuhr um 43 v. H. gegenüber dem Vorjahr zurückging. Die Gründe des Rückganges sollen untersucht werden. Sie dürften ohne große Mühe zu finden sein. Wenn man dem besten Kunden die Tür vor der Nase zuschlägt, braucht man sich nicht darüber zu wundern, daß der Absatz stockt.

Die Auswirkung der britischen Kriegseinkäufe an normalen Fertigwaren und Lebensmitteln auf dem amerikanischen Markt läßt sich noch nicht übersehen. So groß diese auch sein werden, so beträchtliche Zahlungsschwierigkeiten wird es geben, denn Roosevelt hat ausdrücklich erklärt, Handelskredite dürften nur im bisherigen Umfange gewährt werden.

Ende Juni verkündete Präsident Roosevelt seine Absicht, eine neue Anleihe in Höhe von 772 000 000 Pfund (englischer Bericht!) aufzunehmen, wovon 174 Millionen noch im laufenden Haushaltsjahr ausgegeben werden sollen. Die Regierung hofft durch die damit möglich werdenden neuen großen Staatsaufträge der darniederliegenden Wirtschaft belebende Einspritzungen verabreichen und die Politik des New Deal fortsetzen zu können.

Außenpolitik. Hauptereignis in der Außenpolitik der USA. war im Berichtsvierteljahr neben der Neutralitätserklärung die Ende Juli erfolgte Aufkündigung des amerikanisch-japanischen Handelsvertrages, durch die Amerika bei weiterer Zuspitzung des Chinakonfliktes freie Hand zu wirtschaftlichen Druckmaßnahmen erhält. Ob und wieweit eine Erneuerung des Vertrags möglich ist, soll nach einer Verlautbarung Cordell Hulls vom Verhalten Japans in den sechs Monaten bis zum Ablauf des gekündigten Vertrages abhängen. Der Entschluß fand allgemeine Zustimmung, denn auch die jeder europäischen Verpflichtung abgeneigten „Isolationisten" sind durchaus für eine entschiedene Wahrnehmung der fernöstlichen Belange Amerikas. —

Die seit langem bestehenden amerikanischen Interessen in der Antarktis werden durch Entsendung einer Expedition unter Admiral Byrd, die im Oktober aufbrechen wird, erneut bekräftigt. Diesmal ist eine „wirksame Besitzergreifung" der beanspruchten Gebiete geplant.

Hauptschriftleiter i. V.: Karl Linnebach, Potsdam, Burggrafenstr. 28. Verantwortlich für den Anzeigenteil: E. Mulack, Berlin SW 61, Urbanstr. 7.

„Wissen und Wehr" erscheint im laufenden Jahrgang zwölfmal. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 3 gültig. Einzelheft RM 1,75. Bezugspreis halbjährlich RM 7,50. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen oder der Verlag entgegen. Abbestellungen können nur bis spätestens 3 Wochen vor Beginn eines neuen Halbjahres angenommen werden. Alle das Abonnement oder die Zustellung betreffenden Zuschriften sind an die Verlagsbuchhandlung E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68, Hochstr. 68–71 (Postscheckkonto Nr. 540, Berlin NW 7), oder an diejenige Vertriebsstelle — Buchhandlung oder Zeitungsspediteur — zu richten, die die Bestellung vermittelt. Erfolgt die Zustellung durch die Post, so sind Anschriftenänderungen dem Postamt, durch das die Lieferung geschieht, sogleich mitzuteilen. — Ernst Siegfried Mittler und Sohn, Buchdruckerei, Berlin SW 68, Hochstr. 68—71.

Digitized by Google

Jahrgang 1939 Zehntes Heft

Wissen und Wehr

Monatsschrift

der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften

Ztschr
Zeitschriften-Zentrale
Zif
ing. 31. OKT. 1939

INHALTSANGABE

Seite

Tag der Freiheit. Von Gauamtsleiter und Senator Adalbert Boeck, Beauftragter des Chefs der Zivilverwaltung für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung in Danzig-Westpreußen 681

Der deutsche Krieg gegen die Einkreisung. Von Oberst z. V. Rudolf Ritter von Eylander 686

Die Seebeute als wichtigstes Kampfmittel des englischen Seekriegs. Bemerkungen zu dem Buche „Die Stärke Englands" von George F. S. Bowles. Von Ministerialdirektor a. D. Rosenberger 703

Großbritannien und die Ostsee 1780 bis 1812. Von Dr. jur. Werner Schoppen 713

NACHDRUCK, AUCH UNTER QUELLENANGABE, UNTERSAGT
ÜBERSETZUNGSRECHT VORBEHALTEN

AUSGEGEBEN IM OKTOBER 1939

VERLAG E. S. MITTLER & SOHN, BERLIN SW 68

POSTVERSANDORT BERLIN

Digitized by Google

Ständige Mitarbeiter:

Prof. Dr. Andreas, Heidelberg,
Prof. Dr. von Arnim, Charlottenburg,
Vizeadmiral Aßmann, Berlin,
Prof. Dr. Baeumler, Berlin,
General d. Art. Prof. Dr. Becker, Berlin,
General d. Inf. a. D. v. Bergmann, Berlin,
Major a. D. Dr. Bertkau, Berlin,
Generalleutnant z. V. Boehm-Tettelbach, Berlin,
Oberstleutnant z. V. Professor Boehm-Tettelbach, Lübeck,
Prof. Dr. Bruns, Berlin,
Generalmajor a. D. Buchfinck, Potsdam,
Direktor Prof. Dr. Burgdörfer, München,
Generalmajor Freiherr v. Bülow, Rom,
General d. Fl. von Cochenhausen, Berlin,
Geheimrat Prof. Dr. Cranz, Stuttgart,
Oberstleutnant Dr. Däniker, Bern,
Konteradmiral Donner, Kiel,
Gen. d. Art. a. D. v. Eimannsberger, Wien-Mödling,
Professor Dr. W. Elze, Berlin,
Oberleutnant a. D. Ehrhardt, Potsdam,
Dr. v. Engelmann, Istanbul,
Präsident Oberstleutn. a. D. Foerster, Potsdam,
Oberst Foertsch, Berlin,
Oberst a. D. Dr. h. c. Fonck, Berlin,
Universitätsprofessor Dr. v. Frauenholz, München,
Vizeadmiral a. D. Frhr. von Freyberg-Eisenberg, Berlin,
Dr. H. Gackenholz, Berlin,
Konteradmiral a. D. Gadow, Berlin,
Admiral z. V. Gladisch, Berlin,
Minister Dr. Glaise v. Horstenau, Wien,
Professor Dr. Goebel, Harzburg,
General d. Art. a. D. Grimme, Berlin,
Vizeadmiral z. V. Dr. h. c. Groos, Berlin,
Dozent Oberstlt. Dr. Hesse, Potsdam,
Oberstleutnant a. D. Justrow, Berlin,
General d. Inf. a. D. Kabisch, Stuttgart,
Dr. E. Kessel, Berlin,
Oberst Dr. Knauß, Greifswald,
Gen. d. Art. a. D. Krafft v. Dellmensingen, München,
General d. Art. z. V. v. Metzsch, Berlin,
Prof. Dr. A. O. Meyer, Berlin,
Oberstudiendirektor Dr. Mühle, Dresden,
Oberregierungsrat Dr. Mühlmann, Potsdam,
Oberstarbeitsführer Müller-Brandenburg, Berlin,
Oberstleutnant a. D. Müller-Loebnitz, Berlin,
Professor Oberst Dr. v. Niedermayer, Berlin,
Oberst Dr. Nuber, Berlin,
Dr. P. Ostbold, Berlin,
Oberregierungsrat Dr. Pantlen, Stuttgart,
Generalmaj. a. D. A. v. Pitreich, Wien,
Admiral z. V. Prentzel, Berlin,
Generalleutnant Dr. h. c. v. Rabenau, Potsdam,
Oberkriegsgerichtsrat Rittau, Breslau,
Oberstlt. Frhr. Rüdt v. Collenberg, Berlin,
Oberstleutnant a. D. Direktor v. Schäfer, Potsdam,
Major W. Schenk, München,
Dozent Major a. D. Dr. Schering, Berlin,
Staatsminister Professor Dr. Schmitthenner, Heidelberg,
Generalmajor a. D. Dr. h. c. Schwertfeger, Hannover,
Oberreg.-Rat Dr. Simoneit, Berlin,
Professor Dr. Spranger, Berlin,
Generalmajor z. V. v. Tempelhoff, Potsdam,
Dr. R. Wagenführ, Berlin,
Generalmaj. a. D. Wagner, Königsbrück,
Prof. Kapitän z. S. z. V. v. Waldeyer-Hartz, Hannover,
General d. Infanterie Werth, Budapest,
General d. Inf. a. D. Wetzell, Berlin,
Professor Dr. F. Wirth, Berlin,
Oberst z. V. Ritter von Xylander, Berlin.

Briefe redaktionellen Inhalts und Manuskripte sind zu senden an den Hauptschriftleiter i. R.:
Karl Linnebach, Potsdam, Burggrafenstraße 28.

Besprechungsstücke von Neuerscheinungen sind zu senden an die Deutsche Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften, Berlin W 35, Matthäikirchplatz 12III.

Zur Beantwortung von Anfragen und Rücksendung von Manuskripten ist Rückporto beizufügen.

Die unter dem Ehrenpräsidium des Reichsstatthalters General d. Inf. Ritter von Epp stehende und von General der Flieger von Cochenhausen geleitete

Deutsche Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften,

deren Organ „Wissen und Wehr" ist, hat es sich zur Aufgabe gemacht, das wehrpolitische Verständnis und das Interesse an den Wehrwissenschaften zu fördern. Anträge zum Beitritt sind zu richten an das Generalsekretariat Berlin W 35, Matthäikirchplatz 12III. Fernsprecher: über O. K. W. 21 81 91.

Beilagen: *Der Gesamtauflage dieser Ausgabe liegt eine Ankündigung der „Hanseatischen Verlagsanstalt, Hamburg", bei.*

Digitized by Google

Zehntes Heft Jahrgang 1939

Wissen und Wehr

MONATSHEFTE

In sämtlichen Aufsätzen handelt es sich um die privaten Ansichten einzelner Persönlichkeiten, keinesfalls um die Anschauungen maßgebender militärischer Dienststellen.

Tag der Freiheit.

Von Gauamtsleiter und Senator Adalbert Boeck, Beauftragter des Chefs der Zivilverwaltung für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung in Danzig-Westpreußen.

Was jeder Danziger zwanzig Jahre lang mit heißem Herzen ersehnte, ist nun Wirklichkeit geworden: die alte, ewig deutsche Stadt Danzig, durch sinnlose Willkür von ihrem Mutterlande abgetrennt, ist nun in das herrliche Großdeutsche Reich, in diese stolze Schöpfung Adolf Hitlers, heimgekehrt.

Immer wieder, zwanzig Jahre lang, hat unsere Heimat hinübergeschaut über die vom feindlichen Haß diktierten Grenzen in das Land unserer Väter, von dem man sie gerissen; immer wieder, Tag und Nacht, gingen die Gedanken der 400 000 Deutschen dieser Stadt zu den Brüdern und Schwestern im Reich; immer brannte uns auf den Lippen und im Herzen die eine Frage: Wann? Wann kommt unser Tag? Wann schenkt uns der Führer die Erfüllung unserer größten Sehnsucht, wann bricht auch für uns das Morgenrot der Freiheit an? Dringender und lauter wurde diese Schicksalsfrage in den letzten Monaten und Wochen, als sich die dunklen Wolken drohend um unser geliebtes Vaterland und um unsere Heimat zusammenzogen, als man begann, das Reich einzukreisen, die Völker und Staaten, wie einst vor 25 Jahren, durch Lügen und schamlose Verleumdung gegen uns aufzuhetzen, um das mächtig aufstrebende Großdeutschland zu vernichten. Härter wurde in uns der Wille, auch äußerlich mit unserem deutschen Volk die große Blutsgemeinschaft zu bilden, der wir innerlich zu allen Zeiten und in den letzten zwanzig Jahren um so fester zugehörten, je mehr man uns von ihr trennen wollte. Als dann in den letzten Jahren die Übergriffe polnischer Willkür sich häuften, als überall dort, wo Deutsche in Polen

Digitized by Google

wohnten, grausame Verfolgungen gegen unsere Blutsbrüder einsetzten, als unser Danzig sich immer häufiger schwerer Grenzverletzungen und brutaler Gewaltakte erwehren mußte, als wir alle Zeugen wurden der Zuspitzung der Lage, da wußten wir, daß die Stunde der Freiheit auch für uns nicht mehr fern sein konnte.

Denn immer stand in uns der Glaube an den Führer felsenfest, und wir wußten zu jeder Stunde, daß Adolf Hitler deutsche Menschen, wo immer sie leben, nicht ungestraft vergewaltigen und drangsalieren läßt.

Und nun ist diese von 80 Millionen Deutschen und von den 400 000 deutschen Danzigern so heiß ersehnte Stunde gekommen.

Der 1. September 1939 wird für alle Zeiten als der Tag der Freiheit der stolzeste und glücklichste Tag für die Bevölkerung Danzigs bleiben.

Tiefstes Glücksgefühl und unendliche Freude, gepaart mit jubelnder Dankbarkeit durchströmte unsere Herzen, als wir am 1. September 1939, morgens um 5 Uhr, geweckt wurden durch das Dröhnen der Geschütze, das uns die Freiheit mit eherner Stimme verkündete. Und dann ging es Schlag um Schlag. Gauleiter Albert Forster, das Staatsoberhaupt Danzigs, sandte an den Führer das Telegramm, in dem er den bisherigen Freistaat Danzig mit seinem Land und Volk mit sofortiger Wirkung als einen Bestandteil des Großdeutschen Reiches erklärte und den Führer bat, Danzig in seinen Schutz zu nehmen.

Unter Aufhebung der bisherigen Danziger Verfassung verkündete Gauleiter Albert Forster das Staatsgrundgesetz, die Wiedervereinigung Danzigs mit dem Großdeutschen Reich.

Nach wenigen Stunden schon traf des Führers Antworttelegramm ein, in dem er den Danzigern seinen Dank für ihren Glauben und ihre Treue aussprach und diesen alten Reichsboden in das Großdeutsche Reich aufnahm. Um 10 Uhr fand dann in Berlin die denkwürdige Reichstagssitzung statt, in der Adolf Hitler vor dem deutschen Volk und der Welt seine Bemühungen um die Erhaltung des Friedens noch einmal darlegte und kundtat, daß, nachdem alle seine überaus weitgehenden Vorschläge der Ablehnung verfallen waren, nun die Waffen sprechen müßten. In der Reichstagssitzung wurde die Eingliederung der bisherigen Freien Stadt Danzig in das Reich durch Reichsgesetz beschlossen. Nun nennen wir Danziger uns nach zwei Jahrzehnten schmerzlich und demütigend empfundenen Unfreiheit mit Stolz „deutsche Reichsbürger".

Was das bedeutet, kann nur der ganz empfinden, der lange Jahre abseits stehen mußte von seinem Vaterland, der fremder Willkür in vielen lebenswichtigen Dingen sich fügen mußte. Der Kampf Großdeutschlands gegen die Mächte von Versailles hat dem Führer und unserem Volk schon so manchen stolzen Triumph gebracht, große Stücke sind aus diesem Dokument des Hasses und des Neides durch des Führers staatsmännische Weis-

Digitized by Google

heit und seinen Mut herausgebrochen worden. Was aber dem deutschen Volk an Machtzuwachs im vergangenen Jahr zufiel, die Ostmark, Sudetenland, das Protektorat Böhmen-Mähren, das Memelland, es hat des letzten Opfers, des Einsatzes von Blut und Leben nicht bedurft. Eine uns feindliche Welt hat dieses Mal die friedliche und gerechte Lösung abgelehnt. Deutsche Truppen mußten die Grenzen Polens überschreiten und das Gebiet wiedererobern, das man uns vor zwanzig Jahren raubte. Die Waffen, geführt von deutschen Soldaten, haben unser Recht durch einen überwältigenden Sieg erkämpft.

Die einstige Freie Stadt Danzig, unfrei seit ihrem Bestehen als Staatswesen, ist jetzt erst wirklich frei geworden.

Tausende unserer Brüder aus der Heimat sind zu den Waffen geeilt, und auch die Erzieherschaft Danzigs hat zu Hunderten die Schulstuben verlassen und ist dabei, mit den Brüdern aus dem Reich um unsere Freiheit, unsere Heimat und Selbsterhaltung zu kämpfen. Diese Männer aus unseren Reihen erfüllen die höchste Pflicht, die uns an unser Volk bindet. Die aber zurückbleiben, müssen auf ihrem Platz ihre Schuldigkeit tun. Ihre Gedanken, Wünsche und Hoffnungen sind bei den Kameraden an der Front und ihrem harten aber stolzen Schicksal.

Wir Deutschen waren felsenfest von dem Sieg unserer Waffen überzeugt. Als sich über unserer Stadt keine polnischen Flugzeuge zeigten, der Feind die alten Bauten vergangener Jahrhunderte nicht gefährdete, da erfuhren wir bald, worauf das zurückzuführen war. Einige Stunden haben genügt, die vielgerühmte polnische Luftwaffe entscheidend zu treffen, sie niederzuhalten und nahezu zu vernichten. Und so ging es in Polen an allen Fronten. Überall wurden die einst gezogenen Grenzen überschritten, und trotz vielfach hartnäckigen Widerstandes standen die Truppen bald tief im alten deutschen Gebiet. Wie eiserne Zungen schoben sich die deutschen Armeen an vielen Stellen zugleich in die feindlichen Fronten, umgingen gewaltige Gebiete, schnürten die in ihnen zusammengedrängten polnischen Divisionen ab, um nach Schließung des Ringes konzentrisch vorzumarschieren. So war es uns Danzigern und unseren Brüdern in Westpreußen eine besondere Freude, daß schon nach wenigen Tagen die aus Pommern vordringenden Truppen uns Danziger Kämpfern und den ostpreußischen Kameraden die Hand reichten, daß damit die nordpommerellische polnische Armee abgeschnitten war und ihrem Schicksal mit unfehlbarer Sicherheit entgegenging.

Dicht bei Zoppot spielten sich ebenso wie an der ganzen ehemaligen Danzig-polnischen Grenze erbitterte Kämpfe ab. An diesen Kämpfen haben auch gegen 400 Danziger Lehrer teilgenommen. Unsere Erzieherschaft kann stolz darauf sein, daß so viele Berufskameraden freiwillig mit der Waffe in der Hand für die Freiheit ihrer Heimat kämpften. Immer enger wurde

Digitized by Google

der Ring um Gdingen, nachdem Dirschau Pr. Stargard, Berent, Karthaus, Neustadt und Putzig befreit waren. Es half nichts, daß sich zu den kämpfenden polnischen Armeen bewaffnete Zivilisten gesellten, die aus dem Hinterhalt, aus Hecken und Wäldern auf die deutschen Truppen schossen. Schließlich fiel Gdingen, und der Kampf fand damit hier seinen Abschluß.

Nach kaum achtzehntägiger Kriegsdauer war das polnische Heer an allen Fronten entscheidend geschlagen. Damit hat der polnische Staat, der noch vor wenigen Wochen so größenwahnsinnige Kriegsziele aufgestellt hatte, der Ostpreußen, Schlesien, Pommern und andere deutsche Gebiete im Geiste schon erobert hatte, sein Ende gefunden.

Wie es der Führer in seinen Aufrufen an die Wehrmacht vorausgesagt hatte, war in weniger als drei Wochen der polnische Krieg beendet, und das ganze deutsche Heer und mit ihm das Volk von über 80 Millionen steht zu neuen Taten und zur Sicherung des deutschen Lebensraumes bereit, im Westen des Reiches seine Pflicht zu tun.

Unsere stolze Armee hat unvorstellbare Leistungen vollbracht, die kühnsten Hoffnungen, die das Volk in sie gesetzt hatte, in die Luftwaffe, die Panzerwagen, die motorisierten Verbände, die Waffen aller Art, diese Erwartungen wurden nicht nur erfüllt, sondern weit übertroffen.

Die Welt aber stand und steht überwältigt vor dieser Leistung, dieser Offenbarung deutscher Stärke, dieser einzigartigen Kriegsführung, dieser Durchschlagskraft deutscher Waffen. Unsere Freunde freuen sich mit uns. Die westlichen Demokratien, die zunächst die deutschen Erfolge abstritten oder verkleinerten, müssen nun, da die ganze Welt allmählich die Wahrheit über die Hintergründe des Krieges erfährt, sehen, wie alle ihre Hoffnungen auf die Niederzwingung Großdeutschlands und ein zweites, noch schlimmeres Versailles in ein Nichts zerfallen. Die über Deutschland verhängte Blockade ist ein Stoß ins Leere; denn unsere Staatsführung hat vorsorglich alles Notwendige seit langem und für Jahre gesichert, und unserm Volk stehen zudem die unerschöpflichen Hilfsquellen im Osten und Süden zur Verfügung. Ein großer Vernichtungsplan der Westmächte ist zerschlagen, Polen ist das Opfer seiner eigenen Verblendung und des Egoismus seiner Freunde geworden.

Das Reich Adolf Hitlers aber sieht, gepanzert und mächtiger denn je, allen Anfeindungen zum Trotz, den kommenden Ereignissen mit Ruhe und unbeirrbarer Zuversicht entgegen.

Die deutsche Front steht, anders als einst vor zwanzig Jahren, außen und innen fest und unerschütterlich, und, geführt von dem größten Staatsmann aller Zeiten, unserem Führer Adolf Hitler, geht Großdeutschland seinen Weg des Rechtes, der seiner Größe und seinem Wert entspricht.

Digitized by Google

Unser Führer in Danzig.

Achtzehn Tage, nachdem unsere Stadt in das Reich zurückgekehrt war, glühten unsere Herzen wieder mächtig auf, als die Nachricht kam, daß am 19. September der Führer Danzig besuchen würde. Wie sehr hatten wir immer und immer wieder auf diesen Tag gewartet, mit brennendem Herzen diese Stunde ersehnt. Nun war sie da, nun erfüllte sich unsere Hoffnung. Was die Herzen aller Danziger an diesem Tage bewegte, läßt sich kaum in Worte kleiden. Die Stadt und die Vororte, durch die der Führer kam, hatten sich zu seinem Empfang geschmückt, wie es Danzig noch nicht erlebt hat. Von Oliva an bis zum Artushof und nach Zoppot war der Weg ein einziger Blumenteppich. Mächtige Fahnen säumten die Straßen, Fahnen wehten an allen Häusern, aus jedem Fenster, Fahnen hielten die Hunderttausende in ihren Händen, die den ganzen langen Weg wie Mauern säumten, Spruchbänder spannten sich quer über die Straßen, und stärker noch als diese Zeichen der Freude sagten die Gesichter, die Augen der jubelnden Menschen dem Führer Dank für seine Befreiungstat und für sein Kommen.

Vorher schon hatte unser Gauleiter Albert Forster den Führer bei Renneberg mit bewegten Worten begrüßt, und dann ging die Fahrt nach dem ebenso herrlich geschmückten Zoppot. Am Nachmittag fuhr der Führer dann über Oliva und Langfuhr nach Danzig, wo sich ungeheure Menschenmassen auf allen Straßen, die der Führer berührte, besonders aber in der Langgasse und dem Langenmarkt, zusammengeballt hatten, seit vielen Stunden des Augenblickes harrend, wo sie dem Führer ins Antlitz schauen konnten. Die Langgasse bildete ein einziges Fahnenmeer, jedes Fenster geschmückt, jeder Winkel von begeisterten Menschen besetzt.

Im Artushof, wo sich die führenden Männer Danzigs versammelt hatten, hielt der Führer nach den packenden und dankeserfüllten Worten unseres Gauleiters, der die Gedanken und Gefühle aller Danziger in unvergleichlich treffenden Worten zum Ausdruck brachte, seine große, von ganz Deutschland und der Welt mit Spannung erwartete Rede. Mit verhaltenem Atem und tiefster innerer Spannung hingen wir alle, die wir das Glück hatten, dieser historischen Kundgebung als Augenzeugen beizuwohnen, an den Lippen des Führers. Alle Danziger hörten auf allen Plätzen und Straßen die Führerrede, wankten und wichen nicht, bis Adolf Hitler nach der Kundgebung sich zur Jopengasse 11 in das Gauhaus begab, wo er einem kleinen Kreis der namhaftesten Danziger Persönlichkeiten den Dank für die geleistete Arbeit aussprach und Anweisungen für den Aufbau gab. Auch am 20. September weilte der Führer noch in unserer Stadt, besichtigte besonders die hart erkämpfte Westerplatte und begab sich über Zoppot und Gotenhafen nach Oxhöft, wo eine Feldparade der Truppen stattfand.

Solche Stunden und Tage hatten wir bisher noch nicht durchlebt, noch nie sind wir im Innersten so gepackt worden von der Größe eines Ereig-

Digitized by Google

nisses, noch nie waren unsere Herzen so von unaussprechlichem Dank und heißer Freude erfüllt wie an diesen Tagen.

Der Führer hat es in seiner Rede im Artushof ausgesprochen, daß er es sich geschworen hätte, nicht eher nach Danzig zu kommen, bis diese Stadt zum Reich gehöre. Nun ist dieser unser aller tiefster Wunsch Tatsache geworden, und nun hat auch Adolf Hitler sein Wort wahrgemacht: Er war bei uns in diesen weltbewegenden Tagen, und er bleibt bei uns in den Herzen, wie er unverlierbar im Herzen des ganzen Volkes wohnt.

Der deutsche Krieg gegen die Einkreisung.

Von Oberst z. V. Rudolf Ritter von Xylander.

Der Krieg, der im September 1939 weite Teile Europas bereits überzogen hat, ist nichts anderes als die Fortsetzung des Weltkrieges. Das, was damals England zu erreichen versucht hatte, den ihm für seine Welthandelsstellung als am gefährlichsten erscheinenden Mitbewerber, Deutschland, zu vernichten und was ihm trotz des Versailler Diktats nicht gelungen war, das strebte es weiterhin an. Polen bildete nur den Vorwand für den Eintritt Großbritanniens und des ihm durch manche Veranlassungen hörig gewordenen Frankreichs in den Krieg. Es war benutzt worden als Glied einer Einkreisungspolitik, die zwar durch den Zusammenbruch der Tschecho-Slowakei schon vor einem Jahre und nunmehr Ende August 1939 durch den Abschluß des deutsch-sowjetrussischen Nichtangriffspaktes schwere Einbußen erlitten hatte, die aber trotzdem noch fortgesetzt werden sollte im Osten des Reiches und im Südosten Europas.

Das Bestreben der für den Kriegsausbruch verantwortlichen Männer in London ging dahin, ähnlich wie 1914 durch den Einmarsch in Belgien, so auch jetzt Deutschland vor der Meinung der Welt als den schuldigen Teil hinzustellen, der Polen vergewaltigte. Als das letzte großmütige Angebot Adolf Hitlers, abgesehen von der Rückkehr der Stadt Danzig zum Reiche, die übrigen Fragen durch Verhandlungen mit Polen zu lösen und dabei eine Volksabstimmung in Westpreußen abzuhalten, diese Absicht vereitelt hatte, stand England doch nicht davon ab, den Kampf gegen Deutschland vom Zaune zu brechen. Es setzte seine Hoffnungen einerseits auf einen starken, die deutsche Wehrmacht schwer schädigenden polnischen Widerstand, andererseits auf den Zusammenbruch der inneren deutschen Front. Es selbst und dementsprechend auch Frankreich ließ trotz aller Zusicherungen Polen ohne unmittelbare Unterstützung. Erst am 3. September, 9 Uhr, stellte England ein zweistündiges Ultimatum an Deutschland und erklärte sich von 11 Uhr ab als im Kriegszustand mit Deutschland befindlich, welches

Digitized by Google

selbstverständlich nicht auf die Forderung eingegangen war. Frankreich folgte vom 3. September, 17 Uhr, ab mit der angeblichen „Erfüllung seiner gegenüber Polen eingegangenen Verpflichtung". Gegenüber den den Westwall besetzenden deutschen Truppen begannen die Armeen der beiden Westmächte ihren Aufmarsch. Polen war auf sich allein gestellt.

Polnische Absichten.

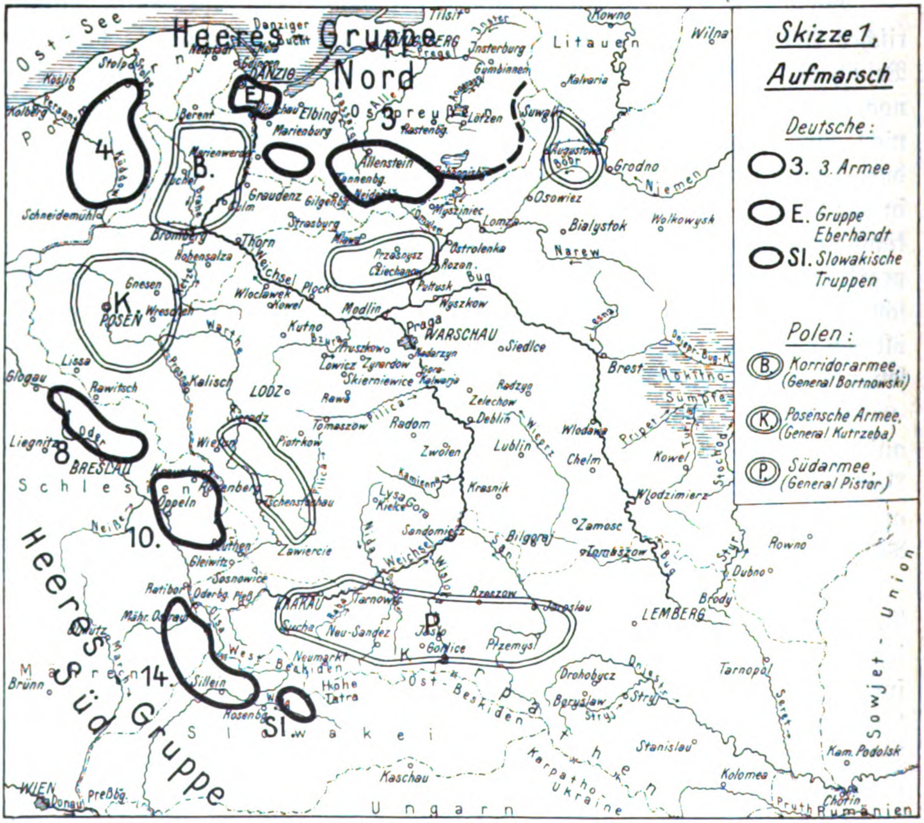
Wieweit den Polen Zusicherungen der Westmächte über Hilfe militärischer Art vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten, insbesondere bei dem Besuch des britischen Generals Sir E. Ironside, erteilt worden sind, steht noch nicht fest. Nach Mitteilungen von polnischer Seite hatte man jedenfalls nicht vollkommen verlassen zu werden erwartet. Unmittelbar konnte Hilfe durch Zusendung von Luftstreitkräften erfolgen, deren Reichweite gerade in der letzten Zeit England und Frankreich nicht genug hatten hervorheben können und die sie auch bei ihren gemeinsam abgehaltenen Luftübungen praktisch vorzuführen versucht hatten. Außerdem war Unterstützung der schwachen, nur aus wenigen modernen Zerstörern und U-Booten neben älteren, kleineren Fahrzeugen bestehenden polnischen Flotte durch Entsendung von Streitkräften, zum mindesten U-Booten, in die Ostsee denkbar.

Es scheint auch erwogen worden zu sein, eine Heeresfront der Alliierten auf dem Balkan irgendwie zu bilden. Die neue Lage aber, die sich durch den Vertrag zwischen Deutschland und Rußland ergeben hatte, mag auch hier auf die Türkei und Rumänien zurückgewirkt haben, die bei einem solchen Plane in erster Linie in Betracht gekommen wären.

Polen sah trotzdem der Entwicklung der kommenden Ereignisse mit Vertrauen entgegen. Es hatte unter Aufwand sehr erheblicher Mittel, die in den letzten Jahren mehr als die Hälfte seines Staatshaushalts in Anspruch nahmen, ein Heer aufgebaut, das von einer Friedensstärke von 300 000 Mann im Ernstfall auf 1,5 bis 2 Millionen anwachsen sollte. Es hatte versucht, diese Truppen unter Ausschaltung der ursprünglichen buntscheckigen Ausrüstung mit einheitlich gestaltetem, modernem und in eigenen Fabriken gefertigtem Gerät auszustatten. Es hatte die Ausbildung seiner Armee und Luftwaffe in Anlehnung an die besten Vorschriften fremder Heere, aber auch unter Rücksichtnahme auf die besonderen Verhältnisse des polnischen Kriegsschauplatzes betrieben. Schon seit dem Frühjahr 1939 waren starke Teile der Armee mobil gemacht und standen in der Nähe der Grenzen, ihre eigene Leistungsfähigkeit verbessernd und Vorbereitungen für den Kampf treffend. Die Propaganda, die im Volk und in der Wehrmacht getrieben wurde, stellte den verhaßten Deutschen als unterlegen hin. Insbesondere in seelischer Beziehung sprach sie ihm keine Widerstandskraft zu. Die nicht amtlich verkündeten Kriegsziele lagen nach vorausgesagten großen Siegen außerordentlich weit.

Digitized by Google

Zwar mögen die Staats- und Heerführung nicht so fest überzeugt gewesen sein, daß sie den Frieden, der Polen dann bis an die Oder, ja über dieselbe hinweg vergrößern sollte, nach einer siegreichen Schlacht bei Berlin diktieren könnten, aber auch ihre Hoffnungen waren sehr hoch gespannt. Sie mißachteten nicht nur den Gegner, sondern überschätzten weit die eigene Leistungsfähigkeit. Die verhältnismäßig geringe Anzahl an schweren Waffen bei der Infanterie, an Artillerie, an Panzern und Panzerabwehr-



waffen, an Flugzeugen, von denen im ganzen 1600 vorhanden gewesen sein sollen, wurde nicht beachtet, die Tatsache, daß nur ein beschränkter Teil der Wehrpflichtigen Friedensausbildung erhalten hatte, wurde außer acht gelassen, die Landesbefestigung ließ eine Anlage nach großen Gesichtspunkten vermissen, und vor allem vergaßen die für ihre eigene Nation und den von dieser aufgestellten künstlichen Staat fanatisch begeisterten Nationalpolen, daß ein großer Prozentsatz seiner Bewohner anderen Völkern angehörte, die unter dem polnischen Druck schwer zu leiden hatten. Der Mangel inneren Zusammenhangs mußte sich ganz besonders fühlbar machen.

Digitized by Google

Marschall Rydz-Smigly, der an der Spitze der Wehrmacht stand, über dessen Einflußnahme vor und während des Kampfes jedoch bisher wenig bekannt ist, hatte sich das Ziel gesetzt, zunächst einmal die ostpreußische Insel, deren Besitz andauernd polnischer Wunsch gewesen war, zu erobern. Zu diesem Zwecke waren drei Gruppen auf drei Seiten gegen dieses Land bereitgestellt. Eine schwächere, in der Gegend von Grodno—Bialystok aufmarschiert, hatte gegen den Südosten Ostpreußens vorzugehen, eine starke Armee aus dem Raume nördlich Warschau die Südgrenze anzugreifen, während eine noch stärkere Armee unter General Bortnowski im Korridor aufmarschierte und hier gleichzeitig gegen Pommern den Rücken des stärkeren Teiles decken mußte, der bestimmt war, Danzig und die Westgrenze Ostpreußens anzugreifen.

Gegen den anderen Gebietsteil des Deutschen Reiches, der im Süden, das mittlere Westpolen umfassend, vorsprang, Schlesien, war eine Armee in der Gegend zwischen Kalisch und Tschenstochau aufmarschiert, eine Südarmee deckte das ostoberschlesische Industriegebiet und gleichzeitig den westlichen Teil der polnischen Südgrenze, der in den Karpaten gegenüber der Slowakei verläuft. Denn die Möglichkeit, daß auch aus diesem dem Reich befreundeten Gebiet Truppen über das Gebirge vorstießen, lag vor und führte dazu, daß die Südarmee sich sehr tief staffelte und zwischen Krakau und Lemberg Teile nach Süden beobachten ließ.

In der Mitte zwischen diesen beiden polnischen Flügeln (bei denen ein einheitlicher Befehlsverband fehlte) stand die stärkste polnische Armee unter General Kutrzeba in der Provinz Posen, die an ihrer Westgrenze nur etwa 160 km von Berlin entfernt ist. Während bei den gegen Mittel- und Oberschlesien aufmarschierenden polnischen Kräften die Aufgabe zwischen Abwehr und einer zunächst auf Oberschlesien begrenzten Offensive schwankte, sollte die mittlere Gruppe der Polen, jene Armee im Posenschen, ihre weit vorgeschobene Stellung ausnützen, um einem deutschen Vorgehen sowohl aus Pommern als aus Schlesien heraus tief in Flanke und Rücken zu fallen.

Betrachtet man diesen polnischen Aufmarsch und die mit ihm verbundenen Absichten, so fällt auch hier die Unterschätzung des Feindes und die Überschätzung der eigenen Möglichkeiten auf. Der Gedanke, gegen Ostpreußen einen konzentrischen Angriff zu führen, lag nahe. Wenn sich auch die Verhältnisse gegenüber der Zeit der deutschen Machtlosigkeit geändert hatten und stärkere Truppen als früher in Ostpreußen standen, neuerdings ferner, wenn auch nur in geringfügiger Zahl, durch die Formationen vermehrt worden waren, die der Freistaat Danzig zu seinem Schutze als Gruppe Eberhardt aufgestellt hatte, so war doch das gesamte, nicht ganz 3 Millionen Einwohner zählende deutsche Gebiet schon im Frieden für Truppentransporte auf den Seeweg beschränkt gewesen. Vermutlich war daher auch bei Ausbruch der Feindseligkeiten keine beträchtliche Vermehrung der dort

Digitized by Google

vorhandenen deutschen Streitkräfte schon eingetreten. Im Ernstfall aber konnte ein Nachschub über See durch See- und Luftstreitkräfte der Polen bedroht werden, und erst recht, wenn englische oder französische Hilfe dazu kam. Daß in Ostpreußen seit einiger Zeit an der Landesbefestigung von den Deutschen gearbeitet war, wußte man. Es war also notwendig, den Angriff mit starken Kräften zu führen. Sicher war der Angriff von Westen her, wo die stärkste der drei polnischen Gruppen stand, schwierig. Er mußte über die Weichsel und das Weichseldelta hinweg geführt werden. Vor allem aber war auch der südliche Teil des Korridors nur etwa 70 bis 80 km breit. Im Rücken der von Pommerellen aus auf Ostpreußen vorstoßenden Teile standen also die deutschen, in Ostpommern aufmarschierenden Kräfte. Gegen diese mußte Sicherheit geschaffen werden. Auf die Drohwirkung der Armee in Posen konnte man sich nicht verlassen. Unmittelbare Deckung mußte hinzutreten, wofür der Abschnitt der Brahe und Netze einen gewissen Anhalt bot. Aber die hier angelegten Befestigungen der Polen waren doch noch wenig stark.

Wenn man diesen entscheidenden Angriff im Norden führte, mußte aber auch gegen ein deutsches Vordringen aus anderer Richtung Sicherung bestehen. Für Posen bestand keine große Gefahr, wohl aber für das gegenüber Ober- und Mittelschlesien liegende polnische Gebiet. Wie fast überall, war auch hier die polnische Grenze ganz offen, die auf ein kurzes Stück sie bildende Prosna kaum ein Verteidigungsabschnitt. Einen solchen konnte streckenweise die viel gewundene Warthe bilden, aber auch hier war nur wenig zu einer Verstärkung geschehen. Südlich des oberschlesischen Industriegebiets war der hier vorspringende Teil Polens von deutschem und slowakischem Gebiet bedrohlich umfaßt.

Der polnische Aufmarsch war somit dadurch fehlerhaft, daß er an der entscheidenden Stelle gegen Ostpreußen zu wenig an Kraft versammelte, an den anderen vom Feinde bedrohten Stellen nicht genügend für die Abwehr getan hatte, und daß die stärkste Gruppe des Heeres in ihrem gegen Westen weit vorgeschobenen Raum vielleicht eher selbst gefährdet werden konnte, als daß sie den Feind gefährdete. Der ganze Aufmarsch der Polen zeugte wieder von dem im Volkscharakter liegenden Größenwahn. Da keine Zeit und keine Möglichkeit mehr vorhanden war zum Ausbau umfangreicher, den Operationen zu Hilfe kommender befestigter Grenzstellungen, mußte Polen sich bescheiden. Es mußte das Opfer bringen, nicht sein gesamtes Gebiet entscheidend verteidigen zu wollen, sondern einen Teil desselben aufzugeben oder nur im hinhaltenden Kampf einstweilen zu decken, im Inneren des Landes aber eine starke Abwehrlinie zu bilden, hinter der dann mit versammelten Kräften dem deutschen Einmarsch Widerstand geleistet werden konnte. Der Krieg zögerte sich dann so hinaus, daß die Westmächte eher mittelbare Hilfe zu bringen vermochten. Im einzelnen konnte

Digitized by Google

man zwischen verschiedenen Möglichkeiten wählen. Wahrscheinlich aber war bei allen der Mittellauf der Weichsel der zu haltende Abschnitt. Im Norden und im Süden konnte man an ihn in verschiedener Weise anschließen. Ja, im kühnsten Falle blieb sogar unter diesen Umständen der Angriff gegen Ostpreußen, dann aber allerdings nicht mit der Hauptmacht aus dem Korridor heraus, sondern von weiter ostwärts geführt, bei Beginn der Feindseligkeiten denkbar. Jedenfalls waren im weiteren Verlauf Offensiven der Flügel möglich.

Zu welchem Entschluß immer Polen kam, das eine blieb sich gleich: Es mußte rasch gehandelt werden. Dem Feinde mußte man die Initiative nehmen und durfte sich nicht von ihm überraschen lassen. Das galt sowohl für einen eigenen Angriff als für die Abwehr.

Der deutsche Aufmarsch.

Den friedfertigen Absichten des Dritten Reiches, das gegenüber den polnischen Rüstungen von einer Mobilmachung absah, entsprach, daß zunächst nur Sicherungsmaßnahmen getroffen wurden. Erst bei der letzten Zuspitzung der Lage waren weitere Streitkräfte gegen die Grenze in Marsch gesetzt worden. Auch bei der damals noch fraglichen Haltung der Westmächte mußte ein Teil des Heeres und der Luftwaffe sowie der größte Teil der Marine gegen sie verfügbar bleiben. Gegen Polen war somit überhaupt nur ein Teil der Wehrmacht verwendbar. Am weitesten nördlich stand in der Ostsee der Gruppenbefehlshaber Ost, Generaladmiral Albrecht, mit denjenigen Seestreitkräften, die bei der Bezwingung der polnischen Stützpunkte Westerplatte, Gdingen und Hela mitzuwirken, im übrigen aber durch möglichst schnelle Vernichtung der polnischen Marine die Ostsee von jeder Bedrohung freizumachen hatten. Es handelte sich hierbei um leichte Streitkräfte, außer dem alten Schulschiff „Schleswig Holstein", das bereits zu einem Besuch Danzigs in den dortigen Hafen eingefahren war.

Die Landarmee bildete zwei Heeresgruppen. Die Heeresgruppe Nord führte Generaloberst von Bock, dem in Ostpreußen die von General der Artillerie von Küchler, dem im Frieden den Wehrkreis I befehligenden Kommandierenden General, geführte 3. Armee und die stärkere, in Ostpommern aufmarschierende 4. Armee des Generals der Artillerie von Kluge unterstand. Die Heeresgruppe Süd unter Generaloberst von Rundstedt war mit ihren drei Armeen stärker als jene. Von ihr bildete den rechten Flügel im südlichen Oberschlesien, dem Protektorat und in die Slowakei hinübergreifend die 14. Armee des Generaloberſten List, der auch die Truppen der befreundeten Slowakei, den rechten Flügel südlich der Hohen Tatra und darüber hinaus verlängernd, angehörten. In der Mitte der Heeresgruppe stand unter General der Artillerie von Reichenau, anscheinend mit besonders starken Panzer- und motorisierten Kräften ausgestattet, die 10. Armee, die

Digitized by Google

vom oberschlesischen Industriegebiet nach Norden bis in die Gegend von Kreuzburg sich ausdehnte. Dann folgte nordostwärts und nördlich von Breslau die 8. Armee des Generals der Infanterie Blaskowitz.

Diese Gestaltung des Aufmarsches ließ in der Mitte zwischen beiden Heeresgruppen eine nur durch schwächere Grenzschutztruppen gesicherte Lücke. Dem Grundsatz der Zusammenfassung an den entscheidenden Stellen war deutscherseits Rechnung getragen. Dies galt auch für den Aufmarsch der 3. Armee in Ostpreußen, die nicht etwa die gesamte Grenze gleichmäßig deckte, sondern im Südosten nur schwächere Teile beließ.

Die Luftwaffe hatte zwei Luftflotten zur Mitwirkung bereitgestellt, und zwar die Luftflotte 4 unter General der Flieger Löhr im allgemeinen in den südlich gelegenen Einsatzhäfen, die Luftflotte 1 unter General der Flieger Kesselring in den nördlichen.

Der Plan für die Verwendung dieser Streitkräfte sah gemeinsames Zusammenwirken aller drei Wehrmachtteile vor. Ihren Oberbefehlshabern standen die Chefs der Generalstäbe bzw. des Stabes der Seekriegsleitung zur Seite. Naturgemäß war die Mitwirkungsmöglichkeit für die Marine nur beschränkt. Für die Flieger ergaben sich im einzelnen noch zu schildernde außerordentlich wichtige Aufgaben, die mittelbar und unmittelbar die Landstreitkräfte unterstützten. Diese aber unter dem Befehl des Generaloberſten von Brauchitsch, den General der Artillerie Halder als Chef unterstützte, wurden doch zu Hauptträgern des gesamten Feldzuges. Auf ihre Leistungsmöglichkeit baute der deutsche Plan auf.

Er war von Anfang an von dem Gesichtspunkt aus angelegt, nicht etwa Boden des polnischen Staates in Besitz zu nehmen und zu diesem Zwecke den Widerstand des Feindes zu brechen. Er strebte vielmehr an, das polnische Heer zu vernichten. Im Norden war erste Voraussetzung hierzu die Vereinigung der beiden durch den Korridor voneinander getrennten Armeen. Diese mußte bei der erwähnten allgemeinen Absicht nach vorwärts gesucht werden. Die 4. Armee aus Pommern heraus hatte also möglichst rasch den Südteil des Korridors zu durchschreiten und gegen die Weichsellinie in der allgemeinen Richtung auf Culm vorzugehen, wobei ihr der rechte Flügel der 3. Armee aus der Südwestecke Ostpreußens heraus helfen sollte, indem er die Festung Graudenz in Besitz nahm und die Weichselverteidigung dadurch aus den Angeln hob. Weiter nördlich hatte sich die 3. Armee auf den Schutz ostpreußischen und mit der ihr demnächst unterstellten Gruppe Eberhardt auch Danziger Gebiets zunächst zu beschränken.

Der Masse der 3. Armee dagegen fiel bereits von Anfang an ein Auftrag zu, der unmittelbar dem großen Vernichtungsgedanken diente. Sie sollte, aus der Gegend südlich Allenstein die Grenze überschreitend, gegen den Narew vorgehen als Einleitung ihres Auftrags, ostwärts der Weichsel zum Zusammenwirken mit dem Stoß der Heeresgruppe Süd zu gelangen.

Digitized by Google

Bei dieser bildete die 10. Armee die Spitze eines gewaltigen Angriffskeiles, die aus Gegend Rosenberg—Kreuzburg gegen die mittlere Weichsel angesetzt war. Links rückwärts gestaffelt folgte ihr dabei die 8. Armee mit Richtung auf Warschau. Gleichzeitig war sie beauftragt mit dem Schutz der linken Flanke gegen die im Posenschen stehenden polnischen Streitkräfte.

Am weitesten rechts dagegen hatte die 14. Armee die polnische Südarmee anzugreifen und hierzu nach Osten südlich des oberschlesischen Industriegebiets über Krakau vorzugehen, ihren rechten, durch Gebirgstruppen verstärkten Flügel aber aus den Karpaten heraus in die Flanke der Polen zu führen und damit ihnen den Rückzug nach Osten zu verlegen. Hiermit sollte also dem südlichsten Teile des polnischen Heeres dasselbe Schicksal bereitet werden, das westlich der mittleren Weichsel seine Mitte und nördlichen Flügel traf, wenn hinter deren Rücken die 10. und 3. Armee sich in der Gegend von Warschau die Hände reichten.

Gleichzeitig aber war schon Vorsorge getroffen, im weiteren Verlauf gegenüber den nach Osten entkommenden Teilen eine nochmalige Absperrung der Rückzugswege und doppelseitige Umfassung zwischen San und Bug zu erreichen.

Den Luftstreitkräften war als erste Aufgabe zugewiesen die Vernichtung der polnischen Luftwaffe durch Angriffe auf deren Bodenorganisation und die aus ihr zum Kampfe sich erhebenden Teile. Wenn dies gelungen war, stand sie verfügbar zur Mitwirkung bei dem großen Vernichtungsplane, indem sie die Rückzugsstraßen, Brücken usw. des Feindes sperrte und unmittelbar in die Erdschlacht eingriff.

Der deutsche Plan zeigt im Gegensatz zum polnischen eine richtige Einschätzung des Gegners, dessen Maßnahmen er vorausahnte. Er vereinigt die Kräfte an entscheidenden Stellen in solcher Stärke, daß sie den polnischen Widerstand wohl überwinden können. Er schafft eine die Einheitlichkeit der Verwendung der getrennten Heeresteile im Süden und im Norden fördernde Gliederung. Er entreißt dem Gegner, obwohl dieser politisch und militärisch mit den Angriffen gegen Deutschland begonnen hatte, die Initiative. Er ist sich des Wertes eines überraschenden Handelns bewußt und geht zum Gegenangriff über, der mit solcher Schnelligkeit und Wucht geführt werden soll, daß der Feind vom ihm gleich gelähmt wird. Die Aufgaben, die er den einzelnen Teilen der Wehrmacht zumißt, sind einfach und klar. Im Gesamtergebnis strebt er das Höchste an, was im Kriege überhaupt erreichbar ist.

Deutscher Durchbruch an allen Fronten.

Gleichzeitig begann überall um 5.45 Uhr morgens am 1. September der deutsche Vormarsch über die Grenze. Schon diese Übereinstimmung erschwerte polnische Gegenmaßnahmen. Auf weiten Frontteilen sah sich der

Digitized by Google

Feind angepackt. Wohin sollte man jetzt die Reserven verschieben? Wie insbesondere die Armee in Posen verwenden?

Für die deutschen Armeen kam überall ein Durchbruch durch die feindlichen, seit längerer Zeit besetzten Stellungen in Betracht. Im Weltkriege hatte man die Schwierigkeit eines solchen Unternehmens kennengelernt, der spanische Krieg hatte sie neuerdings erwiesen. Überraschung, starke Überlegenheit, die außer durch die Zahl durch bessere Bewaffnung und Ausbildung und höhere seelische Kräfte gegeben sein konnte, sowie eine entsprechende Breite des Angriffs waren Voraussetzungen dafür, daß der Durchbruch gelang und nicht nach Anfangserfolgen steckenblieb. Die deutsche Führung hatte alle Vorbereitungen dafür getroffen, daß nach diesen Gesichtspunkten verfahren wurde.

Im Norden mußte der Durchbruch der 4. Armee möglichst rasch über die Weichsel hinüberführen. Die im nördlichen Teile des Korridors befindlichen Streitkräfte waren vorläufig Nebensache. Sie wurden durch das Vorgehen der 4. Armee von ihren Verbindungen abgeschnitten und mußten über kurz oder lang dann sich ergeben. In diesem Sinne wurde auch deutscherseits verfahren. Nachdem ein Teil des Nordflügels der polnischen Korridorarmee die Waffen gestreckt hatte, als er sich abgeschnitten sah, fielen auch nach und nach die noch gehaltenen polnischen Stützpunkte, ohne daß gegen sie starke Angriffe angesetzt wurden. Am 7. September ergab sich die tapfere Besatzung der Westerplatte, am 14. Gdingen, die Letzten der immer mehr zusammengedrängten Besatzung der Halbinsel Hela streckten am 1. Oktober die Waffen. Von den polnischen Seestreitkräften wurde ein Teil in der Nähe ihrer Stützpunkte vernichtet, drei Zerstörer waren vor Beginn der Feindseligkeiten nach England entkommen, ein U-Boot trieb sich noch einige Zeit in der ostwärtigen Ostsee herum, aber diese war schon in den ersten Septembertagen für den deutschen Seeverkehr vollkommen gesichert.

Der Durchbruch der 4. Armee durch die polnischen Vorstellungen und die starke Brahelinie glückte dank dem vorzüglichen Zusammenwirken aller Waffen, insbesondere auch dem guten Ergebnis zusammengefaßten Artilleriefeuers außerordentlich rasch. Am 2. September bereits überschritten die Deutschen die Brahe und näherten sich der Weichsel. Besonders bedeutungsvoll aber war, daß die Wucht des deutschen Angriffes die von ihm getroffenen polnischen Truppen schon außerordentlich stark erschüttert hatte. Die Panzer- und motorisierten Verbände waren unter diesen Umständen schon in der Lage, über die mit größten Marschleistungen folgende Infanterie hinaus vorzustoßen und die Verwirrung beim Gegner immer mehr zu steigern. So gelang es bereits ohne ernsten Widerstand, am 4. die Weichsel zu überwinden und jenseits derselben dem rechten Flügel der 3. Armee die Hand zu reichen, der Graudenz inzwischen angegriffen hatte. Der Pole aber hielt die zuerst verteidigte Festung nach dem Weichselübergang der 4. Armee nicht

Digitized by Google

mehr. Am 5. fiel sie in deutsche Hand, tags darauf auch die durch zwei Stellungen geschützte Stadt Bromberg. Gegen und über die Drewenz blieben die Deutschen hier im Vorgehen. Das Beuteergebnis dieses Durchbruchs zeigte sich erst nach und nach. Die 9. und 27. polnische Division, 1 Kavallerie-Brigade und andere Truppen waren vernichtet, schon am 5. September 10 000 Gefangene eingebracht.

Gleichzeitig hatte die Masse der 3. Armee in dem zwischen der Südgrenze Ostpreußens und dem Narew liegenden Gelände zunächst bei Mlawa und Przasnysz harten Widerstand gefunden. Dann war auch ihr der Durchbruch gelungen und der Vormarsch gegen die an allen Übergängen befestigte Narewlinie fortgesetzt worden, an der am 6. beiderseits Pultusk und bei Rozan schon die Ostpreußen standen.

Nicht minder erfolgreich hatte die Heeresgruppe Süd gekämpft. Bei ihrem Vorgehen war das ostoberschlesische Industriegebiet vorläufig ausgespart geblieben, vermutlich wegen der Schwierigkeit des Kampfes in seinem Häusermeer und wegen des Wunsches, die dortigen Anlagen nicht zu zerstören. Südlich davon hatte der rechte Flügel der 14. Armee ohne größere Schwierigkeiten die Gebirgsgrenze überschritten, war aber dann in der Linie Neumarkt—Sucha angehalten worden, um das Herankommen der in der Gegend von Pleß hartnäckig kämpfenden anderen Teile der Armee abzuwarten. Auch hier brach unter der deutschen Angriffswirkung der polnische Widerstand zusammen. Vom 5. ab war der Feind in vollem Rückzuge nach Osten, und widerstandslos konnten am 6. vorauseilende deutsche Truppen in die alte polnische Krönungsstadt Krakau einziehen. Der rechte Flügel des Generals List war inzwischen ostwärts verlängert worden und hatte in breiter Front das Gebirge überschritten. Deutsche Gebirgstruppen trafen am 6. in Neusandez ein. Diese Bedrohung von Süden hatte vermutlich die polnische Südarmee des Generals Pistor bei ihrem Rückzug stark beeinflußt.

Gleichzeitig hatten nördlich des Industriegebiets die 10. und 8. Armee einen Durchbruch von noch größerer Tragweite erreicht. Erstere langte bereits am 2. September in der Linie Tschenstochau—Wielun an und hatte bei jenem Ort die überraschte 7. polnische Division fast vollständig gefangen. Der rechte Flügel der 8. Armee durchbrach am 5. beiderseits Sieradz die hier an der Warthe stark ausgebaute polnische Befestigungslinie und drang bis zum 6. schon auf etwa 30 km an Lodz vor, während vor der 10. Armee der Rückzug des Gegners sich in Flucht zu verwandeln schien und daher von den Deutschen am 6. bereits die Linie Kielce—halbwegs Piotrkow und Tomaszow erreicht wurde.

Ihrer Aufgabe entsprechend hatte, links rückwärts der 10. Armee folgend, die 8. mit ihrem Westflügel den südlichen Teil der Provinz Posen besetzt.

Digitized by Google

Das Gesamtergebnis des Feldzuges bis zum 6. September bestand in überall geglückten Durchbrüchen durch die polnischen Stellungen. Nirgends war es den Polen bisher gelungen, den deutschen Vorstoß abzuriegeln. Allerhöchstens an der Narewlinie schien der Wille hierzu noch vorhanden zu sein. Generaloberst von Brauchitsch konnte daher in einem Tagesbefehl mitteilen, daß auf der ganzen Front der Feind im Rückzug sei. Das Schlußwort: „Vorwärts zum Sieg!" bedeutete also jetzt Verfolgung des Feindes. Über dessen Verteilung lagen vorläufig nur unbestimmte Nachrichten vor. Doch war zu vermuten, daß in dem von deutschen Truppen noch nicht betretenen Raume, der am 6. etwa durch die Städte Posen—Thorn—Weichsellinie bis Sandomierz—Lodz bezeichnet war, sich noch starke polnische Kräfte befanden, gegen die der beabsichtigte Vernichtungsschlag durch Umfassung möglich schien.

Die Luftwaffe hatte ihre erste Aufgabe der Vernichtung der feindlichen Flieger in unglaublich kurzer Zeit vollendet. Schon am 2. September war ihr Einsatz so wirkungsvoll gewesen, daß der Luftraum über Polen von ihr beherrscht war. Seither stiegen nur mehr vereinzelt polnische Flugzeuge auf. Die Luftwaffe hatte bereits mit Angriffen gegen Bahnen und Straßen die Heranführung polnischer Reserven und die rückgängigen Bewegungen schwer gestört sowie vermehrt in den Bodenkampf eingegriffen, bei dem schon beim Durchbruch durch die feindlichen Grenzstellungen Schlachtflieger dem Landheer geholfen hatten. Sie war jetzt frei für den Einsatz zur Verfolgung und Einkreisung der Polen, frei auch, falls die Lage im Westen rief.

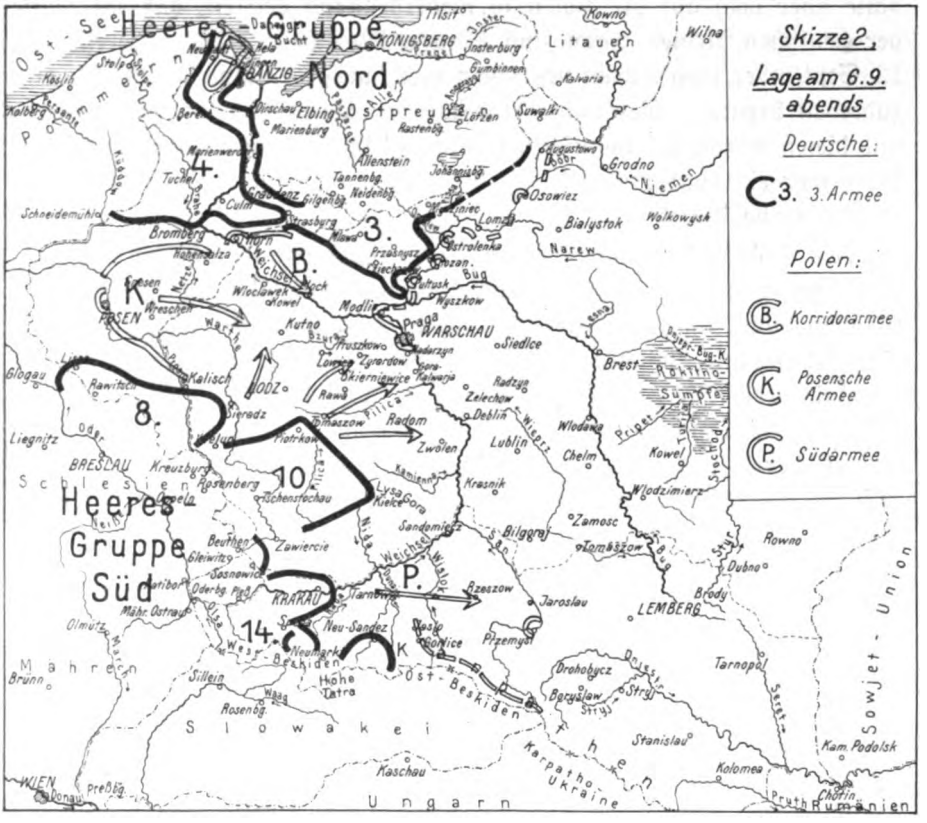
Verfolgung und Einkreisung der Polen.

Vom 7. September setzten die unmittelbar zur Einschließung der polnischen Armeen führenden Maßnahmen in einem Zeitpunkt ein, in dem der Nebel der Ungewißheit vielfach noch den Kriegsschauplatz bedeckte und nur der feste Wille der deutschen Führung Wegweiser durch ihn sein konnte.

Es war zu erwarten, daß der Pole versuchen würde, zwischen den beiden sich schon für ihn bedrohlich aussprechenden deutschen Flügeln hindurch nunmehr sich nach Osten über die mittlere Weichsel zu retten, die ihm dann immer noch einen starken Abwehrabschnitt geboten hätte. Diese Möglichkeit dem Feinde zu nehmen, mußte erstes Ziel der deutschen Heeresleitung sein. Denn durch unmittelbare Verfolgung der gegenüber befindlichen Polen war trotz des Motors ihre Erledigung westlich der Weichsel nicht zu erreichen. Noch trennte die Heeresgruppe Nord und Süd ein Zwischenraum von etwa 150 bis 170 km Luftlinie. Nur durch die Durchführung des kühnen Entschlusses, vor dem Feinde an die Weichselübergänge zu kommen, war der große Erfolg erreichbar. Der „lange Arm der Wehrmacht", die Luftwaffe, vermochte Straßen und Brücken dort zu bewerfen, aber nicht sie dauernd zu sperren. Hierzu waren Landstreitkräfte notwendig.

Digitized by Google

Der Motor mußte bei ihnen sein Äußerstes hergeben in diesem Lande der spärlichen und schlechten Wegeverbindungen. Vom 7. September ab mußte daher die 10. Armee mit Schnellen Truppen das Westufer der mittleren Weichsel zu erreichen versuchen. Es gelang am 8. bei Sandomierz, ostwärts von Zwolen, bei Gora-Kalwarja, und sogar in die Vorstadt südwestlich Warschau drangen deutsche Panzer ein. Die Lage der deutschen Abteilungen aber war überall gefährdet, denn naturgemäß waren sie nur schwach. Bei



den südlichen Übergängen mußten sie den Anmarsch sehr überlegener zurückgehender Polen erwarten, bei Warschau auch einen Angriff der in und ostwärts dieser Stadt noch befindlichen starken polnischen Teile.

Es war notwendig, daß die die Polen im Westen des Landes verfolgenden Deutschen diesen dicht auf den Fersen blieben, aber auch ostwärts der Weichsel womöglich Kräfte herankamen, um hier dem polnischen Rückzug sich vorzulegen.

Dies traf vor allem die 3. Armee, der die erzielte Beseitigung des polnischen Korridors weitere Kräfte zuzuführen ermöglichte, wenn auch die

Digitized by Google

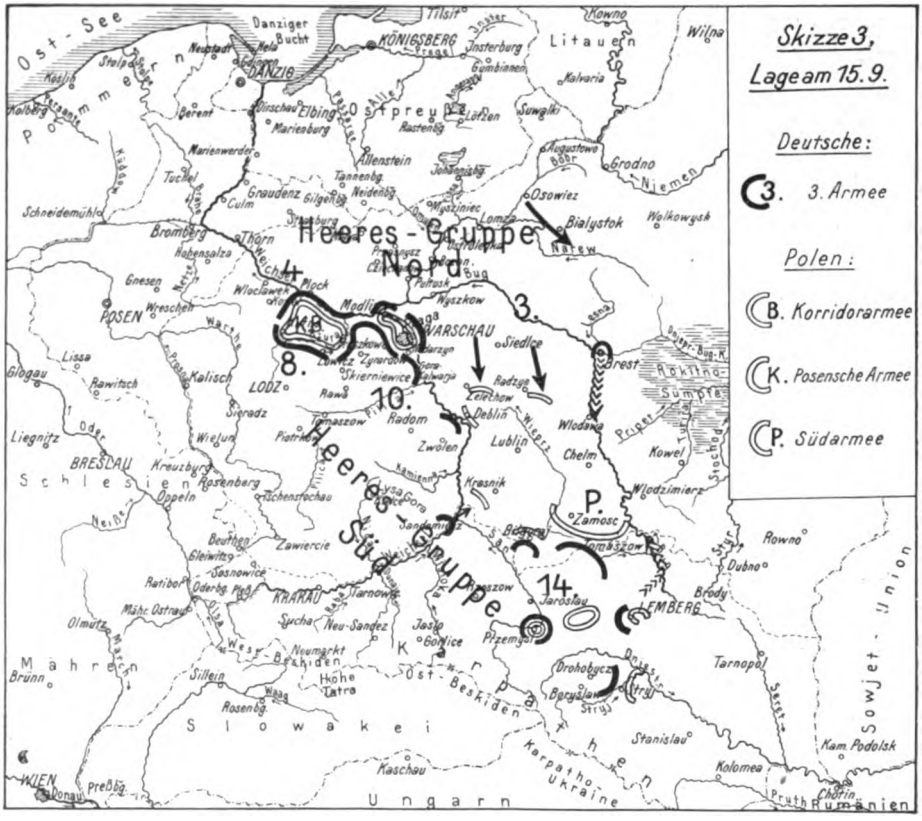
Zerstörung der Brücke von Dirschau noch auf lange den durchlaufenden Eisenbahnverkehr unterband. Sie konnte vorläufig nur bei Pultusk den Narew überschreiten und mit den von hier aus rasch auf Wyskow voreilenden Truppen am 9. auch bereits den Bug. Dagegen gelang der Narewübergang in der Gegend vom Lomza erst am 11., bei Osowiez am 13., und die an der Mündung des Narew in die Weichsel liegende Festung Modlin hielt sich auch dann noch. Der erste Teildurchbruch der Narewlinie hatte aber doch auf die Polen so niederdrückend gewirkt, daß die Mitte der deutschen Armee Bahn und Straße Warschau—Siedlce bereits am 12. September nach Süden überschritt und nun gegen Warschau rechts einzudrehen begann. Sie konnte Ausfälle der Polen aus Praga abwehren und diesen Vorort der polnischen Hauptstadt immer enger einschließen. Dadurch war ein Entkommen des Feindes nach Osten über die Weichsel hier im Norden behindert.

Das Schicksal der Polen westlich des Stromes erfüllte sich nach und nach. Abgesehen von kleineren, herumirrenden und allmählich zur Übergabe genötigten Abteilungen drängten sie sich in zwei Gruppen zusammen. Die eine im Raume zwischen den Lysa Gora-Bergen, Zwolen und Radom erledigte der rechte Flügel der 10. Armee, der sich vom 11. September ab mindestens 4 Divisionen mit mehr als 60 000 Mann ergaben. Der linke Flügel der 10. und die beiderseits Lodz vorgehende 8. Armee stellten zwischen dieser Stadt und der Weichsel eine weitere Ansammlung polnischer Kräfte fest. Anfänglich herrschte über ihre Stärke noch Unklarheit, allmählich aber wurde immer deutlicher, daß es sich hier um die Posensche Armee, die diese Provinz, auch die Festung Posen, geräumt hatte, und um die Reste der Korridor-Armee handle. Zwischen Kutno, der Weichsel und der in diese mündenden Bzura drängten die Deutschen, darunter von Norden her jetzt auch die 4. Armee, diese polnische Gruppe zusammen. Noch am 13. versuchte sie nach Südosten durchzubrechen. Ihre verzweifelten Anstrengungen bewiesen eine bisher nicht vermutete Stärke, was zur Heranziehung weiterer deutscher Verstärkungen Anlaß gab. Mit ihnen gelang eine Verengung des Kreises, am 16. die Einnahme von Kutno und ein Vordringen über die Bzura nach Norden. Erst am 18. konnte dieser Feind als erledigt gelten, aber das Ergebnis des Kampfes wurde nur allmählich festgestellt. Neun Divisionen, Teile von zehn weiteren und drei Kavallerie-Divisionen, bei ihnen der ganze Stab der Korridor-Armee, fielen in deutsche Hände. Die mindestens 170 000 Gefangenen und die sehr schweren blutigen Verluste stempelten den achttägigen Kampf zur größten Vernichtungsschlacht neuerer Kriegsgeschichte.

In Mittelpolen hielten nur noch die eingeschlossenen Städte Modlin und Warschau, deren auf dem westlichen Weichselufer noch bestehende Ver-

Digitized by Google

bindung am 22. September durch einen deutschen Angriff unterbrochen wurde. Als alle Versuche, Warschau im Interesse seiner Millionenbevölkerung zur Kapitulation zu veranlassen, fehlgeschlagen waren, traf die deutsche Heeresleitung die Vorbereitungen zu stärkstem Einsatz, um beim Angriff Blut zu sparen. Am 25. September begann der Angriff gegen die äußere Linie der alten Forts, in die am 25. im Süden der erste Einbruch gelang. Tags darauf glückte er auch im Norden, während gleichzeitig im Süden



auch schon die zweite Fortlinie fiel. Die Kapitulation erfolgte am 27., am 28. auch jene von Modlin, am 29. als letzte die des Modlin südlich vorgelegenen Brückenkopfes. Etwa 150 000 Mann gerieten damit neuerdings in deutsche Gefangenschaft.

Während der innere Umkreisungsring an der mittleren Weichsel geschlossen wurde, der die eben geschilderten glänzenden Ergebnisse brachte, hatte die deutsche Heeresleitung durch Vorwärtstreiben der beiden Flügel einen äußeren Ring zu bilden begonnen, in dem die noch zwischen Weichsel

Digitized by Google

und Bug befindlichen Kräfte der Einkreisung verfallen sollten. Hierzu hatte die 14. Armee ihren Weitermarsch nördlich der Karpaten nach Osten mit größter Beschleunigung fortgesetzt. Sie hatte hierbei anfangs nur schwachen Widerstand gefunden, so daß bereits am 8. September, auch hier das Äußerste an Marschfähigkeit anspannend, starke Kräfte die Wisloka überschritten, während motorisierte Truppen schon 40 km weiter ostwärts Rzeszow erreichten. Dann aber verstärkte sich am San der Widerstand. Die Festung Przemysl hielt sich bis zum 15. Beiderseits von ihr überschritten die Deutschen unterdessen am 10. und 11. den San, und nun schlug die Armee zum Teil die Richtung nach Nordosten ein, während eine andere Gruppe längs des Nordrandes der Karpaten auf Strij und Lemberg dem Feinde folgte. Die damit sich ergebende Frontausdehnung wurde so groß, daß polnische Abteilungen zwischen den deutschen Vormarschstraßen sich noch halten konnten und erst am 18. nordwestlich des schon vollkommen umschlossenen Lemberg eine Gruppe, am 26. September ostwärts Bilgoraj eine weitere vernichtet wurde. An der Straße, die von Lemberg nach Lublin führt, entspann sich in der Gegend beiderseits Tomaszow eine schwere Schlacht, an der auch ostmärkische Truppen einen ruhmvollen Anteil nahmen. Als Ergebnis ihres Sieges fielen mit dem Oberbefehlshaber der polnischen Südarmee 60 000 Gefangene in deutsche Hand. Weiter westlich waren Teile des linken Flügels der 14. Armee über Bilgoraj auf Lublin vorgegangen, wohin auch die die Weichsel zwischen Sandomierz und Warschau überschreitende 10. Armee Kräfte schickte. Alles was an Polen noch westlich des Bug zwischen diesem Flügel der Heeresgruppe Süd und der anrückenden Mitte der 3. Armee sich befand, wurde erledigt, da inzwischen der äußere Einschließungskreis sich geschlossen hatte. Die 3. Armee hatte mit ihren Verstärkungen über Bialystok und Brest ausgegriffen, von welch letzterer Festung sich die Zitadelle noch kurze Zeit gehalten hatte. Dann waren ihre vordersten Abteilungen den Bug aufwärts bis Wlodawa gekommen und hatten hier Teilen der 14. Armee die Hand gereicht, die kühn zwischen Lemberg und Tomaszow ostwärts der dort tobenden Schlacht über Wlodzimierz vorgegangen war. Der deutsche Operationsplan hatte damit seine Krönung erhalten. Was von der polnischen Armee noch nach Südosten in die Richtung auf Rumänien zu, gegen die Rokitnosümpfe oder aber nach Nordosten entwichen war, fiel den russischen Armeen in die Hände, die am 17. September morgens die sowjetrussisch-polnische Grenze in ihrer ganzen Ausdehnung überschritten hatten und nun im Einvernehmen mit dem Deutschen Reiche allmählich das Gebiet in Richtung auf die zuerst vereinbarte Demarkationslinie, demnächst auf Grund des Grenz- und Freundschaftsvertrages vom 28. September bis zu der dahin festgelegten „Grenze der beiderseitigen Reichsinteressen" besetzten.

Digitized by Google

Betrachtungen.

In der unglaublich kurzen Zeit von 18 Tagen waren die eigentlichen Operationen der deutschen Wehrmacht, in einem Monat der ganze Feldzug erledigt. Schon in ersterem Zeitraum hatten die Deutschen mehr als die Hälfte des Gebiets des polnischen Staates in ihren Besitz gebracht; im freien Felde standen ihnen keine nennenswerten kampffähigen großen Verbände mehr gegenüber. Zu einem Widerstand der zurückgefluteten Reste gegen die Sowjetarmee kam es nicht mehr. Der polnische Staat hatte zu bestehen aufgehört. Bei diesem Ergebnis hatten Polens Verbündete mit schuld, weiter auch die eigene Staats- und Heerführung, nicht der polnische Soldat. Dieser hatte ausdauernd gekämpft, und es war bedauerlich, daß er den Ruhm seiner Kampfleistungen durch Grausamkeit und hinterlistigen Heckenschützenkrieg befleckt hatte. Aber die politische Leitung hatte mit derselben Leichtfertigkeit versagt wie auch die Führung der Wehrmacht. Schnell hatte sich die Erkenntnis ihrer Unfähigkeit nach unten zu verbreitet, die schlimmste Lockerung des ganzen Heeresgefüges war die Folge gewesen.

Wenn das Verhalten des Feindes die deutsche Aufgabe auch erleichtert hatte, so blieb doch ihre Lösung ein Meisterstück, sowohl im Hinblick auf die Schnelligkeit als die Vollständigkeit der Entscheidung. An dem Verdienst waren Truppe und Führung beteiligt. Die rasche Entwicklung vom kleinen Heer mit langer Dienstzeit zum Volksheer vielfacher Stärke, der Ausfall zahlreicher in der Zeit der Wehrknechtschaft nicht ausgebildeter Jahrgänge hatte sich nicht schädigend geltend gemacht. Die Ausbildung der Wehrmacht hatte sich dank guter Vorschriften und der Arbeit kriegsgewohnter Offiziere bewährt. Es waren keine großen Überraschungen eingetreten, als die Truppe zum erstenmal ins Feuer kam, die verhältnismäßig geringe Zahl der Verluste zeugte hierfür. Das Gerät war ausreichend vorhanden und wirksam. Die große organisatorische Arbeit der Aufbauzeit hatte sich gelohnt. Mit diesem scharfen Werkzeug, das die alten deutschen Soldatentugenden der Hingabe und Mannszucht in sich trug, konnte die Führung Großes zuwege bringen. Noch fehlen Angaben über die Stärke der gegen Polen eingesetzten Wehrmacht. Wenn man vielleicht annehmen darf, daß die Luftstreitkräfte stärker waren als die feindlichen, so dürfte es zum mindesten zweifelhaft sein, ob für das Landheer jene Überlegenheit an Zahl bestand, die als eine Voraussetzung für eine Einkreisung des Gegners angenommen zu werden pflegt. Dennoch gelang diese; bei der Ausdehnung des Kriegsschauplatzes und der Gesamtstärke der Heere selbstverständlich nicht in einer einzigen, sondern in einer Reihe von Schlachten. Jene Überlegenheit mußte also auch mit anderen Mitteln geschaffen werden. Es war sehr bedeutungsvoll, daß die Luftwaffe ihre erste operative Aufgabe, die Erringung der Luftherrschaft, in solch kurzer Zeit lösen konnte, so daß sie ihr Vollgewicht in die Erdentscheidung werfen konnte. Aber auch in der Beherrschung der

Digitized by Google

Verwendung des Motors auf dem Boden zeigte sich die Tatsache des Verständnisses für die neuzeitlichen Kampfmittel. Erfahrungen annähernd gleichen Maßes gab es nicht. Ein Ergebnis der vorausseheden Gedankenarbeit war der zweckentsprechende Einsatz von Panzern, motorisierten Kampftruppen und Nachschubverbänden in derartiger Zahl. Die deutsche Führung meisterte diese Grundlagen moderner Kriegführung.

Wenn sie den Feldzug gegen die Polen so anlegte, daß diese in kurzer Frist völlig vernichtet werden sollten, so entsprach das den Lehren der größten Meister deutscher Kriegslehre. Aber neuerdings hatte man gehört, solche Ergebnisse seien heutzutage nicht mehr möglich.

Es gehörte Selbständigkeit des Denkens und eisenharter Wille dazu, diesen Feldzug zu entwerfen und durchzuführen. Man sage nicht, die Passivität des Gegners habe alles so verlaufen lassen, wie es entworfen war. Immer wieder traten neue, teilweise überraschende Umstände ein. Das verhältnismäßig lange Halten der Narewlinie, das Verhalten der Verteidiger von Warschau, vor allem aber der polnische Widerstand bei Kutno gehörten zu den Fällen, in denen es auf die richtige Anwendung von „Aushilfen" ankam.

Die weite Trennung der aus verschiedenen Richtungen angesetzten Heeresteile bot eine weitere Schwierigkeit trotz der verbesserten Nachrichten- und Verbindungsmittel. Ihre Zusammenführung an den entscheidenden Stellen, an der mittleren Weichsel, am Bug, auf dem Schlachtfeld an der Bzura gab den Beweis einer Lösung auch dieser Aufgabe.

Die Führung hat von der Truppe Ungeheures an Anstrengungen gefordert, diese hat dem entsprochen, mochte sie zu Fuß, zu Pferd oder auf dem Kraftwagen durch das so unwegsame Land ziehen, sie war stets zur Stelle. Die Beine und die Waffen zusammen gewannen diesen Feldzug, weil der Geist sie führte.

Die Gesamtlage.

Mit der raschen Erledigung des Polen war nicht nur der ostwärtige militärische Gegner des Reiches beseitigt. Auch politisch hatte sich die Lage Deutschlands durch das Abkommen mit Rußland verbessert, kriegswirtschaftlich durch die Gewinnung der polnischen Bodenschätze und Industriewerke sowie durch die nun nach Osten offene Tür.

Im ersten Kriegsmonat waren den polnischen Ereignissen gegenüber alle anderen zurückgetreten. Das Reich, das immer wieder erklärt hatte, gegen die beiden Westmächte keine positiven Kriegsziele zu haben, hatte sich jeder Angriffshandlung enthalten, sogar in den vorwärts des Westwalls liegenden deutschen Gebietsvorsprüngen westlich Saarbrücken, im Warndt und zwischen Saar und Blies den vorfühlenden Franzosen keinen Widerstand großen Maßes entgegengesetzt, die englische Blockade nur mit dem

Digitized by Google

U-Bootkrieg nach der Prisenordnung und mit Luftangriffen gegen erreichbare Flottenteile beantwortet, und zwar nur als Antwort auf den Angriff auf Wilhelmshaven. Aber auch die Gegner hielten sich zurück. Sie unternahmen keine Luftangriffe auf deutsches Gebiet. Ihr Vorgehen gegen den Westwall erfolgte nur sehr zögernd in kleinen Abteilungen. Bei ihnen entsprach dieses Verhalten aber nicht den verkündeten Kriegszielen. Ob es der Sorge vor den Folgen eines Angriffs gegen den Westwall entsprang, oder aber dem Wunsche, vor der Weltöffentlichkeit nicht als Angreifer zu erscheinen, oder schließlich dem Glauben, Deutschland tatsächlich durch Absperrung und Wirtschaftsdruck auf die Knie zwingen zu können, das können wir heute noch nicht entscheiden. Aber das ist zweifellos: Der erste Monat des Krieges war glückhaft für die Deutschen und zeugte nicht für die Stärke ihrer westlichen Gegner.

Die Seebeute als wichtigstes Kampfmittel des englischen Seekriegs.

Bemerkungen zu dem Buche „Die Stärke Englands" von George F. S. Bowles.

Von Ministerialdirektor a. D. Rosenberger.

Vorbemerkung.

Der nachfolgende Aufsatz ist im Frühjahr d. J. geschrieben, aber aus rein persönlichen Gründen damals nicht veröffentlicht worden. Inzwischen haben Admiral Gladisch[1]) und Ministerialrat Dr. Eckhardt[2]) zu dem Buche von Bowles Stellung genommen, und zwar in einem entschieden ablehnenden Sinne, den ich durchaus teile. Wenn ich mich trotzdem zur Veröffentlichung meines Aufsatzes entschließe, so geschieht es deshalb, weil er vielleicht doch einige neue Gesichtspunkte enthält, hauptsächlich aber deshalb, weil das Buch von Bowles gerade jetzt eine sehr eingehende Prüfung verdient. Was wir heute von England her erleben, ist nichts anderes, als die praktische Anwendung der Lehre, die Bowles theoretisch entwickelt hat. Aus diesem Grunde habe ich auch den letzten Teil meiner Ausführungen, die sich mit dem angeblichen Zitat aus Hugo Grotius beschäftigen, unverändert gelassen; denn dieses Verfahren bezeichnet so recht die englische Methode.

Ich habe auch an dem Ton des Aufsatzes nichts geändert, obwohl das Vorgehen Englands jeden, dem die Idee des Rechts etwas Hohes und Heiliges bedeutet, mit tiefster Empörung erfüllen muß. Wenn die Argumente, die ich gegen Bowles vorgebracht habe, richtig sind, so müssen sie auch in der nüchtern-sachlichen Form, die ich ihnen im Frieden gegeben habe, heute wirksam sein.

Einleitung.

Im ersten Kapitel des ersten Buches seines Werkes „Vom Kriege" macht Clausewitz hinter dem allgemein bekannten Satze „der Krieg ist ein Akt der Gewalt, um den Gegner zur Erfüllung unseres Willens zu zwingen" eine Bemerkung über das Völkerrecht: „Unmerkliche, kaum nennenswerte

[1]) Maiheft 1939 d. Berliner Monatshefte.

[2]) Deutsches Recht, 9. Jahrg., S. 512.

Digitized by Google

Beschränkungen der Gewalt, die sie sich selbst setzt unter dem Namen »Völkerrechtliche Sitte«, begleiten sie, ohne ihre Kraft wesentlich zu schwächen." Diese Worte müssen heute insofern ergänzt werden, als neben die völkerrechtliche Sitte, also das Gewohnheitsrecht, die ausdrückliche Vereinbarung der Kulturstaaten getreten ist. Aber das ändert nichts an der grundsätzlichen Auffassung, daß das Wesen des Völkerrechts in der Beschränkung der Gewalt liegt. Clausewitz spricht im weiteren Verlauf seines Buches nur vom Landkriege, aber die philosophischen Sätze der Einleitung sind ganz allgemein gefaßt und beziehen sich auf den Krieg überhaupt. Nun ist vor kurzem die deutsche Übersetzung eines Buches erschienen, George F. S. Bowles: „Die Stärke Englands", übersetzt von Konteradmiral a. D. Batsch, Verlag Vieweg, Braunschweig, das man wohl, soweit der Seekrieg in Betracht kommt, als schärfste Antithese zur These von Clausewitz bezeichnen kann. Besonders deutlich kommt dieser Charakter in folgender Stelle zum Ausdruck: „Das Problem (nämlich das Finden eines allgemeinverbindlichen Kriegsrechtes) ist wirklich ein ganz ungeheuerliches. Findet es keine Lösung, so wird die Welt in jedem neuen Kriegsfall der Herrschaft zügelloser Gewaltanwendung, einem unentwirrbaren Chaos erneut ausgeliefert werden. Für den Landkrieg, das steht fest, ist eine Lösung des Problems noch nicht gefunden; wir zweifeln, ob sie jemals zu finden sein wird. Für den Landkrieg gibt es keine Macht, die auf ein grenzenloses Sich-Austoben der Kriegsfurie hemmend einwirken könnte. Für den Seekrieg aber ist die Lösung in erstaunlicher Vollkommenheit längst gelungen, und zwar durch die praktisch allgemein anerkannte Prisenlehre mit ihren in allen Kriegszeiten eingesetzten Prisentribunalen."

Schon die Schärfe des Gegensatzes würde zu einer eingehenden Beschäftigung mit diesem Buche reizen. Es kommt dazu, daß der Verfasser aller Vermutung nach die Ansicht der maßgebenden englischen Kreise wiedergibt und schließlich, daß das Buch so klar und eindringlich geschrieben ist, daß es zu einer geradezu spannenden Lektüre wird. Es dürfte sich deshalb empfehlen, daß man sich in Deutschland recht eingehend mit diesem Werke befaßt.

I.

„Für jedes Land, das sich im Kriege befindet und die See beherrscht, ist es zu allen Zeiten möglich gewesen, unter heutigen Verhältnissen aber mehr denn je, von der See aus einen wirtschaftlichen Druck auf jeden Feind oder auf jede Vereinigung feindlicher Staaten von so überwältigender Macht auszuüben, daß dieser Druck, wenn er umfassend und von Anfang an ausgeübt wird, den Gegner in kürzester Frist zur Unterwerfung bringen muß. Vor allem aber kann dieser überwältigende Druck von See aus gegen die militärischen Streitkräfte auf dem Lande ohne jede Vernichtung von Leben oder Eigentum, andererseits aber auch ohne jede Ungerechtigkeit oder Härte irgendwelcher Art gegen die Angehörigen neutraler Staaten zur Wirkung gebracht werden."

Digitized by Google

Mit diesen Worten, die der Verfasser im Vorwort zur deutschen Übersetzung seines Werkes ausspricht, ist der leitende Gedanke des ganzen Werkes herausgestellt. Er zeigt zunächst in sehr fesselnden historischen Ausführungen, daß die seezentrale Lage Voraussetzung der Machtbildung großen Stils ist und er findet die Bestätigung dieser Behauptung in der überragenden Stellung Babylons, Ägyptens, Roms und Englands.

„Diese Reiche grenzen an die Meere ihrer Zeit und bilden während der Dauer ihrer internationalen Größe das Zentrum der jeweils bestehenden wirtschaftlichen Welt" (Seite 21).

Aber diese historische Aufeinanderfolge seemächtiger Staaten ist jetzt beendet, England ist das Seetor Europas, die Seezentralität der Welt kann keine Verschiebung mehr erfahren.

„Wohl können an Stelle der Engländer andere Menschen treten, der Insel Englands aber ist der Sitz der Weltmacht nie zu nehmen" (Seite 46).

Aber dieser geopolitische Gesichtspunkt allein kann das Phänomen der englischen Seebeherrschung nicht erklären, es mußte dazu das „Ordnungsgesetz der See" kommen, das Völkerseerecht. Hier ist nun ein wichtiger Unterschied zwischen der römischen und der englischen Seezentralität. Im römischen Reiche galt nur das römische Recht, und zwar mit einer solchen Ausschließlichkeit, daß die Bildung eines Völkerrechts undenkbar war. Eine so einheitliche Rechtsordnung war seit Entstehung der nationalen Staaten unmöglich. Das Recht, das über den einzelnen Staat hinaus verbindende Kraft haben soll, kann nur durch „die allgemeine Zustimmung aller zivilisierten Völker" zustande kommen (Seite 81). Und es ist nach Ansicht des Verfassers auch tatsächlich zustande gekommen. „Auf den alten Gesetzbüchern des Mittelmeers römischen Ursprungs wurde weiter aufgebaut, so, wie es Seehandel und Seekriegsführung neuerer Art verlangten und wie es unparteiische Geistesarbeit bewährter Völkerrechtler und Juristen aller zivilisierten Länder in langer Reihe wohlbegründeter gerichtlicher Entscheidung zuwege brachte." Unter diesen Männern denkt Bowles offenbar besonders an Hugo Grotius.

Das Völkerrecht, das auf diese Weise nach Ansicht des Verfassers entstanden ist, entspricht nun ganz genau dem Bedürfnis der englischen Weltherrschaft. In den Kämpfen, die England um die Aufrechterhaltung dieser Herrschaft führte, nämlich in den Kriegen gegen Napoleon und im Weltkriege, hat ihm dieses Völkerrecht den schließlichen Sieg verschafft. Sein Kernstück ist das unbeschränkte Seebeuterecht in Verbindung mit der Fernblockade und die Ordnung des Prisenverfahrens. Etwaige Bedenken, die einem Leser aufsteigen könnten, ob denn dies tatsächlich allgemein anerkanntes Völkerrecht sei, werden durch den sehr entschiedenen Satz abgetan: „Die maßgebenden Grundsätze des allgemeinen Völkerseerechts, nach denen die Prisengerichte zu verfahren haben, wurden in unanfechtbarer Gültig-

Digitized by Google

keit im Jahre 1753 in Form einer Denkschrift für König Georg II. aufgestellt." Allerdings gibt Bowles an einer anderen Stelle (Seite 124) zu: „Der bekannte Grundsatz Frei Schiff — frei Gut ist von dieser oder jener europäischen Macht gelegentlich zur Anwendung gebracht worden", aber dadurch ist nach seiner Ansicht der alte Rechtszustand nicht verändert worden. Diese für England so überaus günstige Lage des internationalen Rechts britischer Prägung ist nun in einer dem Verfasser ganz unbegreiflichen Weise von der englischen Regierung selbst verschlechtert worden, indem sie sich von den Kontinentalstaaten zum Abschluß der Pariser Seerechtsdeklaration von 1856 bewegen ließ. Während das Buch im ganzen in sehr ruhigem Tone gehalten ist, findet der Verfasser gegenüber dem englischen Auswärtigen Amt, das diese Verschlechterung der Rechtslage zuließ, Worte des scharfen Tadels und des beißenden Spottes. Noch mehr allerdings gegenüber den Mitgliedern dieser Behörde, die es zur Londoner Seekriegserklärung vom 26. Februar 1909 kommen ließen, und ganz besonders denen gegenüber, die im Weltkriege tätig waren. Obwohl die Seekriegserklärung von 1909 nicht ratifiziert worden war, weil das Oberhaus das neue Marine-Prisen-Gesetz ablehnte, hat sich nach Ansicht des Verfassers das englische Auswärtige Amt doch an diese Erklärung auch während des Weltkriegs gehalten, bis die nach seiner Ansicht befreiende Kabinettsorder vom 7. Juli 1916 aussprach, „daß man sich darauf beschränken müsse, fortab lediglich die historischen und gültigen Regeln des Völkerrechts anzuwenden (Seite 170)". Diese Wendung entschied nach Ansicht des Verfassers damals das Schicksal Deutschlands und seiner Verbündeten.

Das vorletzte Kapitel des Buches, das nochmals die Überschrift trägt „Die Stärke Englands" faßt die Ausführungen so zusammen: Die Stärke Englands im Kriege besteht in einer Vereinigung von Recht und Macht (Seite 186). Für die Zukunft rät er der englischen Regierung, „vor aller Welt zu erklären, daß England nicht länger gewillt sei, sich seine völkerrechtlich nach wie vor bestehenden Seekriegsrechte durch den zweiten Artikel der Pariser Seerechtsdeklaration des Jahres 1856 schmälern zu lassen" (neutrale Flagge deckt feindliches Gut mit Ausnahme der Kriegskonterbande, Seite 197).

II.

Wie in der Einleitung gesagt, geben diese Ausführungen von Bowles vermutlich die allgemeine englische Ansicht wieder, wobei allerdings ein Punkt auszunehmen sein dürfte, der unter 2. erörtert werden wird. Zu der geschichtlichen Hypothese soll hier ebensowenig Stellung genommen werden wie zu der seemännischen Frage, ob die Blockade in seinem Sinn praktisch durchführbar ist. Dagegen können seine juristischen Ausführungen hier nicht unwidersprochen bleiben.

[3]) Vgl. z. B. von Liszt-Fleischmann, Das Völkerrecht, 12. Aufl., S. 518.

Digitized by Google

1. Was zunächst das materielle Prisenrecht als solches anlangt, so kann ich Bowles daraus keinen Vorwurf machen, daß er darin ein wirkliches Gewohnheitsrecht des Seekrieges erblickt; denn selbst die deutschen einschlägigen Gesetze und die deutschen Lehrbücher des Völkerrechts stehen auf dem Standpunkt, daß das Prisenrecht vom Völkerrecht anerkannt sei. Ich halte diese Konstruktion, daß nämlich Handlungen, die sich aus der Natur des Krieges als eines Aktes der Gewalt von selbst ergeben, Rechte im Sinne einer Rechtsordnung seien, für unhaltbar und sehe in Übereinstimmung mit den in der Einleitung erwähnten Worten von Clausewitz nur in den Sätzen wirkliches Völkerrecht, die die Gewalt einschränken, nicht aber in denen, die sie gewissermaßen unterbauen. Die letzteren sind m. E. nur Kriegsgebräuche, die entweder von einem einzelnen Staate oder von mehreren geübt werden und vielleicht schon seit vielen Jahrhunderten geübt wurden. Als einen solchen Kriegsgebrauch sehe ich auch das Beutemachen im Seekriege an[4]). Aber wenn man sich auch auf den Standpunkt von Bowles stellt, ergibt sich doch die sehr bedeutungsvolle Frage, wie lange denn ein solches Gewohnheitsrecht gegen den Willen und die Überzeugung sehr vieler Kulturstaaten Geltung beanspruchen kann. Ganz mit Recht verlangt Bowles für die Bildung des Völkerrechts die Zustimmung von allen Seiten (Seite 68). Nun mehren sich aber seit der Mitte des 18. Jahrhunderts die Anzeichen dafür, daß ein Teil der Staaten, darunter wirkliche Großmächte, das Seebeuterecht nicht mehr gelten lassen will. In der Deklaration der Kaiserin Katharina II. vom Jahre 1780, auf Grund deren die bewaffnete Neutralität zustande kam, ist bereits der Grundsatz ausgesprochen, daß die den Untertanen der kriegführenden Mächte gehörenden Güter, ausgenommen Konterbande, auf neutralen Schiffen frei sein sollten. In dem Vertrage zwischen Preußen und den neu entstandenen Vereinigten Staaten von Amerika vom 10. September 1785 ist Unverletzlichkeit des Privateigentums im Seekriege vereinbart. Der Norddeutsche Bund hatte zu Beginn des Krieges 1870/71 die Freiheit des feindlichen Privateigentums proklamiert, und nur als Repressalie gegen das Verhalten Frankreichs wurde diese Verordnung wieder außer Kraft gesetzt. Und schließlich geht aus dem Verhalten der Vereinigten Staaten, die einerseits 1783 bei ihrer Entstehung sich sofort den Grundsätzen des europäischen Völkerrechts unterworfen haben, andererseits aber das sogenannte Prisenrecht bis heute bekämpfen und gerade deshalb der Pariser Seerechts-Deklaration von 1856 nicht beigetreten sind, deutlich hervor, daß dieses sogenannte Recht nicht mehr von der Zustimmung

[4]) Ich kann auf die Frage der juristischen Konstruktion in diesem Zusammenhang nicht weiter eingehen, möchte aber doch auf die außerordentliche Schwierigkeit hinweisen, die bei der Beantwortung der Frage entsteht, wie denn diese „Rechte" entstanden sein sollen. Man wird, wie dies auch tatsächlich bei Hugo Grotius geschehen ist, in die Gedankengänge des sogenannten Naturrechts gedrängt, das denn doch in Deutschland seit etwa 100 Jahren als eine Selbsttäuschung erkannt worden ist.

Digitized by Google

aller Staaten getragen wird. Bowles gibt selbst über die Entstehung des materiellen Prisenrechts wenig Auskunft. Er verweist im wesentlichen auf die sehr interessante Denkschrift vom Jahre 1753 (S. 76 ff.), die aber ihrerseits auch nur die Rechtssätze behauptet, ohne den Beweis ihrer Entstehung auf dem Wege des Gewohnheitsrechtes anzutreten. Sowohl Bowles wie diese Denkschrift erörtern dagegen ausführlich das Verfahren der Prisengerichte, deren Unparteilichkeit und Unabhängigkeit gegenüber den Regierungsstellen er immer wieder hervorhebt. Ich bezweifle nicht, daß es sich hier, beim formellen Teil des Prisenrechts, in der Tat um Völkerrecht handelt; denn es dreht sich hier um die von Clausewitz als wesentliches Merkmal des Völkerrechts geforderte Einschränkung der Gewalt. Ich bezweifle ferner nicht, daß die englischen Prisengerichte unparteiisch den Tatbestand feststellen und jeden Eingriff einer Regierungsstelle abzuwehren wissen. Dafür bürgt die große Tradition der englischen Rechtsprechung. Ich bezweifle aber, daß die Sätze, die sie ihren Entscheidungen zugrunde legen, allgemein anerkanntes Gewohnheitsrecht des Seekrieges darstellen. Gewiß, es ist bisher in jedem kritischen Zeitpunkt, so auf dem Wiener Kongreß, bei der Pariser Seerechts-Deklaration und bei den Versailler Verhandlungen nach dem Weltkriege, England gelungen, die Festlegung eines statutarischen Völkerrechts auf dem hier in Frage kommenden Gebiet zu verhindern. Damit ist aber keineswegs bewiesen, daß die Praxis, die bisher England befolgt hat und voraussichtlich auch in Zukunft befolgen wird, noch Gewohnheitsrecht ist.

Wenn Bowles in dem von mir oben zitierten Satze der Gewalt im Landkriege die Herrschaft des Rechtes im Seekriege gegenüberstellt, so muß ich auch auf diesen Punkt hier kurz eingehen. Der Begriff der Gewalt umfaßt schon im römischen Recht, auf dessen Boden doch wohl internationale Auseinandersetzungen erfolgen müssen, zwei Formen: die vis absoluta und die vis compulsiva[5]).

Die erstere ist die unmittelbare, sagen wir brachiale Gewalt, die zweite der seelische Zwang. Im Landkrieg wird im allgemeinen die vis absoluta vorherrschen, im Seekriege, wie ihn Bowles geführt wissen will, die vis compulsiva. Daß die eine Form blutig, die andere Form unblutig ist, macht weder einen moralischen noch einen ästhetischen Unterschied. Der Anblick verhungernder Frauen und Kinder ist vielleicht noch erschütternder und grauenvoller als der Gefallener oder verwundeter Soldaten. Die „Kriegsfurie", wie Bowles sagt, tobt sich in der einen wie in der anderen Form aus. Die Folgen der vis compulsiva, die ja die ganze Bevölkerung eines Landes

[5]) Die Unterscheidung ist der Sache nach zunächst auf dem Boden des Privatrechts entstanden, vgl. L 21 § 1, D und § 5, L 6, D § 1, dann aber auch in das Strafrecht übergegangen. Die Ausdrücke selbst kommen zuerst in dem mittelalterlich-römischen Strafrecht der Glossatoren vor.

Digitized by Google

trifft, sind vielleicht für die ganze Zukunft eines Volkes verhängnisvoll, während blutige Verluste, mögen sie noch so groß sein, von einem gesunden Volke verhältnismäßig schnell wieder ausgeglichen werden.

2. Da Bowles mit großer Verehrung von Hugo Grotius spricht, dieser aber zu den Schriftstellern gehört, auf die das Lessingsche Wort paßt: „Wir wollen weniger erhoben und fleißiger gelesen sein", so kann ich mir nicht versagen, einige Stellen aus dem Hauptwerke „Über das Recht des Krieges im Frieden" anzuführen[6]). Im ersten Kapitel IV, 1 des 3. Buches ist allgemein gesagt: „Die Gewalt und der Schrecken gehören zu der Natur des Krieges." Das 4. Kapitel trägt die Überschrift: „Über das Recht, in einem feierlichen Kriege die Feinde zu töten und sonstige Gewalt zu üben." Unter III führt er dann näher aus: „Es ist also gestattet, den Kriegsfeind in seiner Person und seinem Vermögen zu verletzen." Kapitel V, „Über Zerstörung und Wegnahme von Sachen" beginnt unter 1. mit folgenden Worten: „Cicero sagt, es sei nicht unnatürlich, den zu berauben, den man töten dürfe. Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß das Völkerrecht die Zerstörung und Wegnahme der Sachen des Feindes gestattet, dessen Tötung es sogar erlaubt. Polybius sagt deshalb im 5. Buche seiner Geschichte, es gehöre zum Völkerrecht, die feindlichen Befestigungen, Häfen, Städte, Männer, Früchte und ähnliches entweder fortzunehmen oder zu zerstören. Und Livius sagt: Es gebe manches im Kriege, was ebenso zu tun wie zu erleiden recht sei; die Feldfrüchte verbrennen, die Wohnungen zerstören, Menschen und Vieh als Beute wegführen."

Ich habe diese Stellen nur angeführt, um zu zeigen, daß sowohl für die Auffassung der antiken Welt wie auch für die des Hugo Grotius kein Zweifel darüber bestand, daß man auf diese Handlungen zwar ein „Recht" habe, daß sie aber trotzdem Akte der Gewalt seien. Die Tatsache, daß im Seekriege zwischen dem Akt der Gewalt, nämlich der Wegnahme des feindlichen Handelsschiffes durch einen Kreuzer, und der endgültigen Aneignung des fremden Gutes noch eine prisengerichtliche Entscheidung tritt, ist für den Kaufmann oder Reeder, der sein Vermögen verliert, recht gleichgültig. Vielleicht ist sogar die nackte Gewalt weniger empörend als die verschleierte; denn es fällt dann wenigstens die Möglichkeit weg, pharisäerhaft auf das „Recht" zu pochen. Schließlich möchte ich doch die Tatsache betonen, daß der von Bowles als so gewaltsam gebrandmarkte Landkrieg den „Raub" feindlichen Eigentums, um diesen Ausdruck Ciceros zu wiederholen, schon seit mehr als 100 Jahren praktisch abgeschafft und diese Abschaffung 1899 durch die Haager Konvention auch völkerrechtlich bindend festgelegt hat. Der Seekrieg dagegen, der angeblich an Stelle der Gewalt das Recht gesetzt hat, behält diesen „Raub" bis zum heutigen Tage bei, hauptsächlich deshalb,

[6]) Die von mir benutzte Übersetzung ist die 1869 im Verlage von L. Heimann in Berlin erschienene und von J. H. von Kirchmann herrührende.

Digitized by Google

weil England sich bisher jeder anderen Regelung widersetzt hat. Vermutlich wird dies bis auf weiteres auch so bleiben. Aber das kann man nicht gelten lassen, daß im Seekriege das Recht und im Landkriege die brutale Gewalt regiere.

3. In dem dritten Punkte, den ich in den Ausführungen von Bowles zu beanstanden habe, glaube ich der Zustimmung auch der englischen Juristen sicher zu sein. Bowles rät (Seite 197) der englischen Regierung, vor aller Welt zu erklären, daß es nicht länger gewillt sei, sich seine völkerrechtlich nach wie vor bestehenden Seekriegsrechte durch den zweiten Artikel der Pariser Deklaration des Jahres 1856 schmälern zu lassen. Also Rücktritt von der Seerechts-Deklaration und Rückkehr zu dem alten Völkerrecht. Das eine ist juristisch so unmöglich wie das andere. Die Pariser Seerechts-Deklaration ist von allen beteiligten Staaten, auch von England, ratifiziert worden, was Bowles allerdings nirgends klar ausspricht. Die Stellung des englischen Parlaments ist angesichts der vollzogenen Ratifikation belanglos, da nicht das Parlament, sondern der König das Organ ist, das England im völkerrechtlichen Verkehr vertritt. Die Ratifikation ist die ausdrückliche und in feierlicher Form unmittelbar abgegebene Erklärung dieses Vertretungsorgans[7]). Natürlich kann das Parlament vor der Ratifikation auf den König einzuwirken suchen, damit die Ratifikation unterbleibt, wie dies denn 1909 auch geschehen ist.

Mit der Ratifikation ist für alle beteiligten Staaten ein neues Recht in Kraft getreten. Das alte Gewohnheitsrecht ist, soweit es mit dem neuen Recht in Widerspruch steht, endgültig beseitigt. Der Rechtssatz lex posterior de rogat legi priori gilt auch im Völkerrecht und bezieht sich, wie im innerstaatlichen Recht, auch auf den Fall, daß ein Gesetz (Vereinbarung der Staaten) an die Stelle von Gewohnheitsrecht getreten ist. Ich vermute, daß die eigentümliche und hervorragende Stellung des englischen common law, das im wesentlichen ja Gewohnheitsrecht ist, Bowles beeinflußt hat. Für alle kontinentalen Staaten, in denen ja heute das Gewohnheitsrecht eine viel geringere Rolle spielt als in England, ist jedenfalls das etwa früher geltende Gewohnheitsrecht in dem Umfang beseitigt, in dem die Pariser Seerechts-Deklaration die Materie behandelt hat. England kann aber allein einen Teil des Völkerrechts, der nach der Meinung der übrigen Staaten aufgehoben ist, nicht wieder in Kraft setzen.

4. Schließlich bedarf noch eine Stelle in einem Vortrage, den Bowles im Jahre 1929 vor der Hugo-Grotius-Gesellschaft in London hielt und der auszugsweise im Nachwort des Buches mitgeteilt ist, einer kurzen Bemerkung. Bowles sagte in diesem Vortrage: „Man darf nicht vergessen, daß die natürlichen Aufgaben der See darin bestehen, Kriegsausbrüche überhaupt nach Kräften zu verhindern, ausgebrochene Kriege örtlich zu be-

[7]) Von Liszt-Fleischmann, a. a. O., S. 252.

Digitized by Google

schränken, ihre Operationen auf ein Mindestmaß herabzudrücken und sie möglichst bald zu einem Ende zu bringen. Oder wie es der Mann, dessen Namen die Gesellschaft trägt, vor der ich heute die Ehre habe zu sprechen, schon vor 300 Jahren sagte: „Omnia licere in bello quae necessariae sunt ad finem belli." Ein seltsamer Zufall wollte es, daß ich im Dezember beim Lesen der „Times" folgendes Eingesandt fand:

Blockade.

To the Editor of the Times.

— Sir, — Blockade quickly stops wars and the stronger the sea power and the tighter the blockade the shorter the war. Opponents of blockade are advocates of longer and more murderous wars. Since nobody "wins" in modern war, especially in a civil war, the important thing is to stop the Spanish war. Blockade would quickly stop it. Guns and aeroplanes starve before people. Blockade is fatal to war.

Yours faithfully,
Geoffrey Bowles.

Also genau derselbe Standpunkt, den der Verfasser unseres Buches einnimmt, nur insofern noch verschärft, als ja England, an das sich noch zweifellos die Aufforderung richtet, in dem Kriege gar nicht Partei ist. Das ist die Pax britannica, von der Admiral Wegener im Geleitwort zu dem Buche spricht.

Was nun das angebliche Zitat aus Hugo Grotius anlangt, so ist man, da Bowles die Stelle nicht genauer bezeichnet, auf Selbststudium des Hugo Grotius angewiesen. Aus meiner eigenen Kenntnis heraus glaube ich nun sagen zu müssen, daß das Wort bei Hugo Grotius in dieser Form nicht vorkommt[8]). Ich möchte vielmehr annehmen, daß Bowles eine Stelle im ersten Kapitel des dritten Buches im Auge hatte, als er seinen Vortrag hielt. Die Stelle lautet im Urtext: Primum, ut jam ante diximus aliquoties, ea quae ad finem ducunt in morali materia, aestimacionem intrinsecam accipiunt ab ipso fine: quare quae ad finem juris consequendi sunt necessariae ... ad ea jus habere intelligimur (Erstens empfängt, wie schon oben einige Male gesagt ist, das Mittel, das in Dingen der Moral zum Ziele führt, seinen inneren Wert von diesem Ziele selbst; deshalb haben wir das Recht auf das, was zum Zwecke der Verfolgung eines Rechtes notwendig ist). Kann ich deshalb mein Leben auf andere Weise nicht erhalten, so kann ich den Angreifenden auf jede Weise von mir abwehren, selbst wenn sein Angriff nicht unrechtlich ist.

Das klingt denn doch ganz anders als das, was Bowles ausgeführt hat. Wie der Schlußsatz zeigt, denkt hier Hugo Grotius an die einfachen Verhältnisse des täglichen Lebens, nämlich die Notwehr, und knüpft daran eine

[8]) Das necessariae ist wohl nur ein Schreib- oder Druckfehler.

Digitized by Google

rechtsphilosophische Überlegung ganz allgemeiner Art. Es ist natürlich völlig klar, daß in diesem Satze das Wort Finis nicht Ende, sondern Zweck bedeutet. Aus dem Zweck wird auf die Zulässigkeit des Mittels geschlossen. Von Kirchmann wirft hier dem Grotius vor, wenn dieser Satz nicht nur eine Phrase sei, so bedeute er, daß der Zweck die Mittel heilige. Ich glaube, daß man Grotius einen andern Vorwurf machen kann, daß er nämlich allgemeine philosophische Betrachtungen von Rechtssätzen nicht klar zu unterscheiden vermag. Auf diesen Mangel des Hugo Grotius hat die deutsche Wissenschaft übrigens schon sehr lange hingewiesen, so insbesondere von Kirchmann selbst, und zwar zu einer Zeit, als noch niemand daran dachte, daß aus einer Stelle bei Hugo Grotius politische Folgerungen gezogen werden könnten. Im übrigen würde der Satz, den Bowles zitiert, dem Grundcharakter des Werkes von Hugo Grotius völlig widersprechen. In seinem 280. Briefe sagt er: „Bei meinem Buche über das Recht des Krieges und Friedens war es mein Hauptzweck, jene nicht bloß des Christen, sondern jedes Menschen unwürdige Roheit, mit der die Kriege willkürlich begonnen und willkürlich geführt werden und die ich zum Unglück der Völker täglich wachsen sehe, nach meinen Kräften zu mildern[9])." Also die Gerechtigkeit der Kriege und die Milderung der Roheit und Willkür ist das Anliegen dieses Buches, keineswegs aber eine Beendigung eines Krieges um der Beendigung willen. Wenn man sich diese Tendenz, wie Bowles sie dem Grotius zuschreibt, in das Jahr 1685, das Erscheinungsjahr des Buches, zurückverlegt, so hätte Grotius damals wünschen müssen, daß die zu jener Zeit siegreiche Macht, nämlich der Kaiser, den Krieg beendigte. Damit wäre das Schicksal des Protestantismus in Deutschland entschieden gewesen, eine Absicht, die der fromme Religionskämpfer und Protestant Grotius niemals gehabt haben kann.

III.

Ich habe diese Bemerkungen zu dem Buche von Bowles für notwendig gehalten, weil ich befürchte, daß unkritische Leser, durch die außerordentlichen Vorzüge des Werkes geblendet, einen unrichtigen Begriff von der Natur des Seekrieges, wie ihn Bowles geführt sehen will, bekommen werden. Auch der Seekrieg ist „ein Akt der Gewalt, um den Gegner zur Erfüllung unseres Willens zu zwingen", und daran kann auch die Tätigkeit der Prisengerichte nichts ändern.

Nachwort.

Seitdem diese Bemerkungen geschrieben worden sind, hat England uns den Krieg erklärt und durch die Veröffentlichung der Liste der Bannwaren und die Anordnungen bezüglich des neutralen Seehandels klar zu erkennen

[9]) Von Kirchmann, S. 8.

Digitized by Google

gegeben, daß es genau die gleichen Methoden anwenden wird, wie im zweiten Teile des Weltkrieges. Es hat allerdings, wie ich vermutet habe, den Rat von Bowles, von der Pariser Seerechts-Deklaration formell zurückzutreten, nicht befolgt, wahrscheinlich weil dieser Schritt keine große praktische Bedeutung hätte. In der ungeheuerlichen Erweiterung des Begriffs „Konterbande" glaubt es ja ein Mittel gefunden zu haben, Deutschland niederzuzwingen.

Angesichts dieser Erklärung und Maßnahmen gegen den neutralen Handel und angesichts der scharfen Proteste der Neutralen, insbesondere Belgiens, klingt es heute geradezu wie Hohn, wenn Bowles behauptet, all dies sei durch die Zustimmung aller zivilisierten Völker zustande gekommenes Völkerrecht. Aber wie konnte es denn zu dieser absurden Lage kommen, daß England die Maßnahmen, die heute von der ganzen Welt verurteilt und abgelehnt werden, nach wie vor als Völkerrecht bezeichnet? M. E. trägt hieran einen Teil der Schuld die wissenschaftliche Behandlung des Völkerrechts, die, von Hugo Grotius angefangen, in Übertreibung der juristischen Konstruktion glaubte, die Gewalt, die nun einmal zum Wesen des Krieges gehört, juristisch untermauern zu müssen. Ich habe oben die Worte von Clausewitz über das Wesen des Völkerrechts angeführt. Wäre man dem Fingerzeig des großen Kriegsphilosophen gefolgt und hätte man sich damit begnügt, die Beschränkungen der Gewalt als Völkerrecht des Krieges zu bezeichnen, dann wäre es England nicht möglich gewesen, jahrhundertelang die Welt darüber zu täuschen, daß das von ihm gehandhabte „Gesetz der See" nichts anderes ist als die reine Gewalt.

Großbritannien und die Ostsee 1780 bis 1812.

Von Dr. jur. Werner Schoppen.

Napoleon schreibt am 3. Dezember 1806 an Louis Bonaparte: „Du siehst aus meiner Botschaft an den Senat und aus meinem Dekret, daß ich der Meinung bin, die See durch das Land zu erobern. Du mußt diesem System folgen."

Die britisch-französischen Auseinandersetzungen zur See und auf dem Kontinent von 1780 bis 1812 waren auf britischer Seite ein Ringen um die Herrschaft zur See und wurden nach den entscheidenden Niederlagen der französischen Flotte bei Abukir und der vereinigten französischen und spanischen Flotte bei Trafalgar französischerseits eine Abwehr der Absichten Englands, die napoleonische Kontinentalstellung zu zerstören.

Dabei wurden zwei Positionen des napoleonischen Frankreichs durch das Übergewicht Englands entscheidend zur See geschwächt. Auf der einen

Digitized by Google

Seite wurde es England nur so möglich, bis zum Zusammenbruch Napoleons sich auch zu Lande in Spanien und Portugal zu halten und beträchtliche Kräfte Frankreichs in Spanien festzulegen. Auf der anderen Seite erlaubte die Herrschaft zur See England, seinen Einfluß in der Ostsee bis zum militärischen Eingreifen zur See und zu Lande so geltend zu machen, daß es Frankreich sogar nach dem Bündnis mit Dänemark 1807 nicht gelang, die Ostsee etwa für sich zu schließen.

Die Verfügung der Kontinentalsperre 1806 von Berlin aus und deren von Jahr zu Jahr schärfere Durchführung war eine unmittelbare Folge der französischen Niederlagen zur See und des Mißerfolges der französischen Landungsversuche auf den englischen Inseln.

Der Sieg über Preußen 1806 machte Napoleon den Weg nach Norddeutschland an die Elbe, an die Ostsee und nach dem Osten frei. Damit rückte die Ostsee so stark in den unmittelbaren Bereich der Napoleonischen Politik, daß er daran dachte, sich zum Admiral der Ostsee zu machen. Die Kontinentalsperre zog eine Front von Portugal über die französische Atlantikküste, die Kanalküste, die Nordsee bis in die Ostsee nach Danzig und nach dem Frieden mit Rußland in Tilsit 1807 bis nach Petersburg. Sie umfaßte schließlich 1810 die ganze Ostsee einschließlich Schweden.

Von Beginn der Napoleonischen Machtentfaltung an waren die politischen Beziehungen in der Ostsee, insbesondere die Rolle, die Rußland in der Auseinandersetzung Englands mit den Neutralen einnahm, von wachsender Bedeutung. Wiederholt erwies sich die Lage in der Ostsee und die von dort ausgehenden politischen Konstellationen als Anziehungspunkt politischer Abmachungen, die fast den ganzen nicht französischen Kontinent umfaßten. Der Kampf der Neutralen, denen sich schließlich auch Rußland anschloß, gegen die englische Blockadepraxis, die den neutralen Handel und auch die Hoheitsrechte der neutralen Länder empfindlich traf, bot Frankreich mit der Napoleonischen Machtentfaltung in steigendem Maße Gelegenheit, diese Gegensätze für sich auszunutzen und selbst für die von den Neutralen verfaßten Grundsätze einzutreten. Der zweite Grund für die Achtsamkeit, die Napoleon fortgesetzt den wechselnden Verhältnissen an der Ostsee zollte, war, daß jeder Einfluß Englands in der Ostsee geeignet war, die Kontinentalstellung Napoleons zu schädigen und die gegen ihn gerichtete Bündnispolitik zu fördern. Hatte schon im Mittelmeer in der Frage der Hoheit auf Malta die russenfreundliche Politik Frankreichs ihren Antrieb aus dem englisch-französischen Gegensatz erhalten, so umfaßte das Vertragswerk von Tilsit vor allen Dingen das Ziel, mit Rußland die Ostsee zu beherrschen, Englands politischen Einfluß dort auszuschalten.

In der Zeit von 1780 bis 1812 kann man drei Phasen auf dem politischen und militärischen Schauplatz (zur See und zu Lande) der Ostsee erkennen. Die erste Phase war im wesentlichen die Reaktion Englands auf

Digitized by Google

die bewaffnete Neutralitätspolitik in der Ostsee bis 1801, sie endete mit einem militärischen Eingreifen Englands zur See bei Kopenhagen. Die zweite Phase war durch eine Kompromißlösung zwischen den Ostseeländern unter russischer Führung und England gekennzeichnet, sie endete mit dem Vertrag von Tilsit 1807, dem britischen Handstreich auf Kopenhagen und dem Bündnis Frankreichs mit Dänemark. Die dritte Phase endlich stand auf der einen Seite unter dem Zeichen der Kontinentalsperre und dem sehr späten Anschluß Schwedens an diese, auf der anderen Seite der Friedensschlüsse in der Ostsee, bis sich 1812 beginnend mit einem russisch-schwedischen Geheimbündnis die politische Frontstellung aus der französischen Machtsphäre zu lösen begann. Kennzeichnend für diese Zeit von 1780 bis 1812 ist die Tatsache, daß auch, als es Napoleon 1810 gelang, Schweden in das System der Kontinentalsperre einzuspannen, trotzdem Dänemark unter militärischer französischer Besetzung stand, ein britisches Geschwader in der Ostsee weiter operierte.

Gerade Englands Auseinandersetzung mit den Neutralen in der Ostsee zeigt nicht nur den grundsätzlichen politischen Gegensatz Englands zum Kontinent, sondern auch die Gegensätze auf wirtschaftspolitischen und der gerade aus den Gegensätzen sich bildenden völkerrechtlichen Anschauungen über die Grenzen des Seekrieges und lehrt, wie die Entwicklung der englischen Seeherrschaft sich auf fortschreitender Einschränkung der Rechte der Neutralen und Beseitigung völkerrechtlicher Schranken aufbaut.

Der neutrale Handel wurde schon durch die Navigationsakte Cromwells von 1651, die die Einfuhr ausländischer Waren nur auf englischen Schiffen gestattete, und den Verkehr mit englischen Kolonien englischen Schiffen vorbehielt, schwer getroffen. Der Völkerrechtslehrer Grotius stellte zu dieser Zeit den Grundsatz der Freiheit der Meere auf. Er faßte das in dem Grundsatz von „Frei Schiff, frei Gut" zusammen, wonach die neutrale Flagge gewöhnliche Handelsware Kriegführender von der Wegnahme befreit. 1776 griff Adam Smith mit seinem grundlegenden Buch über den Freihandel den gerade in England und Frankreich hochschutzzöllnerischen Merkantilismus an. Auch hier waren die Neutralen Anhänger des Freihandels. Der Ostseehandel Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts bestand für den sehr lebhaften russischen Export aus Getreide, Leder, Eisen, Hanf, Segeltuch, Flachs, Pech, Teer — von letzteren vier Dingen war der englische Schiffsbau schlechtweg abhängig. Der Holzhandel in der Ostsee hatte bei dem damaligen Schiffsbau dieselbe Bedeutung wie heute die Erzausfuhr. Ebenso bestand in der Ostsee ein lebhafter Handel mit Tauwerk. Dänemark hatte schon damals eine bedeutende Ausfuhr von Lebensmitteln. Ebenso war die Beteiligung der Schweden und der deutschen Häfen an dem Ostseehandel beträchtlich.

Digitized by Google

Die Beschlagnahme auch privaten Eigentums unter der Flagge einer im Krieg befindlichen Macht, die Blockadeausübung, die Beschlagnahme von Waren als Konterbande auf hoher See mit feindlicher Bestimmung unter neutraler Flagge, die Wegnahme feindlichen Eigentums auf hoher See auch auf Handelsschiffen unter neutraler Flagge, schließlich die Durchsuchung aller auf hoher See angetroffener Handelsschiffe waren Probleme, bei denen die Auffassungen Englands und der Neutralen in schroffem Gegensatz waren, der sich zu offenen Feindseligkeiten verschärfte. England beanspruchte in der Beantwortung dieser Grundfragen die uneingeschränkte Herrschaft zur See. Gegen diesen Anspruch entstand bald eine einheitliche Front auf dem Kontinent von Frankreich bis nach Skandinavien und Rußland. Gerade daher hat diese Auseinandersetzung Großbritanniens mit der Ostsee in der Zeit von 1780 bis 1812 so grundlegende Bedeutung. Die erste bewaffnete Neutralität geht in ihren Vertragsgrundsätzen auf eine Zirkularnote Rußlands vom 28. Februar 1780 an die auswärtigen Mächte zurück, in der folgende Prinzipien für die Aufrechterhaltung des Handels zur See in Kriegszeiten als unter dem Schutz der maritimen Streitkräfte stehend angekündigt wurden: 1. Freie Schiffahrt der neutralen Handelsschiffe von Hafen zu Hafen und an den Küsten der Länder, die im Kriege liegen; 2. Handelsware der Kriegführenden ist mit Ausnahme von Konterbande durch die neutrale Flagge geschützt; 3. der Begriff eines blockierten Hafens ist nur erfüllt, wenn vor dem Hafen eine Streitmacht von Schiffen zu Anker ist und sich in einer Nähe des Hafens befindet, die genügt, den Versuch einzulaufen, handgreiflich gefährlich zu machen; 4. die Natur der Konterbande ist einseitig begrenzt. — In Schweden fielen die Vorschläge auf guten Boden. Dänemark erklärte amtlich im Mai 1780 die Ostsee als für Kriegsschiffe der kriegführenden Mächte geschlossen. Schließlich kamen eine Reihe von Abkommen zustande, in denen sich Dänemark, Schweden und Rußland über die gegenseitige Unterstützung einigten. Die Wirkung auf die sonst am neutralen Handel interessierten Mächte war nicht einheitlich. In Frankreich und Spanien begrüßte man zwar das Programm, aber man glaubte an keine lange Dauer. Auch war Frankreich an Ostseefragen noch nicht so wie später interessiert. Holland, Preußen, Österreich, Portugal, die beiden Sizilien traten dem Abkommen, das man als eine Schutzliga der Seeschiffahrt bezeichnen kann, im Verlaufe von drei Jahren bei. Großbritannien, das damals im Mittelmeer und in Nordamerika stark beschäftigt war, auch kein Interesse an einem offenen Bruch mit den Ostseeländern und Rußland hatte, umging die Auseinandersetzung mit den neutralen Mächten mit Hilfe diplomatischer Höflichkeitsformeln. Dem Beitritt der Niederlande kam es allerdings durch eine Kriegserklärung zuvor.

Trotz des Ausbleibens einer nachhaltigen Wirkung dieser Schutzliga von 1780 hatte sich hier doch bereits eine politische Front aus dem Gegen-

Digitized by Google

satz der Ostseeländer in der Frage des Schutzes ihres Handels vor Übergriffen zur See gebildet, die in den folgenden Jahrzehnten mitentscheidend in die große Auseinandersetzung Frankreichs unter Napoleon und Großbritanniens eingriff: Der Ausbruch der Revolution in Frankreich und deren Rückwirkungen auf die europäische Lage beeinflußte auch die Neutralitätspolitik der Ostseeländer. Am 25. März 1793 einigte sich Katharina II. mit England in einem Abkommen, um im gemeinsamen Interesse der zivilisierten Staaten alle Mächte, die nicht in diesen Krieg verwickelt waren, davon abzuhalten, dem Handel oder Eigentum der Franzosen auf hoher See oder in den Häfen Frankreichs irgendwelchen aus der Neutralität hergeleiteten direkten oder indirekten Schutz zu geben. Auch Spanien, Portugal und Preußen handelten ähnlich. Eine russische Flotte kreuzte in der Ostsee und Nordsee und hielt alle neutralen Handelsschiffe, die nach französischen Häfen bestimmt waren, an, zwang sie entweder zur Umkehr oder zum Anlaufen eines neutralen Hafens. Der Rückschlag auf den neutralen Handel machte sich bald so bemerkbar, daß Dänemark und Schweden allein vorgingen und im März 1794 ein Bündnis abschlossen, um gemeinsam ihren Handel zu schützen. Kriegsschiffen wurde die Durchfahrt zur Ostsee als einem „geschlossenen Meer" verboten. In den nächsten Jahren trat der Gegensatz der britischen Auffassung und Praxis über die Rechte des neutralen Handels zu Kriegszeiten auf See, in der Frage der Hoheit der Konvoischiffe und der neutralen Auffassung, die für sich beanspruchte, daß eine Erklärung eines begleitenden Kriegsschiffes über die Art der Frachten genüge, um das Recht der Untersuchung zu versagen, klar zutage. In den 90er Jahren wuchs die Spannung zwischen England und Dänemark—Schweden noch mehr, da die Blockadepraxis der britischen Kriegsschiffe auch nicht vor den neutralen Konvois unter Schutz von Kriegsschiffen haltmachte. Im Januar 1798 wurde ein großer schwedischer Konvoi unter Schutz einer schwedischen Fregatte im Kanal von einem britischen Geschwader angehalten, und da sie sich der Durchsuchung widersetzten, wurden die Handelsschiffe zur Aburteilung in einen britischen Hafen eingebracht. Im Juni 1799 kam der Fall vor das Admiralitätsgericht. Da die schwedischen Instruktionen, die man an Bord der Schiffe vorfand, eine Unterwerfung unter eine Untersuchung zu verhindern suchten, wurde das Schiff kondemniert „aus dem allgemeinen Grunde des Widerstandes gegen die Ausübung eines unbestreitbaren Rechtes des gehörig authorisierten Kreuzers einer kriegführenden Nation". Im Dezember 1799 ereignete sich auf der Höhe von Gibraltar ein zweiter Fall mit einem dänischen Konvoi unter Schutz einer Fregatte, die auf britische Boote feuerte, als diese sich anschickten, die dänischen Handelsschiffe zu untersuchen. Die Engländer forderten in Kopenhagen eine Erklärung. Man verhandelte noch über diesen Fall, als im Juli 1800 die dänische Fregatte „Freya" mit 6 Handelsschiffen von einem britischen Geschwader

Digitized by Google

im Kanal aufgebracht wurde. Die dänische Regierung forderte sofortige Rückgabe der Schiffe und sofortige Ehrenerklärung für die außerordentliche Beleidigung der Ehre der neutralen Flagge. Man sandte sofort Lord Whitworth nach Kopenhagen, unterdes fuhr ein britisches Flottengeschwader unter Admiral Dixton in den Sund ein. Am 29. August 1800 kam nach langem Hin und Her ein Abkommen zustande, „Freya" und die anderen Handelsschiffe wurden zurückgegeben, wogegen Dänemark den Konvoischutz aufhob.

Doch der „Freya"-Fall ließ die Gegensätze der Ostseeländer gegen die britische Blockadepraxis wieder aufleben, und am 27. August 1800 lud Paul I. von Rußland Dänemark, Preußen und Schweden ein, sich mit ihm zusammenzutun in der Wiedergeltendmachung der Grundsätze der ersten Neutralität. Am 29. August desselben Jahres ordnete Rußland die Einziehung allen britischen Eigentums auf russischem Gebiet an, als in Petersburg bekannt wurde, daß ein britisches Geschwader den Sund passiert habe. Durch die Weigerung der Briten, Malta den Russen herauszugeben, verschärfte sich auch der russisch-englische Gegensatz in der Ostsee. Am 7. November 1800 kündigte der russische Staatsanzeiger in Petersburg ein Embargo auf britische Schiffe in russischen Häfen an, bis zur Herausgabe Maltas an den Orden, zu dessen Großmeister Paul I. von Rußland gemacht worden war. Die Besatzungen von zwei britischen Schiffen leisteten der Ausführung des Embargo Widerstand und entkamen aus dem Hafen von Narva, ein drittes Schiff wurde verbrannt und dessen Besatzung in das Innere deportiert. Auch Preußen sah sich veranlaßt, gegen britische Neutralitätsverletzungen Stellung zu nehmen. Ein britischer Kreuzer war durch schlechtes Wetter gezwungen, mit einer genommenen preußischen Prise Cuxhaven anzulaufen. Als Sicherung gegen diese Neutralitätsverletzung von Teilen Norddeutschlands, als dessen Beschützer sich Preußen fühlte, besetzte es Cuxhaven. So trieben die Dinge hier und in der Ostsee zu einer neuen Entscheidung. Wie sehr Napoleon an dieser Lage in der Ostsee interessiert war, beweist eine Instruktion vom 7. Dezember 1800 an Talleyrand, in der es heißt: „den neutralen und alliierten Mächten zu eröffnen, daß die französische Regierung in der grundsätzlichen und festen Absicht, der Invasion der Meere Widerstand zu leisten und mit den neutralen Mächten sich zusammenzutun zwecks Respektierung ihrer Flaggen und in Würdigung des wahren patriotischen Zieles des russischen Kaisers für die gemeinsame Sache der kontinentalen Mächte, nicht beabsichtigt, mit England über Frieden zu verhandeln, bis in Anerkennung dieser geheiligten Grundsätze die russische, dänische, schwedische, amerikanische und preußische Flagge auf See respektiert werden und bis England anerkannt haben wird, daß die See allen Nationen gehört".

Digitized by Google

Die Neutralen selbst verstanden sich zwischen dem 16. und 18. Dezember 1800 zu einer Reihe von Verträgen, an denen Schweden, Dänemark und Preußen beteiligt waren. Diese zweite bewaffnete Neutralität stellte in manchen Punkten eine Verschärfung der gegensätzlichen Auffassung der Neutralen zur englischen Seepraxis dar. Die Grundsätze der freien neutralen Schiffahrt auch an den Küsten der kriegführenden Nationen, der Freiheit von Waren, die Untertanen kriegführender Mächte gehören, auf neutralen Schiffen mit Ausnahme der Konterbande wurden von den Erklärungen der ersten bewaffneten Neutralität übernommen. Der Blockadebegriff wurde erweitert, indem eine Warnung durch den Befehlshaber des blockierenden Geschwaders vor Einfahrt in den Hafen gefordert wurde, um den Fall des Verstoßes annehmen zu können. Für die Aburteilung wurde ein ordnungsmäßiges Verfahren, im Falle einer fehlerhaften Festnahme volle Satisfaktion und volle Entschädigung verlangt. Ferner sollte die Erklärung des den Konvoi führenden Kriegsschiffsbefehlshabers über die Art der Ladung als Voraussetzung für ein Unterlassen einer Untersuchung der begleiteten Handelsschiffe ausreichen.

Englands Antwort bestand darin, daß es am 14. Januar ein Embargo auf alle russischen, dänischen, schwedischen Schiffe in britischen Häfen legte und ein Geschwader unter Admiral Parker und Nelson für die Ostsee ausrüstete. Erst jetzt am 27. Februar 1801 gab Dänemark seine bis dahin zurückgehaltene formelle Zustimmung zu den Abkommen vom Dezember 1800. Der Handelskrieg in der Ostsee gegen England war damit offen ausgebrochen. Am 29. März 1801 belegte Dänemark alle britischen Schiffe in dänischen Häfen mit einem Embargo, ließ Hamburg besetzen und erklärte die Elbe als für englische Schiffe geschlossen. Lübeck wurde kurz darauf ebenfalls von dänischen Truppen besetzt. Schweden schloß am 13. März einen neuen Handelsvertrag mit Petersburg. Preußen besetzte Hannover und Bremen. Weser und Ems wurden dem britischen Handel verschlossen.

Die politischen Ziele Napoleons in dieser Lage sind bereits klar erkennbar. Am 20. Januar 1801 verbietet er die Festnahme russischer Schiffe und stellt fest, daß er sich mit Rußland als bereits im Frieden befindlich betrachte.

Am 13. Februar 1801 schrieb er an den Senat: „Jedes Meer soll der ausschließlichen Souveränität Englands unterworfen sein. Es rüstet gegen Rußland, Schweden und Dänemark, da Rußland, Schweden und Dänemark sich durch Garantieverträge ihre Souveränität und die Unabhängigkeit ihrer Flagge versichert haben. Die Mächte des Nordens, gegen alle Rechte angegriffen, mögen sich offen auf Frankreich verlassen. Die französische Regierung will mit ihnen ein allen angetanes Unrecht rächen, ohne die Tatsachen außer acht zu lassen, daß es nur für den Frieden und die Wohlfahrt der Welt kämpft."

Digitized by Google

Als am 23. März der englandfreundliche Alexander I. seinem ermordeten Vater auf den Thron folgte, drängten die Dinge in der Ostsee zur Entscheidung. Am 30. März erzwang das britische Geschwader unter Parker und Nelson die Einfahrt in den Sund und nahm die dänische Flotte auf der Reede von Kopenhagen.

Die Rückwirkung dieser Gewalttat auf die russische Haltung, auf die Lage im Nordwesten des Kontinents konnte nicht ausbleiben. Den Plänen Napoleons war ein empfindliches Halt geboten.

An der Peripherie des Napoleonischen Vormarsches bis zum Frieden von Tilsit im Juli 1807 entwickelte sich nunmehr eine zweite Phase der Politik Großbritanniens in der Baltischen See. Nach dem Erfolge auf der Reede von Kopenhagen, durch den England faktisch die Lage am Sund beherrschte, vermied Parker, der britische Seebefehlshaber, die Fortsetzung von Kampfhandlungen gegen die Dänen. Durch geschickte Unterhandlungen kam es am 9. April 1801 zu einer Einstellung der Feindseligkeiten. Damit hatte England seine Position auch für eine Einigung mit Rußland erheblich verbessert. Napoleon hatte gehofft, durch den Frieden von Lunéville am 9. Februar 1801 den Weg für eine gemeinsam mit Rußland und den Neutralen durchzuführende Aktion freizumachen. Aber der Tod Pauls I. und der Erfolg der Briten vor Kopenhagen warf seine ganze Rechnung um. Auch seine bereits getroffenen Vorbereitungen, England über den Kanal und in Ägypten anzugreifen, gab er auf. Im „Moniteur" erschien eine Meldung folgenden Inhalts: „Paul I. starb in der Nacht vom 24. März, das britische Geschwader passierte am 31. den Sund. Die Geschichte wird uns den Zusammenhang lehren, der zwischen den beiden Ereignissen bestehen mag."

(Fortsetzung folgt.)

Bezug durch die Feldpost

Angehörige der Wehrmacht, die eine Feldpostnummer haben und zu einem Feldpostamt gehören, können **„WISSEN UND WEHR"** gegen Entrichtung des Bezugsgeldes bei ihrem Feldpostamt mit Angabe ihrer Feldpostnummer bestellen. Sie erhalten dann die erscheinenden Hefte regelmäßig unter Streifband als Feldpostsendung.

Verlag E. S. Mittler & Sohn · Berlin SW68

Hauptschriftleiter i. R.: Karl Linnebach, Potsdam, Burggrafenstr. 28. Verantwortlich für den Anzeigenteil: C. Mulack, Berlin SW 61, Urbanstr. 7.

„Wissen und Wehr" erscheint im laufenden Jahrgang zwölfmal. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 3 gültig. Einzelheft RM 1,75. Bezugspreis halbjährlich RM 7,50. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen oder der Verlag entgegen. Abbestellungen können nur bis spätestens 3 Wochen vor Beginn eines neuen Halbjahres angenommen werden. Alle das Abonnement oder die Zustellung betreffenden Zuschriften sind an die Verlagsbuchhandlung E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68, Kochstr. 68—71 (Postscheckkonto Nr. 540, Berlin NW 7), oder an diejenige Vertriebsstelle — Buchhandlung oder Zeitungsspediteur — zu richten, die die Bestellung vermittelt. Erfolgt die Zustellung durch die Post, so sind Anschriftenänderungen dem Postamt, durch das die Lieferung geschieht, sogleich mitzuteilen. — Ernst Siegfried Mittler und Sohn, Buchdruckerei, Berlin SW 68, Kochstr. 68—71.

Digitized by Google

Jahrgang 1939 Elftes Heft

Wissen und Wehr

Monatsschrift

der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften

Ztsch
Zeitschriftenliste
Nr. 2104
Eing. - 4. DEZ. 1939

INHALTSANGABE

Seite

Die Praxis des Prisenrechtes. Von Admiral Walter Gladisch 721

Der deutsche Krieg gegen die Einkreisung. Von Oberst Rudolf Ritter von Eylander 735

Großbritannien und die Ostsee 1780 bis 1812. Von Dr. jur. Werner Schoppen 745

Preisaufgaben 1938/39 757

Bücherschau 758

NACHDRUCK, AUCH UNTER QUELLENANGABE, UNTERSAGT
ÜBERSETZUNGSRECHT VORBEHALTEN

AUSGEGEBEN IM NOVEMBER 1939

VERLAG E. S. MITTLER & SOHN, BERLIN SW 68

POSTVERSANDORT BERLIN

Digitized by Google

Ständige Mitarbeiter:

Prof. Dr. Andreas, Heidelberg,
Prof. Dr. von Arnim, Charlottenburg,
Vizeadmiral Aßmann, Berlin,
Prof. Dr. Baeumler, Berlin,
General d. Art. Prof. Dr. Becker, Berlin,
General d. Inf. a. D. v. Bergmann, Berlin,
Major a. D. Dr. Bertkau, Berlin,
Generalleutnant z. V. Boehm-Tettelbach, Berlin,
Oberstleutnant z. V. Professor Boehm-Tettelbach, Lübeck,
Prof. Dr. Bruns, Berlin,
Generalmajor a. D. Buchfinck, Potsdam,
Direktor Prof. Dr. Burgdörfer, München,
Generalmajor Freiherr v. Bülow, Rom,
General d. Fl. von Cochenhausen, Berlin,
Geheimrat Prof. Dr. Cranz, Stuttgart,
Oberstleutnant Dr. Däniker, Bern,
Konteradmiral Donner, Kiel,
Gen. d. Art. a. D. v. Eimannsberger, Wien-Mödling,
Professor Dr. W. Elze, Berlin,
Oberleutnant a. D. Ehrhardt, Potsdam,
Dr. v. Engelmann, Istanbul,
Präsident Oberstleutn. a. D. Foerster, Potsdam,
Oberst Foertsch, Berlin,
Oberst a. D. Dr. h. c. Fonck, Berlin,
Universitätsprofessor Dr. v. Frauenholz, München,
Vizeadmiral a. D. Frhr. von Freyberg-Eisenberg, Berlin,
Dr. H. Gackenholz, Berlin,
Konteradmiral a. D. Gadow, Berlin,
Admiral z. V. Gladisch, Berlin,
Minister Dr. Glaise v. Horstenau, Wien,
Professor Dr. Goebel, Harzburg,
General d. Art. a. D. Grimme, Berlin,
Vizeadmiral z. V. Dr. h. c. Groos, Berlin,
Dozent Oberstlt. Dr. Hesse, Potsdam,
Oberstleutnant a. D. Justrow, Berlin,
General d. Inf. a. D. Kabisch, Stuttgart,
Dr. E. Kessel, Berlin,
Oberst Dr. Knauß, Greifswald,
Gen. d. Art. a. D. Krafft v. Dellmensingen, München,
General d. Art. z. V. v. Metzsch, Berlin,
Prof. Dr. A. O. Meyer, Berlin,
Oberstudiendirektor Dr. Mühle, Dresden,
Oberregierungsrat Dr. Mühlmann, Potsdam,
Oberstarbeitsführer Müller-Brandenburg, Berlin,
Oberstleutnant a. D. Müller-Loebnitz, Berlin,
Professor Oberst Dr. v. Niedermayer, Berlin,
Oberst Dr. Nuber, Berlin,
Dr. P. Osthold, Berlin,
Oberregierungsrat Dr. Pantlen, Stuttgart,
Generalmaj. a. D. A. v. Pitreich, Wien,
Admiral z. V. Prentzel, Berlin,
Generalleutnant Dr. h. c. v. Rabenau, Potsdam,
Oberkriegsgerichtsrat Rittau, Breslau,
Oberstlt. Frhr. Rüdt v. Collenberg, Berlin,
Oberstleutnant a. D. Direktor v. Schäfer, Potsdam,
Major W. Schenk, München,
Dozent Major a. D. Dr. Schering, Berlin,
Staatsminister Professor Dr. Schmitthenner, Heidelberg,
Generalmajor a. D. Dr. h. c. Schwertfeger, Hannover,
Oberreg.-Rat Dr. Simoneit, Berlin,
Professor Dr. Spranger, Berlin,
Generalmajor z. V. v. Tempelhoff, Potsdam,
Dr. R. Wagenführ, Berlin,
Generalmaj. a. D. Wagner, Königsbrück,
Prof. Kapitän z. S. z. V. v. Waldeyer-Hartz, Hannover,
General d. Infanterie Werth, Budapest,
General d. Inf. a. D. Wetzell, Berlin,
Professor Dr. F. Wirth, Berlin,
Oberst z. V. Ritter von Xylander, Berlin.

Briefe redaktionellen Inhalts und Manuskripte sind zu senden an den Hauptschriftleiter i. N.: **Karl Linnebach, Potsdam, Burggrafenstraße 28.**

Besprechungsstücke von Neuerscheinungen sind zu senden an die Deutsche Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften, Berlin W 35, Matthäikirchplatz 12 III.

Zur Beantwortung von Anfragen und Rücksendung von Manuskripten ist Rückporto beizufügen.

Die unter dem Ehrenpräsidium des Reichsstatthalters General d. Inf. Ritter von Epp stehende und von General der Flieger von Cochenhausen geleitete

Deutsche Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften,

deren Organ „Wissen und Wehr" ist, hat es sich zur Aufgabe gemacht, das wehrpolitische Verständnis und das Interesse an den Wehrwissenschaften zu fördern. Anträge zum Beitritt sind zu richten an das Generalsekretariat Berlin W 35, Matthäikirchplatz 12 III. Fernsprecher: über O. K. W. 21 81 91.

Beilagen: *Der Gesamtaufl. dieser Ausgabe liegen Ankündigungen des Verlages Gustav Fischer, Jena, sowie des J. F. Lehmann's Verlag, München, und eine solche des eigenen Verlages bei.*

Digitized by Google

Elftes Heft Jahrgang 1939

Wissen und Wehr

MONATSHEFTE

In sämtlichen Aufsätzen handelt es sich um die privaten Ansichten einzelner Persönlichkeiten, keinesfalls um die Anschauungen maßgebender militärischer Dienststellen.

Die Praxis des Prisenrechtes.

Von Admiral Walter Gladisch.

Im Landkrieg richtet sich die Gewaltanwendung fast ausschließlich gegen die bewaffnete Macht des Feindes. Anders im Seekrieg, dessen wichtigstes und letztes Ziel die Abschnürung des Gegners von seinen Seeverbindungen ist. Die Seestreitkräfte gehen daher vielfach unmittelbar gegen die Handelsschiffahrt vor, soweit diese dem Nutzen der feindlichen Kriegswirtschaft dient. Kampfhandlungen gegen Seestreitkräfte sind letzten Endes nur das Mittel, um an die wirtschaftlichen Seeverbindungen des Gegners heranzukommen. Die Folge dieser grundlegenden Eigenart des Seekrieges ist ein starker und dauernder Eingriff in die Interessensphären feindlicher und neutraler Privatpersonen und ihren Besitz. Die Kontrolle der feindlichen und neutralen Handelsschiffe führt naturgemäß zu erheblichen Störungen in der Abwicklung des Seeverkehrs, in vielen Fällen zur Wegnahme von Schiffen und Gütern, gegebenenfalls sogar zur Versenkung von Schiffen mit ihrem gesamten Inhalt.

Soweit derartige Eingriffe sich gegen feindliche Schiffe und Güter richten, werden sie meist als selbstverständliche Folgeerscheinungen des Kriegszustandes empfunden und hingenommen. Auch die neutralen Staaten sind sich mit Beginn jedes Kriegszustandes der sie erwartenden Eingriffe durch die völkerrechtlich erlaubten Maßnahmen Kriegführender bewußt, aber natürlich sind sie bestrebt, diese eigenen Opfer auf ein Mindestmaß zu beschränken. Es beginnt der Kampf zwischen den Auffassungen der Kriegführenden und denen der Neutralen um die Auslegung der dehnbaren völkerrechtlichen Grundsätze.

Digitized by Google

Jeder Kriegführende hat neben dem moralischen und humanen Interesse das lebendige und praktische Streben nach wohlwollender Haltung der Neutralen. Eine politisch und wirtschaftlich freundschaftliche Haltung neutraler Staaten, wie sie sich u. a. in der Auftrechterhaltung, womöglich in der Vergrößerung des wirtschaftlichen Austausches realisiert, kann für Gewinn oder Verlust eines Krieges entscheidend sein. Ein Kriegführender, der die Interessen der Neutralen und seine eigenen richtig erkennt, wird sein möglichstes tun, um seine Kriegführung im Rahmen des Völkerrechts zu halten. Er wird darüber hinaus bestrebt sein, die Neutralen genau in Kenntnis zu setzen, nach welchen Grundsätzen und bis zu welchen Grenzen er die eigene Handelskriegführung praktisch werden läßt. Je klarer und offener der Einblick ist, der der Umwelt in diesen, die Neutralen stark berührenden Teil des Seekrieges gewährt wird, desto sicherer und reibungsloser werden sich die wirtschaftlichen und politischen Beziehungen zu den Neutralen gestalten.

Als Unterlagen dienen sowohl innerstaatliche Gesetze (Prisenordnungen) wie auch Instruktionen. Die französische Instruktion stammt aus dem Jahre 1934, die italienische Prisenordnung (Legge di guerra Titl. III) aus dem Jahre 1938. Eine ältere Instruktion der USA. stammt aus dem Jahre 1917. Deutschland hat am 3. September 1939 eine neue Prisenordnung[1]) als Reichsgesetz vom 28. August 1939 veröffentlicht. Gleichzeitig mit ihr trat die Prisengerichtsordnung[2]) vom 28. August 1939 — ebenfalls ein Reichsgesetz — in Kraft.

Diese öffentlich bekanntgegebenen Gesetze oder etwaigen Instruktionen haben einen dreifachen Zweck:

1. Sie stellen die dienstlichen Anweisungen an die zur Ausübung des Prisenrechts befugten Kommandanten und Wehrmachtsbefehlshaber dar.
2. Sie sind die Grundlage für die Tätigkeit der Prisengerichtsbarkeit, der die „Nachprüfung der Rechtmäßigkeit deutscher prisenrechtlicher Maßnahmen obliegt" (Art. 1 der P. G. O.).
3. Sie sind die öffentlich bekanntgegebene Grundlage, aus der Gegner und Neutrale erkennen können, in welcher Form und innerhalb welcher Grenzen der Handelskrieg zur See geführt zu werden beabsichtigt ist.

Die deutsche Prisenordnung hat vertragliches und gewohnheitsmäßiges Völkerrecht zur Richtschnur genommen. Ihre wesentliche Grundlage, die ausnahmslos — von einigen spitzfindigen Engländern[3]) abgesehen — als geltendes Völkerrecht anerkannt wird, bildet die Pariser Deklaration aus

[1]) Im folgenden abgekürzt durch „P. O."
[2]) Im folgenden abgekürzt durch „P. G. O."
[3]) George Bowles: „Die Stärke Englands." Vieweg-Verlag, 1938.

Digitized by Google

dem Jahre 1856. Der Inhalt dieser Deklaration ist in bezug auf die Behandlung von Schiffen und der auf ihnen befindlichen Güter kurz gefaßt folgende:

1. Der Wegnahme sind unterworfen:
   a) Feindliche Schiffe,
   b) feindliche Güter auf feindlichen Schiffen.
2. Frei sind:
   a) Neutrale Schiffe,
   b) neutrale Güter auf feindlichen und neutralen Schiffen,
   c) feindliche Güter auf neutralen Schiffen.

Diese so klaren Regeln werden aber in bezug auf Güter durch eine wesentliche Einschränkung unter eine entscheidende Bedingung gestellt: Die Freilassung der Güter ist an die Voraussetzung geknüpft, daß sie kein „Banngut" (Konterbande) sind.

Infolgedessen dreht sich um die Begrenzung des Banngutes tatsächlich alles. Nach deutscher Auffassung, die Deutschland in gleicher Weise als Kriegführender wie als Neutraler stets aufrechterhalten hat, sollte der Banngutsbegriff auf reines Kriegsmaterial beschränkt werden. Erweitert man nämlich den Banngutsbegriff zur Totalität, wie es praktisch der englischen Idealauffassung entspricht, falls England als Kriegführender beteiligt ist, verkehren sich die oben genannten Grundsätze in ihr Gegenteil. Alle Schiffe und Güter sind dann mit ganz geringen Ausnahmen der Wegnahme unterworfen. Zwischen den Extremen der oben genannten deutschen Idealauffassung und dem englischen Ziel, alles wegzunehmen, bewegt sich die praktische Durchführung des Prisenrechtes.

Neben der Pariser Deklaration von 1856 sind große Teile der Londoner Deklaration von 1909 in die Deutsche Prisenordnung hineingearbeitet, obwohl die Londoner Deklaration kein Vertragsrecht ist. In der einleitenden Bestimmung zur Londoner Deklaration wurde aber festgestellt, daß die „Signatar-Mächte sich einig sind in der Feststellung, daß die Regeln im wesentlichen den allgemein anerkannten Grundsätzen des Internationalen Rechtes entsprechen". Bis heute sind alle kriegführenden Mächte zum mindesten formaljuristisch bemüht und bemüht gewesen, den Grundsätzen der Londoner Deklaration gerecht zu werden. Deutschland hält nach wie vor die Londoner Deklaration im großen und ganzen für eine zweckmäßige und richtige Grundlage für die praktische Ausübung des Prisenrechtes.

Im folgenden soll versucht werden, einen kurzen Überblick über die Grundregeln der neuen deutschen Prisenordnung zu geben. Die Materie erscheint zunächst sehr schwierig. Dieser Eindruck mindert sich aber beim Lesen der neuen deutschen Prisenordnung erheblich, da dieses Gesetz un-

Digitized by Google

gewöhnlich klar gegliedert, in einem auch dem einfachen Seemann verständlichen Deutsch abgefaßt ist und ganz eindeutige und einfache Feststellungen enthält. Dem interessierten Leser ist daher anzuraten, sich an der Quelle zu orientieren und die deutsche Prisenordnung von 1939[4]) selbst durchzulesen. Er braucht nicht zu befürchten, in juristische Fallstricke zu geraten.

Zur Einführung und Erleichterung mögen eine Reihe von Definitionen gangbarer prisenrechtlicher Handlungen vorausgeschickt werden:

a) „Prisen" sind feindliche und neutrale Fahrzeuge und Güter, die in Ausübung des Prisenrechts aufgebracht oder beschlagnahmt worden sind (Art. 3 der P. G. O.).

b) Das „Prisenrecht" umfaßt die Befugnis, feindliche und neutrale Seefahrzeuge anzuhalten und zu durchsuchen, sowie mit diesen Fahrzeugen und mit dem auf ihnen befindlichen Gut nach Maßgabe der Prisenordnung zu verfahren (Art. 1 der P. O.).

c) Die „Anhaltung" umfaßt das Verfahren von Aufforderung zum Stoppen bis zur Prüfung der Schiffspapiere einschließlich. Die Anhaltung führt entweder zur Durchsuchung oder zur Aufbringung oder zur Entlassung des Schiffes (Art. 56 der P. O.).

d) Die „Durchsuchung" besteht in der Befragung von Kapitän, Besatzung und Fahrgästen sowie in der Untersuchung von Fahrzeug und Ladung zum Zweck der Nachprüfung der Papiere und ihrer Angaben auf Richtigkeit und Vollständigkeit (Art. 58 der P. O.).

e) Die „Kursanweisung" ist der Befehl an ein Fahrzeug, sich zur Durchführung der „Anhaltung" oder der „Durchsuchung" an eine bestimmte Stelle zu begeben (Art. 60 der P. O.).

f) Die „Aufbringung" ist der Akt, durch den der zur Ausübung des Prisenrechtes Befugte von dem angehaltenen Fahrzeug zum Zwecke der Einziehung von Fahrzeug oder Ladung oder der Versenkung des Fahrzeuges Besitz ergreift, indem er seine Befehlsgewalt an die Stelle der Befehlsgewalt des Kapitäns des angehaltenen Fahrzeuges setzt (Art. 64 der P. O.).

g) Die „Beschlagnahme" ist der Akt, durch den der zur Ausübung des Prisenrechtes Befugte von dem Gut zum Zwecke der Einziehung oder Zerstörung Besitz ergreift (Art. 68 der P. O.).

h) Die „Einbringung" ist der rein tatsächliche Vorgang der Verbringung des Fahrzeuges in einen Hafen.

i) Die „Einziehung" des aufgebrachten Fahrzeuges und des beschlagnahmten Gutes wird durch prisenrechtliches Urteil aus-

[4]) Siehe Textausgabe mit Anmerkungen in „Sammlung des Wehrrechts", Verlag Vahlen, Berlin.

Digitized by Google

gesprochen und bewirkt den Übergang des Eigentums an dem aufgebrachten Schiff oder an der beschlagnahmten Ladung auf den Staat (Art. 80 der P. O.).

Die neue deutsche Prisenordnung gibt klare Auskunft, wer das Prisenrecht ausüben darf, wann und wo das Prisenrecht ausgeübt werden kann und welche Fahrzeuge und Güter dem Prisenrecht unterliegen. Bei den folgenden Angaben werden Einzelheiten und Ausnahmen nur dort erwähnt, wo diese von wesentlicher Bedeutung sind.

a) Wer darf das Prisenrecht ausüben?

Zur Ausübung des Prisenrechtes sind die Kommandanten und Führer von Kriegsschiffen sowie von sonstigen Einheiten der Wehrmacht befugt. Soweit anderen Dienststellen wie zivilen Hafenbehörden, Zollbehörden und ähnlichen die Befugnis zur Ausübung des Prisenrechtes zuerkannt werden soll, müssen die Dienststellen hierzu besonders beauftragt sein (Art. 2 der P. O.).

Aus dem Inhalt des Art. 2 der P. O. ergibt sich die Feststellung, daß Kauffahrteischiffe, auch bewaffnete Kauffahrteischiffe, das Prisenrecht nicht ausüben dürfen. Die deutsche Gesetzgebung schließt damit die durch die Pariser Deklaration von 1856 abgeschaffte Kaperei aus.

b) Wann wird das Prisenrecht ausgeübt?

Der Zeitraum, innerhalb dessen das Prisenrecht auszuüben ist, wird von der Reichsregierung bestimmt (Art. 3 der P. O.). Für den vorliegenden Kriegsfall wurde der Beginn dieses Zeitraumes auf den 3. September 1939, mittags 12 Uhr, festgesetzt (1. Verordnung zur Durchführung der Prisenordnung vom 3. September 1939).

c) Wo wird das Prisenrecht ausgeübt?

Das Prisenrecht wird auf der hohen See, in den Hoheitsgewässern des Reiches und seiner Verbündeten sowie in den der Seeschiffahrt dienenden Binnengewässern, Einrichtungen und Anlagen des Reiches, seiner Verbündeten und seiner Feinde ausgeübt (Art. 4 der P. O.).

d) Welche Fahrzeuge und Güter unterliegen dem Prisenrecht?

Dem Prisenrecht unterliegen alle Fahrzeuge, die dem Verkehr über See dienen. Kriegsschiffe und sonstige Fahrzeuge, die ausschließlich für Zwecke der öffentlichen Verwaltung und nicht für Handelszwecke bestimmt sind oder verwendet werden, unterliegen nicht dem Prisenrecht, sondern verfallen ohne prisengerichtliches Verfahren als Kriegsbeute (Art. 1, Abs. 2 der P. O.).

Digitized by Google

Banngut.

Zum Verständnis für die verschiedenen Möglichkeiten der Behandlung gegenüber feindlichem und neutralem Gut ist eine Gegenüberstellung von Einzelheiten bezüglich der deutschen und englischen Banngutsauffassung notwendig.

Die deutsche Prisenordnung vom 28. August 1939 umgrenzt den Banngutsbegriff auf das engste. In Art. 22 wurde festgesetzt, daß als „unbedingtes Banngut" alle Gegenstände und Stoffe angesehen werden, die

1. unmittelbar der Land-, See- oder Luftrüstung dienen und
2. für das feindliche Gebiet oder für die feindliche Streitmacht bestimmt sind.

Als Banngut (bedingtes Banngut) werden in Art. 24 der P. O. ferner alle Gegenstände und Stoffe angesehen, die

1. für kriegerische wie für friedliche Zwecke verwendbar und in eine von der Reichsregierung bekanntgegebenen Liste aufgenommen sind, und
2. für den Gebrauch der feindlichen Streitmacht oder der Verwaltungsstellen des feindlichen Staates bestimmt sind.

Ein Unterschied in der Behandlung „unbedingten" und „bedingten" Banngut ist nur dann gegeben, wenn das Banngut über neutrale Zwischenhäfen geht.

Diese deutsche Banngutsdefinition hielt die Grundsätze der Londoner Deklaration von 1909 gegenüber feindlichen wie auch gegenüber neutralen Schiffen und Gütern voll aufrecht. Größte Schonung der Neutralen und freie Durchlassung aller neutralen Güter und Schiffe, abgesehen natürlich von echtem Kriegsmaterial, wurde mit Kriegsbeginn durch Bekanntgabe der Prisenordnung als deutsche Idealauffassung festgelegt.

Unmittelbar nach Bekanntgabe der deutschen Prisenordnung ließ England die Maske fallen. Es veröffentlichte am 4. September 1939 abends durch königliche Proklamation eine Banngutsliste mit folgendem Wortlaut:

„Absolutes Banngut:

a) Alle Arten von Waffen, Munition, Sprengstoffen, Chemikalien oder Vorrichtungen, die für den Gebrauch im chemischen Kriege geeignet sind, und Maschinen für deren Herstellung oder Reparatur. Bestandteile derselben. Artikel, die für ihren Gebrauch notwendig oder geeignet sind. Materialien oder Bestandteile, die zur Herstellung gebraucht werden. Artikel, die für die Erzeugung oder den Gebrauch solcher Materialien oder Bestandteile notwendig oder geeignet sind.

b) Brennstoffe aller Art oder Vorrichtungen, die für die Beförderung zu Lande, auf dem Wasser oder in der Luft in Frage kommen oder geeignet sind, und Maschinen, die zu ihrer Herstellung oder Reparatur gebraucht werden. Bestandteile derselben. Instrumente, Artikel oder Tiere, die für ihre Anwendung notwendig und geeignet sind. Materialien oder Bestandteile,

Digitized by Google

die bei ihrer Herstellung gebraucht werden. Artikel, die für die Erzeugung oder den Gebrauch solcher Materialien oder Bestandteile notwendig oder geeignet sind.

c) Alle Nachrichtenmittel, Werkzeuge, Geräte, Instrumente, Ausrüstungen, Landkarten, Bilder, Papiere und andere Artikel, Maschinen oder Instrumente, die notwendig oder geeignet für die Durchführung kriegerischer Operationen sind. Für deren Herstellung oder Gebrauch notwendige oder geeignete Artikel.

d) Geldmünzen, Edelmetalle in Barren, Banknoten, Schuldurkunden, ferner Metall, Materialien, Scheiben, Platten, Maschinen oder andere Artikel, die für deren Herstellung notwendig oder geeignet sind.

Bedingtes Banngut:

e) Alle Arten Nahrungs- und Lebensmittel, Samen- und Futtermittel, Kleidung und Artikel sowie Materialien, die zu deren Erzeugung gebraucht werden."

Nunmehr zeigte sich der grundsätzliche Unterschied zwischen der deutschen und der englischen Auffassung klar, denn die englische Liste läßt wenige Gegenstände und Rohstoffe offen, die kein Banngut sind. Wohl oder übel blieb Deutschland nichts anderes übrig, als seine enge, der Aufrechterhaltung des neutralen Seehandels günstige Banngutsauffassung der englischen anzupassen, falls Deutschland nicht einseitig nur Schaden erdulden wollte. Die deutsche Banngutsliste wurde durch das Gesetz zur Änderung der Prisenordnung vom 12. September 1939 und durch eine Bekanntmachung vom 12. September 1939 veröffentlicht. Als „unbedingtes Banngut" wurden folgende Gegenstände und Stoffe erklärt:

1. Waffen jeder Art, ihre Bestandteile und ihr Zubehör,
2. Munition und Munitionsteile, Bomben, Torpedos, Minen und andere Arten von Geschossen; die für das Abschießen oder Abwerfen dieser Geschosse bestimmten Vorrichtungen; Pulver und Sprengstoffe einschließlich Sprengkapseln und Zündmittel.
3. Kriegsschiffe aller Art, ihre Bestandteile und ihr Zubehör.
4. Kriegsluftfahrzeuge aller Art; ihre Bestandteile und ihr Zubehör; Flugzeugmotoren.
5. Kampfwagen, Panzerkraftwagen und Panzerzüge, Panzerplatten jeder Art.
6. Chemische Kampfstoffe; die zu ihrem Abschießen und Abblasen bestimmten Vorrichtungen und Maschinen.
7. Militärische Kleidungs- und Ausrüstungsgegenstände.
8. Nachrichten-, Signal- und militärische Beleuchtungsmittel und ihre Bestandteile.
9. Transport- und Verkehrsmittel und ihre Bestandteile; Zug-, Last- und Reittiere.
10. Kraft- und Heizstoffe aller Art, Schmieröle.
11. Gold, Silber, Zahlungsmittel, Schuldurkunden.
12. Geräte, Werkzeuge, Maschinen und Stoffe zur Herstellung oder zum Gebrauch der in den Nrn. 1—11 genannten Gegenstände und Erzeugnisse.

Digitized by Google

Als „bedingtes Banngut“:

„Nahrungsmittel (einschließlich lebende Tiere), Genußmittel, Futtermittel und Kleidung; Gegenstände und Stoffe, die zu ihrer Herstellung gebraucht werden.“

Diese von England eingeleitete Ausweitung des Banngutsbegriffes ist für alle Neutralen um so einschneidender, als Banngut, das die Voraussetzungen der feindlichen Bestimmung erfüllt, stets der Beschlagnahme ohne Gewährung einer Entschädigung unterliegt.

Behandlung von Handelsfahrzeugen und Gütern.

Für die dem Prisenrecht unterliegenden feindlichen Fahrzeuge und Güter — abgesehen von Banngut — werden durch die deutsche Prisenordnung folgende Regeln festgesetzt:

a) Feindliche Fahrzeuge unterliegen der Aufbringung und Einziehung (Art. 10 der P. O.).

b) Feindliches Gut an Bord feindlicher Fahrzeuge unterliegt der Beschlagnahme und Einziehung (Art. 11 der P. O.).

Für neutrale Fahrzeuge und Güter sowie für feindliches Gut — mit Ausnahme des Banngutes — an Bord neutraler Fahrzeuge sind grundsätzlich folgende Bestimmungen festgesetzt:

a) Neutrales Gut an Bord feindlicher Fahrzeuge ist frei (Art. 12, Abs. 1 der P. O.).

b) Neutrale Fahrzeuge sind frei.

c) Feindliches Gut an Bord neutraler Fahrzeuge ist frei (Art. 15, Abs. 1 der P. O.).

d) Neutrales Gut an Bord neutraler Fahrzeuge ist frei.

Verschärfende Bestimmungen.

Wenn feindliches wie neutrales Gut grundsätzlich beschlagnahmt wird, falls es Banngut ist, so verfällt darüber hinaus neutrales und feindliches Gut auch ohne Banngutcharakter auf Fahrzeugen, die Blockadebruch begehen (Art. 52, Abs. 1 der P. O.).

Eine verschärfte Behandlung neutraler Fahrzeuge und feindlichen oder neutralen Gutes an Bord neutraler Fahrzeuge tritt in allen den Fällen ein, in denen neutrale Fahrzeuge gegen gewisse Grundsätze des Seehandelskrieges verstoßen. Je nach dem Grad des Verstoßes unterliegen neutrale Fahrzeuge der Aufbringung oder Einziehung, feindliche und neutrale Güter der Beschlagnahme und Einziehung. Die Verstöße neutraler Fahrzeuge können in folgendem gesehen werden:

Wenn das neutrale Fahrzeug

a) Banngut befördert oder selbst Banngut ist,

b) in feindlichem Geleit fährt,

Digitized by Google

c) passiven oder gewaltsamen Widerstand leistet,
d) feindselige Unterstützung begeht,
e) seine Papiere nicht in Ordnung hat,
f) Blockadebruch begeht,
g) eine Kursanweisung nicht befolgt (Art. 14, 15 und 16 der P. O.).

Schärfste Behandlung bei „gewaltsamem Widerstand" und „Fahren in feindlichem Geleit" ist die natürliche Folge derartigen Verhaltens neutraler Schiffe, da dieses Verhalten die rechtmäßige Ausübung des Prisenrechts zu hindern oder zu stören versucht. Die Verschärfung ergibt sich zwangsläufig aus dem den Kriegsschiffen bei Ausübung des Prisenrechtes vorgeschriebenen Verfahren. Wenn auch „bei der Ausübung des Prisenrechts alle Maßnahmen mit möglichster Rücksichtnahme auf die Betroffenen durchzuführen sind" (Art. 54 der P. O.), so ist ein disziplin iertes Verhalten aller dem Prisenrecht unterworfenen Handelsschiffe eine wichtige Voraussetzung für die reibungslose Abwicklung der zwar lästigen, aber unvermeidbaren Maßnahmen.

Verfahren bei der Ausübung des Prisenrechtes.

Für die „Anhaltung" gilt folgendes Verfahren:

1. Das anzuhaltende Fahrzeug wird durch Signal oder durch Warnungsschuß zum Stoppen aufgefordert. Spätestens mit dieser Aufforderung setzt das Kriegsschiff seine Flagge.

   Stoppt das Fahrzeug nicht, so wird ein scharfer Schuß über das Fahrzeug hinweg oder vor seinen Bug abgegeben.

   Stoppt das Fahrzeug auch dann nicht oder leistet es Widerstand, so wird es mit Gewalt zum Stoppen gezwungen.
2. Hat das Fahrzeug gestoppt, so wird ein Kommando an Bord gesandt. Der Führer des Kommandos prüft die Schiffspapiere.

   Ist aus besonderen Umständen die Entsendung eines Kommandos nicht möglich, so darf ausnahmsweise verlangt werden, daß die Schiffspapiere zur Prüfung an Bord des Kriegsschiffes gebracht werden (Art. 57 der P. O.).

Falls die Anhaltung wegen des Zustandes der See, der Gefahr feindlicher Einwirkung oder der Beschaffenheit des anhaltenden oder anzuhaltenden Fahrzeuges nicht sofort durchgeführt werden kann, und dringende Verdachtsgründe bestehen, so ist zum Zwecke der Anhaltung die „Kursanweisung" zulässig. Die Kursanweisung ist auch zum Zwecke der Durchsuchung zulässig, wenn nach der Anhaltung noch dringende Verdachtsgründe bestehen und die Durchsuchung des Fahrzeuges an Ort und Stelle unmöglich oder unzweckmäßig ist (Art. 61/62 der P. O.).

Der gewaltsame Widerstand gegen die Anhaltung und gegen sonstige Maßnahmen bei Ausübung des Prisenrechtes kann mit Gewalt gebrochen werden (Art. 36 der P. O.); auch wenn ein Fahrzeug der Kursanweisung nicht Folge leistet, kann es mit Gewalt dazu gezwungen werden (Art. 63 der P. O.).

Digitized by Google

Fahrzeuge unter feindlichem Geleit.

Fahrzeuge, die sich dem Geleit feindlicher Kriegsschiffe unterstellen, verhindern durch diese Handlungsweise die ordnungsgemäße Ausübung des Prisenrechtes. Eine friedliche Anhaltung und Durchsuchung wird durch das Verhalten des Handelsschiffes unmöglich gemacht, so daß der Waffengebrauch zwangsläufig in seine Rechte treten muß. Die Fahrzeuge unter dem Geleit feindlicher Kriegsschiffe sind infolgedessen allen Gefahren des Krieges ausgesetzt (Art. 32, Abs. 1 der P. O.).

Die deutsche Prisenordnung deckt sich in dieser Hinsicht völlig mit der französischen und italienischen Prisenordnung. Handelsschiffe in feindlichem Geleit werden zwar nicht wie Kriegsschiffe, sondern wie Widerstand leistende Handelsschiffe behandelt; die geleiteten Handelsschiffe müssen darauf gefaßt sein, während des Kampfes beschädigt oder versenkt zu werden, ohne daß die Geschädigten Anlaß zur Klage oder Anspruch auf Schadenersatz haben könnten. Das Londoner U-Bootabkommen von 1930 gilt selbstverständlich für solche Schiffe nicht, da die dort formulierten Vorschriften beim Geleit feindlicher Kriegsschiffe nicht durchzuführen sind; diese Bestimmungen besagen, daß

> „die Zerstörung von Fahrzeugen nur zulässig ist, wenn Fahrgäste und Besatzung vor der Zerstörung an einen sicheren Ort gebracht sind",

und daß ferner

> „Schiffsboote nicht als ein sicherer Ort gelten, es sei denn, daß die Sicherheit von Fahrgästen und Besatzung unter den bestehenden See- und Wetterverhältnissen gewährleistet ist durch die Nähe von Land oder die Anwesenheit eines anderen Fahrzeuges, das in der Lage ist, sie an Bord zu nehmen".

Handelsschiffe in feindlichem Geleit werden ebenso behandelt wie Schiffe, die gewaltsamen Widerstand leisten. Auf diese findet das Londoner U-Bootabkommen nach seinem Wortlaut keine Anwendung.

Bewaffnete Handelsschiffe.

Ein ähnlicher Fragenkomplex wie bei „Fahren unter feindlichem Geleit" tritt auf, wenn Handelsschiffe bewaffnet werden und von sich aus oder auf Anordnung ihrer Regierung hin grundsätzlich von ihrer Bewaffnung zur Verhinderung der Anhaltung oder Durchsuchung Gebrauch machen. Die Prisenordnung enthält hierfür zwar keine besondere Bestimmung, weil ganz allgemein angeordnet ist, daß Widerstand mit allen Mitteln zu brechen ist und allein die militärische Notwendigkeit für den Umfang der Gewaltanwendung entscheidend ist. Wenn bewaffnete Handelsschiffe auf Grund ihrer Bewaffnung auch noch nicht zu Kriegsschiffen mit allen Rechten und Pflichten werden, so müssen sie doch in dem Umfange als Kriegsschiffe behandelt werden, als der Gebrauch ihrer Bewaffnung es im Einzelfall oder grundsätzlich notwendig werden läßt.

Digitized by Google

Eine sehr präzisierte und klare Stellungnahme, die sich mit der von Deutschland vertretenen deckt, nimmt John Bassett Moore, einer der bedeutendsten Völkerrechtler Amerikas — wenn nicht der Welt —, in einem am 27. September 1939 in der „New York Sun" erschienenen Aufsatz ein. Moore äußert sich folgendermaßen:

»Ich habe mit tiefster Besorgnis die Nachricht gehört, daß wir die höchst unglückliche Einstellung wieder aufleben lassen, die Mr. Lansing am 19. September 1914 als bevollmächtigter Sekretär der Vereinigten Staaten vertrat, indem er den diplomatischen Vertretern der Kriegführenden bekanntgab, daß ein Handelsschiff einer kriegführenden Nationalität berechtigt ist, „Waffen und Munition für den alleinigen Verteidigungsgebrauch an Bord zu führen, ohne damit den Charakter eines Kriegsschiffes zu erwerben". Es war in jedem Falle eine Zusicherung dafür zu geben, daß die Bewaffnung „nicht für den Angriff bestimmt sei" und in den „Erklärungen (indications), daß sie tatsächlich nicht so verwendet würden", vermerkte man ausdrücklich, daß das Kaliber der Geschütze nicht mehr als 6" (6 inches) betragen und die Stückzahl der Kanonen und kleineren Waffen „gering an Zahl" sein solle.

Mr. Lansing erklärt in seinen „Kriegserinnerungen", daß es für gewisse Handelsschiffe vor dem Weltkrieg als Überrest einer alten Gewohnheit, die sich auf die Tatsache gründete, daß bestimmte Meere vor hundert und mehr Jahren durch Seeräuber unsicher gemacht waren, üblich gewesen sei, eine kleinere Bewaffnung für Verteidigungszwecke an Bord zu führen. Wenn er statt „vor dem Weltkriege" gesagt hätte „in früheren Zeiten, als die Meere noch durch Piraten beunruhigt waren", würde die Darlegung unverwerflich gewesen sein. Aber schon im Jahre **1816** legte die „Suprème Cour der Vereinigten Staaten" fest, daß ein kriegführendes bewaffnetes Handelsschiff als „ein offener und erklärter Kriegführender zu allen Forderungen berechtigt, aber auch allen Gefahren ausgesetzt sei, die aus dem Charakter als Kriegführender entstehen". Auf Grund dieses Prinzips schloß die Regierung der Niederlande, beraten durch den großen, jetzt verstorbenen Völkerrechtler Struycken, folgerichtig im letzten Kriege bewaffnete Handelsschiffe von ihren Häfen aus. Hierin war die holländische Regierung zweifellos im Recht.

Am 2. Juni 1915 schrieb Mr. Bryan, der in der Frage der Bewaffnung von Handelsschiffen nicht mit Mr. Lansing übereinstimmte, an den Präsidenten Wilson, daß der „Charakter eines Schiffes nicht dadurch gekennzeichnet wird, daß es Widerstand leistet oder nicht, sondern dadurch, daß es bewaffnet ist oder nicht. Die Tatsache, daß das Schiff bewaffnet ist, berechtigt zu der Mutmaßung, daß es seine Waffen gebrauchen wird". Diese sowohl im Gesetz als auch im gesunden Menschenverstand klar begründete Darlegung wurde von Präsident Wilson nicht bestritten. Im Gegenteil, in seiner Antwort ging er sogar so weit zu sagen, daß er seinerseits dazu neige zu glauben, man solle Schritte unternehmen, amerikanische Bürger von der Benutzung von Schiffen, „die Kriegswaffen an Bord führen", abzuhalten, daß er aber keinen praktischen Weg hierfür sähe, ohne den Protest im „Lusitania"-Fall hoffnungslos zu schwächen (Baker: Woodrow Wilson, Life and Letters, Bd. 5 S. 354). Im Hinblick auf das soeben Angeführte ist es nicht erstaunlich festzustellen, daß Mr. Lansing, nachdem er das unerfreuliche Ergebnis seiner ursprünglichen Einstellung sah und die offenkundige Neigung bewaffneter Handelsschiffe entdeckte, sich in bewaffnete Auseinandersetzungen zu verwickeln, d. h. U-Boote bei

Digitized by Google

Sicht zu beschießen oder zu rammen, am 18. Januar 1916 ein Schreiben an die diplomatischen Vertreter von Großbritannien, Frankreich, Rußland, Italien und Belgien richtete, in welchem vorgeschlagen wurde, die Bewaffnung von Handelsschiffen kriegführender Nationalitäten für immer zu verbieten bzw. zu verhindern, da U-Boote bis auf die Fähigkeit zum Tauchen praktisch ohne Verteidigung gegenüber bewaffneten Überwasserschiffen seien.«

Es entstehen beim „Fahren unter feindlichem Geleit" und bei „bewaffneten Handelsschiffen" Gegensätze zwischen der militärischen Forderung, das Prisenrecht unter allen Umständen unter Brechung jeden Widerstandes durchzuführen, und den Forderungen für die Sicherheit der Menschen. Für die Sicherheit von Fahrgästen und der Besatzung ist das Londoner U-Bootsabkommen von 1930 maßgebend, bei dem aber seinerzeit die Frage des „bewaffneten Handelsschiffes" weder berücksichtigt noch geklärt worden ist. Die Erfahrungen des Weltkrieges sowie des jetzigen Krieges zeigen die Unmöglichkeit der Anwendung des Londoner U-Bootsabkommens auf „bewaffnete Handelsschiffe".

Da jedem Neutralen bewußt ist, daß „Fahren im feindlichen Geleit" und auf „bewaffneten Handelsschiffen" naturnotwendig Gefahren für Gut und Leben mit sich bringt, ist zu erwarten, daß auf solchen Kauffahrteischiffen weder neutrale Passagiere fahren noch neutrales Gut verschifft wird.

Feindselige Unterstützung.

Der Begriff der „feindseligen Unterstützung" ist folgendermaßen bestimmt:

Feindselige Unterstützung liegt vor, wenn

1. ein Fahrzeug an Kampfhandlungen teilnimmt;
2. ein Fahrzeug die Operationen in See befindlicher Streitkräfte des Feindes in anderer Weise unmittelbar unterstützt;
3. ein Fahrzeug von der feindlichen Regierung gechartert ist oder unter ihrem Befehl oder ihrer Kontrolle steht;
4. ein Fahrzeug dauernd dazu bestimmt ist, Nachrichten im Interesse des Feindes oder Angehörige der feindlichen Streitmacht zu befördern;
5. ein Fahrzeug die Reise eigens macht, um Nachrichten im Interesse des Feindes oder Angehörige der feindlichen Streitmacht oder Personen zu befördern, die sich in den Dienst der feindlichen Streitmacht stellen wollen;
6. ein Fahrzeug mit Wissen des Eigentümers, des Charterers oder des Kapitäns eine geschlossene feindliche Truppenabteilung an Bord hat, oder Personen befördert, die die feindlichen Operationen während der Fahrt unmittelbar unterstützen;
7. ein mit F. T. ausgerüstetes Fahrzeug über die Streitkräfte oder die militärischen Operationen Nachrichten sendet, die dem Feinde dienlich sind;
8. ein mit F. T. ausgerüstetes Fahrzeug, das von einem militärischen Befehlshaber die Anweisung erhalten hat, sich der unter seinem Befehl operierenden Einheit nicht zu nähern, dieser Anweisung zuwiderhandelt;

Digitized by Google

9. ein mit F. T. ausgerüstetes Fahrzeug, das von einem militärischen Befehlshaber die Anweisung erhalten hat, in der unmittelbaren Nachbarschaft der unter seinem Befehl operierenden Einheit von der F. T.-Einrichtung keinen Gebrauch zu machen, dieser Anweisung zuwiderhandelt (Art. 38 und 39 der P. O.).

Fahrzeuge, die „feindselige Unterstützung" begehen, unterliegen der Aufbringung und Einziehung. Überdies kann mit Waffengewalt gegen sie vorgegangen werden, soweit dieses nach allgemeinem Kriegsrecht zulässig ist.

Zerstörung von Fahrzeugen oder Gütern.

In bestimmten Fällen dürfen feindliche und neutrale Fahrzeuge und Güter nach ihrer Aufbringung zerstört werden. Dieses kommt bei aufgebrachten feindlichen Fahrzeuge in Frage, wenn ihre Einbringung unzweckmäßig oder unsicher erscheint (Art. 72 der P. O.). Bei neutralen aufgebrachten Fahrzeugen ist die Zerstörung auf die Fälle beschränkt, wenn ihre Einbringung unzweckmäßig oder unsicher erscheint und die Neutralen wegen „Fahrens im feindlichen Geleit", wegen „gewaltsamen Widerstandes" oder wegen „feindseliger Unterstützung" aufgebracht worden sind. Aus anderen Gründen dürfen neutrale Fahrzeuge nur ausnahmsweise zerstört werden, wenn nämlich die Einziehung des neutralen Fahrzeuges mit Sicherheit zu erwarten ist — beispielsweise bei überwiegender Banngutbeförderung — und wenn die Einbringung das aufbringende Fahrzeug einer Gefahr aussetzt oder den Erfolg der Unternehmungen, in denen es begriffen ist, beeinträchtigen könnte (Art. 73 der P. O.). In allen Fällen der Zerstörung aufgebrachter Schiffe müssen die Bestimmungen des Londoner U-Bootsabkommens eingehalten werden.

Blockade.

Wenn heutzutage eine Blockade im klassischen Sinne im allgemeinen auch nicht mehr durchgeführt werden kann, weil ein Blockadegeschwader durch Minen, Torpedos, U-Boote, Luftfahrzeuge und anderes so bedroht ist, daß ein dauernder Aufenthalt und ein Kreuzen vor der blockierten Küste nicht mehr möglich ist, so enthält die neue deutsche Prisenordnung dennoch Grundsätze über die Blockade.

Die Blockade im Sinne der Prisenordnung darf nicht mit dem häufig angewandten Ausdruck „Fernblockade" oder „Handelsblockade" gleichgestellt werden. Die echte Blockade ist ein eng begrenzter und genau festgesetzter Begriff, während die sogenannte Fernblockade eine Umgehung der Blockaderegeln durch willkürliche Erweiterung des Rechts der Banngutunterdrückung darstellt. Die Blockade im Sinne der Pariser Deklaration, wie sie im einzelnen auch in der Londoner Erklärung ausgestaltet war, kann heute nur unter gewissen besonderen Verhältnissen durchgeführt werden. Das wesentliche Erfordernis einer solchen Blockade besteht darin, daß sie tat-

Digitized by Google

sächlich wirksam (effektiv) sein muß. Sie ist tatsächlich wirksam, wenn sie durch Streitkräfte aufrechterhalten wird, die hinreichen, um den Zugang zur feindlichen Küste wirklich zu verhindern (Art. 47 der P. O.).

Die Blockade muß auf feindliche Küsten beschränkt werden. Die blockierenden Streitkräfte dürfen den Zugang zu neutralen Küsten nicht versperren (Art. 46 der P. O.).

Die Blockade muß von der Reichsregierung oder von den in ihrem Namen handelnden militärischen Befehlshabern erklärt werden, wobei der Zeitpunkt des Beginns der Blockade und die geographischen Grenzen der blockierten Feindküste genau bestimmt werden müssen (Art. 44 der P. O.).

Fahrzeuge, die die Blockade zu durchdringen suchen, unterliegen wegen Blockadebruchs der Aufbringung und Einziehung. Das Gut eines Blockadebrechers unterliegt der Beschlagnahme und Einziehung.

Bei Verhältnissen, wie sie der augenblickliche Zustand in Nord- und Ostsee mit sich bringt, ist die Erklärung einer Blockade im Sinne der Prisenordnung von keinem der Kriegführenden zu erwarten.

Endgültige Erledigung der Prisenfälle.

Alle prisenrechtlichen Maßnahmen werden auf ihre Rechtmäßigkeit nachgeprüft. Diese Nachprüfung wird durch die „Prisengerichtsordnung vom 28. August 1939" gesetzlich geregelt.

Die Prisengerichtsordnung sieht ein Prisengericht 1. Instanz, den „Prisenhof", und ein Prisengericht 2. Instanz, den „Oberprisenhof", vor. Bei jedem Prisengericht wird ein Reichskommissar bestellt.

Haben die in Ausübung des Prisengerichtes getroffenen Maßnahmen zur Einbringung eines aufgebrachten Fahrzeuges geführt, so geht die Prise in die rechtliche Behandlung des Reichskommissars bei dem Prisenhof über. Der Reichskommissar leitet das Verfahren vor dem Prisenhof ein und vertritt dort das Reich. Er erhebt über die für die Entscheidung des Prisenhofes erheblichen Tatsachen Beweis. Dasselbe gilt für die Maßnahmen, die in Ausübung des Prisenrechtes nicht zur Einbringung geführt haben, falls die Beteiligten Entschädigungsansprüche erheben. Alle Angaben der Beteiligten, d. h. Geschädigten, werden an den Reichskommissar bei dem Prisenhof geleitet, der nach Klärung der Sach- und Rechtslage durch Übersendung der Akten an den Prisenhof das prisengerichtliche Verfahren einleitet.

Die Verhandlungen vor dem Prisenhof sind mündlich und öffentlich.

Der Sach- und Streitstand wird vorgetragen; der Reichskommissar sowie die Beteiligten tragen ihre Anträge und Ausführungen vor. Das Urteil wird in öffentlicher Sitzung verkündet; es muß mit Gründen versehen sein. Gegen das Urteil des Prisenhofes können sowohl der Reichs-

Digitized by Google

kommissar bei dem Prisenhof als auch die Beteiligten Berufung einlegen, die in 2. Instanz vor dem Oberprisenhof verhandelt wird.

Der Prisenhof ist zuständig zur Entscheidung über die Rechtmäßigkeit der in Ausübung des Prisenrechtes getroffenen Maßnahmen, über die Freigabe oder Einziehung einer Prise und über die Entschädigungsansprüche der Beteiligten (Art. 17, Abs. 1 bis 3 der P. G. O.).

So rundet sich der Kreis: Die dem Laien zunächst rechtlos erscheinende und an Piraterie erinnernde Wegnahme und Zerstörung von Schiffen und Gütern auf dem freien Meer mündet in eine auf anerkannter Höhe stehende Gerichtsbarkeit ein.

Vorsitzender und Prisenrichter an den Prisenhöfen sind Persönlichkeiten von juristischem, insbesondere völkerrechtlichem Range; ihre Rechtsprechung kann auf internationale Anerkennung und Beachtung rechnen. Die Prisengerichtsbarkeit gibt allen Beteiligten — im Falle der Gegenseitigkeit sogar den feindlichen Staatsangehörigen — volle Rechtssicherheit. Die Prisengerichtsordnung zeigt, daß die deutsche Seekriegsführung das Urteil der Welt nicht scheut.

Wenn vorstehende Erläuterung der Prisenordnung und Prisengerichtsordnung auch keinen Anspruch auf erschöpfende Behandlung macht, so wird der interessierte Leser aus ihr doch einen Weg zum Verständnis für den zur Zeit im Mittelpunkt des Interesses stehenden Handelskrieg zur See finden können.

Der deutsche Krieg gegen die Einkreisung.

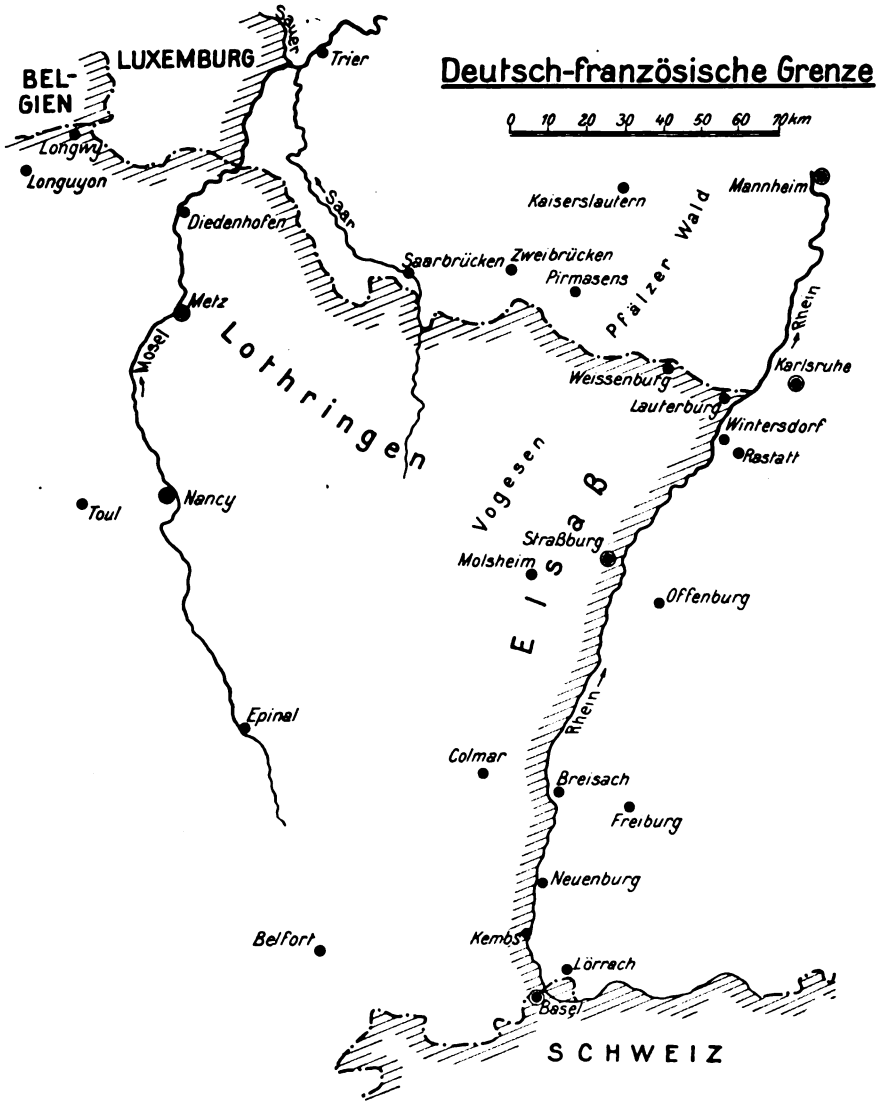
Von Oberst Rudolf Ritter von Xylander.

Die ersten zwei Monate an der Westfront.

Dieselbe Grenzgestaltung wie sie im Sommer 1870 zwischen den deutschen Staaten und dem Kaiserreich Frankreich bestand, war im September 1939 wieder vorhanden (Skizze 1 und 2). Der südliche Abschnitt derselben, den zwischen Basel und der Gegend ostwärts Lauterburg der Rhein bildet, ist in der Luftlinie 160 km, mit allen Krümmungen aber 211 km lang. Vom Strom nach Nordwesten bis zur Mosel bei Perl ist die Luftentfernung etwas geringer, etwa 145 km, dagegen die tatsächliche Grenzentwicklung mit 239 km länger. Dies hängt damit zusammen, daß sie vielfach gewinkelt durch wechselndes Gelände verläuft und nur zwischen dem Rhein und Weißenburg einem Wasserlauf, der hier in der Ebene durch den dichten Bienwald fließenden Lauter, folgt (abgesehen von kurzen Strecken, an denen Blies und Saar die Staaten scheiden). Sie durchquert dann den gebirgigen, dicht bewaldeten Pfälzer Wald. Am Westrand desselben, südlich von Pirmasens, führt sie noch durch stark zerklüftetes Gelände, in dem zwischen großen kahlen Höhen tiefeingeschnittene Täler verlaufen. Vom Hornbach an, den sie überquert, wird die Gegend etwas flacher, wenn sie auch noch bewegt bleibt. Zwischen dem Ort Hornbach und Saar-

Digitized by Google

gemünd springt das deutsche Gebiet nach Süden vor und ist dabei sowohl ostwärts als westlich von Lothringen umfaßt. Dieses tritt südlich Saarbrücken ganz dicht an die im Saartal liegende Stadt heran, so daß nur der erste Absatz des südlich vom Fluß aufsteigenden lothringischen Hügellandes noch deutsch ist



Skizze 1.

und, insbesondere vom Roten Berg bei Spichern, die Franzosen einen weiten Einblick in das rechts der Saar ansteigende Gelände haben. Dann aber umzieht die Grenze von Norden und Westen die lothringische Stadt Forbach und bildet der Warndt, auf der Oberfläche mit Wald bedeckt, unter derselben sehr reiche Kohlenflöze bergend, wieder einen stark vorspringenden Teil deutschen Gebiets.

Digitized by Google

Von seiner Südwestecke an verläuft die Grenze nun in nordwestlicher Richtung, anfänglich bis in die Gegend westlich Merzig nur etwa 12 km im Durchschnitt von der Saar entfernt, dann aber zur Südostecke des Großherzogtums Luxemburg hinüberziehend, so daß das hier wieder teilweise etwas ansteigende Gelände zwischen dem Unterlauf der Saar und der Mosel bis zur Einmündung der Sauer ganz deutsch ist.

Den an diesen Grenzraum anschließenden Staaten, im Süden der Schweiz, im Norden Luxemburg, Belgien und den Niederlanden hatte das Deutsche Reich 1939 ebenso die Achtung der Neutralität zugesichert, solange sie nicht von anderer Seite verletzt werde, wie das im Jahre 1870 von Preußen auch geschehen war. Trotzdem war die militärische Lage an dieser Front jetzt eine andere. Abgesehen von den viel größeren Heeresstärken und dem Vorhandensein der Luftwaffe sprach hier vor allem die Landesbefestigung mit.

Skizze 2.

In Frankreich hatte die 1925 unter General Guillaumats Leitung eingesetzte Grenzverteidigungskommission ihre Arbeiten im Herbst 1927 beendet und den Ausbau einer gewaltigen Verteidigungsfront gegen Deutschland vorgeschlagen, deren Einzelausarbeitung dann einer neuen „Kommission zur Organisation der befestigten Räume" übertragen worden war. Im Jahre 1930 begann die Arbeit an diesem, im Volksmund Maginot-Linie benannten, dicht an die Ostgrenze vorgeschobenen Gürtel von stärksten Werken mit Panzern, Betonbauten, tief versenkten Räumen für Unterkunft, Munition usw. Eigene, dauernd in ihm untergebrachte, im Ernstfall durch sofort verwendungsbereite Reservisten des umliegenden Gebietes zu ergänzende Festungstruppen wurden zuerst 1932 geschaffen, seither wiederholt verstärkt. Gegliedert wurde das Befestigungssystem in „befestigte Bezirke" (régions) und „Abschnitte" (secteurs). Von der Schweizer Grenze bis zur Lautermündung wird der Rheinstrom und die Rheinebene durch eine doppelte Reihe von Betonblockhäusern und die Festungen Belfort, Neubreisach, Molsheim und Straßburg verteidigt. Der

Digitized by Google

im Süden liegende befestigte Bezirk Belfort hat auch eine gegen die Schweizer Nordgrenze gerichtete Front. Durch den Rheinseitenkanal kann mittels der Kembser Schleuse ein Teil des Zugangs zur burgundischen Pforte unter Wasser gesetzt werden. Hier folgen sich von Süden nach Norden dann die Abschnitte „Colmar" und „Unterrhein".

An der Nordgrenze von Elsaß-Lothringen schließt am Rhein der „befestigte Bezirk der Lauter" an, von dem die „Gruppe Hochwald" nördlich von Wörth einen besonders wichtigen Teil bildet. Im Gebirge sind zahlreiche Bauten zur Verbesserung der Verbindungen angelegt. Auf der Westseite der Vogesen folgt die Grenzbefestigung etwa der Linie Bitsch—Rohrbach—Wittringen an der Saar. Hier schließt der „befestigte Abschnitt der Saar" an, in dem bei der von Wittringen über Saaralben—Püttlingen nach St. Avold führenden Widerstandslinie vielfach Stauanlagen als Hindernisse neben den wie überall an der Front zwischen Rhein und Mosel ausgebauten Tankhindernissen vorhanden sind. Vorgeschoben vor der Hauptwiderstandslinie sind zwischen Saargemünd und St. Avold Stützpunktgruppen.

Der besonders starke „befestigte Bezirk von Metz" folgt auf der Hochfläche von Lothringen und gliedert sich in verschiedene Unterabschnitte. Jener zwischen St. Avold und Nied verläuft über Buschborn, in dessen Umkreis mächtige Panzergruppen liegen, Teterchen nach Busendorf. In dem Unterabschnitt zwischen Nied und Mosel verläuft die Hauptwiderstandslinie über Dalstein und des nordwestlich davon gelegene einstige Gehöft Hackenberg zwischen Weckringen und Lemmersdorf, wo eine Feste mit schwerster, weittragender Artillerie und unterirdische Kasernen für mehrere tausend Mann angelegt sind, längs des Unterlaufs des Uder-Baches bis zu seiner Einmündung bei Metrich. Westlich der Mosel zieht sich der Festungsstreifen sodann südlich der Grenze des Großherzogtums Luxemburg über Kattenhofen, die Großgruppe Molvingen—Escheringen, Aumetz, Crusnes, Tiercelet, Longwy noch bis zu den südlich der Südostecke von Belgien liegenden Städten Longuyon und Montmedy.

Eine zweite Linie bildet die auch nach dem Weltkrieg verstärkte Ostfront der Festungen Metz und Diedenhofen, eine dritte hinter dem ganzen französischen Gürtel gegen Deutschland die Reihe der alten Festungen Belfort, Epinal, Nancy, Toul und Verdun.

Solange Frankreich noch hoffen durfte, in einem Kampfe gegen Deutschland ohne weiteres über Belgien verfügen zu können, verlängerte nach Norden zu die anfänglich unter starkem französischen Einfluß ausgebaute Grenzbefestigung dieses Landes seine Anlagen. Seitdem durch die Neutralitätserklärung König Leopold III. eine solche Bundesgenossenschaft nicht mehr vorhanden war, hat Frankreich die Fortführung seines Festungsgürtels längs der Südgrenze Belgiens bis ans Meer begonnen, ebenso wie es, der Schweizer Westgrenze folgend, auch dort neue Werke anlegte, gleichzeitig aber in den letzten Jahren die ursprüngliche Maginot-Linie sehr verstärkte und nach der Tiefe weiter gliederte. Trotz dieses außerordentlich starken Ausbaues der gegen Deutschland gerichteten Front ging aus den bekanntgewordenen Nachrichten über die französischen Absichten im Falle eines Kampfes zweifellos hervor, daß Frankreich beabsichtigte, sich nicht auf die Defensive zu beschränken, sondern vielmehr auch in den Jahren nach der Machtübernahme eine durchaus offensive Kriegsführung vor hatte.

Demgegenüber war die Sicherung der deutschen Westgrenze durch Befestigungsanlagen eine notwendige Abwehrmaßnahme, die bereits in den

Digitized by Google

Jahren vor der Erringung der deutschen Wehrfreiheit erwogen und in geringerem Maße auch seit 1935 eingeleitet worden war. Den entscheidenden Anstoß aber für den Ausbau im ganz großen Maßstabe gaben die durch die tschechische Mobilmachung am 21. Mai 1938 offenbar werdenden Zusammenhänge zwischen den Absichten der Einkreisungsmächte des Westens und den ihnen hörigen östlichen Staaten. Am 28. Mai 1938 gab der Führer den Befehl zu dem beschleunigten Ausbau des Westwalls, der in der Tiefe seine Ergänzung findet durch die Luftverteidigungszone West, die ebenfalls wie die für das Heer in erster Linie in Betracht kommende vordere Zone, alle Anlagen unter Panzer und Eisenbeton gestellt hat. Schon bis zu der Herbstkrise 1938 war hier eine Arbeit geleistet worden, die wesentlich dazu beitrug, die Bereitwilligkeit Englands und Frankreichs zu einem Angriffe gegen Deutschland zu dämpfen. In ununterbrochener Fortsetzung des damals Begonnenen wurde den Winter 1938/39 über und bis zum Herbst 1939 der Ausbau vom Niederrhein durch die Eifel und dann längs der ganzen französischen Grenze fortgesetzt und unter Einsatz außerordentlich zahlreicher Arbeitskräfte, sowie aller Mittel der Kriegstechnik und einer gewaltigen organisatorischen Leistung ein bis zu 60 km tief gegliederter Wall mit 22 000 Einzelanlagen geschaffen. Er folgt im allgemeinen dem Laufe der Grenze, kann aber selbstverständlich nicht alle Vorsprünge derselben begleiten. So blieben insbesondere die erwähnten, von lothringischem Gebiet umschlossenen nach Süden vorgeschobenen Gebietsteile zwischen dem Hornbach und der Saar nördlich Saargemünd, dann der Warndt und schließlich die Spitze, die längs der luxemburgischen Grenze ostwärts der Mosel sich vorstreckt, vorwärts des Verlaufs des Westwalls liegen. Daß die Stadt Saarbrücken ebenso wie Aachen über die erste Absicht hinaus noch in die Befestigung eingeschlossen werden sollte, befahl der Führer dann im Herbst 1938. Auf diese Weise ergab sich, daß, als dem Deutschen Reich bei der Entwicklung der Spannung Ende August 1939 die Besetzung des Westwalls zur Abwehr aufgenötigt wurde, in diesen vorgeschobenen Teilen auf die Verteidigung der vordersten deutschen Fluren verzichtet wurde. Planmäßige Räumung trat ein. Lediglich schwächste Beobachtungsabteilungen sollten hier einstweilen bleiben und dann durch das gründlich gesperrte Gebiet auf die eigentlichen Gefechtsvorposten vor den Westwall ohne irgendwie ernsteren Kampf zurückgehen.

Demgegenüber befanden sich schon seit längerer Zeit in immer steigender Kampfbereitschaft die französischen Truppen im Aufmarsch, an ihrer Spitze General Gamelin, einst Schüler Fochs auf der Kriegsakademie, später erster Mitarbeiter Joffres und seit 1935 Nachfolger des Generals Weygand, des einstigen ersten Gehilfen des Marschalls Foch, als Vizepräsident des Obersten Kriegsrates und Generalinspekteur der Armee. Seither waren seine Machtbefugnisse wiederholt gesteigert worden, und durch die Verordnung vom 8. Juni 1939 hatte er die Dienstbezeichnung als Oberbefehlshaber der ganzen Wehrmacht jener des Oberbefehlshabers der Landstreitkräfte hinzugefügt gesehen. In dem nunmehr beginnenden mobilen Zustand trat General Georges als Chef des Generalstabes des Feldheeres an seine Seite. Über die Verwendung der Luftstreitkräfte, deren Oberbefehlshaber seit kurzem General Vuillemin ist, kann der Oberbefehlshaber der Wehrmacht verfügen, über jene der Seestreitkräfte, an deren Spitze Vizeadmiral Darlan steht, soweit eine gemeinsame Verwendung mit dem Heere in Betracht kommt. General Gamelin hatte, bevor er das Oberkommando übernahm, der Regierung die Bedingung gestellt, daß ihm die Politiker grundsätzlich und für die ganze Kriegsdauer freie Hand

Digitized by Google

ließen, wenn auch die Kriegsleitung der Regierung, d. h. dem vom Ministerpräsidenten und gleichzeitig Verteidigungs- und Kriegsminister Daladier geführten Kabinett oblag.

Da Frankreich nicht genötigt war, an einer anderen Grenze Truppen bereitzustellen, nachdem die Neutralität Italiens offenkundig geworden war, und da auch die Überführung von Streitkräften aus Nordafrika möglich wurde, verfügte Gamelin über eine für den beschränkten Operationsraum sehr starke Heeresmacht. Die in früheren Jahren durchweg bei Manövern und im Schrifttum hervorgetretene Neigung der Franzosen, das Heer zur strategischen Offensive zu verwenden, war auch nach der Aufrüstung des Deutschen Reiches nicht etwa völlig verschwunden. Einen sehr breiten Raum in ihren Erörterungen nahm die Frage einer „attaque brusquée" ein. So hatten z. B. hohe Generale wie Weygand, Debeney und Duchêne diese Frage in Schriften erörtert, wobei sie den Deutschen eine solche Absicht zuschrieben, aber dadurch, daß sie diesen die Möglichkeit eines Angriffs auf die Maginot-Linie zugestanden, erkennen ließen, daß sie einen solchen Angriff auch für das französische Heer als durchführbar betrachteten. Noch nach dem mit Deutschland im Spätjahr 1938 abgeschlossenen Übereinkommen hatte die „France militaire" den „Marsch nach Frankfurt" gepredigt. Von anderer Seite war im Schrifttum der Gedanke geäußert worden, Deutschland auf dem Umweg über Italien anzugreifen. General Gamelin selbst hatte als Einführung zu der im Jahre 1937 wieder neu erscheinenden „Revue militaire générale" einen Aufsatz geschrieben, in dem er betonte, daß Frankreichs Heer über einen „breiten Schild" (den Grenzwall mit Festungstruppen) und „ein operatives Schwert" verfüge. Er folgerte hieraus: „Unsere jetzige Gliederung gestattet es uns, unsere Defensiv- und Offensivoperationen den politischen Entwicklungen anzupassen und das Geheimnis in weitestem Umfang zu bewahren."

Vor solcher Lage stand der französische Oberbefehlshaber am 3. September 1939, als Frankreich die Kriegshandlungen begann. Bei ihm lag die Initiative. Denn es war ohne weiteres klar, selbst wenn man der wiederholt Frankreich gegenüber ausgesprochenen friedlichen Gesinnung Deutschlands keinen Glauben schenken wollte, daß dieses, auf dem polnischen Kriegsschauplatz beschäftigt, im Westen nicht angreifen werde. Wollte man den polnischen Verbündeten helfen, so war ein Angriff hier am Platze. Er erfolgte weder zu Lande noch in der Luft. In der Nacht vom 4./5. September 1939 begann zwar die vorsichtige Vorwärtsbewegung französischer Abteilungen aus ihren vor der Maginot-Linie liegenden vordersten Stellungen. Noch aber blieben sie auf französischem Gebiet, erst am 9. überschritten die ersten Spähtrupps die deutsche Grenze und traten in Gefechtsberührung mit den deutschen Vorposten weit vor dem Westwall, aber nur in dem Abschnitt zwischen Mosel und Rhein. Am Rhein selbst dauerte noch Ende Oktober der fast friedensmäßige Zustand an, der lediglich durch Feuer der Flak gegen aufklärende Flugzeuge einen einigermaßen kriegerischen Charakter erhielt. Sonst erfolgte der Verkehr sogar der Eisenbahnzüge zu beiden Seiten des Rheins ungestört. Kampfhandlungen der Truppen traten nicht ein, auch nicht als die Franzosen am 12. Oktober von den 6 festen Brücken zwischen Karlsruhe und Basel die 3 bei Wintersdorf, Breisach und Neuenburg, kurz darauf auch den Steg am Rheinstauwehr bei Kembs sprengten.

Das Vordringen der Franzosen auf deutsches Gebiet erfolgte im wesentlichen an den früher erwähnten drei Stellen, wo die deutsche Hauptwiderstandslinie und demgemäß auch die Gefechtsvorposten in den vorspringenden Gebiets-

Digitized by Google

teilen von der Grenze zurückgezogen waren. Es geschah keineswegs so, daß es irgendwie auf den polnischen Kriegsschauplatz zurückwirken konnte. Langsam gingen schwache französische Abteilungen vor, um so behutsamer, je mehr sie die Wirkung der im Vorfeld von den Deutschen zahlreich angebrachten Minen kennenlernten. Auch ihre Versuche, diese durch vorgetriebenes Vieh zur Explosion zu bringen, blieben wenig erfolgreich. Einzelne Panzerwagen und Artilleriefeuer unterstützten das Vorgehen, das auch durch Gegenstöße deutscher Spähtrupps aufgehalten wurde.

An und ostwärts der Mosel kamen die Franzosen auf diese Art und Weise im Laufe des September in den Besitz der unmittelbar vor ihrer Grenze liegenden Ortschaften und des westlich Eft beherrschend liegenden Schneebergs (Höhe 430). Der Warndt wurde nach und nach von ihnen ganz besetzt. Der größte Geländegewinn fiel ihnen ostwärts der Linie Güdingen—Saargemünd zu. Als sie hier aber den etwa 6 km südostwärts Saarbrücken liegenden Birnberg (Höhe 340) mit 2 Kompanien besetzt hatten, wurde ihnen am 12. September durch einen deutschen Gegenangriff dieser, Sicht in das Saartal bei Saarbrücken gewährende Punkt wieder entrissen. Es war die größte Unternehmung dieser Zeit, während der sonst meist mit Verbänden unter Kompaniestärke gefochten wurde. Ostwärts der Blies, wo in der Gegend südostwärts Hornbach die Grenze bis auf 8 km an Zweibrücken herankommt, bildeten der kleine Ort Ohrental und südwestlich von Pirmasens Schweix gewisse Brennpunkte dieser kleinen Scharmützel. Bei letzteren Dorfe wurden die am 12. September angreifenden Franzosen jedoch zwei Tage später wieder über die Grenze zurückgeworfen. Im Pfälzer Wald und an der Lauter erstreckte sich das französische Vorgehen nur auf ganz kleine Entfernungen. Der am 19. September an der Westfront erscheinende Oberbefehlshaber des deutschen Heeres konnte jedenfalls feststellen, daß von irgendwelchem, starkem Angriffswillen beim Gegner keine Rede war.

Bei diesem waren zwar auf französischem Gebiet inzwischen Teile der britischen Armee eingetroffen, jedoch nicht an der Front. Wie im Weltkriege war in Großbritannien ein engeres Kabinett für die Kriegführung gebildet worden. Den schon vor dem Krieg getroffenen Vereinbarungen entsprechend, war die englische Armee in Frankreich unter französischen Oberbefehl getreten. Dem sie befehligenden General Lord Gort wurden jedoch in dem abseits des eigentlichen Operationsgebietes liegenden Aufmarschraum auch französische Verbände unterstellt, während eine Abmachung voraussah, daß im Falle des Beginns eines großen strategischen Luftkrieges dem britischen Oberbefehlshaber der Luftstreitkräfte General Sir C. Newall auch die französische operative Luftwaffe unterstellt werden sollte. In den ersten 5 Wochen des Krieges überführte England nach Frankreich ohne Verlust etwa 160 000 Mann, wobei infolge der Vollmotorisierung 25 000 Kraftfahrzeuge mitbefördert waren.

Die Verbindung zwischen beiden Verbündeten hielten wiederholte Zusammenkünfte des aus Regierungsmitgliedern und hohen militärischen Führern gebildeten Obersten Kriegsrates aufrecht. Zum erstenmal trat dieser am 14. September in Frankreich, dann am 22. in England zusammen. Neben der Frage der Aufstellung eines gemeinsamen Rüstungsplanes beschäftigte diese Zusammenkünfte besonders die Frage des weiteren Verhaltens im Hinblick auf die Entwicklung der Lage in Polen. Ein drittes Treffen am 29. September nach Bekanntwerden des deutsch-russischen Abkommens führte zu einem Verzicht auf die bisher erreichten „Erfolge". Angeblich wurde an diesem Tage beschlossen, das „eroberte" deutsche Gebiet — man hatte stolz die Besitznahme von etwa

Digitized by Google

50 deutschen Dörfern und eine beginnende Einkreisung Saarbrückens verkündet — aufzugeben. Unter dem Schutz von Nachtruppen räumten die Franzosen von jetzt ab das Gelände, worauf vom 16. Oktober ab die Deutschen diese Nachhuten über die Grenze zurückzuwerfen begannen. Am 16. geschah das ostwärts der Mosel, wo der Schneeberg und dann die bisher besetzten deutschen Ortschaften wieder eingenommen wurden. Gegen Abend war das gleiche Ergebnis im Anschluß hieran bis zur Nied erreicht, am 17. wurde der größte Teil des Gebiets südostwärts von Saarbrücken gesäubert, wo am 19. wieder völlige Ruhe eintrat, am gleichen Tage, an welchem die Franzosen auch den Warndt aufgaben, bis auf zwei unmittelbar an der Grenze liegende Höhen, von deren einer eine französische Nachhutkompanie am 24. Oktober hinuntergeworfen wurde, während tags darauf der Versuch, die Höhe wieder zurückzunehmen, scheiterte, da die Franzosen bereits im deutschen Feuer liegenblieben. Seit dieser Zeit ist somit die Lage annähernd wieder so hergestellt, wie zu Beginn der Feindseligkeiten und das deutsche Gebiet vollkommen gesäubert. Diese Kämpfe vollzogen sich entgegen den von den Franzosen begreiflicherweise im Hinblick auf die öffentliche Meinung verbreiteten für sie günstigen Nachrichten, entschieden zugunsten des deutschen Heeres. Dieses verlor an der Westfront bis zum 17. Oktober nur 196 Tote, 356 Verwundete und 114 Vermißte, während bis zum folgenden Tage 25 französische Offiziere und 664 Mannschaften in Gefangenschaft geraten waren.

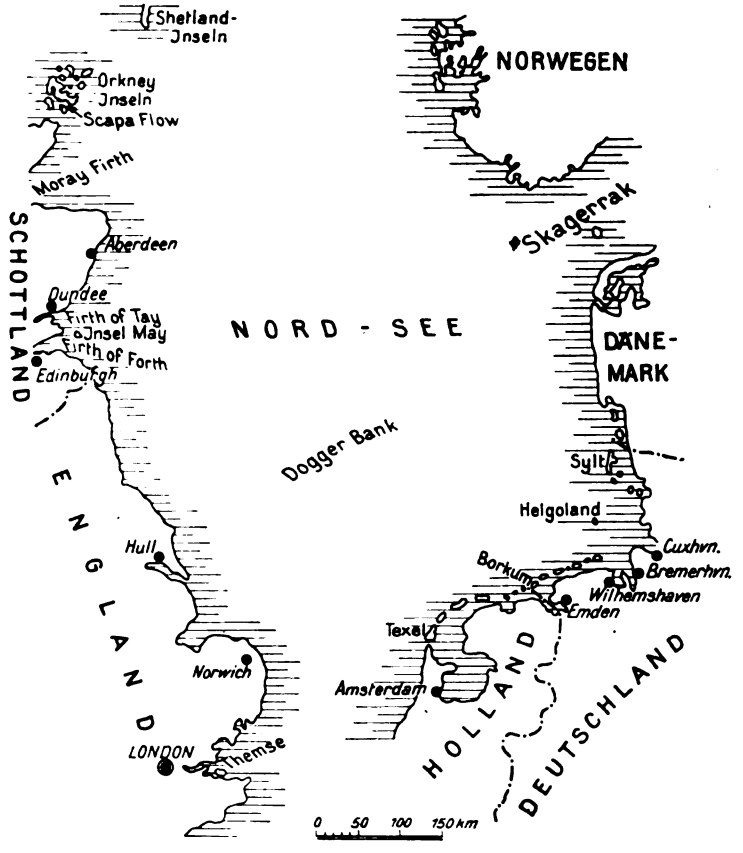
In demselben Maße zeigte sich auch die deutsche Luftwaffe überlegen. Mit einem eigenen Verlust von 11 Flugzeugen wurden hier an der Westfront bis zum 18. Oktober 48 französische und 12 britische Maschinen erledigt. Beiderseits wurde dabei nur aufgeklärt und die Aufklärung abgewiesen, während Bombenangriffe unterblieben.

Seekrieg im September und Oktober.

Die Bombe wurde dagegen als Waffe des Seekrieges bereits benutzt, und zwar zuerst von britischer Seite aus am 4. September nachmittags bei einem Angriff auf Wilhelmshaven und Cuxhaven, den 12 Flugzeuge führten, von denen 7 meist durch Flakfeuer vernichtet wurden, ohne daß sie einen Erfolg errangen (Skizze 3). Ein zweiter am 29. September stattfindender Angriff von 12 Flugzeugen, der bei Helgoland sich gegen deutsche Zerstörer richtete, hatte wieder nur das Ergebnis, daß diesmal von deutschen Jägern 5 englische Flugzeuge abgeschossen wurden. Demgegenüber erzielte die in Verbindung mit der Marine verwendete deutsche Luftwaffe viel größere Ergebnisse. Der Kampf richtete sich gegen die von England begonnene Blockade. Großbritannien glaubte wie im Weltkriege eine solche zur Vernichtung des deutschen Widerstandswillens auch ohne Rücksicht auf Frauen und Kinder durchführen zu können. Nachdem kurz vor Ausbruch der Feindseligkeiten noch große Verbände der britischen und französischen Flotte gemeinsam in der Gegend von Gibraltar zusammengezogen worden waren, übernahm dann Frankreich den Schutz auch der britischen Seeinteressen im Mittelmeer zum Teil und ermöglichte hierdurch die Abgabe von Schiffen der englischen Mittelmeerflotte nach dem Atlantischen Ozean. Die Veröffentlichung der englischen Banngutliste, die sich wiederum unter Mißachtung der völkerrechtlichen Bestimmungen auf nicht zum Kriegsgerät gehörige Gegenstände und Lebensmittel erstreckte, nötigte das Deutsche Reich zur Abänderung der von ihm am 28. August unter strenger Achtung jener Bestimmungen erlassenen Prisenordnung, später auch zur Bekanntgabe,

Digitized by Google

daß im Geleitzug fahrende Schiffe dem Angriff ohne Warnung ausgesetzt seien, und daß gegen die von England bewaffneten Handelsdampfern Maßregeln getroffen werden müßten.



Skizze 3.

Der Seekrieg richtete sich unter diesen Umständen zum Teil gegen Banngut befördernde Schiffe. Während das in allen Meeren mit Seestreitkräften und Stützpunkten vertretene Britische Reich die solcher Hilfe entbehrenden deutschen Handelsschiffe verfolgte, die nur zum Teil in kühner Fahrt nach neutralen Häfen, ja sogar teilweise nach der Heimat sich durchzuschlagen vermochten, während England auch unzählige neutrale Schiffe in seinen Häfen zurückhielt, griff Deutschland mit Über- und Unterseestreitkräften in der Ostsee, in der Deutschen Bucht, aber auch weit darüber hinaus im Atlantischen Ozean feindliche und neutrale, Banngut führende Schiffe auf, dabei weitgehend besorgt, die Besatzungen zu retten. Bis zum 25. Oktober wurden auf diese Art und Weise 115 Schiffe mit 475 321 Brutto-Registertonnen versenkt, wobei alle unbestätigten Verluste nicht berücksichtigt sind; außerdem aber wurden verschiedene Prisen eingebracht und vor allem erreicht, daß nicht nur in der Ostsee, sondern auch im Skagerrak und Kattegatt eine englische Kontrolle des Handels völlig beseitigt

Digitized by Google

wurde. Für die Versorgung Englands aus den nordischen Staaten wurde diese Tatsache besonders empfindlich.

Das Zurückdrücken der britischen Blockade aber erfolgte weiterhin durch Unternehmungen sowohl der deutschen U-Boote, als der Kampfflugzeuge bis an die Shetland- und Orkney-Inseln sowie die Ostküste Schottlands. Nachdem es einem U-Boot gelungen war, den an der Aufrechterhaltung der Blockade gegen Deutschland beteiligten Flugzeugträger „Courageous" auf See zu versenken, am 26. September bei einem Fliegerangriff auf einen Verband der Flugzeugträger „Ark Royal" mit 3 Treffern beschädigt und bei einer Unternehmung schwerer und leichter Streitkräfte bis in die nördliche Nordsee am 9. Oktober ein Verband englischer Kreuzer mit schweren Bombentreffern belegt worden war, wurden die Schlupfwinkel der britischen Flotte angegriffen. Schon am 27. November erlitt ein schwerer Kreuzer bei der Isle of May einen Treffer durch schwere Bombe. In äußerst kühner Unternehmung drang das U-Boot des Kapitänleutnants Prien am 14. Oktober in den Hafen von Scapa Flow ein, versenkte das britische Schlachtschiff „Royal Oak" und traf mit einem Torpedo den Schlachtkreuzer „Repulse", um dann wieder glücklich aus dem Hafen in die Heimat zurückzukommen. Zwei Tage später wurden in dem Firth of Forth neuerdings britische Seestreitkräfte angegriffen und hierbei die Kreuzer „Southampton" und „Edinburgh" sowie der Zerstörer „Mohawk" getroffen. Am 28. Oktober griffen dann deutsche Flugzeuge einen Geleitzug in der Nordsee an.

Auch der Handel der Franzosen, die das englische Vorbild der Gewährung von Prisengeld in der Höhe von einem Viertel des Wertes an die Kriegsschiffbesatzungen nachgeahmt hatten, fing an, stark unter der deutschen Gegenwehr zu leiden.

Betrachtungen.

Beide westlichen Verbündeten hatten in den ersten 2 Monaten für Polen, das im Vertrauen auf ihre Hilfe den Kampf begonnen hatte, nichts anderes geleistet, als daß sie die Aufstellung einer polnischen „Armee", die für sie die Haut auf den Markt tragen sollte, auf französischem Boden gestatteten. Ja, in halbamtlichen Veröffentlichungen wurden die Polen mit Vorwürfen und Spott bedacht. England wiederum hatte zu Lande noch keinen Tropfen Blut für die „gemeinsame" Sache vergossen. Die Begründungen, die der französischen öffentlichen Meinung bezüglich des Verhaltens des Heeres bekanntgegeben wurden, setzten ein hohes Maß von Leichtgläubigkeit voraus. Denn weder die anfangs gerühmten Erfolge des „Angriffs" der stellenweise bis zu 5 km auf deutsches Gebiet, aber nirgends an den Westwall herangekommen war, waren eingetreten, noch hatten sich die als Begründung des französischen Zurückgehens angeführten Vorbereitungen zu einem großen deutschen Ansturm verwirklicht. Man kann kaum sagen, daß General Gamelin seine „Defensiv- und Offensivoperationen den politischen Entwicklungen angepaßt habe". Jedenfalls war er über einem kurzen Ansatz zur Initiative nicht hinausgekommen.

Zur See hatte der Feind an Streitkräften weit größere Verluste erlitten als die Deutschen. Mit der „Courageous" waren 578, mit der „Royal Oak" 810 Seeleute untergegangen. Zweifellos hatte der Engländer außerdem ein Hilfsräumboot und das Torpedoboot „Kittiwake" völlig verloren, der Franzose durch eine Explosion vor Casablanca den Kreuzer „Pluton" mit etwa 400 Mann. Von deutschen U-Booten waren dagegen nur 3 nicht zurückgekehrt, außerdem ein Vorpostenboot am 21. Oktober bei Moen auf eine Mine gelaufen, wobei

Digitized by Google

50 Mann den Tod erlitten. Die deutsche Luftabwehr zur See und an der Küste hatte ihre Wirksamkeit, die schon am 4. September hervorgetreten war, immer wieder gezeigt. Schoß doch sogar am 14. September ein U-Boot während einer Prisenuntersuchung 2 angreifende britische Flugzeuge ab.

Von ganz besonderer Bedeutung aber war die bewiesene Vervollkommnung der deutschen Angriffswaffen. Der Torpedoschuß des Kapitänleutnants Prien versenkte ein mit den modernsten Schutzvorrichtungen versehenes Schlachtschiff und erzielte damit ein im Weltkrieg unerreichtes Ergebnis. Die Reichweite der Angriffsflugzeuge aber übertraf den früheren Flugbereich weit. An ihrer Ostküste besaßen die Engländer offenbar keinen sicheren Hafen mehr, sogar den Räumungsbefehl für die Zivilbevölkerung am Firth of Forth gaben sie. Das Zusammenwirken von See- und Luftstreitkräften bei Erkundung und Kampf hatte sich zum erstenmal ausgezeichnet bewährt. Die Versenkungen zahlreicher feindlicher Schiffe durch deutsche Seestreitkräfte weit von deren Heimathäfen entfernt hatten gezeigt, daß den verbündeten Flotten trotz ihrer großen zahlenmäßigen Überlegenheit eine Absperrung nicht gelungen war. Die kühnen Taten der deutschen Marine des Weltkrieges waren unter für die heutige, viel schwächere Flotte ungünstigeren Verhältnissen mit Erfolg erneuert worden.

Der Abschluß des Monats Oktober 1939 zeigte somit die Staats- und Wehrmachtsführung der Westmächte dem Problem gegenüber, das sie sich gestellt hatten, ratlos. Eine Entscheidung mit den Waffen zu Lande, in der Luft und zur See hatten sie nicht anzustreben gewagt. Die Wirkung einer Blockade Deutschlands war durch die von dessen See- und Luftstreitkräften erzwungene Zurückschiebung ihrer Sperrlinie weniger wirksam als im Weltkrieg. Außerdem aber hatte die Weiterentwicklung der Beziehungen zu Sowjetrußland die Möglichkeit einer Aushungerung des Deutschen Reiches noch weiter verringert. Schließlich waren die neutralen Staaten Europas von steigender Entrüstung gegen die Willkürakte Großbritanniens erfüllt. Auf einen Ermattungskrieg hatten es die Demokratien angelegt. Offenbar hatten sich aber die Vorbedingungen hierfür für sie nicht günstig entwickelt.

fr. Az.

Großbritannien und die Ostsee 1780 bis 1812.

Von Dr. jur. Werner Schoppen.

(Fortsetzung und Schluß.

Nachdem Alexander seine Friedensbereitschaft mit England durch Aufhebung des Embargos auf britische Schiffe zum Ausdruck gebracht und auf die Großmeisterwürde verzichtet hatte, kam es in einem Vertrag vom 17. Juni zwischen Rußland und England zu einer Einigung, die formell die Rechte der Neutralen bestätigte. England erkannte im einzelnen das Recht der freien Schiffahrt auch an den Küsten der im Kriege befindlichen Nationen, das Recht des Anhaltens nur aus gehörigem Grund und unter Vorliegen tatsächlicher Voraussetzungen, den Anspruch auf ein ordentliches Prisenverfahren, das Verbot, Handelsschiffe unter neutraler Flagge durch

Digitized by Google

Kaperschiffe zu untersuchen, an. Es erlangte dafür wesentliche Zugeständnisse: Die allgemeine Anerkennung seiner im Dienst befindlichen Kriegsschiffe, feindliches Eigentum unter neutraler Flagge auf hoher See wegzunehmen, neutrale Konvoys zu untersuchen, die Umgrenzung des Begriffes einer echten Blockade auch durch auf und ab kreuzende Kriegsschiffe. Am 23. Mai zogen auf russisches Betreiben die Dänen aus Hamburg ab. Der Embargokrieg zwischen England und den Ostseeländern wurde liquidiert. Die Preußen zogen sich etwas später aus Hannover und Bremen zurück. Die Dänen fanden sich nach anfänglichem Widerstand gegen die britisch-russischen Abmachungen in Petersburg mit dieser Kompromißregelung ab. Am 23. Oktober 1801 nahmen sie formell die Konvention an. Erst am 30. März 1802 schloß sich Schweden an.

In dieser Lage gewann die Friedensneigung sowohl in Frankreich wie in England an Einfluß. Napoleon hatte in Lunéville seinen Machtbereich in Südeuropa ausgebaut, andererseits im Innern eine Reform der politischen Organisation begonnen. Das Konkordat, der Code Civil, die Finanzen, der innere Aufbau von Italien, Holland, Schweiz verlangten seine ganze Aufmerksamkeit. In England drängte der Handel auf eine Öffnung der Häfen auf dem Kontinent für englische Waren. Am 1. Oktober 1801 kam es zu einem Präliminarfrieden, in dem England sich zur Herausgabe eines großen Teiles seiner Eroberungen im Mittelmeer und in Übersee verstand. Am 27. März 1802 wurde der Friedensvertrag in Amiens unterzeichnet. Auch mit Rußland suchte sich Napoleon in einem Vertrage vom 11. Oktober über die europäischen Fragen zu verständigen. Die Ostsee schien mit dem Aufhören des Handelskrieges aus dem unmittelbaren Einfluß der Napoleonischen und britischen Politik entrückt zu sein. Aber der Vertrag von Amiens war nicht von langer Dauer. Nach wie vor lehnte es Napoleon ab, britische Güter in französisches Gebiet hineinzulassen. Die Engländer weigerten sich, ihre Besatzungstruppen aus Malta zurückzuziehen. Frankreich arbeitete fieberhaft an dem Ausbau seiner Seerüstung und an Vorbereitungen für koloniale Expeditionen. Das Eingreifen Napoleons in der Schweiz und Holland verschärfte die Spannung so, daß England am 18. Mai 1803 Frankreich erneut den Krieg erklärte. Mit dem Aufrollen der gesamten französischen Kontinentalpolitik rückte daher auch die Ostsee und die Haltung der Neutralen und besonders Rußlands zu der britisch-französischen Auseinandersetzung wieder in die Peripherie der europäischen Politik.

Napoleon beabsichtigte anfänglich, in England zu landen. Aber seine Vorbereitungen zur Aufstellung einer Transportflotte waren von einem Unstern begleitet. Im Sommer 1804 wurden Teile der Transportflotte auf der Höhe von Brest von britischen Blockadeschiffen so aufgerieben, daß von 231 Schiffen nur 35 den Kanal erreichten. Im Juli 1804 wurde die

Digitized by Google

in Boulogne gesammelte Transportflotte das Opfer eines Sturmes, am 2. Oktober machten die Briten einen Überfall auf Transportschiffe auf der Reede von Boulogne. Noch Anfang 1805 konzentrierte sich der französische Aufmarsch an Land gegen England. Eine Armee von 170 000 Mann war bei Boulogne gesammelt worden, ein Korps stand bei Brest, ein Korps in Holland, ein Korps in Hannover. Am 2. Januar 1805 schrieb Napoleon an Georg III. und bot Friedensunterhandlungen an, da keiner von einem Krieg etwas zu gewinnen habe. Es folgte darauf aber die dritte Koalition zwischen England und Rußland am 11. April 1805, der sich im Juli auch Österreich anschloß, die das Ziel hatte, die Napoleonische Machtstellung in Europa zurückzudrängen und das Gleichgewicht wiederherzustellen. Damit wurde die Ostsee wieder zum Kriegsschauplatz und unmittelbar in den nunmehr beginnenden Vormarsch Napoleons gegen Mitteldeutschland und Norddeutschland hineingezogen. Nach dem Vormarschplan der dritten Koalition sollte eine russische Armee nach Stralsund gesandt werden, um sich dort mit einer Armee unter Gustav von Schweden in Stärke von 50 000 Mann, bestehend aus Schweden, Dänen, Hannoveranern, Engländern zu vereinigen, die in Hannover und Holland einmarschieren sollte. Der Sieg des englischen Geschwaders unter Nelson am 21. Oktober 1805 über die vereinigten französischen und spanischen Geschwader auf der Höhe von Trafalgar war nur geeignet, Napoleon in seinen Plänen auf dem Kontinent zu bestärken. Um sich gegen alle Möglichkeiten aus der Koalition in Nordwestdeutschland zu sichern, überließ Frankreich Hannover an Preußen, wogegen dieses Elbe, Weser, Ems dem britischen Handel erneut schloß. Der Sieg bei Austerlitz am 2. Dezember 1805 und der am 1. Januar 1806 unterzeichnete Friede von Preßburg mit Österreich besiegelte auch das Schicksal der Koalitionsarmee in Hannover. 20 000 Russen und Schweden hatten sich im Oktober in Stralsund gesammelt und waren nach Überwindung einiger Schwierigkeiten mit der preußischen Regierung in Hannover eingerückt, wo sie sich mit britischen und hannöverschen Truppen unter Lord Cathcart vereinigten, die aber infolge schlechten Wetters erst im Dezember eintrafen. Im Februar 1806 schifften sich die britischen Truppen in Bremen wieder ein, und die Russen und Schweden zogen nach Stralsund ab. Damit war ein Eingreifen vom Nordwesten gegen den Vormarsch Napoleons auf dem Kontinent durch die von England und Rußland genährte politische Kombination erneut mißglückt. Nur zur See blieb England auch in der Ostsee der ausschlaggebende Faktor. Es blockierte die preußische Küste unter Beteiligung eines schwedischen Geschwaders. Über 100 preußische Schiffe wurden aufgebracht. Napoleon versuchte jetzt, auf Kosten Preußens England auf dem Kontinent besonders in der Hannoverfrage durch Verhandlungen zu binden. Durch die Gründung des Rheinbundes wuchs zudem der

Digitized by Google

Gegensatz gegen Norddeutschland und Preußen. Auch mit Rußland kam keine Einigung über Gebietsverteilungen im Mittelmeer zustande.

Mit der Niederlage Preußens fing auch die Ostsee und die dort von Großbritannien und Rußland innegehabte Stellung an, unmittelbar an der Machtauseinandersetzung Napoleons auf dem Kontinent teilzuhaben. Die Küste von Hamburg über Kopenhagen, Stralsund, Rügen, Kolberg bis Danzig wurde unmittelbares Kriegsgebiet. Als am 21. November 1806 Napoleon durch die Kontinentalsperre England von dem Kontinent abzuriegeln suchte, war dieses Dekret auch gleichzeitig das Bindeglied der Napoleonischen Kontinentalstellung in der Front gegen England. Alle Friedenspläne mit England wurden zurückgesetzt. Napoleon faßte seine Pläne unter der Vorstellung, daß die, die ihn vom Ozean ausschließen wollten, vom Kontinent ausgeschlossen werden sollten; er würde die See durch das Land beherrschen. Die Kontinentalsperre versetzte England in einen Zustand der Blockade. Britische Warengüter sollten, wo immer sie auch gefunden würden, konfisziert werden und ebenso britische Untertanen eingesperrt werden. Die Durchführung wurde von Beginn an ein dauernder Herd der Unruhe. Besonders Hamburg in seiner Nachbarschaft zum dänischen Altona war ein Hauptsammelpunkt des lebhaften englischen Schmuggelhandels. Preußen schloß am 28. Januar 1807 Frieden mit Großbritannien. Nach der für Napoleon verlustreichen, unentschiedenen Schlacht bei Preußisch-Eylau am 7. Februar 1807 fanden sich Preußen und Rußland in Bartenstein am 26. April 1807 nochmals zu einem Bündnisvertrage zusammen mit dem Ziel, die Franzosen aus Deutschland herauszutreiben. Österreich, Großbritannien, Schweden und Dänemark sollten zum Beitritt aufgefordert werden, ein Kongreß in Kopenhagen die europäischen Streitigkeiten ausgleichen. Damit lebte in dieser Krisis, wo Napoleon mit seinen Truppen von der Elbe bis zur Weichsel, von Neapel bis Stettin stand, der alte Gedanke der politischen Koalition auf, der bereits 1780 sich mit der ersten bewaffneten Neutralität, damals allerdings gegen die Seeherrschaft Englands, gebildet hatte. Am 4. Juni schloß Gustav einen Waffenstillstand mit Marschall Brune. Am 27. Juni trat Großbritannien dem Abkommen von Bartenstein bei.

Der Friede von Tilsit am 7. Juli 1807 zwischen Frankreich und Rußland spitzte die Lage an der Ostsee weiter zu. Dänemark wurde zum entscheidenden Mittelpunkt der Lage. England stand jetzt dem Kontinent gegenüber, völlig auf seine Seeherschaft allein angewiesen, ohne die Möglichkeit zu haben, seine Kontinentalpolitik der Beteiligung an antifranzösischen Koalitionen fortsetzen zu können, geschweige denn sich an Landoperationen zu beteiligen. Ein Geheimabkommen des Tilsiter Vertrages sah als Bedingung einer Verständigung mit England die Anerkennung der Gleichheit aller Flaggen zur See vor. Für den Fall, daß man bis zum

Digitized by Google

1. November 1807 keine Verständigung mit England erreichen sollte, sollten Dänemark, Schweden, Portugal, Österreich gegen Großbritannien eingesetzt werden. Im Falle einer Weigerung Schwedens sollte Dänemark gegen Schweden mitmachen. Die Ostsee als Stück in der Front gegen England war also das nächste Ziel der Abmachungen in Tilsit. Der französische Gesandte in Kopenhagen erhielt am 31. Juli Instruktion, den Dänen zu eröffnen, daß Frankreich das Passieren einer englischen Expedition nach Stralsund als eine Verletzung der Baltischen See ansehe und ebenso alle Verbindungen mit England, die Dänemark erlaubte, daß weiter im Falle einer Weigerung Englands, die Vermittlung Rußlands anzunehmen, Dänemark zwischen einem Krieg gegen Frankreich oder England zu wählen habe. Am 2. August 1807 sagte Napoleon dem dänischen Gesandten ins Gesicht: „Sie haben die Verletzung der Baltischen See erlaubt. Wir haben die Grundsätze niedergelegt, daß Sie ihre Wächter sind." Dänemark befand sich so in einer wenig beneidenswerten Lage zwischen der britischen Seeherrschaft und der französischen Machtstellung auf dem Kontinent. Am 16. August ordnete Napoleon an, von der dänischen Regierung die Zusammenarbeit der dänischen Flotte mit der französischen Flotte und den Ausschluß britischer Güter aus dänischen Häfen zu fordern. In England befürchtete man jetzt nicht allein die Besetzung dänischen Gebietes und damit eine Bedrohung der Sundpassage, man rechnete auch mit französischen Absichten, Dänemark als Sprungbrett für Landungen in Schottland und Irland zu benutzen. Der Einfluß Frankreichs in Dänemark bedrohte auch Schweden. Die dänische Flotte war damals noch zwanzig kampfkräftige Schiffe stark, die schwedische Flotte hatte elf, eine Flotte insgesamt, die fast die Verluste bei Trafalgar ausgleichen würde. Am 19. Juli beschloß man in England, sich der dänischen Flotte zu bemächtigen. Am 26. Juli segelte Admiral Gambiers von Yarmouth mit 17 Linienschiffen, später auf 25 heraufgesetzt, einer großen Flottille von Kanonenbooten und Transportschiffen, die ein Expeditionskorps von 27 000 Mann unter Lord Cathcart an Bord hatten, nach der Ostsee ab. Am 28. Juli, während das Geschwader in See war, bot der englische Gesandte den Dänen in Kiel ein Bündnis gegen eine Sicherstellung der Flotte an, was von den Dänen verweigert wurde. Am 3. August erschien das britische Geschwader auf der Höhe von Elsinore—Seeland, die Dänen verweigerten die Herausgabe der Flotte. Seeland wurde blockiert, die Truppe gelandet. Am 2. September begann die Belagerung von Kopenhagen. Die Flotte wurde am 7. September mit 18 Linienschiffen, 10 Fregatten, 42 kleineren Fahrzeugen ausgeliefert, die meisten in Besitz genommen, ein Teil zerstört. England hatte hinsichtlich seiner Position zur See mit diesem gewaltsamen Schlage einen vollen Erfolg für sich buchen können. Die ursprüngliche Absicht, auch politisch durch diesen Handstreich eine englisch-skandinavische Koalition vorzubereiten,

Digitized by Google

schlug aber fehl. Das politische Ansehen Englands auf dem Kontinent hatte ohne Zweifel gelitten. Die Dänen stellten die Feindseligkeiten nach dem Fall von Kopenhagen nicht ein. Die von den Engländern vorgegebene Sicherung Schwedens wurde nicht verbessert. Deren Operationen von Stralsund aus wurden zunächst schon dadurch gestört, daß ein Teil der englischen Hilfstruppen für die Operationen gegen Kopenhagen herausgezogen wurden. So konnten sich die Schweden gegen den wachsenden Druck des Korps des Marschalls Brune nicht halten. Stralsund war schon vor dem Fall von Kopenhagen geräumt worden, und am gleichen Tage, da in Kopenhagen das Schicksal der dänischen Flotte besiegelt wurde, wurde am 7. September dem Marschall Brune Rügen durch ein Abkommen übergeben. Gustav Adolf kehrte enttäuscht nach Schweden zurück. Das schwedische Vorpommern war in französischen Händen. Ende Oktober schloß Dänemark ein Bündnis mit Frankreich, das Bernadotte in die Lage versetzte, über den Belt Seeland zu besetzen. Am 20. Oktober räumten die britischen Truppen Seeland. Die Ostsee blieb im wesentlichen in der dritten Phase der Entwicklung der britischen Beziehungen zu ihr nur politisches Objekt, zwar nicht unwesentlich, aber doch weit überschattet von den Ereignissen auf dem Kontinent.

Die Rückwirkungen des Überfalls auf Kopenhagen in Rußland waren in politischen Kreisen zunächst verschieden. In Handelskreisen war man sehr erregt. Alexander erließ zunächst am 11. September einen scharfen Protest gegen die britische Aktion und brach am 8. November die Beziehungen zu England ab.

England stand damit nur noch über Schweden eine Einflußmöglichkeit in der Ostsee zu. Zwar hatte Bernadotte Jütland und die dänischen Inseln besetzt, aber zur See blieb England Herr der Lage; die Sunddurchfahrt blieb unbehindert. Am 29. November 1807 konnte es zudem einen weiteren Faktor ausschalten, der unter Umständen ihm hätte zu schaffen machen können. Unter dem Schutze eines britischen Geschwaders unter Befehl von Admiral Smith entkam die portugiesische Flotte in Stärke von 8 Linienschiffen, 4 Fregatten, 4 Sloops, 38 Kauffahrteischiffen nach Brasilien. Damit erlitt Napoleon einen erheblichen weiteren Verlust zur See. Gleichzeitig blockierte das britische Geschwader ein auf dem Tajo eingetroffenes russisches Geschwader, das sich auf dem Wege nach der Ostsee befand, und auf das auch Napoleon für seine damals einsetzende Aktion gegen Portugal gesetzt hatte.

Durch das russisch-französische Abkommen von Tilsit, den Vertrag von Tilsit mit Preußen, durch das Bündnis mit Dänemark, durch die Besetzung des ganzen Kontinents außer Portugal und Spanien, durch das Einspannen fast aller Festlandsstaaten in die Kontinentalsperre vom europäischen Festlande abgesperrt, stand England der französischen Koalition unter Napoleon

Digitized by Google

allein gegenüber, als das Jahr 1807 zur Neige ging. Der starre Gegensatz der britischen und französischen Auffassung kam in den englischen Orders in Council vom 11. November 1807 und dem Dekret Napoleons von Mailand vom 17. Dezember 1807 in aller Schärfe zutage. Die erste Order vom 11. November stellte fest, daß alle Häfen, von denen britische Schiffe und Güter ausgeschlossen waren, den gleichen Einschränkungen in bezug auf Handel und Schiffahrt ausgesetzt würden, als wenn sie tatsächlich von britischen Seestreitkräften blockiert würden. Damit wurde jeder Handel mit Waren aus Ländern, die sich an dem Handelskrieg gegen England beteiligten, als ungesetzlich erklärt und alle Schiffe und Waren dieser Länder einschließlich ihrer Kolonien als rechtmäßige Prise erklärt. Später unterlagen alle Schiffe, die Waren mit einem französischen Ursprungszertifikat an Bord hatten, der Konfiskation. Einige andere Orders in Council des gleichen Tages und eine vom 25. November 1807 brachten Erleichterungen für den neutralen Handel, offensichtlich, um den Handel der Länder, denen die Kontinentalsperre durch Gewalt aufgezwungen war, an sich zu ziehen. Napoleons Antwort durch das Dekret von Mailand war, daß jedes Schiff, das unter den Bestimmungen der Order vom 11. November zwangsweise in britische Häfen einzulaufen haben würde, faktisch denationalisiert und jede Nation, die das erlauben würde, infamieren würde. Das Dekret von Mailand stellte daher weiter fest, daß alle an diesen Maßnahmen beteiligten Schiffe als denationalisiert anzusehen seien und als rechtmäßige Prise betrachtet würden, wenn sie von Franzosen oder deren Alliierten genommen würden. Ebenso würde jedes Schiff jeder Nation, das von einem britischen Hafen oder von einem von England besetzten Hafen segelte, als gute Prise angesehen werden, wenn es von einem französischen Kaperschiff oder Kriegsschiff genommen würde. Das Dekret stellte schließlich fest, daß es sich nicht gegen Schiffe von Nationen richte, die für die Respektierung ihrer Flaggen zur See eintraten, und in Kraft bliebe, bis England zu den Grundsätzen des internationalen Rechtes zurückkehren würde.

Zwar brachten die Jahre 1808 bis zum russischen Feldzug 1812 eine Verschärfung der Kontinentalsperre, aber in der Auswirkung konnte man von einer effektiven Blockierung des Handels mit England vom und nach dem Kontinent nicht sprechen, da auf beiden Seiten dem eigenen Handel und dem neutralen Handel starke Konzessionen in der Beachtung der gegeneinander erlassenen Bestimmungen und Orders gemacht wurden. Die Zeit arbeitete für England. Die Ostsee blieb ein Krisenherd erster Ordnung für das französische Regime, sie stand unter dem Druck des Handelskrieges gegen England, in den Napoleon alle Länder der Ostsee einzuspannen suchte. Die politischen Folgen konnten nicht ausbleiben.

Im Frühjahr 1808 erschien nochmals im Ostseegebiet ein englisches Expeditionskorps in Stärke von 10 000 Mann unter General Moore in

Digitized by Google

Gotenburg, um den Schweden gegen etwaige Angriffe des Korps von Bernadotte, der 35 000 Mann Franzosen, Spanier und Holländer in Jütland und auf den dänischen Inseln unter seinem Kommando hatte, beizustehen. Moore bestand auf offensive Maßnahmen, die aber von Gustav verweigert wurden. Moore wurde sogar im Mai und im Juni in Stockholm unter Arrest gehalten. Es gelang ihm aber zu entkommen, und er segelte mit seiner ganzen Streitmacht wieder ab. Auch auf Napoleons Seite bestand keine Neigung, sich in einem schwedischen Feldzug zu engagieren. Der Feldzug der Russen vom Februar bis März gegen Finnland rückte das Ostseeproblem erneut in den Bereich der Napoleonischen Politik. In einem Brief an den französischen Gesandten in Petersburg vom 2. Februar stellte Napoleon fest, daß er es begrüßen würde, wenn Alexander Stockholm und Schweden seinem Reich einverleiben würde. Petersburg würde dann das geographische Zentrum Rußlands sein. Anlaß zu dem Einmarsch in Finnland gab eine Weigerung Schwedens, sich von dem Bündnis mit Großbritannien loszusagen, wie es in einer Note vom 10. Februar gefordert war. Im März kapitulierte Sveaburg, nachdem die wenigen schwedischen Bataillone in Finnland überrannt waren. Alexander proklamierte sofort Finnland als russische Provinz, indem er mit einer deutlichen Betonung seiner eigenen Ostseepolitik feststellte, daß es durch russische Waffen erobert sei. Der Plan Bernadottes, über den Sund mit 40 000 Mann überzusetzen und in Schweden zur Unterstützung der Russen einzufallen, gelangte nicht zur Ausführung.

Im Oktober 1808 begannen die Erfurter Unterhaltungen Napoleons mit Alexander, die in einem Vertrage vom 10. Oktober ihr Bündnis erneuerten. Die Besetzung Finnlands erhielt ihre Anerkennung. Ein kleines britisches Geschwader mit einem kleinen Landungskorps setzte, nachdem es die spanischen Truppen Bernadottes von Dänemark zum Teil nach Spanien zurückbefördert hatte, seine Blockadetätigkeit in der Ostsee gegen Rußland fort. Das Jahr 1809 stand auf dem Kontinent ganz unter dem Einfluß des neuen Feldzuges gegen Österreich und der allenthalben auflebenden Widerstände gegen das französische Regime. England versuchte erneut in Holland durch eine Expedition in Stärke von 38 Linienschiffen, 36 Fregatten, einer großen Anzahl von Kanonenbooten und einer Landstreitkraft von 40 000 Mann auf dem Kontinent einzugreifen, um französische Kräfte von dem österreichischen Kriegsschauplatz abzuziehen. Die Expedition, die von der Insel Walcheren aus operierte, brach aber nach anfänglichen Erfolgen zusammen und kehrte nach schweren Verlusten, besonders durch Fieber unter den Truppen, nach England zurück. Am 14. Oktober 1809 kam der Friede in Schönbrunn zustande.

In der Ostsee ging Rußland politisch weiter seine eigenen Wege. Am 17. September 1809 kam ein Friede zwischen Rußland und Schweden in

Digitized by Google

Fredericksham zustande. Im Dezember 1809 beendigten Rußland und Dänemark im Vertrag von Jonköping den Kriegszustand. England befand sich nach wie vor im Kriegszustand mit allen drei Ostseestaaten. Am 6. Januar 1810 unterzeichnete Schweden einen Vertrag mit Frankreich, in dem es die Kontinentalsperre anerkannte und sich zum Ausschluß britischer Schiffe und Handelswaren aus schwedischen Häfen verpflichtete. Die ungehinderte Einfuhr von Salz wurde vorbehalten. In Erwiderung erhielt Schweden seine Provinz Pommern und die Insel Rügen zurück. Damit glaubte Napoleon sich in Dänemark und Schweden zunächst genügend gesichert. Die Auswirkungen des Handelskrieges lasteten auch im Jahre 1810 schwer auf der Napoleonischen Politik. Der Handel der Neutralen unter Umgehung der Bestimmungen der Kontinentalsperre und der Orders in Council auf englischer Seite durch die Praxis der doppelten Lizenzen — 1809 wurden allein britischerseits für Neutrale 15 000 solcher Ursprungslizenzen, 1810 18 000 ausgeschrieben — bedeuteten nicht nur eine Schädigung der britischen Schiffahrt, sondern auch eine völlige Desorganisation des Handels. Am 9. Juli 1810 wurde nach langen politischen und militärischen Versuchen Holland durch kaiserliches Edikt annektiert, nicht zuletzt weil von hier noch etwa 100 Schiffe monatlich nach englischen Häfen ausliefen. Mit der Annexion wurde Holland in das Kontrollsystem der Kontinentalsperre eingespannt, alle Kolonialgüter wurden konfisziert. Am 5. August verfügte Napoleon in den Trianontarifen eine Taxe von 50 v. H. auf alle Kolonialgüter, Baumwolle, Tee, Zucker, Kaffee, Indigo usw. entsprechend der von Holland bezahlten Taxe für die Einfuhr britischer Kolonialgüter nach Frankreich. Geheime Agenten wurden nach allen Plätzen zur Kontrolle geschickt. Preußen fügte sich dieser neuen Maßnahme. Der Zar weigerte sich, über die Abmachungen von Tilsit hinauszugehen. Im Herbst 1810 war ein großer Konvoi von 600 Schiffen, nominell neutrale mit britischen Gütern an Bord, unterwegs nach der Ostsee, um russische, preußische und schwedische Häfen anzulaufen, wie es gewöhnlich unter den Lizenzen gestattet wurde. Napoleon drohte den Baltischen Staaten, die Schiffe, die durch schlechtes Wetter vor dem Sund lange aufgehalten wurden, anzuhalten. Preußen drohte er mit dem Einmarsch, wenn es die Schiffe aufnehmen würde. Rußland schrieb er, daß es gleich Preußen den Schiffen das Auslaufen versagen solle. Alexander willigte ein, Preußen und Schweden fügten sich ebenfalls. Die Mehrzahl der Schiffe verfiel der Konfiskation. Aus einem Memorandum, das nach dem Kriege an den Zaren von britischen Kaufleuten gesandt wurde, geht hervor, daß der britische Handel damit einen Verlust von 1 500 000 £ erlitten hatte. Das britische Geschwader in der Ostsee vermochte also nicht mehr, den genügenden Schutz auszuüben. Konsequent verfolgte Napoleon seine Kriegsmaßnahmen gegen den britischen Handel weiter. Am 18. und 25. Oktober ord-

Digitized by Google

nete er eine letzte Steigerung seiner Maßnahmen an. Alle britischen Waren, die in Napoleonischen Staaten gefunden wurden, sollten weggenommen und öffentlich verbrannt werden. 31 Tribunalgerichte sollten errichtet werden, um Personen zu bestrafen, die unerlaubte Waren einführten und die dritte Personen darin unterstützten. Die Unruhe in allen Kreisen wurde dadurch bis ins Unerträgliche gesteigert.

Als am 10. Dezember 1810 der nordwestliche Teil des Königreichs Westfalen, also die ganze Nordwestküste Deutschlands einschließlich der Freien Stadt Lübeck, ebenfalls annektiert wurde, um vor allen Dingen dem Handel nach und von England jede letzte Möglichkeit zu nehmen, einen Weg nach dem Kontinent zu finden, lastete das Vorgehen Napoleons schwer auf Norddeutschland. In Hamburg lagen zu dieser Zeit allein 300 Schiffe entmastet im Hafen. Von 428 Zuckerraffinerien war nur eine in Betrieb. Die Überwachung artete in eine Zwangsverwaltung aus, die nicht einmal vor öffentlichen und privaten Zwangskonfiskationen haltmachte. Da Helgoland und die Oldenburger Küste von dem Schmuggelhandel nach dem Kontinent sehr begünstigt wurden, wurde auch Oldenburg annektiert. Das Dekret lautete auf „veranlaßt durch die Umstände. Die ungeheuren Warenlager in Helgoland gelangten nach dem Kontinent, sobald ein einzelner Punkt dem englischen Handel an den Küsten der Nordsee offenblieb und die Mündungen der Jade, Weser, Ems dagegen nicht für immer geschlossen würden". Danach konnte jeder Staat, wo Schmuggelhandel festgestellt wurde, damit rechnen, annektiert zu werden. Preußen traute sich nicht zu protestieren, aber Alexander von Rußland verhehlte seinen Ärger über die summarische Entthronung seines Schwagers, des Großherzogs von Oldenburg, nicht. In Petersburg steigerte sich die Erregung in den Handelskreisen über die Sperrung jeglichen Handels mit England noch weiter.

Die Deutschen, Schweden, Russen litten am schwersten unter der Unterbindung des Handels mit Kolonialgütern. Ersatzmittel für Kaffee und Tabak gab es nicht. Der Ausfuhrhandel in Holz, Hanf, Flachs, Pech, Korn nach England, der für Rußland, Schweden, Norddeutschland so wichtig war, lag vollkommen darnieder. Zudem befand sich Frankreich durch die staatlichen Restriktionsmaßnahmen in einer Wirtschaftskrisis, vornehmlich in der Landwirtschaft. Andererseits pochte die schnell fortschreitende Industrie Englands — die Ausfuhr von Textilien war von 1808 9 846 889 £ auf 1810 18 616 723 £ gestiegen — an die Türen des Kontinents.

Im November 1810 brach der Kriegszustand zwischen Schweden und Großbritannien aus. Schweden hatte sich an der Wegnahme der 600 Konterbandenschiffe in der Ostsee beteiligt. Aber der britische Admiral Sir James Saumarez, der das Ostseegeschwader befehligte, faßte mit viel Geschick seine Aufgabe auf und ließ den schwedischen Handel in Ruhe. In den neutralen, dem Kaiserreich nicht unmittelbar unterstellten Ländern und in Rußland

Digitized by Google

erhielt der Wille, sich nicht bedingungslos den Interessen Napoleons unterzuordnen, immer mehr neue Nahrung. Alexander sagte sich durch einen Ukas vom 31. Dezember 1810 von den zwangsweisen Bindungen der Kontinentalsperre zum Teil los, erlaubte die Einfuhr kolonialer Güter nach Rußland und verbot die Einfuhr gewisser Luxusartikel.

Der Bruch mit Rußland wurde sichtbar. Die Rückwirkungen auf die baltischen Länder konnten nicht ausbleiben. Zur See geschah von Napoleons Seite gegen Großbritannien nichts. Am 25. März 1811 drohte Napoleon mit einem Einmarsch in Schwedisch-Pommern und mit der Einsetzung der Kaiserlichen Douanen, wenn nur eine einzige Ladung von Kolonialgütern gelandet würde. Er befürchtete überdies den Zugriff Schwedens auf Norwegen und warnte den König von Dänemark vor solchen Absichten. Schärfste Anwendung der Handelsdekrete wurde befohlen. Den Ukas Alexanders beantwortete Napoleon bereits mit Truppenverschiebungen nach dem Osten. Schweden und Rußland trafen sich in dem Widerstand gegen die französische Machtpolitik. England hielt sich auch in der Ostsee noch zurück.

Die Kämpfe in Spanien und Portugal fesselten immer noch starke französische Kräfte in Spanien. Die Wirtschaftskrisis auf dem Kontinent wurde zudem 1811 durch eine Mißernte in allen Teilen Europas verschärft. Über Polen kamen Napoleon und Alexander auch zu keiner Einigung, da Rußland zu befürchten hatte, daß man schließlich Polen auf Kosten Rußlands Gebietszuwachs zusprechen würde. Im ganzen Jahr 1811 gingen die Kriegsvorbereitungen weiter. Polen war der politische Zankapfel auf dem Kontinent, die Rivalität zu Rußland in der usurpatorischen Dekretierung des Handelskrieges als politisches Machtinstrument der unüberbrückbare Riß zwischen der Politik Alexanders und Napoleons in der Ostsee. England konnte von seinem Übergewicht zur See her nur Nutzen aus einer solchen Entwicklung ziehen.

Im Januar 1812 besetzten zur Deckung des Aufmarsches gegen Rußland französische Truppen Schwedisch-Pommern. Die Folge war, daß Bernadotte, der inzwischen Kronprinz von Schweden geworden war, und Alexander I. im April einen geheimen Vertrag schlossen, in dem als Entschädigung für den Verlust von Finnland die Übertragung Norwegens in Aussicht gestellt wurde. Alexander löste die Bindungen an die Kontinentalsperre völlig. Sofort nutzte Großbritannien die Gunst der Lage aus und schloß im Juni 1812 Frieden mit Schweden und Rußland. Damit brach in der Ostsee das politische System Napoleons und das System der Kontinentalsperre faktisch zusammen. Auch mit Spanien schloß Rußland einen Vertrag ab. Im Mai/Juni 1812 begannen die Armeen Napoleons ihren Vormarsch nach Rußland. Er geschah unter dem Druck einer feindlichen Koalition in der Ostsee, wo sich die beiden Gegner der Napoleonischen Kontinen-

Digitized by Google

talpolitik, Großbritannien und Rußland, erneut zusammengefunden hatten, unter dem Druck des zusammenbrechenden Systems der Kontinentalsperre.

Am 14. September betrat Napoleon Moskau. Bis zum Oktober blieb er unschlüssig dort. Verhandlungsangebote an die Russen verrieten seine eigene Schwäche. Am 18. Oktober begann der Rückzug, der zur Katastrophe wurde.

Damit entschied sich auch die weitere Entwicklung in der Ostsee. Ende 1812 brach Schweden seine Beziehungen zu Frankreich ab. Am 13. März 1813 schloß es mit Großbritannien einen Vertrag. Bald darauf besetzten die Schweden mit 12 000 Mann Schwedisch-Pommern, ohne jedoch nach Norddeutschland hinein vorzustoßen. Die Kriegserklärung Preußens an Frankreich erfolgte ebenfalls am 13. März nach Abschluß eines Vertrages mit Rußland. Großbritannien beteiligte sich nicht an dem Vormarsch nach Frankreich, half aber mit Subsidien. Dagegen überschritt Wellington im Oktober/November 1813 die Pyrenäen. Zu der Armee von Bernadotte, die nach dem Waffenstillstand von Pläswitz am 4. Juni und der Kriegserklärung Österreichs an Napoleon am 12. August 1813 aufgestellt wurde, gehörten auch 39 000 Mann Schweden, Hannoveraner und Mecklenburger.

Mit der Vertreibung Napoleons aus Deutschland und dem Friedensschluß am 30. Mai 1814 traten die Ostsee und das Gewicht der Neutralen an Bedeutung mehr zurück, ohne politisch an Wichtigkeit zu verlieren.

Englands Interesse lag jetzt nicht mehr in der Beteiligung an der Ostseepolitik Rußlands, sondern in der Rückendeckung auf dem Kontinent für seine See- und Kolonialinteressen. So kam es über die Gebietsverteilung namentlich in der Frage Sachsens und Polens zu einer bemerkenswerten Schwenkung der britischen Politik. Am 3. Juni 1815 schlossen Großbritannien, Frankreich, Österreich ein gegen Rußland und Preußen gerichtetes defensives Militärbündnis ab. Ein Angriff auf Hannover und die Niederlande sollte als ein Angriff auf England angesehen werden. Man einigte sich aber schließlich in der Polen- und Sachsenfrage, so daß die Allianz nicht in Wirksamkeit trat. Als Napoleon am 8. März 1815 wieder in Frankreich landete, stellten sich ihm die acht Großmächte des Wiener Kongresses sofort geschlossen entgegen. Der zweite Friede von Paris am 20. November 1815 schloß die Epoche Napoleons ab. Großbritannien erschien in den vertraglichen Abmachungen neben Preußen, Österreich, Rußland. Der Verlauf der Friedensverhandlungen beider Pariser Friedensschlüsse und der Verlauf des Wiener Kongresses zeigt, wie sehr Großbritannien sich vom Kontinent aus dem Grunde seiner See- und Handelsinteressen zu distanzieren wußte. Ceylon, die Kap-Kolonie und Malta blieben britisch, ebenso Helgoland. England zeigte in den Verhandlungen lebhaftes Interesse an der Konstituierung der Niederlande. Die territorialen Verluste Dänemarks und Schwedens im Wiener Kongreß änderten an der politischen Stellung der skandinavischen

Digitized by Google

Länder zur Ostsee und zum Kontinent nur wenig. Die britischen Handelsinteressen hatten in der Ostsee nichts mehr zu befürchten, solange die Abmachungen auf dem Wiener Kongreß und die diesem vorausgegangenen Verträge Grundlage der Neuordnung auf dem Kontinent blieben.

Zwischen Boulogne und Moskau liegen diese Ereignisse an der Ostsee. Trafalgar 1805 und Kopenhagen 1807 erwiesen die Herrschaft Englands zur See. Die Ostsee war politisch das Bindeglied zur antifranzösischen Frontbildung auf dem Kontinent. Die Bündnispolitik, die in der Zeit von 1801 bis 1812 zwischen England und Rußland, zwischen den skandinavischen Staaten und diesen und Frankreich einherpendelte, zeigt, wie sich Englands Positionen zur See im Gegensatz zum Kontinent und in unmittelbarer Bindung und Verbindung zum Kontinent und der dort jeweils sich bildenden politischen Konstellation entwickelten und zu behaupten wußten.

Es war Napoleon nicht gelungen, „die See durch das Land zu erobern". Man hat aus dem Gang der Ereignisse geschlossen, daß es gar nicht anders kommen konnte, daß Napoleons Kampf gegen England unter allen Umständen scheitern mußte. Man darf diese Auffassung dahin berichtigen, daß Napoleon an der Art seiner Kontinentalpolitik gescheitert ist, die alles gegen ihn aufbrachte. Ebenso bedarf die landläufige Meinung, daß der Kampf Napoleons nach Trafalgar aussichtslos geworden sei, der Berichtigung: nicht zur See, sondern auf dem Lande ist er niedergerungen worden.

Preisaufgaben 1938/39.

Im November 1938 stellte ich den Einzelmitgliedern der Gesellschaft nachstehende Themen als Preisaufgaben:

1. Die Bedeutung der rückwärtigen Verbindungen für die operativen Entschlüsse der deutschen Heeresleitung im Sommerfeldzug 1915 gegen Rußland.
2. Der Begriff des Krieges in Montaignes Schriften „Etudes sur la guerre" (Paris 1911) und „Vaincre" (Paris 1913) — Darstellung und Kritik.
3. In welchem Sinn gibt es eine Erziehung zu Mut und Tapferkeit?
4. Welche Auswirkung wird die Bildung des großdeutschen Raumes auf unser kriegswirtschaftliches Potential haben?
5. Betrachtungen über die Geschwindigkeit neuzeitlicher Kriegsschiffe in strategischer und taktischer Beziehung.
6. Welche Luftschutzmaßnahmen — grundsätzlich und im einzelnen — werden für Schulen (jeder Art) vorgeschlagen?

Wie im Vorjahre habe ich mich wegen der regen Beteiligung an dem Preisausschreiben veranlaßt gesehen, außer den drei ausgesetzten Preisen noch drei Prämien zu verteilen.

Digitized by Google

In der Gesamtwertung der eingegangenen Arbeiten wurden nach dem Urteil der aus Offizieren der Wehrmacht und Mitgliedern des Fachbeirates der Gesellschaft gebildeten Prüfungskommission folgende Preise zuerkannt:

Der 1. Preis in Höhe von 400 RM: Regierungsrat Dr. von Renthe-Fink (Breslau) für das dritte Thema.

Der 2. Preis in Höhe von 300 RM: Dr. F. Friedensburg (Berlin) für das vierte Thema.

Der 3. Preis in Höhe von 200 RM: Dr. S. Schohe (Würzburg) für das sechste Thema.

Prämien in Höhe von je 100 RM: Hauptmann Meltzer (Berlin) für das erste Thema; Dr. G. H. Franke (Berlin) für das zweite Thema; Oberstleutnant Hassenstein (Dresden) für das dritte Thema.

Die besten Arbeiten werden, soweit sie zur Veröffentlichung geeignet sind, demnächst in „Wissen und Wehr" oder an anderer Stelle erscheinen.

Ich stelle mit Genugtuung fest, daß die Beteiligung an dem Preisausschreiben wiederum sehr lebhaft war, und danke den Mitgliedern für die geleistete Mitarbeit.

Bücherschau.

Fritz v. Below, General der Infanterie. Ein Lebensbild, gezeichnet von Hans Möller. Verlag Bernhard & Graefe, Berlin 1939. 70 S. — Kurz und in schlichter, aber zu Herzen gehender Fassung schildert der Verfasser Lebensweg und Leistungen eines altpreußischen Soldaten, der, „abhold jeder Phrase und jedem Wortgeklingel, bar jeder Eitelkeit, immer bescheiden seine Person zurückstellte und nur seinem Berufe lebte". Zahlreiche im Wortlaut wiedergegebene Urteile seiner Vorgesetzten wie auch von Generalstabschefs, die ihm zur Seite gestanden haben, darunter das Geleitwort des Generals v. Loßberg, stützen die Darstellung. Anschaulich treten uns die Führerleistungen des Kommandierenden Generals entgegen, der sein XXI. Armeekorps in der Winterschlacht in Masuren 1915 durch meterhohen Schnee und bei klirrendem Forst und dann wieder im grundlosen Morast der russischen Wegelosigkeit auf dem äußersten Umfassungsflügel in unerschütterlicher Willensstärke in den Rücken des Gegners führte, ebenso wie die des Oberbefehlshabers der 1. Armee im Westen, der in monatelangen schwersten Abwehrkämpfen der Sommeschlacht 1916 und in der Champagne im Frühjahr 1917 allen Angriffen der Gegner Halt gebot. Es ist ein gutes Buch und eine würdige Erinnerungsschrift an Leben und Taten eines besonders bewährten Generals.

Teobald von Schäfer.

J. S. Corbett. **Die Seekriegsführung Groß-Britanniens.** Aus dem Englischen übersetzt von Konteradm. a. D. Seeboh m. Berlin 1939, Vorhut-Verlag Otto Schlegel. — Unter vorstehendem Titel erschien in vorzüglicher Ausstattung die Übersetzung des grundlegenden Werks des bedeutenden Seekriegshistorikers Sir Julian Corbett, das in England wenige Jahre vor dem Weltkriege unter dem Titel „Some Principles of Maritime Strategy" herauskam und zweifellos im allgemeinen der Schlüssel für die damals in der Admiralität maßgebenden Anschauungen ist. Das Buch gehört zu den von der Zeit losgelösten klassischen Werken der Wehrwissenschaft, und es wäre gleichermaßen falsch, es als „unmodern" abzulehnen, weil es vor dem Weltkrieg erschien, wie die darin enthaltenen Anschauungen restlos für die Gegenwart anwenden zu wollen. Das Buch ist insofern völlig modern, als der Weltkrieg von England im Geiste dieser Prinzipien geführt wurde. Der Erfahrungsschatz des Weltkriegs ist aber, richtig verstanden, immer noch die modernste Quelle, die wir besitzen. Andererseits ist das Buch insofern nicht restlos auf die Gegenwart anzuwenden, als es natürlich eine „Schule" aus älterer Generation vertritt; diese hat, gerade auf Grund der Erfahrungen des Weltkrieges, aber auch auf Grund der Veränderung vieler Voraussetzungen, politischer und waffentechnischer,

Digitized by Google

auch in England manche neuen Anschauungen gezeitigt. Trotzdem ist der Grundgehalt der Corbettschen Lehre, namentlich da, wo sie unabhängig von technischen und politischen Veränderungen die immer wiederkehrenden Erfahrungen der Geschichte benutzt, heute noch unentbehrlich für das Studium des Krieges überhaupt und des Seekrieges im besonderen. Der Verfasser hat absichtlich im englischen Titel den Begriff „Maritime Strategy" gewählt, unter der er allgemeinpolitische Strategie versteht, zum Unterschied von der nur den Admiral angehenden „Naval Strategy", d. h. der operativen Strategie der Flotten. Deshalb ist das Werk besonders geeignet, dem Politiker, dem Offizier der Schwesterwaffen, darüber hinaus aber jedem politisch interessierten Staatsbürger, den großen Einfluß der Seemacht auf alle politischen Zusammenhänge vor Augen zu führen. Corbett ergänzt darin Clausewitz von der See her. Die prächtige Übersetzung ist gleichermaßen wort- und sinngetreu, wie ungezwungen und flüssig deutsch. Daß wir dies Buch nun deutsch besitzen, ist eine große Bereicherung unserer Literatur über das Wesen des Krieges. Peter Donner.

Johannes Ullrich. **Das Kriegswesen im Wandel der Zeiten.** Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag. Berlin 1939. 298 S. — Der Verf. legt in dem schmalen, aber inhaltreichen Werk eine Geschichte des Heereswesens und der Wehrverfassung der abendländischen Welt vor. Er folgt damit dem von Delbrück gegebenen Vorbild, ohne dessen einseitige und inzwischen wissenschaftlich überwundene Formulierungen zu übernehmen. U. verfolgt die Entwicklung der Heeresorganisation in der griechischen und römischen Welt des Altertums, gibt dann ein Bild der germanischen Kriegsverfassung und deren Übergang in das ritterliche Feudalsystem des Mittelalters und schildert ausführlich das Söldnertum, das in den stehenden Heeren des Absolutismus seine charakteristische Ausprägung erfahren hat. Mit der französischen Revolution und der preußischen Reform beginnt dann das Zeitalter der Volksheere auf der Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht, das eine bis tischen Auswirkung von Kriegsentscheidungen ergeben hat. Besonderen Wert legt der Verf. auf die Herausarbeitung der engen Verflechtung der Heeresverfassung mit der allgemeinen verfassungs- und wirtschaftsgeschichtlichen Entwicklung. Auch die Wandlung der taktischen Formen und der Fechtweise der Heere wird anschaulich herausgestellt, wie sich die Darstellung überhaupt durch eine klare Beherrschung des ganzen umfänglichen und vielgestaltigen Stoffes auszeichnet. Es wäre zu wünschen, daß das hervorragende Werk auch über den Kreis des Volksverbandes der Bücherfreunde hinaus einer größeren Leserschaft zugänglich gemacht werden könnte.
Hermann Gackenholz.

Gustav Gräfer: **Die Wehrmacht Großbritanniens.** Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M. 1938. 103 Seiten. — Bei dem schnellen Tempo der gewaltigen britischen Aufrüstung ist dieses Buch schon nicht mehr vollkommen auf dem Laufenden. Die Gliederung der regulären Armee für Verwendung außerhalb Englands hat sich bereits wieder geändert, und die Territorialarmee hat eine Vermehrung erfahren, die nicht nur die Luftwehr der Heimat von zwei auf fünf Divisionen verstärkt, sondern auch nunmehr 13 Divisionen für mobile Verwendung in viel besserer Ausrüstung und früher als bisher zur Verfügung stellt. Der Flottenbau und die Luftstreitkräfte haben weitere Fortschritte gemacht. Ganz besonders auch gewachsen ist die Rüstung in Australien, Neuseeland und Südafrika. Trotzdem ist dieses Buch ein guter Wegweiser zum Verständnis der britischen Wehrmacht und der Grundzüge ihres Aufbaus. Die Entwicklung der Lage im Fernen Osten und die Entscheidung in Katalonien haben die Gefahren vermehrt, von denen sich Großbritannien bedroht glaubt. Dennoch bleibt bestehen, was der Verfasser im Schlußabsatz des Vorwortes sagt, daß ungerechtfertigterweise Deutschland von den englischen Politikern hauptsächlich als Veranlassung für die eigene gewaltige Rüstung immer wieder genannt wird. Das Buch enthält gute Bilder und Karten. Rudolf von Xylander.

Gerold von Minden. **Die Kriegswirtschaft der USA. 1917/18.** Verlag von Gustav Fischer in Jena 1939, 88 S., Preis brosch. RM 4,50. — Ebenso wie die frühere, hier angezeigte (1938, Heft 9, S. 670) Arbeit des Verfassers über die „Wirtschaftliche Mobilmachung der USA" beruht diese Schrift auf ausgezeichnetem Aktenstudium in Washington. Sie bietet trotz des geringen Umfanges in beträchtlicher Breite und Tiefe eine Darstellung der Entwicklung der amerikanischen Kriegswirtschaft, ausgehend von der ursprünglichen Materiallieferung bis zur Teilnahme am Krieg. Alle Umwege und Sackgassen, in welche die amerikanische Kriegswirtschaft durch ihre eigenartige Struktur geraten ist, werden klar und einfach, stets mit dem Blick auf die wesentlichen Linien der Entwicklung aufgezeigt: „Die Kriegswirtschaft der USA. 1917/18 bezeichnet einen

Digitized by Google

historischen Wendepunkt in der Geschichte der Weltpolitik und der Weltwirtschaft". Die freieste aller Wirtschaften in der letzten der Demokratien wird „von der Steuerung und Planung eines zu neuem politischen Leben erwachten Staates erfaßt. Dabei bildet das amerikanische Experiment in Wirtschaftssteuerung einige besonders übersichtliche und großzügige Maßnahmen und Techniken wirtschaftspolitischen Eingriffs in die Gütererzeugung und Verbreitung aus, deren genaue Untersuchung sich heute ... lohnen wird". Die Weltkriegswirtschaft als „Auftakt zu jener Revolution der Weltwirtschaft, welche mit Einbruch der Weltwirtschaftskrise 1929 unaufhaltsam voranschreitet und welche ohne Kenntnis von Voraussetzungen und Bedingungen der Wirtschaftspolitik der Großmächte 1914—18 nicht verständlich ist" — dieses Programm des Verfassers ist in dem schmalen Bändchen gründlich und aufschlußreich erledigt worden. Ein wertvolles Verzeichnis des Schrifttums vervollständigt die Schrift. Wilhelm Treue.

W. Deutsch. **Waffenlehre.** Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1939. — Das aus dem gleichnamigen Werk von F. Zimmerle hervorgegangene Buch hat im Laufe der verbesserten und erweiterten Neuauflagen ständig an Wert zugenommen. Es darf heute als das maßgebende Lehrbuch in allen Fragen der Waffenentwicklung, Waffenbeschaffenheit und technischen Waffenverwendung angesehen werden. Sein besonderer Vorzug liegt darin, daß es alle Waffen, die infanteristischen wie die artilleristischen, die Luftwaffe, die Gaskampf-, Spreng- und Zündmittel, die Grundregeln der Schießlehre und in der vorliegenden Auflage erfreulicherweise auch die Waffen unserer eigenen Wehrmacht ziemlich freimütig behandelt, nachdem wir nach Erlangung der Wehrhoheit nicht mehr wie früher mit unseren Bemühungen und Rüstungen hinter dem Berge zu halten brauchen. Das Buch führt uns in klarer Stoffanordnung in die vielseitigen Fragen aller Feuerwaffen, der Gewehre und Geschützarten vom kleinsten Flugzeuggeschütz bis zu den schwersten Geschützen des Weltkrieges und der heutigen Zeit, den langrohrigen Paris-Geschützen, den dickrohrigen dicken Bertas und den modernen 52 cm-Haubitzen der Franzosen ein. Im Gegensatz zu den Feuerwaffen und ihren ballistischen Leistungsmöglichkeiten kommen die andern Kampfmittel, vor allem die Munition, etwas zu kurz weg; die Flugzeuge werden trotz ihrer Vielgestaltigkeit ebenso wie die Luftabwehrmittel, die Panzerwagen und Panzerabwehrmittel nur in wenigen Sätzen behandelt. Es liegt wohl daran, daß das Flugzeug und der Panzerwagen ja selbst nicht als Waffe, sondern nur als Waffenträger anzusehen sind. Die Marinewaffen, deren Erörterung zu weit geführt hätte, fehlen ganz. Das Buch ist ein unentbehrliches Hilfsmittel bei der Erziehung unseres Offiziernachwuchses, Feuerwerkspersonals und derjenigen, die sich dem Soldatenberuf nur in militärischen Übungen widmen. Justrow.

Bezug durch die Feldpost

Angehörige der Wehrmacht, die eine Feldpostnummer haben und zu einem Feldpostamt gehören, können **„WISSEN UND WEHR"** gegen Entrichtung des Bezugsgeldes bei ihrem Feldpostamt mit Angabe ihrer Feldpostnummer bestellen. Sie erhalten dann die erscheinenden Hefte regelmäßig unter Streifband als Feldpostsendung.

Verlag E. S. Mittler & Sohn · Berlin SW 68

Hauptschriftleiter i. V.: Karl Linnebach, Potsdam, Burggrafenstr. 28. Verantwortlich für den Anzeigenteil: E. Mulack, Berlin SW 61, Urbanstr. 7.

„Wissen und Wehr" erscheint im laufenden Jahrgang zwölfmal. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 3 gültig. Einzelheft RM 1,75. Bezugspreis halbjährlich RM 7,50. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen oder der Verlag entgegen. Abbestellungen können nur bis spätestens 3 Wochen vor Beginn eines neuen Halbjahres angenommen werden. Alle das Abonnement oder die Zustellung betreffenden Zuschriften sind an die Verlagsbuchhandlung E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68, Hochstr. 68—71 (Postscheckkonto Nr. 540, Berlin NW 7), oder an diejenige Vertriebsstelle — Buchhandlung oder Zeitungsspediteur — zu richten, die die Bestellung vermittelt. Erfolgt die Zustellung durch die Post, so sind Anschriftenänderungen dem Postamt, durch das die Lieferung geschieht, sogleich mitzuteilen. — Ernst Siegfried Mittler und Sohn, Buchdruckerei, Berlin SW 68, Hochstr. 68—71.

Digitized by Google

Jahrgang 1939 Zwölftes Heft

Wissen und Wehr

Zeitschriften-Stelle
Ziffer 2104
Eing. 12. JAN. 1940

Monatsschrift der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften

INHALTSANGABE

	Seite
Der deutsche Krieg gegen die Einkreisung. Von Oberst Rudolf Ritter von Eylander	761
Die Entwicklung der Anschauungen über neuzeitliche Heere seit dem Weltkriege. Von General der Infanterie Muff	766
„Committee of Imperial Defence" 1904—1939/ 35 Jahre britischer Reichs-Verteidigungsausschuß. Von * * *	778
Das erste Jahr der Preußischen Heeresreform 1807/08. Von Dr. Eberhard Kessel	784
Wie steht es mit Frankreichs Treibstoffversorgung? Von Dr. Walter Flemmig	792
Aus der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften	795

NACHDRUCK, AUCH UNTER QUELLENANGABE, UNTERSAGT
ÜBERSETZUNGSRECHT VORBEHALTEN

AUSGEGEBEN IM DEZEMBER 1939

VERLAG E. S. MITTLER & SOHN, BERLIN SW 68

POSTVERSANDORT BERLIN

Digitized by Google

Ständige Mitarbeiter:

Prof. Dr. Andreas, Heidelberg,
Prof. Dr. von Arnim, Charlottenburg,
Vizeadmiral Aßmann, Berlin,
Prof. Dr. Baeumler, Berlin,
General d. Art. Prof. Dr. Becker, Berlin,
General d. Inf. a. D. v. Bergmann, Berlin,
Major a. D. Dr. Bertkau, Berlin,
Generalleutnant z. V. Boehm-Tettelbach, Berlin,
Oberstleutnant z. V. Professor Boehm-Tettelbach, Lübeck,
Prof. Dr. Bruns, Berlin,
Generalmajor a. D. Buchfinck, Potsdam,
Direktor Prof. Dr. Burgdörfer, München,
Generalmajor Freiherr v. Bülow, Rom,
General d. Fl. von Cochenhausen, Berlin,
Geheimrat Prof. Dr. Cranz, Stuttgart,
Oberstleutnant Dr. Däniker, Bern,
Konteradmiral Donner, Kiel,
Gen. d. Art. a. D. v. Eimannsberger, Wien-Mödling,
Professor Dr. W. Elze, Berlin,
Oberleutnant a. D. Ehrhardt, Potsdam,
Dr. v. Engelmann, Istanbul,
Präsident Oberstleutn. a. D. Foerster, Potsdam,
Oberst Foertsch, Berlin,
Oberst a. D. Dr. h. c. Fonck, Berlin,
Universitätsprofessor Dr. v. Frauenholz, München,
Vizeadmiral a. D. Frhr. von Freyberg-Eisenberg, Berlin,
Dr. H. Gackenholz, Berlin,
Konteradmiral a. D. Gadow, Berlin,
Admiral z. V. Gladisch, Berlin,
Minister Dr. Glaise v. Horstenau, Wien,
Professor Dr. Goebel, Harzburg,
General d. Art. a. D. Grimme, Berlin,
Vizeadmiral z. V. Dr. h. c. Groos, Berlin,
Dozent Oberstlt. Dr. Hesse, Potsdam,
Oberstleutnant a. D. Justrow, Berlin,
General d. Inf. a. D. Kabisch, Stuttgart,
Dr. E. Kessel, Berlin,
Oberst Dr. Knauß, Greifswald,
Gen. d. Art. a. D. Krafft v. Dellmensingen, München,
General d. Art. z. V. v. Metzsch, Berlin,
Prof. Dr. A. O. Meyer, Berlin,
Oberstudiendirektor Dr. Mühle, Dresden,
Oberregierungsrat Dr. Mühlmann, Potsdam,
Oberstarbeitsführer Müller-Brandenburg, Berlin,
Oberstleutnant a. D. Müller-Loebnitz, Berlin,
Professor Oberst Dr. v. Niedermayer, Berlin,
Oberst Dr. Nuber, Berlin,
Dr. P. Osthold, Berlin,
Oberregierungsrat Dr. Pantlen, Stuttgart,
Generalmaj. a. D. A. v. Pitreich, Wien,
Admiral z. V. Prentzel, Berlin,
Generalleutnant Dr. h. c. v. Rabenau, Potsdam,
Oberkriegsgerichtsrat Rittau, Breslau,
Oberstlt. Frhr. Rüdt v. Collenberg, Berlin,
Oberstleutnant a. D. Direktor v. Schäfer, Potsdam,
Major W. Schenk, München,
Dozent Major a. D. Dr. Schering, Berlin,
Staatsminister Professor Dr. Schmitthenner, Heidelberg,
Generalmajor a. D. Dr. h. c. Schwertfeger, Hannover,
Oberreg.-Rat Dr. Simoneit, Berlin,
Professor Dr. Spranger, Berlin,
Generalmajor z. V. v. Tempelhoff, Potsdam,
Dr. R. Wagenführ, Berlin,
Generalmaj. a. D. Wagner, Königsbrück,
Prof. Kapitän z. S. z. V. v. Waldeyer-Hartz, Hannover,
General d. Infanterie Werth, Budapest,
General d. Inf. a. D. Wetzell, Berlin,
Professor Dr. F. Wirth, Berlin,
Oberst z. V. Ritter von Xylander, Berlin.

Briefe redaktionellen Inhalts und Manuskripte sind zu senden an den Hauptschriftleiter i. N.:
Karl Linnebach, Potsdam, Burggrafenstraße 28.
Besprechungsstücke von Neuerscheinungen sind zu senden an die Deutsche Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften, Berlin W 35, Matthäikirchplatz 12III.
Zur Beantwortung von Anfragen und Rücksendung von Manuskripten ist Rückporto beizufügen.

Die unter dem Ehrenpräsidium des Reichsstatthalters General d. Inf. Ritter von Epp stehende und von General der Flieger von Cochenhausen geleitete

Deutsche Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften,

deren Organ „Wissen und Wehr" ist, hat es sich zur Aufgabe gemacht, das wehrpolitische Verständnis und das Interesse an den Wehrwissenschaften zu fördern. Anträge zum Beitritt sind zu richten an das Generalsekretariat Berlin W 35, Matthäikirchplatz 12III. Fernsprecher: über O. K. W. 21 81 91.

Beilagen: *Der Gesamtauflage dieser Ausgabe liegen Ankündigungen der Verlage Koehler & Amelang, Leipzig, Franz Vahlen, Berlin W 9, und eine solche des eigenen Verlages bei.*

Digitized by Google

Zwölftes Heft Jahrgang 1939

Wissen und Wehr

MONATSHEFTE

In sämtlichen Aufsätzen handelt es sich um die privaten Ansichten einzelner Persönlichkeiten, keinesfalls um die Anschauungen maßgebender militärischer Dienststellen.

Der deutsche Krieg gegen die Einkreisung.

Von Oberst Rudolf Ritter von Xylander.

Der November an der Westfront.

Ohne kriegerische Ereignisse größeren Umfangs verlief der Monat November für die deutschen Truppen am Westwall. Durchweg blieb das Reichsgebiet in deutscher Hand. Die französischen Truppen hielten teilweise das Vorgelände der Maginot-Linie. An einzelnen Stellen schienen sie sogar bis auf diese selbst zurückgegangen zu sein, so daß es einem Spähtrupp der Deutschen am 26. November gelang, sich durch das feindliche Vorfeld viele Kilometer weit bis vor die feindlichen Befestigungen durchzuschleichen und wichtige Feststellungen zu machen. Im allgemeinen hielten sich die deutschen Gefechtsvorposten an der Reichsgrenze, nur an besonders wichtigen Punkten diese in geringem Maße überschreitend. Versuche kleinerer französischer Abteilungen, sie dann dort wieder auf Reichsgebiet zurückzudrängen, mißlangen. So wurden am 7. und 8. November je 1 bis 2 französische Kompanien südwestlich Saarbrücken und südwestlich Pirmasens unter Verlust von Gefangenen abgewiesen. Die bedeutendsten Kämpfe des Monats, bei denen es sich aber auch nur um schwache Truppen handelte und lediglich das Auftreten französischer Tiefflieger eine neue Erscheinung darstellte, spielten sich am 11. und 12. bei Liederschiedt, südwestlich Pirmasens, ab, bei welchem lothringischen Dorf die Franzosen ohne Erfolg sich wieder der von den deutschen Gefechtsvorposten besetzten umliegenden Höhen zu bemächtigen suchten; sie mußten aber diese Absicht mit Verlust einer beträchtlichen Anzahl von Gefangenen aufgeben. Auch am 22. November erlitt eine die deutschen Gefechtsvorposten südwestlich Pirmasens angreifende französische Kompanie schwere Verluste. In dem „Niemandsland" zwischen den beiderseitigen Gefechtsvorposten übten die Spähtrupps ihre Aufklärungstätigkeit aus. Zweifellos zeigte sich die größere Initiative auf deutscher Seite. Die Trupps wurden durch Artilleriefeuer unterstützt, das dann wiederum manchmal zu Gegenwirkung Anlaß gab. Weit in das Hintergelände reichendes Feuer ergab sich dabei nicht.

Digitized by Google

Etwa vom 20. November ab hinderte schlechtes Wetter die Kampftätigkeit verschiedentlich. Infolge des andauernden Regens stiegen die Gewässer, aber auch die Bewegung in schwerem Boden wurde stark beeinträchtigt.

Das Hochwasser machte sich am Rhein besonders fühlbar, längs dessen im November die Franzosen sich stellenweise und vorübergehend lebhafter mit einzelnen Feuerüberfällen betätigten als in der vorhergehenden Zeit. Im allgemeinen jedoch blieb zwischen Lauterburg und Basel der Zustand halben Friedens auf der Erde unverändert.

Die Tätigkeit in der Luft nahm dagegen im November zu. Anfänglich spielte sie sich in der Nähe der Grenze und der befestigten Zonen ab. Britische Flugzeuge erschienen jetzt auch an der Landfront. Bei Mainz wurde am 6. Dezember das erste derselben auf diesem Kriegsschauplatze abgeschossen. In den ersten 7 Tagen des Monats verlor der Feind 11 Flugzeuge, während nur 5 deutsche abgeschossen und vermißt waren, trotzdem die Franzosen sich eines großen Erfolges bei einem Angriff gegen 27 deutsche Flugzeuge am 6. gerühmt hatten. Wiederholt fielen auch französische Fesselballone deutschen Fliegern zum Opfer.

Etwa vom 2. Monatsdrittel an reichten die Aufklärungsflüge der Deutschen über Nordostfrankreich, wo sie vielfach Alarm hervorriefen, am 11. in Dünkirchen. Am 17. November wurden weite französische Räume überflogen. Am 19. November wurden zahlreiche Orte von Savoyen bis zum Kanal durch das Erscheinen der deutschen, keine Bomben werfenden, sondern nur aufklärenden Flugzeuge in Erregung versetzt. Trotz starken Sturmes war der 22. ein Tag besonders reger Betätigung in der Luft. Da jetzt auch der Feind starke Jagd- und Flakabwehr einsetzte, spricht ein Bericht davon, daß an diesem Tage auf beiden Seiten zusammen 150 Flugzeuge verwendet worden seien. Unter diesen Umständen kam es zu zahlreichen Luftkämpfen und dementsprechend auch beiderseits zu Verlusten. Durchweg bewährten sich die deutschen Flieger hierbei. Auch diejenigen, die infolge des Kampfes in Feindesland zu landen genötigt waren, bewiesen die überlieferte Geistesgegenwart und Tapferkeit, so das am 23. November bei Vouziers notlandende Dornier-Flugzeug, dessen nur teilweise unverletzte Besatzung herankommende Franzosen in Schach hielt, bis das Flugzeug durch Feuer zerstört war, und jene andere, in den Vogesen notgelandete Besatzung, die nach Vernichtung der Maschine sich auf Schweizer Gebiet durchschlug.

Bei Luftkämpfen wurden einmal deutsche Flieger über die Grenze im Norden gedrängt. Im Gegensatz hierzu war verschiedentlich planmäßiges Überfliegen belgischen und holländischen Gebiets von seiten englischer Luftstreitkräfte festzustellen.

Englische Landstreitkräfte traten den Deutschen nirgends entgegen. Die Nachrichten, daß sie in Nordwestfrankreich südlich der belgischen Grenze aufmarschiert seien und nach der Überführung der „Field-Force“ nicht durch große Transporte, sondern allmählich verstärkt wurden, verdichteten sich.

Der Seekrieg im November.

Großbritannien erlebte im November deutsche Flieger nicht nur im unmittelbaren Zusammenhang mit den Unternehmungen der Seestreitkräfte. Die Aufklärungstätigkeit der Flugzeuge reichte vielmehr weiter als früher auf englisches Gebiet. Große Teile Südost-Englands wurden am 20. November von

Digitized by Google

ihnen überflogen, sogar über London erschienen sie damals und wiederum tags darauf.

Hauptsächlich aber erfolgte der Einsatz doch immer wieder im Dienste der Aufklärung für die Flotte oder in Zusammenarbeit mit den Seestreitkräften. Schon am 13. November zerstörte ein gegen die Shetland-Inseln entsandter Kampffliegerverband zwei Flugboote, erreichte vermutlich Treffer auf einem britischen Kreuzer und kam wohlbehalten zurück. Am 20. war die Ostküste Schottlands, am 21. Scapa Flow von deutschen Flugzeugen berührt, am 22. wurde im Tiefangriff ein englisches Flugboot trotz stärkster Gegenwehr bei den Shetland-Inseln in Brand geschossen, in der Nähe der Humber-Mündung erging Luftalarm, am 24. erschienen zweimal deutsche Flugzeuge über den Shetland-Inseln, seit nicht ganz 4 Wochen damit zum achten Male. Am 25. griff ein deutscher Kampffliegerverband in der nördlichen Nordsee, 900 km von der deutschen Küste entfernt, englische Seestreitkräfte an und erzielte ohne eigene Verluste auf 4 Kriegsschiffen Volltreffer, darunter auf einem Kreuzer der „Aurora-Klasse".

Demgegenüber scheiterten englische Luftunternehmungen gegen die deutsche Nordseeküste. Am 17. November wurden die Angreifer bereits vor Wilhelmshaven abgewiesen, am 25. zerschellte der Versuch, über Helgoland anzufliegen, wiederum vor der Küste am Feuer der deutschen Flak. Am 28. griffen überraschend tief anfliegende Engländer den Fliegerhorst Borkum an, ohne mit ihrem MG.-Feuer ihm Schaden antun zu können.

Beim Kampf gegen Seestreitkräfte neigte sich die Waage weiterhin zugunsten Deutschlands. Während er diese außer den anfangs November als verloren gemeldeten U-Booten nur den Verlust des Vorpostenbootes 301 am Südausgang des Großen Belt am 25. November mit 16 Vermißten kostete, verlor die britische Flotte durch Minentreffer am 21. November abends den modernen Zerstörer „Gipsy" mit 30 Toten und 13 Verletzten, dann die Räumboote „Mastiff" zu 520 t und „Aragonite" zu 315 t, ebenfalls durch Mine an der Ostküste. Wiederum aber gelang einem deutschen U-Boot am 21. das Eindringen in den Flottenstützpunkt Firth of Forth und ein Torpedotreffer gegen den erst im März 1938 vom Stapel gelaufenen und einen Monat vor Kriegsbeginn zur Heimatflotte getretenen 10 000 t-Kreuzer „Belfast", der schwer beschädigt wurde. Kapitänleutnant Prien aber konnte einen Schweren Kreuzer der „London-Klasse" ostwärts der Shetland-Inseln durch einen Torpedo versenken, damit ein aus den Jahren 1927/28 stammendes, 9800 t großes, mit acht 20,3 cm-Geschützen bewaffnetes Schiff. Außerdem gab England nachträglich den Verlust des U-Bootes „Oxley" zu 1354 t durch Explosion mit einer Einbuße von 53 Toten, und das Verschwinden eines Patrouillenboots „Northern Rover".

Im Kampf versenkte ein deutsches U-Boot ein als holländischer Dampfer getarntes, 7000 t großes Schiff, das als englische U-Bootfalle getarnt war. Das erste Seegefecht dieses Krieges aber fand am 21. November zwischen Island und den Faröer-Inseln, also in einem Gebiete statt, dessen Besitz den Engländern ganz zweifellos schien. Sie hatten daher auch hierhin nur einen Hilfskreuzer geschickt, die 17 000 t große, mit 15,2 cm-Geschützen bestückte „Rawalpindi". Vollkommen überrascht sah diese deutsche Seestreitkräfte unter Führung des Vizeadmirals Marschall am späten Nachmittag, als die Sonne schon unterzugehen begann, vor sich. Vergeblich versuchte der Engländer unter Hilfe von

Digitized by Google

Einnebelung zu fliehen. Ein deutsches Kriegsschiff begann aus einer Entfernung von wenigen Kilometern sein, von den Engländern sofort erwidertes Feuer. Schon nach der dritten deutschen Salve trat schwere Beschädigung der „Rawalpindi" ein. Als die Munition des Briten Feuer gefangen hatte und das Schiff in hellen Flammen stand, retteten die Deutschen die 22 Überlebenden der 300 Mann starken Besatzung. Vergeblich versuchten in den nächsten Tagen zahlreiche alarmierte britische Seestreitkräfte „Rache" für die „Rawalpindi" zu nehmen. Daß die angebliche „Deutschland", von der Heimat abgeschnitten, dem Untergang geweiht sei, verkündeten die Engländer. Jedoch das deutsche Kriegsschiff blieb unauffindbar.

Der Handelskrieg wurde den ganzen Monat hindurch fortgesetzt. Die anfänglich von Feindesseite immer wiederholte Behauptung der Unwirksamkeit der deutschen Angriffe und der großen Menge der von England beschlagnahmten deutschen Bannware nötigte wiederholt zu Richtigstellungen. Auch von deutscher Seite konnte viele auf neutralen Schiffen nach England bestimmte Bannware beschlagnahmt werden. Schon in den Monaten September und Oktober untersuchten die Seestreitkräfte gemeinsam mit Fliegern in Ost- und Nordsee mehrere hundert Handelsschiffe und führten 127 derselben mit 245 355 t in deutsche Häfen zur genaueren Untersuchung. Auch das Geleitzugsystem konnte vor Verlusten nicht schützen. Mitte des Monats torpedierte ein deutsches U-Boot aus einem solchen heraus ein Schiff. Selbst die Engländer gaben zu, daß 7 von insgesamt 370 geleiteten Schiffen verlorengegangen waren. Von Mitte des Monats an waren die Verluste der Verbündeten nicht mehr zu verbergen. In den letzten Tagen hatte ein einziges deutsches U-Boot 26 000 t vernichtet. Am 15. wurde sogar in der Nähe der Südostküste von Afrika vor Lourenço Marques das britische Schiff „Africa Shell" versenkt. Vergeblich suchte man nach den in den fernen Gewässern kreuzenden deutschen „Korsaren". Im südatlantischen Ozean erschien der Kreuzer „Cumberland" der ostasiatischen Station, die angeblich noch weitere Kreuzer dorthin geschickt hatte. Aus den Häfen der portugiesischen Kolonie von Afrika verschwanden 3 deutsche, dort bisher verbliebene Dampfer, denen englischerseits die Tätigkeit als Hilfskriegsschiffe nachgesagt wurde. Ohne daß letzteres sich bewahrheitet hatte, versenkten sich selbst später zwei von ihnen, „Adolf Woermann" und „Watussi", als englische Streitkräfte sie aufspürten. Andere deutsche Handelsschiffe fanden doch den Weg in die Heimat.

Aber auch in unmittelbarer Nähe Großbritanniens sprachen die Ereignisse allzu deutlich für die Wirksamkeit des deutschen Seekriegs, als daß Großbritannien diese noch leugnen konnte. Zwischen dem 17. und 21. November wurde hier der Verlust von 92 248 t gemeldet. Es war der weitaus größte in solchem Zeitraum seit Beginn des Krieges. Andere Schiffe folgten, darunter neben dem großen polnischen Dampfer „Pilsudski" auch große Schiffe Neutraler.

Der Eindruck, den diese Verluste auf England machten, dessen östliche Haupthäfen schwer bedroht schienen — lagen doch in der Humber-Mündung 26 Wracks, und war die Einfahrt in die Themse außerordentlich gefährdet —, zeigte sich an der großen Erregung, die völkerrechtswidrigen Maßnahmen der Deutschen dieses Ergebnis zuschrieb. Das Legen von „magnetischen Minen" durch deutsche U-Boote und durch Abwurf aus Flugzeugen wurde als Ursache dieser schweren Schädigungen angegeben. Hieraus glaubte Großbritannien den Anspruch entnehmen zu können, am 27. November eine Verordnung zu erlassen, wonach

Digitized by Google

alle deutschen Exportwaren auf neutralen Schiffen der Beschlagnahme durch die Alliierten (Frankreich schloß sich diesem Verfahren an) als „Repressalie" unterliegen sollten.

Betrachtungen.

Auch der dritte Kriegsmonat verging im Westen ohne irgendwelche nennenswerte Waffenentscheidung, die die Verbündeten nicht anzustreben wagten und die die Deutschen den Franzosen gegenüber anzustreben noch keine Veranlassung hatten. Die Eigenart dieses Kampfes verdeutlichten die Verluste. Am 25. November veröffentlichte ein englisches Blatt die seit Kriegsbeginn bei der britischen Wehrmacht zu verzeichnenden Zahlen der Toten und Vermißten. Auf das Heer entfiel ein einziger, auf die Luftwaffe 370 (der größere Teil infolge von Unfällen), auf die Handelsmarine 250, davon 170 durch U-Bootangriffe, 80 durch Minen. Nur die Kriegsmarine war mit 1526 Toten schwer getroffen. Dabei erklärte aber der französische Ministerpräsident, daß England im Kriege insgesamt mehr Männer eingebüßt habe als die französische Wehrmacht, deren Heer die Last des Erdkampfes allein trug. Zweifellos waren die deutschen Verluste noch geringer.

Manche Kritiker konnten oder wollten nicht eine derartige Kriegführung verstehen. Immer wieder gab das Anlaß zu Gerüchten über unmittelbar bevorstehende deutsche Offensiven. Märchen über einen deutschen Durchmarsch durch die Schweiz hatten dort anfangs des Monats erhebliche Nervosität zur Folge, etwa am 8. November ergriffen auch Belgien und die Niederlande starke, bis zu Teilüberschwemmungen führende Vorsichtsmaßregeln. Etwa 10 Tage lang dauerte dort die unberechtigte Sorge an.

Daß im neuzeitlichen Kriege auch Perioden eintreten können, in denen die Diplomatie, die Propaganda und der Wirtschaftskrieg zeitweise vor dem Kampf mit Waffen den Vorrang haben können, wollten viele nicht wahr haben. Noch einmal offenbarte das Friedensvermittlungsangebot der Königin der Niederlande und des Königs der Belgier vom 7. November das Vorhandensein eines diplomatischen Kampfschauplatzes. Durch die Antworten des Königs von England und des Präsidenten der Französischen Republik schnitten die Westmächte der Absicht jede Möglichkeit ab. Die Vernichtung Deutschlands als Kriegsziel ging immer deutlicher aus ihnen und anderen Kundgebungen Großbritanniens und Frankreichs hervor. Wenn dabei neuerdings letzteres sogar an Deutlichkeit und Schärfe in vordere Linie trat, so bleibt die Frage offen, ob nicht hierfür der Wunsch maßgebend war, im französischen Volke die fehlende Kriegsluft zu wecken.

Die britische Absicht der Zermürbung Deutschlands hat auch im November keine Erfolge zu verzeichnen. An der am 1. Dezember deutscherseits bekanntgegebenen Feststellung einer bisher erzielten Versenkung von rund 750 000 Tonnen feindlichen und neutralen Schiffsraums vermochten Ableugnungsversuche nichts zu ändern. Die Hoffnungen, die sich an die Aufhebung des Kriegsgerätausfuhrverbots der Vereinigten Staaten knüpften, gingen nur zum geringen Teile in Erfüllung. Das Anlaufen der amerikanischen Industrie dauert beträchtliche Zeit, ebenso wie auch der Aufbau eines großen Rüstungs- und Fliegerausbildungszentrums in Kanada. Die Kundgebung des Präsidenten Roosevelt, die für die amerikanische Handelsschiffahrt verbotene Zonen festlegte, beeinträchtigt den für Einfuhren verfügbaren Schiffsraum, weil alle Gewässer um Großbritannien und Irland, die Nordsee, die Ostsee und Afrika nördlich der Kana-

Digitized by Google

rischen Inseln sich in den Sperräumen befanden. Auch die Hoffnung, durch Zwischenfälle USA. in den Krieg hineinzuziehen, verminderte sich. Den Fall der „City of Flint" hatte Deutschland für Amerika befriedigend gelöst.

Die Tätigkeit der deutschen Luft- und Seestreitkräfte aber erreichte im November manches über die Versenkungen hinaus. Die Erzeugung an Munition im nordenglischen Industriegebiet sank, zumal der Luftschutz dort mangelhaft war, gegen Ende November. Vor allem jedoch erwies sich die Schwäche der angeblichen britischen Blockade. Die Stützpunkte der britischen Flotte an der schottischen Ostküste und an den Orkney-Inseln verloren ihren Wert, auch die Shetland-Inseln waren gefährdet. Mitte November war die englische Flotte verschwunden. Das Seegefecht bei Island, die Fahrten verschiedener deutscher Dampfer über die Ozeane bewiesen, wie lückenreich die britische „Seeherrschaft" war.

Diese Tatsache und die Sorge um den für die eigene Einfuhr der Verbündeten benötigten Schiffsraum drückten immer schwerer auf England. Die 4000 angeblich verfügbaren Handelsschiffe machen im Geleitzug je 2 Fahrten im Jahr weniger als bei Einzelfahrt. Auf 16 Millionen Tonnen bezifferten die Engländer daher selbst den Frachtausfall. Die am 17. November beschlossene Kartellierung der englischen und französischen Kriegswirtschaft sollte hierbei ebenso mildernd eingreifen wie in der gegenseitigen Konkurrenz auf den Märkten.

Das neue Kriegsmittel aber, die Unterbindung der deutschen Ausfuhr, die Chamberlain zuerst am 21. November ankündigte, war tatsächlich keine Gegenmaßnahme gegen Verwendung von Minen, sondern schon lange vorher auch in der Presse vorgeschlagen. Damals war den sie Beantragenden geantwortet worden, daß man zuerst einen der Öffentlichkeit annehmbaren Grund für die den völkerrechtlichen Bestimmungen widersprechende Entscheidung finden müsse. Die wirksamen deutschen Kampfmittel mußten den Vorwand zu einem Grunde geben.

Daß die Öffentlichkeit innerhalb der neutralen Staaten sich dann nicht hiervon überzeugen ließ, zeigten deren Proteste alsbald. Großbritannien aber bewies, daß es die Neutralen nur soweit zu berücksichtigen dachte, als ihm genehm war. Der Versuch, diese Länder zu der Einkreisung Deutschlands heranzuziehen, trat noch deutlicher hervor als zur Zeit des Weltkrieges. Der jetzige Kampf erhält dadurch einen ganz besonderen Charakter. Davon, ob auch mächtige neutrale Staaten sich das gefallen lassen, wird viel abhängen.

Die Entwicklung der Anschauungen über neuzeitliche Heere seit dem Weltkriege.*)

Von General der Infanterie Muff.

I.

Im Jahre 1919, also zehn Jahre nach dem Weltkrieg, warf der erste Führer des deutschen Reichsheeres, Generaloberst von Seeckt, in seinen „Gedanken eines Soldaten[1])" die Fragen auf: „Wohin geht der Weg der militärischen Entwicklung? Sind Heere noch notwendig? Wie werden sie aussehen? Wie werden sie sich verhalten?"

*) Vor Beginn des gegenwärtigen Krieges abgeschlossen.

[1]) Generaloberst von Seeckt, Gedanken eines Soldaten. 1929, Verlag für Kulturpolitik, Berlin.

Digitized by Google

Wie die erste so war auch die zweite Frage nur rethorisch gemeint. Seeckt glaubte gewiß nicht an die Wahrscheinlichkeit einer allgemeinen Abrüstung oder gar an die Möglichkeit eines ewigen Friedens. Er wußte, „daß über Krieg und Frieden höhere Gewalten entscheiden als Fürsten, Staatsmänner, Parlamente, Verträge und Bündnisse, nämlich die ewigen Gesetze des Werdens und Vergehens der Völker".

Mit den beiden anderen Fragen jedoch und den Antworten, die er darauf, wenn auch zum Teil nur in der vorsichtigen Form weiterer Fragen gab, trat er in die Auseinandersetzung über die künftige Gestalt „moderner Heere" und die Art ihres Einsatzes ein. Bei dem Ansehen, das der langjährige gewesene Chef der Heeresleitung im militärischen In- und Ausland genoß, fanden seine Anschauungen stärkste Beachtung. Wo ähnliche Gedanken verfochten wurden, berief man sich auf seine Autorität.

Heute sind zehn weitere Jahre ins Land gegangen. Wir wissen, welchen Weg die militärische Entwicklung seitdem marschiert ist und vermögen vom erreichten Standpunkt aus wenigstens die nächsten Strecken zu überblicken. Wir sind daher auch in der Lage zu beurteilen, inwieweit damals Generaloberst von Seeckt und mit ihm die Verfechter ähnlicher Anschauungen im eigenen und in fremden Lagern die Dinge zutreffend vorausgesehen haben und worin sie von der Entwicklung selbst widerlegt worden sind.

II.

Seeckt stellte die Zwischenfrage: „Zu welchem militärischen Erfolg hat das allseitige Volksaufgebot, der Riesenaufmarsch der Heere im Weltkrieg eigentlich geführt?", und war der Ansicht, daß solche Riesenheere im Sinne entscheidungsuchender Strategie überhaupt nicht mehr führbar wären und daß jeder Krieg zwischen diesen Massen wieder im Stellungskrieg erstarren müßte. Er prägte die eindrucksvollen Sätze: „Vielleicht hat sich das Prinzip des Massenheeres, des Volksaufgebotes, schon heute überschlagen, die fureur du nombre steht am Ende. Die Masse wird unbeweglich, sie kann nicht mehr manövrieren, sie kann nur erdrücken."

Gleichermaßen äußert sich der Schweizer Oberstdivisionär Bircher in dem Buch „Krieg ohne Gnade[2])". Im kleinen Rahmen könne ein Genie leuchten, im großen Rahmen gäbe es kein Genie von einem entscheidenden Ausmaß. Im kleinen Rahmen — Tannenberg — gäbe es Beweglichkeit, im großen Rahmen gelinge es unter normalen Verhältnissen nicht, eine ganze Armee trotz des eklatantesten Durchbruchs rasch nach vorn zu bringen. Das ganze große Heer als solches sei entsetzlich langsam, sei nicht imstande, den ungeheuren Schwanz des Trosses nachzuziehen.

Neben der operativen Schwerfälligkeit der Massenheere sprechen bei Seeckt gegen die Beibehaltung der Volksheere in ihrer Vorkriegsgestalt und deren Auswertung im Weltkrieg auch noch volkswirtschaftliche Gründe, die Kostspieligkeit der Rüstung in einem starken Friedensheer mit verhältnismäßig langer Dienstzeit und reicher Ausstattung und die unproduktive Inanspruchnahme der männlichen Arbeitskraft des Volkes durch den Militärdienst.

In erster Linie kam es ihm aber darauf an, den Stellungskrieg, worin man eine unbewegliche, fast wehrlose Menschenmasse einer brutalen Materialwirkung gegenübergestellt hätte, zu vermeiden.

[2]) Oberstdivisionär Eugen Bircher und Ernst Clam, Krieg ohne Gnade, von Tannenberg zur Schlacht der Zukunft. Scientia A. G., Zürich VIII, 1937.

Digitized by Google

Das war nur zu erreichen durch den überraschenden Angriff mit einem hochwertigen Heer, welches durch seine überlegene Bewaffnung, Ausbildung und Beweglichkeit die ihm an Zahl überlegene, an Qualität aber unterlegene feindliche Masse nicht zum Bilden geschlossener Materialfronten kommen ließ.

Auf Grund solcher Überlegungen kam Generaloberst von Seeckt zu einer Zweiteilung der Wehrmacht zu Lande in ein ständig einsatzbereites, aus Berufssoldaten gebildetes Deckungs- oder Operationsheer mit wirksamster Bewaffnung und von hoher Beweglichkeit und eine durch die allgemeine Wehrpflicht gewonnene „militärische Masse", für den Bewegungskrieg und offensive Schlachtentscheidung nicht geeignet, wohl aber zur reinen Landesverteidigung und mit den besten Teilen zum Auffüllen des eigentlichen Feldheeres. In engster Verbindung mit dem stehenden Berufsheer stehe der Ausbildungsstamm, durch dessen Übungsformationen und Schulen die gesamte wehrfähige Jugend in kurzen Ausbildungs- und Wiederholungskursen hindurchlaufe.

Wenn der frühere Chef der Heeresleitung auch betonte, daß seine Ausführungen die Verhältnisse der deutschen Reichswehr ebenso beiseite ließen, wie sie sich als reine Phantasiegebilde von den Fesseln des Versailler Vertrages frei wüßten, so dürfte dabei doch in seinem Unterbewußtsein die Hoffnung mitgeschwungen haben, daß nach Zerbrechung dieser Fesseln gerade das unter ihrem Zwang von ihm geschaffene Instrument sich leicht in die Form umgießen ließ, die ihm als Zukunftsgestalt eines neuzeitlichen Heeres vor Augen schwebte.

Auch im Lager unserer ehemaligen Kriegsgegner beschäftigte man sich mit ähnlichen Gedanken. Für den Engländer, der nach dem Kriege die allgemeine Wehrpflicht wieder aufgegeben hatte, mußten Theorien wie die Seecktschen ohne weiteres etwas Bestechendes haben. England besaß ja in seiner regulären Armee das sofort verfügbare Operationsheer und in seiner freiwilligen Territorialarmee die seinen Bedürfnissen entsprechenden Kräfte zur reinen Landesverteidigung und zum Auffüllen des Feldheeres. Dessen Schlagkraft konnte durch eine weitgehende Mechanisierung erhöht werden. Deren fanatischster Vorkämpfer, General Fuller, behauptete, daß man mit einer Armee von 60 000 Mann und 2000 Kampfmaschinen die Riesenheere des Weltkrieges hätte zu Paaren treiben können[3]).

In Frankreich gewann der Gedanke des Berufsheeres, wie eine Denkschrift des Heeresausschusses im Parlament ausführt, aus verschiedenen Gründen Anhänger. Die neuzeitlichen Waffen und Geräte verlangten eine Sonderausbildung, um voll zur Geltung zu kommen; ständig einsatzbereite, auf Kriegsstärke gehaltene Verbände aus Berufssoldaten gäben die Möglichkeit zu überfallartigem Angriff auf das entwaffnete Deutschland; die Wirtschaftskrise mit ihrer Arbeitslosigkeit begünstige die Rekrutierung von Berufssoldaten; die Abneigung eines Teiles der öffentlichen Meinung gegen eine Verlängerung der aktiven Dienstzeit lasse die Bildung einer Berufsarmee verlockend erscheinen.

Der ungenannte Verfasser des Buches „Das Ende des Volkes in Waffen[4])" begründete die Rückkehr zum Berufsheer mit dem angeblichen Wunsch der Völker nach einer Humanisierung des Krieges, die durch die Beschränkung der Kampfhandlung auf einen kleinen Personenkreis erreicht würde, und, was beachtenswerter erscheint, mit der Tatsache, daß der starke Arbeiterbedarf der

[3]) General J. F. Fuller, On future Warfare. London, Sifton Praed & Co.
[4]) Paris, Berger-Levrault, 1934.

Digitized by Google

Kriegsindustrie den Grundsatz der Gleichheit in der Ableistung des Blutzolls bereits durchbrochen hätte. Auch wäre die Zeit des Riesenhaften vorbei. Man käme auf allen Gebieten wieder zu vernünftigen Größen (?), und so ginge auch die militärische Inflation vorüber. Schließlich bedürfte das neuzeitliche Kampfgerät weniger, aber dafür länger dienender und besser ausgebildeter Soldaten.

Darauf fußte auch Oberstleutnant de Gaulle in seinem Vorschlag, neben das Volksheer aus der Masse der Rekruten und Reservisten, das das Hauptelement der Landesverteidigung bilde, ein Manövrierinstrument in Gestalt eines 100 000 Mann starken Berufsheeres zu stellen. In sieben mechanisierte und motorisierte Divisionen gegliedert bilde es eine Stoßarmee[5]), die die dreifache Feuerkraft aller im August 1914 aufgestellten französischen Streitkräfte besitze und dabei 14mal so schnell sei.

III.

Solchen und ähnlichen Meinungen gegenüber stellten sich namhafte militärische Persönlichkeiten auf den entgegengesetzten Standpunkt.

Mochte ein Denker vom Range eines Generals von Bernhardi vielleicht den Eindrücken des Weltkrieges noch zu nahe gestanden haben, wenn er in seinem unmittelbar darauf erschienenen Buche „Vom Krieg der Zukunft[6])" als bestimmend für die heutige Kriegführung neben der Entwicklung der Technik und Chemie die Verwendung ungeheurer Heeresmassen ansieht, so müssen Ludendorffs Ansichten in seinem „Der totale Krieg[7])", der erst 1936 erschienen ist, anders gewertet werden.

Gerade um einen Krieg so schnell wie möglich zu beenden, verlangt er, daß der Kriegsführung zu seinem Beginn von vornherein die gesamte Volkskraft in einer gut ausgebildeten, gut ausgerüsteten und gut gegliederten Wehrmacht zur Verfügung gestellt werde. Der Sieg sei nun einmal bei den starken Bataillonen. Es sei fehlerhaft, dies zu vergessen und aus der Not eine Tugend zu machen, eine Bemerkung, die zweifellos gegen die Seeckt'schen Theorien gerichtet war.

Der bekannte französische Militärschriftsteller General Debeney bezeichnete in einer Abhandlung über die Frage Volksheer oder Berufsheer[8]) die Unterschätzung der Zahl kurzerhand als eine Friedenserscheinung und wandte sich ebenso gegen den Ruf nach dem kleinen Heer wie gegen die Trennung der Wehrmacht zu Lande in ein Berufsheer und ein Milizheer.

In faschistischer Denkweise wertet General Visconti-Prasca in seinem interessanten Buch „Der Entscheidungskrieg[9])" den Begriff der Masse, die verdächtigt werde, mit ihrer Schwerfälligkeit die langen defensiven Pausen des letzten Krieges verschuldet zu haben, in den der Kraft um. Der Krieg werde durch Entwicklung der größeren Kraft in ununterbrochenem, stetigem Zusammenhang entschieden.

---

[5]) Oberstleutnant de Gaulle, Frankreichs Stoßarmee. Übersetzung. Potsdam, Ludwig Waggenreiter, 1934.

[6]) Friedrich von Bernhardi, Vom Kriege der Zukunft. Berlin, E. S. Mittler & Sohn, 1920.

[7]) General Ludendorff, Der totale Krieg. Ludendorffs Verlag, München 1936.

[8]) „Revue des Deux Mondes" vom 15. 9. 1929.

[9]) Sebastiano Visconti-Prasca, Der Entscheidungskrieg. Gerhard Stalling, Oldenburg i. O./Berlin 1935.

Digitized by Google

Dem Eintritt der Massen der Amerikaner in den Krieg, wodurch das Gleichgewicht ernstlich verschoben wurde, schreibt der nordamerikanische General Fuqua[10]) dessen Wiederinflußkommen zu.

IV.

Welchen Weg ist nun in Wirklichkeit die Entwicklung gegangen?

Deutschlands Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht nach zurückgewonnener Wehrhoheit und der Aufbau eines starken Friedensheeres mit zunächst ein- und nach dem Vorgange Frankreich bald darauf zweijähriger Dienstzeit, worin das bisherige kleine Berufsheer aufging, entschied zunächst hier, in der Folge auch im Ausland die Frage.

In Frankreich setzte sich die Absicht durch, daß es nunmehr von Anfang an wieder zu einem Krieg der Massen kommen könnte. Einem entwaffneten Deutschland gegenüber hätte man daran denken können, die Sicherheit auf eine zahlenmäßig schwache, dafür aber gute Armee zu gründen. Heute sei die Masse ebenso nötig wie die Güte. Man stehe wieder vor einer ähnlichen Lage wie vor dem Weltkrieg. Der deutsche Gegner verfüge über ein starkes stehendes Friedensheer und über die Masse eines Volksheeres, das sofort mobil gemacht werden könne. Er könne entweder mit jenem plötzlich angreifen oder mit diesem wie 1914 überschwemmen. Dieser zweifachen Gefahr müsse mit denselben Mitteln begegnet werden, mit einer ständigen Deckungsarmee und einem rasch mobil zu machenden Volksheer[11]).

Führt dies aber im Endergebnis nicht doch zu der Seeckt'schen Theorie? Sollte man diese Deckungsarmee nicht als jene Stoßarmee aus Berufssoldaten aufstellen, wie sie sich de Gaulle gedacht hatte und mit dessen Wort als Devise: „Schnell über die Grenze und wehe euch drüben?" Der Abgeordnete Paul Reynaud, der spätere Finanzminister, griff diese Gedankengänge in Wort und Schrift[12]) auf. Er predigte den Angriff als die kriegsentscheidende Kampfform, verlangte für Frankreich ein seiner Politik entsprechendes Heer, das nicht nur die Grenzen schützen und einen ins Land eingedrungenen Angreifer zurückwerfen, sondern auch einem Volke, dessen Schicksal an das Frankreichs geknüpft sei, die Hand reichen könne. Er unterbreitete demgemäß der Kammer im Jahre 1935 einen Gesetzesvorschlag, worin er die Schaffung eines besonderen Korps von 11 Divisionen mit Heerestruppen und Nachschubformationen, vornehmlich aus Panzerverbänden und mechanisierten Einheiten, forderte. Das Korps sollte ständig auf voller Kriegsstärke gehalten und aus freiwillig länger dienenden Soldaten rekrutiert werden.

Demgegenüber wurde von verantwortlicher Seite am Gedanken des einheitlichen Volksheeres festgehalten. General Weygand fürchtet, daß hinter einer solchen Stoßarmee, die wohl eine Elitetruppe bilden könnte, das Wehrpflichtheer bald zu einem Heer zweiter Klasse und auf den Stand einer Miliz herabsinken werde. Es handele sich nicht darum, der Masse die Güte entgegenzustellen, sondern man müsse ständig gute Truppen in genügender Zahl und bald darauf Massen von genügender Güte verfügbar haben. Er

[10]) „Army and Naval Journal" vom 8. 11. 1933.
[11]) „Revue de Paris", 42. Jahrgang, Nr. 17.
[12]) Das militärische Problem Frankreichs, von Paul Reynaud. Paris 1937.

Digitized by Google

prägt dabei das Wort von dem Volksheer, das ebenso unteilbar sei wie Frankreich selbst[13]).

Ebenso verwirft eine Denkschrift des Heeresausschusses des Parlaments die von dessen Tribüne vertretenen Vorschläge Paul Reynauds. Die Teilung der Armee in zwei so verschiedenartige Hälften widerspreche, so heißt es darin, der ruhigen Überlegung (!) wie der kriegsgeschichtlichen Erfahrung. Alle am Weltkrieg beteiligten Berufsheere seien im Volksheer aufgegangen. Deutschland habe alles getan, um möglichst rasch zum Volk in Waffen zurückzukehren. 1870 sei das französische Berufsheer an der Grenze zertrümmert worden, man mußte daher den Krieg mit Milizen weiterführen. Was man mit dem Berufsheer vorschlage, sei die Armee Napoleons III. Man setze mit ihr den ganzen Friedensbestand in den ersten Kämpfen aufs Spiel und sei im Falle des Mißlingens auf Stegreiflösungen angewiesen.

Wie in Deutschland so ist auch in Frankreich der Gedanke des kleinen Deckungs- oder Stoßheeres aus Berufssoldaten neben dem milizartigen Volksheer bis auf weiteres und wahrscheinlich auf lange abgetan.

Und auch in England ist durch das Wehrpflichtgesetz von 1939 die erste Bresche in die bisherige Heeresverfassung gelegt. Durch die jährliche Aushebung zu einem 6monatlichen Aktiv- und 3½jährigen Reservedienst der etwa 200 000 bis 250 000 Mann starken Jahrgänge der 20jährigen etwa je zur Hälfte zur regulären und zur Territorialarmee ist auch dort der Übergang zum Volksheer im Kriegsfall vorbereitet. Das britische Mutterland verfügt dazu über etwa 2,5 Millionen Wehrfähige. In Italien, dessen faschistische Staatsgesinnung und imperiale Aufgabe die Anspannung der ganzen Wehrkraft des Volkes verlangt, wie in den auf jüngeren staatlichen und volkswirtschaftlichen Entwicklungsstufen stehenden Ländern Osteuropas, stand die Frage niemals ernstlich zur Diskussion.

V.

Ludendorff hätte also gegen Seeckt recht behalten, denn nicht nach dem kleinen Berufsheer auf dem Hintergrunde einer großen milizartigen Reservearmee hin haben sich die neuzeitlichen Heeresorganisationen entwickelt. Es sind vielmehr überall in großen stehenden Friedensheeren die Grundlagen dafür gelegt, daß der nächste Krieg wieder ein Krieg der Massen werde, und zwar von vornherein in noch stärkerem Maße als beim Beginn des Weltkrieges. Denn Deutschland und England, die damals infolge von Unterlassungen oder unzureichender Einrichtungen nicht sofort ihre volle Volkskraft in die Waagschale werfen konnten, sind heute oder werden morgen dazu in der Lage sein.

Und doch, wie jeder neue Gedanke barg auch derjenige Seeckts Körner des Richtigen und Entwicklungsfähigen. Diese waren:

1. Wenn man künftig zu einer raschen Kriegsentscheidung kommen wollte, mußte man ein anderes Verfahren einschlagen als das bisherige sozusagen klassische und von beiden Seiten wie eine Duellregel befolgte, das auch Ludendorff noch vorschwebte: Spannungszeit — erhöhte Kriegsgefahr — Kriegserklärung — x Tage dauernde Mobilmachung hinter mehr oder weniger passivem Grenzschutz — x Tage währender Aufmarsch der Riesenheere — Vor-

[13]) „Revue militaire générale", 1. Jahrgang, Nr. 1.

Digitized by Google

marsch der Dampfwalzen unter Einleitungskämpfen — „Schlachten unter einem ungeheuren Einsatz von Menschen- und Feuerkraft in langen Tagen auf breitesten Fronten" bis zur Entscheidung oder wahrscheinlich bis zur beiderseitigen Erschöpfung im Stellungskrieg. Man mußte vielmehr einen überraschenden Stoß, gewissermaßen aus tiefstem Frieden mitten in die Mobilmachung und den Aufmarsch des Gegners hineinführen — „schnell über die Grenze und wehe euch drüben" (de Gaulle) —, und dazu mußte „der durch die Luftwaffe eingeleitete Angriff von den verwendungsbereiten Truppen, also im wesentlichen dem Friedensheer oder Teilen desselben, mit möglichster Beschleunigung übernommen werden. Je hochwertiger die dazu bestimmten Truppen sind, je größer ihre Beweglichkeit, je entschlossener ihre Führung, um so größer ist die Aussicht, die begegnenden feindlichen Kräfte in kurzer Zeit aus dem Felde zu schlagen, den Feind an der Aufstellung und Entwicklung weiterer Kräfte zu hindern und ihn vielleicht schon friedensbereit zu machen."

(von Seeckt.)

Im Rahmen der Friedensheere aller größeren Militärmächte schuf man sich zur Durchführung und zugleich zur Abwehr solcher überfallartiger Kriegseröffnungen die dazu erforderlichen Operations- und Deckungsarmeen aus Infanterie-Divisionen auf erhöhtem Friedensstand, schnellen (Kavallerie- und motorisierten) und Panzer-Divisionen. Sobald es am politischen Horizont wetterleuchtet, werden diese Heeresteile, sofern sie nicht schon volle Kriegsstärke besitzen, durch Einberufung oder Zurückbehaltung von Reservisten und Aushebung von Pferden und Fahrzeugen in mobilen Zustand versetzt. Was zu anderen Zeiten fast automatisch die Kriegserklärung der Gegenseite auszulösen pflegte, ist heutzutage ein periodischer Vorgang geworden.

Im französischen Heere bilden etwa die Hälfte der 28 aktiven Infanterie-Divisionen sowie alle Kavallerie-, motorisierten und mechanisierten Divisionen die erste Welle seiner „armée de couverture". England verfügt in seiner 5 Infanterie- und 2 Panzer-Divisionen starken Regular Army des Mutterlandes über eine, wenn auch kleine, auf einem auswärtigen Kriegsschauplatz sofort einsetzbare Operationsarmee. Italien hat seine Grenzdivisionen, seine Alpini-Brigaden sowie die Bersaglieri- und Reiter-Regimenter seiner schnellen Divisionen im Unterschied zu den im Innern des Landes liegenden Truppenteilen als Volleinheiten aufgestellt, die allerdings zum operativen Einsatz noch der Auffüllung auf volle Kriegsstärke bedürfen.

2. Die zum Angriffs- oder Gegenstoß bestimmten Heeresteile müssen eine große Beweglichkeit besitzen. Zu diesem Zweck sind sie möglichst weitgehend zu motorisieren und mechanisieren. England ist auf diesem Gebiete bahnbrechend geworden. Die Infanterie-Divisionen seiner Regulären Armee besitzen eine teilmotorisierte Infanterie, vollmotorisierte Artillerie, Pioniere und Nachrichtentruppen, leichte Panzerabteilungen und eine Transportkolonne zur Beförderung einer der drei Infanterie-Brigaden. Im Mobilmachungsfall ist die Vollmotorisierung der ganzen Infanterie vorgesehen. Bei den in Ägypten und Palästina liegenden Infanterie-Divisionen ist sie bereits durchgeführt. Übrigens sollen auch die Infanterie-Divisionen der Territorialarmee als teil- bzw. vollmotorisierte (18 bzw. 6) gebildet werden. Für Deutschland, durch seine wehrgeographische Lage immer vor die Notwendigkeit auf der inneren Linie zu operieren gestellt, spielt die Beweglichkeit starker Heeres-

Digitized by Google

teile eine besondere Rolle. In den im Zuge des Heeresaufbaues aufgestellten motorisierten Infanterie-, den leichten und Panzer-Divisionen schuf sich der Führer und Oberste Befehlshaber der Wehrmacht ein schlagfertiges Instrument für die militärische Unterstützung seiner auf die Sicherung des Lebensraumes des deutschen Volkes gerichteten Politik. In Frankreich hat man die Entwicklung zögernder mitgemacht. Neben leidenschaftlichen Vorkämpfern des Motors vom Schlage de Gaulles fanden sich auch mäßigende Stimmen: „Solche Verbände sind teuer. Man braucht Spezialisten. Das Material veraltet und verbraucht sich. Man benötigt viel Brennstoff. Manche Gegenden, und zwar solche, die strategisch wichtig sind, eignen sich schlecht oder überhaupt nicht für die Verwendung mechanisierter Einheiten. Man kann mit Panzerfahrzeugen das Gelände weder besetzen noch verteidigen. Aus diesen Gründen können die mechanisierten Verbände niemals die Masse der Armee bilden. Sie eignen sich nicht einmal für die Gesamtheit des Manövrierinstrumentes, das wir für den Landesschutz und später für die großen Operationen brauchen." (General Allehaut[14]).) Die französische Friedensarmee verfügt daher über nur 2 mechanisierte Divisionen neben 8 motorisierten und 3 Kavallerie-Divisionen, die außer berittenen nur schwächere motorisierte und gepanzerte Formationen besitzen. Die italienische Armee hat auf dem abessinischen Kriegsschauplatz Erfahrungen in der Ausnutzung des Motors für die Beweglichmachung in großem Umfange gemacht und ist im Begriff, sie auf europäische Verhältnisse zu übertragen. Während bis dahin die schnellen Truppen in der Hauptsache aus Reiter- und Radfahrer-Bersaglieri-Regimentern bestanden und daher eher Kavallerie-Divisionen früherer Art als motorbewegten Verbänden entsprachen, trat in den Herbstmanövern 1939 eine aus einem Panzer-, einem schnellen und einem auf Kraftwagen transportierten Korps gebildete Heeresgruppe auf. Im polnischen Heere trat dagegen der Motor als Mittel zur Beweglichmachung noch hinter dem Pferde zurück, was in den geographischen und wirtschaftlichen Verhältnissen des Landes begründet ist.

3. Die Aufgaben einer beweglichen Kampfführung wie die Verwendung und Bedienung der neuzeitlichen Kampfmittel dabei verlangen zahlreiche selbsttätige Unterführer und hochwertige Soldaten. Man sucht sie in allen Heeren durch Vermehrung der Berufssoldaten und länger dienenden Freiwilligen und durch Verlängerung der aktiven Dienstzeit der Wehrpflichtigen zu gewinnen. Frankreich ist 1936 von der einjährigen zur zweijährigen Dienstzeit — die farbigen Franzosen dienen 3 Jahre — übergegangen, wofür außerdem noch andere Gründe maßgebend waren: die niederen Rekrutenjahrgänge und die Erhöhung der Friedensstärken zur Beschleunigung der Marschbereitschaft. Deutschland ist gefolgt. Die Festsetzung der aktiven Dienstzeit der Dienstpflichtigen auf 6 Monate in England ist vielleicht nur ein erster Anfang, um zunächst einmal ausreichende Ergänzungen für die beiden Armeen zu schaffen. Selbst die Schweiz hat es für notwendig gehalten, die Dauer der Rekrutenschule wesentlich zu verlängern, und hat mit der Aufstellung ständiger Grenzschutzformationen aus Freiwilligen einen ersten Schritt auf das stehende Friedensheer zu gemacht.

Bedeutet eine lange aktive Dienstzeit der männlichen Jugend nur dort ein wirkliches Problem, wo die allseitige Anspannung der nationalen Produktion

[14]) General Allehaut, Bereit sein! Luftmacht. Landmacht. Paris, Berger-Levrault, 1935.

Digitized by Google

an Stelle von Arbeitslosigkeit Arbeitermangel gesetzt hat, so sind den Stärken an Längerdienenden in allen Heeren Grenzen gesetzt. Die beiden anderen Wehrmachtsteile, die Kriegsmarine und vor allem die in stetem Wachstum befindliche Luftwaffe verschlingen eine große Zahl der zu einer längeren Dienstzeit bereiten und zu Unterführern geeigneten Wehrfähigen. — Stellen doch die Flotteneinheiten mancher Kriegsmarinen und fast überall die eigentlich fliegerischen Kräfte der Luftwaffe sofort einsatzfähige Angriffsinstrumente von länger dienenden Berufssoldaten und Freiwilligen im Sinne der Seeckt'schen Theorie dar. Was bei den Heeresorganisationen nicht Wirklichkeit geworden ist, hier trifft es zu. — Daneben spielen auch Schwankungen in der Wirtschaftslage eine Rolle. Als Seeckt seine „Gedanken" niederschrieb, lag der Druck der Arbeitslosigkeit über Deutschland. Damals schien es nicht schwierig, ein ausreichend starkes Berufsheer aufzustellen, wie ja auch die Reichswehr sich niemals über Freiwilligenmangel zu beklagen hatte. Heute liegen die Dinge bereits ganz anders. Gleiches galt schon immer für die englische Reguläre Armee mit ihrer drei- bis siebenjährigen Dienstzeit. An der Planstärke von 100 000 Mann im Mutterland fehlten 1939: 20 000 Mann, die nunmehr durch kurz dienende Dienstpflichtige aufgefüllt werden. Auch in Frankreich wurde in der Aussprache für und wider ein Berufsheer geltend gemacht, daß zwar z. B. infolge der Wirtschaftskrise die Ergänzung der Berufssoldaten keine Schwierigkeiten bereite, dies aber bei einer Besserung der Lage keineswegs so bleiben dürfte.

4. Die „fureur du nombre" steht zwar durchaus noch nicht am Ende, die „Zeit des Riesenhaften" ist keineswegs vorbei, aber das „Prinzip des Massenheeres" beginnt sich allerdings schon heute zu „überschlagen". Die militärische Massenbildung zu Lande, zu Wasser und zur Luft bedingt nämlich eine Massenfertigung und Massenbewegung von Kriegsgerät und Kriegsbedarf aller Art und sie wieder bedingen einen Masseneinsatz von Arbeitskräften, die der eigentlichen kämpfenden Wehrmacht massenhaft entzogen werden. Der Menschenbedarf der Kriegswirtschaft an führenden Köpfen und werkenden Fäusten wächst mit zunehmender Technisierung der Kriegführung in steigendem Maße auf Kosten der Front. Standen nach Dr. K. Hesse[15]) auf deutscher Seite Mitte 1916: 1 190 200 Arbeiter, wovon 738 000 für kriegsverwendungsfähig erklärte, in der Kriegswirtschaft, so war es Mitte 1918 bereits die doppelte Anzahl, nämlich 2 424 300, wovon 1 187 800 kv., die wohl in der Mehrheit von der Front zurückgeholt worden waren. Hesse berechnet das künftige Verhältnis Soldaten : Arbeitskräften = 1 : 3, gibt aber zu, daß andere Auffassungen zu Verhältnissen 1 : 6 oder gar 7 kommen, was er allerdings für deutsche Verhältnisse ablehnen möchte „mit Rücksicht auf die sich daraus ergebende Bemessung der Wehrmachtsstärke". — Hier sitzt der Pferdefuß! — Auf jeden Fall setzt der Bedarf der Kriegswirtschaft dem Massenaufgebot an Kämpfern seine Grenzen, und es wird sich bei jedem Wehrmachtsaufbau die Frage stellen, wo liegen diese Grenzen. Werden sie überschritten, so erhält man ein Schwert zwar breit und lang, aber bald schartig und stumpf, bis es schließlich zerbricht. So meint der bekannte englische Fachmann für

[15]) Oberstleutnant Dr. K. Hesse, Der Menschenbedarf im Zukunftskrieg. Abhandlungen der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften, Juni 1939. 6. Folge, 18.

Digitized by Google

wehrwirtschaftliche Fragen Ernest Faile[16]): „Unsere Behörden erkannten nur langsam, und unsere Verbündeten vielleicht niemals in vollem Umfange, daß die Größe der Heere, die wir aufstellen konnten, beschränkt war. Wir mußten Kohlen fördern und Stahl gießen, damit die verbündeten Streitkräfte kämpfen konnten. Wir mußten Schiffe bauen, um den wichtigsten Nachschub zu befördern. Wir mußten Ausfuhrgüter erzeugen, um den Bedarf für uns und die Verbündeten zu bezahlen. Mangelndes Verständnis für diese Tatsachen hätte uns vielleicht den Krieg verlieren lassen, wenn nicht die Vereinigten Staaten mit Material und Geld geholfen hätten." Und er warnt auch, daß der Widerstandswille des Volkes zusammenbrechen kann, wenn aus Mangel an Arbeitskräften die Erzeugung der lebenswichtigen Dinge für die Zivilbevölkerung zu gering wird.

Damit entsteht innerhalb des total mobil gemachten Volkes eine Aufteilung in kämpfende und arbeitende Soldaten mit einer Zwischenschicht — ob aber auch Bindeglied? — im Etappensoldaten. Fragen von schwerwiegendster Bedeutung ergeben sich aus einer solchen Aufteilung, damit sie nicht zu einer Kluft werde, worin die Einheit der Volksgemeinschaft, der Kampfwille der Front und die Durchhaltekraft der Heimat zerschellen. Wie eine solche Kluft, die in einem längeren Kriege sich fast mit Naturnotwendigkeit bilden wird, überbrückt werden kann, ist heute noch ein ungelöstes Rätsel, das aber rechtzeitig gelöst werden muß, will eine Nation im Ernstfall bestehen. An den kriegswichtigen und lebensnotwendigen Erzeugungsstätten und Transportmitteln, von der Mähmaschine über den Bergwerksstollen bis zum Konstruktionsbüro und zur Drehbank für Flugzeuge, vom Lokomotivstand über das Lenkrad des Fernlastzuges bis zum Steuer des Donauschiffes versammeln sich zudem als Leitende und Facharbeiter geistig und körperlich brauchbarste Kräfte. Für den Einsatz als kämpfender Soldat kommt schließlich nur noch in Frage, wer als Brosam von der Kriegswirtschaft Tische fällt, vom Philosophieprofessor und Künstler bis zum Kellner und Friseur. Da zeichnet sich irgendwie, wenn auch noch ganz verschwommen, am fernen Horizonte möglicher Entwicklung „der Kriegsfreiwillige" ab, der zum Edeling wird — im vitéz der Ungarn haben wir seinen Vorläufer —, ja sich vielleicht in einem neuen Adelsstand oder sogar in einer Kriegerkaste bindet. Dabei wird man jedoch auf eine militärische Ausbildung aller Wehrfähigen im Frieden nicht verzichten dürfen, weil auch das Heer der Kriegswirtschaft aus disziplinierten Soldaten gebildet sein muß, die, unter schwierigen Verhältnissen und Fliegerangriffen ausgesetzt, ihre Arbeit treu und standhaft verrichten. Auch müssen sie fähig sein, ihr Werkzeug mit der Waffe zu vertauschen, wenn der Feind auf der Erde oder durch Luftlandung ihre Arbeitsstätte unmittelbar bedroht. Ob dazu eine ebenso lange Friedensausbildung wie für den zum Kampf bestimmten Soldaten angesetzt werden wird, hängt davon ab, ob die Lage auf dem Arbeitsmarkt gerade auch im Hinblick auf die Kriegsvorbereitung das Herausziehen solcher Massen von Arbeitskräften aus der Wirtschaft erlaubt.

So bahnt sich aus anderer Richtung her eine Entwicklung an, die möglicherweise in ihren Ergebnissen der

[16]) Die Rüstung der Welt, herausgegeben von Oberstleutnant a. D. Müller-Loebnitz. 1935, E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

Digitized by Google

Seeckt'schen Prophezeiung mutatis mutandis recht geben wird.

VI.

Bei allen Überlegungen über die beste Organisation eines neuzeitlichen Heeres steht seit dem Weltkrieg die Frage im Hintergrund, wie sich künftig der Stellungskrieg, nach Ludendorff eine Entartung des Krieges, vermeiden läßt. Man glaubt, in der Bildung starker Verbände, die auf verschiedene Weise sich des Motors zur Fortbedienung bedienen, ein Mittel zu besitzen, den Krieg in Bewegung zu erhalten, indem man das Entstehen zusammenhängender Verteidigungslinien verhindert. „Das Erscheinen mechanisierter Verbände", so meint General Alléhaut[17]), „wird eine bisher ungeahnte Manövrierfähigkeit bringen. Es wird daher zum Bewegungskrieg kommen." Und Oberstleutnant de Gaulle[18]) behauptet von seiner mechanisierten Stoßarmee, diese Marsch-truppe der Zukunft brauche keinen neuen Stellungskrieg zu befürchten. Bei ihrer Kampfkraft und Beweglichkeit sei sie zu blitzartigen Unternehmungen befähigt.

Es gab eine Zeit nach dem Kriege, wo diesseits und jenseits des Rheins der Bewegungskrieg nicht nur gepredigt, sondern auch mit Recht fast ausschließlich zum Gegenstand der Übung in Theorie und Praxis gemacht wurde. Dem entwaffneten Deutschland gegenüber galt ja, was de Gaulle von seiner Stoßarmee erwartete und was heute wie eine Mär aus uralten Zeiten anmutet: „Sie kann rasch an die Donau vorstoßen, um den Anschluß Österreichs an Deutschland zu verhindern, oder an den Main, um den Tschechen die Hand zu reichen." Und die für eine starre zusammenhängende Verteidigung viel zu schwache Reichswehr von damals konnte ja ihr Heil nur in einer beweglichen hinhaltenden Kampfführung, worin Abwehr mit Angriff abwechselten, suchen. Indes, lange bevor Deutschland seine Wehrfreiheit zurückgewonnen, die entmilitarisierte Zone wieder besetzt hatte und darangegangen war, sich im Rahmen eines starken Friedensheeres das „Manövrierinstrument" zu schaffen, womit man nach de Gaulle auf 100 km Breite und Tiefe selbständig operieren, das Nachbarland überfallen, ein wichtiges Pfand nach dem anderen in die Hand nehmen und in den feindlichen Aufmarsch Verwirrung tragen kann, hatte sich die bisher angriffslustige Marianne mit dem Beton- und Stahlpanzer ihrer Maginot-Linie umgürtet. Ihr legte der Führer des Reichs im Sinne seiner rein auf Abwehr eingestellten Politik seinen Westwall gegenüber. Und so ziehen sich auf beiden Seiten der deutsch-französischen Grenze von Nord nach Süd zwei lückenlose, tiefgegliederte, ständige Befestigungssysteme, mit denen die Feldbefestigungslinien des Weltkrieges keinen Vergleich aushalten und in deren von beiden Seiten behaupteten Unüberwindbarkeit jeder Gedanke an einen rasch verlaufenden Bewegungskrieg erstickt wird. So wird dort für uns und die Franzosen der Landkrieg künftig beginnen, wo 1914 der Einleitungsfeldzug des Weltkrieges geendigt hat, mit einem Stellungskrieg, worin keiner der beiden Gegner sein Manövrierinstrument zum Einsatz bringen kann. Erwägungen darüber, wie ein Stellungskrieg sich gestalten wird und welche

[17]) Siehe Seite 773.
[18]) Siehe Seite 769.

Digitized by Google

Möglichkeiten außer dem Durchbruch sich in dieser Lage noch bieten werden, sollen hier nicht angestellt werden.

VII.

Wohin geht der Weg der militärischen Entwicklung? Wie werden die Heere aussehen? Wie werden sie sich verhalten?

Auf die erste Frage hat die zurückgelegte Entwicklung selbst die Antwort gegeben. Wir sehen das Gewordene leibhaftig in den Heeren der großen europäischen Militärmächte vor uns. Es ist vorläufig anders gegangen als der Generaloberst von Seeckt und andere vermuteten oder anstrebten.

Die zweite Frage kann schließlich doch nur der nächste Krieg zutreffend beantworten. Denn trotz der Erfahrungen im abessinischen, chinesischen, spanischen Krieg, vielleicht sogar gerade ihretwegen, bilden für uns die Möglichkeiten und die Grenzen der jüngsten Waffen, der Panzerwaffe und der Luftwaffe, heute noch Bücher mit sieben Siegeln. Bereits haben sie alle bisherigen Berechnungen von Raum und Zeit über [illegible] Haufen geworfen. Unter ihrer Einwirkung muß die Nacht zum Tage gemacht werden, haben Bodengestaltung und -bedeckung, Witterung und Beleuchtung ganz andere Bedeutung gewonnen. Gefahr droht von oben und von allen Seiten, vorn an der Front und weit dahinter. Man schützt sich durch immer weiteres Auseinanderziehen und Zerkleinern der Verbände, durch Decken, Verstecken und Tarnen, durch Anlehnen an Hindernisse und Anlage von Sperren, durch Einrichtung von Beobachtungs-, Horch- und Meldelinien, durch Aufbau von Abwehrwaffen. Man wird vorsichtig, äugt nach oben und sorgt sich um Flanken und Rücken, setzt auf Nummer Sicher und bewegt sich daher sprungweise und methodisch von Versteck zu Versteck, von Deckung zu Deckung, von Abschnitt zu Abschnitt. Man gräbt sich dabei ein und schützt sich durch Draht und Minen. So verlangsamt sich die Bewegung unter der Bedrohung durch die beiden schnellsten Waffen, den Panzerwagen und das Kampfflugzeug. „Das ganze große Heer als solches wird wirklich entsetzlich langsam." Auch der „ungeheure Schwanz des Trosses" ist ja durch sie bedroht und bedarf dagegen des Schutzes.

Und doch, vielleicht bietet sich gerade damit dem Kühnen, dem Entschlossenen, dem rasch Zupackenden, wenn er dazu noch über ein zur Beweglichkeit befähigtes und erzogenes Instrument verfügt, die Möglichkeit zu überraschender Operation. Welche Wirkung der neuen Kampfmittel wird größer sein, die beflügelnde auf der eigenen oder die hemmende von der feindlichen Seite her? Jene gilt es zu steigern, diese auszuschalten oder doch abzuschwächen. Hie Panzerwagen und Flugzeug, hie Pak und Flak! Und mit einemmal taucht da wieder der Begriff „Masseneinsatz" auf. Wenn Welle hinter Welle anrollt, wenn Staffel nach Staffel heranbraust, gibt es dagegen noch Abwehr und Deckung? Sind Panzerwagen und Flugzeug nicht vielleicht doch die Waffen, die künftig nicht nur den Kampf, sondern den Krieg entscheiden? Oder bleibt es immer wieder die brave Infanterie, allerdings mit neuzeitlicher Bewaffnung und aufs engste unterstützt von jenen, wie von der alten bewährten Helferin, der Artillerie. Wer weiß?

Digitized by Google

„Committee of Imperial Defence" 1904–1939, 35 Jahre britischer Reichs-Verteidigungsausschuß.[1]

Von * * *

Das britische Imperium ist vorwiegend eine große maritime, indische und koloniale Macht. Es fehlen bisher die Möglichkeiten, seine Verteidigungsmaßnahmen in Übereinstimmung zu bringen und sie als ein geschlossenes Ganzes zu behandeln", so heißt es in dem ersten Bericht eines Ausschusses, der 1904 unter Vorsitz des Lord Esher die Mittel und Wege einer gründlichen Erneuerung des britischen Kriegsamtes untersuchen sollte. „Wir kommen zu dem Schluß", fährt der Bericht fort, „daß eine Reform des Kriegsamtes allein nichts nutzen würde, wenn nicht auch dafür gesorgt wird, daß das Kabinett Richtlinien für die Gestaltung der nationalen Politik und die notwendigen Vorbereitungen im Frieden gibt. Diese Aufschlüsse und Weisungen dürfen sich nicht auf den Wirkungsbereich des Kriegsamtes beschränken, sie müssen vielmehr den der Admiralität und anderer staatlicher Behörden mit einschließen."

Dieser Bericht stellte also die Notwendigkeit fest, die Aufgaben der damals bestehenden Wehrmachtsteile untereinander und mit den Zielen der Staatsführung in Einklang zu bringen — ein für jene Vorkriegsjahre erstaunlich weitsichtiger Entwurf! Da die Einrichtung, der man diese Aufgabe hätte übertragen können, noch völlig fehlte, schlug der Ausschuß Gründung eines „Committee of the Imperial Defence" vor. Ständiger Präsident dieses Verteidigungsrates sollte der Ministerpräsident sein, in dessen Hände auch die Auswahl und Ablösung der Mitglieder zu legen war. Ein kleines Sekretariat sollte neben der Geschäftsführung auch die Aufgabe übernehmen, bei etwaigen Regierungswechseln die Führung des Reichsverteidigungswesens auf geradem Kurs zu halten.

Die Vorschläge wurden von der Regierung gebilligt, und das „Committee of Imperial Defence" begann im Mai 1904 seine Tätigkeit.

Zwei Hauptwesenszüge sind maßgebend für das Wirken dieser echt britischen Einrichtung. Zunächst fehlt dieser Zentralstelle der gesamten

[1]) Die britische Kriegführung liegt in den Händen eines Kreises von Männern, die seit Jahren im „Committee of Imperial Defence" den englischen Krieg von 1939, ihren Krieg, vorbereitet haben. Über die Zusammensetzung und das Arbeitsverfahren dieses hochwichtigen Führungsorgans gibt ein Vortrag des britischen Generalmajors Ismay, den dieser im Januar 1939 vor der „United Services Institution" gehalten hat, einigen Aufschluß. Seine Ausführungen sind um so wertvoller, als er selbst Sekretär des Ausschusses ist und auch schon früher jahrelang an wichtiger Stelle mitarbeiten durfte. Der folgende Bericht über seine Rede stellt die Punkte besonders heraus, die für den deutschen Leser von Bedeutung sind.

Digitized by Google

Reichsverteidigung jede Befehlsgewalt, jede Vollmacht zu bindenden Anordnungen! Der Ausschuß gibt nur Ratschläge („advices"). Da jedoch der Premierminister selbst den Vorsitz führt und zahlreiche andere Minister sowie die Chefs der Wehrmachtsteile ihm angehören, haben diese Ratschläge derartiges Gewicht, daß im allgemeinen die Durchführung gesichert ist. Rein verfassungsrechtlich aber ist der Vorgang so, daß der Ausschuß „Ratschläge" über Fragen der Verteidigung gibt, daß sodann das Kabinett entscheidet, und daß schließlich das Fachministerium oder mehrere Ministerien, deren Tätigkeit berührt wird, die Durchführung übernehmen.

Dieses scheinbar so lockere Verfahren der „Beratung" statt der straffen Führung der Wehrmachtsteile und beteiligten Behörden wird dem Grundgesetz der englichen Verfassung gerecht, wonach die gesamte Verantwortung ausschließlich beim Kabinett liegt, das seinerseits dem Parlament Rechenschaft abzulegen hat.

Neben dem gewollten und planmäßigen Verzicht auf jede Befehlsgewalt ist die unbegrenzte Ausweitungsmöglichkeit Hauptwesenszug des „Committee of Imperial Defence". Wie schon gesagt, liegt es ausschließlich beim Premierminister, wen er zu den Beratungen beiziehen will. Infolgedessen kann, wenn es notwendig erscheint, die Erfahrung jedes beliebigen britischen Bürgers der Arbeit des Ausschusses dienstbar gemacht werden

Nach diesem Grundriß der seltsamen Einrichtung, die mit ihren „Ratschlägen" die Machtmittel des gewaltigen Weltreiches lenkt, ist ein geschichtlicher Überblick über ihre Tätigkeit seit den Tagen der Gründung sicherlich von Wert.

Vor dem Weltkrieg, der Zeitspanne des Anlaufes der neugeschaffenen Stelle, legt sie die großen Grundsätze der Aufgabenverteilung zwischen Heer und Flotte sowie der Verteidigung der Heimatinseln, des Indischen Reiches, und des Küstenschutzes fest.

Außerdem untersuchte der Ausschuß bereits in jenen frühen Jahren sorgfältig alle Möglichkeiten und Aufgaben des angestrebten Vernichtungskrieges, soweit sie sich schon überblicken oder doch ahnen ließen. Dabei waren Fragen wie die Aufrechterhaltung der Handelsschiffahrt, die Post- und Presseüberwachung im gesamten Weltreich, die Abwehr von Sabotageversuchen und ähnliche scheinbar am Rande liegende Dinge durchaus nicht vergessen. Die Einzelfragen wurden — wieder ein echt englischer Zug! — in Unterausschüssen bis zur Entschlußreife beraten, dann die Pläne dem Hauptausschuß vorgelegt und nach Billigung ins „War book" aufgenommen. Die Dominien, Indien und die Kolonien wurden ständig auf dem laufenden gehalten und konnten so ihre eigenen Pläne der gemeinsamen Richtlinien anpassen.

Während der ersten Weltkriegswochen arbeitete die Maschine des Verteidigungsausschusses in ihrer bisherigen Art weiter. Bald stellte sich jedoch heraus, daß die Erfordernisse des Krieges nun doch eine straffere Zusammen-

Digitized by Google

fassung und kräftigere Führung unvermeidlich machten. Der Premierminister Asquith sah diese Notwendigkeit ein, konnte sich aber zu keinem ganzen Entschluß, sondern nur zu einem Kompromiß aufschwingen, das die Mitverantwortung des Kabinetts unangetastet ließ; er schuf den Kriegsrat („War Council"), der im Grunde nichts anderes als eine Fortsetzung des Verteidigungsausschusses unter bedeutender Ausweitung seiner Befugnisse war. Der Kriegsrat erhielt die Vollmacht, in technischen und strategischen Einzelfragen entscheidende Beschlüsse zu fassen und bindende Weisungen zu geben. Nur Beschlüsse über die großen Richtlinien der Kriegführung blieben dem Kabinett vorbehalten. Später wandelte sich — aber eigentlich nur dem Namen nach — der Kriegsrat in einen Kriegsausschuß („War Committee").

Ein grundlegender Umbau, verbunden mit strafferer Zusammenfassung der Gewalten, trat ein, als Lloyd George ans Ruder kam. Er schloß die Befugnisse des „War Committee" und die seines Kabinetts im „War Cabinet" zusammen, dem außer ihm selbst noch fünf Minister angehörten, sämtlich — mit Ausnahme von Bonar Law — ohne sonstigen Geschäftsbereich und somit in der Lage, ihre gesamte Arbeitskraft den Aufgaben der Kriegführung zuzuwenden. Das „War Cabinet" hatte unbeschränkte Vollmacht, behielt jedoch rein technisch die erprobten Verfahren des „Reichs-Verteidigungsausschusses" weitgehend bei.

Als der Weltkrieg endgültig abgeschlossen schien, wurde im November 1919 das „Kriegskabinett" durch eine normale Regierung abgelöst, das „War Committee" wurde wieder zum „Committee for Imperial Defence" und nahm seine Friedenstätigkeit auf, freilich in beträchtlich erweitertem Umfang und mit einer Vielfalt der Aufgaben, an die in der Vorkriegszeit noch niemand gedacht hatte. Die neuerstandene Luftwaffe ließ die Notwendigkeit, eine reibungslose und zielklare Zusammenarbeit der Wehrmachtsteile zu sichern, dringlicher denn je erscheinen. Dazu hatte der Weltkrieg überzeugend dargetan, daß künftighin jeder große Zusammenstoß sofort über den rein militärischen Bereich hinaus zu einem Ringen ganzer Völker mit all ihren wirtschaftlichen und moralischen Machtmitteln werden würde. Die Wehrmacht durfte nur noch als die Schneide der Waffe angesehen werden, der die zweckmäßige Zusammenfassung aller nationalen Kräfte erst die nötige Wucht geben mußte. Der Aufgabenbereich umfaßte also nunmehr fast alle Zweige der Staatsführung und Verwaltung, und fast alle Dienststellen und Behörden mußten vom „Reichsverteidigungsausschuß" in irgendeiner Weise herangezogen und durch „Ratschläge" auf die gemeinsame Aufgabe ausgerichtet werden. Dazu hatte die Entwicklung der Luftwaffe den strategischen Vorzug der insularen Lage Englands zum großen Teil aufgehoben; man durfte sich nicht mehr darauf verlassen, daß im Fall eines Krieges noch Zeit genug sein werde, hinter dem deckenden Schild der Flotte die gewaltigen Kräfte des Imperiums in aller Ruhe zu mobilisieren.

Digitized by Google

Der Verteidigungsausschuß paßte sich in den Nachkriegsjahren den neuen Aufgaben an.

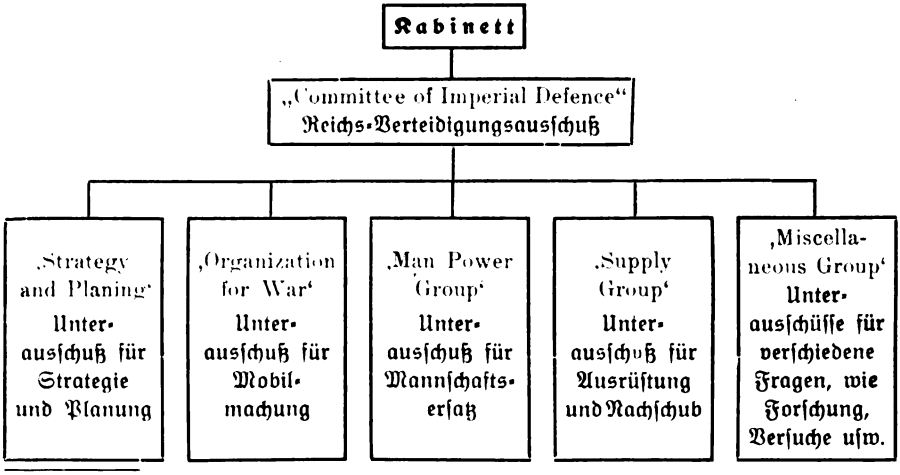
Im Jahre 1923 wurde der Unterausschuß der Stabschefs („Chief of Staff Sub-Committee") ins Leben gerufen, im Jahre 1936 das Amt des Verteidigungsministers („Minister of Coordination of Defence") geschaffen. Er erhielt folgende Aufgaben[2]):

1. Die allgemeine Überwachung und Leitung des Reichsverteidigungsausschusses, die bisher dem Premierminister unmittelbar obgelegen hatte. Beobachtung etwaiger Rückstände der Verteidigungsmaßnahmen und ihre Beseitigung (in „consultation" mit dem Premier und den Fachministern).
2. In Vertretung des Premiers den Vorsitz im „Committee of Imperial Defence".
3. Die persönliche Beratung mit den Stabschefs der Wehrmachtteile, die er zu Besprechungen unter seinem Vorsitz einzuladen berechtigt ist.
4. Den Vorsitz im Hauptausschuß des Ausrüstungswesens („Principal Supply Officers Committee").

Außerdem hat er Vorschläge über den etwa nötig werdenden weiteren Ausbau des „Reichsverteidigungsausschusses" zu machen.

Dieser Ausschuß entsprach in Aufbau und Wirkung bis zum neuen englischen Krieg noch durchaus den Grundzügen, die ihm seit seiner Gründung vor 35 Jahren wesentlich waren: Er ist nur beratende Körperschaft, er kann beliebig erweitert werden, der Premier führt von Amts wegen den Vorsitz und entscheidet uneingeschränkt darüber, wen er zuziehen oder entbinden will, und schließlich liegt die Führung der Geschäfte in den Händen eines Sekretariats.

Die Gliederung des Ausschusses sah in groben Umrissen so aus:



[2]) Nach Weißbuch über Verteidigungsfragen vom 3. März 1936.

Digitized by Google

Ganz so einfach und übersichtlich, wie auf der Zeichnung dargestellt, ist die Gliederung der Unterausschüsse nun natürlich nicht. Die einzelnen Gruppen sind viel feiner gegliedert, und die Verästelung geht so weit, daß für eine neue auftretende Frage oft auch gleich ein „Sub Committee", ja sogar manchmal mehrere Unterausschüsse gegründet werden.

Man darf sich, das wird der Leser schon selbst vermuten, durch die demokratisch-parlamentarische Bezeichnung „Unterausschüsse" („Sub-Committees") nicht täuschen lassen. Ihre Tätigkeit erschöpft sich doch nicht ganz im Hin- und Herverhandeln, sondern sie arbeiten, beschließen und entscheiden!

Über die Zusammensetzung und Tätigkeit der einzelnen Unterausschüsse teilte General Ismay einiges mit.

Der Unterausschuß für Strategie und Planung zum Beispiel, der wichtigste von allen, vereinigt die Stabschefs der Wehrmachtsteile. Vorsitzender ist der Premierminister selbst, aber auch der Verteidigungsminister hat das Recht, diesen Ausschuß unter seinen Vorsitz einzuberufen.

„Neben der Tätigkeit als Berater in Angelegenheiten der See-, Land- oder Luftpolitik in seinem eigenen Amt oder Rat trägt jeder der drei Stabschefs eigene und gemeinsame Verantwortung für die Beratung von Wehrfragen als Ganzes; die drei bilden einen ‚Überstab'."

Unter den Generalstabschefs arbeiten eine ganze Reihe von „Sub-Committees", so z. B. ein Vereinigter Planungsausschuß, der aus dem Planungsleiter („Director of Plans") der Admiralität und den Leitern der Operationsabteilungen („Deputy of Operations") im Kriegsamt und Luftfahrtministerium besteht. Diese Körperschaft stellt gewissermaßen den Wehrmachtsgeneralstab dar. Im Jahr 1936 wurde der Planungs-Unterausschuß („Joint Planing Sub-Committee") durch je einen Offizier der drei Wehrmachtsteile verstärkt. Diese Offiziere sind gleichzeitig an der Reichs-Wehrmachtsakademie („Imperial Defence College") tätig.

Ihre Doppelaufgabe als Mitglieder des Wehrmachtsgeneralstabes und gleichzeitig des Generalstabs ihres eigenen Wehrmachtsteils, von dessen Chef sie allein Befehle erhalten, soll die reibungslose Zusammenarbeit sichern.

Ähnlich zusammengesetzt ist der Vereinigte Nachrichten-Unterausschuß („Joint Intelligence Sub-Committee"), der durch Vertreter des Auswärtigen Amtes, der Übersee-Handelsabteilung und anderer Ministerien und Ämter ergänzt wird. Dieser Unterausschuß liefert dem „Planing Committee" das erforderliche Nachrichtenmaterial.

Die Mobilmachungsvorbereitung („Organisation for War") liegt, wie man sich denken kann, in den Händen einer ganzen Gruppe von Unterausschüssen, von denen nur einige erwähnt werden können. Das „Oversea Defence Committee" unter Vorsitz des Ständigen Kolonial-Unterstaatssekretärs ist wohl das älteste. Es vereinigt die Vertreter der Admiralität,

Digitized by Google

des Kriegsamtes, des Luftfahrtministeriums, des Indien- und des Burma-Amtes, des Dominienministeriums, des Auswärtigen Amtes sowie des Schatzamtes. Dieser Ausschuß überwacht alle Maßnahmen der Verteidigung des Weltreiches.

Neu gegründet wurden im vorigen Jahr der Unterausschuß für „Zivile Verteidigung" („Civil Defence"), der (gemeinsam mit einem die technischen Fragen behandelnden untergeordneten Ausschuß) für den Luftschutz zuständig ist. Vorsitzender dieses Ausschusses ist der Lordsiegelbewahrer Sir John Anderson, Mitglieder sind die Staatssekretäre des Innern und von Schottland, die Präsidenten der Ämter für Erziehung und für Handel, der Gesundheitsminister und der Postminister („Postmaster-General").

Zu der Gruppe von Ausschüssen, die sich mit Mobilmachungsvorbereitungen beschäftigen, gehört auch ein „Ständiger zwischenamtlicher Zensurausschuß", in dem neben Vertretern der in Frage kommenden Ministerien auch die Offiziere und Beamten sitzen, die für Leitung der Zensur in Kriegszeiten vorgesehen sind. Im Frieden gab es keine Zensur, jedoch waren alle Überwachungsmaßnahmen soweit vorbereitet, daß sie bei Kriegsausbruch schlagartig in Kraft gesetzt werden, wie die Ende August in Amerika abgesandten und jetzt erst von der britischen Zensur freigegebenen Briefe nach Deutschland zeigen.

Für die Mannschaftsergänzung arbeitet eine weitere Gruppe von Unterausschüssen, die „Man power Group". Ihre Tätigkeit war in diesem Jahr besonders stark umstritten, hatte sie doch nicht allein die Werbemaßnahmen für die Territorialarmee, sondern auch das Zwangsrekrutierungsgesetz vorzubereiten.

Die Gruppe der Unterausschüsse für Nachschub und Rüstung („Supply Group") gliedert sich in solche der allgemeinen Rüstungsmaßnahmen, also der Rohstoffbeschaffung und -erzeugung, und solche der Lebensmittelversorgung, schließlich gehört dazu auch das Treibstoffamt („Oil Board"). Der Unterausschuß für allgemeine Rüstungsmaßnahmen, „Principal Supply Officers Committee" genannt, hat erst in den Wochen vor dem vom Zaun gebrochenen Krieg einen eigenen Minister zum Vorsitzenden erhalten, dessen Tätigkeit sich allerdings zunächst auf die Heeresrüstung beschränken soll, wie Chamberlain im Unterhaus erklärt hat.

In der Gemischten Gruppe („Miscellaneous Group"), die sich mit Forschungsaufgaben und Versuchen beschäftigt, sind neben Offizieren der Wehrmachtsteile vor allem eine Anzahl von Wissenschaftlern und Wirtschaftsführern tätig.

Das Sekretariat ist zahlenmäßig verhältnismäßig beschränkt. Als Unterstaatssekretäre werden Offiziere für drei bis vier Jahre zugeteilt, außerdem gibt es zwei ständige Sekretäre. Aufgabe des Sekretariats ist lediglich

Digitized by Google

die Geschäftsführung. Einfluß auf die sachlichen Verhandlungen nimmt es nicht.

Das „Committee of Imperial Defence", dessen vielgliedriger Aufbau und dessen Arbeitsverfahren hier kurz umrissen wurden, ist eine Einrichtung mit allen Vorzügen und Mängeln britischen Wesens und britischer Führung. Sie hat sich in der jetzt zu Ende gehenden imperialistischen Epoche, dem Jahrhundert Großbritanniens, bewährt. Den neuen Möglichkeiten einer autoritären Volks-, Staats- und Kriegführung gegenüber wirkt sie — wie das gesamte Inselreich — recht altertümlich und gebrechlich.

Das erste Jahr der Preußischen Heeresreform 1807/08.

Die neue Publikation der Preußischen Staatsarchive[1]).

Von Dr. Eberhard Kessel.

Die preußische Archivverwaltung hatte in den Jahren der politischen Ohnmacht und Kraftlosigkeit nach dem unglücklichen Ausgang des Weltkrieges die Veröffentlichung der Akten zur preußischen Reform beschlossen und in Angriff genommen, die allerdings wie kaum ein anderer Vorgang der preußisch-deutschen Geschichte damals von neuem die Aufmerksamkeit auf sich lenken mußte. Nachdem bereits im Jahre 1931 ein erster Band aus der Reihe der allgemeinen Verwaltungs- und Behördenreform erschienen ist, liegt heute der erste Band der zweiten Reihe vor, die in drei Bänden die Heeresreform bis zu ihrem Abschluß im Wehrgesetz von 1814 behandeln soll. Damit wird der Allgemeinheit ein Material in einer allen wissenschaftlichen Anforderungen genügenden Weise erschlossen, das bisher weit verstreut in entlegenen und veralteten Publikationen oder nur durch das Mittel biographischer Darstellungen zugänglich gewesen, zum Teil aber auch noch gar nicht bekannt war. Die Exaktheit der Edition ermöglicht zum erstenmal ein genaueres Abwägen der Teilnahme der einzelnen Mitarbeiter an dem Gesamtwerk; und wenn auch die tragenden Stimmen der Reformer uns schon durch die älteren Veröffentlichungen vertraut waren, so vernehmen wir doch nun erst den vollen Chor und können Gewicht und Leistung in

[1]) Die Reorganisation des Preußischen Staates unter Stein und Hardenberg, Zweiter Teil: Das Preußische Heer vom Tilsiter Frieden bis zur Befreiung 1807—1814, Bd. I, hrsg. von Rudolf Vaupel. Publikationen aus den Preußischen Staatsarchiven Bd. 94. Verlag S. Hirzel, Leipzig 1938. Preis 48 RM. — Die im Text des Aufsatzes in Klammer gesetzten Zahlen bezeichnen die Nummern dieser Publikation.

Digitized by Google

jedem Einzelfall abmessen[2]). Der Herausgeber wechselt sinngemäß Ganzabdruck mit Teildruck und Auszug ab, verwertet weitere Stücke in erläuternden Vor- und Nachbemerkungen, spart überdies nicht mit Vor- und Rückverweisen und läßt so vor dem Leser, ohne durch die Fülle zu verwirren, ein geschlossenes Bild der Vorgänge bis in die Einzelfragen hinein erstehen. Es ist vor allem deswegen so lebendig, weil sich die Publikation nicht auf die rein organisatorischen Denkschriften und Maßnahmen beschränkt, sondern die gesamte innen- und außenpolitische Situation, wie sie auf das Reformwerk einwirkte, in kennzeichnenden Aktenstücken und Briefen wiedergegeben hat[3]). War eine derartige Veröffentlichung schon lange ein dringendes Bedürfnis der historischen Wissenschaft, so entspricht sie heute geradezu einer Forderung der Stunde. Werden wir doch mit ihr mitten hineingeführt in die Probleme der Reorganisation einer Armee im Rahmen des Neuaufbaus des Staates, die uns heute in gleicher Weise angehen wie die damalige Generation.

Der vorliegende Band umfaßt im wesentlichen das erste Jahr der Reform, das mit den neuen Kriegsartikeln, den Verordnungen und Reglements von August 1808 seine Hauptergebnisse erzielte und mit der Septemberkonvention seine entscheidende Wendung erfuhr. Denn dieses Jahr war alles andere als eine Zeit ungestörten, ruhigen und stetigen Wiederaufbaus. Vielmehr vollzogen sich die Arbeiten der Regeneration des Staatswesens unter dem Druck unerhörter Spannungen. Der Friede von Tilsit hatte Preußen nicht nur um die Hälfte seines Gebiets verkleinert, er hatte wichtige Punkte offen gelassen und künftiger Entscheidung vorbehalten, die nach Lage der Dinge immer vom Sieger diktiert werden konnte. Die Militärkonvention vom 12. Juli 1807 hatte zwar in Ergänzung zu dem Friedensvertrag für die Räumung der übriggebliebenen preußischen Lande durch die Franzosen kurz bemessene Fristen angesetzt, diese aber von der vorherigen Zahlung der Kontributionen abhängig gemacht, deren Höhe noch gar nicht bestimmt worden war. Damit hatte es Napoleon ganz in der Hand, seine Truppen so lange in Preußen zu lassen, wie er es für gut hielt. Nur die ersten Termine wurden eingehalten. Die Franzosen verließen bis zum 25. Juli das Land bis zum Pregel, Anfang August bis zur Passarge und Ende Dezember bis zur Weichsel. Alles übrige blieb besetzt, und das geknechtete und bedrückte Land hatte zu allen anderen

[2]) Man vermißt lediglich bei der Denkschrift vom 20. September 1807 (46) die Angabe der nach Meinecke, Boyen I, 172, eigenhändigen Korrekturen Borstells, die dessen Autorschaft erkennen lassen sollten.

[3]) Man hätte dabei statt des bloßen Titelregests gerne den vollen Wortlaut der bisher nur in den Preußischen Jahrbüchern, Bd. 179, veröffentlichten Denkschrift Clausewitz' vom Winter 1807/08 (76) gesehen. Aber vielleicht erhalten wir doch einmal eine Ausgabe der Schriften von Clausewitz, in der sie ihren gebührenden Platz finden würde.

Digitized by Google

Lasten noch die Aufgabe, etwa 150 000 Mann feindlicher Truppen zu unterhalten. Das ganze Bestreben des Freiherrn vom Stein ging deshalb dahin, zuerst einmal die feindliche Besatzung loszuwerden, um Herr im eigenen Hause zu werden und für diesen Preis auch neue Opfer zu bringen, wenn sie nur nicht die Substanz des Staates weiter verminderten. In diesem Zeichen standen die Verhandlungen mit dem übermütigen Sieger in der ganzen Zeit. Da Napoleon aber keine Entscheidung fällte, sondern die zu ihm geschickten Unterhändler mit deutlich zur Schau getragener Nichtachtung warten und immer wieder warten ließ, mußte in den Herzen der preußischen Patrioten der Argwohn wach werden, daß der Imperator überhaupt auf Preußens Untergang ausgehe, den 1807 lediglich die Rücksicht auf Rußland gehindert habe. Sicher eine nicht unbegründete Sorge! Sie gab allem, was die Reformer damals in unermüdlicher und zäher Kleinarbeit taten, jenen eigentümlich heroischen Zug. Man mußte bei alledem mit der Möglichkeit eines demnächstigen erneuten Waffenganges rechnen. Für ihn nicht ganz wehrlos dazustehen, war die erste Aufgabe der Heeresreform. Erst hinter dem drohenden Gespenst des Verzweiflungskampfes tauchte dann die Hoffnung auf die Befreiung auf, als sich im Sommer 1808 das spanische Volk gegen die Franzosen erhob und damit ganz Europa das Beispiel kraftvollen Widerstandes gegen den Unterdrücker bot[4]).

Es war nur natürlich, daß die Reformer dabei sogleich an die Bewaffnung des ganzen Volkes, an die Aufrufung aller nationalen und patriotischen Elemente im Lande dachten. Scharnhorst hatte schon vor Ausbruch des Krieges von 1806 diesen Gedanken gehabt: Er ergab sich als eine logische Folgerung aus der niemals ganz vergessenen und lediglich durch die stehenden Söldnerheere in den Hintergrund getretenen Verpflichtung aller Landeseinwohner zur Verteidigung des Staates. Handelte es sich doch nicht mehr darum, für die dynastischen Zwecke eines begrenzten Territoriums ein Heer zu schaffen, sondern es galt jetzt, die Wehrkraft des gesamten Volkes für seinen Lebens- und Existenzkampf zu organisiern. Bereits am 31. Juli 1807 machte Scharnhorst in einer ersten diesbezüglichen Denkschrift dem König den Vorschlag einer allgemeinen Miliz n e b e n dem stehenden Heer, dessen Stärke er bei den begrenzten Mitteln des Staates vorläufig nur auf 65 000 bis 70 000 Mann annehmen zu können glaubte (16)[5]).

Der König gab allerdings diesem Rat Scharnhorsts keine Folge. Er wollte offenbar nicht sofort und ehe die Lage des Staates geklärt war

[4]) Vgl. die klare und lebendige Schilderung dieser Vorgänge von H. Haußherr, Erfüllung und Befreiung, der Kampf um die Durchführung des Tilsiter Friedens 1807/08, Hamburg 1935.

[5]) Die tatsächliche Stärke der preußischen Armee war im Oktober 1807 noch etwa 60 000 Mann (52), dann seit November bis zur Septemberkonvention von 1808 etwa gleichbleibend an 50 000 (69, 167, 241).

Digitized by Google

zu so umwälzenden Maßnahmen greifen. Vom Willen zur Reform war er doch ganz erfüllt. Schon während des unglücklichen Krieges hatte er mit dem Ortelsburger Publikandum den ersten Schritt dazu getan[6]). Unmittelbar nach Friedensschluß berief er die Militär-Reorganisationskommission mit Scharnhorst und Lottum an der Spitze (1, 8) und gab ihr in einer eigenhändig aufgesetzten Denkschrift ein erstes Arbeitsprogramm (9), das er später lediglich noch in eine systematischere Form faßte, um einen geregelteren Gang der Arbeiten in der Kommission zu erzielen (95). Hier finden wir neben der Bestrafung der in die schmählichen Kapitulationen des vergangenen Krieges verwickelten Offiziere als wesentliche Reformpunkte verzeichnet: die Verjüngung des Offizierkorps und dementsprechende Abänderung des Avancements, Beförderung von Nichtadligen zu Offizieren, Vermehrung der leichten Infanterie, Abänderung des bisherigen In- und Ausländerrekrutierungssystems, Errichtung von Divisionen und Armeekorps aus den verschiedenen Waffen schon in Friedenszeiten, Reform der Militärstrafen, der Bekleidung und Bewaffnung, Abschaffung der Kompaniewirtschaft, modernes Ausbildungsverfahren, Neuorganisation der bestehenbleibenden Truppenteile.

Man sieht: das waren so ziemlich alle Gegenstände, deren sich die Heeresreform anzunehmen hatte, wie sie Scharnhorst und Gneisenau wollten. Und in diesem Sinne hat die Kommission über die verschiedenen Gegenstände beraten, zuweilen mit heißen Köpfen und nicht ohne Widerspruch der Reformgegner in der Kommission. Ihre Ergebnisse wurden dem König in ausführlichen Denkschriften vorgelegt, auf Grund deren die entscheidenden Entschlüsse gefaßt wurden. Im Hin und Her der Beratungen, Einholen von Gutachten usw. verging einige Zeit. Unter den Gutachten finden sich viele bemerkenswerte Äußerungen, so die bereits bekannten von Blücher (14, 19, 24) und Grawert (51, 63), vor allem aber die neu mitgeteilten von Oppen (48) und Lossau (131). Indessen beschränkte sich die Kommission von vornherein nicht auf die Beratung der vom König zur Debatte gestellten Fragen, sie ging in dem einen entscheidenden Punkte darüber hinaus, der in der Aufzeichnung Friedrich Wilhelms III. nicht berührt worden war: in der Frage der Allgemeinen Wehrpflicht. Wie Scharnhorst schon unter dem 31. Juli eine Miliz vorgeschlagen hatte, so nahm die Kommission unter dem 31. August den Vorschlag unter der Bezeichnung „Reserve-Armee" (42) wieder auf, um ihn schließlich am 15. März unter geringfügigen Abänderungen als „Vorläufigen Entwurf zur Verfassung der Provinzial-Truppen" von neuem vorzulegen (130).

[6]) Das Ortelsburger Publikandum vom 1. Dezember 1806, gedruckt in der Veröffentlichung des Generalstabes „1806, das Preußische Offizierkorps und die Untersuchung der Kriegsereignisse", Berlin 1906, S. 7 ff. — Die neue Publikation setzt erst mit dem Friedensschluß ein.

Digitized by Google

brauchte, ließ er sich endlich im September 1808 zu einem Vertrag mit Preußen über die Restzahlungen und über die Räumung herbei. Das war die sogenannte Septemberkonvention, die Preußen neue Lasten aufbürdete; sie setzte die noch zu leistenden Zahlungen auf insgesamt 140 Millionen Franken fest, behielt Frankreich ein Besatzungsrecht der Oderfestungen Stettin, Küstrin und Glogau mit den entsprechenden Militärstraßen vor und beschränkte das preußische Heer unter Verbot jeder Reservearmee- oder Milizbildung auf 42 000 Mann. Stein, Scharnhorst und Gneisenau waren für Ablehnung dieses Vertrages, der eine jahrelange Versklavung Preußens bedeutete. Sie drangen damit nicht durch. Der König ratifizierte die Konvention, und damit erhielt die Heeresreform ihre entscheidende Wendung: Sie konnte nicht mehr an Miliz- oder Provinzialtruppen denken, sie mußte sich auf eine Heereseffektivstärke von 42 000 Mann einrichten.

Aber der Spielraum, der innerhalb dieses festgefügten Rahmens blieb, wurde voll ausgenutzt. Das Krümpersystem wurde ausgebaut und verbessert; die Bürgergarden wurden für „die innere Polizei und die deshalb nötige Besetzung der inneren Wachen" beibehalten (314), und in Städten, die keine Militärbesatzung erhielten, wurden solche neu errichtet (391)[9]).

Es scheint doch, als ob der König dem Gedanken einer Reservearmee oder ähnlichen Einrichtungen nicht abgeneigt war und nur vor Räumung des Landes durch die Franzosen nicht an seine Verwirklichung herangehen konnte. Die Septemberkonvention machte die Durchführung dieser Absicht dann unmöglich. Allerdings wollten Scharnhorst und die Reorganisationskommission den Gedanken wenigstens insofern retten, als sie den Ersatz für das Krümpersystem nach der allgemeinen Wehrpflicht unter Entscheidung durch das Los einziehen wollten (Konskriptionsregulativ vom 20. Dezember 1808, Nr. 389). Dem hat sich der König damals doch versagt, aber wohl weniger aus einer grundsätzlichen Abneigung, als aus Scheu vor Napoleon und vor dem Aufsehen überhaupt, das eine solche Maßregel machen mußte.

So wurde die allgemeine Wehrpflicht noch nicht eingeführt. Aber alle Einzelmaßnahmen wurden darauf zugeschnitten. Auch die Reformgegner sahen doch ein, daß es darauf ankam, die Kluft, die sich zwischen dem Militär und dem Bürgertum aufgetan hatte, zu überbrücken. So äußerte sich Graf Lottum über das Avancement Nichtadliger zu Offizieren, daß zwar nach den Erfahrungen anderer deutscher Staaten kein militärischer Vorteil davon zu erwarten sei. „Wenn man aber glaubt, daß eine solche Bestimmung vorteilhaft auf den Geist und die Stimmung gegen die Armee von

[9]) Nur nebenbei sei auf die für den König ganz charakteristische Kabinettsordre vom 17. Dezember 1808 über das Verhältnis von Militär und Bürgergarde (383) hingewiesen.

Digitized by Google

einer zahlreichen und einflußreichen Klasse der Staatsbürger wirken kann, welches wohl der Fall zu sein scheint, so würde sie in dieser Hinsicht allerdings anzuraten, sodann aber dabei zu bestimmen sein, daß die Annahme der Gefreiten Korporals den Regimentschefs ohne Beziehung auf irgendeinen Stand nur unter der unerläßlichen Einschränkung zu gestatten sei, daß die jungen Leute nicht allein durch eigene Bildung, Erziehung und Unterstützung aus eigenem oder elterlichem Vermögen gehörig qualifiziert, sondern aus solchen anständigen und gebildeten bürgerlichen Familien wären, daß durch ihre Familienverbindung keine Kollisionen mit ihrem zukünftigen Stand zu besorgen blieben." (36) Das war eine Stellungnahme, wie sie durchaus begreiflich und auch den Reformern annehmbar sein konnte, obschon in dem Absprechen jedes militärischen Vorteils von der Annahme nichtadliger Junker eine gewisse Kurzsichtigkeit nicht zu verkennen ist. Und Lottum zog nun sofort auch die andere Folgerung: Daß mit der Öffnung des Offizierstandes für das Bürgertum auch die bürgerlichen Berufe für den Adel eröffnet werden müßten. Der Neubau des Heeres mußte in enger Verbindung mit den allgemeinen politischen und sozialen Reformen geschaffen werden; nur mußte er im Interesse einer baldigen Befreiung den anderen Reformen in mancher Hinsicht vorauseilen, so daß, als die Stunde der Befreiung schlug, ein kampfbereites, nach modernen Grundsätzen ausgebildetes Heer als Grundstock vorhanden war und darüber hinaus alle Vorbereitungen getroffen waren, um sich daran eine allgemeine Volksbewaffnung anschließen zu lassen, ohne daß jedoch die bürgerliche Reform auch nur entfernt entsprechend weit gediehen war. Später konnte man dann ihren Zusammenhang einigermaßen vergessen, und nachdem der Druck der Fremdherrschaft aufgehört hatte, wurde auch die Nötigung zu ihrer Durchführung schwächer, der sich *vor* der Befreiung doch fast alle mehr oder weniger gefügt hatten.

Im rein Technischen konnten am wenigsten Meinungsverschiedenheiten entstehen, ebenso wenig dort, wo die Ehre der Armee und des Offizierstandes auf dem Spiel stand wie bei der Bestrafung der Kapitulationen. Daß die Ausbildung der Truppen mehr auf den Felddienst und weniger auf den Paradedrill eingerichtet werden müßte, war auch die Ansicht solcher Reaktionäre wie Yorck oder Marwitz. Ihr entsprach die „Vorläufige Instruktion für die Übung der Truppen" vom 3. Juni 1808 (169), und fünf Offiziere, darunter Yorck, Bülow und Gneisenau, wurden mit der Ausarbeitung von Ausbildungsvorschriften beauftragt (172). Für die Übungen der Beurlaubten, die nicht zu ihren Truppenteilen eingezogen werden sollten, wurden besondere Bestimmungen erlassen (214, 215, 235). Sie sollten durch eigens dazu in die Ersatzbezirke geschickte Offiziere und Unteroffiziere an Sonn- und Feiertagen exerziert werden, „jedoch unbeschadet des Gottesdienstes", wie der König eigenhändig hinzusetzte. Bemerkenswert ist, daß in der Instruk-

Digitized by Google

tion vom 12. August 1808 dabei auch von „ganz rohen Rekruten" die Rede ist.

Auf die Einzelheiten der Bestimmungen über Bewaffnung, Bekleidung, Ersparnisse, auf welche die Not der Zeit dringend hinwies, und dgl. kann nicht weiter eingegangen werden, so viel des Bemerkenswerten hier auch — zuweilen zwischen den Zeilen — steht. Die Akten über die Errichtung des Kriegsministeriums sind zumeist der ersten Reihe der Publikation vorbehalten geblieben (64, 207, 397). Die Vorschläge, Berichte usw. über die Einrichtung des Generalstabes stehen mit ihnen in einem gewissen Zusammenhang (89, 90, 91, 92, 197). Alles diente dem einen großen Ziel, das Scharnhorst in Abwehr unverständiger Angriffe später kurz dahin gekennzeichnet hat: „Den Geist der Armee zu erheben und zu beleben, die Armee und Nation inniger zu vereinen und ihr die Richtung zu ihrer wesentlichen und großen Bestimmung zu geben, — dies ist das System, welches bei den neuen Einrichtungen zugrunde liegt — und dieses mögen diejenigen erst studieren, welche sie beurteilen wollen."

Wie steht es mit Frankreichs Treibstoffversorgung?

Von Dr. Walter Flemmig.

Der französische Verbrauch an Treibstoffen ist in den letzten Jahren bis auf 7 Mill. t, davon 2,5 Mill. t Benzin, gestiegen, d. h. Frankreich steht unter den Erdöl verbrauchenden Ländern hinter USA., Rußland, Großbritannien an vierter Stelle. Die einheimische Gewinnung von Rohöl ist im Rahmen des Gesamtbedarfes unbedeutend. Sie betrug letzthin etwas über 70 000 t, die fast restlos aus dem Pechelbronner Gebiet stammten. Zu erwähnen ist noch das Vorkommen von Erdöl bei Gabian im Departement Hérault, wenn auch bei den geringen Mengen die Ausbeute bis jetzt noch wenig lohnend gewesen ist.

Es ist infolgedessen verständlich, wenn Frankreich seit mehr als 15 Jahren bestrebt gewesen ist, sich bezüglich der Erdölversorgung zu sichern, einmal auf dem Wege der Verbreiterung der inländischen Rohstoffgrundlage, zum anderen in Richtung der Heranziehung der Kolonien. Frankreich, das den Mangel eigener Ölreserven im Weltkriege so empfindlich zu spüren bekam, versuchte schon sehr früh, diese Lücke durch eine starke Einflußnahme des Staates auf die Erdölwirtschaft im Inlande und in den Kolonial- und Mandatsgebieten zu schließen. Dabei waren weniger wirtschaftliche als vielmehr wehrpolitische Erwägungen maßgebend. So wurden z. B. im Rahmen des Arbeitsbeschaffungsprogramms vom Jahre 1936 von der damaligen französischen Regierung 84 Mill. Franken dem « Office National des

Digitized by Google

Combustibles Liquides» zugewiesen, deren Zweck darin bestand, die Bohrungskosten in Frankreich, den Kolonien und den Mandatsgebieten zu decken. Darüber hinaus wurden zusätzliche Kredite für die Kolonien bewilligt. Große Hoffnungen wurden auf die Erschließung der marokkanischen Vorkommen gesetzt, doch wie auch in den sonstigen Fällen blieben die Ergebnisse recht mager.

Bemerkenswert ist, daß sich bei allen Bemühungen der letzten Jahre der Staatseinfluß auf die Erdölwirtschaft des Landes immer deutlicher bemerkbar machte. Das von der Regierung geschaffene «Office National des Combustibles Liquides» beschritt eine Reihe von Wegen, um die Lage der Ölversorgung des Landes zu verbessern. Abgesehen von den schon erwähnten zusätzlichen Krediten für Bohrungen in den Kolonien waren die Beteiligung an der Iraq Petroleum Co., die etwa zwei Fünftel der gesamten französischen Erdöleinfuhr sicherstellt, der Abschluß des rumänischen Petrofina-Vertrages weitere Etappen der französischen Ölpolitik. Der größte Teil des Erdöls wird aus dem Irak bezogen, und zwar waren es 1938: 3,14 Mill. t bei einer Gesamteinfuhr von Erdölerzeugnissen in Höhe von 8,14 Mill. t. An zweiter Stelle als Erdöllieferant stehen die Vereinigten Staaten mit 2,3 Mill. t, an dritter Venezuela mit 0,6 Mill. t; beachtliche Erdöleinfuhren wurden auch mit Peru (0,4 Mill. t) und Kolumbien (0,3 Mill. t) getätigt. Aber alle diese Versorgungsquellen liegen fern von Frankreich, und wer garantiert, daß die Zufahrtswege immer offen sind?

Ein weiterer Abschnitt in den Bemühungen der Sicherstellung der französischen Treibstoffversorgung sind die Bestrebungen, die Raffinerietätigkeit im Lande auszubauen, um die Einfuhr von Destillationsprodukten zugunsten der Rohöleinfuhr zu drosseln, was nicht nur eine erhebliche Devisenersparnis mit sich bringt, sondern auch die Ansammlung von Vorräten begünstigt. Diese Politik ist, allgemein betrachtet, erfolgreich gewesen, denn innerhalb von fünf Jahren, und zwar von 1931 bis 1936, ging die Einfuhr von Erdöldestillationsprodukten von 3,5 Mill. auf 1,3 Mill. t zurück. Im letzten Jahre entfielen von 8,14 Mill. t Gesamterdöleinfuhr 6,97 Mill. t auf Rohöl. Mittels dieses Ausbaues einer ausgedehnten Raffinerieindustrie, die sich zum größten Teil in Küstennähe befindet, war es der französischen Regierung möglich, im Hinblick auf die große Einfuhrabhängigkeit der französischen Erdölwirtschaft schon früh die Schaffung von Ölkriegsreserven in Angriff zu nehmen. Zunächst wurde durch ein Raffineriegesetz vom Jahre 1928 für einen Mindestvorrat von Erdölerzeugnissen gesorgt. Durch ein Dekret vom Mai 1936 wurde der Zwang zur Vorratshaltung von einem Viertel auf ein Drittel des Jahresabsatzes erhöht. In Verbindung mit einem schwierigen Lizenzsystem war man kürzlich so weit, eine Verpflichtung zur Lagerhaltung zu bestimmen, die bis zu drei Viertel des Jahresbedarfs beträgt.

Digitized by Google

Naturgemäß konnten diese Maßnahmen eine Verstärkung des Selbstversorgungsanteils nicht herbeiführen, so daß das Office National sein Augenmerk ebenfalls auf die Bestrebungen lenkte, die Deutschland zur Behebung seiner Erdöleinfuhrunabhängigkeit durchführte. Die Kohlehydrierung stieß auf die Schwierigkeiten, die darin bestehen, daß Frankreich nicht über die großen Kohlenvorkommen verfügt wie etwa Deutschland. Auch qualitativ ist die Kohle wenig für die Verflüssigung geeignet, so daß man versteht, warum Frankreich so wenig Ergebnisse in dieser Richtung hin bis heute erzielte. Es bestanden zwar Pläne, Kohleverflüssigungsanlagen zu bauen, die eine Jahresproduktion von 300 000 t liefern sollten. Bis heute ist nur ein Teil erfüllt worden, und zwar werden nicht mehr als 50 000 t synthetischer Treibstoff geliefert, so daß der Kohleverflüssigung in Frankreich nur sekundäre Bedeutung beizulegen ist.

Dem Zwecke, die Einfuhrabhängigkeit in Treibstoffen zu mindern, dient die Beimischung von Sprit. Aber auch hier bestehen Grenzen, die sich aus dem Ausfall der jeweiligen Ernte ergeben. Im Jahre 1936 wurden 4,16 Mill. hl Sprit für Treibstoffzwecke geliefert, 1937 noch 2,5 Mill. hl, und für 1938 berechnete man nur noch 1,5 Mill. hl. Außerdem ist man in den letzten Jahren dazu übergegangen, Holzgas als Treibstoff für Kraftwagen heranzuziehen. Es war geplant, 10 Mill. cbm Holz jährlich zu fällen und für Treibzwecke einzusetzen, wobei man erwartete, damit 200 000 Automobile mit Treibstoff versorgen zu können. Obwohl eine große Propaganda für die Holzgasverwendung in Frankreich aufgezogen wurde, die öffentlichen Güter- und Personentransportbetriebe vom 1. Januar 1939 ab einen bestimmten Teil ihres Wagenparks mit Holzgasmotoren versehen mußten, dürften im Augenblick höchstens 5000 Wagen mit Holzgasantrieb versehen sein. Auch die Gewinnung von Mineralöl aus Ölschiefer (40 Ölschieferkonzessionen sind in den verschiedensten Teilen des Landes vergeben, doch dürften nur wenige davon ausgebeutet werden) ist fast bedeutungslos und kaum nennenswert steigerungsfähig.

Die französische Eigenversorgung an Treibstoff würde mit einer Erdölförderung von etwas über 70 000 t, einer Schieferölgewinnung von 7000 t, einer synthetischen Produktion von 50 000 t, einer Treibspritgewinnung von rd. 150 000 t, einer Benzolgewinnung von 80 000 t und einer Holzgaserzeugung von 50 000 t etwa 6 v. H. des inländischen Gesamtverbrauchs — und das in normalen Zeiten — betragen. In einem Kriege ist selbstverständlich der Treibstoffverbrauch Frankreichs, der im Jahre 1938 6,9 Mill. t betrug, wesentlich größer, und es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß er je nach Intensität der Kampfhandlungen 15 bis 20 Mill. t erreichen würde. Der Selbstversorgungsanteil ist also dann verschwindend gering und die Sicherstellung des riesigen Bedarfes hängt einzig und allein davon ab, genügend Tankschiffe zur Verfügung zu haben und die Zufuhren des über-

Digitized by Google

seeischen Erdöls militärisch zu sichern. Die französische Tankflotte ist infolge des schon seit einiger Zeit bestehenden Subventionsverfahrens zwar auf 520 000 t erhöht worden, aber zur Sicherstellung des Bedarfs wird man auch weiterhin in größerem Umfange auf ausländische Tankschiffe angewiesen bleiben. Stehen aber solche in genügender Zahl zur Verfügung, da die englischen Tanker für den Bedarf Englands voll beansprucht werden? Hinzu kommt, daß die Erzeugung der Überseeländer erst dem außerordentlich gesteigerten Kriegsbedarf angepaßt werden muß.

Aus all diesen Argumenten spricht die Tatsache, daß Frankreich auf dem Gebiete der Treibstoffversorgung kriegswirtschaftliche Aufgaben zu meistern hat, deren Lösung äußerst fragwürdig ist. Denn im Gegensatz zu Deutschland ist Frankreichs Treibstoffversorgung in der Hauptsache gleich der englischen ein reines Transportproblem, das militärischen Aktionen gegenüber sehr empfindlich ist.

Aus der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften.

Arbeitsplan für das Winterhalbjahr 1939/40.

Infolge der veränderten politischen Lage nahm die Gesellschaft ihre öffentliche Tätigkeit für das Winterhalbjahr 1939/40 erst im November wieder auf.

Arbeitsgemeinschaften. Wie alljährlich werden auch dieses Jahr folgende Arbeitsgemeinschaften ihre Sitzungen wieder abhalten:

1. Kriegsphilosophie (Semesterthema: Zur Kulturgeschichte des Krieges), Leiter: Oberregierungsrat Linnebach;
2. Wehrpsychologie (Semesterthema: In welchem Sinne gibt es eine Erziehung zu Mut und Tapferkeit), Leiter: Oberregierungsrat Dr. Simoneit;
3. Wehrwirtschaft, Leiter: Dr. Osthold;
4. Marinefragen, Leiter: Admiral z. V. Prentzel;
5. Luftschutz, Leiter: General d. Art. a. D. Grimme;
6. Gasschutz, Leiter: General d. Art. a. D. Grimme (in Vertretung des dienstlich verhinderten Generalmajors v. Tempelhoff);
7. Wehrtechnik, Leiter: Oberstleutnant Justrow;
8. Wehrpolitik, Leiter: Oberst z. V. Ritter von Xylander.

Die Arbeitsgemeinschaften Kriegsgeschichte und Wehrverkehrsfragen fallen vorläufig aus.

Im Monat November tagten folgende Arbeitsgemeinschaften: Arbeitsgemeinschaft Wehrpolitik am 7. 11., es sprach Dr. Isbert vom Auslandsinstitut Stuttgart über das Thema „Volkspolitische Kartographie und ihre Bedeutung für die Landesverteidigung"; Arbeitsgemeinschaft Wehrpsychologie am 15. 11., Regierungsrat Dr. v. Renthe-Fink, der erste Preisträger des Preisausschreibens 1938/39, hielt den Einführungsvortrag zu dem Semesterthema „In welchem Sinne gibt es eine Erziehung zu Mut und Tapferkeit". Die Arbeitsgemeinschaft Wehrtechnik eröffnete ihre Tätigkeit am 17. 11. mit einem Vortrag von Professor Dr. Schardin über „Die Anwendung der Photographie und Kinematographie zur Untersuchung ballistischer Vorgänge".

Vorträge. Die Reihe der allgemeinen Vorträge wurde ebenfalls im November begonnen; sie werden monatlich ein- bis zweimal gehalten. Der erste Vortragsabend fand am 10. 11. statt. Vor überfülltem Saal sprach der Stellvertreter des General-

Digitized by Google

bevollmächtigten für die Wirtschaft, Staatssekretär Dr. Posse, über „Deutsche Kriegswirtschaft".

Stützpunkte. Die Aufgabengebiete der Gesellschaft haben nach Kriegsausbruch noch eine wesentliche Erweiterung erfahren: Die Gesellschaft ist vom Oberkommando der Wehrmacht für Kriegsdauer mit der Durchführung einer planmäßigen wehrpolitischen Vortragsarbeit betraut worden. Träger dieser Arbeit sind die in allen Wehrkreisen errichteten Hauptstützpunkte und Stützpunkte der Gesellschaft. Eine Liste der Stützpunkte wird in einem der nächsten Tätigkeitsberichte veröffentlicht.

Gründung der Zweigstelle Hannover. Das in der jetzigen Zeit überall besonders starke wehrgeistige Interesse hat zu der Gründung einer Zweigstelle in Hannover geführt. Leiter der Zweigstelle ist Oberstleutnant a. D. von Feldmann. Am 17. 11. fand der erste Vortragsabend bei überfülltem Hause statt. Admiral z. V. Prentzel, der Vizepräsident der Gesellschaft, eröffnete den Abend in Vertretung des dienstlich am Kommen verhinderten Präsidenten, General der Flieger von Cochenhausen; danach sprach Generalmajor a. D. Dr. h. c. Schwertfeger über das Thema „England und das Versailler Diktat".

Zweigstelle Breslau. Die von General d. Art. a. D. Nehbel geleitete Zweigstelle Breslau unserer Gesellschaft hat ihre Wintertätigkeit mit einem sehr gut besuchten Vortrag von Staatsrat Professor Dr. Frhr. v. Freytag-Loringhoven über „Die politische Lage" eröffnet. Der Vortragende wies in seiner knappen, aber sehr klaren und überzeugenden Darstellung nach, wie ganz anders die wirtschaftliche und wehrhafte Lage Deutschlands heute im Vergleich zu 1914 ist. Am 13. 11. sprach der Referent für Wehrwirtschaftsfragen von der dortigen Wehrwirtschaftsinspektion, Dr. Saath, über „Der Zuwachs der Wehrwirtschaftskraft Deutschlands durch die Besetzung Polens". Der Vortragende gab einen guten Überblick über die politische und soziale Struktur Polens vor dem Kriege und entwickelte dann die Wirtschaftsmöglichkeiten des neu gewonnenen polnischen Raumes unter deutscher Oberhoheit. In der ersten Arbeitsgemeinschaftstagung am 20. 11. referierte General d. Art. a. D. Nehbel über das Thema „Wie studiert man Kriegsgeschichte?" Im Monat Dezember spricht in einem weiteren allgemeinen Vortrag Oberst z. V. Ritter von Xylander über „Deutsche Kriegskunst und Truppenleistung in Polen" (mit Lichtbildern).

Neuerscheinungen. Auf Veranlassung der Gesellschaft befinden sich folgende Veröffentlichungen in Vorbereitung, die Anfang 1940 erscheinen werden: Die Verteidigung Mitteleuropas (Verlag Eugen Diederichs, Jena); Die Wehrwirtschaft im Machtkampf der Völker (Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin); Das wehrpolitische Taschenbuch Heer, Flotte und Luftwaffe, Jahrgang 1940 (Verlag Dr. Riegler, Berlin).

Bezug durch die Feldpost

Angehörige der Wehrmacht, die eine Feldpostnummer haben und zu einem Feldpostamt gehören, können **„WISSEN UND WEHR"** gegen Entrichtung des Bezugsgeldes bei ihrem Feldpostamt mit Angabe ihrer Feldpostnummer bestellen. Sie erhalten dann die erscheinenden Hefte regelmäßig unter Streifband als Feldpostsendung.

Verlag E. S. Mittler & Sohn · Berlin SW68

Hauptschriftleiter i. R.: Karl Linnebach, Potsdam, Burggrafenstr. 28. Verantwortlich für den Anzeigenteil: E. Mulack, Berlin SW 61, Urbanstr. 7.

„Wissen und Wehr" erscheint im laufenden Jahrgang zwölfmal. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 3 gültig. Einzelheft RM 1,75. Bezugspreis halbjährlich RM 7,50. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen oder der Verlag entgegen. Abbestellungen können nur bis spätestens 3 Wochen vor Beginn eines neuen Halbjahres angenommen werden. Alle das Abonnement oder die Zustellung betreffenden Zuschriften sind an die Verlagsbuchhandlung E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68, Kochstr. 68—71 (Postscheckkonto Nr. 540, Berlin NW 7), oder an diejenige Vertriebsstelle — Buchhandlung oder Zeitungsspediteur — zu richten, die die Bestellung vermittelt. Erfolgt die Zustellung durch die Post, so sind Anschriftenänderungen dem Postamt, durch das die Lieferung geschieht, sogleich mitzuteilen. — Ernst Siegfried Mittler und Sohn, Buchdruckerei, Berlin SW 68, Kochstr. 68—71.

Digitized by Google

Digitized by Google

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

19Aug62JM

REC'D LD

AUG 6 1962

LD 21A-50m-3,'62
(C7097s10)476B

General Library
University of California
Berkeley

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google